

Bibliotheks-Ordnung.

1. Bücher werden nur gegen Lösung einer Jahreskarte zu Mk. 3.— und einer Lesekarte zu 25 Pfg. entliehen.
2. Die Leihzeit eines Buches darf die Frist von 3 Wochen nicht überschreiten; wird bei einem Buch wissenschaftlichen Inhalts, Verlängerung der Leihzeit gewünscht, so muß dies bei der Bibliotheksverwaltung angezeigt werden. Romane, Novellen ꝛc., werden nicht verlängert.
3. Wer ein Buch verliert oder beschädigt, hat für dasselbe Ersatz zu leisten; es ist verboten, die Bücher mit Randbemerkungen zu versehen.
4. Der rechtmäßige Eigentümer einer Leihkarte haftet für alle Bücher, die auf Grund derselben entliehen werden. Bücher an Dritte, die nicht demselben Haushalt angehören, weiter zu verleihen, ist strengstens untersagt.
5. Bücher können vorausbestellt werden; die vorgemerkten Bücher werden 3 Tage für den Besteller frei gehalten.
6. Leser, in deren Familie oder Haus eine ansteckende Krankheit herrscht, dürfen während dieser Zeit die Bibliothek nicht benutzen.
7. Etwaigen Wohnungswechsel hat der Leser sofort anzuzeigen.

Die neue Rundschau

XXVIIIter Jahrgang der freien Bühne

1916

Band 1





Berlin / S. Fischer / Verlag


LIBRARY
SEP 25 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Reisen, Gedichte:

Aufsätze:

Rundschau:

Anmerkungen:

Weltpolitische Konzentration

von Otto Hoetzsch

Im Verlage dieser Zeitschrift ist kürzlich ein anziehendes und nachdenkliches Büchlein erschienen: „Gedanken zur deutschen Sendung“ von Alfred Weber, dem Heidelberger Volkswirtschaftler. Anziehend und nachdenklich, weil es uns das Ringen der Gedanken zeigt, das sich abspielt in der Seele eines Mannes, der als Gelehrter mit dem höchsten Geistesleben seiner Nation verbunden ist und zugleich als Soldat mitten im Kampfe steht. Vielem, besonders in der Anschauung der innerdeutschen Verhältnisse, stimme ich nicht zu, vieles regt jedenfalls zum Denken an. Was aber dem, der sich aus Neigung oder Beruf mit der großen Politik beschäftigt, vornehmlich an diesem Büchlein auffällt, ist, wie fremd auch einem Hochgebildeten, einem der geistigen Führer unseres Volkes, die spezifischen Probleme der auswärtigen Politik sind, und dafür darf die Anschauungsweise dieses Buches als für weite Schichten typisch angenommen werden. Auch ein Gelehrter, der, wie Alfred Weber, durch seine Wissenschaft den Problemen des Staatslebens und der Stellung eines Staates im Kreise der anderen Mächte an sich näher gerückt ist, hat ihnen im Frieden nicht die Aufmerksamkeit geschenkt, die im Kriege ermöglicht, den ins Rollen gekommenen großen politischen Fragen gleich fest ins Auge zu sehen, ohne sich umwerfen zu lassen. Der Gegensatz: Rußland oder England? bewegt die Gedanken dieses deutschen Forschers und Soldaten aufs tiefste, und nachdem er im Anfang in England den Hauptfeind der deutschen Zukunft gesehen hat, vollzieht sich fast von einer zur anderen Seite ein grundlegender Umschwung, für den, wie es scheint, das Studium der kleinen, interessanten, aber keineswegs richtigen Schrift Leuthners über den russischen Volksimperialismus und der Beginn unserer Offensive im Osten entscheidend gewesen sind. Dann aber kehrt mit einem, wie mir scheint, immanenten Druck die Erwägung schließlich doch halb und halb auf den Ausgangspunkt zurück; wenigstens möchten wir dieses aus Seite 101 schließen.

Wie der Verfasser, ringen heute Hunderte, ja Tausende mit diesen Fragen und um so stärker, da ihre öffentliche Erörterung und Klärung aus an

sich sehr guten Gründen noch unterbunden ist. Gerade die Gebildeten unseres Volkes aber, die vielfach zugleich die unpolitischsten sind, die sich mit der Abwendung von dem immer schärfer und wüster werdenden Parteikampf im Innern zugleich auch von den Fragen der großen Politik abgewendet haben, stehen dabei vor einem großen und schweren Mangel. In dem Riesenkampfe, in dem wir stehen, der ungeheure Probleme auch unseres inneren Lebens aufrührt, klingt es ja lächerlich schulmeisterlich, wenn man darauf hinweist, wie wenig Vorarbeit aus dem Frieden das politische Sehnen derer in unserem Volke, die einem eigenen Urteil zustreben, heute vorfindet. Aber das muß hervorgehoben werden. Es ist unter allen Umständen ein schwerer Mangel, es erweist eine Lücke unserer ganzen geistigen Arbeit, wenn Urteile über die Zentralfragen unseres heutigen Kampfes und unserer deutschen Zukunft auf völlig unzureichende Erkenntnis, oft auf Stimmungsmache begründet werden, wenn in der Hitze des ersten Gefechtes niedergeschriebene Behauptungen über den einen oder anderen unserer Gegner das Fundament für eine Gesamtanschauung bilden, weil sie von Männern kommen, die man für sachverständig hält. Wie wenig ist zum Beispiel für die gedankliche Vorbereitung der großen Kämpfe nach Südosten getan worden, an deren Fragen der Weltkrieg letzten Endes ausbrach und die wir jetzt mit unserem Blut auch an Ort und Stelle weiter getragen haben, bis die Vereinigung mit Bulgarien und der Türkei sich vollzog! Wir preisen es als einen wundervollen Erfolg der preußisch-deutschen Disziplin, wenn unser Volk in diesen Südostkampf mit der gleichen Tapferkeit und Begeisterung hereinging wie in die Kämpfe um Ostpreußen und mit dem Erbfeind im Westen. Aber für das, was daraus in politischer und wirtschaftlicher Ausgestaltung werden soll, reicht doch ersichtlich diese Geistesverfassung nicht aus. Und wo findet der, der danach sucht, heute die Möglichkeit, sich ein Urteil zu bilden über die politische Bedeutung des Islam, über den staatlichen Aufbau der Türkei, über die Intensität und Art der deutschen, der österreichischen, der ungarischen wirtschaftlichen Beziehungen mit den Balkanstaaten und der Türkei, über die Erschließungsmöglichkeiten in Vorderasien, über das innere Verhältnis der nordafrikanischen oder indischen Islambekenner zum Kalifen und Sultan und was dergleichen Fragen mehr sind? Allgemach wird es höchste Zeit, daß wir aus dem Zustande herauskommen, in dem wir lediglich Schlagworte wie Berlin-Bagdad oder ähnliches unbesehen von Hand zu Hand weitergeben und kaum merken, daß sie sich böse abnutzen wie jede gängige Münze. Und was für die Türkei gilt, gilt ähnlich auch für die anderen Länder, mit denen wir im Bunde stehen oder gegen die wir kämpfen. Am besten ist es noch mit der Kenntnis Englands bestellt. Aber wie wenige von denen, die heute Schulter an Schulter mit den österreichisch-

ungarischen Waffenbrüdern im Kampfe stehen, haben ein auf genaue Kenntnis gegründetes, intimes Verständnis für ihren komplizierten Staatsbau? Warum kommen unsere Erwägungen über die Vertiefung des Bündnisses mit Österreich-Ungarn vielfach so wenig vom Fleck? Doch, weil auf unserer Seite das Urteil über die innere Struktur Österreich-Ungarns, über das Kräfteverhältnis der Nationalitäten in ihm, über den Dualismus, über die Bedeutung der zentralen Institutionen in ihm viel zu unsicher und zu schwach ist.

Kurz: wir dürfen sagen, daß hier in unserer geistigen Arbeit viel nachzuholen ist, und daß den Wissenschaften, die diesen Fragen nahe stehen, schon im Kriege, noch mehr nach dem Kriege eine gewaltige, aber auch herrliche Aufgabe erwächst. Wer Fühlung hat mit jungen Offizieren oder Akademikern, der weiß, welch ein Hunger nach solch politischer Bildung in ihnen lebt. Kommen sie aus dem Feld zum Besuch in die Heimat, so mögen sie oft kaum den Fragen nach draußen antworten, und man hat Mühe, das Gespräch am Gang der Kriegsereignisse festzuhalten. Dafür kommen sofort die politischen Fragen: wie stehts mit Italien, mit Griechenland, mit Rumänien, mit dem Zug nach dem Suezkanal, Hauptfeind, Kriegsziele usw. usw.? Und immer wird dann klar, wie wenig an vorbereitender Arbeit diesen Kämpfern früher mitgegeben worden ist. Wir brauchen entschlossene Konzentration der wissenschaftlichen Disziplinen in diesen Dingen, wir brauchen dazu auch die organisatorische Ausgestaltung unseres Hochschulstudiums. Die Erörterungen um eine deutsche Auslandshochschule werden sich stets totlaufen, wenn sie sich lediglich um die Frage einer besseren Ausbildung unserer Diplomaten drehen, und wenn sie nicht diese große Lücke entschieden ins Auge fassen, bei der wir unerörtert lassen, warum und woher sie entstand, und lieber suchen, wie wir sie mit aller Kraft ausfüllen. Den Universitäten und den Kultusministerien fällt eine große neue Aufgabe in der Erfüllung dieses Bedürfnisses nach objektiver politischer Bildung und Erziehung zu, aus der allein eine gemeinsame politische Atmosphäre, eine politische öffentliche Meinung hervorgehen kann, die nicht, wie wir es in diesem Kriege sehen, im Umsehen den Boden unter den Füßen verliert und wildesten Gerüchten, unbewiesensten Behauptungen Glauben schenkt. Auch der Ausgang des Krieges ist dafür nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Denn wir bestreiten, daß diese Gedanken und Forderungen darunter leiden müßten, wenn der Krieg nicht so ausgehen sollte, wie wir es hoffen und vertrauen. In beiden Fällen ist uns diese Arbeit, die die Hochschulen, die Ministerien und nicht zuletzt den für die Gestaltung unserer geistigen Produktion so wichtigen Verlagsbuchhandel angeht, von nöten. Bringt uns der Krieg, wie wir fest vertrauen, die Erfüllung unserer Wünsche, so liegt auf der Hand, daß diese uns vor

neue Probleme stellt, die, geistig durchdrungen, gelöst und beherrscht werden müssen. Fügt es das Schicksal nicht so, daß bereits dieser Kampf die Grundlagen der deutschen Zukunft vollständig sicher legt, so müssen wir erst recht für die Vorbereitung der weiteren Zukunft tätig sein, damit wir nicht noch einmal politisch so unvorbereitet in einen Kampf um unsere Existenz hinausgehen, wie wir im August 1914 gezwungen waren.

Eine Abschweifung scheinen diese Erörterungen zu sein und auf ein Gebiet zu zielen, das uns heute recht sekundär vorkommt. Aber sie haben im Rahmen dieser Betrachtungen ihr volles Recht. Denn sie stehen unter dem obersten Gesichtspunkte, der sie bestimmt, dem Gesichtspunkt der Konzentration.

Wir sind heute mitten im Weltkriege in einer eigentümlichen Lage, die wohl niemals in der Geschichte unseres Volkes so wiederkehren wird. Die Aufgabe der Notwehr, die uns die Geschichte im letzten Jahre stellte, ist erfüllt. Wir sind der Grenzen unseres Staates sicher, und jede Betrachtung der Art, wie wir sie hier pflegen, soll beginnen, indem sie die Bedeutung dieser Tatsache hervorhebt und den Dank an die Faktoren, die das möglich machten. Der Vorstoß nach Westen ist mit solcher Schnelligkeit vor sich gegangen, daß er unser Volk gar nicht zum vollen Bewußtsein hat kommen lassen, wie er die Gefahr eines seit Jahren vorbereiteten Angriffsstoßes von unseren Grenzen zurückwies. Wir wissen Genaueres über den Kriegsplan der Engländer und Franzosen in dieser Richtung nicht, aber es gehört nicht viel Wissenschaft dazu, sich vorzustellen, daß die Franzosen auf dem Wege der alten Einbruchsstellen nach dem Main und Mitteldeutschland zu kommen strebten, und daß die völkerrechtswidrige Einordnung Belgiens in den englischen Kriegsplan dazu dienen sollte, so rasch wie möglich im rheinisch-westfälischen Industriegebiet in das Herz unserer Volkswirtschaft hereinzustoßen. Dem Gegenstoß, der für alle Zeiten deutscher Geschichte gepriesen werden wird, gelang es, diesen Gefahren entscheidend und dauernd zu begegnen, und dafür fällt es weniger ins Gewicht, daß der Vorstoß nach Frankreich herein an der Marne haltmachen mußte.

Stärker ist dem deutschen Osten die Gefahr zu Gemüt geführt worden. Bis tief nach Ostpreußen herein sind die russischen Truppen gekommen, das blühende Land hat die Schrecken der feindlichen Invasion und noch dazu durch ein halb barbarisches Heer aufs tiefste erfahren, und Posen wie Schlesien haben wochenlang vor dem gleichen Schrecken der Invasion gezittert. Darum ist im Osten die Nachwirkung des Feldzuges, der auch hier diese Gefahr beseitigte, tiefer als die im Westen. Die eigene Heimat hat der Feldmarschall von Hindenburg von den Feinden befreit,

den preußischen Osten in seiner Gesamtheit gerettet, so daß dieser heute friedlicher Arbeit nachgehen kann, während der Krieg auf den Feldern Polens, Litauens, Kurlands, Weißrußlands ausgetragen wird.

Nun aber ist diese Aufgabe gelöst, der Krieg im Westen, Osten und Südosten in feindliches Land, zum Teil sehr weit, hineingetragen. Was wird nun? Wo liegen die positiven Ziele der weiteren Kriegführung? Welches sind die Ziele, die für die Verstärkung der deutschen Macht in der Zukunft aus diesen beiden Teilen des Feldzuges gewonnen werden sollen? Man fühlt allgemein, daß die Formeln, die vorläufig die verantwortlichen Männer dafür geben können, zu wenig besagen. Sie können ja heute nicht mehr sagen, als daß ein ehrenvoller und dauerhafter Frieden erfochten werden müsse, der die Wiederkehr eines Angriffes wie im vorigen Jahre für immer ausschließt, und wie die vorsichtigen Formulierungen sonst heißen. Ebenso fühlt man, daß eine Formel nichts besagt oder Unmögliches verlangt, daß das deutsche Volk nicht eher Frieden schließen solle, als bis alle seine Gegner auf die Knie gezwungen seien. Da nun den verantwortlichen Männern die Stellung bestimmter Ziele noch nicht möglich ist, anderseits aber der unzerstörbare Glaube in uns lebt, daß die militärische Lage die Spekulation über solche Ziele gestattet, so ergibt sich der eigentümliche Zustand dieser Monate, von dem wir sprechen. Es ist vielen, die über diese Dinge nachdenken, heute so, als sei einmal das deutsche Volk ganz losgelöst von den Bedingtheiten seines wirtschaftlichen und geographisch-politischen Seins. Wir sind gewissermaßen in der Lage, uns a priori zu überlegen, wen wir in Zukunft als unseren oder unsere Hauptgegner betrachten wollen, in welche Richtung wir unsere Zukunft hineinleiten wollen, mit wem wir einen Bund schließen wollen. Mir fällt dabei eine Stelle ein, die ich einmal in Wilhelm Scherers Arbeit zur Geschichte der deutschen Sprache gefunden habe. Es sei gestattet, sie hierher zu setzen, mit der Bitte, sich das deutsche Volk in seinen denkenden und geistig ringenden Schichten von heute mitten im Weltkampfe darunter vorstellen zu wollen. Da heißt es: „Denke ich mir einen Menschen, der in blühendem Jugendalter sich zum höchsten Bewußtsein über sich selbst zu erheben vermöchte, so würde er den Stand und das Maß seiner Kräfte sorgfältig überschlagen, er würde nun versuchen, auf welche Gebiete menschlichen Tuns seine Hauptanlagen hinweisen, er würde dann den Lebenskreis prüfen, innerhalb dessen er zu wirken hat, er würde nach den öffentlichen Aufgaben streben, die ihrer Lösung harren, und aus der Vergleichung der allgemeinen Lage mit seiner individuellen Leistungsfähigkeit würde er zur Wahl der Begrenzung der Ziele gelangen, für die er seine Existenz einzusetzen bereit wäre. Hat er sich nicht selbst getäuscht, hat eine gereifte Einsicht oder glücklicher Blick in sich oder außer sich das

Richtige erkennen lassen, so werden manche irreführenden Phantome vor ihm weichen, er wird durch Beharrlichkeit vielleicht den höchsten Platz einnehmen, der ihm nach seinen natürlichen Anlagen zukommt." Klingt nicht aus den Tausenden von Gesprächen und Korrespondenzen, die heute um die deutsche Zukunft geführt werden, oft mit der heißen, auch einseitigen Leidenschaft, die den Deutschen dann ergreift, ein Gefühl wieder, wie es in dem von Scherer gezeichneten Jüngling waltet, wenn er die Schwelle ins Leben hinaus überschreitet?

Etwas Rührendes liegt in dieser Weise des Denkens und zugleich ein Glaube an die Jugendlichkeit und Jugendkraft unseres Volkes, den auch der Kühlere heute, vom Eindruck der Umwelt erschüttert, teilen muß, selbst wenn er sich sagt, daß das deutsche Volk, einmal die Altersstufen des Einzelnen in Parallele gestellt, heute wohl schon auf der Höhe des Mannes, am Anfang der vierziger Jahre etwa angelangt sei. Aber ohne Zweifel wird solche Betrachtungsweise, je länger der Krieg dauert und je mehr er nun auch zu politischen Entscheidungen drängt, zur Gefahr. Natürlich übersieht sie die Bedingtheiten unseres Seins. Wie wenig denkt man in solcher Erwägung oft daran, daß auch die größten Umwälzungen eines Krieges unsere politisch-geographische Lage, die unser Schicksal ist, nicht ändern können, unsere Lage im Herzen Europas, ausgesetzt dem Druck von West und Ost! Weiter: die unerhört ungünstige Lage unserer Küsten zu den Weltmeeren, die letzten Endes durch die großen Entdeckungen zu Beginn der Neuzeit verschuldet wurde, wird nur geändert, wenn es Deutschland gelingt, seine Nordseeküste selbst zu verlängern und zu erweitern, während kein irgendwie gearteter Ausgang des Krieges im Osten die weltwirtschaftliche Bedeutung der Ostsee wiederherstellt, die durch eben diese Zusammenhänge verloren gegangen ist. Oder: Deutschland hat einen bestimmten Grad des Kapitalismus erreicht, hinter den es nicht zurücksinken kann, wenn es nicht höhere Güter gefährden will, und damit ist wenigstens eine Richtung seiner zukünftigen Betätigung zwingend festgelegt. Schließlich: die Machtverhältnisse der Großstaaten außer uns, die zum Teil ja durch den Krieg berührt werden, zum Teil aber sich weiter gestalten ohne unsere Einflußnahme. Alle diese Hinweise könnten noch fortgesetzt werden, sie genügen aber, um die Forderung zu rechtfertigen, daß wir jetzt aus jener aprioristischen Anschauungsweise uns herüberleiten müssen in eine Weise der Betrachtung, die mit den Gegebenheiten unserer Lage und dem Zwang, der daraus folgt, von vornherein rechnet. Daraus ergibt sich nun abermals und jetzt in tieferem Sinne als oben gestreift der Zwang zur Konzentration. Aber wir können kaum schon sagen, daß die Erkenntnis von der Notwendigkeit zu einer konzentrierteren Betätigung in der Welt, als wir sie bisher übten, schon weitere Kreise ergriffen habe,

um so mehr als die Führung des Krieges notgedrungenermaßen davon eher ablenken muß und die politische Leitung noch nicht in der Lage ist, ihrerseits für die Erziehung daheim etwas zu tun.

Seit Mitte der neunziger Jahre ist Deutschland, wie wir schon herkömmlichgewordenermaßen sagen, in die Weltpolitik eingetreten. Eine Reihe von weltgeschichtlichen Ereignissen, die mit dem japanisch-chinesischen Krieg 1894 beginnen und die wir im einzelnen nicht aufzuzählen brauchen, eröffnete die neue Zeit, für die sich das Schlagwort der Weltpolitik rasch einbürgerte. Dieser Begriff läßt sich, wie wir glauben, ganz klar definieren und damit, was früher häufig bestritten wurde, auch die vor zwanzig Jahren begonnene neue Zeit begrifflich vollkommen scharf von dem Zeitalter Bismarcks und seiner Politik abheben.

Die Geschichte lehrt, daß die Begriffe Weltreich und damit Weltpolitik schon Jahrtausende alt sind, wenn auch diese Namen natürlich jüngeren Datums sind. Für jedes Zeitalter ist eben der Teil der Erde, den sein Horizont umspannte, seine Welt gewesen. Aber wenn man naiverweise in früheren Zeiten die Welt gleichsetzte mit dem Teil der Erde, der bekannt war, so ist heute die gesamte Erde nicht nur der geographischen Erkenntnis erschlossen, sondern auch dem Machtstreben der einzelnen großen Mächte unterworfen. Seitdem umspannt der Begriff Weltpolitik das gesamte Gebiet, bewohntes wie unbewohntes, unseres Planeten, und Weltpolitik im neuen Sinne hieß dann das Streben der Staaten, die in sich die Kraft dazu fühlten, auf diesem ganzen Raume Weltmacht zu werden.

Aber in diese neue Zeit wurde als nicht umzustoßendes Ergebnis der neueren Geschichte herübergenommen, was man das europäische Staatensystem oder das europäische Gleichgewicht nennt. Daß sich diese Gesellschaft der Staaten um Japan und Nordamerika vermehrte, vielleicht später durch China und die Staatenbildungen Südamerikas weiterhin vermehrt wird, steigert nur die Bedeutung dieser geschichtlichen Tatsache, daß von einer Weltmacht im alten geschichtlichen Sinne nicht wieder die Rede sein wird. Eine Reihe von Staaten hat im langen Kampfe miteinander gegenseitig dauernde Anerkennung voneinander erkämpft. Innerhalb ihres Konzertes, wie man mit einem Worte aus der Diplomatensprache des siebzehnten Jahrhunderts noch sagen kann, können die einzelnen Glieder wachsen oder abnehmen, die Tatsache aber wird nach menschlichem Ermessen nicht anders werden, daß eine Gesellschaft von Staaten die Erde beherrscht, die sich Weltstaaten nennen, weil ihre Strebungen über die ganze Erde gehen. Wenn auch heute das europäische Gleichgewicht in schlechten Ruf gekommen ist, weil es durch die englische Politik so gewaltig erschüttert worden ist, so bleibt gleichwohl sein Prinzip als das Ergebnis jahrhundertelanger Kämpfe be-

stehen. Auch dieser Krieg wird nach menschlichem Ermessen auf nichts anderes hinauskommen, als ein Gleichgewicht wiederherzustellen, das eben durch die englischen, in ihrem Wesen eigentlich in die Zeit vor der Neuzeit zurückreichenden Machtansprüche aus den Angeln gehoben worden ist.

In diese Entwicklungen wurde Deutschland, ohne daß es recht die Vorbereitung dazu gemerkt hatte, hereingestellt, und die gewaltig schwellende wirtschaftliche Kraft im Aufschwung der neunziger Jahre gab seinem Volk das frohe und stolze Vertrauen, daß es auch berufen sei, in dieser neuen Entwicklung sich seinen Platz zu schaffen. So hat es auch an allen Stellen, da diese Weltpolitik zu Krisen führte, unmittelbar oder mittelbar teilgenommen. Aber je weiter wir uns von jenem frohen Anfang entfernten, um so drückender legte sich uns die Erkenntnis auf, daß es für Deutschland nahezu unmöglich war, bestimmte positive Ziele seiner Weltpolitik zu erkennen und zu verfolgen, wenn nicht die eine große Voraussetzung seines Lebens mit Absicht gestört werden sollte, nämlich die Erhaltung des Friedens.

Die Gegner behaupten heute in einem lauten, aber eintönigen Chor, daß Deutschland bewußt auf die Störung des Friedens ausgegangen sei. Wir wollen sie heute reden lassen, denn wir werden sie im Lärm des Krieges nicht davon überzeugen, daß ihre Ansicht töricht und falsch ist. Wir wissen, daß das oberste Prinzip der deutschen Politik war, durch die Erhaltung des Weltfriedens dem deutschen Volke die kulturelle Weiterentwicklung zu sichern. Aber aus der geographischen Lage Deutschlands wie daraus, daß Deutschland als letzte Großmacht in diese Weltpolitik eingetreten war, ergab sich dann die Folge, daß es fast unmöglich war, bestimmte Ziele der deutschen Weltpolitik aktiv zu verfolgen. Das Wort des Kaisers vom größeren Deutschland, das am 18. Januar 1896 gesprochen wurde, gab sicherlich der Stimmung unseres aufwärts- und voranstrebenden Volkes wundervollen Ausdruck, aber ein Programm war es deshalb ersichtlich doch nicht. Auch die klassische Darstellung der deutschen Politik, die Fürst Bülow zum Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms 1913 hat erscheinen lassen, beweist dasselbe. Daraus ergab sich ein starker Mangel an Konzentration unserer weltpolitischen Betätigung. Ostasien, die Südsee, Südamerika, Kleinasien, Nordwestafrika, überhaupt Afrika wechselten als Gebiete der deutschen Weltpolitik miteinander ab. Überall taten sich wichtige Zukunftsfragen auf, nirgends aber waren sie derart, daß sie von uns einen wesentlichen Schritt vorwärts zum weltpolitischen Erfolg für uns gefördert werden konnten. An der marokkanischen Frage ist das vielleicht am deutlichsten gewesen.

Noch stärker wurde infolgedessen der Mangel an Konzentration in der weltwirtschaftlichen Betätigung unseres Volkes. Da sich nirgends abgegrenzte Gebiete vorwiegend deutschen Einflusses ergaben, betätigte sich

die überschießende wirtschaftliche Kraft Deutschlands überall auf der Welt, und da sie sich damit überall und zwar erfolgreich als Konkurrent eindrängte, machte sie sich den älteren Staaten überall unangenehm bemerkbar, ohne zu einer dauernden und gesicherten Stärkung unserer weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Stellung zu führen. Schon die Zusammenstellung, die bei Gelegenheit der zweiten Flottenvorlage gemacht wurde, zeigte, was das folgende Jahrzehnt nur noch schärfer akzentuierte, eine Zersplitterung unserer überseeischen Interessen, die Deutschland so gut wie überall auf der Erde festlegte, aber nirgends so, daß es mit aller politischen und militärischen Kraft dahinter treten mußte, wenn eine Bedrohung von anderer Seite eintrat. Das gilt sogar schon für die deutsche Betätigung in Vorderasien, noch mehr für Ostasien oder gar für Mittel- und Südamerika. Welch unbequeme Situationen für uns daraus entstanden, ist in unser aller Erinnerung. Wurden irgendwo deutsche Interessen bedroht, so trat regelmäßig eine kleine Gruppe von Interessenten und Publizisten auf, die gerade dort ein Lebensgebiet unserer Auslandsbetätigung und Zukunft sah. Da aber wiederum die bedrohten Interessen immer im Verhältnis zur Gesamtheit unserer Interessen relativ gering waren, kam die Regierung regelmäßig in die Lage, einer kriegerischen Auseinandersetzung darum nach Möglichkeit ausweichen zu müssen. Auch dafür spricht das Beispiel von Marokko am eindringlichsten, aber es gilt für alle Gebiete unserer Auslandspolitik.

Aus alledem folgte zu allerletzt eine Gesamtanlage unserer großen Politik, die schon die Voraussetzung konzentrierterer Betätigung unmöglich machte. Auch das ist uns klassisch in Fürst Bülows Darlegungen vor Augen geführt worden. Die Nach-Bismarcksche Politik übernahm den Dreibund und hielt an ihm fest, ohne nach außen jedenfalls erkennen zu lassen, daß dieser im Verhältnis zwischen Österreich und Italien mehr und mehr seine Wirkungskraft verlor. Dafür schien es uns, als wenn er für die verschiedenen weltpolitischen Konflikte, die uns berührten, kaum eine brauchbare Waffe sei. Weiterhin ist wohl nach der Entlassung des Fürsten Bismarck versucht worden, in ein gutes Verhältnis zu England zu kommen, ohne die Beziehungen zu Rußland völlig erkalten zu lassen. Aber die Zeit jedenfalls, in der Fürst Bülow die deutsche auswärtige Politik leitete, ist durch das Bestreben charakterisiert, nach allen Seiten unbedingt freie Hand zu behalten. Die Befolgung dieses Grundsatzes mußte eigentlich, wenn sich die Gegensätze irgendwo unversöhnbar verschärften, zu einer Isolierung Deutschlands in der Weltpolitik führen. Heute ist noch nicht Gelegenheit, im Rückblick auf die deutsche große Politik bis zum Kriege Kritik zu üben. Letzten Endes trug jedenfalls diese grundsätzliche Haltung Deutschlands auch dazu bei, daß eine konzentrierte Be-

tätigung Deutschlands auf der Welt in der Weise unmöglich wurde, wie es die Weltpolitik Frankreichs, Italiens, Englands, Rußlands, Japans, auch Nordamerikas unzweifelhaft war.

Von allen Seiten haben sich die Gegner auf dieses für sie zu stark gewordene Deutschland gestürzt und in einer Koalition, wie sie die Geschichte noch nicht gesehen hat, versucht, es zu erdrosseln, seine Verbündeten, Österreich-Ungarn und die Türkei, der Auflösung preiszugeben. Der Versuch ist abgeschlagen, die Ziele, die die Einkreisungspolitik König Eduards sich gestellt hatte, werden nicht erreicht werden. Je mehr wir uns aber mit dieser Tatsache durchdringen, um so nachdrücklicher fragen wir uns und die anderen nun, welche Gestaltung der Verhältnisse für die Zukunft der deutschen Betätigung in der Welt daraus hervorgehen wird. Der Krieg beendet, indem er in Europa um die Weltstellung Deutschlands geführt wird, die erste Jugendzeit deutscher Auslandspolitik und Weltwirtschaft. Ohne ihn wäre es wohl unmöglich geblieben, die Konzentration herbeizuführen, ohne die eine dauernde gedeihliche Entwicklung deutscher Weltinteressen schlechterdings ausgeschlossen ist. Auch in Schlagworten, wie „der deutsche Gedanke in der Welt" und ähnlichen können wir keine Antwort auf diese Zukunftsfrage finden, im Gegenteil scheinen sie uns gerade die Klärung aufzuhalten, zu der der Krieg die Vorstellungen in Deutschland führen soll. Er muß dazu führen, daß wir diese Konzentration finden in einem System großer Politik, das jene Isolierung dauernd unmöglich macht, in einer Verbreiterung unserer Machtgrundlagen, die man sich so oder so denken kann, die aber jedenfalls das politische Schwergewicht Deutschlands im neuen Weltstaatensystem verstärkt, und in einer Ergießung deutscher wirtschaftlicher und kultureller Kraft auf bestimmte Stücke des Erdballs, die unsere Weltstellung gestattet der entsprechenden Einflußnahme der anderen Weltstaaten dauernd zu entziehen und uns vorzubehalten. Der Krieg, wie er im Frühjahr 1915 in der Offensive begonnen worden ist, muß uns die Grundlage schaffen, organisch unsere Zukunftspolitik anlegen und treiben zu können. Sollte das Schicksal uns nicht den Ausgang gewähren, der uns den Aufbau solcher organischen Zukunftspolitik ermöglicht, so müssen wir zum mindesten die strategischen Sicherungen unserer Stellung aus ihm davon tragen, die uns bisher fehlten, für ein Ringen, das uns dann doch nochmals durchzukämpfen nicht erspart bleiben wird, und die uns als erforderliches Endergebnis so selbstverständlich sind, daß wir hier nicht des einzelnen davon reden.

Unter diesen Gesichtspunkten kann Deutschland einen Ausgang des Krieges nicht brauchen, der nur partie remise ist. Wir können nicht einen Hubertusburger Frieden brauchen, der uns die Anlage einer solchen organischen deutschen Politik zum mindesten ungemein erschwert und mit dem

doch auch, wie wir nicht verkennen wollen, für das Preußen Friedrichs des Großen die innere Stagnation begann. Wir werden ebenso wenig alle unsere Wünsche an das Schicksal erfüllt erhalten, namentlich nicht in der Form, wie sie zu Beginn des Krieges bei uns oft ausgesprochen wurden, und das ist auch gar nicht nötig. Nach allen Richtungen werden wir nach diesem Kriege gar nicht wie bisher ausgreifen können, und wir wollen es auch nicht, weil das Ergebnis des Krieges nicht das goldene Zeitalter sein wird, in dem im freien Spiel der Kräfte sich das Ideal der liberalen Volkswirtschaft aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts verwirklicht, sondern weil wir glauben, daß die harten und exklusiven Gedanken des Imperialismus, um die in diesem Kriege gefochten wird, auch für die Zeit danach, für die wir überhaupt unsere politischen Spekulationen anstellen, maßgebend bleiben werden.

Jede derartige Erwägung, die an den Krieg anknüpft, hat von den bisherigen politisch-geographischen Grundtatsachen unserer Staatsexistenz auszugehen. Deutschland bleibt nach wie vor der in Mitteleuropa gelegene Staat zu beiden Seiten der Elbe, dessen östlicher Flügel in der ganzen Ausdehnung seiner Grenze sich mit dem Slawentum nicht nur berührt, sondern stark mischt und in seiner Ostseeküste an ein Meer stößt, das weltwirtschaftliche Bedeutung nur noch in sehr geringem Maße hat. Sein westlicher Flügel hat eine vielfach schwierige und unbequeme Landgrenze und eine Meeresküste, die zu den großen Straßen des Weltverkehrs ungünstig liegt und jede weltwirtschaftliche Betätigung vom Verhältnis zu England abhängig macht.

Die einzige Sicherung in dieser Lage fand Deutschland in dem Bunde mit Österreich-Ungarn, der deshalb auch weiter eine Grundtatsache unserer Zukunftspolitik bleibt. Viele Menschen bewegt heute schon mit Recht die Frage, wie das Bündnis mit unserem treuen Genossen enger und tiefer zu fassen ist. Hier ist nicht der Ort, davon zu reden, auf welchem Wege sich das vollziehen kann, wie weit das möglich ist, usw. Nur im Vorübergehen sei darauf hingewiesen, daß der Dualismus als Grundlage des Staatslebens in Österreich-Ungarn sicherlich auch diesen Krieg überdauert und daß die Vereinigung der beiden Staaten das bleibt, was Bismarck und Andrassy in ihr gewollt haben, der Bund zweier selbständig nebeneinanderstehenden Souveränitäten. Im übrigen gehört zu der Vertiefung des Bündnisses mit Österreich-Ungarn auch die innere Festigung dieses Staatswesens, das aus der ungeheuren Feuerprobe dieses Krieges die Kraft gewinnen muß, die in ihm wohnenden wirtschaftlichen und vor allem nationalen Schwierigkeiten zu einer höheren und stärkeren Staatseinheit zu überwinden.

Österreichs positive Aufgabe lag seit 1526 nach Südosten und bleibt

auch nach diesem Kriege dauernd dahin gerichtet. An der Ordnung der Balkanverhältnisse und an der Erschließung der Balkanvolkswirtschaften wesentlich teilzunehmen, ist die Hauptaufgabe des Donaustaates. Ihm dafür Ellbogenfreiheit zu sichern, hat Deutschland den Bund von 1879 über seinen ersten Inhalt hinaus ausgedehnt. Es stand in den Krisen seit 1908 unbedingt an der Seite des Verbündeten und hat, als der Weltkrieg unvermeidlich war, ohne jedes Bedenken die letzte Folgerung daraus für sich gezogen. Das tat es, weil seine eigenen Orientinteressen stark zunahmen.

Diese liefen, wie bekannt, den österreichisch-ungarischen nur parallel, waren nicht mit ihnen identisch. Hatte Österreich-Ungarn mehr mit den Slawenstaaten des Balkans zu tun, so betrachtete Deutschland als sein Interessengebiet die Türkei in Europa und in Asien. Aus diesen Beziehungen ist rascher, als die deutsche öffentliche Meinung wohl dachte, ein Bund auf Leben und Tod und damit ein Gegensatz zu Rußland geworden, den die alte Feindschaft des Panslawismus gegen Österreich-Ungarn ungemein verschärfte. Im September 1914 trat die Türkei in den Krieg ein und dem Zweibunde bei, im Oktober 1915 schloß sich Bulgarien dieser Vereinigung an. Die Bedeutung dieser Ereignisse für eine organische deutsche Zukunftspolitik liegt darin, daß durch sie die Richtungen der österreichisch-ungarischen und der deutschen Orientpolitik geographisch-politisch und, weil es im Kriege geschah, auch militärisch in ein gemeinsames Bett zusammenflossen. Das war die weltgeschichtliche Bedeutung jenes Tages, an dem die Armeen der Zentralmächte über die Donau gingen, um über Bulgarien der Türkei die Hand zu reichen; darum betonte mit Recht der Reichskanzler am 9. Dezember so stark die Eröffnung des Donauweges.

Von Tag zu Tag wird in Deutschland klarer, welche Konsequenzen diese Aktion hat und haben muß. Deutschland wird dadurch mit Österreich-Ungarn und dem Balkanverbündeten dazu berufen, das schwelende Feuer der orientalischen Frage endgültig zu ersticken und mit der Sicherung der Türkei ein größeres Gebiet bis zum Persischen Golf der wirtschaftlichen Erschließung und kulturellen Befruchtung durch diesen neuen Bund, soweit dies überhaupt denkbar ist, zu reservieren. Weniger macht man sich bei uns schon klar, daß in diesen Gedanken, die allzuoft nur im Schlagwort ausgesprochen werden, vorerst lediglich ein Programm der Zukunft liegt. Der Anteil, den diese Orientwirtschaften am deutschen Wirtschaftsleben von heute haben, ist noch verschwindend gering. Und welche Summe von Ordnungsarbeit der Türkei obliegt, damit aus ihrer Nationalitätenzusammensetzung und ihrem staatlichen System ein dauernd gefestigter Staat werde, liegt ferner auf der Hand. Wir stehen hier am Anfang und tun besser, uns das immer wieder zu sagen, statt uns immer

nur zu behelfen mit Schlagwörtern über die deutschen Orientaufgaben oder mit Erinnerungen an Friedrich List, die auf die Dauer schließlich wenig besagen.

In den letzten Wochen hat diese Weise der Anschauung in Deutschland ihre Kreise sehr stark geweitet. Notwendig ist es wohl noch nicht, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß diese Richtung Mitteleuropa, um einmal das Schlagwort nach dem Titel des Naumannschen Buches zu verwenden, nicht die einzige für uns ist und sein kann. Ist der Krieg ausgebrochen an der orientalischen Frage und am Gegensatz zwischen Rußland und Deutschland-Österreich-Ungarn darin, so ist er herbeigeführt durch England und die Feindschaft Englands gegen Deutschland. Das Wesen des Gegensatzes von Frankreich und Rußland zu Deutschland ist entweder ideell-theoretisch (Revanchegedanke) oder nur mittelbar (Deutschland der unbedingte Bundesgenosse der eigentlichen Feinde, nämlich Österreichs und der Türkei). Aber der Gegensatz von England und Deutschland ist unmittelbar, ist säkular, weltgeschichtlich, genau der gleichen Art wie früher der Englands zu Spanien, Holland und Frankreich. Wir brauchen dafür gar keinen Englandhaß, im Gegenteil, je ruhiger wir diesen Gegensatz betrachten, um so gewaltiger und einfacher tritt er vor uns hin. Man lese jetzt einmal statt der vielen aus dem Haß geborenen Kriegsschriften gegen England oder statt der Versuche, trotz allem eine Brücke zwischen uns und ihm zu schlagen, das berühmte Buch Seeleys: „Die Ausdehnung Englands" (The Expansion of England), und entwerfe sich dazu in Gedanken ein Schlußkapitel: England und Deutschland, das Seeley, der 1895 gestorbene, wenn er heute lebte, mit aller Kraft und Begeisterung des englischen Imperialisten hinzufügen würde. Solange diese Idee des englischen Reiches besteht — und sie zu erhalten, sind heute noch stärkste Kräfte vorhanden —, wird der Gegensatz zwischen Deutschland und England ausgekämpft werden müssen. Er kann vertagt werden, er findet möglicherweise in diesem Kriege eine Lösung ohne Rest nicht, aber er wird zu Ende geführt werden müssen, so wie früher der Englands zu den genannten anderen Staaten. Nur daß wir aus unserer Kraft und Zukunftssicherheit und aus der Tatsache, daß das englische Reich in sich doch altert, die feste Zuversicht schöpfen, daß nicht wie bei jenen säkularen Gegensätzen der Sieg schließlich auf Englands Seite bleibt, sondern daß wir uns neben ihm mit Gewalt und Macht dauernd behaupten.

Den knappsten Ausdruck fand dieser Gegensatz, alles zusammenfassend, in der Schaffung und in der Existenz der deutschen Flotte. Bisher ist aber auf hoher See dieser Gegensatz noch nicht, aus Gründen die wir kennen, voll durchgefochten worden. Dafür hat die deutsche Flotte mit neuen tech-

nischen Mitteln außerhalb des Duells in der Seeschlacht den Gegner schwer geschädigt und bedroht. Weil aber dieser Marinegegensatz bisher nicht ausgetragen wurde, hat die belgische Frage über ihre anfängliche Bedeutung hinaus den weltpolitischen Wert gewonnen, der sie neben Konstantinopel zum zweiten Angelpunkt des Weltkrieges macht. Wir wissen, daß der Einmarsch in Belgien zunächst nur eine militärische Notwendigkeit war, daß Deutschland sich dazu gezwungen sah, weil Belgien selbst die Basis der Neutralität verlassen hatte. Je mehr aber von dieser belgisch-französisch-englischen Politik ans Licht kam, um so mehr wuchs die Einsicht in die internationale Bedeutung der belgischen Frage, die den Geschichtskundigen längst kein Geheimnis war. Hier kann nicht genug an Arbeit getan werden, solange der Krieg noch läuft. Wir brauchen gar nicht vom zukünftigen Schicksal Belgiens zu reden, uns noch weniger in Zeitungen und Vereinen den Kopf über die staatsrechtliche und wirtschaftspolitische Behandlung dieses Staates zu zerbrechen. Alles das wird zum größten Teil Aufgabe der Berufenen bleiben und durch laute Erörterung wenig gefördert werden können. Aber die historischen Grundlagen Belgiens sollen wir uns eindringlich vor Augen führen und andere veranlassen, sie uns klar zu legen, die Geschichte dieses Grenzgebietes, das die südlichen Niederlande von je her waren, in dem sich die Linie der nationalen Anteile nahezu anderthalb Jahrtausende unverändert erhalten hat. Schon die mittelalterliche Geschichte Belgiens bis zum Freiheitskrieg der Niederlande ist lehrreich und von Wert. Vor allem aber dann, wie Belgien im Kampfe zwischen Frankreich und England im Mittelpunkt stand, welche Rolle es in der französischen Angriffspolitik spielte, wie sein Schicksal vom großen französisch-englischen Gegensatz beherrscht wurde. Es ist kein Zufall, sondern weltpolitisch auf das allertiefste begründet, daß, als England im säkularen Gegensatze zu Frankreich stand, Belgien von größter Bedeutung dafür war, und daß es sofort dieselbe Rolle gegen Deutschland übernahm, als dieses in den weltgeschichtlichen Gegensatz zu England trat. Die Belagerung und Eroberung von Antwerpen hat uns in Erinnerung gerufen, wie Napoleon I. der Sicherung der Seeküste und Schelde größte Sorgfalt zuwandte, um Antwerpen zu einer „auf das Herz Englands gerichteten Pistole zu machen". Und vor allem die Geschichte der belgischen Frage seit 1815 ist auf das äußerste für die Anlage unserer zukünftigen Politik lehrreich. Man gehe sie durch von 1815—1831, bis zur neuen Auseinandersetzung 1839, die Geschichte Leopolds I., die Rolle im Kampf zwischen Deutschland und Frankreich und die allmähliche Verschiebung der belgischen Neutralität in die Rolle eines Dieners der englischen Einkreisungspolitik. Mancher ist in Deutschland geneigt, heute die Betrachtung dieser Frage als Prinzipienreiterei anzusehen und mit dem Hinweis

abzumachen, daß der Kampf ein Weltkampf sei, der um Überseepolitik und Kolonien gehe. Wir wollen uns dadurch nicht irre machen lassen: nur von der Basis europäischer Macht aus hat deutsche Übersee- und Kolonialpolitik einen realen Sinn.

Nicht umsonst hat Charles Dilke, einer der ersten und stärksten Verfechter des englischen Übersee-Imperialismus, die Aufrechterhaltung der belgischen Neutralität als die Hauptidee der englischen Politik im Westen bezeichnet. Nicht umsonst schiebt sich in seinem 1887 erschienenen Buche: „The present position of European Powers", in Gladstones Äußerungen, die Morleys Biographie besonders zum Jahre 1870 mitteilt, oder schon in Palmerstons Erwägungen über Belgien immer an Stelle Belgiens der Name Antwerpens. Dilke hat in jenem Buche, also schon 1887, gesagt: „Wenn einmal Belgiens Neutralität durch irgendeine Partei verletzt ist, wird seine Unabhängigkeit verloren sein," und Lord Kitcheners Äußerung aus dem letzten Jahrzehnte ist bekannt: „Die Grenze des britischen Reichs in Europa ist nicht der Ärmelkanal, sondern die Linie der Maas." Das ist uns politischer Hintergrund genug für die Ziele des Krieges gegen England, die es hier und am Suezkanal an verwundbarsten kontinentalen Stellen seiner Weltstellung treffen.

Von hier führt der Weg unschwer weiter zur Erwägung der künftigen organischen großen Politik, aus der sich sowohl die Frage nach den Kolonien, wie die Stellung etwa zu Amerika und Ostasien von selbst ergibt. Wir sind berechtigt, trotz aller „scharfen Kurven" im einzelnen, der Abhängigkeit von inneren Parteigegensätzen, Familienbeziehungen und anderen Zufälligkeiten doch von einer Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik zu sprechen, wie das Erich Marcks ausgezeichnet ausgeführt hat. Ihr durchgehender Gedanke ist, soweit die Dynamik der Machtverhältnisse auf dem Festland Europas in Frage kommt, keinen Staat dort sich gefährlich werden zu lassen für die Beherrschung der Meere und der Länder jenseits der Meere. Deshalb sucht sie den stärksten der Festlandstaaten entweder durch den Bund mit den anderen herunterzudrücken oder ihn für sich zum Prellbock gegen die Feindschaft anderer zu machen. Gegen Deutschland hat König Eduard das erste Rezept befolgt. Da es seine Wunderkraft nicht bewiesen hat, dürften heute in England schon viele zur Anwendung des anderen bereit sein: durch — auch erhebliche — Zugeständnisse die stärkste Militärmacht der Welt sich zu gewinnen und damit dauernd mit der zweitstärksten Militärmacht der Welt, Rußland, zu verfeinden, sich so im alten divide et impera doch die wankend gewordene Weltstellung wieder auf längere Zeit zu sichern. Darin sehen wir gar nichts Diabolisches oder raffiniert Machiavellistisches, sondern nur das Gebot einer reinen Interessenpolitik, die sehr wohl weiß, daß die englische Weltstellung aus eigener

militärischer Kraft allein schon lange nicht mehr zu halten ist. Es wäre ihr größter Triumph, nachdem sie verstanden hat, im Kriege Frankreich und Rußland für ihre Interessen einzuspannen, durch den und nach dem Kriege Deutschlands Kraft sich à la merci für die eigenen Weltgegensätze einzufangen und zu fesseln. Wir wollen uns diese Gedankengänge, die den leitenden Schichten Englands so in Fleisch und Blut eingegangen sind, daß sie selber oft meinen, frei von ihnen handeln zu können, immer tiefer einprägen: weder Haß noch Liebe, sondern die Geschichte und die Statik der heutigen Machtverhältnisse lehren uns, daß die Frage England-Deutschland die Weltfrage ist für die Generationen und die Zeiträume, auf die die heutigen Menschen überhaupt politische Spekulationen einzurichten in der Lage sind.

Indem der Krieg im Angriff zur Gewinnung von Belgien, Serbien und großer Stücke der russischen Grenzmarken geführt hat, legt die so geschaffene militärische Lage uns heute schon zwingend die Verpflichtung auf, politisch die Folgen für unsere Zukunft zu überdenken. Uns scheint kein Nutzen darin zu liegen, Macht und Wollen der Gegner geringer zu sehen, als sie tatsächlich sind, und in einer Stimmung Linien ziehend über die Erdkarte hinzufahren, die deren Gestaltung lediglich nach den Wünschen der deutschen Phantasie bestimmt. Daran haben wir schon genug gehabt. Auch dieser gewaltigste Krieg, der je die Erde erschütterte, wird bestimmte Grundtatsachen der politischen Existenz weder bei uns noch bei unseren Gegnern aus der Welt schaffen. Sie zu erkennen in der Tiefe ihrer geschichtlichen Begründung und danach die Wege deutscher Zukunftspolitik langsam, in gemeinsamer Arbeit herauszuarbeiten, dafür die Stimmung zu bereiten, das Urteil zu klären und zu festigen, das ist heute die Pflicht der Führer der Nation dringlicher als je. Über allem solchen Mühen aber steht uns als Leitspruch das gute, starke Wort des deutschen Kanzlers am Schluß seiner ersten Rede am 9. Dezember: „Wir kämpfen den von unseren Feinden gewollten Kampf entschlossen weiter, um zu vollenden, was Deutschlands Zukunft von uns fordert."

Der rechte Liebhaber des Schicksals

Roman von Albert Steffen

Erstes Kapitel

Artur Claudius kehrte, nachdem er an einer schweizerischen Universität, in seiner Heimatstadt, das Examen als Arzt bestanden hatte, zu den Eltern in die deutsche Großstadt zurück.

Die Mutter küßte ihn. Der Vater legte ihm die Hände auf die Schultern. Hierauf wurde er aus etwas größerer Entfernung liebend geprüft. Währenddem ging er im Zimmer hin und her und feierte Wiedersehn mit all den Sachen darin. Zuletzt hielt ihn die Bibliothek, die eine ganze Wand verdeckte, fest. Er holte die neuen Bände, deren während seiner dreijährigen Abwesenheit eine Masse gekauft worden war, nach und nach herunter. Die Finger, als wenn sie den Inhalt vorfühlten, waren sorgsam mit dem zarten und geradezu mit dem robusten Buch. Sie streichelten den Sammeteinband des einen und strichen rauschend über den Schnitt des andern, um alsobald nach einem dritten zu greifen. Es war dies Brauch in der Familie. So stand er im heitern Licht des Fensters vor dem Tischchen mit den aufgehäuften Büchern, und langsam bemächtigte sich seiner die wohlbekannte, aber lang nicht mehr empfundene Stimmung, die über diesem Hause lag, indem sie zugleich einen seltsamen Zwiespalt in ihm erregte. Einerseits rührte sie ihn, denn sie ließ ihn fühlen, wie sehr er doch geliebt wurde. Andrerseits wehrte er sich gegen sie, da sie etwas aus ihm machen wollte, das er nicht mehr war.

Artur war ein großer, magerer, breitschultriger Mann von achtundzwanzig Jahren. In seinem bartlosen Gesichte fiel auf den ersten Blick ein Mißverhältnis auf. Nase, Kinn, Stirn und Schädel waren fast zu mächtig ausgebildet. Mund und Ohr hingegen äußerst zierlich. Eine ähnliche Disharmonie trat auch im Auge auf. Es war klein, lag aber in großen Höhlen. Es hatte keine angenehme Farbe, aber einen stark vergeistigten Ausdruck. Es blickte fest und unverwandt, aber mehr aus Willen als aus wirklicher Freimütigkeit. Das Haar war braun und etwas strähnig. Sogar den Eltern gegenüber war er abwartend, ja fast ein wenig steif.

Nachdem ihn diese genugsam betrachtet hatten, begannen sie zu reden. Die Mutter wehrte ihm das Lesen. Er war so bleich, er sollte es zu Hause nicht noch mehr werden. Der Vater ließ seinen Baß erdröhnen: „Hol die Schere, Frau!"

Damit verhielt es sich nämlich so, daß Artur von früher Kindheit an das Schneiden seiner Haare nur der Mutter erlauben wollte aus einer angeborenen Antipathie gegen die Coiffeurzunft, und daß er infolgedessen,

wenn er fern von zu Hause war, sich selber stutzen mußte. Er bürstete, salbte, strich das Haar deshalb in starren Strähnen in die Stirn und in den Nacken, band hierauf einen Gurt um den Kopf und nahm, was an Schnittlauchlockigkeit darunter hervorschaute, im Kreise ab. Als er dies, noch im Gymnasium, zum ersten Male versucht hatte, war es so schlecht gelungen, daß er zum Friseur laufen mußte. Es hatte nämlich, was man Katzenstiegen nennt, gegeben. Sämtliche Gesellen nahten sich, sein Haupt zu betrachten. Der Meister wetterte: „Gekünstelt? Selber? Was?“ Und tat, als ob er Magenkrämpfe hätte. Um Artur aber im weißen Haarmantel hatte sich schon jene eitle Lügenatmosphäre gelegt, die in jedem Coiffeursalon herrscht, deren Ursache die vielen Spiegel, die schönfarbigen Flacons, die Bürstchen, Schminken und leeren Reden sind, welche die Menschen hierherbringen, denn jedermann bringt ja sein Leerstes mit. Er widerstand also dem Drang, zu lügen, nicht und sprach: „Ich bin während der letzten Monate an einem Ort gewesen, wo es keinen Friseur gibt.“ — „So? Ist das möglich? Gibt es irgendwo auf der Welt noch keine Friseure?“ Nun erzählte Artur gelassen und bequem, daß er in einer wüstenartigen Gegend eine Bahn gebaut hätte, und ließ sich eingehend über Dammbauten und dergleichen aus, wie er es vor kurzem in der Physikstunde gelernt hatte. Währenddem nahm ihm der Meister, immer noch leise fluchend, die Haare ab. — In Zukunft machte Artur stets einen kleinen Umweg, wenn er von weitem den Barbier unter der Türe seines Ladens stehen sah, das schmächtige Männchen im weißen Kittel, mit dem herrlichen Scheitel, eine leichte Zigarette in der Hand, denn Zigarren könnten durch den Nachgeruch die Kunden vertreiben.

Dieses Geschichtchen hatte er vor langer Zeit dem Vater, der solche Scherze liebte, erzählt, und dieser tischte es nun wiederum auf. Artur aber sagte: „Das Erlebnis ist lächerlich, aber gar nicht harmlos. Ich würde mich heute hüten, so leichthin zu lügen.“

Die Haare waren geschoren. Sein Gesicht sah jetzt in der plötzlich hervortretenden Magerkeit beinahe vergrämt aus, so daß die Mutter traurig wurde. Der Vater bemerkte es mit Unbehagen. Seine Frau wurde ihm immer ein wenig allzu schnell traurig. „Du kannst ihn ja herausfüttern,“ sagte er.

Die Traurigkeit der Mutter vermehrte sich, als sie den Koffer Arturs auszupacken begann und dabei erkennen mußte, daß er dem praktischen Leben immer noch gleich hilflos gegenüberstand. Der Frack und der Hut, die Stiefel und die Kragen waren nach alter Gewohnheit auf das unmöglichste durcheinander gewurstet. Keine Hose den Falten nach gelegt, die frischgeglätteten Hemden zerknittert, die Taschentücher in nächster Nähe des Teemaschinchens, das noch voll Spiritus war, so daß der ganze Koffer

danach roch. Und derart alles. Nicht des Schadens wegen grämte sie sich, sondern weil ihr die Art Arturs wiederum so deutlich wurde. Wie konnte ein Mensch auf diese Weise durch das Leben kommen!

Er stand ihr zur Seite und half ihr Stück für Stück herausnehmen, war zwar ein bißchen bang, wie immer vor diesem Augenblicke, sagte aber zuversichtlich: „Diesmal wirst du wohl mit mir zufrieden sein." Sie seufzte und bog den zerbeulten Hut ein. „Aber zähle," mahnte er, „diesmal fehlt gewiß kein Hemd." Dazu war sie schon zu mutlos. Er begann zu merken, daß er seine Sache nicht besser als sonst gemacht hatte, und war deshalb sehr froh, als ihn der Vater zu sich hinüber in das Studierzimmer rief.

Es war dies ein großer Raum, der noch weiter und lichter erschien durch die gardinenlosen Fenster, die breiten Zeichnungstische voller Instrumente und die gewaltigen Länderkarten an den Wänden. Es war fast fühlbar, daß jemand in diesem Zimmer über Gletscher und Seen dachte. Arturs Vater gehörte zu jenem Kreise vorzüglicher Geologen, die Sommers in den Gebirgen herumklettern und Winters über ihre Forschungen auf den Universitäten Europas Vorlesungen halten.

Wiederum sah sich Artur so, wie er vor einigen Jahren gewesen war. Die rein naturwissenschaftliche Weltanschauung, worin der Vater den Sohn erzogen hatte, war damals für beide ein gemeinsames Besitztum gewesen, groß genug, um eine echte Freundschaft aufrecht zu erhalten. Artur hatte den Vater geliebt seiner Fröhlichkeit und kühnen Taten wegen. Es war ihm oft gewesen, als würde die Welt weniger interessant sein, wenn der Vater sie ihm nicht sozusagen vorerlebte. Gerade so war ihm für einen flüchtigen Augenblick auch jetzt wiederum zumute, als der Professor sich vor ihm aufpflanzte, ihn freundschaftlich bei den Schultern packte, um dann voll strotzendem Selbstbewußtsein im Zimmer auf und ab zu schreiten. Artur bestrebte sich unbewußt, sehr bescheiden zu sein.

Der Professor hatte große, blaue, strahlende Augen, eine grade Nase, eine heitere Stirn, dichtes, rötliches, krausgelocktes Haar. Der Bart gereichte ihm, wie er selber zu sagen pflegte, zu gutem Nutzen, weil er beim Essen als Serviette dienen konnte, so weithin wallte er. Er schien ihm besondere Kräfte zu verleihen. Doch hatte sich letzthin, als er gekürzt werden sollte, gezeigt, daß er im Innern nach und nach ergraute, und das bedrückte den Träger ein wenig. Ein ganz eigener, merkwürdig anziehender Zug in seinem Gesichte verriet, daß er die Gefahren liebte und den Tod nicht floh. Diesen Zug hatte er auf seinen Bergfahrten gewonnen.

Artur aber empfand eine gewisse Fremdheit, ja Abneigung gegen den Vater in sich, was ihn sehr schmerzlich berührte. Auf einmal ging ihm auf, daß es davon kam, weil er Eigenschaften in sich wirksam fühlte, die

ererbt waren und als solche eigentlich nicht ihm, sondern dem Vater gehörten und die ihn in den eigenen Entwicklungsmöglichkeiten tyrannisierten. Er hatte in dem, was vom Vater kam, instinktiv seinen Gegner empfunden.

„Die Eigenschaften," dachte er, „die beim Vater Vorzüge sind, erscheinen bei mir als Fehler: die liebenswürdige Selbstbetonung als Eitelkeit, der sympathische Lebensleichtsinn als Schwäche, das sinnenfreudige Beobachten als zersetzende Grübelei. Wenn ich nicht zugrunde gehen will, muß ich gegen das Ererbte kämpfen." Plötzlich ging ihm ein neuer Gedanke durch den Sinn: „Ich will mich zum Geist emporentwickeln," sprach er zu sich, „nur so wird der Kampf den Vater nicht schädigen."

Mit der Entdeckung dieser Zusammenhänge und dem Entschlusse war auch die Liebe wiederum gekommen.

Nun waren Vater und Sohn über Karten und Tabellen gebeugt, während die Mutter im Nebenzimmer am Boden kniete, um den Koffer vollends auszupacken. „Da bin ich," dachte sie, „und dort sie. Sie lachen und reden begeistert. Mein Mann pfeift natürlich wieder das Lied:

Die Seele schwinget sich wohl in die Höh, juhee,
der Leib allein bleibt auf dem Kanapee.

Das tut er, wenn er merkt, daß ich traurig bin. Es soll mich heilen. Da quäl ich mich herum mit all dem verdorbenen Zeug, muß den Koffer wohl selbst noch auf den Estrich schleppen. Keinem fällts ein, mir zu helfen."

Sie wollte plötzlich den beiden rufen, kam jedoch sogleich wieder ab von dem Gedanken. Sie tat nicht einmal ihre Arbeit geräuschvoller, um sich bemerkbar zu machen. Denn so war es mit ihr geworden, daß sie Antriebe und Gedanken wohl innerlich immer weiter und weiter spann, jedoch verschmähte, ihnen äußerlichen Ausdruck in Mienen, Worten oder gar Handlungen zu geben. Daran war auch ein wenig die Art ihres Gatten schuld. Ihr Innenleben war dadurch immer empfindlicher geworden. Sie wurde nicht mehr zornig, nur noch traurig, und diese Traurigkeit war selbstloser Art. Sie ließ sie alles tiefer und deutlicher erfassen.

„Wegen des Koffers melancholisch werden wäre lächerlich," sagte sie zu sich, kniete dabei am Boden und sah vor nassen Augen beinahe nichts. Aber gleich gab sie sich einen kleinen Ruck und riß die letzten Hemden energisch heraus. Jetzt war sie fertig und rief die beiden mit fröhlicher Stimme herüber.

Hierauf schaute sie mit Artur die Stube an, wo er schlafen und studieren sollte. Sie war hell, einfach und geräumig, hatte zwei große Fenster, um die mächtige Umhänge hingen und die auf den Hof gingen. Zu sehen war dort unten nicht viel: ein kleiner Garten mit hellbraunem Boden, drei

schmalen Vorfrühlingsbäumchen und einem weißroten, baumwollenen Zelt, um das herum zwei Kinder mit schon bloßen, aber noch ganz blassen Waden jagten. Ferner sah man die Wände der Neben- und Hinterhäuser. Das Stück Himmel, das die Mauern frei ließen, war bald weiß, bald dunkel von den balligen Märzwolken, die aussahen, als wollten sie noch tüchtig Schnee bringen.

Nur eines mochte Artur nicht behagen und wurde ihm plötzlich fast zuwider. Das war der Geruch der frischgewaschenen Gardinen. Die Mutter sagte: „Diesen Duft hab ich gerade gern." – „Hm," meinte er, beruhigte sich, und nach fünf Minuten war er ihm ganz sympathisch geworden. Die Mutter ging. Er rückte den Lehnstuhl zum Tisch, nahm ein Buch und fühlte sich froh.

Über Artur war in den Jahren seines Studiums eine stetige Sehnsucht nach Vergeistigung gekommen. Wenn er ihr nicht folgen durfte, verlor er die Lebenslust, wurde er unruhig, schwermütig und krank. Ein fast beschauliches Dasein war für ihn Lebensbedingung geworden. Er hatte es bei seinen Eltern durchgesetzt, daß er nach dem Examen einige Zeit ganz seiner inneren Entwicklung leben durfte.

Und so ging denn das Leben in dieser Wohnung zu dritt beinahe so stille weiter wie früher zu zweit. Doch wurde Frau Claudius merklich lustiger. Vieles, was ihr bereits ein bißchen langweilig erschienen war, kam ihr nun wieder ganz vergnüglich vor: so zum Beispiel die alte, nie außer Gebrauch kommende Gewohnheit des Professors, zu Mittag sein Stück Brot derart zu verzehren: er schnitt sich einen großen, handlichen Teil in viele kleine Würfel, stellte sie in einer Reihe, ähnlich einer Linie Soldaten, über den halben Tisch hin auf, saß vor ihnen, kaute und sah sie beständig daraufhin an, welches Stücklein ihm als nächstes am besten passen möchte. „Na," sagte er dann und packte ein lockendes. – Oder seine Art, Äpfel zu essen: er roch an ihnen, riß energisch den Stiel mit den Zähnen aus, krachte sie laut entzwei, und dann fings an. Sein Sündenbaß erschien ihr auch nicht mehr unnötig schallend, und warum sollte er denn nicht das Liedchen von der Seele singen? Es paßte schließlich doch zu seiner Art.

Das Kochen bereitete ihr große Freude, seit hie und da der Sohn in die Küche kam und einer Bratensymphonie zuhorchte. Er hatte immer noch wie in den Knabenjahren das innigste Vergnügen an all den Tönen: am Brutzeln und Brodeln und warnenden Zischen, wenns überlief. Er war voll Bewunderung für die Mutter, weil sie so verschiedene Arten des Küchelns verstand. Beständig stieß er auf Erinnerungen früheren Genusses, bei jeder Pfanne, die er fand: „O hier das durchlöcherte Kastanienblech und dort die eiserne Kuchenplatte." Er mußte versuchen, ob die gerösteten Kartoffeln, die immer gelber und duftiger wurden, wohl bald die

richtige Mitte zwischen Mürbe und Sprödigkeit erreicht hätten. – Einen solchen Zuschauer zu seiten, ließ sich schon mit Lust was Gutes kochen. Sie tat es immer lieber.

Zum Ausruhen von seiner Arbeit fand Artur geeignet und ergötzlich, in den Hof hinunter zu schauen, was dort vorginge, ob die drei Bäumchen schon hie und da ein Blättchen hervorbringen wollten, denn in dieser Zeit galt die Ahnung von einer Knospe mehr als des Sommers eine Blüte; oder ob sich etwa ein Menschenkind hinter den Fenstern zeigen möchte, und zu erraten, was es triebe den ganzen Tag.

Eines Abends hörte er im Gartenhause gegenüber eine Frauenstimme immer schöner singen, bis sie zuletzt in den Himmel zu wachsen schien. Sie war ihm so vertraut. Sie zog seine innerste Seele mit.

Am nächsten Tag sah er ein Mädchen bald im Zimmer geschäftig umhergehen, bald am Fenster sitzen, wo sie ein Buch las, eine Bluse nähte und Violine spielte. Die Notenblätter legte sie auf das Gesims. Hierauf zur Erholung in allerlei Turnübungen sich ergehen. Zu alledem sang sie, bald leise, bald lauter, auf alle Art. Daraus hörte man ihre ganze Seele: Kindlichkeit und Leidenschaft und hundert ernste und lustige Gedanken, die aus ihr in einem fort ursprünglich hervorsprudelten. Oft summte sie ein Liedchen einige Male tändelnd hintereinander, bis ihr ein neues in den Sinn kam. Sie sang sogar, wenn sie sich wusch, es war zu fühlen, wie ihre Wangen frisch und rot wurden. Sie durfte sich so ganz dem Singen hingeben, weil ihre Stimme von vollendetem Klange war, und sie schien so glücklich zu sein, weil sie etwas hatte, dem sie mit Leib und Seele sich hingeben konnte, wie sonst ein Weib dem Gatten oder Kinde.

Arturs Ohren liebten sie um so mehr, weil die Augen nicht zu ihrem Rechte kamen und nie die Form des Gesichts und die Farbe der Haare erkennen konnten.

Und so ging es nun Tag für Tag. Tag für Tag vernahm er mehr vom Seelenleben dieses Kindes. Er merkte dem Gesang an, ob sie heute noch so wohlgemut wie gestern war. Sie hatte keinen Freund; das hörte man. Oft sang sie auch vor einem Spiegel, woraus Artur schloß, daß sie wohl nächstens in einem Konzert auftreten würde, was ihm zur Gewißheit ward, als eines Tages ein bescheidenes Fräulein mit vielen Schachteln kam und eine wichtige Beratung begann. Immer wenn die Rouleaux heraufgezogen wurden, war das Mädchen eine andre schöne Blume: erst zierlich wie ein Frühlingsenzian, dann groß, stolz, üppig wie die Purpurrose. Wieder glich sie der lieblichen Primel, die mit den sanftbeflaumten Blättern, der schüchternen Biegung des Stengels und der treuherzig offenen Blüte das Gemüt so rührt. Sie konnte sein wie eine Königin, streng und rätselhaft, in jenem Schleppenkleid; dann wieder wie ein Junge, in dieser Bluse mit dem

breiten Kragen. Manchmal wie ein Payaß. Gewiß fühlte sie die Wirkungen der Farben an sich. Einige machten sie still, andere reizten sie zum Tanze. Mit diesen geschmückt, mußte sie derart schreiten, lachen und einem imaginierten Menschen zunicken, mit jenen anders. — Auf einmal aber hatte sie eine Tellerkappe auf dem Haar, einen leichten Pelz um die Schultern, eilte aus dem Zimmer, durch den Garten, auf die Straße, und so gefiel sie Artur grad am besten.

Er liebte sie wirklich ein wenig, besonders wenn er sich vorstellte, was sie eben tat: lesen, lachen oder Tee kochen. Oft merkte er, daß er mit ihr plauderte, etwa über hübsche Kleider, über die Schönheit oder über einen Kuß. Er sagte ihr, daß er die Mädchen immer danach anschaue, ob sie Züge seines zukünftigen Weibes an sich hätten, von welchem er ein ganz genaues Bild besäße, da er zuweilen von ihm träume. — So sprach er in Gedanken, schaute dabei scharf zu ihr hinab. Sie merkte es. Da trat er schnell beiseite hinter den Umhang, spazierte daraufhin versunken in der Stube auf und ab.

Eines Tages bei Tisch sagte die Mutter: „Habt ihr das Fräulein in der zweiten Etage auch schon gehört? Ich fragte den Portier heute, wer das wäre, und jetzt ists ein Fräulein Freymont, aus der selben Stadt wie wir, und vielleicht kennen wir sie oder wenigstens einige Vettern von ihr, wir kennen ja mehrere Freymont, oder vielleicht kennt Artur sie selbst?" — „Nein," sagte dieser schnell. Der Professor stimmte gleich dafür, sie einzuladen. — „Ich möcht es wirklich tun," fuhr die Mutter fort, „sie gefällt mir gar zu sehr. Ich sah sie heute auf der Straße. Ich glaub auch, daß sie nächstens in der Tonhalle singt. Wenigstens hab ich ihr Bild in einer Musikalienhandlung gesehen." — „Nun, da gehn wir ins Konzert und laden sie hernach aus Enthusiasmus ein. Das dürfen wir als Landsleute schon," bestimmte der Professor. Man war sehr dabei.

Die Mutter hatte leider zu schauen vergessen, wann das Konzert stattfand, und so versäumte man, es zu besuchen, denn es war auf den Abend des Tages angesetzt, da man darüber sprach.

Der nächste Tag war ein Frühlingstag. Der Himmel reichte bis in die Gassen hinunter mit seinem Flimmern. Die breiten Straßen waren feucht und spiegelten ihn wider im Augenblick auf zehnfache Art: jetzt waren sie blau, jetzt schwarz, jetzt blendendstes Wolkenweiß. Die gewaltigen Quader der Stadt lagen bald im Schatten und bald im Licht. Im winzigsten Park war schmetternder Vogelgesang: es sollte alles Leere ausgefüllt werden.

Es gab aber auch Gassen, wo es gar nicht so lieblich aussah. Das Frühlingslicht offenbarte da, daß fast alle Gesichter krank waren. Man sah hohle Wangen, grüne Teints, violette Nasen. Auch gingen die Leute

verdächtig behutsam über die nassen Trottoirs, besonders, wenn sie aus einer Destillation kamen. Die Chauffeurs fuhren frecher, die Radfahrer taten übermütiger, die Kutscher gingen mit entblößten Köpfen um die Droschken herum, die Straßenbahner, Briefträger und Dienstmänner waren fröhlich wie Kinder, jeder fühlte sich frei, wenn er auch etikettiert war; fast alle trugen Schilder auf den Mützen; es war nötig, damit sie ein wenig Charakter erhielten.

Frau Claudius und Sohn standen vor der Musikalienhandlung still, das Bild von Fräulein Freymont zu betrachten. Ein Glückshauch und heiligender Atem ging von diesem Fenster aus. Wer ein einfaches Gemüt hatte, der konnte sich hier Lieder kaufen von süß unschuldiger Art wie den „Waldsee" oder „des Liebchens Erwachen am Morgen". Für andre Leute hingen berühmte Geigen da, die einstmals großen Meistern angehört hatten und nun vergeblich auf Erweckung warteten. Ferner waren zu sehen Bilder von allerlei Virtuosen. Viele hatten die Violine zärtlich an der Wange. Alle hatten sich bemerkbar auf ihr Künstlertum konzentriert. Auch waren ausgestellt die Briefwechsel der großen Meister und ihrer edlen Geliebten. Man konnte vernehmen, wann und von wo aus die schmutzige Stadt wieder einmal mit Schönheit erfüllt werden würde. Toren, Sünder, Häßliche und ganz gewöhnliche Menschen wurden eingeladen, einen Abend hindurch heilig zu sein. Hier und dort sollten die reinsten Blumen der Freude flammen. Aus den vielen, zerstreuten Funken mußte über der dunklen Stadt eine schwebende Lohe erscheinen. Die Stadt konnte nicht in der Dunkelheit versinken solcher Musiklädchen wegen.

Artur fand das Bild der Geliebten etwas anders, als er erwartet hatte. Er mußte sich erst wieder an sie gewöhnen. Sie war nicht so kindlich, wie er geglaubt hatte. Er wußte nun, daß man mit ihr nicht so reden durfte wie er in seinen Phantasien. Er fing beinahe an, sie zu verehren, während er vorher sie eher rührend gefunden hatte.

Nun aber las Frau Claudius mit großem Bedauern, daß das Konzert bereits vorüber war.

Als die beiden nach Hause kamen, stand der Professor auf der Treppe, mähte mächtig mit den Armen und rief ihnen entgegen: „Eben ist sie fortgegangen. Wer? Das Fräulein Freymont! Ein Schatz von einem Mädchen. Die wahre Frau vom Sonnenberg. Ich lach mir noch das Herz vor Freude ab. Sie kam und sagte: ‚Bonjour, ich komme auf Besuch, ich komme, weil ich gestern im Konzert gesungen hab, zum erstenmal, und weil es herrlich gewesen ist, denn ihr seid Schweizer . . .' Sie stand plötzlich vor mir und war auf einmal wiederum weg, und so mußte es sein. Es war ganz selbstverständlich. Dabei hat sie mich unterhalten, als hätte sie ihr ganzes Leben nur erlebt, um mir hernach eine Freude zu

machen durch das Erzählen. Übrigens hab ich sie eingeladen, wiederzukommen zum Tee." „Heute?" – „Ja." – Das war nun sowohl der Mutter als auch dem Sohne etwas überstürzt. Aber viel zu reden gab es jetzt nicht mehr. Die Teezeit war schon nah gerückt. Es hieß vielmehr schnellstens den Tisch decken. Der sollte heute besonders freundlich ausschauen. Kaum war der festliche Blumenstrauß plaziert, so läutete es schon.

Sie kam wie eine Märchenprinzessin in diese nachdenkliche Familie. Du Heitere, Liebliche, Schöne! – Man mußte an das Land denken, das ihre Heimat war: an die morgendliche Bergkette, die jenseits der schimmernden Ebene, zartviolett, zum Himmel steigt, im leisesten Schatten, so daß man kaum Fels, Alpe und Wald erkennen kann. Über ihr steht der verblassende Mond im rötlichen Äther. So durchsichtig sah man noch nie Wölklein in seinem Schein. Und sieh nun zwischen den duftigen Berghängen hindurch das zarteste Gebilde: das sind die Schneegebirge, kaum geahnt, dem Blitzen der steigenden Lerche gleich.

Frau Claudius war sonst ein prüfender, ein wenig abweisender Blick zu eigen. Sie pflegte dem Menschen, dem sie zum erstenmal begegnete, gerade in den Augenstern zu schauen und suchte darin sein innerstes Wesen, ob das nun jemand überfreundlich oder linkisch machen mochte. Sie erkannte so, ob sich die Seele des Körpers schämen mußte. Die vornehmsten und die geringsten Leute, alle sah sie derart an, bevor sie redeten. Wenn sie nach dieser blitzschnellen Musterung fröhlich aus sich ging, so hatte man gewonnen.

Nun – diesen Blick ließ sie kaum an der Prinzessin haften. Denn diese Prinzessin verstand nicht nur zu erzählen, sondern auch zuzuhören und hatte eine besonders zwingende Art, ja und nein zu sagen, war so offenherzig, daß niemand verschwiegen bleiben konnte, und jeder, der gerade nichts Gescheites zu sagen wußte, seine ganze Seele ins Zuhorchen verlegte, um wenigstens so zu beweisen, wie hingebungsvoll ihm zu Mute war. Das erste, was man für sie empfand, war, daß man an sie glaubte. In ihrem ganzen Wesen lag eine sichere Bestimmtheit. Überdies schien sie sehr praktisch zu sein, was sie besonders der Mutter gewann. Sie war eben das Fräulein Freymont, ob sie nun ein Lied sang oder eins zwei den Serviettenring noch erhaschte, der Artur, der ihn zerstreut zwischen den Händen gerollt hatte, entwischt war.

Artur schien es ausgeschlossen, daß er ihr jemals etwas wert sein könnte. Er gab sich deshalb ein wenig nebensächlich. Dennoch fand er heraus, wie man ihr gegenüber sein mußte, zum Beispiel ja nicht sentimental, man durfte nicht über seine Gefühle reden; was man fühlte, mußte sich im Wesen, aber nicht in Worten kundgeben. Am hübschesten war es

gewiß mit ihr zu rudern oder spazieren zu gehen. Er drehte im Geiste schon das Boot. Sie saß am Steuer. Da rollte der Ring wieder hinweg. Nun schon das zweitemal. Diesmal fing ihn die Mutter auf und gab ihn lächelnd zurück. Artur aber dachte: „Warum lacht sie? Gewiß meint sie, ich möchte mich stracks verheiraten." Und er bedauerte sehr, daß er das Fräulein gar nicht liebte.

Des Professors sonst so gewaltsames Wesen, das sich alles ringsum zu unterwerfen pflegte, gelang ihm heute nicht recht. Seine Augen schienen zu sagen: „Ah bah, was will ich strotzen, du bist ja der Herr," und schauten sie bewundernd an. Sie merkte das gar nicht, weil es außer ihrer Art lag, etwas zu merken, worauf sie hätte stolz sein können. Sie fühlte sich einfach wohl, also mußte es jedermann behaglich zumute sein. Das war so ihre Gewohnheit. Die Freude des Professors an der eigenen Kraft gefiel ihr sehr. Er sah aus wie einer jener Bergführer, mit denen er den Sommer zu durchleben pflegte. Das war ihr aufgefallen, weil sie eben eine Frau war. Aber dabei blieb ihr Entdeckungsvermögen nicht stehen. Sie erkannte seine ganze Weitherzigkeit. Auch der Mutter fühlte sie sich gut. Denn wenn diese einmal auftaute, war sie wirklich bezaubernd. Der Sohn schien ihr ein wenig rätselhaft. Es nahm sie wunder, was er eigentlich dachte, wenn er so dasaß, etwas allzu korrekt, so daß man das Wort nicht direkt an ihn richten mochte.

Es zeigte sich, daß Herr und Frau Claudius Klaras Eltern, die lange schon gestorben waren, gut gekannt hatten. Die Frau Professor erzählte: „Ich habe Ihre Mutter einst besucht und sie in einem Gartensälchen gefunden, das Kindchen (Klara) an der Brust. Sie legte es zu Boden, setzte sich an das Klavier und spielte aus der Ouvertüre der Zauberflöte, bis der Säugling zu plärren begann und schließlich die Töne überschrie. Da nahm sie ihn wieder auf den Arm."

„Ich weiß auch etwas," rief Klara. „Einst kamen wir zu Ihnen und blieben über Nacht. Ich war drei, Ihr Sohn zehn Jahre alt. So hat es mir die Mutter gesagt. Ich wurde in Arturs Wiege gelegt, dieser in ein richtiges Bett. Nachts aber stand er auf, vergaß, daß er im großen Bett zu Hause war, verstieg sich in meines und wurde dort gefunden."

„Warum hab ich nie davon erfahren?" fragte der Professor seine Frau. „Du mußt es doch gewußt haben."

„Man durfte nicht darüber reden," erwiderte sie. „Artur bekam stets einen Wutanfall, wenn man ihn dran erinnerte."

Auf solche Weise saß man zusammen und plauderte, verklärt von herzlicher Freude.

Dann sagte Klara adieu und zog den Pelz an, der weich und voll war, wie das Gefieder eines Vogels, so daß sie wieder ein königliches An=

sehen gewann, während sie doch schlank und zierlich war, gerade wie der Leib des Vogels auch sehr schmal ist.

Artur ging auf sein Zimmer, um über sie zu denken. Er konnte ihr Wesen durch Denken und Wieder-denken nicht erschöpfen. In seiner Seele hallte die ihre nach. Er fühlte ein hohes, reines, gutes Leben in sich, worin er ewig verharren möchte: „Ein heiligeres gibt es nicht." Ihm war, als hätte er die Heimat gefunden. Er schaute zum Himmel empor. Das Blau war schöner geworden. „Ich seh mit ihren lichten Augen," sagte er zu sich.

Aber dieses Fühlen wurde in der Einsamkeit zur Schwermut, er wußte nicht warum. Es war ihm, als schwände nach und nach die Fähigkeit, die Farben zu empfinden, als weitete sich seine Seele wüstenartig aus. Er schien sich plötzlich arm und leer und wurde so mutlos, daß er nicht auszugehen vermochte.

Als er sich abends zur Ruhe legte, war ihm, als hätte er den schwersten Tag des Lebens hinter sich.

Zweites Kapitel

Klara Freymont gab das Zimmer gegenüber auf und reiste noch am selben Tage fort, eine Konzerttur zu beginnen. Artur bestrebte sich, von der Schwermut gewarnt, sie zu vergessen, was ihm durch strengste Arbeit auch gelang.

Nur wenn er durch den Park ging, wo schon die Teiche auftauten, wo die gelben Kätzchen der Haselstauden in der blauen Luft sich bewegten, tauchte ihr Bildnis schemenartig auf.

Mehrere Wochen später sah er eines Nachmittags daselbst ein zehn-jähriges Mädchen, das ihr zu gleichen schien. Da mußte er sich unauf-hörlich malen, wie Klara in diesem Alter wohl gewesen sein mochte. Trug sie auch einen Ledergurt um das Leinenkleid und einen weißen Hut rund wie ein Heiligenschein? Baumelte sie auch so mit den Beinen, wenn sie auf dem Geländer saß und in den Bach hinunter schaute?

Er ging weiter, aber die Sehnsucht, bei Klara zu sein, war so stark geworden, daß er sich unwillkürlich vorstellte, sie ginge an seinem Arm, sie zöge diesen Arm sogar ein wenig nieder. Er aber neigte sich ihr zu.

Da hörte er seinen Namen rufen, kehrte sich um und erkannte die leib-haftige Klara. Er grüßte sie mit steifer Höflichkeit. Sie leitete den Gruß hinüber in ein unbefangenes Gespräch und redete über die eben beendete Konzertreise. Er blieb kühl. Sie wunderte sich seiner Art und wurde immer weniger klug aus ihm, sagte sich aber, daß sie es sicherlich werden würde, wenn sie ein paar Meinungen oder Erlebnisse von ihm erfahren

könnte. Damit er aus sich träte, erzählte sie ihm ihre eigenen, besonders die aus ihrer heitern Kindheit.

So plauderte sie zum Beispiel von ihrer Kinderliebe zu den Kaninchen, die sie besessen hatte, denen sie die intimste Kenntnis des Grases und der Kräuter verdankte. Denn wenn sie nachts, damit es niemand sähe, auf den Matten Klee, Löwenzahn und Bärenklaue abrupfte und stahl (ihre Eltern besaßen nämlich keinen eigenen Grasplatz), roch sie selber fast wie ein Kaninchen die Säfte des Futters, die bittern des Löwenzahnes, die süßlichen des Klees, die rauhen der Bärenklaue, es war ja so finster, daß die Nase die Augen ersetzen mußte. So kroch sie durch das nasse Gras. Und dieses Zartgefühl steigerte sich noch, wenn sie den Armvoll den Tierchen vorwarf und sie schnuppernd fressen sah ....

Ihr ganzes Wesen floß Artur vertraulich und ehrlich entgegen. Er nahm es mit offener Seele auf.

Rief sie aber, sich unterbrechend: „Erzählen Sie nun auch etwas," so wich er aus. Er konnte sich durchaus an nichts aus seiner Jugendzeit erinnern. Er äußerte einige Gedanken über die Seele des Kindes, fragte sich dabei im stillen immerfort: „Was will ich eigentlich mit ihr? Ich kann ihr nichts geben, und mich allein bereichern lassen, das darf ich doch nicht."

Plötzlich sprach er laut: „Finden Sie es sinnvoll, ewig um diesen Teich herum zu gehen?"

Sie erwiderte: „Sehr. Für Sie wenigstens. Sie verstehen ihn ja gar nicht anzuschauen. Das sollen Sie nun lernen. Dazu hat Sie das Schicksal mit mir zusammengeführt."

Darauf sah man den kleinen See, der wirklich reizend war, eingehend an. Mitten drin lag eine winzige Insel, deren Bäume ineinander überfließende, blühende Kronen trugen. Zwischen den Stämmen rundete sich ein Nest, worauf ein Schwan saß, der lässig den Hals zurückbog und ein Federchen hervorzog aus seinem Kleid.

Wenn man, erwärmt von Klaras scherzhafter Mütterlichkeit, auf Teich und Park blickte, so konnte einem die Natur schon neugeboren erscheinen. Das feine Fräulein Freymont merkte übrigens, daß auch Artur etwas geben möchte, und um ihm diese falsche Sorge zu nehmen, sagte sie: es wäre für sie von „ungeheurem Wert", einen systematischen Philosophen kennen zu lernen. Schon das erstemal, da sie ihn gesehen habe, sei der Drang in sie gekommen, mehr über sich selber nachzudenken. Solche Wirkung gehe von ihm aus. Da habe sie denn herausgefunden, daß man die Welt noch viel mehr genießen könne, wenn man ganz plangemäß ans Werk gehe. Früher hätte sie auf einem Spaziergange nur zwei oder drei herzerfreuliche Dinge entdeckt, jetzt aber jeden Augenblick gleich hundert.

Früher hätte sie bloß gewußt, daß sie die Menschen durch ihr Singen entzücken könne, jetzt merke sie, daß ihr die Leute begeistert nachschauen, ob sie gehe oder stille stehe. Sie wolle sich jetzt angewöhnen, allen und jedem was zu schenken, sei es beim Singen, in Gesellschaft oder auf Spaziergängen. Sie finde dazu täglich neue Möglichkeiten. Das wäre ohne ihn, Herrn Claudius, ihr niemals in den Sinn gekommen. Jetzt erst habe sie einen Beruf, wie es die Ethiker immer fordern, nämlich den, die Erde mit Schönheit zu erfüllen. – „Bitte, das ist mein Pfund, womit ich wuchern muß, sonst hätt' ichs nicht erhalten. Daß Sie schuld an diesem neuen Wissen sind, ist also ausgemacht. Drum müssen wir wohl Freunde bleiben. Drum dürfen Sie nicht ausreißen, wie Sie mir Lust zu haben scheinen. Zu zweit entwickelt man sich schneller. Wenn ich aber Ihnen nichts nütze, bitte, dann gehen Sie. Seien Sie wahrhaftig, ist es so? Lügen Sie nicht!"

Er antwortete: „Sie geben mir den Zusammenhang mit der Welt wiederum zurück."

Sofort sagte er sich, daß ihr diese Bemerkung nicht sympathisch sein konnte. Glücklicherweise durfte er sie sofort gutmachen und beweisen, daß er kein Schwächling war. Sie kamen bei einem Turnplatz vorbei. Er warf den Rock von sich, lief zum Reck und machte zehnmal hintereinander den Riesenschwung, so daß das Gerät zu krachen und der Boden zu beben begann. Hierauf ließ er Klara den kieselharten Oberarmmuskel bewundern. Sie erschauerte vor Ehrfurcht.

Jetzt nahm sie auch seine Maximen eiliger auf. Und er war nicht gerade sparsam damit. – O wie bereute er dies, als er wiederum allein war. Was hatte ihn getrieben, seine Stärke zu zeigen und zu tun, als ob seine Weltansicht die einzig richtige wäre? Eitelkeit und Sucht zu imponieren? Schlimmeres, viel Schlimmeres. Es war ihm, als wäre jedes Wort und jede Gebärde unwahr gewesen. Er kam sich charakterlos vor. Er sah sich an ihrer Seite und mußte sich verachten.

Aber sollte er Klara deshalb meiden? Das hieße vor den eigenen Schwächen fliehen. Er beschloß, sie so bald wie möglich wiederum zu sehen und dabei doppelt strenge gegen sich zu sein.

Klara trank hie und da den Tee bei Arturs Eltern. Man fing sie dort zu lieben an. Herr und Frau Claudius fragten sich, ob sie für Artur paßte, und fanden, daß niemand besser passen möchte. Sie besaß das liebenswerteste Wesen, dem man es anmerkte, daß nur gute und heitere Gedanken es hatten bilden können. – Man fühlt ja bald, ob ein Gedanke sich mit der Haltung und Miene eines Menschen verträgt, zum Beispiel im Gespräch, ob er abgestoßen wird oder aufgenommen werden

kann. Bei Klara nun war augenfällig, wie nur schöne Ideen sie berühren konnten und wie die tiefste und weiteste sogleich ihr ganzes Gesicht aufleuchten ließ. Alle ihre Bewegungen schienen so entstanden. Nahte sich ein düster-verschlossener, feindseliger Mensch, so wurde er mit einer solchen Bewegung einfach entwaffnet. Ja ihre Haltung besiegte die Welt.

Die Mutter besaß noch ein anderes Mittel, das Für und Wider zu erwägen, nämlich ihre eingewurzelte Melancholie. Die war wie weggeblasen, wenn Klara kam. Bei andern Menschen war eher das Gegenteil der Fall. Wenn Klara ihr half, mußte sie auch Artur helfen können. Sie fühlte stets den Drang in sich, jemand zu suchen, der für ihn sorgte. – So tat sie dem Besuche denn die größte Ehre an.

Einmal traf es sich, daß weder Vater noch Mutter zu Hause waren und Klara sich vom Stubenmädchen in das Studierzimmer des Professors führen ließ, wo Artur eben eine medizinische Abhandlung zu Ende schrieb. Sie gab nicht zu, daß er die Feder weglegte, versicherte, daß sie selber noch etwas zu schreiben hätte, und setzte sich sogleich hin. So arbeiteten denn beide zusammen. Was es doch alles brauchte, bis die Geliebte fertig zum Schreiben war: wie sie die Manschetten zurecht rückte und das schmiegsame Armband, wie sie Heft und Feder ihrem Taschenportemonnaie entnahm und wie dann die zuckenden Schreibbewegungen des Armes ihn so sehr interessierten.

„Arbeiten Sie," rief sie hinüber, „sonst schreib ich Dummheiten."

Er gehorchte, vergaß sie fast, mit den Gedanken, nicht aber mit dem Gefühl. Es gelang ihm alles so gut, und er bat sie, daß sie doch stets die Briefe bei ihm schreiben möge.

Er begann nicht nur sie, sondern auch die Bücher, die Bilder und die Gebäude, die ihr gefielen, zu lieben. Aber je selbstvergessener er sich mit ihr zu freuen vermochte, um so trüber wurde ihm allein zumute.

Immer war es derselbe Vorgang, bald schwächer, bald stärker: er ging von ihr und fühlte nach, daß sie das Wesen war, das zu ihm gehörte. Heilige Schauer des Glückes durchrannen ihn. – Doch plötzlich nahte sich fast wesenhaft die unerklärliche Traurigkeit. Kein Ziel vermochte ihn zu fesseln. Er kam sich grenzenlos arm vor und schämte sich deshalb. Es war ihm, als dürfte er mit Klara nie mehr zusammenkommen. Früher hatte er sich nur glücklich gefühlt, wenn er allein gewesen war. Jetzt begann ihm die Einsamkeit grauenhaft zu werden.

Er wagte nicht, mit Klara darüber zu reden. Er fürchtete, sie könnte es Schwäche nennen. Überdies rückte ihre Gegenwart diese Zustände stets in unwirkliche Ferne. Er suchte Klara deshalb stets häufiger zu sehen. Vor jedem Besuche sann er sich aus, mit was für einer Liebenswürdigkeit er sie erfreuen könnte: mit einer Blume, die er unterwegs im botanischen

Garten raubte, mit einem Gedanken über die Schönheit oder mit einem Komplimente über ihre Kleider. Sie nähte diese selbst, so durfte man sie schon loben. Immer stellte er sich vor, was für eines sie wohl heute tragen würde: das seidene, schimmernde, ausgeschnittene oder das mit dem Kragen, zart und ausgezackt wie eine Nelkenblüte, und während er so sann, war er immer aufs neue verwundert, wie vielgestaltig sie erscheinen konnte.

Klara war eine Frau, deren Inneres nur dann Gestalt bekam, wenn sie erzählen durfte. Sie fühlte, daß ihr Erleben in ihm einen Widerhall fand. Es kam ihr geordnet, vertieft und wertvoller zurück.

Es war jedoch, als spürte sie jenen Zwiespalt in ihm durch. Denn trotz seiner Verehrung wußte sie manchmal nicht, ob er gerne bei ihr war. Wenn er verstummte und nachdenklich wurde, fühlte sie ein leises Unbehagen. Sie wich aus einem Grund, der ihr selber unerklärlich war, tiefen Gesprächen aus. Sie erlebte lieber lustige Sachen mit ihm, freute sich, wenn es etwas zu lachen gab auf der Straße, wenn etwa ein Pudel im Parkteich schwamm oder ein witziger Kutscher das Gassenvolk um sich versammelte.

Er ließ es sich gefallen.

Klara hatte ihre ganz bestimmten Kaufhäuser, worin sie die Bücher, die Kleider und den Zimmerschmuck erstand. Besonders gerne ging sie in ein neuerbautes, blankes Warenhaus, das eine Stadt im kleinen war, gleichsam eine eben geborene Stadt, die noch nicht zu leben begonnen hatte und nun auf die Menschen wartete, die sie wecken sollten.

Sie nahm den Freund mit. Wie vergnüglich war es nun für diesen zu sehen, wie Fräulein Freymont eine Stadt zum Leben erweckte, wie alles durch sie, weil sie es kaufte oder wenigstens den Kauf erwägend betrachtete, sofort Sinn und Charakter erhielt. Die Hüte wurden sehenswert, die Stoffe bekamen einen eigenen Schimmer, eine Schale war plötzlich die schönste unter hundert andern. Die Stadt erwachte auf wunderbare Art. So ging man von Gegend zu Gegend. Man geriet in ein Kinderland, dort, wo die Leckerbissen aufgestapelt waren; da gab es glänzende Augen, spitzen Mund, behutsame Finger und Zungenschlag, weil es so herrlich schmeckte. Aber gleich war man wieder in einem anderen Gebiet, bei dem graublauen Küchengeschirr und den rötlichen Kupferwaren. Artur mußte über den Wechsel staunen, wie Klara, die eben noch so kindlich gewesen war, plötzlich so pfenniggenau wurde, tausend praktische Möglichkeiten erwog und die beste so sicher herausgriff. Erst aber im Eßwarenraum, wo sie die schönsten Orangen schon von weitem erspähte. Wie nun alles eingekauft war, stand sie noch eine Weile in der Spielwarenabteilung vor einem ausgestopften Pudel still und sprach: „Wenn er nur aufgezogen wäre und bellte.“

Artur sagte mit scherzhafter Zärtlichkeit zu ihr, er vermöge ihre Vielseitigkeit nicht mehr zu überblicken.

„Darüber reden wir im Erfrischungsraume," antwortete sie und bat ihn, dort zu warten, bis sie gezahlt hätte. Es war dies ein künstlicher Palmenhain mit Marmorbänken ringsum und einer Fontäne in der Mitte. Hier erholten sich die vom Auswählen, Einkaufen und Päckleintragen todmüden Damen. Sie schauten auf die Wasserstrahlen, noch heftig atmend von dem Treppenauf- und -niedersteigen. Daran aber, wie sie dasaßen, so auf der äußersten Kante, ersah man, daß sie sofort wieder auf den Kampfplatz wollten. Nur einen kleinen Augenblick noch dürfen sie auf die Fontäne starren, abwesenden Gemüts.

Artur wartete. Es war ihm nicht anders, als ob er glücklich wäre.

Auf einmal schien ihm, als hätte jemand in der Nähe ihn gerufen, monoton, er fühlte noch den Klang im Ohr: die rätselhafte Schwermut kündete sich an. Eine fürchterliche Bangigkeit legte sich auf seine Brust. Er stützte die Stirn in die Hand, vergaß, wo er war.

Klara trat vor ihn und fragte: „Was haben Sie?"

Er schaute auf und sah sie Päcklein-überladen. Sofort sprang er empor und fragte: „Darf ich Ihnen tragen helfen?" Das erleichterte ihn; aber die Leere der Seele blieb.

Klara fragte noch einmal.

„Ich weiß es selber nicht und kann es nicht erklären. Es kam so über mich."

Auf dem Heimweg schien es ihm, als könnte er Klara nie mehr empfinden, als wäre sie weit weg von ihm.

Sie aber fühlte sich verletzt. Doch plötzlich dachte sie: „Ich kann ihm vielleicht helfen." Ein überschwengliches Gefühl erfaßte sie, dem, wie sie sicher war, alles Dunkle weichen mußte.

Sie rief: „Wir wollen morgen an den Mondsee fahren, da gibt es stets so schöne Wolken."

Drittes Kapitel

Sie fuhren mit dem frühsten Zuge. Es war so genußreich, zu den Wagenfenstern hinauszublicken, weil die Augen in der Stadt mit den paar hellen, spärlichen Farben die kleinste Nüance hatten wahrnehmen müssen, um zu ihrem Recht zu kommen und so recht eigentlich zum Schauen erzogen worden waren. Jetzt durften sie das Kornfeld überfliegen, das die ganze Ebene bedeckte, das tausendfarbig golden war, anders dort, wo es gemäht lag, als wo es noch im Winde schwankte, das plötzlich ganz gespenstig weiß wurde und Funken zu sprühen schien, weil eine mächtige Gewitterwand sich über ihm auftürmte. Erst sah man nichts als Korn,

dann entdeckte man weit draußen einen breiten Fluß, der aus dem Gold zuweilen bläulich funkelte, dann eine Eisenbahn, die fern hindurchsauste, dann einen Kirchturm und einige Bäume am Horizont. Die Pappeln sahen wie dicke Striche aus. Die Buchen wie große Punkte. Die ganze Allee wie Notenschrift. Jetzt erst erkannte man, wie unendlich weit das Fruchtland sich dehnte, und der Himmel mit den ungeheuerlich geballten Wolken schien sich doppelt hoch zu wölben.

Es war, als führen sie zum ersten Male Eisenbahn. Sie mußten wie Kinder auf die andere Seite laufen. Dort aber dehnte sich ein endloses, schwärzliches Moor. Ein neues Schauen und Sinnen begann.

Jedes der beiden sah so viel durch das andere. Wenn man sich über die Schulter schaute, war alles festlicher. Weit draußen glänzte etwas auf: „O wie sich das in deinem Auge spiegelt," dachte man.

Sie blickten sich an und schauten dann mit blankeren Augen wiederum in die Weite. Endlich stiegen sie aus und schritten durch den Wald in der Richtung, wo sie den See wußten. Denn an einen See wollten sie durchaus. Beide waren ja im Land der Seen aufgewachsen. Beide konnten sagen, daß ihre schönsten Jugenderlebnisse mit einer blauen Wasserfläche in Verbindung standen. Man besann sich leichter und lieber wegen der verdoppelten Lichtfülle. Die Ausflüge, die einen See zum Ziele hatten, waren unvergänglicher: man fand mehr Blumen, man sah seltenere Vögel, man erlebte ganz gewiß auf der Kahnfahrt ein komisches Abenteuer. — Das wartete beider wiederum. Schwäne, Schiffe, Ufergärten, sommerlich gekleidete, schöne Menschen darin, Tanz im Wirtshaus mit der Terrasse über der träumenden Weite . . . das ahnte man, wenn man auf der Landkarte die blauen Flecklein sah. See dünkte sie ein Sonntagswort.

Mit einem solchen Ziel vor Augen konnte man schon tanzend durch die Wälder schreiten, deren Teppiche stets wechselten an Farbe und an Weichheit, deren Laubdach immer eine andre Wölbung und andre Vogellieder hatte. Erst gings durch einen leuchtenden Eichenwald, der zu Häupten lichtgrün und zu Füßen dunkelrot war. Dann kam der dunkle Tann mit dem Brombeergestrüpp. Dann eine Silberbirkenlinie und eine Hagebuchenhecke voller Spatzengeschwätz.

Klara hatte eine so beseligende Art des Schreitens. Was sie in sich sann, das ahnte man aus ihrem Gehen. Es war, als empfinde sie schauend mit dem ganzen Wesen und in jeder Bewegung das frische Leben ringsum. Wenn sie nach einer Wolke blickte, wurde ihr Schritt schwebender. Wenn übermächtige Freude sie erfaßte, dann mußte sie laufen, dann sah sie nicht mehr nach Weg und Steg, dann ging es so wild durch die Dickichte, daß es gefährlich wurde, hintennach zu stürmen: die Zweiglein schlugen jäh in das Gesicht. Ihr Auge hatte alle Freude des Körpers auch, nur dem

Himmel näher, nur beseelter. Es schwebte dort oben im Blau, während sich die Glieder der Erde erfreuten. Es riß das Leben des Leibes zu göttlicher Lust empor, wenn es einem Vogelzuge folgte, der in der Unendlichkeit entschwand. Es wandelte das ganze Bewußtsein in Schauen um: o heiliger Augenblick, wenn alles in den Augen lag. Sie strahlten jetzt so süß und stark.

Dann plauderte man wieder ein wenig. Artur nahm die halbzerdrückten Himbeeren, die Klara pflückte, aus ihrer Hand und fand sie gerade deshalb so gut. Die Hand aber, die sie spendete, erschien ihm doppelt hübsch, weil sie ein wenig von Moos und Sand beschmutzt war und ein bißchen klebrig vom Harzbrennen. Denn auch Harz verbrannten sie. Sie taten alles Lustige, das sie aus der Erinnerung her wußten.

Sie kamen an kleinen Teichen vorüber, die auf die Nähe des Sees schließen ließen. Es waren ihrer eine lange Kette. Jedes Kleinod war anders an Farbe, Form und Fassung: das erste schwarzgrün, da es von hohen Fichten umschattet war. Das zweite flimmernd im Buchenwald. Im dritten spiegelten sich die farbigen Kleider der Kinder und Sonnenschirme der Damen. Ein tiefes, ruhiges, gleichmäßiges Bächlein verband sie alle wie ein Sammetband.

Hier war schon Festboden. – In großen Städten feiert man nicht Feste. Straßen und Plätze sind dazu nicht hübsch genug angelegt. Man geht statt dessen an einen nahen See. Dort ist immer Fest. Unter einer Million hat es stets einige Festlustige, genug ein Dampfboot zu füllen, das nun mit Musikklängen majestätisch die Wasserbreite durchschneidet und seine Ladung in ein Strandwirtshaus bringt zum Fischessen und Tanz.

Da glänzte plötzlich die gewaltige, kreisrunde Wasserfläche, fröhlich belebt durch farbige Segel, durch mancherlei Arten von Kähnen, Motorbooten und Dampfschwalben, die sich unter beständigem Antuten kreuzten. Die weichen, grauen Silhouetten der Wälder waren unterbrochen durch rote Türmchen und abgestufte Terrassen, auf denen weißgekleidete Menschen Tennis oder Krokett spielten. Jedes Sommerhaus hatte seinen eigenen Stapelort und Badeplatz. Der Himmel war gleichmäßig blau, und man hörte über das ruhige Wasser hin die Lieder von harmlos sich freuenden Menschen.

Artur und Klara schritten zu zweit eilig um das Rund des Sees, der schon im Abendrot erglänzte, und immer eiliger, denn ihre Körper wurden ihnen leichter und wohliger, je schneller sie liefen. Sie gaben sich die Hände: da war ihnen, als ob das Ewige in Erde, Luft und Welle gemeinsam durch sie ränne.

Beide sagten sich in diesem Augenblicke, daß das Leben seinen Wert verlöre, wenn sie nicht immer derart miteinander wandern könnten. Das war ihr Bündnis: diese Einheit im Gehen und Schauen und Lauschen.

Hierauf stiegen sie den Weg zum Wirtshaus empor und fanden auf der Terrasse lustige Leute, die alle die vom Wirt empfohlene, in Butter vorzüglich gebackene Eigenspeise mit lobendem Behagen verzehrten, weshalb man sie gleichfalls bestellte. Bis sie fertig war, richtete man das Teleskop gegen das Luft- und Sonnenbad, das in der Nähe war, entdeckte aber dort nur wenige Menschen, da der Abend vorrückte: einige turnten noch an Reck und Barren, andere konnten das Ringelspiel nicht lassen. Der Bademeister ging umher und mahnte zum Aufbruch, und da weder Bitte noch Befehl was fruchtete, kam er mit dem Hydranten und ließ den Wasserstrahl unter sie fahren. Jetzt flohen alle zu den Kleidern und traten bald darauf mit ihren zusammengerollten Badetüchern unter dem Arm zur Anstalt hinaus. Die meisten schlugen den Weg in die Wirtschaft ein. Sie brachten fröhliche Unruhe und erregtes Durcheinander mit herauf. Sie waren noch ganz glühend im Gesicht von der Sonne und vom Spiele und trugen sich alle noch in den Bewegungen der leichten Badekleider. Die Mädchen hatten so anmutig gebräunte Nacken, die Jungen einen so sympathischen Heißhunger, daß man sie immerfort betrachten mußte. Und es kamen ihrer immer mehr. Alle kannten einander oder lernten sich vielmehr hier zum zweiten Male kennen, was manches Gelächter verursachte, weil man so ganz anders aussah in den Kleidern. Man rief von einem Tisch zum anderen hinüber, trank sich zu und nahm zuletzt an, daß überhaupt nur Leute aus dem Sonnenbad hier waren, welche Freimütigkeit sich jeder gerne gefallen ließ. Denn jeder war froh, wenn er nur mitlachen durfte.

Als über den dunklen Ufergebüschen der Mond erschien, brachen die beiden auf, um mit dem Dampfschiff in die Stadt zu fahren, die mit dem See durch einen Kanal verbunden war.

Sie schritten auf dem flachen Strand dahin, Klara auf der Seite des Sees, Artur auf der des Ufers, sie im Lichte des Mondes und er im Schatten des Waldes.

„Was war das gestern?“ fragte sie auf einmal.

„Ich wurde plötzlich traurig.“

„Warum?“

„Wenn ich den Grund gewußt hätte, so würde ich die Traurigkeit besiegt haben. Es war mir, als kündete sich etwas an, als könnte etwas Schreckliches geschehen, als müßte das Leben im Grunde grenzenlos unsicher sein.“

„Schau die Gestirne an,“ sagte sie. „Ihre Gesetze fließen als lichte Empfindung in mich. Dieser vertraue ich.“ Sie nahm seine Hand, schritt und sang. Er ging wie im Traume neben ihr.

(Fortsetzung folgt)

Böhmen

von Hermann Bahr

Fox riet schon 1797, Irland irisch zu behandeln, nicht englisch. Und Justin Mac Carthy, selbst Ire, der eine kluge klare Geschichte unserer Zeiten schrieb, gibt zu, daß es England mit den Iren gut meint, aber auf englisch, und davon hätten sie nichts, solang es ihnen nicht auch auf irisch gut geht. Ebenso verlangt Böhmen, böhmisch regiert zu werden, seiner geschichtlichen Persönlichkeit gemäß. Dabei stimmt der beliebte Vergleich Böhmens mit Irland nicht ganz. Denn Irland ist von England erobert und unterworfen worden, viermal sogar, das erstemal von Heinrich II., das zweitemal von Heinrich VII., das drittemal von der Elisabeth, das viertemal von Cromwell. Böhmen ist niemals erobert worden, Böhmen hat sich frei für Habsburg entschieden. Es ist kein erobertes Land, es ist auch nicht durch Erbschaft oder Heirat an Österreich gekommen, es ist überhaupt niemals an Österreich gekommen, sondern dadurch, daß es zugleich mit Ungarn aus freier Wahl an Habsburg kam, entstand erst, was fortan Österreich hieß. Böhmen hat Österreich miterschaffen. Bevor Böhmen sich entschloß, in Gemeinschaft mit den Habsburger Landen und Ungarn zu leben, gab es kein Österreich. Den Namen gab es allerdings schon, aber in einer anderen Bedeutung. Was durch jenen Entschluß Böhmens erst entstand und fortan Österreich hieß, war seit Jahrhunderten im Zuge. Es hätte schon unter Ottokar oder auch unter Georg von Podiebrad entstehen können, auch unter Matthias Corvinus. Wenn es unter Ottokar oder Georg von Podiebrad entstanden wäre, mehr als zweihundert Jahre früher, so hätte man es vielleicht nach dem böhmischen Teil benannt und dann würde heute, wenn gelegentlich Tirol oder Salzburg auf sein geschichtliches Recht pocht, den Tirolern oder Salzburgern der Vorwurf nicht erspart bleiben, sie seien unböhmisch.

Das Wort Österreich hat viele Bedeutungen, und man weiß heute nie recht, in welcher es gerade gebraucht wird. Es erscheint zuerst im zehnten Jahrhundert, als nach dem Sieg über die Magyaren der Sachsen-Kaiser Otto I. 955 die karolingische Ostmark wiederherstellt, die 796 nach dem Sieg über die Avaren im Gebiet zwischen Enns und Raab errichtet worden war. Österreich heißt damals das Land, mit dem 976 der Babenberger Leopold I. von Kaiser Otto II. belehnt wird. Allmählich geht der Name dann vom Land auf den Gebieter über. Das Haus Österreich, sagt man im fünfzehnten Jahrhundert, und in den letzten Tagen des Kaisers Max wird das allgemeiner Brauch: was den Habsburgern gehört, heißt nun Österreich. Max hat einen Sohn, Philipp den Schönen,

der vor dem Vater stirbt. Das Erbe wird zwischen den Enkeln Maximilians geteilt, und da springt der Name jetzt auf den einen Teil über: mit Karl V. beginnt die spanische, mit Ferdinand I. die österreichische Linie des Hauses Habsburg. Und als Ferdinand I., der Gemahl Annas von Ungarn, 1526 durch Wahl am 24. Oktober die böhmische Krone, durch Wahl am 16. Dezember die ungarische Krone empfängt und also sein vom Großvater ererbtes Land mit Böhmen und Ungarn vereint, wachsen für sein Gefühl einfach dem alten Besitz der österreichischen Linie zwei neue Länder zu, und es ist nur natürlich, daß die ganze, jetzt erst entstehende Gemeinschaft den Namen des alten Teiles annimmt. So gewinnt der Name hier ebenso viel wieder, als er, bei der Teilung der Erbschaft zwischen den Brüdern, dort verloren hat. Österreich heißt seitdem alles von den Habsburgern der österreichischen Linie beherrschte Gebiet, das dann der deutsche Kaiser Franz II. 1804 zum erblichen Kaisertum erklärt, sich fortan Franz I., Kaiser von Österreich, nennend. Dieses Kaisertum Österreich erlischt am 21. Dezember 1867, aber der Kaiser von Österreich bleibt übrig. Von 1867 bis 1915 ist Österreich nur noch in einer Zusammensetzung und im Titel des Oberhaupts vorhanden. Der neue Staat heißt Österreich-Ungarn, sein Oberhaupt Kaiser von Österreich und König von Ungarn. Freilich wird das Wort zuweilen immer noch in dem alten seit 1526 üblichen Sinn gebraucht, für alles Land, das der österreichischen Linie des Hauses Habsburg gehört, aber die Ungarn widersprechen diesem Brauch und haben dabei das Gesetz für sich: Ungarn ist seit 1867 von Rechts wegen nicht mehr österreichisch. Doch auch noch in einem anderen Sinn wird das Wort Österreich seit 1867 zuweilen gebraucht, nämlich für den gesamten nicht ungarischen Teil des habsburgischen Reiches, in einem ganz neuen Sinn also. Es bedeutet jetzt weniger als von 1526 bis 1867, denn in dieser Zeit schloß Österreich auch Ungarn ein, das sich 1867 von ihm ausgeschlossen hat. Es bedeutet auch weniger als vor 1526 unter Kaiser Max, denn es bedeutet nicht mehr das ganze Land Habsburgs. Es bedeutet aber wieder mehr als zur Babenberger Zeit, denn es umfängt auch Böhmen mit Mähren und Schlesien, Kärnten und Krain, Tirol und Voralberg, Görz, die Bukowina, Galizien, Triest, Istrien und Dalmatien. Es bedeutet, was von Rechts wegen seit 1867 „die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder" hieß. Und diese neue, seit 1867 erst allmählich aufkommende, bisher unrechtmäßige Bedeutung ist jetzt am 12. Oktober 1915 öffentlich beglaubigt worden, Österreich wird aus dem gemeinen Sprachgebrauch, in den es sich geflüchtet hatte, behutsam wieder hervorgeholt, wenn auch mit zugeschnittenem Sinn, es ist seit dem 12. Oktober 1915 der amtliche Name der bisher anonymen, im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder, für die man auch das schöne Wort

Cisleithanien erfunden hatte. Der Teil des habsburgischen Reiches also, der den Reichsrat beschickt, heißt fortan Österreich, der zweite Teil heißt Ungarn. Und was mit dem dritten Teil, mit Bosnien und der Herzegowina, geschehen soll; wohin er gehören wird, welchen Platz er im Reiche hat, bleibt noch ungewiß. Wenn von Österreich gesprochen wird, muß man also immer erst fragen, von welchem Österreich. Mancher schlägt an seine Brust und beteuert, Gott sei Dank noch ein guter Österreicher zu sein, aber für ihn heißt das, daß er den Dualismus nicht anerkennt: wenn er Österreich sagt, meint er das Österreich des Doktor Alexander Bach. Ein anderer wieder, der sich auch für einen guten Österreicher hält, wird 1867 anerkennen, aber daraus schließen, es müsse, was den Ungarn recht, auch für die anderen billig sein: er hofft auf ein 1867 auch für Böhmen, und nicht bloß für Böhmen, sondern für alle geschichtlichen Persönlichkeiten Österreichs, womit denn das föderalistische Österreich des Oktober-Diploms von 1860 auf eine höhere Art erfüllt würde. Weiß man nun schon nie recht, welches Österreich einer meint und was er für österreichisch hält, so wird es noch schwerer, sich eine rechte Vorstellung zu machen, wenn ein Volk oder eine Partei in den Verdacht kommt, unösterreichisch zu sein. Dieser Verdacht geht immer von den Zentralisten aus, einer Partei, die zehn Jahre lang geherrscht hat, unfähig war, ihr Österreich, ein ungeschichtliches bürokratisches, nur auf dem Papier vorhandenes Österreich, eine schlechte Kopie des napoleonischen Frankreichs, auszuführen, aber noch immer in den Kanzleien spukt. Ihr gilt alle Wirklichkeit für unösterreichisch, und sie glaubt noch heute, Geschichte lasse sich durch einen Federstrich beseitigen, das Leben der Völker auswischen, ein Staat erfinden.

Als Österreich 1526 entstand, war es ein dynastisches Bedürfnis und es war ein Bedürfnis der Erblande, ein Bedürfnis Ungarns und ein Bedürfnis Böhmens. Dadurch daß diese vier Bedürfnisse sich trafen, entstand Österreich. Dem Hause Habsburg wurde auf seinem angestammten Grundbesitz zu enge. Für den Ehrgeiz, die Hoffnungen und Entwürfe, die Ferdinand vom Großvater geerbt, für sein drängendes Bewußtsein, der Bruder Karls V. zu sein, reichte das kleine Gebiet nicht mehr, sein Vaterland mußte größer sein. Und auch das Volk am Nibelungenstrom empfand denselben Drang nach Ausdehnung und Verbindung. Diesem süddeutschen Schlag ist es eingeboren, daß er, für sich allein, niemals seinen inneren Sinn ganz erfüllen kann. Was er ist, lernt er erst an anderen, er braucht fremdes Wesen, um sein eigenes zu finden, mit sich allein erlebt er sich niemals. Er ist unfähig, selbst sich aus sich hervorzuholen; er muß erst aufgeschreckt werden, sonst bleibt er dumpf; nur wenn er sich in seiner Art bedroht sieht, wird er sich ihrer erst recht bewußt. Berührung mit anderen, Reibung an anderen, Reizung durch andere ist

ihm ein nationales Bedürfnis, erst durch sie kommt er zu sich selbst. Er gleicht darin dem Böhmen und dem Ungarn, dadurch entstand Österreich. Der Böhme wie der Ungar hat das nämlich auch. Die großen Böhmen, der Premislide Ottokar, wie der Luxemburger Karl IV., wie der Utraquist Georg von Podiebrad wußten alle schon, daß ihr böhmisches Volk, um Funken zu schlagen, immer erst den Stoß auf ein fremdes Volk braucht, ebenso wie der heilige Stefan schon wußte, warum er gar nicht genug Fremde nach Ungarn kriegen konnte, und wie Matthias Corvinus wußte, warum er nach Mähren und Schlesien zog, die Steiermark nahm und fünf Jahre lang Wien besetzt hielt. Sie gehen alle schon mit Österreich schwanger, sie tragen Österreich aus, dieses Österreich von 1526, das den unter Habsburg lebenden Deutschen ebenso notwendig wie den Böhmen und den Ungarn ist. Jedes dieser drei Völker spürt in seiner Entwicklung auf einmal, daß es nun allein nicht mehr weiter kann, daß es sich bisher noch immer etwas schuldig geblieben ist, ja gerade das Beste, daß es mehr vermag, noch weit mehr, und mehr will, noch weit mehr, und doch aber mehr zu können, mehr zu wollen irgendwie gehemmt wird, daß es sein letztes Wort noch nicht gesagt, sein höchstes Werk noch nicht getan hat, das Wort, das ausgesprochen, das Werk, das zu verrichten es in die Welt geschickt worden ist, und niemals dieses letzte Wort aus sich allein wird sagen, niemals dieses höchste Werk aus sich allein wird tun können, daß ihm dazu noch irgend etwas fehlt, daß es noch nicht auf seiner Höhe, daß es inkomplett, unfertig, ein Fragment, daß es bloß erst ein verworrenes Vorspiel seiner selbst ist, daß es noch einen Nachsatz braucht, um erst einen Sinn zu geben, aber diesen Nachsatz in sich selbst nicht hat, also einen Zusatz braucht, von außen, kurz: daß es organisiert werden muß und nur an anderen organisiert werden kann, daß es, um nicht für allezeit unerkannt zu bleiben, sich erst selbst an anderen erkennen muß, daß es sozusagen, um endlich ganz es selbst zu werden, erst heiraten muß. Wobei freilich zunächst unentschieden bleibt, wer in dieser Ehe denn eigentlich der Mann und wer das Weib sein wird. Daß keines seiner Völker, seit es Österreich gefunden hat, jemals mehr vergessen kann, wie notwendig es diese Ehe braucht, das ist das sprichwörtlich gewordene Glück Österreichs, das sich noch in jeder Gefahr, in jeder äußeren Not, in allen Kriegen immer wieder eingestellt hat; es ist das österreichische Wunder. Daß aber heute noch keines seiner Völker weiß, ob es in dieser Ehe Mann oder Weib zu sein und welche Rechte, welche Pflichten es hat, das ist das Unglück Österreichs, das seinen inneren Frieden immer wieder stört, es ist das österreichische Elend. Alle sind zur Organisation mit den anderen und an den anderen bereit, weil jedes sie ja für sich selber braucht, aber keines kennt noch seinen Platz in ihr. Und jedes hat noch zu Zeiten immer wieder Furcht vor ihr, Furcht nämlich,

von ihr, die es ja bloß aus nationalem Eigennutz, um durch sie selber stärker zu werden, will, geschwächt und national geschädigt zu werden.

Die drei Länder, durch deren Verbindung 1526 Österreich entsteht, der alte Besitz der österreichischen Linie Habsburgs, Ungarn und Böhmen, sind alle drei zu jener Zeit, wenn auch nicht ausgereifte, doch schon aufgeblühte Persönlichkeiten. Es fehlt ihnen zur vollen Entfaltung und Befruchtung nur noch eine wärmere Sonne. Diesen Sonnenblick erhoffen sie von Österreich. Es soll jedes bewahren und erst vollenden. Jedem Volke soll, was es mitgebracht hat, unversehrt bleiben, aber dann noch etwas zugebracht werden, das es selbst aus eigener Kraft nicht vermag und wodurch es noch über sich hinaus, aber auch erst im höchsten Sinne vollends zu sich selbst kommt. Daß nach furchtbaren Störungen alle seine Völker noch immer diesen Glauben an Österreich haben, macht es unbezwinglich. Daß dieser Glaube noch immer nicht bewußt erfüllt worden ist, macht es immer wieder an sich selber irre. Unsere Not ist: der Österreicher hat ein Vaterland, aber keinen Staat. Dieser Verein vieler Völker ist kein Staat geworden, sondern ein Staatenbund geblieben, den der unerlöste Drang quält, ein Bundesstaat zu werden. Unter Kaiser Franz sprach man von den K. und K. Staaten: der Ausdruck, der jetzt amtlich nicht mehr gebraucht wird, gilt noch heute. Der Österreicher fühlt sich unmittelbar nicht als Österreicher, er ist es immer erst im zweiten Grade. Fragt man ihn, was er sei, so wird er zunächst antworten: Tiroler oder Salzburger oder Schlesier. Indem er Tiroler, Salzburger oder Schlesier ist, ist er ja natürlich auch Österreicher, das glaubt er gar nicht erst sagen zu müssen. In jeder Gefahr Österreichs steht er für Österreich ein, denn damit steht er ja für sein Tirol, sein Salzburg, sein Schlesien ein. Und er will Österreich stark, so stark als nur möglich, weil, je stärker Österreich ist, desto stärker auch Tirol, Salzburg, Schlesien wird. Ja man muß das auch noch so sagen: er will Österreich stark, so stark als möglich, wenn, je stärker Österreich ist, desto stärker auch Tirol, Salzburg, Schlesien wird. Der Tiroler, der Salzburger, der Schlesier will Österreich stark, zum Vorteil Tirols, Salzburgs, Schlesiens, jeder zum Vorteil seines Landes. Wenn man ihn aber fragt, ob er es allenfalls auch stark auf Kosten seines Landes wollte, da wird er schwanken, mit der Antwort zögern und eigentlich im Grunde die Frage gar nicht verstehen. Jedes unserer Länder hat zuweilen Augenblicke dieses ratlosen Schwankens, dieses ungewissen Zögerns, dieses tiefen Unverstehens, und sie sind schuld, daß der Staatenbund Österreich noch immer kein Bundesstaat ist. Er ist es, sobald jedes der Länder sich sicher weiß, an seiner eigenen Persönlichkeit unversehrt zu bleiben, zu jedem anderen Opfer ist es dann bereit. Ungarn weiß sich jetzt sicher. Kann man es den anderen verdenken, wenn auch sie

dieselbe Sicherheit fordern? Ungarn mißversteht die anderen: sie wollen nichts gegen Ungarn, sie wollen nur auch für sich dasselbe, auch sie bestehen auf ihrer ererbten Persönlichkeit. Auch der Zentralismus hat sie mißverstanden. Solange noch ein einziger Tiroler, ein einziger Salzburger lebt, wird es niemals gelingen, die gefürstete Grafschaft Tirol oder das Herzogtum Salzburg in ein wesenloses Departement abzusetzen. Und wenn alle Tiroler, alle Salzburger erschlagen wären und es gelänge, dann wären zwei Departements da, aber Österreich nicht mehr, kein wirkliches Österreich mehr, das Österreich nicht mehr, das die Baumkrone seiner Länder ist.

Jedem der österreichischen Länder ist sein eigenes Gesetz eingeboren, das aber keines aus seiner Kraft erfüllen kann, jedes braucht dazu die Gemeinschaft mit den anderen. Aber auch diese Gemeinschaft aller hat nun wieder ihr eigenes Leben, ihr eigenes Amt, ihr eigenes Gesetz. Jedes Land wirkt auf das Reich, seine Bewegung teilt sich sogleich dem Ganzen mit, und das Reich wirkt wieder auf jedes Land zurück, seine Bewegung läuft in allen Gliedern durch. Jede Veränderung, hier oder dort, muß sogleich das Reich wie jedes Land verändern, jedes Land wird von Österreich regiert und Österreich wird von jedem seiner Länder regiert. Österreich muß sozusagen jeden Tag alle seine Länder wieder aufs neue verdauen und jedes seiner Länder muß jeden Tag Österreich erst wieder verdauen. Diese Verdauung geschieht nicht ohne Beschwerden. Sie sind geringer in den Ländern, die sich ihr ungestört widmen können, in den Ländern von geschlossener Persönlichkeit. Ärger sind sie, wo die Persönlichkeit des Landes selber noch uneins ist. Auch wenn es ganz deutsch oder rein tschechisch wäre, hätte Böhmen seine Beschwerden mit Österreich, Anfälle jenes Schwankens, jenes Zögerns, jener ratlosen Angst um sich selbst. Solche Anfälle hat jeder der K. und K. Staaten immer wieder, gar in Augenblicken raschen inneren Wachstums, in den größten Augenblicken Österreichs gerade, und jeder wird dann dem Hofrat, der ja niemals wächst, zuweilen wieder verdächtig, unösterreichisch zu sein, die besten Männer aller unserer Länder werden stets bei Gelegenheit einmal zu Hochverrätern ernannt. Aber Böhmen ist weder rein deutsch noch rein tschechisch, und die böhmischen Deutschen sind nicht stark genug, die Tschechen zu vertilgen, noch die böhmischen Tschechen stark genug, die Deutschen zu vertilgen. So verfitzt sich in Böhmen die allgemeine österreichische Frage noch mit einer besonderen nationalen. Während Tirol, was immer Österreich von ihm fordert, nur das eine fragt, ob es nicht etwa Tirol schaden könnte, fragen in Böhmen Deutsche wie Tschechen zunächst, nicht ob es Böhmen schadet, nicht, was das Land, sondern was jede der beiden Nationen im Lande davon hat und ob es irgendwie für die Macht der eigenen Nation über Böhmen benützt werden kann. Der Kampf um die Herrschaft im Lande wird ins Reich getragen, wird im Reich aus-

getragen. Beide sind unböhmisch. Den Deutschen wie den Tschechen gilt die eigene Nation mehr als das gemeinsame Land. Und so sind beide unösterreichisch: denn Österreich steht ja seinen Ländern nicht gegenüber; es ersteht erst aus ihnen, es ist bloß in ihnen, durch sie an ihnen erst da.

Ja noch mehr. Da jede der beiden böhmischen Nationen zu stark ist, um sich von der anderen unterdrücken zu lassen, und keine so stark, die andere unterdrücken zu können, sehen sie sich um Hilfe um und blicken erst ins Reich, bald aber auch über die Grenzen. Der innere Streit, schon aus dem Land ins Reich gebracht, geht noch ins Ausland, der böhmische Deutsche erinnert sich der starken Brüder über den Bergen, es beginnt die Los-von-Rom-Bewegung, und der Tscheche wird Panslawist, die großslawische Romantik ergreift ihn, aus dem böhmischen Wortwechsel scheint eine europäische Gefahr zu werden.

Es scheint bloß. Der Krieg hat gezeigt, daß es bloß so schien. Der Krieg hat auch hier die Wahrheit erbracht. Die Wahrheit ist, daß es tief im Innern jeder der beiden böhmischen Nationen, der deutschen wie der tschechischen, noch ein Gebiet gibt, das keiner Nation gehört. Im Herzen beider Nationen, der deutschen wie der tschechischen, steckt das alte böhmische Volk. Das Herz Böhmens schlägt gut böhmisch, und wer Böhmen gut böhmisch regierte, hätte die Deutschen und die Tschechen alle für sich. Der verleumdete Franz Thun war schon fast so weit, als er von den „Politikern" niedergemacht wurde. Das Unglück, aber auch wieder das Glück der böhmischen Politik, sind die „Politiker". Schon Taaffe hat sich über die „gelernten Deutschböhmen" erbost, und es gibt auch gelernte „Tschechischböhmen", sie sind einander wert. Es ist hier und dort immer derselbe Schlag von entwurzelten, geistig verlaufenen, der Klasse, der ihre Geburt sie zuweist, entsprungenen, aber in keiner anderen zugelassenen, schließlich nirgends mehr heimischen, zu rasch gebildeten und in der Bildung noch nicht akklimatisierten, ratlosen, bei aller äußeren Anmaßung innerlich ganz unsicheren, Lärm schlagenden, um sich Mut zu machen, und weil sie doch keinen haben, ihre Furcht im Alkohol unverstandener und unempfundener Tiraden betäubender, im Gefühl ihres eigenen Unwertes, damit sie, wenn es morgen mit ihnen aus sein wird, doch nicht betteln gehen müssen, aufs Geschäft losstürzenden, nach Profit gierigen, selbst verratenen und alles verratenden, ganz an den Augenblick, den unmittelbaren Erfolg, den nächsten Gewinn verkauften und sich vor der hereinbrechenden Sintflut geschwind noch die Taschen stopfenden trostlosen „Westlern", ein Schlag, der übrigens überall in Österreich spukt, auch in Triest, Görz und Trient, auch in Ungarn, aber in Böhmen die Herrschaft über die Tagespolitik beider Nationen an sich gerissen hat. Das Unglück ist, daß das Volk beider Nationen dazu schweigt, so daß bisweilen ganz Böhmen, das deutsche wie das tschechische, nur noch aus diesen Westlern zu bestehen scheint. Das Glück ist, daß man

nur die Kurage haben muß, ihnen das Maul zu stopfen und das Volk, das deutsche und das tschechische Volk anzurufen, und Böhmen ist erlöst. Ihr ganzer Spuk zerstiebt, wenn Böhmen wieder böhmisch regiert wird. Aber das will der Hofrat nicht. Der Hofrat hälts überall mit den Westlern beider Nationen. Er hat die Westler großgefüttert. Die Westler sind in Böhmen auf Staatskosten gezüchtet worden, bei den Deutschen wie bei den Tschechen. Der Alldeutsche wie der Russenfreund war seit Jahren der Hintertreppengast des Hofrates. Weil der Hofrat ja kein starkes Böhmen will. Weil der Hofrat Böhmen schwächen will. Weil dem Hofrat kein Preis zu hoch ist, wenn nur Böhmen verhindert wird. Weil der Hofrat gehofft hat, Böhmen durch den nationalen Kampf zu zersetzen. Weil der Hofrat ein aufgeriebenes Böhmen braucht. Denn erst, wenn aus dem geschichtlichen vielgestalten Österreich ein einziger formloser dicker Brei geworden ist, kann das hofrätliche Österreich der Departements entstehen, indem jedes Land nur noch eine Nummer wäre, das Ideal des Bürokraten.

Nun hat aber dieser Krieg gleich im Anfang dem Hofrat ein Ende gemacht. Das erste war, daß das Österreich, das es nur auf dem Papier gibt, das Österreich der Liberalen, der Bürokraten, der Zentralisten, dieses verdünnte, zur Ader gelassene, außer Kraft gesetzte Österreich verschwand. Und es stand ein Österreich, das nicht auf dem Papier steht, auf, das wahre, zur Verblüffung, zum Entsetzen der Feinde. Der Zerfall Österreichs auf den ersten Anhauch schien doch ein ganz sicherer Posten in ihrer Rechnung gegen Deutschland. Man glaubte Österreich doch zu kennen! Aber was man kannte, war das Österreich des Hofrates, diese Falschmeldung, nicht das wirkliche. Und der Hofrat machte sich schon in der Mobilisierung aus dem Staube. Das wahre Österreich erschien, das in seinen Gemeinden wurzelnde, in seinen Ländern wirkende, das immer erscheint, wenn der Kaiser ruft. Und alle Wahrsager hatten falsch gesagt und alle Schwarzseher trüb gesehen, alle Furcht wurde zuschanden, und es ging auf einmal alles, seit der Hofrat gegangen war, dem Soldaten weichend, denn mit dem Hofrat war auf einmal auch die Schlamperei weg, und die Unzuverlässigkeit, die Unpünktlichkeit, die Unaufrichtigkeit, der Schlendrian, der Unmut, Kleinmut, Mißmut, das Nörgeln und das ewige Raunzen und die Verzagtheit, Verbohrtheit und Verdrossenheit, lauter Eigenschaften des hämorrhoiden Kanzlisten, die sich von ihm mit der Zeit auf das ganze, von ihm beherrschte Österreich übertragen hatten. Er verschwand, als der Kaiser rief, und Österreich erschien auf des Kaisers Ruf. In seinen Heeren ist Österreich.

Mit dem Hofrat verschwand aber auch sein Freund: der Nationalist. Dieser Krieg ist vom Nationalismus angezettelt, und überall ist aber in diesem Krieg der Nationalismus ausgetilgt worden. „Eine der folgenschwersten Tatsachen, die uns der Krieg enthüllt hat,“ hat Professor Liszt neu-

lich gesagt, „ist der Sieg des Staatsgedankens über das Nationalitätsprinzip." Man darf vielleicht noch mehr sagen: in den Bedingungen, die dieser Krieg uns stellt, reicht nicht bloß das Nationalitätsprinzip, es reicht auch der alte Staatsgedanke nicht mehr, der Staatsgedanke dehnt sich unwillkürlich zum Bundesgedanken aus. Unser Abgeordneter Renner hat recht: „Der Staat ist zu klein, die Welt teilt sich in wenige große Gruppen, man muß in Erdteilen denken."

Wir werden alle hergebrachten politischen Begriffe strecken müssen. Österreich kann das leicht, es muß dazu gar nicht erst umlernen, es hat sich bloß auf sich selbst zu besinnen. Hat Österreich in seinen großen Zeiten nicht immer schon in Erdteilen gedacht? Und war Österreich nicht gerade von eben jenen hergebrachten politischen Begriffen bedroht, die jetzt auf einmal unbrauchbar und ungültig geworden sind? Seit der Krieg dieses einödige Schema des Nationalstaates gesprengt hat und den Völkern eine lebendigere, reichere, vielfältigere Form notwendig geworden ist, eine Form der Fülle, Form der Bewegung, Form der Vieleinigkeit, atmet Österreich auf. Denn damit hat die große Stunde für Österreich geschlagen. Seine schlimmste Gefahr, der Nationalstaat, ist vorbei. Schon ringt sich aus den blutigen Dämpfen dieses Krieges eine neue Gestalt empor. Sie trägt uns wohlbekannte Züge. Das alte Österreich ist ihr Vorbild im kleinen gewesen, das neue Reich der Mitte, dieser bewegliche Kreis zwischen dem starren Osten und einem exzentrischen Westen wird Österreichs Abbild im großen sein.

Und da hätte dieser Krieg, so nebenbei, dann auch die böhmischen Fragen erledigt. Oder wird man sich, wenn nur dieser Deutschland, Österreich-Ungarn, den Balkan, die Türkei, Persien und China geistig und wirtschaftlich umfassende Bund, diese neue Welt gemeinsamer Arbeit erst aufrecht steht, in böhmischen Dörfern noch immer nicht einigen können, ob der Nachtwächter deutsch oder tschechisch ansagen soll, wieviels geschlagen hat? Der Nationalstaat wird vergessen, die Nationalisten werden verschwunden sein, und dann wird der Kaiser rufen und Böhmen wird wieder erscheinen in alter Zauberpracht und Zaubermacht seiner großen unvergänglichen Geschichte.

Diesen allgemeinen Betrachtungen mag ein Bericht folgen, den ich über meinen letzten Prager Aufenthalt an einen österreichischen Staatsmann erstattet habe:

Euer Exzellenz! Salzburg, 27. November 1915

Ich bin sehr froh, daß ich in Prag war, ich atme jetzt erst wieder auf, denn ich weiß jetzt, daß das alles nicht wahr ist, was man sich seit Wochen, seit Monaten ängstlich aufgeregt, bei uns über Böhmen in die Ohren raunt. Es ist nicht wahr, daß Böhmen innerlich für Österreich verloren ist. Der Augenschein hat mir dargetan, daß es nicht wahr ist. Ich habe manches bittere Wort gegen Wien, Klagen über ungerechte oder maßlose Urteile der

Gerichte, über den kein Verdienst verschonenden Argwohn der Behörden, Wutausbrüche gegen die deutschen Verdächtigungen und Verleumdungen der Tschechen anhören müssen, es ist mir nicht verhehlt worden, daß das tschechische Volk an diesem Kriege gegen seine slawischen Brüder nur notgedrungen aus österreichischem Pflichtgefühl teilnimmt, ich bin dem tiefsten Mißtrauen vor der Zukunft begegnet, einer flackernden Nervosität, einer namenlosen Angst, der Augenblick könnte von den Deutschen mißbraucht werden, das tschechische Volk um seine mühsam errungenen Rechte, ja das Land Böhmen völlig um seine Selbständigkeit bringen, aber dies alles läßt den Glauben an Österreich nicht wanken, in Österreich will das tschechische Volk seine nationalen Bedürfnisse erfüllen, auf Österreich hofft es und bleibt für Österreich bereit, wofern ihm nur kein Opfer seines eigenen Wesens, seiner geliebten Sprache, seiner wirtschaftlichen Entwicklung zugemutet wird. Was es fürchtet, jetzt mehr als je, ist, daß es germanisiert, aus dem Lande seiner Väter ein seelenloses Departement gemacht, seine ganze Geschichte zerstört werden soll. Diese Furcht fand ich überall, selbst bei einem so weisen, ehrwürdigen, schon fast verklärten Manne wie dem rührenden alten Mattusch, der noch an der Seite Palaczkys und Riegers stand, selbst bei einem so klugen, vereinsamten Gelehrten wie Exzellenz Fiedler, dem österreichischen Minister. Aber Zeichen einer russischen Gesinnung fand ich nirgends. Auch unter den Anhängern, Schülern und Freunden Masaryks nicht; die vielmehr durchaus, um mit Dostojewski zu sprechen, „Westler" sind, also Europäer und, wie sie selbst ganz gut wissen, in Rußland unmögliche, für Rußland unerträgliche Menschen, eher gelegentlich mit französischen oder englischen Anwandlungen, meistens aber geradezu nach dem deutschen Geiste hin orientiert. Einer von ihnen, den ich fragte, für wen, wenn bei einer Teilung Österreichs Böhmen keine andere Wahl als entweder reichsdeutsch oder aber russisch zu werden hätte, das tschechische Volk sich entscheiden würde, für das deutsche Reich oder für Rußland, gab mir, ohne zu zögern, zur Antwort: Dann natürlich immer noch lieber für Deutschland! Und ich möchte wetten, daß auf meine Frage kein Tscheche anders antworten wird. So sehr sich jeder als Slawe, so stark er den geistigen oder eigentlich: den Gemütszusammenhang aller Slawen fühlt, gegen die Gefahr einer politischen Neigung zum heutigen Rußland sind die Tschechen immun. Ich könnte mir, wie paradox das auch klingen mag, eher vorstellen, daß sie, wenn sie sich von Wien in ihrem Volkstum bedroht, ihre geschichtlichen Rechte gefährdet glauben, vielleicht einmal der Gefahr einer politischen Neigung zu Deutschland erliegen. Es wäre nicht unmöglich, daß uns unsere zentralistischen Staatskünstler unter Umständen auch noch diese ja höchst österreichische Unwahrscheinlichkeit eines reichsdeutschen Irredentismus der Tschechen bescheren, dem es ja dabei schließ-

lich an allerhand geschichtlichen Berufungen, etwa auf die Zeit Karl IV., nicht fehlen würde. Für die Autonomie Böhmens ist dem Tschechen kein Preis zu hoch. Wenn Wien sie bedroht und Berlin sie verbürgt, so wird er nicht zögern. Das klingt wie ein schlechter Witz, aber mir fiel auf, wie sehr gerade tschechische Nationalisten das deutsche Reich, die Ordnung, die Verwaltung, die Arbeitsmethoden, die Steuerkraft, das Bankwesen und den weltwirtschaftlichen Sinn der Deutschen bewundern. Die russischen Schwärmereien tschechischer Phantasten sind ungefährliche Romantik, das Interesse des tschechischen Geldes, der tschechischen Arbeit für die Weltwirtschaft des deutschen Reiches könnte bei Gelegenheit gefährlich praktisch werden.

Ein so starkes, ehrgeiziges, unaufhaltsames, aber kleines, einsames und ganz auf sich selbst angewiesenes Volk wie das tschechische wird sich unwillkürlich einen großen geistigen Hintergrund suchen, es wird sich irgendwie nach außen projizieren, irgendwie draußen anknüpfen müssen. Österreich hätte dieser geistige Hintergrund allen seinen Völkern zu sein, der Anker ihrer Seelen, es hat aber von der Gelegenheit, dieses Bedürfnis für sich auszunützen, noch wenig Gebrauch gemacht und kann also seinen Völkern nicht verdenken, wenn sie sich nach einem Surrogat umsehen. Ich bin jetzt mehr als je der Überzeugung, daß der sogenannte Panslawismus der Tschechen wie unserer Südslawen nichts als ein solches Surrogat ist, um jenes Bedürfnis nach einem Horizont, nach geistiger Weite, nach innerer Berührung mit der großen äußeren Welt irgendwie zu stillen oder doch abzufinden. Ein so starkes und dabei doch so kleines Volk erträgt das Gefühl nicht, isoliert zu sein. Auch die Deutschen Österreichs kommen ja mit Österreich allein innerlich nicht aus, ihr Vaterland muß größer sein, so nehmen sie sich noch Kant und die deutsche Philosophie, Goethe und Schiller, Bach und Wagner dazu. Was wir uns selbst erlauben, werden wir den andern Völkern Österreichs nicht wehren können. Dazu kommt noch, daß ja die Tschechen auf dem Balkan wie in Rußland an der Arbeit sind, industriell und finanziell; sie haben damit ein gut österreichisches Werk getan, das uns noch Frucht tragen wird. Jenes geistige Bedürfnis nach einem idealen Raum sozusagen und diese wirtschaftliche Verbindung mit dem Osten und dem Süden mußten zusammen eine slawische Stimmung zeitigen, die aber nur grober Unverstand oder böser Wille russophil nennen kann und die wohl auch immer nur unter den Intellektuellen bleibt, aber das Volk selbst noch kaum erreicht hat. Das Volk wird nur von seinem Gefühl für Autonomie beherrscht, von diesem aber freilich mit einer Leidenschaft, die fast etwas Heroisches hat, für sie zu jedem Opfer bereit, mit tierischer Wut ergrimmend, wenn es sie bedroht glaubt, ein lenksames Kind, wenn es sie gesichert weiß.

Aber je nach der Bildung, nach der politischen Denkart und nach dem

Temperament des Einzelnen nimmt dieser allen gemeinsame, die ganze Nation in ihren Höhen und Tiefen beherrschende Gedanke der Autonomie nun freilich die mannigfaltigsten Formen an. Die meisten haben nur den Wunsch, den Kaiser zum König von Böhmen gekrönt zu sehen; dann trauen sie sich schon die Kraft zu, selbst Ordnung im Lande zu halten. Andere, durch das ungarische Beispiel zugleich beschämt und gereizt, wollen mehr: alles, was den Ungarn an Unabhängigkeit und Selbständigkeit zugestanden worden ist, glauben auch sie für sich ansprechen zu dürfen. Und endlich gibt es unter ihnen Schwärmer, die sich Österreich völlig als einen Staatenstaat denken, oder als einen Völkerbundesstaat, worin jeder einzelne Teil sich seiner Geschichte, seinen Bedürfnissen, seiner Eigenart gemäß selbst bestimmt, um seine gesammelte Kraft dann dem Ganzen darzubringen. Ich weiß weder, ob der Gedanke eines solchen föderativen Österreichs, von dem manche tschechischen Schwärmer träumen, ausführbar ist, noch weiß ich, ob unsere Völker schon reif für ihn sind. Aber ich kann an ihm nichts finden, was unösterreichisch wäre. Im Gegenteil: dieser Gedanke denkt doch eigentlich bloß das Österreich von 1526 folgerichtig aus, übersetzt es nur in unsere Zeit und paßt es unseren veränderten politischen und wirtschaftlichen Bedürfnissen an. Und schließlich gilt doch auch für Staaten und Völker dasselbe Gesetz, dem jeder Einzelne gehorchen muß, das Gesetz der inneren Unveränderlichkeit aller menschlichen Wesen, das Gesetz einer angeborenen, unserer Willkür entrückten, sich an uns unaufhaltsam, mit uns oder gegen uns, erfüllenden Bestimmung, das in jenem orphischen Urwort Goethes verkündigt wird:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Und so hat es ja nicht viel Sinn, wenn wir uns auf dem Papier ein Österreich erfinden wollen, das einfacher, bequemer für den Beamten und handlicher wäre, denn dieses Österreich der Zentralisten ist doch immer bloß auf dem Papier geblieben, es wird immer Papier bleiben, es kann niemals das geschichtliche Österreich überwinden, wir werden immer fort und fort gedeihen nach dem Gesetz, wonach wir angetreten, nach dem Gesetz von 1526, so müssen wir sein, wir können uns nicht entfliehen, das Österreich Ferdinands I. wird immer stärker sein als das Österreich des Doktor Alexander Bach, das noch in unseren Hofräten spukt. Das Österreich des Doktor Alexander Bach war eine Übersetzung aus dem Französischen, es

war der Versuch, ein napoleonisches Österreich zu machen, es war ganz unösterreichisch. Jene tschechischen Autonomisten aber, und selbst die Schwärmer unter ihnen, die Träumer von einem freien Bund ganz selbständiger, sich nach ihrer Eigenart selbst verwaltender und von allen Seiten her ihre entfalteten Kräfte dann um Habsburgs Thron versammelnder Völker, was wollen sie denn im Grunde als unser altes Österreich, so wie es unter Ferdinand I. entstanden und von Karl VI. besiegelt und vom Kaiser Franz zum eigenen Kaisertum erhoben worden ist, nur in den reicheren, beweglicheren, unserem Willen, an der Weltwirtschaft teilzunehmen, angepaßten Formen dieser neuen Zeit? Und wen der „Staatenstaat" erschreckt, der erinnere sich doch, daß es unter Kaiser Franz Sitte war, amtlich von den „k. und k. Staaten" zu sprechen. Selbst jene Schwärmer unter den Autonomisten sind also keine verwegenen Neuerer, Österreich ist schon 1526 ein Staatenstaat gewesen und ist es in allen seinen großen Zeiten immer geblieben.

Wenn man darüber aber mit deutschen Böhmen spricht, die wenden nun freilich immer ein: Autonomie nennen es die Tschechen, und Rußland meinen sie damit! Ich muß gestehen: ich bin unfähig, mir vorzustellen, daß ein ganzes Volk geschlossen lügt, Mann für Mann und seit so vielen Jahren! Nehmen wir dies aber selbst an, so bleibt noch immer die Frage, ob Böhmen, selbst wenn es will, russisch werden kann. Räumt man dies ein, und also auch, daß Autonomie durch Mißbrauch ein Werkzeug dazu werden könnte, so wäre dieser Einwand gegen sie in der Tat stärker, als alle Gründe für sie. Doch scheint es mir von vornherein unmöglich, daß Böhmen überhaupt jemals russisch wird, angenommen selbst, daß es russisch werden wollte. Nicht bloß seine Lage, nicht bloß seine ganze Geschichte verbietet es, sondern auch noch ebenso der wirtschaftliche wie der geistige Zustand des tschechischen Volkes. Seine Bourgeoisie, kaum fünfzig Jahre alt, aber rasch aufgeschossen und jetzt eben daran, in die Weltwirtschaft einzutreten, für die sie sich mit einer bewundernswerten Energie gerüstet hat, weiß, daß ihr Platz nur an der Seite Deutschlands sein kann: ihr Weg zur Weltwirtschaft ist der Deutsche, sie hat keinen anderen, und wenn sie ihn verläßt, zerstört sie sich. Der Geist des tschechischen Volkes aber, sein Glaube ist abendländisch. Die Tschechen sind Katholiken, wenn auch nicht alle von derselben Art: Der eine Teil ist rein katholisch, im anderen lebt unter der katholischen Form heute noch insgeheim der Hussit fort. Beide sind russisch unmöglich. Ich weiß gar nicht, welcher von beiden es mehr ist, der reine Katholik oder der versteckte Hussit. Die beiden Feinde, die damals in der Schlacht am weißen Berge gegeneinanderstanden, wären gegen Rußland vereint. Solang es noch in Böhmen wirkliche Katholiken und wirkliche Hussiten gibt, kann Böhmen niemals russisch werden: das Herz Böhmens schlägt gegen Rußland. Erst müßte Böhmen ganz unkatholisch und unhussitisch,

ein gottloser Haufen geworden oder Rußland müßte nicht mehr orthodox sein. Zwischen dem Rußland Dostojewskis und dem Böhmen des Hus und des heiligen Johannes von Nepomuk ist ein höllentiefer Abgrund. Nur entseelt könnten die beiden sich finden. Solange Böhmen aus Katholiken und Hussiten besteht, gibt es hier, und wäre das ganze Land mit Russen besetzt, kein Rußland. Es müßte erst jeder einzelne Katholik, jeder einzelne Hussit niedergemacht und ausgerottet werden, Mann für Mann. Es gibt für Böhmen keine russische Gefahr, seine ganze Geschichte feit es gegen sie.

Ich fürchte für Böhmen eine andere Gefahr. Die Tschechen können, was sie sind, an Leib und Seele, nur in Österreich sein. Sie finden kein anderes Vaterland, auch wenn sie noch so sehr suchen. Nur muß sich dieses österreichische Vaterland aber auch von ihnen finden lassen. Was ich fürchte, ist das Mißtrauen gegen die Tschechen, nicht so sehr das Mißtrauen der Deutschen, als das ewige Mißtrauen der Bürokratie. Die Deutschen liegen jetzt mit den Tschechen in demselben Schützengraben beisammen, das ist die beste Schule der Verständigung; beide kommen heim, zu demselben starken Österreich bereit. Die Bürokratie aber, die leider in keinem Schützengraben liegt, hat noch immer nichts gelernt und, was schlimmer ist, noch nichts verlernt. Mißtrauen ist ihre Erbsünde. Sie schwelgt jetzt in Pauschalverdächtigungen Böhmens. Aber ungerechter Verdacht vergiftet ein Volk an seiner Seele. Selbst wenn es wahr wäre, daß einzelne Tschechen, durch den Widerspruch zwischen ihrem Pflichtgefühl für den eigenen Staat und ihrem Mitgefühl mit dem feindlichen Blutsfreunde verwirrt, an Österreich irre wurden, sollen diese Schuld die Millionen stocköstereichischer Tschechen büßen, die, draußen im Felde wie daheim im Lande, treu für Österreich einstehen? Das wäre das größte Verbrechen, nicht bloß an Böhmen, sondern an Österreich selbst. Ja schon auch nur einen solchen Verdacht, als sollte jetzt die ganze Nation gewissermaßen disqualifiziert werden, in den Tschechen aufkommen zu lassen, wäre ein nicht mehr gut zu machendes Verbrechen an Österreich, voll Unheil für alle Zukunft. Jeder Tscheche, der bereit zu Österreich ist, muß Österreich offen finden, und wer von den Tschechen in einem Augenblick innerer Verwirrung des Gefühls etwa irre an Österreich geworden wäre, muß an Österreich wieder glauben lernen dürfen, kein österreichisches Volk ist ja vor solchen furchtbaren Augenblicken sicher, auch wir deutschen Österreicher nicht, keines darf sich vermessen, die anderen zu richten. Es gibt keine österreichische Politik als die des unerschütterlichen Vertrauens auf Österreich, der strengen Gerechtigkeit gegen alle seine Völker und des entschlossenen Willens, daß Österreich ihrer aller Vaterland werden muß, Vaterland an Leib und Seele.

Die deutsche Idee von der Freiheit *

von Ernst Troeltsch

Die diplomatischen Enthüllungen der verschiedenen farbigen Bücher und das historische Denken über den Zusammenhang des Welt-krieges mit einem Jahrzehnt neu einsetzender russischer Balkanpolitik und englischer Einkreisungspolitik haben uns den reinen Machtcharakter des gegenwärtigen Krieges völlig klar gezeigt. Es ist leicht zu verstehen, daß demgegenüber die das Rhein-, Donau- und Schwarzemeergebiet be-herrschenden Mächte nur durch Schaffung eines zusammenhängenden zentralen Blockes sich behaupten können, wobei dann der zwischen der Türkei und dem Zentrum liegende Riegel der Balkanstaaten und das zu-künftige Verhältnis der ungarischen Politik zu den balkanischen Nachbar-nationen das politische Hauptproblem bilden. Die Politik ist auf der Grund-lage des natürlichen Wachstumsbedürfnisses starker Staaten, zu denen die Triebfedern des politischen Herrscherwillens, des Ruhmbedürfnisses und des wirtschaftlichen Gewinnes noch wirksam hinzukommen, ein hartes, er-barmungsloses Gewaltspiel heute wie jemals, und das ist auch die Politik, die zum gegenwärtigen Kriege geführt hat. Daß die großen Weltmächte ihr Ziel lieber durch bloßen diplomatischen Druck und Einschüchterung un-blutig erreicht hätten, ist ihnen, besonders England, gern zu glauben. Aber als die Zentralmächte der bloßen Drohung sich schließlich nicht mehr beugten, sondern um ihr Dasein und ihre Zukunft zu fechten bereit waren, da hat man auch das letzte Mittel, den Weltkrieg, nicht gescheut.

Man suchte dieses furchtbare Mittel nur dadurch etwas weniger furcht-bar zu machen, daß man von vornherein eine ungeheure Übermacht auf-bot, der gegenüber der Widerstand der Zentralmächte aussichtslos erscheinen mußte und die alle Neutralen eben damit gegen die doch verlornen Zentral-mächte mitreißen sollte. Man suchte ihn ferner damit zu mildern, daß man den reinen Machtkrieg als einen moralischen Kulturkrieg für die Freiheit der kleinen Nationen, die Heiligkeit der Verträge, das demokratische Prinzip der Freiheit und Moral, für die Erlösung der Welt von Militarismus und Auto-kratie, für die Eleganz und Feinheit der westeuropäischen Kultur maskierte.

* Die Blickrichtung nach dem Osten erklärt sich nicht bloß aus dem Ort dieser in Wien am 11. Oktober 1915 gehaltenen Rede. Sie scheint mir überall nötig, ins-besondere wenn man sich unseres Unterschiedes vom Westen bewußt wird. Naumanns Buch über Mitteleuropa hatte ich damals noch nicht gelesen. Die gelegentlichen Übereinstimmungen sind also unabhängig voneinander. Nur bei dem Begriff der neudeutschen Organisationskraft habe ich meine Gedanken durch Beziehung auf Naumann nachträglich erweitert. Im übrigen ist mein Vortrag doch vielfach anders orientiert.

Man reizte damit die eigenen Massen auf, man drückte damit auf die Neutralen, schuf Gemeinbürgschaften lateinischer Kultur oder demokratischer Freiheit und sicherte sich vor allem den Haß Amerikas gegen Deutschland, dessen Funktion als Geld- und Waffenlieferant für die Behauptung der Einkreisungspolitik eine immer entscheidendere Bedeutung gewann. Daß man auch das offizielle Rußland mit diesem Heiligenschein der Demokratie und der westlichen Kultur zu zieren wußte und daß die russische Politik ihn zunächst in der Tat so unverbindlich als geschickt zu tragen wußte, gehört zu den grimmigen Humoren der Weltgeschichte.

Heute liegt bereits diese Maske zerfetzt am Boden. Vollends seit der Weltkrieg zum Balkankrieg geworden ist, ist die ganze für seine europäischen Anfänge inszenierte Ideologie zum Hindernis geworden und beiseite gelegt. England bekümmert sich um Völkerrecht und Verträge gar nichts, zerreißt und verbindet in seinen Versprechungen die Nationalitäten ganz nach Bedarf, führt einen höchst inhumanen Aushungerungskrieg und fügt seinem Navalismus die Propaganda für die allgemeine Wehrpflicht, das heißt eben den Militarismus, hinzu, der angeblich die große zu beseitigende Weltgefahr war. Frankreich bekennt sich offen zur alten Prestige-Politik und hat in seinem Innern die demokratische Mitwirkung des Parlaments nahezu aufgehoben. Rußland ist zur offenen Reaktion, dem Zarismus und den Pogromen, zurückgekehrt, es hat seine Duma geschlossen und die nichtrussischen Völker des Reiches aus der verwüsteten Heimat vertrieben. Italien schließlich hat ganz einfach eine Macht- und Prestigepolitik verkündet, die fremde Nationalitäten annektieren will, soweit es möglich ist. In allen diesen Ländern herrscht zugleich eine Diktatur der Regierungen, eine Knebelung der Presse und der allgemeinen Meinung, eine Zentralisierung und Unverantwortlichkeit der Gewalt, wie sie in keiner Autokratie größer sein könnte. Organisation und Kräftezusammenfassung sind überall Trumpf geworden, und das deutsche Vorbild wird unverhohlen nachgeahmt. Nur in Amerika wettert man noch leidlich aufrichtig weiter gegen deutsche Autokratie, Sklaverei, Welteroberung und militaristische Barbarei, wobei nun aber freilich auch die Deckung der Interessen des amerikanischen Großkapitals durch diese moralischen Feigenblätter recht durchsichtig geworden ist; im übrigen müssen auch in Amerika der heftigen Gegenstellung gegen Deutschland Machtinteressen zugrunde liegen, die uns heute nur noch nicht durchsichtig sind.

Trotzdem ist nun aber doch der Kulturkrieg damit für uns nicht erledigt. Wir behalten die Aufgabe, nach außen diese politisch höchst gefährliche und menschlich schmerzliche geistige Isolierung zu durchbrechen und die Wiederanknüpfung der Zusammenhänge wenigstens vorzubereiten. Auch im Verhältnis zu unseren eigenen Bundesgenossen ist das nicht überflüssig.

Denn der zentraleuropäische Block muß mit einer Anerkennung der deutschen Kultur als einer der großen menschlichen Kulturschöpfungen von universaler Bedeutung verbunden sein. Die Stellung der West- und Südslawen zu ihr wird uns nicht gleichgültig sein dürfen. Das trotzig sich auf sich selbst versteifende Teutonentum, zu dem unter dem Eindruck der letzten Erfahrungen viele im Reiche neigen, setzt diese Rücksichten beiseite, die doch für die politische Zukunft von großer Bedeutung sind. Es wird eben doch ein mitteleuropäischer und kein deutscher Block sein. Wir behalten aber diese Aufgabe auch nach innen, da wir durch eine solche gereizte und leidenschaftliche Äußerung der Gegensätze trotz aller künstlichen und gewaltsamen Mache doch auf wirkliche Verschiedenheiten gegenüber unseren Gegnern hingewiesen werden, deren Verständnis für uns selbst von wesentlicher Bedeutung sein muß. Und eine solche Selbstbesinnung hat auch ihrerseits wenigstens mittelbar eine Bedeutung für unser Verhältnis zu den Bundesgenossen. Denn ein gegenseitiges Verständnis der Monarchien ist eine noch keineswegs überall erfüllte Voraussetzung der Zukunft, und zu solchem Verständnis kann zunächst nur die Selbsterkenntnis jedes einzelnen für sich in der gegenseitigen Mitteilung führen. Der Kulturkrieg berührt Punkte, die auch für die Völker Österreich-Ungarns bald mehr von dieser, bald mehr von jener Seite von Bedeutung sind. Wir müssen uns beiderseits besser kennen und verstehen lernen, als das bisher der Fall gewesen ist. Dazu kann und soll uns die geistige Verarbeitung des Kulturkrieges helfen, bei dem wir Deutschen heute so wenig an uns allein denken dürfen wie bei den politisch-militärischen Machtfragen.

Sieht man auf die Hauptpunkte sachlicher Art, so sind es zwei große Gegensätze gegen die deutsche Kultur, die von den Westmächten und Westvölkern vertreten werden: Einmal der große ästhetisch-künstlerische Gegensatz, der teils durch die alte und mächtige Gegenstellung des die lateinische Renaissance in sich aufnehmenden Frankreich gegen alles Nordisch-Germanische, teils durch die überhaupt wesentlich unkünstlerische, willensmächtige Hochspannung politischer und wirtschaftlicher Kräfte im protestantischen Norddeutschland bezeichnet wird. Darüber ist rein theoretisch schwer zu verhandeln, und, so wichtig die Sache ist, sie hängt mit den uns jetzt im Krieg beschäftigenden rein politischen Dingen doch nur mittelbar zusammen. Ganz und gar in den Mittelpunkt der letzteren gehört aber der zweite große Gegensatz, weil er selbst ein wesentlich politisch-ethischer ist: die Weltagitation der westlich-demokratischen Ideen gegen Deutschland zunächst, dann aber auch gegen seine Verbündeten, Österreich-Ungarn und die Türkei, die ganz charakteristisch als die autoritärsten Mächte sich mit dem reaktionären Deutschland zusammengefunden haben sollen.

Dieser Gegensatz bewegt in der Tat die gegenwärtige Welt und ist von

der höchsten praktischen Bedeutung. Noch heute unterstützen die Amerikaner die Munitionslieferungen leidenschaftlich, weil es gegen ein unfreies Volk gehe, und noch heute haben die englischen Gewerkschaften sich zur Fortsetzung des Krieges bereit erklärt, weil die Deutschen kein freies Volk seien. In Schweden zögert die sozialistische und radikale Partei mit einer Unterstützung Deutschlands, weil sie Rußland für einen weniger gefährlichen Feind der Völkerfreiheit hält als Preußen-Deutschland; Rußland werde sich bekehren, Deutschland nicht. Es ist die vorangeschrittene politisch-ethisch-soziale Entwicklung des Westens, die in England, Frankreich und Amerika uns gegenübersteht und die sich auch auf die Verfassungen der jüngsten Staaten, auf Italien und die Balkanstaaten, ausgebreitet hat, die über die britischen Kolonien und Südamerika sich erstreckt und auch die skandinavischen Staaten, besonders Norwegen und Dänemark, ergriffen hat. Und wenn auch Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei keineswegs durch die Antidemokratie, sondern durch die geographische Lage und ihre militärisch-wirtschaftlichen Bedürfnisse zusammengeführt sind, so ist doch allerdings richtig, daß sie mit ihrer Entfernung von der westlich-atlantischen Entwicklung zugleich in politischer Hinsicht altertümlicher, dynastischer, militärischer geblieben sind und daß dadurch Deutschland mit den beiden anderen gewisse politisch-militärische Berührungen auch in Geist und Wesen hat. Aber gerade dann liegt nun wieder das praktische Problem darin, daß gerade ein großer Teil der österreich-ungarischen Völker auf demokratischer Grundlage sich erst selber erfaßt hat und darum demokratisch fühlt, wie denn ja auch Bulgarien durchaus eine Demokratie ist. Die Probleme liegen also nicht bloß zwischen dem mitteleuropäischen Block und dem Westen, sondern auch innerhalb des ersteren selbst und verlangen gerade hier zunächst mindestens nach Klarheit über das, was wirklich vorliegt.

Es handelt sich um das große Prinzip der politischen Freiheit, das die atlantischen Völker oder die Westmächte im Zusammenhang mit einer voranschreitenden politischen und wirtschaftlichen Entwickelung zuerst ausgebildet haben und das von ihnen aus überhaupt erst in die Mitte und den Osten des Kontinents gelangt ist, um eine der größten und durchgreifendsten Errungenschaften der modernen Welt, die sowohl dem Individuum gegenüber dem Staate eine unantastbare Sphäre persönlicher Rechte sichert, als die Staatsgewalt selber aus den vereinigten Individuen hervorgehen läßt, so daß die Völker als ihre eigenen Selbstherrscher erscheinen.

Wie verhält sich in Wahrheit Deutschland — von dem ich nunmehr allein handeln will, da diese Frage für alle Zentralmächte jedesmal etwas anders liegt — zu diesem großen politischen Fortschritt der modernen Welt? Es liegt ohne weiteres auf der Hand, daß diese Frage uns keineswegs lediglich von außen aufgedrängt ist. Sie ist seit langem bereits ein wesent-

liches Problem auch unserer inneren Entwickelung selbst. Seit der Durchsetzung der bürgerlichen kapitalistischen Entwickelung auch in Deutschland, sind die westlichen Freiheitsideen, bald mehr in englischer, bald mehr in französischer Prägung, auch bei uns eine Macht geworden. Der bürgerliche Liberalismus hat die Einigung und die verfassungsmäßige Begründung und Ausgestaltung des Reiches tief beeinflußt. Und als dann aus dieser bürgerlich-kapitalistischen Entwickelung in naturgemäßer Folge die große Arbeiterbewegung hervorging, da hat diese zwar als Sozialismus ganz andersartige Ideen zugrunde gelegt; aber indem sie sich als Sozialdemokratie bezeichnet, deutet sie an, daß sie diese neuen Gedanken zugleich mit den radikal ausgebildeten westlichen Freiheitsideen zu verbinden strebt und also auch ihrerseits mit jenem Geiste eng und bewußt zusammenhängt. Aus dieser Sachlage sind die inneren Kämpfe des letzten deutschen Jahrhunderts zum großen Teil hervorgegangen. Deutschland ist dem Westen nachgefolgt; aber, wie jedermann weiß, geschah dies mit großen, bis heute wirksamen Einschränkungen. Diese Einschränkungen sind es, die die feindliche Weltagitation für sich ausnützt und, wie der Erfolg zeigt, mit größter Wirkung ausnützt. Es liegt also hier in der Tat der Punkt vor, wo in Deutschland innere und äußere Politik eng zusammenhängen, wo Eigentümlichkeiten der inneren Politik zu Angriffsmitteln der außerpolitischen Feinde werden; die berührten Einschränkungen der westlichen Freiheitsideen werden als das eigentliche Wesen des deutschen Geistes und Staates bezeichnet, dieser damit als Haupthindernis der freiheitlichen Weltentwickelung konstruiert und auf diese Anklage hin der politisch-moralische Feldzug eröffnet.

Wie steht es nun in Wahrheit mit dieser Anklage?

Auf die ästhetisch-künstlerischen Anklagen hat Rudolf Borchardt in einer sehr schönen Rede über die „Deutsche Einkehr" rundweg geantwortet: Ja, die Anklage besteht zu Recht; wir sind anders als die anderen. Aber freilich hat er auch hinzugefügt: Wir sollen und wollen anders sein als sie, weil unser Wesen anders ist. In dem gleichen Gedankenzuge gehen alle diejenigen, die seit langem die Gotik gegenüber Renaissance und Klassizismus als die eigentliche große Urform des deutschen Geistes bezeichnen, die dieser mit dem nördlichen Mittelalter zunächst gemein hatte, aber selbständig entwickelt und immer gegen den übermächtigen Einfluß der Renaissance als seine eigentliche Grundrichtung festgehalten habe. Davon kann hier nicht weiter die Rede sein. Aber das ist allerdings dazu zu sagen, daß sehr ähnlich die Antwort auch auf dem politisch-ethischen Gebiete lauten muß. In der Tat, die Anklagen haben recht: Wir sind anders als die andern.

Freilich hat nun das Anderssein auf diesem Gebiete einen mehrfachen

Sinn und verschiedenartige praktische Folgen je nach dem besonderen Sinne, den wir darin erkennen. Die Antwort ist in Wahrheit nicht so einfach, wie sie lautet. Alles kommt darauf an, den verschiedenartigen Sinn dieses Andersseins zu verstehen und klarzumachen. Von dem einfachen Trotz, der sich lediglich zum Anderssein bekennt und in ihm gefällt, kann nicht die Rede sein. Denn erstlich bedeutet dieses Anderssein in der Tat eine Zurückgebliebenheit unserer politischen Entwickelung und Erziehung hinter der des Westens, eine Unausgeglichenheit unseres jungen und erst seit einem Jahrhundert in die modernen politisch-sozialen Bewegungen hineingezogenen Staates, der die starken Reste mittelalterlich-ständisch-agrarischen Wesens mit der vorgeschrittensten kapitalistisch-gewerblich-städtischen Kultur vereinigt. Hier müssen wir allerdings zu einer größeren Ausgleichung und Einheitlichkeit, zu einer breiteren Durchführung der im Westen längst selbstverständlichen Errungenschaften kommen. Zweitens bedeutet unser Anderssein eine mit unserer Geschichte und geographischen Lage gesetzte Notwendigkeit, die Folgerungen der westlichen Freiheitsideen einzuschränken durch die Aufrechterhaltung einer starken zentralen Autorität, welcher die Völker ohne den allseitigen militärischen Druck auf ihre Grenzen nicht bedürfen und deren vereinheitlichende Wirkung sie, soweit auch sie ihrer bedurften, in den großen Jahrhunderten des Absolutismus bereits erfahren haben. Es gilt daher, den Gedanken der Volksfreiheit und völkischen Selbstbestimmung mit unseren besonderen realen Macht- und Lageverhältnissen zusammenzudenken und von da aus eigentümlich deutsch zu bestimmen. Drittens aber und vor allem liegt in dem deutschen Geist und Wesen der Trieb, die moderne Freiheitsidee, die auch Deutschland naturgemäß teils aufgenommen, teils aus sich entwickelt hat, anders zu empfinden und zu fühlen, sie in der Wurzel anders zu begründen und in ihrem Wachstum anders auszurichten, als das im Westen geschehen ist. Die moderne Freiheitsidee ist kein eindeutiges Vernunftdogma, sondern das Ergebnis der modernen politisch-sozialen und geistigen Entwickelung und eben darum in allen großen modernen Völkern eine eigentümliche. Sie ist auch als westliche nicht so eindeutig, wie sie sich heute zu Kampf- und Propagandazwecken gibt, sondern als französische, englische und amerikanische gründlich verschieden. Sie hat auch als deutsche ihren eigentümlichen Sinn, aus dem wir nicht herauskommen und herauswollen, den es vielmehr mit den übrigen Forderungen der modernen Völkerfreiheit und mit den realen Verhältnissen nach Möglichkeit auszugleichen gilt.

Unter diesen drei Gesichtspunkten ist die Sache zu verstehen, und unter ihnen müssen auch alle praktischen Folgerungen stehen, die wir in einem durch den Krieg leidenschaftlich auf die Zukunft gespannten Gefühl heute aus ihnen ziehen müssen. Von ihrer Unterscheidung und Zusammen-

fassung aus wird sich auch erst das Verhältnis zur politisch-ethischen Gefühlswelt unserer Bundesgenossen erleuchten.

Am kürzesten kann ich mich über den ersten Punkt fassen. Nicht weil er der wenigst wichtige wäre; das wäre weit gefehlt; sondern weil er der am meisten verhandelte, am hellsten im allgemeinen Bewußtsein stehende ist. Die moderne Freiheit ist in ihren beiden Hauptrichtungen bei uns weit gebrochener entwickelt als im Westen. Sie ist als Sicherstellung des Individuums durch formale Rechtsgleichheit, als soziale Gegenseitigkeit der Anerkennung und Gleichberechtigung, als Freiheit des Zusammenschlusses und der Vereinsbildung, ja auch als Freiheit der kommunalen und ländlichen Selbstverwaltung bei uns überall durch ständisch-patriarchalische Überlieferungen und, was noch empfindlicher ist, durch die Überlieferungen des bürokratischen Polizeistaates, durch amtliches Mißtrauen gegen die Gefahren unzulässiger politischer Gesinnung, bald mehr bald weniger getrübt. Sie ist vollends in ihrer zweiten Hauptrichtung als mitgestaltende Kraft des Gesamtwillens, als Mitbeteiligung an der Ausübung des staatlichen Gesamtlebens, in großen Teilen Deutschlands sehr erheblich und empfindlich eingeschränkt, teils durch ein plutokratisches Wahlrecht, teils durch die Handhabung und Auslegung der Gesetze von seiten einer Verwaltung, die mit bestimmten Klasseninteressen und antiliberalen Grundsätzen eng zusammenhängt. In all diesen Stücken sind wir gegenüber den westlichen Völkern das altertümlichere, noch weniger durchgebildete und ausgeglichene Staatswesen. Diese Mischung bringt uns zwar keineswegs bloß Nachteile, sie ist mit manchen Vorzugsleistungen des deutschen Staates eng verbunden; aber sie muß im Gefolge des Krieges und mit dem immer volleren Eintreten in die moderne Weltpolitik bedeutend gemildert und ausgeglichen werden. Deutschland war und ist, wie ein scharfblickender Schriftsteller, Hugo Preuß, in diesen Tagen ausführte, ein Obrigkeitsstaat und nicht ein Volksstaat. Das bringt — nicht aus bösem Willen, sondern mit der inneren Notwendigkeit der Sache — die überall allein verantwortliche Lenkung durch die Bürokratie und die Stützung der Staatsgewalt auf eine dem Obrigkeitsgedanken wahlverwandte und an ihm interessierte Klasse mit sich. Darin liegt nach seiner Meinung der wesenhafte Unterschied Deutschlands gegenüber den Westmächten, und hierin müsse ein vorwärtsschreitendes, entwickelungsfähiges, in die Weltpolitik eintretendes und mit anderen Staaten sich verbündendes Deutschland ihnen nachfolgen. Es bedarf keines Wortes darüber, daß das heute noch mehr als bisher die Forderung Unzähliger in Deutschland ist, auch solcher, die persönlich und klassenmäßig von ihrer Verwirklichung eher Nachteile als Vorteile zu erwarten haben. Es ist die Forderung, die aus den sozialen und ökonomischen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte, aus der allgemeinen Schulbildung und allgemeinen Wehrpflicht,

aber auch aus der weltpolitischen Situation eines über seine kontinentale Enge hinausgetriebenen Volkes erwächst. Ein solches Volk muß jede Kraft entfalten und befreien, die ihm möglich ist; muß den übrigen Weltvölkern sich angleichen, muß seine eigene Entwickelung mit Bewußtsein und Freude an sich selber wollen. Das ist aber nur möglich, wenn wir in bedeutendem Maße vom Obrigkeits- zum Volksstaate, vom Klassenstaat zur gegenseitigen Gleichberechtigung, vom Herrschaftsstaat zum Gemeinwesen fortschreiten. Wir haben das in der ungeheuren Erregung des alle Kräfte anspannenden und alle Willen verbindenden Krieges getan. Wir müssen es nach dem Kriege festhalten und ausbauen, in Recht und Gesetz sowie in Sitte und Gesinnung überführen. Sollte das nicht geschehen, so wäre eine ungeheure Ermüdung und Erschöpfung, ein Erlahmen des weltpolitischen Aufstieges, eine Minderung unserer Bündnis- und Assimilationskraft die unausweichliche Folge. Hier ist unsere Geschichte nach 1815 eine ernste Mahnung.

Bei alledem aber habe ich mit Bedacht nur Komparative gebraucht. Die Volksfreiheit im angegebenen Sinne ist keine wissenschaftlich notwendige Vernunftwahrheit und keine ewig sittliche Menschheitsregel. Sie ist die Folge der ökonomisch-sozialen Entwickelung, wie sie im modernen Europa mit ihrer Entfesselung, Ausnützung und Organisation des individuellen Arbeitswillens und im Zusammenhang mit der geistig-wissenschaftlichen Beweglichkeit des Denkens geworden ist. An und für sich könnte man mit vollem Rechte finden, daß die mittelalterlichen Verhältnisse vielleicht mehr individuelle Bewegungsfreiheit, Mannigfaltigkeit und Libertät in sich geschlossen haben. Aber sie sind nun einmal dahin und vergangen, und in den modernen Lebensverhältnissen hat das Bedürfnis persönlicher Freiheit im Verhältnis der Individuen gegeneinander und zum sozialen Ganzen nur eben neue und andere Formen angenommen. Auch ist diese Volksfreiheit nicht ohne weiteres und an sich eine sittliche Forderung. Die Demokratie hat ihre sittlichen Gefahren so gut wie die Aristokratie und die Autokratie. Sie ist eine sittliche Forderung des Persönlichkeitsgedankens nur unter der Voraussetzung der so gewordenen Verhältnisse. Eben deshalb aber kann es sich hier auch nicht um eine Forderung handeln, die in abstrakter Vollständigkeit und Konsequenz verwirklicht werden muß. Es kann und muß vielmehr genügen, ihre Verwirklichung nur nach Möglichkeit und nach Umständen zu erwarten und zu verlangen. In der Tat ist sie ja auch nirgends, auch nicht bei den Westvölkern, in abstrakter Reinheit verwirklicht. Überall hat sie mit den Bedingungen der politischen und geographischen Lage und der besonderen sozialen Entwickelungsstufe zu rechnen. Eben deshalb ist es nur selbstverständlich, wenn das auch von unserer deutschen Volksfreiheit und dem deutschen Volksstaate gilt. Seine Lage ist in Wahrheit schwierig und verwickelt genug und erlaubt noch

weniger als die anderer den Luxus einer doktrinären Vollständigkeit der Forderung oder Durchführung der Volksfreiheit.

Damit stehen wir beim zweiten Punkt. Auch er ist viel verhandelt und in seiner praktischen Bedeutung allenthalben empfunden. Die großen Ereignisse des Bismarckschen Zeitalters bestanden ja gerade darin, daß dem 1848er Versuch einer Lösung des deutschen Problems, die von den westlichen Freiheitsideen und politischen Analogien ausging, der Bismarcksche und neudeutsche Realismus, die Einsicht in Bedeutung und Wesen der politischen Macht, gegenübertrat. Das Wesen dieses Realismus bestand darin, daß bei der ganzen Lage der deutschen Verhältnisse nur eine starke und entschlossene Militärmacht den Kristallisationspunkt eines deutschen Staates bilden und auch ihrerseits zu einem solchen Kristallisationspunkt nur durch eine kriegerische Entscheidung werden konnte. Er bedeutete die Schaffung von Kleindeutschland, die Führung durch Preußen und die Ausbreitung des preußischen monarchisch-militärischen Geistes über das neue Deutschland. Er war ferner keineswegs nur durch den augenblicklichen Moment, durch die besondere Entwickelung der deutschen Geschichte gefordert; er lag auch dauernd und innerlich in der politisch-geographischen Lage eines Reiches begründet, das als Spätling der europäischen Staatengesellschaft und als kontinentale, überall an gefährliche Gegner grenzende Macht mit überdies großenteils schlechten Grenzen der strengsten militärischen Geschlossenheit und Bereitschaft bedarf. So erwuchs ein Staatswesen, das das aus dem Mittelalter überkommene Verhältnis von Volk, Ständen und Regierung in allerdings erheblich anderem Sinne auflöste, als die Westmächte es getan hatten. Haben diese durch eine Periode des Absolutismus hindurch sich zu einer mehr oder minder folgerichtigen Verlegung der Regierung in den zu diesem Zweck aktionsfähig gemachten Volkswillen entwickelt, so ist in Deutschland der Dualismus einer starken militärisch gestützten Monarchie und eines im Parlament sich äußernden Volkswillens das Ergebnis geworden. Die Gefahren eines solchen Dualismus werden durch den gegenseitigen Willen zur Verständigung überwunden und bei dem Eintritt eines freilich um jeden Preis zu vermeidenden Konfliktfalles durch das faktische Übergewicht der monarchischen Macht. Die natürliche Folge davon ist, daß nicht die parlamentarischen Mehrheiten, sondern die Krone regiert, was aber bei dem grundlegenden Budgetrecht des Parlamentes doch eine sehr starke und einflußreiche, anregende, kontrollierende und berichtigende Mitarbeit des Parlamentes einschließt. Es ist keine Frage, daß die Dinge in Wahrheit so stehen und daß der freilich empfindliche Verlust an Herausbildung politischer Führer aus dem Parlamente durch die Stärke und Geschlossenheit dieses Systems mehr als aufgewogen wird. Es ist ebensowenig eine Frage, daß dieser tatsächliche Zustand trotz mancher

Härten den Bedürfnissen des deutschen Staates am besten entspricht, daß insbesondere in der gegenwärtigen Schicksalsstunde dieses System sich bewährt. Sehr wohl aber kann man fragen, ob es überhaupt berechtigt ist, dieses System lediglich als notgedrungene Einschränkung der modernen Freiheitsidee und des Volksstaates zu bezeichnen, ob es nicht vielmehr auch seinerseits ein in sich geschlossenes System der Organisation eines Volkes bedeutet, das auf seine Weise so einheitlich ist wie irgendein anderes System der Regelung des Verhältnisses von Individuum und Gemeinschaft, von Massenwille und Regierung. Dieses Problem selber ist ja ein schlechthin irrationales, überhaupt keiner unbedingt einheitlichen Lösung fähiges, wie auch in den parlamentarisch regierten Staaten des Westens eine solche Lösung nicht besteht. Nur wenn man das parlamentarische Regiment dieser Staaten für eine Art modernes Naturrecht hält, wie freilich viele tun, wird man in dem deutschen System lediglich eine Einschränkung der modernen Volksfreiheit sehen. In Wahrheit aber ist weder die moderne Volksfreiheit noch gar das parlamentarische Regiment ein Naturrecht der Vernunft, sondern eine Ausformung des Freiheitsgedankens auf der Grundlage spezifisch moderner und momentaner Verhältnisse. Dann aber besteht durchaus keine Schwierigkeit dafür, auch in dem deutschen System eine Verkörperung der modernen Volksfreiheit zu sehen, nur eben mit stärkerer Betonung und Sicherstellung der organisierenden zentralen Gewalt. Diesen Gedanken hat Hans Delbrück in seiner Schrift „Regierung und Volkswille" durchgeführt und dabei mit vollem Rechte betont, daß Parlamente und parlamentarische Regierung in den modernen Großstaaten in Wahrheit nur die Herrschaft der Berufspolitiker, aber nicht die des Volkes bedeuten, daß gerade die Volksfreiheit in ihnen sehr mangelhaft zum Ausdruck kommt, sie vielmehr die Herrschaft der Parteien oder gar bestimmter Politiker bedeuten. Wie sehr das der Fall ist, hat ja nun gerade die Vorgeschichte des großen Weltkrieges nur allzu deutlich gezeigt. Eine wirkliche Selbstregierung des Volkes mag es in den Bauernkantonen Glarus und Appenzell geben, in den modernen Großstaaten ist das unmöglich. Hier gibt es überhaupt nur eine Einflußnahme des Volkes auf die unter jeder Verfassungsform tatsächlich sich verselbständigende Regierung. Da ist es nun nur ein Gewinn an Wahrhaftigkeit, wenn die Stärke der Regierung grundsätzlich anerkannt ist wie in Deutschland. Die Einflußnahme der Volksvertretung und der öffentlichen Meinung ist dabei wahrlich nicht gering, und auf der anderen Seite fällt bei einer weniger auf künstliche Festigung angewiesenen Regierung die Tyrannei der Parteien und der Presse weg. Es ist sehr wohl möglich, die früher berührten Mängel des deutschen Wesens durch vernünftige Einsicht der Herrschenden und beharrliche Arbeit eines politisch erzogenen Volkes zu beseitigen; sie liegen ja vor

allem in den Resten des Klassen- und Standesregiments, nicht in der Stellung der Regierung und der Krone. Sie müssen überwunden werden, wenn es eine große Zukunft Deutschlands geben soll. Auch die Auslese des Beamtentums kann bei gutem Willen beweglicher werden und parlamentarisch erzogene Talente heranziehen. Dagegen besteht kein inneres Hindernis. Aber das System der Aufeinanderstimmung von Regierung und Volkswille selbst, in welchem sich unsere politische Freiheit ausdrückt, ist eine der großen Lösungen des politischen Organisationsproblems überhaupt, in der die persönliche Freiheit und Selbständigkeit des Einzelnen und die Mitwirkung an der Bildung des Regierungswillens ehrlich und aufrichtig zur Geltung kommen kann. Freie Bejahung eines vom Parlament nicht geschaffenen zentralen Regierungswillens und freie Verständigung des Parlamentes mit diesem Regierungswillen unter gleichzeitiger strenger Durchführung der Rechtsgleichheit und unter voller persönlicher Bewegungsfreiheit: das ist eine gute Formel für die deutsche politische Freiheit. Sie wird eben damit aus einem Ergebnis zufälliger politischer Kräfte und ihres Gegenspiels gegeneinander zu einem Begriff und Prinzip, in welchem die Forderung der Geschichte und Lage sich zu einem einheitlichen Gedanken verdichtet.

Freilich setzt nun aber eine solche Verdichtung voraus, daß sich in dieser Zusammenfassung und Vereinheitlichung der geschichtlichen Kräfte und gegebenen Verhältnisse nicht nur ein anpassungsfähiger Opportunismus äußert, sondern ein eigentümlicher Geist und Sinn zum Herrn der Lage macht, der die beiden entgegengesetzten Kraftrichtungen von seiner Kernrichtung aus anzueignen und ihren Gegensatz in sich selber aufzulösen vermag. Wer den Standpunkt der westlichen Freiheitsideen festhält, wird allerdings in alledem doch nur Zugeständnisse und Einschränkungen sehen wollen, die unumgänglich sein mögen, die aber gegen den Geist der Freiheit sind. Wenn dagegen wirklich die deutsche Freiheit darin nicht bloß Zugeständnisse empfindet, sondern diese ganze Sachlage sich innerlich anzueignen und von sich aus zu durchgeistigen vermag, so muß das daher kommen, daß in ihr überhaupt wurzelhaft ein anderer Sinn steckt, ein Sinn, von dem aus solche Anpassung nicht bloße Unterwerfung, sondern gestaltende Übernahme und Bemeisterung der Lage ist. Daß das nun in Wahrheit der Fall ist, das zeigt zunächst der Umstand, daß für die große Mehrheit unseres Volkes ein stolzes Freiheitsgefühl und eine innere Einigkeit mit dieser Lage selbstverständlich ist, vor allem der Umstand, daß das aus so verschiedenen Kräften zusammengewachsene Reich ein lebendiges Ganzes bildet, das bei allen Beschwerden doch im Grunde sich völlig wohl in seiner Haut fühlt und sich als von großen Zukunftskräften emporgetragen empfindet. Was derart tatsächlich vorliegt, das muß sich auch ins Bewußtsein erheben lassen.

Dann aber stoßen wir auf die Grundtatsache, daß solche Konzessionen uns überhaupt nicht schwer fallen, daß wir in der Hauptmasse hier wenig innerlich zu überwinden haben, daß wir vielmehr in unserm Staatsgefühl und unserm persönlichen Freiheitsgefühl eine solche Lage der Dinge sehr wohl zu meistern und nach unsern wesenhaften Bedürfnissen zu gestalten imstande sind. Das aber führt uns nun wieder darauf, daß wir nicht bloß in der geschichtlichen Entwickelungsstufe, auch nicht in den zufälligen historischen und geographischen Bedingtheiten, sondern in unserm Gefühl und Wesen anders sind als die andern, daß nicht bloß Maß und Art der Ausgestaltung, sondern auch Sinn und Zweck unserer Freiheit selbst etwas anderes ist als das Ideal der Westvölker. Dies gilt vom Verhältnis des Bürgers zum Staat und Monarchen, des Soldaten zum Heere, des Schülers zur Schule, des Gewerkschaftlers zur Gewerkschaft, des Gläubigen zur Kirche. Es geht durch die allgemeinsten und besondersten Gemeinschaftsbildungen hindurch, nicht ohne mancherlei Widerspruch und Empörung, mancherlei Unklarheit und Entartung, aber doch mit einem überwiegend einheitlichen Zuge in der Erfassung der Beziehungen zwischen Gemeinschaft und Individuum. Die deutsche Freiheitsidee hat einen andern Kultur- und geistesgeschichtlichen Untergrund und Hintergrund als die westliche. Damit kommen wir zum dritten Punkte. Er ist der entscheidende und doch am wenigsten im allgemeinen Verständnis erleuchtete.

Es gibt keinen rein politischen Freiheitsbegriff, sondern der Begriff der politischen Freiheit geht wie alles Politische zugleich aus dem geistigen und sozialen Gesamtleben hervor. Durch ihre Wurzelung in verschiedenen Artungen des Gesamtlebens und die von da ausgehenden verschiedenartigen Beseelungen unterscheiden sich denn auch die Freiheitsbegriffe der großen Nationen, ihr innervölkisches Dasein und ihre welthistorische Leistung.

Der englische Freiheitsbegriff ist das Ergebnis mittelalterlich-ständischer Überlieferungen, die sich mit dem spröden Individualismus puritanischer Frömmigkeit und Freikirchlichkeit in der großen englischen Revolution verbunden haben, eine Mischung, die freilich nirgends folgerichtig und radikal durchgeführt ist, aber doch trotz der Fortdauer der hohen Aristokratie und der Staatskirche den eigentlichen Untergrund bildet. Es ist der mittlere Landadel, verbündet mit dem geschäftlichen Reichtum, der aus den Grundempfindungen einer wesentlich konservativen und unabhängigen kleinen Aristokratie heraus den Unabhängigkeitssinn und die persönliche Initiative und Verantwortlichkeit als Grundzug der englischen Freiheit ausgebildet und parlamentarisch sichergestellt hat. Dazu kommt die Erziehung durch all die kolonialen Wagnisse eines Pioniervolkes, die Freiheit und der Erfolg des Geschäftes in der wesentlich von England ausgehenden kapitalistischen Weltzeit, die Fülle großer historischer Erinnerungen und schließlich die

Weltstellung eines Herrenvolkes, das gerade durch diese Eigenschaften seine Stellung erlangt zu haben sich bewußt ist. Königtum, Hocharistokratie und Staatskirche sind von diesem Standpunkt aus nationale Institutionen, die dem Ganzen nützlich und ihm vielfach angepaßt sind, die jedenfalls der Freiheit keinen Eintrag tun; erst im neunzehnten Jahrhundert sind dagegen Einflüsse der französischen Demokratie eingedrungen und mächtig geworden. Unter diesen Umständen ist die englische Freiheit in erster Linie die Unantastbarkeit und Bewegungsfreiheit der Person, die Initative und Verantwortlichkeit zweckmäßigen Handelns, die Freiheit des Glaubens und Meinens vom Staatszwang, die Kontrolle der zu den zwei großen Parteien vereinigten Personen über die beauftragten Führer der politischen Geschäfte, die ihrerseits ein Ausschuß der jeweiligen Parlamentsmehrheit sind. In dem Einflusse der öffentlichen Meinung auf diese Parteimaschinerie und auf die Wähler besteht die politische Freiheit, sofern sie die Anteilnahme der Einzelwillen an der Bildung des Staatswillens betrifft. Solange kein Anstoß vorliegt, überläßt man erfolgreichen Staatsmännern die Führung der Geschäfte. Dafür, daß nun aber diese öffentliche Meinung sich nicht in Anarchie und zusammenhangslose Unruhe zersplittere, sorgen eine ganze Reihe von Richtkräften: eine ungeheuer konservative gesellschaftliche Sitte, eine allgemeine öffentliche Herrschaft der protestantischen, freilich sehr gesetzlich verstandenen Religion und Dogmatik, der nüchtern-praktische Geschäftssinn und die politische Reife der Nation, der jeder Phantastik abgeneigte Utilitarismus und Tatsachensinn, nicht zum wenigsten aber das mit der ganzen Regierung organisch verbundene Zwei-Parteien-System, das ganz von selbst jede Zersplitterung ausschließt und alle Neuerungen zum Anschluß an das Gegebene zwingt. Im übrigen steht das Individuum möglichst auf sich selbst, seiner Kraft, Klugheit und Erfahrung, im Durchschnitt etwas derb und profitsüchtig, bei feinerer Bildung und höherer sozialer Stellung höchst vornehm und kultiviert. Alles Ausländische und Fremde, das diese Gedankenkreise stören könnte, wird im Gefühl größter und endgültiger Überlegenheit ferngehalten, dafür aber die englische Freiheit als das Einzig-Mögliche und Menschenwürdige überall hin verbreitet, wo der Engländer sich festsetzt, freilich unter strengstem Ausschluß aller Farbigen. Sie ist für den Engländer, der aus dem Mittelalter, der christlichen Dogmatik und der Aufklärungsphilosophie so vieles mit sich fortschleppt, eine Art natürlichen Rechtes oder natürlichen Sittengesetzes, das ebenso wie der christliche Glaube, den es ergänzt, überall in der Welt durch die Engländer, das auserwählte Volk Gottes, verbreitet und zur Herrschaft gebracht werden soll. England hat darin seine ihm zweifellose göttliche Weltmission und weiß es nicht anders, als daß alle Völker unter dem Schutz der englischen Freiheit gedeihen und sich glücklich

fühlen oder, soweit sie ihrer noch nicht teilhaftig sind, nach ihr verlangen müssen.

Die französische Freiheitsidee ist die Tochter der englischen wie die französische Revolution die der englischen, aber sie ist unter den andern Voraussetzungen doch etwas völlig anderes geworden. Sie ist das Erzeugnis der Bourgeoisie, die sich gegen die großen französischen Organisationsgewalten, das Königtum und die Kirche, erhob und die Freigebung ihrer Interessen auf die Forderung der aufgeklärten Wissenschaft begründete. Von diesem Ursprunge her hat sie bis heute den bürgerlichen Charakter, den revolutionären Zug des Mißtrauens gegen alle starken Gewalten, der sie von dem höchst konservativen Geiste des Engländers so stark unterscheidet, den antiklerikalen rationalistischen Dogmatismus und Fanatismus, der das Gegenteil der englischen Christlichkeit und des nüchternen englischen Tatsachensinnes ist. Von ihrem Rationalismus aus, der auf die Gleichheit der menschlichen Vernunft und die Gleichheit der daraus hervorgehenden Erkenntnisse, Rechte und Ansprüche des Individuums begründet ist, erstrebt sie die Gleichheit der Individuen, nicht die Unabhängigkeit. Gleichheit und Rationalismus bringen ferner mit sich, daß beide in streng rationellen kunstvoll konstruierten Verfassungen sowohl ausgedrückt als gesichert werden, das vollkommene Gegenspiel der irrationalistischen, unübersehbaren, aus Gewohnheitsrechten bestehenden englischen Verfassung. In diese rein weltliche Gleichheitsidee strömt als leidenschaftliches Gefühlselement nicht die puritanische Strenge und Selbstgerechtigkeit, sondern die lebhafte, gesellig erregte Phantasie des Franzosen, ein generöser Enthusiasmus, ein, der in der Verbreitung der Menschenrechte, der rationalen Verfassung und des Antiklerikalismus eine welterlösende Mission der Vernunft zu vollbringen gewiß ist und den Ruhm dieser erlösenden Revolutionen auf die große Nation von überallher zurückzulenken strebt. In der Vernunft und Wissenschaft, dem Antiklerikalismus, der Verfassung und dem weltbefreienden Enthusiasmus steckt das Wesen dieser Freiheitsidee, die eben deshalb von den irrationalen Kräften der Macht, der Organisation, der Kirche und der Umschläge in den Massenstimmungen beständig bedroht ist und als ihren heimlichen Retter und Schützer den Cäsarismus in sich trägt. Sie ist daher von einer nervösen, mißtrauischen Unruhe gegen alle Regungen der Unvernunft daheim und draußen, bekämpft alle etwa möglichen Herde der Reaktion im Interesse der Menschheit und im eigenen, neigt zu Verschwörungen und geheimen Verbänden, zum Freimaurertum und Komplott, zum Doktrinarismus und zur Phrase. Ihres Sieges ist sie gewiß um ihrer Vernünftigkeit willen, und wenn dem Engländer seine Freiheit das die Offenbarungsordnung ergänzende natürliche Gottesgesetz ist, so ist dem Franzosen die seine der Ausdruck der Menschheitsidee, der Menschheits-

vernunft, der weltlichen Humanität, des allgemeinen Naturgesetzes, das an die Stelle aller Übernatürlichkeiten zu treten hat.

Aus englisch-puritanischen und französisch-rationalistischen Einflüssen gemischt ist die amerikanische Freiheitsidee. Aber auch sie hat ein völlig eigentümliches Gepräge erhalten, und zwar vor allem durch den kolonialen Charakter eines Riesenreiches mit noch unerschöpften Lebensmöglichkeiten für jeden Einzelnen, durch die geographische Sonderstellung eines außerhalb der Machtkämpfe gelegenen, sich überall selbst genügenden Kontinents. Es ist die reinste Demokratie der Welt, ohne den Druck alter historischer Mächte und Klassen, ohne den Zwang zu militärischer Selbstsicherung gegen unberechenbare Lagen. Die allen Kolonialvölkern eignende Begehrtheit der Frau hat dort zur Einbeziehung der Frau in die allgemeine demokratische Gleichheit geführt und ihr eine ganz außerordentliche Rolle in der Beeinflussung des allgemeinen Geistes eingeräumt. Eine sehr starke, keineswegs parlamentarisch konstruierte, aber auf einen schmalen Geschäftsbereich eingeengte und durch die Kürze der Amtsdauer kontrollierte Zentralgewalt sorgt für die nötigste Ordnung und wird sorgfältig respektiert. Diese Demokratie ist völlig konservativ im Interesse ihrer eigenen Selbsterhaltung. Die kirchlichen Organisationen sind von jedem Einfluß auf die Staatsgewalt peinlichst ferngehalten und umgekehrt ihrerseits völlig frei und selbständig; auch hier ist die Freiheit von jedem Zwange völlig sicher gestellt. Innerhalb dieses Rahmens bewegt sich die Freiheit des Individuums gänzlich ungebunden als Freiheit der Lebens-Chancen, des Erwerbes und der Meinung. Die Gleichheit besteht in der Gleichheit der Chancen und die Freiheit in der Abwesenheit von staatlichem und kirchlichem Zwang. Sie ist persönliche Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit und betätigt sich wesentlich auf dem wirtschaftlichen Gebiet, kompensiert durch eine außerordentliche Macht der gesellschaftlichen Sitte, der christlichen Gläubigkeit und der uniformierenden Presse, aber auch durch hilfsbereite Humanität im Falle schwerer Nöte. Für weitere Fernhaltung von Konflikten sorgt auch hier, wie in England, das Zwei-Parteien-System, und die Härte der zum Selbstzweck gewordenen, sich selbst erhaltenden politischen „Maschinen", mit denen beide arbeiten. Die bei solcher Freiheit unvermeidliche Schwäche des Beamtentums und seine Koruption erträgt man als unvermeidlichen Preis für die Freiheit, der ja auch im allgemeinen Gedeihen und Geschäft des Einzelnen nicht stört. Es ist das Freiheitsgefühl nicht einer politischen Doktrin, sondern einer noch unbegrenzten, reichen Entwickelung, die sich als etwas Neues in der Welt, als den Zufluchtsort aller Bedrängten und Bedrückten, als den Schlüssel zur zukünftigen Entwickelung der Menschheit empfindet, zuversichtlich und idealistisch bei den edlen Naturen, selbstgefällig und beschränkt bei den groben,

in Wahrheit fremd gegen alles europäische Leben, das von dort aus überall feudal belastet erscheint. Europa ist ihm im Grunde Museum und Sommerfrische der Welt, England freilich in ihm ausgezeichnet als das Mutterland der Freiheit; aber auch es wird für den Amerikaner bald nur eine Art Jerusalem der Freiheit und Olympia des Sports sein. Gewiß klopfen auch an die Pforte dieses Systems die Forderungen der Macht- und Weltpolitik und die sozialistischen Konsequenzen des modernen Kapitalismus. Aber beides ist in die amerikanische Ethik noch nicht eingedrungen. Diese ist noch heute das Evangelium der absoluten Freiheit in Geschäft, Glaube und Bürgergesinnung, des Pazifismus und der demokratischen Welterlösung.

Dem allen gegenüber zeigt nun aber auch die deutsche Freiheitsidee ihre durchaus eigentümlichen deutschen Züge. Sie ist unzweifelhaft durch die französischen und englischen Freiheitsideen stark angeregt. Locke und Rousseau haben ihren theoretischen Einfluß, die englische Verfassung und Selbstverwaltung und die französischen Revolutionen ihren ungeheueren praktischen Einfluß ausgeübt. Aber in dem eigentlichen Grundstock der deutschen Entwickelung, in den Institutionen, die sich auf den Freiherrn vom Stein, Scharnhorst und Boyen zurückführen, und in der philosophisch-idealistischen Deutung von Staat und Geschichte, wie sie von Kant, Fichte und Hegel bis zu den heutigen Idealisten sich hinzieht, haben diese Ideen doch eine gründliche Umwandelung erfahren. Die Freiheit ist auch hier das Stichwort, aber die Freiheit hat einen eigenen Sinn, der von der deutschen Geschichte und dem deutschen Geiste her bestimmt ist.

Die Freiheit, sofern sie gestaltende Mitwirkung an der Bildung des Staatswillens ist, ist uns nicht die Hervorbringung des Regierungswillens aus der Summierung der Einzelwillen und nicht die Kontrolle der Geschäftsführer durch den Auftraggeber, sondern die freie, bewußte, pflichtmäßige Hingabe an das durch Geschichte, Staat und Nation schon bestehende Ganze. Es soll als Ausdruck und Inbegriff des Gesamtwesens frei gewollt und immer neu in eigener Tätigkeit hervorgebracht werden. So betrachten sich Fürst und Beamte als die ersten Diener des Staates, empfindet der Bürger sich als Glied des Staates. Sie alle sind Organe des einen suveränen Ganzen und bringen es in pflichtmäßiger Hingabe ununterbrochen hervor. Diese Freiheit besteht mehr in Pflichten als in Rechten, oder doch in Rechten, die zugleich Pflichten sind. Die Individuen setzen nicht das Ganze zusammen, sondern identifizieren sich mit ihm. Die Freiheit ist nicht Gleichheit, sondern Dienst des Einzelnen an seinem Ort in der ihm zukommenden Organstellung. Darin liegt die Würde und die tätige Einflußnahme des Einzelnen, aber auch die Gebundenheit und die Einordnung. Alle modernen politischen Errungenschaften der Vereinheitlichung der Nation, die Rechtsgleichheit, die Parlamente, die allgemeine Wehrpflicht

werden in diesen Geist hineingebogen. Es ist die „Staatsmystik", die bei unseren großen Denkern und Historikern ihre Verwandtschaft mit Platon empfunden hat, die freilich der Bischof Welldon vom englischen Nominalismus aus als philosophisch sinnlos und vom englischen Selbständigkeitsideal aus als unmoralisch bezeichnet hat, die aber für Hegel die Philosophie der Freiheit war und bewußt oder unbewußt, folgerichtiger oder gebrochener in allen großen deutschen Schöpfungen des Jahrhunderts zum Ausdruck kommt. Daß sie wie alles in der Welt ihre Gefahren hat und bei bequemer Scheu vor Verantwortung oder bürokratischer Herrschaft der Beamten entarten kann, liegt auf der Hand. Aber wo ihr eigentümlicher Nerv, die autonome, pflichtmäßige Hingabe und Mitwirkung mit aller Wachsamkeit und Verantwortlichkeit lebendig ist, da vereinigt sie Initiative mit Hingabe, Stolz mit Disziplin, schaffende Kraft mit opferfähigem Gemeinsinn. Aus diesem Geiste ist alles Größte in dem vergangenen deutschen Jahrhundert hervorgegangen, er charakterisiert zwei so entgegengesetzte Lebensäußerungen wie das deutsche Heer und die sozialistische Partei. Er hat auch den Bismarckschen Realismus in sich aufgenommen und verdaut, wie denn auch Bismarcks eigenes Staats- und Freiheitsgefühl, soweit er es von seinem heroischen Genius zu unterscheiden wußte, von dieser Farbe war.

Es ist ja auch nicht schwer verständlich, wie so das alles gekommen ist. Die deutsche Staatenwelt des siebzehnten Jahrhunderts, die den Untergrund von allem bildet, war auf katholischer und lutherischer Grundlage eine Welt des landesväterlichen Kameral- und Polizeistaates, des treuen und ergebenen Untertanengehorsams, der in ihr Gottes Ordnung verehrte oder ertrug. Als über diese Welt die Welle des westlichen Geistes herüberkam und aus ihrem eigenen Innern dem der Freiheitsdrang aufsteigender Entwickelung entgegenkam, da wurde daraus der aufgeklärte Absolutismus im Stile Friedrichs des Großen, der Fürst, Amt und Heer als Diener des Ganzen betrachtete und diesen Dienst als sittliche Pflicht bezeichnete. Als dann auch aus der Bevölkerung selbst heraus der Geist der Freiheit und der Mündigkeit sich regte, da wurde aus dem gläubigen Untertanen der frei gehorchende und sich hingebende Bürger, der seinen Anteil am Gesamtwillen in der Gestalt pflichtmäßiger Einordnung und freimütiger Kritik ausübt. Aus diesen Grundlagen heraus ist dann jene Auffassung des Staates als der organisierten Gesamtvernunft und die der individuellen Freiheit als der pflichtmäßigen Mitarbeit an diesem Ganzen entstanden. Die deutsche Staatsmystik ist eine Verweltlichung des religiösen Staatsgedankens, die deutsche Freiheit eine Verweltlichung des religiösen Pflichtgefühls und seine Steigerung zur mitgestaltenden Aktivität. So ist der alte Untergrund verwandelt zu einer neuen Idee und Wirklichkeit, die dann nicht ohne Reibungen und Schwierigkeiten die neuen Anregungen des westlichen

Liberalismus und der Demokratie in sich aufgenommen und verarbeitet hat, wie sie namentlich im Gefolge der wirtschaftlichen Entwickelung auch bei uns mächtig wurden. Aber sie hat sie doch eben tatsächlich aufgenommen und mit sich vereinigt, so einheitlich als politische Bildungen großer Völker überhaupt zu sein vermögen.

In diesem Umstande hat auch die große Eigenschaft und Leistung der Deutschen ihren Grund, die heute so beherrschend hervortritt, ihre Organisationskraft und Organisierbarkeit. Den Deutschen liegt die Hingabe an eine Sache, eine Idee, eine Institution, eine überindividuelle Wesenheit im Blute, zugleich mit der Beweglichkeit, Lebendigkeit, Initiative, Zähigkeit und Findigkeit der Hingabe. Es hat das in Staat, Armee, Selbstverwaltung, Hochschule, Partei- und Vereinsbildung seit dem Austritt aus dem patriarchalisch-absolutistischen Zeitalter überall seine mächtigen Folgen entwickelt. Der neue Geist der Freiheit strömte am wirksamsten und dauerhaftesten in diese Formen ein. Von diesem Geiste ist insbesondere das neudeutsche Beamtentum durchtränkt; aus ihm geht seine Stellung als Vertreter des Ganzen, seine opferwillige Hingabe, seine Disziplin, aber auch seine Würde und Amtsehre wie sein Verantwortlichkeitsgefühl und seine Schaffenslust hervor. Jede Leistung schreibt sich, mindestens im bildlichen Sinne, gern ein Amt für das Ganze zu. Die gleiche Grundstimmung hat dann aber bei dem Hereinbrechen der kapitalistischen Welle nach einigen Jahrzehnten manchesterlicher Theorie und Praxis die Eigentümlichkeiten des deutschen Unternehmertums, der deutschen Arbeiterschaft und des deutschen Fabrikbeamtentums hervorgebracht. Wie der alte deutsche Sinn für Systematik und Konstruktion, der einst die großen philosophischen Systeme gebaut und den Gedanken einer allgemeinen Volksbildung entworfen hat, in die großen Gebilde der Versicherungen, der Genossenschaften, der Arbeitskonzentration und der kombinierten Riesenbetriebe sich hineingesteckt hat, so hat der Gedanke der organischen Freiheit sich in das harmonische und abgestufte Zusammenwirken der großen und kleinen, staatlichen und privaten Unternehmungen ergossen, die gleich unmöglich wären ohne den disziplinierenden Sinn für das Ganze und das Ehrgefühl der Beteiligung an ihm, wie ohne die freie und gewollte, lebendige und produktive Tätigkeit für es und innerhalb seiner. Naumann leitet in seinem neuesten geistvollen Buche von hier aus die eigentümlichen Züge des deutschen Kapitalismus ab mit seinem Sinn für geordnete industrielle Gemeinwirtschaft. Der Deutsche ist zum „Denker der Arbeit" geworden, und seine Freiheit ist gewollte Disziplin, Förderung und Entfaltung des eigenen Selbst in einem Ganzen und für ein Ganzes. Gerade an diesem Punkte ist der Deutsche von heute vor allem dem Fremden unverständlich, der jenen Hervorgang aus dem alten idealistischen Deutschland nicht begreift,

ja meistens gar nicht ahnt und nur die Gegensätze zwischen Alt und Neu empfindet, der das Alte als seinem westlich-individualistischen Denken einigermaßen verwandt, aber das Neue nur mit einer Mischung von Furcht und Geringschätzung betrachten kann, der insbesondere gerade den doch so ganz unentbehrlichen Freiheitsgehalt dieses Lebensstiles nicht wiedererkennt. Er kann darauf nur immer von neuem mit ohnmächtiger Wut seine alten Kategorien für alles Verabscheuenswürdige, Autokratie, Sklaverei, Unfreiheit, Militarismus, Subalternität, Barbarei usw., anwenden.

Aber das ist nur die eine Seite der Sache.

Auch die deutsche Freiheit besteht allerdings nicht bloß in der Beteiligung des Individuums an der Bildung des Staats- und Gesamtwillens, sondern auch selbstverständlich in einer Sphäre der Selbständigkeit des Individuums rein für sich selber. Sie hat hier sowohl die französischen Menschenrechte als das englische Ideal der Unabhängigkeit aufgenommen, aber sie hat auch das in einen ihr eigentümlichen Zusammenhang eingestellt, der von der eigentümlich deutschen Entwickelung her bestimmt ist. Diese brachte es mit sich, daß inmitten der kleinstaatlichen Enge und Untertänigkeit die Befreiung des Geistes sich nicht auf die öffentlichen Angelegenheiten, sondern wesentlich auf das Innere der Seele, auf die persönliche Freiheit, Lebendigkeit und Tiefe des Gedankens, auf Phantasie und Poesie warf. Neben der langsamen Erziehung zu einer freien autonomen Staatsgesinnung ging zunächst viel stärker und wirksamer die Erziehung zur Bildung und Freiheit des Geistes her. Von daher hat der deutsche Freiheitsgedanke unaustilgbar die Richtung auf individuelle und persönliche Selbstbildung genommen, die bei der damaligen Lage auf Aneignung und Verarbeitung der westlichen Kultur und dann des europäischen historischen Kulturbesitzes überhaupt angewiesen war und schließlich bei der Antike mindestens vorläufig einen festen Halt und Maßstab fand. Freilich war es, wie heute jedermann weiß, eine sehr deutsch und aus den Bedürfnissen des Moments heraus aufgefaßte Antike. Von da aus hat nicht nur das deutsche Bürgertum, sondern allmählich durch viele Vermittelungen hindurch das gesamte Volk seine geistige Befreiung und Vertiefung empfangen. Man nannte und nennt das deutsche Humanität und Kosmopolitismus. Aber es bedarf nur eines Vergleiches mit den französischen und englischen Ideen von Humanität, Fortschritt und Zivilisation, um zu empfinden, daß dieser deutsche Kosmopolitismus im Grunde nur die deutsche Innerlichkeit mit ihrer Bereicherung aus allen erreichbaren Quellen und ihrem Drang zu individueller Selbstbildung und daß dieser Humanismus im Grunde nur die Übernahme des Ideals der individuellen Geistesfreiheit und Beweglichkeit aus der Antike war. Es sind durchaus deutsche Gedanken, die keines der andern Völker so mitempfindet, und ihr Sinn ist

durchaus nicht eine national indifferente Weltverbrüderung, sondern die geistige Befreiung und Vertiefung des eigenen Volkes. Trotz aller inzwischen erfolgten Politisierung und aller ökonomisch-sozialen Umwälzungen liegt darum in diesen Gedanken bis heute noch immer der eigentlichste Kern der persönlichen deutschen Freiheit. Sie ist bis heute unser höchster Stolz, und sie gilt es nicht nur gegenüber jenen realistischen Umwälzungen zu behaupten, sondern auch mit der aufrechten Selbständigkeit eines politisch erzogenen Volkes zu verschmelzen. Aber in solcher Behauptung und Verschmelzung muß doch die Grundrichtung behauptet werden. Die Deutschen verlieren sonst ihren Charakter und ihren historischen Bildungszusammenhang. Ja gerade gegenüber der hingebenden, den Staat zur übersinnlichen Realität machenden Staatsgesinnung ist diese persönliche Freiheit und Individualität die geforderte Ergänzung, das unentbehrliche Gegengewicht. Jede der beiden Grundrichtungen hat die andere nötig, die eine um nicht starr und leblos zu werden oder den Einzelnen zu erdrücken, die andere um nicht sentimental, übergeistig und politisch indifferent zu werden. Unsere Gegner kennen sehr wohl diese beiden Gefahren. Die erste verkünden sie als die große Weltgefahr, die zweite Gefahr wünschen sie verwirklicht zu sehen und bezeichnen sie als den Geist des echten alten Deutschland, ehe es durch Preußen verdorben worden sei. Das beide verbindende Band sehen und fühlen sie nicht, wir aber fühlen in diesem Band unsere Stärke und Zukunft.

Gewiß liegen diese beiden Richtungen in einer gewissen gegenseitigen Spannung, wie denn überhaupt kein Freiheitsgedanke der inneren Gegensätze entbehrt. So einfach, wie es bei einer generalisierenden, die Hauptzüge heraushebenden Darstellung scheint, liegen ja auch bei den früher genannten großen Völkern die Dinge nicht. Diese Spannung wird von uns auch wohl empfunden und an ihrem Ausgleich arbeitet die deutsche Schule. Man wird gerade hierin ihre unterscheidende Eigentümlichkeit sehen dürfen. In der schöpferischen Krisis, aus der das heutige Deutschland entstand, in den Napoleonischen Wirren, hat der Staat ausdrücklich die Teilnahme der deutschen geistigen Kräfte, die Philosophie und die Bildung, herangeholt. Und umgekehrt hat die deutsche Philosophie das Programm einer Nationalerziehung auf ihrer Grundlage und in ihrem Geiste verkündet. Diese Doppelrichtung ist dem deutschen Unterrichtswesen seit dem Humboldtschen Zeitalter der Unterrichtsreformen und Neugründungen aufgeprägt: Hochschulen, die durch den freiesten Betrieb der Forschung rein um ihrer selbst willen gerade zugleich dem Staate und der Praxis dienen; Gymnasien, die durch die Aufnahme der freien Humanität der Antike die führenden Stände und Berufe zu ihrer Aufgabe vorbereiten; Volksschulen, die geistige Selbständigkeit und ein Minimum allgemeiner Bildung mit den Berufs- und

Fachkenntnissen zugleich verbinden sollten. Die Gefahren solcher Doppelseitigkeit, Erstarrung in der Schulbürokratie und Gesinnungsschablone einerseits, unpraktische und lebensfremde Geistigkeit andrerseits liegen freilich auf der Hand; auch hat die ungeheure Verwickelung des kapitalistischen Zeitalters die beruflichen, technischen und praktischen Elemente teils gesteigert, teils vervielfacht und dadurch den ganzen Aufbau verbreitert und verwickelt. Aber das Große des deutschen Unterrichtswesens bleibt doch immer das Streben nach jener Doppelseitigkeit, und gerade darin ist es ein Bindemittel zwischen den beiden Richtungen deutscher Freiheit, der Hingabe an das übergeordnete staatliche und völkische Ganze wie der freien individuellen wissenschaftlichen Bildung und geistigen Innerlichkeit. Es wird eine der Hauptaufgaben sein, das deutsche Unterrichtswesen eben in dieser Hauptrichtung zu erhalten und fortzuentwickeln gegenüber all den Hemmungen eines politischen und kapitalistischen Zeitalters, eines ideenlosen Realismus oder eines ebenso ideenlosen „Patriotismus".

Von den Eigentümlichkeiten des deutschen Freiheitsbegriffes aus ist schließlich noch ein letzter wichtiger Punkt zu begreifen: die besondere Lage der religiös-kirchlichen Kräfte im deutschen Staatswesen. Von den Grundsätzen englisch-puritanischer Demokratie aus ist das Freikirchentum die natürliche und selbstverständliche Folge, die in Amerika durchgreifend gezogen ist, während in England daneben die Staatskirche als Rest einer völlig anderen Welt übriggeblieben ist; man hat sie dort ähnlich wie Königtum und Aristokratie trotzdem dem allgemeinen nationalen Geiste einzugliedern gelernt. Von den Grundsätzen der französischen Demokratie aus ist die Trennung von Staat und Kirche, die Zurückdrängung des Katholizismus auf enge Vereinsgrenzen und die Ersetzung der katholischen Staatsreligion durch den Antiklerikalismus und Atheismus die ebenso natürliche Folge. Wenn bei uns trotz mannigfachen Liebäugelns mit dem einen oder dem anderen Prinzip beide keinen Boden gewinnen können, so sind davon nicht bloß überlieferte historische Verhältnisse die Ursache, sondern, wie nunmehr klar sein wird, gerade die eigenste innere Natur des Freiheitsgedankens selbst. Der Staatsgedanke mit seiner Objektivierung zu einem überindividuellen Wesen hat eine unverkennbare Wahlverwandtschaft mit dem Gedanken der kirchlichen Gemeinschaft und Anstalt in beiden Konfessionen. Die freie Hingebung in Pflicht und Gewissen an den Staat hat ihre Wahlverwandtschaft mit der Selbsthingabe des Glaubens an die Kirchen. Ebenso aber hat auch der deutsche Bildungsindividualismus seine starke Analogie mit der religiösen Innerlichkeit eines ganz persönlichen Glaubens, wie sie nicht bloß dem deutschen lutherischen Protestantismus, sondern auch dem deutschen, nur äußerlich romanisierten Katholizismus eignet. Ja, man wird sagen dürfen, hier liegt mehr vor als bloße Wahlverwandtschaft und

Analogie; es liegt ein historischer Entwickelungszusammenhang vor. Der deutsche Staatsgedanke und der deutsche Bildungsindividualismus sind zum guten Teil Verweltlichungen der kirchlich-religiösen Idee, ihre Übertragung auf Staat und Bildung, ihre Einschmelzung und Auflösung in die moderne politische und geistige Entwickelung Deutschlands. Liegen nun aber die Dinge so, dann wird man gewiß der modernen Lage und dem Vorhandensein starker außerchristlicher oder nur bedingt christlicher Massen Rechnung tragen, vor allem die Benützung der Staatsmacht durch die Kirchen oder der Kirchen durch die Staatsmacht möglichst verhindern müssen. Aber ein befreundetes Verhältnis beider Kräfte und seine offizielle Anerkennung wird man nicht verhindern dürfen und können, solange man nicht die westlichen Prinzipien der Freiheit bei uns im einen oder im anderen Sinne zur allgemeinen Volksgesinnung erheben kann und will. Das aber wird bei uns unmöglich sein, solange man nicht durch die Staatsreligion des Atheismus die Kirchen wirkungslos oder durch eine allgemeine Orthodoxie von Staats- und Gesellschafts wegen die Bildung und Wissenschaft ungefährlich macht. Freilich sind dann hier die Reibungen zwischen der staatlichen Schule und den kirchlichen Einflüssen, die Spannungen zwischen der alten kirchlichen Ideenwelt und der modernen Bildungsfreiheit unausbleiblich. Sie sind — neben manchem anderen — der Preis, den wir für unsere Art von Freiheit zahlen müssen, wie die Engländer sich die offizielle Orthodoxie der Gesellschaft, die Franzosen den Antiklerikalismus und die Amerikaner die kirchliche Geschäftskonkurrenz und die Korruption der Zivilverwaltung gefallen lassen müssen.

Von allen Seiten kristallisiert sich immer wieder der eine Grundgedanke heraus: die deutsche Freiheit ist in der Tat etwas anderes als die westliche, als die englische und die französische. Aber trotzdem ist sie wahre und echte Freiheit mit nicht größeren Hemmungen, als anderwärts in anderer Richtung auch bestehen. Denn Freiheit ist überall das Gut und Erbe, das man erst erwerben muß, um es zu besitzen. Entartet die deutsche zur Subalternität, so entartet die englische zum rohen Egoismus und die französische zum antiklerikalen Spießertum. Sie alle leben nur durch immer neue Erhebung zu ihrer Idee, und für Deutschland ist gerade der Krieg, wie wir hoffen, die neue Läuterung und Erhebung zu unserer Idee. Sie leuchtet heute deutlicher als seit Jahrzehnten und empfindet doch, daß sie in Wahrheit immer vorhanden war. Will man eine Formel für sie prägen, so wird man sagen können: organisierte Volkseinheit auf Grund einer pflichtmäßigen und zugleich kritischen Hingabe des Einzelnen an das Ganze, ergänzt und berichtigt durch Selbständigkeit und Individualität der freien geistigen Bildung. Und will man eine so schwerfällige Formel verkürzen, so wird man auf die Gefahr der Einseitigkeit und unzulässigen Allgemeinheit hin, die

bei allen solchen Formeln besteht, sagen können: Staatssozialismus und Bildungsindividualismus.

Man kann an diesen Satz eine Reihe von weiteren wichtigen Folgerungen und Fragen anknüpfen. Vor allem liegt die Frage nahe, ob damit nur eine besondere, individuelle, deutscher Geschichte und deutschen Verhältnissen entsprechende Prägung des Freiheitsgedankens gegeben sei oder ob das nicht vielleicht eine viel weiter greifende Zukunftsentwickelung bedeute: die Ablösung der von den atlantischen Westmächten erzeugten Freiheitsidee durch ein neues, dem kommenden Jahrhundert entsprechendes Ideal. Es wäre dann nicht eine individuelle Spielart der modernen Freiheitsidee, sondern die Kraft, die aus der Ideenwelt des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt herausführt. Man könnte für einen solchen Gedanken hinweisen auf den engen Zusammenhang der westlichen Freiheitsidee mit großen Mächten der Vergangenheit, mit dem Puritanismus und mit der rationalistischen Aufklärung, mit der Emanzipation des Bürgertums und mit der ersten Periode des Kapitalismus. Umgekehrt könnte man bei der deutschen Freiheitsidee denken an den engen Zusammenhang mit dem deutschen Idealismus, der Aufklärung und dogmatisches Christentum zugleich überwand, mit der politischen Umbildung Europas in der nachnapoleonischen Zeit und mit dem neuen Stadium des organisierten Kapitalismus, mit dem sozialen Gedanken und der Verbreiterung des Staatsvolkes weit über das Bürgertum hinaus. Man könnte auch an die vielfachen Übernahmen deutscher Einrichtungen erinnern, die bereits bei den westlichen Völkern stattgefunden haben, und an die Selbstberichtigung des englischen Liberalismus, die vor dem Kriege einzusetzen begann. Niemand wird leugnen können, daß in diesem Zusammenhang eine Weltmission der deutschen Freiheit ein sehr wohlberechtigter Gedanke ist. Aber immerhin, das sind lediglich Konstruktionen und Möglichkeiten, und es ist nicht wohlgetan, die klar erkannte eigene Besonderheit sofort anspruchsvoll zum Zukunfts- und Entwickelungsprinzip der Welt zu verabsolutieren. Man braucht hier nur an den Riesengegensatz des amerikanischen Wesens zu denken, der auf jede absehbare Zeit bleiben und sich vermutlich immer gereizter geltend machen wird. Wohl aber darf man hervorheben, daß für den engeren Kreis unseres mitteleuropäischen Bundes hierin eine Möglichkeit geistiger Berührung und politischer Verwandtschaft gegeben ist. Auch in Österreich-Ungarn könnte die radikale Durchführung der westlichen Demokratie nur zerstörend wirken, auch es bedarf einer starken Zentralgewalt und auch es muß sich zu einem überindividuellen Staatsgedanken zusammenfinden, der freie Hingebung und Mitwirkung der Nationalitäten wie der Individuen fordert. Alles einzelne liegt hier freilich anders. Aber die Einheit des Ganzen, die auf der Gemeinsamkeit der geographisch-wirtschaftlichen Interessen, einer gemeinsamen

ruhmvollen Geschichte, dem Charakter als Bollwerk und Pionier europäischer Kultur und schließlich auf der Dynastie beruht, muß mit ähnlichen Gefühlen organisch-politischen Denkens erfaßt, die Freiheit neben der Sicherstellung persönlicher und nationaler Bewegungsfreiheit in der gewollten und tätigen Hingabe an das Ganze gesucht werden. Sonst bliebe in der Tat nur die „östliche Schweiz" übrig, die die westeuropäische Demokratie ganz folgerichtig nach ihren Prinzipien aus Österreich-Ungarn machen möchte und neben der ein kleindeutsches Kaiserreich nur schwer auf die Dauer eine große politische Zukunft hätte.

Eine weitere wichtige Folge ist, daß von dem deutschen Begriff der Freiheit aus auch das schwierigste und gefährlichste Problem der modernen Politik, das Nationalitätsprinzip, ein neues Gesicht gewinnt. Das Nationalitätsprinzip ist das natürliche Korrelat der Demokratie. Aus der Selbstregierung der Völker folgt die Selbstgestaltung und -Gruppierung. Sobald der Staat von den Individuen her aufgebaut wird, wird das gruppierende Prinzip schließlich immer das instinktiv fühlbarste sein, das heißt die Sprach- und Gesittungsgemeinschaft, die wirkliche oder vermeintliche Blutsverwandtschaft. Das hat keine erschütternde, sondern im Gegenteil eine mächtig verstärkende Wirkung auf diejenigen Staaten, denen das Geschick eine wesentliche nationale Einheit von ihrer Bildungsgeschichte her gewährt hat. Aber es ist ein tödliches Sprengpulver für alle diejenigen Staatsgebiete, die durch geographische, wirtschaftliche und militärische Notwendigkeiten zusammengeschlossen, aber von verschiedenen Völkern und Sprachen seinerzeit besiedelt worden sind. Eine Freiheit und Demokratie, die die Selbstbestimmung der Individuen zu freier Vereinigung als Programm hat, ist daher eine gänzliche Zersetzung solcher Staatsgebilde, und jede feindliche Diplomatie, die sich des Nationalitätsprinzips bedient, kann den Feuerfunken in dieses Pulverfaß werfen. Wir haben das ja vor und in diesem Kriege zur Genüge erlebt und sehen selbst und vor allem Rußland sich dieses Mittels bedienen. Vor der deutschen Freiheitsidee versagt nun aber die Gefährlichkeit dieses Mittels. Hier ist der Staat nicht das Erzeugnis der Individuen, ihrer Interessen und ihrer Verwandtschaft. Hier ist er den Individuen vorgeordnet als ein Erzeugnis der Geschichte und besteht die Freiheit in der bewußten und pflichtmäßigen Hingabe und Einflußnahme der Individuen gegenüber einem Ehre, Wohlfahrt, Treue und Gemeinsinn in sich schließenden sittlichen Gute. Die nationale Einheitlichkeit ist auch hier freilich ein gewaltiger politischer Vorteil, aber keine unerläßliche Notwendigkeit. Nur von diesem Standpunkte aus läßt sich das Europa zerstörende nationalistisch-demokratische Fieber dämpfen und den Diplomaten das Handwerk der schlimmsten Vergiftung legen. Das wäre ein ungeheurer Gewinn an Festigkeit und Ruhe. Es bedarf keines Wortes

um zu sagen, daß an diesem Punkt zunächst und zu allererst unsere eigensten und nächsten Zukunftshoffnungen liegen, die Hoffnungen auf eine Klärung und Überwindung des Nationalitätenproblems in Österreich-Ungarn. Auch hier hat die moderne Demokratisierung neben die alten herrschenden Nationalitäten die sich neu erfassenden und organisierenden, bisher zurückstehenden Nationalitäten gestellt. Der auswärtige Beobachter kann sich hier keine andere Lösung denken als möglichste Freigebung der Nationalitäten auf Grund freier Wahlrechte, aber auch bewußt gewollte Selbsthingebung der Nationen selbst an eine österreichisch-ungarische Staatsidee, die sich mit genügendem geistig-ethischen Gehalt erfüllen kann, um die Anziehungskraft der östlichen Nachbarstaaten aufzuheben oder zu mindern. Das aber wäre eine Lösung, die dem Geiste der deutschen Freiheitsidee verwandt ist und nur auf einer ihr ähnlichen Grundlage zustande kommen kann. Wir kennen in Deutschland wohl die mit der Annäherung an die östlichen Grenzen wachsenden Schwierigkeiten, die einer solchen Lösung entgegenstehen, aber wir können um unser und Österreichs willen auf diese Hoffnung nicht verzichten. Wort und Feder können zur Lösung freilich nicht allzuviel tun; aber was sie überhaupt tun können, wird darin bestehen müssen, unermüdlich zu sagen, daß nur die Freiheit dies Problem lösen kann, daß aber diese Freiheit nicht die westlich-individualistische sein kann, sondern nur die Freiheit eines organischen Staatsgefühls.

Eine letzte Folgerung greift weit hinaus in die Völkerwelt und in die Zukunft. Sie mag daher nur angedeutet sein. Der deutsche Freiheitsgedanke enthält neben der freien Einordnung zugleich das Recht der geistigen Individualität und ihre gegenseitige Hochschätzung. Auf die Völkerwelt übertragen heißt das ein System gegenseitiger Achtung und freier Entwickelung der Völkerindividualitäten nebeneinander, wobei dann freilich die Selbstbeschränkung auf das zur staatlichen Existenz Notwendige und die gegenseitige Gewährung der Entwickelungsfreiheit innerhalb dieser Grenzen mitgedacht ist. Dem gegenüber hat der französische Freiheitsgedanke die Intoleranz des fanatischen Dogmas, das er nötigenfalls mit Feuer und Schwert ausbreitet. Natürlich wird dann Frankreich der Beschützer der Befreiten; darin setzt sich die alte französische Hegemonie-Politik auf dem neuen Boden fort. Das ist heute freilich bereits gegenstandslos und höchstens ein agitatorisches Hilfsmittel der französischen Machtpolitik. Um so wichtiger ist die Völkeridee, die aus der englischen Freiheit sich ergibt. Sie wünscht alle einzelnen Völker möglichst zu parlamentarischer Selbstregierung und freier Selbstbestimmung gebracht und begegnet den Gefahren der Reibungen und Gegensätze durch die Aufrichtung einer englischen Seeherrschaft über die Welt. Ohne die englische Seeherrschaft gebe es nur das Chaos in der Welt. Die Ordnung werde von der großen englischen

Commonwealth aufrechterhalten, die dazu von Gott auserwählt sei und alle angelsächsischen Völker und, was sich ihnen anschließt, zugleich beglücke und begrenze. Was in diese Commonwealth nicht eingehe, müsse wie Amerika in feste Freundschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen aufgenommen oder, wie Deutschland, niedergehalten werden, damit es das System nicht stören könne. Das sei nun einmal der von der Vorsehung geordnete Weltlauf, der England seine Größe und der Welt Freiheit und Glück verbürgt. Die Freiheit der Welt, soweit sie deren fähig ist, sei eine englische und ihr Friede sei eine Pax Britannica. Dem setzt nun aber unser Freiheitsgedanke nicht bloß unser eigenes Recht auf Existenz und Entwickelung, sondern den freilich kühnen und sehr idealistischen Gedanken einer freien gegenseitigen Achtung und Entwickelungsgewährung entgegen, bei der jedes Volk zur Entfaltung seines Geistes und Gehaltes kommen soll, wobei wir hoffen, daß der Geist der freien Einordnung in ein größeres Ganze oder besser in die große Menschheitskultur die dafür unentbehrliche Selbstbegrenzung der Einzelstaaten mit sich bringen müsse.

Es ist eine kühne Hoffnung, ein sehr unrealistischer Glaube, von dem wir aber nicht lassen können, weil auf ihm unsere Zukunft und unser ganzes geistiges Wesen beruht. Darauf mag denn auch die Zukunft Antwort geben. Einstweilen haben wir aber immerhin ein Unterpfand dieser Hoffnung an dem gegenseitigen Verhältnis der Zentralstaaten zueinander, das bloß auf dieser Grundlage möglich ist. Hier ist es nicht sowohl eine idealistische Hoffnung, als eine Forderung praktischer Politik. Gelingt es von hier aus, einen großen mitteleuropäischen Block zu bilden, so wächst damit auch die ideale Hoffnung, daß dieser mit der deutschen Freiheitsidee gegebene Völkergedanke auch darüber hinauswirke und auch andere Staaten an sich ziehe. Dann wäre die Freiheit auch der Friede, wenigstens für absehbare Zeit. Damit das möglich werde, muß freilich in Geist und Gesinnung der Völker sich manches ändern, und die Änderung wird darin bestehen müssen, daß neben und über der englischen und französischen Freiheitsidee die deutsche zu ihrem großen Welteinfluß komme.

Van Goghs Briefe
von Oskar Bie

Die Brüder

Van Goghs Briefe an seinen Bruder Theo, die jetzt vollständig in deutscher Übersetzung von Klein-Diepold bei Paul Cassirer vorliegen, zwei starke, mit Briefzeichnungen geschmückte Bände, sind wohl im Fache der Malerei das größte Briefwerk an eine einzige Adresse, das bisher gedruckt wurde. Diese 1300 Seiten sind an keinem Punkte leer, ein kurzes Leben kocht sich in ihnen maßlos aus. Es ist nicht nur Vincent, der an Theo schreibt, es schreibt der Künstler an den Kunsthändler, und typische Gegensätze, in himmlischer Freundschaft verbunden, stellen sich aufeinander ein. Die Kunst und Phantasie schreibt an die Industrie und den Handel, doch so, daß die Kunst voll organisatorischer Pläne und der Handel voll feinfühlenden Miterlebens wird. Ein Netz moderner allgemeinster Interessen, von wundervollen Extremen vertreten, spannt sich über wenige Orte und geringen Zeitraum, als über die Welt. Dies ist das Einzige, das Erschütternde der Sammlung.

Die Witwe Theos, der seinem Bruder bald in den Tod gefolgt ist, hat in einer Einleitung mit zarter Hand die persönlichen Umrisse des Lebens beider Menschen gezeichnet. Es ist ein ganz kleines und einfaches Leben, durch das Vincent vom Schicksal geführt wird, etwas Holland, England, Belgien und Frankreich, bald zu Hause, bald in der Fremde, in der Wohnung und im Irrenhaus, wenig Verkehr, meist einfache Leute, einige Frauenenttäuschungen und das Zusammenleben mit der schwangeren Dirne, die er von der Straße aufgelesen hat – aber das Interieurlicht dieses kleinen und engen Lebens ist scharf und brandig, und zwischen dem idyllischen Predigerheim der Eltern und dem bald freiwillig gewählten Internat im Irrenhaus, zwischen akademischen Studien und dem gereizten Einsamkeitstaumel seiner eigensinnigen Ateliers schwingen Nervenfäden, die eine Biographie nicht aufwickeln kann. Der Schrei des Menschen ruht hinter diesen Tatsachen. In den Briefen löst er sich und, was wir ahnten, erfüllt sich: der Blick in die Hölle des Künstlertums.

Bisweilen decken sich Briefe und Menschen ganz. Liest man Briefe Cézannes, so hat man durchaus den Eindruck logischer Präzision. Liest man Renoir, tritt die Kulturdialektik hervor. Bei Gauguin erscheint ein armer Edelmann. Bei Courbet ein ehrliches, geradliniges Gesicht. Millet ist am ähnlichsten van Gogh, indem er sich immer bemüht, dem Adressaten seine Bilder nicht als Zufälligkeiten, sondern Notwendigkeiten des inneren Ausdrucks klar zu machen. Aber um wie viel ruhiger ist Millet. Van

Gogh ist überall explosiv und dozierend zugleich, von einer ewigen Unruhe, von Eroberungslust getrieben, das Temperament mit der Disziplin in Ausgleich zu bringen. Diese Briefe an Theo sind noch heiß von der Arbeit und dem Grübeln, mitunter geben sie zur schnelleren Verständigung eine Zeichnung, immer sind sie eine Auslösung unfertiger Zustände mit einem eisernen Willen zur Klarheit selbst über den Irrsinn. Der Urtrieb des Künstlers, das sinnlos Schöpferische, sucht den Sinn des Lebens und die Kontrolle des Gefühls. Das Soziale im Künstler, bis in seine letzten Unmöglichkeiten, hat sein Wort gefunden. Van Gogh staunt über sich: er sieht in sich, unerklärlich, den malenden Arbeiter. Wie ein Arbeiter lebt er, ernährt er sich, kleidet er sich und malt er. Raffaeli schuf Vorstädte, Carrière soziale Empfindungen, Meunier Arbeiter. Van Gogh *ist* Arbeiter.

Wie der Bauer ackert, so malt er. Er beginnt von vorn auf dem nackten Boden. Er malt um des Segens willen. Und er segnet schon in der Arbeit die Menschen, die er bei allem Mißtrauen als Kinder des Schicksals liebt. Zu Menschen, zur Natur, zu Künstlern und zu sich selbst — immer stellt er sich sozial, auch in der Einsamkeit eingegliedert, auch im Egoismus gegen das unbeschränkte Recht einer spielenden Phantasie, mitempfindend, ja mitleidig bis zu dem Entschluß einer organisierten Hilfe. Der Verkaufsgedanke schlägt gleich in die Idee einer genossenschaftlichen Vereinigung um. Den Freund Gauguin möchte er zu einem organisierten Mitarbeiter erziehen. Sich selbst setzt er unter einen dauernden Training. Die Natur liebt er, je ärmer sie ist, und die Mitmenschen, je unglücklicher sie scheinen. Seine überreiche Lektüre gruppiert sich nach sozialer Fruchtbarkeit. Die nackte Erde braucht er, um Paradiese aus ihr zu schaffen, dessen Erkenntnisbäume keine sündige Frucht mehr tragen.

Das nordische Wesen kompliziert sich durch mancherlei Erfahrungen des Lebens, den Impressionismus in jeder Form, der ihm in Paris naherückt, und den Süden, der in Arles über ihn hereinbricht. In Wahrheit rettete ihn dieser Süden, nach einer wunderbaren Schicksalsfügung, vor dem Impressionismus. Er zwang ihn zum Krieg und reizte solche Kräfte in ihm, daß sie von aller Reflexionskunst in die Diktatur des Subjektiven frohlockend sich stürzten. In dem gelben Häuschen, das er sich da eingerichtet hatte, ein Arbeiter seiner selbst, mit den gut proletarischen Möbeln und der gut proletarischen Gesellschaft, überwand er in die Zukunft hinein das Zeitalter der rezeptiven Bildermalerei.

Gegenüber diesem immer analytischen und doch bindungssehnsüchtigen, immer erobernden und doch hilfebewußten Vincent, in dem das Malen zu einer Art sozialen Ausdrucksmittels wird, ohne daß er je imstande ist, die schöpferische Kunst wirtschaftlich einzuordnen, gegenüber dieser gewal-

tigen tragischen Persönlichkeit steht Theo, feinsinnig und weichhändig, ein wirklicher Helfer für ihn und für andere, ein taktvoller Beschwichtiger, uneigennütziger Freund, ein wirklicher, stiller, kluger, bedächtiger Organisator, in dem niemals das Produktive das Ordnende überwuchern kann. Ohne Theo wäre Vincent dahingeschlagen, ohne Vincent Theo leer geblieben. Die Briefe erlösten nicht nur den einen, sondern füllten den anderen: eine Fügung zwischen Menschengattungen, und darum für die Ewigkeit geschrieben.

Theologie

Ora et labora, schreibt er aus Paris 1875. Das orare wird ihm zunächst wichtiger. Er, dessen Jugend in einer schwierigen Mitte zwischen Kunst und Kirche dahinging, findet sich durch die Theologie erst zur Kunst hinüber. Nachdem er von Goupil entlassen war (er muß in diesem Kunstgeschäft Bekehrungen vorgenommen haben statt Verkäufe), tritt die Predigerneigung, die er zu Hause eingenistet hatte, stark nach außen. Sie verwirrt ihn mehr, als daß sie ihn kräftigt. Er schreibt fromme Briefe aus Paris, und in der Wahl seiner Lieblinge im Luxembourg figurieren fromme Bilder. „Suche nach Licht und Freiheit, und vertiefe dich nicht allzu sehr im Schlamm der Welt.“ Damals las er Eliots Scenes of clerical life. Das Leben eines Predigers in der letzten der Erzählungen ergreift ihn: der Prediger lebte mit den Bewohnern einer schmutzigen Straße. Sein Studierzimmer sah hinaus auf Gärten mit Kohlstrunken und auf die roten Dächer und rauchenden Schornsteine armer Häuser. Im Alter von 34 Jahren starb er und wurde in einer langwierigen Krankheit gepflegt von einer Frau, die früher dem Trunk ergeben war, aber durch ihn für ihre Seele Ruhe gefunden hatte. Van Gogh konnte bei dieser Lektüre nicht wissen, oder ahnte es doch, wie viel davon sein eignes Leben werden sollte.

In England bei seinen ersten Predigtversuchen nimmt die theologische Stimmung zu und durchsetzt die Briefe bis zur Bigotterie. Etwas allzu Hingegebenes, fast Schleimiges kommt in ihren Vortrag. Es wird sofort quittiert durch ein kräftiges Gefühl für die eigentümliche landschaftliche Schönheit des Nordens, die ihm zu Herzen geht. Die offnen, mit Gras bewachsenen Plätze zwischen Häusern und Gärten der Vorstädte, meistens mit einer Schule oder Kirche oder einem Armenhaus zwischen den Bäumen, mit der rot untergehenden Sonne im durchsichtigen Abendnebel (ich zitiere alle solche Beobachtungen) wecken den Sinn für das Konstruktive der äußeren Stadtlandschaft, das ihn beschäftigte. „Theo, dein Bruder,“ schreibt er, „hat vorigen Sonntag zum erstenmal gesprochen in Gottes Haus, an der Stätte, von der geschrieben steht: an dieser Stätte werde ich Frieden

geben." Der Text seiner ersten Predigt war: I am a stranger on the earth, hide not Thy commandements from me. Aber darum war sein Auge nicht blind geblieben gegen den herrlichen Spaziergang nach Richmond an der Themse, in der die großen Kastanien mit ihrer Last von gelben Blättern und die hellblaue Luft sich spiegelten, und zwischen den Gipfeln der Bäume sah man auf Richmond mit seinen roten Dächern und gardinenlosen Fenstern und grünen Gärten, den grauen Turm, die große graue Brücke mit den hohen Pappeln, über welche die Menschen wie kleine schwarze Figürchen gingen.

Aus Amsterdam, 1878, tönen erst recht manche Briefe als vollkommene Predigten. Das Dogma ist ihm gewiß: es ist ein Gott, der lebt und Er ist mit unsern Eltern und Sein Auge ist auch über uns, und dieser Gott ist kein anderer als Christus. Die Religion der Liebe wächst in ihm: es ist gut, so viel zu lieben, wie man kann; denn darin liegt die wahre Stärke, und wer viele lieb hat, der tut viel und vermag viel, und was mit Liebe getan wird, das wird gut getan. Die stille und arme Einsamkeit bereitet sich in ihm vor: es ist manchmal gut, viel in die Welt zu gehn und mit den Menschen zu verkehren – am sichersten aber geht in der Welt und unter Menschen derjenige umher, der lieber stille allein an seiner Arbeit sein und nur sehr wenig Freunde haben möchte.

Eine Lese aus Briefen ist es, die wir, hier und da die buntesten Blüten pflückend, zusammenstellen. Wir vergessen leicht, daß es ein Mensch war, der sie ohne jede Öffentlichkeit schrieb, vollen Herzens, das er dem Bruder ausschüttet. Kein berufliches Amt zwang ihn dazu, wohl studierte er daraufhin, aber der Drang des Laienpredigers war stärker als die Begutachtung durch Titel und Examen. Den kommenden Maler sehen wir in seiner ersten Jugend durch seine kleine Welt reisen, trächtig von religiösen Besserungslehren, triefend von Güte und Liebe, sentimental wie ein Sektierer. Verlieren wir das lebendige Bild nicht aus dem Auge, den Mahner und Propheten van Gogh in jünglingshaftem Christusgewande. Dem die Natur dienen soll, wie Franziskus von Assisi. Dem sein unbegreiflich reiches Wissen in Büchern und Bildern, das aus jeder Zeile quillt, wie Thomas von Aquino nur ein Nebenfach der Bibliothek wird gegen das Hauptfach, den Gekreuzigten hinter dem Vorhang. Noch sieht er die Wirklichkeit mittelbar, zwecklich, selbst im Dienste der Literatur: der dauernde Vergleich von Landschaften mit bestehenden Bildern ist von jeder Naivität entfernt. Nicht der Sinn herrscht, nur der Geist.

„Es beginnt," schreibt er einmal, „bereits zu dämmern. Blessed Twilight nannte es Dickens, und er hatte recht. Blessed Twilight, wenn zwei oder drei in Einmütigkeit beieinander sind und als Schriftkundige aus ihrem Schatz alte und neue Dinge hervorbringen. Blessed Twilight, wenn zwei

oder drei versammelt sind in Seinem Namen und Er selbst unter ihnen weilt. Und selig war, der um diese Dinge weiß und auch danach handelt. Rembrandt wußte darum."

Aber plötzlich sehen wir ihn auf dem Blumenmarkt am Singel stehen, ein Bauer hat Töpfe feil, hinten ist Efeu, dazwischen sitzt ein Mädchen („wie Maris es malen würde"), so einfach, mit schwarzer Mütze und ein paar lebendigen und freundlichen Augen. Sie saß und strickte. Und der Mann weist auf das Töchterchen und sagt: „Sieht es nicht gut aus?" Vincent schreibt es als Postskriptum an einen Brief hinzu. Besonders gern beschreibt er Fensterausichten. Sie sind das täglich Gegebene, das unwillkürlich ins Auge dringt, sich wiederholt und dadurch belebt und zur Antwort auffordert. Er sieht auf die Werft, mit der kleinen Allee von Pappeln, deren schlanke Formen und dünne Zweige sich so fein gegen die Abendluft abheben, und das alte Gebäude des Magazins im Wasser, das still ist wie das Wasser des alten Teiches, „von dem im Buche Jesaias gesprochen wird".

So sind in den Briefen aus Amsterdam 1877 die ersten Spuren von Zeichnungen zu entdecken. Aber nicht so sehr unmittelbar nach der Natur, als mittelbar nach der Bibel. Während er das Alte Testament liest und durcharbeitet — „unwillkürlich, wenn ich so sitze und schreibe, mache ich dann und wann eine kleine Zeichnung, heute morgen zum Beispiel Elias in der Wüste mit Sturmluft und ein paar Dornsträuchern im Vordergrund. Es ist nichts Besonderes, aber es kommt mir manchmal alles so deutlich vor den Geist" . . .

Schwankungen

Seine Missionstätigkeit findet ihren kritischen Punkt in der Bergwerksgegend des Borinage. Er steht der Arbeit und dem Elend Aug in Auge, er spricht zu denen, die aus der Erde das Licht suchen. In derselben Zeit vollziehen sich die großen Wandlungen in seinem Innern und in seinem Beruf. Es ist die Epoche der chaotischen Aussprachen, besonders reich an weitschweifenden, nach Klarheit drängenden Briefen. Nach dem gewaltigen Briefe, der die Nummer 130 trägt, ist die Entscheidung für die Malerei gefallen. Die Briefe 156 und 187 sind ähnliche Reservoire einer gärenden Zukunft, orientiert durch zwei wichtige Zuneigungen und Entfernungen: Mauve, der ihn künstlerisch fundiert und dann fallen läßt, und die Kusine, die ihn erotisch fesselt, um sich ihm zu versagen. Die Menschenfeindlichkeit, ohne Haß, wächst, er zieht sich auf sich und seine Modelldirne zurück.

Die Liebe, in unklarer Form, halb Erotik, halb Mitleid, eine erotisch verwirrte Sozialität, löst langsam die Kirche ab. Er weint und betet um

die nackte Wirklichkeit. Zuerst trifft es ihn aus dem Auge eines Pferdes, das ihn an ein Blatt der Serie „La vie d'un cheval" noch erinnert: Hinter diesem traurigen Blick eines abgematteten und belasteten Tieres fühlt er die Auferstehung — Er hat sie durch sein Wort unwiderleglich offenbart. Hinter dem Tier sieht er den armen, geplagten Menschen. „Und was die Fuhrleute selbst in ihren schmutzigen, schlampigen Kleidern betrifft, so schienen sie fast noch tiefer in Armut versunken und eingewurzelt, als die lange Reihe von Armen, die Meister de Groux auf seiner banc des pauvres gezeichnet hat. Sieh, es packte mich stets und es ist etwas Eigenartiges, wenn wir das Bild von unaussprechlicher und unbeschreiblicher Verlassenheit, wenn wir in der Einsamkeit, dem Elend und der Armut etwas wie ein Äußerstes, ein Ende der Dinge sahen — denn dann steigt in unserem Geiste der Gedanke an Gott auf." Und dies Gefühl verdichtet sich, wenn er auf die Frau sieht, die arme Frau. Die Liebe ist von allen Mächten die mächtigste, sie scheint nur Abhängigkeit, sie ist Freiheit, weckt Arbeit und, indem wir ihre Pflichten erfüllen, tun wir Gottes Willen. Die „theologischen und mystischen Tiefsinnigkeiten", zu denen er sich einst verleiten ließ, fallen von ihm ab. „Wenn man morgens aufwacht und nicht alleine ist und man sieht dann da in der Dämmerung ein Mitmenschlein, so macht das die Welt um sehr viel angenehmer als Erbauungsbücher und weißgetünchte Kirchenmauern, in welche die Pfarrer verliebt sind." In dieser Zeit begegnet ihm die Dirne, und Mitleid und Liebe schlagen zusammen über sie hin. Auch Malerei: denn sie, die er in einem Interieur fand „warm wie ein Bild von Chardin", wird ihm bewußtes Modell. Sie ist, denkt er, eine ouvrière, er ein ouvrier. Er kann Theo nicht genug von diesem Zusammenleben schwärmen. Seitenlange Betrachtungen über den Edelsinn dieser Tat. Wie er ihre Häßlichkeit versteht und braucht. Wie elend glücklich er mit ihr haust: „Ich verlange nichts, keine alte Tasse oder auch nur Untertasse, nur ein einziges Ding, daß man mich mein armes, schwaches, gemartertes Frauchen lieben und versorgen lasse so gut, wie meine Armut es zuläßt, ohne Schritte zu tun, um uns zu trennen." Sie war allein wie ein fortgeworfener Lumpen und er hat sie aufgehoben. Und sie ward wie das Lamm, das von seinem Munde aß, aus seinem Becher trank und in seinem Schoße schlief. Ihre Niederkunft wird ihm ein Idyll. Das fremde Kind wird ihm eine Gnade. „Kein mystisches Atelier, sondern eines, welches Wurzel in das volle Leben selbst geschlagen hat, ein Atelier mit einer Wiege und einem Kackstuhl." So fühlt er sich stark im Schwachen und reich im Elenden, in dem, was man in den Kunsthandlungen häßlich nannte. „Ich, der ich mich in einem ziemlich guten Rock in einem feinen Laden nicht wohl fühlte, ich bin ein ganz anderer Mensch, wenn ich irgendwo auf der Geest oder Heide oder in den

Dünen in der Arbeit bin. Dann paßt mein häßliches Gesicht und mein verwitterter Rock auch vollkommen zu meiner Umgebung, und ich bin ich selbst und arbeite mit Vergnügen." Er wird unausstehlich. Mauve macht ihn nach und sagt: so ein Gesicht schneidest du. Mauve sagt: du hast einen boshaften Charakter, und läßt ihn stehen, in den Dünen. „Um es zu vergessen, lege ich mich in einem leinenen Kittel in den Sand vor eine alte Baumwurzel und mache eine Zeichnung davon, rauche meine Pfeife und blicke in die tiefe blaue Luft. Das beruhigt mich. Und ebenso ruhig fühle ich mich, wenn Christine oder ihre Mutter mir Modell steht und ich die Proportionen berechne und versuche, den Körper mit seinen langen, schwingenden Linien unter den Falten eines schwarzen Kleides fühlen zu lassen."

Inzwischen geht das Predigen in das Zeichnen hinein, das soziale in das egoistische Wirken. Kolorismus, besonders der impressionistische, ist träumerisch, reflexiv, musikalisch. Zeichnen ist wirkenwollend, konstruktiv, dozierend, präzise. Van Gogh blieb zeichnerisch, auch in der Farbe, das wurde die Ablösung des Impressionismus. Aus Kärglichem wächst die stolze Sicherheit seiner Zeichnung. Er beschreibt seinen hungrigen Marsch nach Courrières, in der Nähe des Ateliers von dem noch umschwärmten Jules Breton. Gegen Zeichnungen tauscht er Brot ein. Fast zu Tode ermattet, hat er doch die Behausungen der Weber gesehen und studiert, die Schober, die Mergelerde, die Strohdächer. Welches wahnsinnige Feuer brannte in dieser mörderischen Kunstreise. Jetzt reizen ihn die Kohlengruben, die Bergleute „von der Tiefe des Abgrunds" gegen die somnambulen Weber. Hier und da zeichnet er, Bergwerksdinge, manchmal spät in die Nacht hinein, oder er kopiert Millet. Dieselbe Energie befiehlt ihm, Bücher und Bilder kürzer und intensiver als bisher aufzunehmen. Er packt an. Die Bestellungen auf Papier, Farbe, Geld häufen sich, werden sterotyp. Viel Schreibtischstudium (exercices au fusain von Bargue), aber auch schon strammeres Anlaufen des Modells. Fünfmal ein Bauer mit einer Schippe. Schärfere Skizzen von Landarbeitern begleiten die Briefe, sein eigentümlicher Sinn für das konstruktive Leben des Baumes kündigt sich an. Der Widerstand belebt ihn: „Die Natur beginnt stets damit, dem Zeichner Widerstand zu leisten, sie ist sicherlich nicht intangible, doch man muß sie anpacken, und zwar mit fester Hand. Nachdem man einige Zeit mit der Natur so gerungen hat, beginnt sie nachgiebiger und gefügiger zu werden — —"

Der Verkehr mit Mauve zeugt Aquarelle, die erste Freude an Farbe. Theo, ruft er, was für ein großes Ding ist doch Ton und Farbe, und wer nicht lernt, Gefühl dafür zu haben, wie weit wird der vom Leben abbleiben. Aber die Farbe bleibt nebensächlich. Nachdem er Vorlagen von Akten merkwürdig stilisiert hat, wovon S. 290 ein seltsames Beispiel gegeben wird, müht er sich quälerisch ab, vor der Natur die Einfachheit

der Linie, die er kennt, zu finden und zu treffen. Es ist wahres Autodidaktentum. Die Erkenntnis der Armut, als des Ackerbodens, steht ihm fest. Die Liebe zur Kreatur ist nach wie vor seine Triebkraft. Aber der Drang des Produktiven hat die Neigung zum Sozialen gefärbt. Die Sinne überwinden den Geist. Aber die Sinne haben einen Hunger nach Natur, den seine menschlich begründete Einsamkeit ihm nicht stillen kann. Er schreit nach dem Akt und dem Modell. Christine gibt ihm nur ein mißverstandenes Grinsen zur Antwort. Die proletarische Disposition und die verschwenderische Schönheit der Kunst haben sich noch nicht ausgeglichen, weil sie zum erstenmal in einem Subjekt sich vereinigen sollen. Die Boheme, als Typ des Künstlerlebens, war dagegen eine lügnerische Bürgerlichkeit gewesen.

Eigenart

Van Gogh versucht sich mit der Farbe auseinanderzusetzen. Das Grau der Natur verwirrt ihn, er braucht die Analyse auf Grundfarben. Er bekennt sich zu den drei Elementen: Rot, Gelb, Blau. Zusammengesetzte Farben seien Bronze, Grün, Violett. Durch Beimischung von Schwarz und Weiß entstehen die grauen Nüancen. So spricht ein Methodiker, so verfährt ein Zeichner mit Farben. Die Valeurs existieren nicht. Bei alledem ist ihm die Kontur die Hauptsache. Seine Aquarelle, unter denen ihn eine tote Kopfweide bei einem stillstehenden, mit Wasserlinsen bedeckten Tümpel am heftigsten beschäftigt, „stützen sich in erster Linie auf die Zeichnung". Endlich — er empfindet es als großes Ereignis — operiert er mit Palette und Tuben. Er fühlt beim Malen, „wie durch die Farbe Dinge bei ihm zum Vorschein kommen, die er früher nicht hatte, Dinge von Breite und Kraft". Er liebt dennoch die Marderpinsel, welche die eigentlichen Zeichenpinsel seien, um eine Hand, ein Profil, feine Baumzweige „in Farben zu zeichnen". Er ringt auf seine Art mit der Natur.

„Wie ich es male, weiß ich selbst nicht, ich setze mich mit einem frischen Brett vor den Fleck hin, der mich packt — ich sehe nach dem, was ich vor Augen habe — ich sage mir: aus dem frischen Brett muß etwas werden — ich komme unzufrieden zurück — ich stelle es fort, und wenn ich mich etwas ausgeruht habe, sehe ich mit einer Art Angst danach — dann bleibe ich noch unzufrieden, weil ich die herrliche Natur zu gut in der Erinnerung habe, als daß ich damit zufrieden sein könnte — und doch, ich sehe in meiner Arbeit einen Widerglanz von dem, was mich packte, ich sehe, daß die Natur zu mir gesprochen, daß sie mir etwas erzählt hat, was ich in Schnellschrift aufgeschrieben habe." Seine Handschrift wird deutlicher, einige herrliche beigegebene Zeichnungen bezeugen es dem Bruder.

Bezeichnend ist, wen er in dem Suchen nach der soliden, festen und charakterisierenden Linie zum Vorbild nimmt, Daumier oder die englischen

Figurenzeichner, wegen ihrer „montagmorgenartigen Nüchternheit und gewollten Einfachheit, wegen ihrer Prosa und Analyse, wegen dieser Dinge, die solid und tüchtig sind, und an denen man einen Halt hat in Tagen, an denen man sich matt fühlt". Die Analyse der Form überstrahlt alles. Wenn er einen Grabenden zeichnen will, der ein Bein oder einen Arm vor dem andern oder den Kopf vornüber gebeugt hält, so zeichnet er doch die verdeckten Teile zunächst genau auf und legt die gesehenen dann erst darüber. Durch die Jahre der Briefe aus dem Borinage, aus Brüssel, aus der Heimat Etten, aus dem Haag zieht sich der Triumph des Zeichnens über das Malen. Das Zeichnen ist Malen in Schwarzweiß. Charakter, Struktur, Bewegung der Figuren, sagt er, nimmt seine persönliche Empfindung zuerst wahr, und so kommt er zuerst zu einer Zeichnung, in der die Farbe noch nicht mitredet. Er verteidigt sich oft damit gegen die Unverkäuflichkeit seiner Studien, die ihm vorgeworfen wird. Ja, die Farbe sieht er als Folge einer Entkräftung an, die er an sich körperlich beobachtet. „Es ist, als käme ich, wenn ich mich gehen lasse und mit halbgeschlossenem Auge sehe, eher dahin, die Dinge als ein Beieinander von Farbflecken zu sehn, als wenn ich ihnen scharf auf die Gelenke sehe und analysiere, wie sie ineinander sitzen."

Millets Religion der Natur wird ihm in allem jetzt ein starkes Erlebnis, ganz im Verhältnis seines inneren Sehens zeichnerischer Funktionen im Gegensatz zum farblichen Spiel. Er starrt die Kopfweiden an, wie eine Prozession von Waisenmännern, das niedergetretene Gras wie eine Arbeiterbevölkerung, ermüdet und bestäubt, erfrorner Wirsingkohl läßt ihm die Erinnerung an eine Gruppe von Frauen in dünnen Röcken und alten Umschlagetüchern früh in einem Heißwasserladen aufsteigen. Die drei Bewegungsstudien zu seinen Kartoffelarbeitern, das Stechen, Ausziehen, Korbwerfen sieht er nicht anders als unter einer „gewissen andächtigen Stimmung". Es ist da eine Stelle, wo er über sturmgepeitschte Bäume in Holland spricht, in jeder „Figur", er meint in jedem Baume ein Drama. Alberne Pavillons dort, naßgeregnet und verweht, werden Charakter. Ein Gleichnis: der albernste Mensch, vom Schmerz gepeitscht, wird so zum dramatischen Charakter. Die heutige Gesellschaft, gegen das Licht irgendeiner Erneuerung gesehen, hebt sich so wunderbar wie eine große, düstere Silhouette ab. „Ja, das Drama des Sturms in der Natur, das Drama des Schmerzes im Leben, das ist für mich wohl das Beste. Ein Paradon ist schön, aber Gethsemane ist doch schöner."

Der soziale Maler spricht. Über jedem Holzhauer, Minenarbeiter, Heidebauer liegt ihm die Stimmung: sie sind einer ewigen Heimat nahe. Mit dem Bibelleser, dem Tischgebet, das er zeichnet, fühlt er selbst den Glauben an quelque chose là-haut, ohne sie noch theologisch definieren zu wollen. Gavarni sprach ihm vor: il s'agit de saisir ce qui ne passe pas dans ce qui

passe. Aber der Wirkungswille kommt jetzt hinzu. Er neigt zu einer Organisation, die die Blätter über die Armen den Armen wirklich zuführt, daß sie nicht nur über die Arbeiter, von einem Arbeiter, auch für Arbeiter gezeichnet sein möchten. Das Predigtbedürfnis übersetzt sich ganz in die Kunstpropaganda. Einen Säer, einen Mäher, einen Torfträger zeichnet er dafür. Er arbeitet Statuten einer Genossenschaft für diesen Druck aus, je dreißig Blätter zu 10—15 Centimes. Gleichgesinnte sollten sich unter uneigennützigsten Bedingungen zusammenschließen. Was träumte er noch vom Zusammenschluß? Er, der einer vergangenen Generation folgende trauernde Worte nachrief: „Es gab eine Generation von Malern, Schriftstellern, kurz von Künstlern, die trotz ihrer Uneinigkeiten etwas Einheitliches hatten und eine Kraft waren. Sie wandelten nicht im Dunkeln, sondern hatten die Erleuchtung, so daß sie wohl wußten, was sie wollten, und nicht zweifelten. Ich spreche von der Zeit, als Corot, Millet, Daubigny, Jacque und Breton jung waren — in Holland Israels, Mauve, Maris usw. Das eine stützte das andere, es war das etwas Kräftiges und Edles. Die vollgepfropften Ateliers, die kleineren Schaufenster, der ‚Köhlerglaube' der Künstler, ihre Wärme, ihr Feuer, ihre Begeisterung — was waren das für erhabene Dinge."

Die letzte Reinigung geschah durch die Trennung von Christine. Ihre Qual nimmt eine breite Stelle in den Briefen ein. Er erkannte sie ziemlich. „Sie ist nicht lieb, sie ist nicht gut, allein ich selbst bin es auch nicht, und doch hingen wir, so wie wir waren, ernstlich aneinander. Ich habe das Bedürfnis nach Arbeit . . ." Er erinnert sich überflüssigerweise, wie George Sand dem reumütigen Musset antwortete: jetzt ist es nicht mehr möglich. Sie hatte eine neue Arbeit begonnen. Noch immer spiegelt er literarisch und künstlerisch. Aber nur das Stoffliche wird Vergleich, gegen das Menschliche ist er ahnungslos. Christinens Abschied hatte ihm darin nichts geholfen. Immerhin war das Milieu gesäubert. Er stand auf sich selbst.

„Ich gehe also vorwärts als ein Unwissender, der dies Eine weiß: innerhalb einiger Jahre muß ich eine gewisse Arbeit vollbringen; zu übereilen brauche ich mich nicht, denn darin ist kein Heil. Die Welt geht mich nur insoweit etwas an, als ich eine gewisse Schuld und Verpflichtung ihr gegenüber habe, aus Dankbarkeit — weil ich nämlich dreißig Jahre in der Welt herummarschiert bin — ein bestimmtes Andenken in der Form von Zeichnungen oder Gemälden zu hinterlassen, die ich nicht machte, um diesem oder jenem damit zu gefallen, sondern um ein aufrichtiges, menschliches Gefühl darin zum Ausdruck zu bringen. Diese Arbeit also ist das Ziel — und wenn man sich auf diesen Gedanken konzentriert, dann vereinfacht sich alles Tun und Lassen in der Weise, daß es nun kein Chaos mehr, daß vielmehr alles, was man tut, eben dasselbe Streben ist."

Die absolute Ehrlichkeit dieser Briefe, je weiter wir in ihnen lesen, wie die seines Wesens, wie die seiner Kunst hat etwas hinreißend Heroisches. Sind wir nicht meist gewohnt, Briefe von Menschen zu Menschen so zu lesen, daß sie geschrieben wurden, weil sie nicht gesprochen werden sollten?

Widersprüche

Nein, er kommt von Christine nicht los, innerlich nicht. Er steht zu ihr, wie Christus zur Ehebrecherin. Er sagte zu den oberflächlich Gebildeten, den anständigen Leuten seiner Zeit: die Huren gehen euch voran. So spricht van Gogh gegen die „Gerechten", die ihrer Leidenschaft, ihrer Wärme, ihrer Menschlichkeit – wie er sie konstruierte – nicht das Wasser reichen durften. Die Proletarierin der Menschlichkeit wächst ihm aus ihr als Ideal.

„Frauen wie sie können fatal schlecht sein – ich spreche hier nicht einmal von den Nanas, die vollblütig und wollüstig sind, sondern von denjenigen, die eher ein nervös nachdenkliches Temperament haben – Frauen wie sie rechtfertigen in vollem Maße den Ausspruch Proudhons: ‚La femme est la désolation du juste.' Auf das, was wir la raison nennen, geben sie nichts, sie handeln ihr vielmehr schnurstracks und in frevelhafter Weise entgegen, das weiß ich wohl; andrerseits aber haben sie wiederum jenes echt Menschliche, das macht, daß man nicht ohne sie sein mag oder kann, und das einen fühlen läßt, daß etwas Gutes in ihnen steckt, und sogar etwas außerordentlich Gutes, wenn man dies auch nicht anders definieren kann als ein je ne sais quoi, qui fait, qu'on les aime après tout. Gavarni war ernst, als er sagte: avec chaque, que j'ai quittée, j'ai senti quelque chose se mourir en moi. Und das schönste und beste Wort, das ich über diese Frauenfrage gehört habe, ist dieses, das du auch kennst: o femme, que j'aurais aimée, und damit wünschte man in die Ewigkeit eingehen zu können – und nichts anderes als dieses möchte man davon wissen. Ich weiß, daß es Frauen gibt, die, absurd genug – sie tun noch viel mehr Böses als die Männer – ganz und gar von der Ehrsucht gelenkt werden; ihr Typus ist Lady Macbeth. Diese Frauen sind verhängnisvoll, und man muß sie meiden, ungeachtet ihrer Reize, oder man wird ein Schurke und steht in kurzer Zeit vor einer entsetzlichen Schuld, die man begangen hat und nie wieder gut machen kann. Doch so etwas war in ihr, mit der ich zusammen war, nicht, obgleich sie eitel war, ebenso wie wir alle es zu gewissen Zeiten sind. Armes, armes, armes Geschöpf, ist das einzige, was ich am Anfang fühlte und was ich ebenso am Ende fühle. Schlecht? – que soit – doch wer in unserer Zeit ist gut? Das sei ferne von mir. Delacroix, sage ich, hätte sie begriffen, und Gottes Barmherzigkeit wird sie, denke ich zuweilen, doch noch besser begreifen."

Nun lebt er wie ein Hund. Er fühlt, die Eltern wollen den zottigen

Hund nicht mehr haben. Und er bellt so laut. Gut, sagt er, aber das Tier hat eine menschliche Geschichte, eine Menschenseele und eine zartfühlende, daß es selbst weiß, wie man über es denkt. Dein Geld, lieber Bruder, bleibt steril, wenn ich kein eigenes Heim habe, es geht dann schlecht vorwärts mit der Kunst. Der Bruder kauft ihm sozusagen seine Produktion durch eine Rente ab, er bleibt bissig. Gelegentlich der „Kartoffelesser" erscheinen die ersten Kritiken, er will sie nicht, er fühlt sich ihnen noch nicht gewachsen. Er malt Kopfeichen mit havannafarbenen Perücken. Ein Bekannter möchte sie kaufen. Man hängt sie auf, sie stehen gut zur Wand. Und die Folge dieses „Aufleuchtens guten Mutes" ist es, daß er sie ihm schenkt. Der „zarte, melancholische Friede dieser Farbenzusammenstellung" hat die Wirkung, daß er nicht verkaufen kann! Und wenn er gar Geld bekommt, ist sein größter Hunger, wenn er auch gefastet hat, nicht auf das Essen, sondern noch stärker auf das Malen, die Modelljagd beginnt und das Geld geht damit durch. Frühstück bei den Leuten, wo er wohnt, abends Kaffee und Brot in einer Cremerie. Wenn er luxuriös sein will, schiebt er noch einmal Kaffee und Brot ein. Sonst hat er ein Roggenbrot im Koffer. Das ist alles.

Er möchte mit einer Brotkruste zehn Jahre lang vor Rembrandts „Judenbraut" sitzen, sie zu studieren und zu genießen. Nein, er ist noch nicht fertig, Wirkung von Bildern ist noch zu stark. Sie zieht sich durch alle Berichte. Von Liebermann hört er schieferfarbene Eindrücke mit Übergängen ins Graugelbe und Graubraune. Er beneidet ihn um das „System". Später, in Erregung gegen den abgelehnten Uhde, dessen verwandte christlich-soziale Stoffe ihn reizen, wird ihm das Graumalen als System unerträglich. Uhde liefe die Gefahr der Trockenheit und Korrektheit. Unerhört sind die Eindrücke der Alten in den Museen Amsterdams. Hier gibt es ganze Briefe als Abhandlungen über Rembrandt und Hals, Analysen der Farbwerte, Theorien des Alla prima und der Hellmalerei. Von einer genialen Einseitigkeit. Rubens in Antwerpen wirft ihn um. Die Einfachheit und Sicherheit seiner Technik, das Flotte, Verlegenheitslose beschämen ihn und treiben ihn zurück in Schülerstudien. Dabei übt er das Auge im Beobachten auf das präziseste. Es gibt Beschreibungen, wie die abendliche Heimkehr einer Herde als Masse von Wollklumpen und Schlamm gesehen, eine visionäre Radierung, oder die Analysen von Antwerpens malerischen Reizen, die die Suggestion von hundert ungemalten Bildern haben. Diese Beschreibungen, mit früheren verglichen, sind bewußter, konstruktiver. Wie gewaltig ist das Material der Briefe. Man könnte über die bloße Entwicklung seiner Schilderungen allein eine Dissertation schreiben lassen.

In dieser Zeit stoßen alle Gegensätze aufeinander. Die schlichte Frömmigkeit der Leute von Barbizon, ihr Puritanertum, ihm heilig, wie das Missionsgefühl der alten Pilgrim fathers, der Hymnus auf die Heide, das

Kartoffelfeld, den Pflug, den Schafhirten, den Sturm, Millet als Vater der Malerei und Führer in allem Menschlichen, Rustikalen, Erdgewachsenen, wie sinkt es dem Lästerer von Paris zu Boden, wenn er die Großstadtluft von Antwerpen mit hungrigen Sinnen einatmet. Karmin und Kobalt stechen ihn. Aber die Süßigkeit des fin de siècle umschmeichelt ihn mehr. Die Frauen haben den Reiz der Revolutionszeit, man müßte retiré du monde sein, wenn man sie umginge. Lebenslust, Weiberbegierde, Menschenhunger verführen diesen heiligen Antonius. Dann senkt sich wieder die Wolke der Trostlosigkeit über die Stadt, des heimlichen Elends. Und so schreitet er, Christus im Tempel, seinen alten Weg zu den Menschen. „Mögen die Illusionen schwinden — aber was bleibt? Das Sublime. Und ich finde, daß man in Augenblicken, da man um die Natur nichts mehr gibt, noch sehr viel um Menschen gibt."

Ein gewisser Abgang von der Natur ist gleichzeitig in seiner künstlerischen Auffassung zu spüren. Genie, Inspiration als dunkle Geheimnisse gelten nicht viel, das Wunder ist vorbei, die prachtvollen Gesetze der Farbe sind zu suchen und aufzustellen. Zum ton entier kommt nun der ton rompu. Er läuft ihm fast naturwissenschaftlich nach. Das Konträre beschäftigt ihn. Die blauen Bauern gegen Goldtöne des Laubes, so daß die verschossenen Nüancen des Blau sich wieder beleben und stärker sprechen. Er überwindet es durch Kräftigung des inneren Stils, eines Expressionismus. Abweichungen, Änderungen, Umwandlungen der banalen Wirklichkeit, selbst Lügen sind unter Umständen wahrer als die buchstäbliche Wahrheit. Das Gefühl der Form entscheidet. Das Neuschaffen in einer gleichwertigen Farbenskala ersetzt die dumme Nachahmung, Farbe drückt durch sich selbst etwas aus. Schaffen und Dichten! Nicht zu viel nach der Natur studieren! On commence par tuer, on finit par guérir. Der 418. Brief enthält diese revolutionäre Auseinandersetzung mit dem Naturalismus, die eine historische Wichtigkeit beansprucht. Inzwischen, aus dem Gesetz der Widersprüche, beginnt er in Antwerpen wieder oder erst zu studieren, malt bei Verlat, Schüler neben Schülern, verekelt sich auf der Akademie das offizielle prendre par le contour: van Gogh zeichnet nach antiken Gipsen.

Dieses Stück Leben, beneidenswert in seiner unmusikalischen Zielstrebigkeit, in seinen präzisen Willensexplosionen, feindlich dem Spiel und im Klange ohne Zauber, hat den Rhythmus eines modernen, wolkigen, nassen, blitzenden Gedichts.

Die Höhe

Vincent ist mit Theo 1886—88 in Paris zusammen. Die Briefe pausieren, eine Wandlung ist eingetreten. Die Briefe aus Arles zeigen einen neuen, wenigstens einen reiferen und geschlosseneren Menschen. In Arles, in der Bezwingung des südlichen Klimas durch den nordischen

Künstler, findet seine Malerei die letzte Formel: die Analyse der Natur wird durch eine starke, selbständige Farbensprache quittiert, das Konstruktive der Zeichnung geht restlos in den malerischen Vortrag auf, mit einer heißen und brutalen Kraft werden die Dinge positiv, großzügig, monumental, bis ins Dekorative gesteigert, in der schonungslosen Plastik einer inneren Vorstellung, ein eindeutiger Aufbau der Blume, der Natur, des Menschen aus den gierigen Sinnen der Kunst hingesetzt, in unerhörtem Maße vital, aktiv.

Auf einmal spielen die Impressionisten, Seurat, Signac ihre Rolle in den Briefen. Er liest von einem Impressionistenhause, aus violetten Flaschenböden, aus schwarzen und goldnen Weinreben als Trägern, der gelbe Reflex der Sonne spiegelt sich, der Garten hat gelben Kies. „Ohne etwas zu ändern, möchte ich es durch Wanddekorationen zu einem richtigen Künstlerhause machen." Er liebt die Pointillisten, er sieht im Impressionismus eine Auferstehung von Delacroix, aber eine Formulierung der Lehre ist es noch lange nicht. Delacroix und Monticelli haben die „suggestive Farbe" gemacht, ohne viel davon zu reden. Delacroix ist der Vater, Monticelli ist das Vorbild. Dieser hat zehn Jahre lang nebensächliche Studien gemalt, um ein paar Figuren zu schaffen, in einer breiten und wundervollen Zeichnung, die man einst als Kunstwerk ersten Ranges preisen wird. Aber ein besonders starkes Verhältnis, ein heimliches menschliches Interesse zieht ihn zu Gauguin, und hier ist alles Impressionistische, das ihn mehr als eine Art Gilde reizte, im persönlichen Werk überwunden. Es geht eine nervöse Unruhe durch die Briefe, bis er Gauguin endlich zu sich bekommt, in sein Doppelatelier, das er wie eine Filiale der Malergruppe von St. Aven zu einem Asyl sozial gestimmter Kollegen erheben möchte. Der übliche Bildertausch ist ein harmloses Mittel bewundernder Verständigung. Als dann Gauguin wirklich kommt, erhitzen sich die beiden derart aneinander, daß sie von ihren Gesprächen aufstehen wie von einer elektrischen Entladung. Die Briefe sind darüber einsilbiger, als man vermutet. Er hatte ja jetzt sein Sprachrohr. Gauguin fraß manches davon weg, was sonst Theo vorgesetzt bekam.

Indessen richtet er sich sein gelbes Haus ein, funktionell wie er malt, suggestiv in Form und Farbe, stark und kräftig als Behausung zündender Kunstleidenschaft. Ein berühmter Brief beschreibt und zeichnet das Schlafzimmer: die Wände hellviolett, der Boden rote Fliesen, die Holzbetten buttergelb, Vorhang, Decke, Kopfkissen hellgelb und grün, Bettüberzüge scharlachrot, Fenster grün, Waschtisch orange, Waschkanne blau, die Türen lila. „Die viereckigen Möbel müssen eine unerschütterliche Ruhe ausdrücken." Wenn er es malt, wird es weiß gerahmt, weil sonst nichts Weißes im Bilde ist. Dies geschah in Arles zu einer Zeit, da solche Vorstellungen und Bedürfnisse in Mitteleuropa kaum bekannt waren: das Haus als Ausdruck des Menschen. Und es geschah ganz unenglisch und

unsezessionistisch, aber echt van Goghsch, isoliert in Form und Farbe und assoziativ in ihrer kernigen, ungebrochenen, brutalen Harmonie. So malt er die göttlichen Bäume von Arles, zergliedernd als Funktionen vegetabilischer Seele, so malt er die Arlesierin, den Briefträger, den Zuaven, den Dienstmann, die paar kärglichen Modelle, die er zu monumentalen Analysen farblicher Struktur erhöht, so malt er die Sonnenblumen, die Felder, die Wunder des Südens.

Mit dem Auge der unmittelbaren Vision, wie es Giotto hatte („er hat mich am meisten erschüttert, der immer litt, immer voller Güte und Glut war, als lebte er in einer andern Welt"), geht er durch Zypressen, Kirschlorbeer, Tannen, Platanen, Trauerweiden – vielleicht sah sie Petrarca, aber wieviel außerordentlicher als Petrarca, Dante, Boccaccio ist Giotto; der Dichter klagt, der Maler sagt nichts, er schweigt – „und ich ziehe das vor". Zitronenfarbene Gärten, wie Petrarca, intime und keusche Gebüsche, wie Boccaccio! Obstgärten der Provence mit ihrer hinreißenden Heiterkeit, der Frühling der Aprikosen, ein violetter Birnbaum mit weißen Blüten und ein gelber Schmetterling auf einem der Tuffs, rosa Häuschen im Hintergrund, brennende Natur im Sommer mit dem Kupfer des Laubes, dem grünen Azur des Himmels, bis zur Weißglut erhitzt – nur bei Cézanne sah er solches Feuer der Farben, und neugierig legt er seine Studien auf die brennend roten Fliesen: sie werden nicht käsig, sie halten sich stark. O, Entdecker des Südens zu werden! Nichts als große Sonnenblumen sollen das Atelier dekorieren!

Der Maler der Zukunft, sagt er jetzt, das ist ein Farbiger, wie es ihn noch nie gab. Manet hat ihn vorbereitet. Er wird nicht so in Kneipen liegen und in Zuavenbordelle gehn, wie der arme van Gogh. Um ein Glied in der Kette der Künstler zu sein, zahlt er selbst mit seinem Blut, seiner Jugend, seiner Freiheit, deren er niemals froh wird „wie ein Droschkengaul, der einen Wagen voll Leute zieht, die in den Frühling fahren". In der Zukunft wird es eine Kunst geben, so schön, so jung, so wirklich wie wahr. Arbeiten wir dafür. Der Zuave, ein bronzener Katzenkopf mit roter Mütze, einmal gegen eine grüne Tür und orangene Mauer gesetzt, einmal gegen eine weiße. Farben, Farben! Kann man einen Säer farbig machen? Der Himmel ist grün und gelb, der Boden violett und orange, kann man es malen wie die Apollodecke von Delacroix? Er kann es noch nicht ganz, aber ein andrer wird kommen. Die Pariser Impressionisterei fällt langsam ab. Delacroix wird ihm Religion. „Denn anstatt, daß ich das, was ich vor mir habe, genau wiedergebe, bediene ich mich willkürlicher der Farbe, um mich stark auszudrücken." Er malt einen blonden Freund, der große Träume träumt, der arbeitet, wie die Nachtigall singt. Er übertreibt das Blond, zu Orange, zum Chrom, zu heller Zitronenfarbe, dahinter reinstes Blau als das Unendliche. So beginnt die mystische Wirkung. Er malt einen Bauer, schrecklich, in der vollen Glut der Ernte

im Mittagslicht, orange Blitze wie rote Feuer, Töne von altem Gold, „die in den Finsternissen blitzen". Stellt ihn nur neben euren Lautrec, er gewinnt nur durch den Reispuder und die Toiletten.

Drei Nächte lang malt er das Nachtcafé, blutrot und dunkelgelb, das grüne Billard, und zitronengelbe Lampen, Gegensätze von zartem Rosa und Weinrot, süßes Louis XV-grün und Veronesergrün, Gelbgrün, Blaugrün, etwas Verbrecherisches, glühende Unterwelt, bleiches Leiden. Der übertriebene Säer und das übertriebene Nachtcafé scheinen ihm gräßlich häßlich und auf die Dauer schlecht, „aber wenn ich durch eine Sache erschüttert bin, wie jetzt durch diesen kleinen Aufsatz Dostojewskis, so scheinen es mir die einzigen zu sein, die wirklich Bedeutung haben. Ich habe jetzt eine dritte Landschaft mit einer Fabrik und einer ungeheuren Sonne auf rotem Himmel über roten Dächern. Die Natur scheint da über einen niederträchtigen Mistraltag in Wut zu sein." Van Gogh sitzt draußen, rasend über die Leinwand fahrend, der Mistral fegt und wirft ihm das Gerät zusammen, er ruht nicht und gibt nicht nach, er wird zugrunde gehn, aber eine neue Kunst wird geboren werden.

„Ach lieber Bruder, ruft er aus, manchmal weiß ich genau, was ich will. Ich kann im Leben und in der Malerei recht gut ohne den lieben Gott auskommen, aber ich leidender Mensch kann nicht eine Sache, die stärker ist als ich, entbehren, die mein wirkliches Leben ist, die Macht zum Schaffen."

Zerstörung

Noch während Gauguin bei ihm war, kam der erste Unfall. Er schneidet sich ein Stück vom Ohrläppchen ab und gibt es einem Bordellmädchen. Das Klima des Landes brütet über ihm, wie über einem Tollwütigen. Tollheit, Wahnsinn, Fieber ist allgemein ringsherum, es wundert ihn nichts. Mit Unterbrechungen bleibt er in meist leichter Internierung, in Arles, dann in St. Remy, zuletzt in Auvers unter Aufsicht des Doktors Gachet, der Arzt und Sammler ist. Die Krisen wiederholen sich. Er schreibt fast unbefangen weiter, oft beruhigt über seinen Zustand, wenn er die chronischen Irren vergleicht, und immer in seltener Klarheit über seine Exzesse. Schließlich fühlt er sich in dieser Art Pension wohler als in dem verwahrlosten Zustand früherer Jahre. Er ist vor Angriffen geschützt und hat die Muße zur Arbeit. Man muß, entschließt er sich, die Wirklichkeit und das Schicksal schlucken, das ist alles. Er schreibt von religiösen Wahnvorstellungen, die ihm das Klösterliche im Süden gesteigert hätte. Nie hätte er es im Norden in seinem Gehirn gespürt. Die Klage gegen den Süden ergreift sein sensibles Herz. Eine wundervolle, versöhnende Resignation kommt über sein krankes Gemüt.

Er besingt die Olive, ihr Altsilber gegen das Blau — nicht Liebe wie Kirschlorbeer, sondern wie abgeschnittene Trauerweiden holländischer Wiesen

oder die eichenen Büsche auf den Dünen. Er beschäftigt sich mit den Zypressen als dem schwarzen Fleck in der sonnigen Landschaft, das schwierigste schwarze Problem gegen das Blau, das er kennt. Immer standen mitfühlende Bäume an seinem Weg. Er will nicht ermatten, schreibt er, auf jeder neuen Leinwand suche er Neues. Er möchte glauben, er habe eine neue Zeit von Helle vor sich. Damals entstand das unsagbare Kornfeld. Aber die Krisen machen Halbtöne und locken zum Grau. „Ich hätte Lust, mit einer Palette wie im Norden wieder zu beginnen." Wird er an dem Tage, da er Erfolge erzielt, seine jetzige Einsamkeit bedauern, als er durch die Eisenstäbe der Tollwutzelle auf die Mäher im Felde sah? Niemand hindert ihn, aber der Glaube ist gebrochen. Man müsse von anderem Temperament sein als er. „Ich werde niemals das machen, wonach ich hätte streben sollen und können; aber ich, dem der Kopf so oft schwindelt, kann nur eine Stelle vierten oder fünften Ranges einnehmen." Vor Verzweiflung malt er den Wärter. Hätte er die Kraft gehabt fortzufahren, ruft er aus, so hätte er Bilder von heiligen Männern und Frauen nach der Natur geschaffen, die das Gesicht unserer Jahrhunderte trugen. Und wieder, wie einst, kopiert er Millet, er kopiert ihn nicht, er übersetzt ihn, interpretiert ihn. Er improvisiert darüber Farben, halb nur aus Erinnerung. „Vor allem tröstet es." So schnell gehen die Pinsel durch seine Finger, wie ein Bogen über die Violine hin. Heut versucht er die Schafscherein zu interpretieren, in Lila und Gelb. Gleichzeitig schickt er wieder ein Selbstporträt, das willigste seiner armen Modelle. „Du wirst, hoffe ich, sehen, daß mein Gesicht ruhig ist, obwohl der Blick bei mir jetzt leerer ist als früher." Er segnet sein Unglück. Er gewinnt nur Zeit zu neuer Arbeit. In seiner Erhitzung aber läßt er die Gedanken schneller noch laufen als seine Hände, und hellsichtig ahnt er die Zukunft. Nur die durchgefühlte Linie, die erlebte Farbe gilt, auch wo sie übertreibt. „Das ist ein wenig, was Bernard und Gauguin finden: sie verlangen nicht die genaue Form eines Baumes, sondern sie wollen absolut, daß man sieht, ob die Form rund oder viereckig ist. Und bei Gott, sie haben recht. Angewidert von photographischer Vollkommenheit und dem Blödsinn gewisser Leute. Sie fordern nicht genau Töne der Berge, sondern sie sagen, Herr Gott Sakra, die Berge waren blau, bringt also das Blau heraus, aber kommt mir nicht damit, daß es ein Blau so oder so war, sie waren blau, gut macht sie blau und damit genug." Der Stil wird ihm wichtiger als andere Qualitäten. Der Stil mache seine Zeichnung männlicher und willensstärker. Dies Gesamtgefühl, die innere Bindung der Landschaft unterscheide Cézanne von jedem anderen. „Ich fühle wohl, wenn ich in den Norden zurückkäme, daß ich dort klarer als früher sähe." Dann im Norden wachsen ihm Phantasien: Weizenfelder, nichts als Ährenhalme, blau, grün, schlanke Blätter wie

Bänder, die grün und rosa leuchten, die etwas gilben, vom Blütenstaub hellrosa gesäumt, ein Reflex, der sich um einen Ährenhalm rollt — darüber auf dem ganz lebhaften und trotzdem ruhigen Hintergrund Porträte, Grüne, die an das süße Rauschen der Halme im Winde erinnern — Menschen, Kleider, Natur als eine innerlich geschaute Einheit . . . Wie in Umrissen leuchten solche Visionen aus letzten Zeilen und sehr erregenden Skizzen.

Im Grunde herrscht der graue Zweifel. „Als Maler," sagt er, „werde ich nie etwas Großes bedeuten, das spüre ich absolut. Wären der Charakter, die Erziehung und die Umstände andere gewesen, so hätte das oder jenes werden können; aber wir sind zu positiv, um durcheinander zu werfen; mitunter bedauere ich, daß ich nicht einfach bei meiner holländischen Palette mit den grauen Tönen geblieben bin und auf dem Montmartre gepinselt habe. Schließlich was macht es uns aus, etwas mehr oder etwas weniger Widerwärtigkeiten zu haben. Sicher hast du viel früher als ich Dienst genommen bei den Goupils, wo du oft genug viel schlechte Viertelstunden durchmachtest, die man dir nicht gedankt. Und gerade du tatest es mit Eifer und Ergebung, zumal unser Vater mit seiner großen Familie damals in einer schweren Lage war und es nötig war, damit alles weitergehe. Was hast du darum alles getan. Ich dachte an diese alten Dinge oft während meiner Krankheit . . ."

Vincent, gebrochen durch Arbeit, Hitze, Hunger, Alkohol, Tabak (die „Gegenmittel gegen die Liebe"), ein verwahrlostes, der Ehre seiner Kunst geopfertes Leben, ging dahin im Glauben an die Zukunft seines Strebens, nicht seiner selbst. Er erkannte ein Märtyrertum an, das er niemals gewollt hatte. Er beugte sich mit der Demut des Gläubigen, die er einst gepredigt. So schloß sich in einem tiefen germanischen Sinne der Kreis seines Daseins zur Tragödie. Wie er sich in diesen Briefen vollendet, die die Träne der Ergebung nicht unterdrücken, darf nicht ohne Rührung verstanden werden. Ich setze die letzten Zeilen, vom 27. Juli 1890, hierher.

„Wirklich, wir können nur unsere Bilder sprechen lassen. Aber trotzdem, mein lieber Bruder, das sage ich Dir immer, und ich sage es noch einmal mit der ganzen Schwere, die eine hartnäckige Gedankenarbeit eingeben kann, ich sage es Dir noch einmal, ich sehe Dich immer für etwas anderes an, als für einen einfachen Kunsthändler. Durch mich hast Du selbst an dem Zustandekommen gewisser Bilder teilgenommen, die sogar in der Verwirrung bestehen bleiben. Denn da sind wir wieder, und das ist alles und zum wenigsten die Hauptsache, die ich Dir im Augenblick einer ziemlichen Krise sagen kann. In einem Augenblick, wo die Dinge zwischen den Händlern von Bildern toter Künstler und denen lebender Künstler etwas gespannt sind. Nun, meine Arbeit gehört Dir. Ich setze dafür mein Leben ein, und meine Vernunft ging dabei zur Hälfte drauf."

Zwei Tage darauf tötete er sich.

***

Leben eines Malers

Novelle von Robert Walser

Er ging so umher, sanft und früh schon klug und reif. Sein Auftreten und sein Gesicht deuteten auf eine abenteuerliche, tiefe Seele, auf einen seltsamen, träumenden Charakter. Er war jung, ungeschult und arm, und die Welt groß und weit. Er zeichnete in seiner frühen Jugend, in einer einsamen Dachstube, während sein älterer Bruder auf dem unordentlichen Bett lag und Pfeife rauchte, einen Reiter, diesen Reiter sah ein kunstliebender Herr, er kaufte ihn für zwanzig Franken, wodurch er sich fast einbildete, den jugendlichen Künstler zu ewiger rührungsvoller Dankbarkeit verpflichtet zu haben. Zwanzig Franken sind denn doch aber eine ungemein geringe Unterstützung für ein Talent, das sich seine Bahn durch die Holperigkeiten und Schwierigkeiten der Welt, die bekanntlich voll Kälte und Unanteilnahme ist, brechen muß. Leicht gesenkten Kopfes ging der junge Mann so seinen Weg, mit gewissermaßen sorgenvollen, kummervollen Augen, als sehe er in der Phantasie alle die heiklen Dinge, die seiner harrten. Auf jeden jungen Mann harren allerlei heikle Dinge; nicht jeder junge Mann aber fühlt zart wie dieser, dessen Lebensgang ich beschreibe. Die Zartheit wittert, was ein anderes nicht wittert, und ein Schlag ist kein Schlag für eine grobe Haut. Zartheit war das Merkmal des jungen Malers, der für einen Reiter zwanzig Franken erhalten hatte unter der Zumutung, daß er ewig dafür dankbar sein sollte.

Er kam da und dorthin, schlug sich tapfer durch, malte auf allerlei Manier kleine Landschaften, Wiesenabhänge mit blühenden Bäumen, den Regen, den Schnee und die Sonne, den Sommer, den Herbst, den Winter und den seltsamen stürmischen, gedankenreichen Frühling, einen blühenden Kirschbaum im Regen mit gedämpftem, nassem Grün, ein anderes Mal ein Bauernhaus in der Mittagshitze oder einen leise schäumenden, in dunklem Wald- und Schluchtengrün verborgenen Bergbach oder eine gelblich sonnige Bergfläche (Vogesen), wieder ein anderes Mal bloß ein prangendes blumenreiches Wiesenstück oder etwa ein Krautfeld im blitzenden, schimmernden, feuchten Morgen mit fröhlichem, glücklichem Morgenlicht. Daneben zeichnete er in einer Art Schule nach Modell, Kinder und Männer und Frauenkörper. Dann ging er weiter, die Natur und die Malerei waren ihm ein Endloses. Seine Lehrer hatten seinen Fleiß und sein Talent gepriesen, und der Staat hatte ihm auf sein bittendes Gesuch hin eine bescheidene Summe als Unterstützung überweisen lassen. Das war immerhin etwas, aber die Kunst ist ein schwindelnd hoher

Felsen, und die Leute, die einem anstrebenden, klimmenden jungen Künstler etwas in Gold, gutem Rat abfolgen usw., sind sich wohl selten oder doch gewiß nicht immer bewußt, wie wenig sie geben im Verhältnis zu dem Ungeheuren, durch das eine junge Künstlerseele und ein Künstlerkopf und -Herz sich hindurchkämpfen muß. Überhaupt, das muß einmal laut gesagt sein, machen sich Menschen, die ein regelmäßig schneiendes und sanft auf sie herniederregnendes Monats- und Jahresgehalt reizend und sachte beziehen, leicht gar keinen Begriff vom Gefahrendasein des freien und unabhängigen Künstlers. Unabhängigkeit bedeutet unablässigen starken Kampf.

Ein gewisser Zug des Leidens und des zarten Duldens, mit einem Wort ein Zug und Ausdruck von edler Gelassenheit begann ihn auszuzeichnen, die Welt lag wie ein Meer vor ihm. Sanfte Menschen sind in der Regel mutiger als ungestüme, der Ungestüme will doch eigentlich immer nur eine gewisse Angst überrennen. Jedenfalls machte den jungen Maler die Sanftheit schön. Er unternahm eine malende Wanderung, die ihn durch mildes, süßes, goldenes September- und Oktoberland führte, durch Dörfer, deren häusliche und behagliche und freisinnige Pracht er bewunderte. Er übernachtete in einsamen Gasthäusern oder in Stadtgasthäusern, wie es sich gerade fügen und finden mochte. Ein freundlicher Maler-Kamerad begleitete ihn, und sie zogen frisch und fröhlich auf zart geröteten weichen Landschaftsstraßen und -wegen leicht dahin. Die Morgen waren wunderbar in ihrer weißen Nebelhaftigkeit, der Mittag im ländlichen Wirtshausgarten war reich an süßer Freude und Ruhe. Meist gab es da ein behagliches, friedliches Geplauder mit Wirt, Wirtin oder Hausgesinde. Die Abende zogen einher wie reichgekleidete Königssöhne mit goldenen und gütigen Augen, in denen eine unnennbar weiche, selige Träumerei lag. Alles klang dann süß und angenehm, und von den weiten, tiefgrünen Matten her klangen die wohltönenden Kuhglocken, und die lieben sanften Tiere weideten in der rührend schönen, guten, frommen und frohen Abendwelt umher, und alle Wege waren voll menschlicher ruhiger Gestalten, und einfache Vaterlands- und Volkslieder drangen von da und dorther in die aufmerksam lauschenden Ohren der beiden jungen Wanderer. Dann kam die Nacht mit Wirrnis, schauervoller, schöner dichter Finsternis, mit dem Mond in einsamen Schluchten, mit den Sternen und mit den stillen Gedanken. In der Finsternis fühlen sich unsere Gedanken wohl wie arme kleine Kinder, welche schlafen. Es kam ein Licht, daneben standen hohe Tannen, das war ein Wirtshaus, und unsere Künstler kehrten als nächtliche späte Gesellen leise ein. Am andern Tag ging es über die Berge, den ganzen Tag, bis sie am Abend in eine schöne Traum- und Abendlandschaft jäh niederstiegen und herabsanken.

Milde und gelinde und doch feurig und stark sah der junge Mann aus. Er bot etwas wie einen ruhigen Naturanblick dar. Still, heiter und zart war sein Wesen, dem ein Hauch von Nachdenklichkeit, ein Ton von leisem Schmerz eigen war. Er kam in eine Stadt, wo er sein Gewerbe sanft weiter trieb. Es gab da zu malen etwa eine feindunkle Vorstadt mit einsamen Häuschen in Novemberabendzustand, eine Art düstere, ernste Poesie mit mehr Grau als Glanz, mehr Trauer als leuchtender Freude. Trauer ist aber einem Künstler eine ebenso schöne und große Freude wie diese selber. Dann gab es zu skizzieren und zu malen eine Grube im Nebel mit silbern-gelbem Ton und fieberischem sterbendem Herbstlaub — Schönheit des Todes, Reiz des Ernstes. Der Maler hatte schon Mappen voll, und einmal kamen zu ihm auf sein Zimmer ein Herr und eine Dame, die sich alles Geschaffene vorlegen ließen und alles mit großem Interesse betrachteten. Der Winter kam. Der Maler erhielt den Auftrag, einen Tanzsaal mit Malereien auszuschmücken, und er reiste fort in eine kleine stille, mauerumwundene, von der Eisenbahn noch unberührte Landstadt, wo ihn die schneeweiße, blitzende, stille Wintergegend bezauberte. Ein Mensch mit flinken, fleißigen Beinen lief eines Tages in Sturm und höchstem Eifer zu ihm, um festzustellen, wie der Maler hause und wohne, dieser stürmische Mensch war des Malers Bruder. Beide unternahmen sogleich eine vorzügliche, vortreffliche Januarwanderung, wo sie den lieben, edlen, geheimnisvollen Winter schön und genau wie nie kennen lernten. Die zierlichen Hügel und noch zierlicheren Bäume waren fein und vorsichtig überstreut und überschneit mit zartem Kinderschnee, so seelenvoll und unschuldig wie nur der Traum eines artigen Kindes sein kann, und dazu war der Himmel blau und warm wie im Frühling, und jeder Zweig und Tannenast war mit diesem zauberischen Weiß betupft und belegt, und jedes Hausdach ebenfalls, und die Wege zogen sich gelblich und bräunlich durch das weiße Weihnachts- und Neujahrsland. Wärme und Kälte schienen sich zu liebkosen, der Winter schien vergessen zu haben, daß er der Winter sei, da und dort schauten aus dem Weiß nasse, warme, zärtliche Flecken von Wiesengrün heraus; das Grün besaß den Wunderglanz eines sich nach Liebe sehnenden jungen Herzens. Jugendglanz und -Schmelz mitten im Winter. Alles so säuberlich, so gutherzig, so tief, so süß. Die beiden Freunde oder Brüder träumten. Ebenso zart wie groß wars, die Hügel so weich und klangvoll, dann dunkelte es und die Landschaft wurde zum Sterben groß und schön. Die Welt war überwältigend ernst, überwältigend schön. Sie zogen in ein stilles dämmerndes Dorf, die Seelen voll Melodie und Liebe. Sie hätten fast sterben können und mögen an diesem Abend. Die Nacht öffnete sich groß und wunderbar mit weicher Finsternis, die jungen Männer gingen mit langsamen bedächtigen Schritten nach Hause durch all die nächtliche freundliche Schönheit.

Es wurde Frühling. Etwas Ergreifendes und Rührendes und Bezauberndes ging als Farbe sowohl wie als Klang, Wind und Luft durch die Straßen. Es war bald hell, bald dunkel oder oft auch beides zusammen zu gleicher Zeit. Der Himmel wölbte sich zärtlich und jugendlich über der Erde; Abende und Nächte waren voll märchenhaften Glanzes, die Frauen und die Kinder machten so große, schöne, seltsame Augen. Am frühen Morgen lag noch kalter, silberner Reif auf den bescheidenen stillen, reizenden Matten. Der Maler mietete ein entzückendes Zimmer in einem alten Bauernhaus, nah bei der Stadt, auf dem Berg. Tannen standen dicht an einem der beiden traulichen, gardinengeschmückten Fenster. Es war so heimlich, so warm, so geheimnisvoll in der niedrigen Stube. Manches wurde da gebildet und gezeichnet, ein lichter Morgen in gelblichsonnigen Farben und ein Waldstück mit Schnee. Es schneite wieder. Dann kamen die Blüten. Der ganze Berg war weiß und rötlich von Blütenbäumen, die die kleinen Häuser in ihrer Pracht fast begruben. Der Mond warf sein schönes blasses Licht des Nachts auf die schon für sich weißen Bäume. Der Maler reiste fort, er lernte das Elend kennen, und nur wie durch ein Wunder entsprang er demselben. Der Tod zeigte ihm aus nächster Nähe sein schreckliches Antlitz. Der junge Mann sah die bewunderungswürdige, schaurige Geste des sonderbaren Freundes, den niemand zum Kameraden zu haben wünscht. Aber der Tod ging mit wunderbarer Nachlässigkeit an ihm vorbei, schaute ihn wohl fraglich und ernst an, aber verschonte ihn mit seiner fürchterlichen Berührung. Der Maler kehrte im Sommer von seiner Reise zurück. Es folgte eine waghalsige und kühne Alpenwanderung, wobei Hunger, Durst und Erschöpfung tapfer überwunden wurden. Im Herbst sah sich der junge Künstler in ein Hügelland und wieder in eine hübsche kleine Stadt versetzt, wo er fleißig malte. Es entstanden ihm ein weicher, lieblicher Rebberg, sanft in Form und Farbe, mehr geträumt als gemalt, mit den Rebhäuschen in den Reben und Waldrand auf der Berghöhe, und ein Holzplatz, braun, abendlich und dunkel, an dunkelgrünem Tannenhintergrund, eine ernstliche und nachdenkliche Abendaussicht aus dem Fenster mit geisterhafter, weißer Gardine und manches andere, die zeichnende Hand wurde vorsichtiger und gleichsam gedankenreicher. Jugendliche Müdigkeiten gaben den Bildern, die er malte, einen Anhauch von Resignation. Das Land war so schön, die Natur so reich, das Leben so arm, die Welt so rätselhaft, der Mensch stritt mit dem Künstler, welcher von beiden größere Rechte habe, der Künstler sollte nur immer lernen und arbeiten, wo der Mensch doch auch Mensch sein und leben dürfen wollte. Ein Schmerz um die Kunst und um den Menschen stellte sich ein, woraus ein harter Kampf entstand. Bald war die Kunst verlassen und vernachlässigt, bald war es der Mensch. Der Künstler wies

mit Zorn auf Palette und Pinsel und rief dem Manne zu: „Schaffe!", während der junge Mann dem drängenden Künstler zurief: „Wie kann ich atmen und schaffen, wenn ich nicht soll leben dürfen?"

So kam er, der in jungen Jahren mit den verschiedensten Nöten, Beschwerden und Gefahren schon so wacker gestritten hatte, eines Tages in ein Haus, „wie aus weiter Ferne daherkommend", mit den gelassenen und stillen Manieren eines Menschen, der einen großen Kummer erfahren hat und der weiß, daß dieser Kummer und diese Sorge und dieser mühevolle Streit ihn durch das ganze Leben getreulich, gleich einem anhänglichen merkwürdigen Gesellen, begleiten würde, um ihm beständig die Ruhe, den Genuß und die Freude zu verkümmern. Die Haltung des jungen Malers verkündete eine stille, sanfte Entschlossenheit, einen Gehorsam gegenüber dem „Höheren". Ähnlich marschiert ein gedienter Soldat daher, der schon Proben seiner Brauchbarkeit im Feld abgelegt hat, still, freundlich, weich und mutig. Wer schon im Kampf, im Gefecht gestanden ist, der ist der Prahlerei, des Wichtigtuns nicht mehr fähig. Er besitzt die zarte Vornehmheit desjenigen, der „Gott sei Dank" schon mancherlei überwunden hat. Stolz und Kummer kleiden einen jungen Mann vorzüglich, und die erduldete seelische und körperliche Anstrengung spricht deutlich, ohne der Worte zu bedürfen, aus jeder kleinen Gebärde. Der Hausfrau gefiel der junge Mann, der sich mit so viel Männlichkeit und Delikatesse benahm. Die Manieren eines Kämpfers sind immer schöner als die eines Genießers. Frauen wissen das genau zu empfinden, wenigstens edle und gute Frauen. Bald liebte sie ihn, und sie vermochte sich nicht verbieten, es ihm zu zeigen, und er küßte sie. Zu der drängenden Künstlernot gesellte sich nun eine neue, eine menschliche: die Liebe mit all ihren Klammern und Zangen. Nebenbei entwarf er ein Plakat, womit er einiges Geld verdiente. Er trug auf dem mit blondem weichem Haar geschmückten nachdenksamen Kopf einen verrückten armen, wunderlichen runden Hut, eine Art verbogenen Kochtopf, ein Ungeheuer von Hut, eine tiefe, hohe, phantastische braune Bratpfanne. Die Frau fand den Hut und den Menschen darunter rührend schön. Welche Frau findet nicht einen sanften schönen Menschen darum noch viel schöner, weil er schlecht gekleidet geht und bettelarm ist? Sie lud ihn mehrfach zum Essen ein, sie gab ihm also sozusagen zu essen, und sie fand das himmlisch schön. Es bereitete ihr eine unnennbare Wonne, ihm dieses und jenes Geschenk machen zu dürfen. „Er hat es nötig, er ist arm, und dabei ist er mir mehr wert als die ganze Menschheit," sagte sie, und sie faltete unwillkürlich vor Glück die Hände, um zu beten. Liebe zu einem Menschen erzeugt Liebe zu dem Unendlichen. Liebende sind immer fromm und gläubig. Glückliche nur haben einen barmherzigen Vater im

Himmel. Der Maler war erschüttert. Wer ist nicht erschüttert, der lange Jahre in eine Welt voll Kälte, Unanteilnahme, Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit hat schauen müssen und nun mit einmal in eine Welt voll Zärtlichkeit und süßem Mitleiden blicken darf. Aber die Kunst? Die Entsetzliche? Sie stand drohend und stirn-mißmutig runzelnd an des Künstlers Seite. Liebe und Kunst vermögen sich miteinander zu versöhnen und einander zu ertragen, wenn nach Jahren der Künstlersmann und Wandersmann ein reicher, kraftvoller Meister geworden ist. Den jungen Mann aber riß die Kunst, die unerbittlich gebietet, fort von der Frau, die ihn liebte, und die er liebte, in das weitere Streben, Lernen und Schaffen hinaus. Nicht der Maler ist hart, grausam und lieblos, wohl aber die Kunst, die er treibt und deren Gesetzen und Befehlen er gehorchen muß. Es kam zum Abschied, es war im Mai. Welche Grausamkeit, im Mai für immer Abschied nehmen zu müssen. Die Frau klagte mit verzweifelten Worten. Der Abschied des jungen Künstlers von der Geliebten und umgekehrt der Frau vom geliebten Künstler war groß und tragisch wie ein Drama, und Farben und Gebärden, Klänge und Empfindungen gab es da wie in der schmelzend erschütternden Oper von Mozart und wie bei einem Sonnenuntergang, wo die goldene, süße Sonne, bevor sie Abschied von der heißgeliebten armen Erde nimmt, dieselbe überströmt und überflutet mit verzweifelter grandioser Zärtlichkeit und sie überschüttet mit flammenden, brennenden, tragischen Abschiedsküssen.

Die Armut ist ein strenger Herr. Die tägliche Notdürftigkeit macht mit einem Menschen nicht viele und lange Umstände. Der junge Maler gehörte zu den Proletariern, die es am Hunger und am kargen täglichen Brot merken, von welcher Seite der Wind weht. Wohlsituierte behäbige bürgerliche Herrschaften brauchen auf manches nicht zu achten, auf das ein junger Mensch ganz verflucht aufpassen muß, wenn er nicht hübsch Hungers sterben, sondern lieber hübsch artig am Leben bleiben will. Er nahm jetzt den Pinsel nur wieder fester in die Hand und setzte seine Arbeit mit großer Entschlossenheit fort. „Das was man so Liebe nennt,“ sprach er zu sich selber, „ist ja ganz seelenvoll und nett, aber dabei verelenden und verkommen ist durchaus nicht nett und macht leider Gottes nicht den geringsten Spaß. Allons, vorwärts! Wir müssen arbeiten, damit wir zu essen haben, und damit wir es in der Welt zu etwas bringen. Nicht gezaudert und gezögert und nicht, wenigstens jetzt nicht, weich und liebevoll sein. Zum Teufel jetzt mit den Gefühlen, mein sehr geehrter Herr, womit der sehr geehrte Herr sich merken möge, daß ich mich selber meine. Also an die Arbeit. Arbeit darf und soll mir eine wahrhaft hohe und große innere Lust sein. Und Geld, Künstler, ist schließlich auch nicht

zu verachten, denn mit Geld, ich zweifle keinen Augenblick daran, kann man sich manches Hübsches und Reizendes kaufen. Ich will schaffen wie ein Schuft, wie ein Sklave, aber ich will nicht dulden, daß ich keinen Spaß, keine Freude und kein Vergnügen an der Welt haben soll". — So ermunterte er sich, so feuerte er sich an, so setzte er sich in belebende Bewegung, so heiterte er sich immer wieder frisch auf und gewann Mut und Sicherheit und Zuversicht in der fleißigen Tätigkeit. Die Not selber wurde ihm unmerklich ein wahrer guter Freund, eine wahre gute Freundin, denn sie trieb ihn, sie fragte nicht lang nach der Seele, sondern jagte ihn mit fröhlichen, gebieterischen Winken in das Vorwärts, in das Aufwärts hinein, wie in ein lebhaftes Konzert, an dessen Aufrichtung und Bau er sich zu beteiligen hatte, indem er sein Werkzeug zur Hand nahm und mit gutem Willen schaffte. Schaffen wurde ihm nun die große und tiefe Freude. Es kam ein freundlicher Schwung, eine gelassene fröhliche Liebe zum Leben in ihn. Er fing bald an, die kleinen Vergnügungen zu schätzen und somit etwas zu achten und sich zu eigen zu machen, was er bisher mehr oder minder mißachtet und geringgeschätzt hatte. Er machte sich in kurzem eine gewisse angenehme Eleganz zu eigen, die durchaus den Arbeiter nicht hinderte, sich mit seiner Arbeit auf starke und sinngemäße Art zu beschäftigen. Indem er seine Empfindungen bändigte und seine Einbildungen zügelte, machte er in seiner Kunst die besten Fortschritte, und indem er den Gedanken aufgab, daß er in der Welt ein Verstoßner und Verlorner sei, verlor er etwas, das ihm nichts nützte, und gewann er unter den Leuten und in sich selber merklich Boden. Sein Genie hieß ihn harmlos und zwanglos unter Menschen gehen: dadurch gewann und eroberte er ungeahnte Kräfte. Er fand, daß die kleinen hübschen Mädchen zu hübsch, zu scheu und zu liebenswürdig seien, als um Lust zu haben, unempfindlich an ihnen vorbeizugehen. Er erblickte rund um sich in der blauen hellen Welt mit einmal tausend belebende, beglückende Reize, und er sah es nicht als eine Versündigung oder als ein Verbrechen an, zu lieben und zu begehren, was er sah. Die „Liebe" wurde ihm heller, lustiger und wohliger. Er war befreit, da er das sogenannte Gemeine fröhlich an sich riß. „Ich war ein Dummkopf, ein Duckmäuser," lachte und dachte er. Seine Befreiung verschaffte ihm die angenehmsten Stunden und machte ihn zum Menschen unter Menschen.

Der Maler war in die Berge gezogen, wo er sich in einer Bauernstube für eine Zeit lang einnistete. Das Bergdorf war entzückend. Dort in den Bergen ist es wundervoll, wie mitunter im warmen Frühling noch ein dichter Schnee niederfällt und alles in eine weltentrückte weiße Einsamkeit verwandelt. Er malte dort einige Bilder, darunter

sonderlich eine dunkle kräftige Bergansicht oder Juralandschaft, genannt „Bözingenberg", ein waldiger Bergabhang in glänzender, träumerischer Vorfrühlingsabendluft, stark und schön und einfach empfunden. Dann ging er aus den Bergen fort in die großen Städte unter die vielen Menschen, wo er bei ehrlichen Straßenbahnschaffnern durch sein eigentümlich sinnendes Gehen und Wesen, langsame, ruhige Gangart und Berghut auf dem Landschafterkopf auffiel und Staunen erweckte. Er malte eine Schloßparkallee mit großen gelben Kastanienblättern am Boden und mit andern Blättern, die sich in einer Lache von klarem Regenwasser schön abspiegeln. Das Bild erhielt einen ruhigen großen Ausdruck, es glich einem Gesicht, in welchem sich Seele und zugleich Energie widerspiegelt. Auch ein Fenster nebst hoher Gardine und Blumentopf wurde geschaffen, eine Arbeit von Geist, die als Eigentümlichkeit eine schimmernde Blässe besaß, so als seien die Farben durchdrungen von einem zarten edlen Geist, als sei nicht nur der Gegenstand gemalt, sondern auch seine Seele, nämlich der Eindruck und die stumme Dichtung und Erzählung, so als wenn der gemalte Gegenstand ein sinnendes und fühlendes Leben im Bilde führe, als wenn er träume und über sich selber trauere oder lächle. Ein seltsames romantisches Dasein begann sich nun in der Malerseele zu entfalten. Das romantische Gepräge ging von Lesen und Leben in die Malerei über. Des Malers dunkeltönende romantische Bilder entsprachen dem Sonderbaren seines Lebens, seines Fühlens. Eine Festigkeit der Pinselführung, die er sehen ließ, entsprach der Gesinnung des gereifteren Mannes. Alles was er jetzt malte, besaß diesen dunklen und glänzenden Klang, den Reiz des Suchens und Fragens, und Forschens, den Charakter des Ernsten und Tiefen. Auch einen unumwundenen Zug von Sinnlichkeit, freilich in einem zarten und schönen Sinn, trugen diese Bilder. Sinnigkeit und Sinnlichkeit zusammen drückten ihnen ihren romantischen Stempel auf. Dichten, Träumen und Phantasieren flossen in die Malerei als Grün, Gold und Blau hinein. Er malte die Tannen, als wenn sie „in Gedanken versunken" so daständen wie Menschen, die über sich selbst Betrachtungen anstellen. Der Maler las mit Leidenschaft die Dichter, die ganz sich an das Dichten und an die Schönheiten des Lebens hingaben, etwa Büchner oder Brentano oder Jean Paul, Dichter, die nicht hochweise herablassende Lehrer, sondern arme irregeleitete Menschenkinder waren, liebe gewaltige, stürmische Naturen, die durchaus nicht fehlerfrei waren, es aber auch nicht sein wollten, weil sie es nie und nimmer sein konnten. Dem Maler war solche Lektüre ein süßes, tiefes Bedürfnis, und es ist immer kläglich und unsäglich dumm (muß ich hier einschalten), daß man „literarisch" sagt und damit etwas meint, was ungünstig klingen soll. Gewisse Menschen sterben, wenn sie nicht eine liebreiche mütterliche Er=

bauung in den dichterischen Büchern suchen und finden dürfen. Grobhäutige Kerls allerdings haben fleißigen Verkehr mit dem Literarischen oder Geistigen nicht nötig, ganz gewiß nicht. Alle Kunst und alles Leben können ja nicht anders als durcheinandergehen wie freie, spielende Wellen im Meere.

Romantisch sein heißt ja doch wohl weiter nichts, als ein Herz und einen Geist und ein Verständnis für die Schönheit und den Zauber der Welt haben. Die Bezauberung freilich löst sich aus der Empfindung los und strömt als Liebe für die Dinge gewaltig über die ersichtliche Welt hin, zärtlich staunend über Gottes, des Allgewaltigen, gütige und gnädige Schöpfergröße. Dem Maler war ein Fühlen innig eingegraben, wie groß und weit und reich die Welt sei, und wie klein und schwach die arme Menschenstärke. Dieses an sich durchaus reiche Gefühl riß ihn sanft in den Silberstrom des Lebens, in das goldene dunkle Dasein, in dieses blutende Menschenleben, in diese süßen Schmerzen und wehmutvollen Freuden, in diesen Himmel und in diesen verworrenen nebligen Abgrund, in alle diese duftenden Gedanken, in all dieses sonderbare Weben und Leben. Er malte außer einem „Nachtessen" eine Ritterschlacht sowie eine zum Fenster heraus auf die enge Gasse schauende Frau, ferner ein Tannenwaldstück im Regen, außerdem ein Vorhangstück, das heißt eigentlich Damenbildnis, mit rotem Vorhang, dahinter einen liedersingenden Spanier oder Italiener oder Anbeter in ritterlichem Kostüm. Malen und lebendig dasein hingen ihm wie ein Unzertrennliches zusammen, seine Malereien lebten wie er, und er lebte wie seine Bilder. Er träumte und bildete sich ein, daß er ein Bettler oder Zigeuner sei, der spielend und musizierend durch die Gegenden und weichen Länder ziehe. Musik war ihm ein ganz Nahes; sie zog sich immer leise, einer anmutigen Fee ähnlich, durch all sein Malen, um es mit allerlei schönen Tönen auszuschmücken. Der Maler empfing dann und wann den Besuch eines kecken, heiteren Mädchens. Sein Atelier war ein schmales Zimmer im Hintergäßchen bei einer Wäscherin oben im Himmel, das heißt vierten Stock, wo mitunter auch sich ein brauner Bursch, eine Art Waldläufer oder Waldvagant, einfand, den der Maler gebeten hatte, oft zu kommen, um ihm Volksstücke, die immer tief sind wie Meeresfluten, auf der Handharfe vorzuspielen. Die Handharfe gibt das Fühlen und Empfinden des Mannes aus dem einfachen Volk wunderbar wieder. Ein Sehnen und ein Klagen liegen in diesem Instrument. Weiter malte hier der Maler eine schöne hellgrüne Landschaft unter einem Regenbogen. Ein Liebespaar geht gerade in ein Wäldchen hinein. Ein runder See liegt in größerer Entfernung, unter dem prächtigen Regenbogen, der See ist blau wie blaues Porzellan, und Schwäne

schwimmen auf dem heiteren schönen Wasser, und in der Luft fliegen als Sinnbild der Sommerfreiheit- und Schönheit Schwalben, und neben kleinen zarten Wäldern erhebt sich eine schlanke Ritterburg. Der Himmel besitzt den Freudenglanz der Musik und den Farbenton des Sehnens nach dem Ungewissen. Ein weiteres Bild aus diesem Zimmer und Lehrgang ist das Zimmer selber oder vielmehr nur das breite Fenster mit Aussicht auf die alten freundlichen Dächer der Stadt. Telegraphendrähte gehen fein und zart durch die klare Luft. Aus einem Guckfensterchen guckt ein neugieriger Kopf heraus, vielleicht ein armer Dachstubendichter, der nach Freiheit und dichterischem Ruhm und nach schönen Frauen sich so aufrichtig sehnt, wie nur er selber. In einem Zimmer sieht man eine Gesellschaft von Leuten beieinander sitzen. Einer spielt in die abendliche Welt hinaus auf der Mandoline. Über den Hausdächern steht der Frühlingsberg, mit Tannen-, Apfelbaum- und grünen Buchenstücken und süßer lieber Waldwiese, worauf ein Berghaus steht. Wieder sind hier Schwalben in der gelinde säuselnden Luft, und auf dem Fensterbrett von des Malerzimmers Fenster steht ein Glas Wasser mit Veilchen. „Aussicht auf die Alpen" nennt sich ein weiteres schönes Bild, worin die Schönheit des mit ewigem Schnee bedeckten Hochgebirges auf eine höchst reizvolle und anschauliche Art geschildert und behandelt ist. Das Bild besitzt etwas Geisterhaftes, Fabelhaftes. Der hohe graziöse Schwung, die majestätische Bewegung, das Heldengleiche und Göttliche, dieses Heldenliedhafte der wunderbaren Schneeberge mit ihren haarscharfen und wieder doch weichen Gipfellinien, ist vom Maler auf selbigem Bild vorzüglich und sehr eigenartig, sehr innerlich, sehr mit der Liebe zu diesem Herrlichen zum Ausdruck gebracht, und in die Grenzen der Darstellung gebannt, geworfen und hingezaubert worden. Wieder liegt auf diesem Bild unter hohen schlanken dunklen Tannen ein träumender faulenzender Monsieur Faulpelz, gewissermaßen so in der „Ruhe der Natur", und reizend ist es gegeben, wie sich die Natur mit ihrem schönsten Schönen dargibt, während doch der Mensch oder junge Mann auf dem Grasboden gar nicht weiter auf sie achtet. Muß das ein träger Mensch sein! Ist es etwa gar ein Dichter? Hoffentlich doch nicht. Großer und tiefer Glanz liegt auf dem Bild.

In diesen und einigen andern Bildern, die der Maler malte, liegt insofern etwas Seelenvolles und insofern ein starkes Künstler-Wollen- und -Glühen und insofern eine bedeutende geistige Gewalt und insofern ein wahres künstlerisches Schaffen und insofern eine hohe Vornehmheit von Behandlung und Auffassung, als die Kraft und das Können hier nicht behaglich und ruhig vor dem Naturbild saßen, um in aller Gemächlichkeit und Unbestürmtheit nach dem weitläufigen Gebilde und Vorbild

zu malen. Nein, der Maler riß das Schöne, das er da und dort sehen mochte, wie ein feurig Liebender das Geliebte, in sich hinein, trug es in dem getreulichen und in dem leidenschaftlichen Inneren, mit echter leidender Künstlerleidenschaft heim, in seine kleine, stille, enge Stube und schuf kühn und wagemutig, gleich dem tapferen Krieger, der sich ins Gefahrenvolle mit mutigem Herzen hinauswagt, mit der Kraft seiner Einbildung nach dem vielleicht längst Geschauten, also nach einem Geistigen und Illusionären oder Visionenhaften, mit einem Wort: mit einer romantischen Lust oder mit dichterischer und musikalischer Lust seine Bilder. Er phantasierte und bildete im echten Sinn, indem er malte. Nur eine kräftige Seele malt so. Und eben diese Art des Schaffens, dieses Wagen, dieses Spielende scheint mir romantisch. Der Romantiker besitzt die Kraft des freien Spieles, des freien, her aus dem Innern drängenden und dringenden Ergusses.

Er reiste in die Hauptstadt und blieb dort. Vornehmlich trieben ihn ja natürlich die Existenzsorgen in die Stadt mit den vielen monotonen Straßen und den vielen Menschen, die diese langen, grauen, blanken Straßen bevölkern. Er lernte die Reize sowohl wie die Traurigkeiten, die Zerstreuungen sowohl wie die Einsamkeiten und Nachdenklichkeiten der großen Stadt in jedem Sinne kennen. Seine schönsten Gedanken blieben immer bei seinem malerischen Schaffen. Seine Illusionen und Träumereien, seine schönen, zarten Gedanken und seine edle Liebe zur Welt begleiteten ihn auf Schritt und Tritt und waren stets seine besten Kameraden. Die Hauptstadt und die Frauen! Und die süßen, sonnenaufgang- und sonnenuntergangsgleichen lieben Erinnerungen. Seine künstlerischen Freuden und Schmerzen vermischten sich mit dem Genuß der weiblichen Reize, mit dem Genuß des großstädtischen Lebens. Die Frauen liebten ihn, weil sie einen edlen, liebenswürdigen, romantischen Seelenschmerz, eine Menschenliebe und eine Liebe zur Welt an ihm erblickten. Es versteht sich von selbst, daß er sich vorteilhaft zu kleiden wußte. Die Eleganz, die er zur Schau trug, entsprach seinem ruhigen, stillen und gelassenen Wesen. Es war etwas Nachlässiges, Großes, Schönes und etwas herzlich Gutes an ihm. Er sah, wenn er so daherging, wie der Menschenfreund selber aus, und kleine Kinder, die im Kinderwagen in den Straßen spazieren geführt wurden, streckten ihm unvermittelterweise das Händchen dar und lächelten ihn an und wollten von ihm geliebkost sein. Alle die Gedanken, die er mit sich trug, gaben ihm dieses mütterliche, väterliche, sanfte und weiche Aussehen. Unsere Gedanken beugen uns ja und drücken allen Stolz und allen Übermut mit ihrem Gewicht nieder. Er ging meist schwarz und ernst gekleidet wie der „schwarze, düstere Brentano". Warum fällt mir

das ein? Es paßt, und es paßt doch wieder absolut nicht hierher. Gar nichts Düsteres war an dem Maler. Viel Liebes und Nachgiebiges und Freundliches war an ihm. Den Frauen widmete er viel Zeit, und sie dankten ihm für diesen Zug von Großherzigkeit und Anteilnahme. Er bereitete manchem armen Mädchen, die weder einen guten Ruf, noch Reichtum, noch Position und Ansehen, noch berühmten Namen besaß, Stunden des Genusses, der Freude und des Entzückens, womit er sich selbst doch nur wieder beglückte. Kann uns denn etwas glücklicher machen als das Glück, das wir andern schenken? Sind wir denn je auf dieser armen, engen, gefesselten und geknechteten Welt seliger, als wenn uns die Fähigkeiten, die wir besitzen, erlauben, andere zu beseligen? Sind wir nicht dann am zufriedensten, wenn wir den Menschen, der mit uns lebt, zufriedenstellen?

So lebte, so liebte er, und es vergingen die langen und doch so kurzen Jahre. Er trug sein zartes und sanftes Feuer, sein geheimes, freundliches Glühen still in sich fort durch die regnerischen, blassen, glänzenden Straßen, die des Abends bezaubernd schön sein konnten. Er sah den süßen, kindlich-schönen Frühling in den Straßen, die mit einer Flucht von heiteren Bäumen bepflanzt sind; er sah des Frühlings süßes Freudenlächeln, und er malte dieses liebliche, unschuldige Lächeln, dieses süße, weiche Hoffen, dieses zarte, urewige Sehnen. Er sah den wehmütig-fröhlichen und kühlen Herbst in den Straßen und malte ihn. Er sah den Schnee in den Straßen und malte ihn. Er sah es in dichten Flocken auf die Straße herabschneien, und er malte dieses Schneien. Er sah die Blumenverkäuferin, das hübsche, schlanke Ladenmädchen, den Blumenladen und alle die Schaufenster, und er malte das alles. Malen ist ein stilles, treues, laut- und wortloses Geschäft. Die Gedanken und die Farben sind eng verknüpft, und das Leben fließt leise in das Malen. Er sah die Nächte mit den Straßenlaternen in den dunkeln Straßen und malte, was er sah, in seinem stillen Zimmer, das vieles zu erzählen wußte von Bangen, langem, geduldigem Erwarten, gutem Ausharren. Ausharren und Festigkeit sind die zwei bedeutungsvollen, großen, harten Worte. Er sah hinter abendlichem, grünem Blättergewirr das rötliche Laternenlicht hervorschimmern wie ein glühendes Auge hinter dichten, dunklen Augenbrauen. Er sah die Zierlichkeit der Paläste und die Melancholie verwahrloster vornehmer alter Gärten. Er selber glich dem Abenteurer, der immer ein seltenes und seltsames Menschenexemplar ist, der wenig Geräusch zu machen liebt, weil ihm nicht die Auffälligkeit, sondern einzig nur der Strom des Erlebens etwas bedeutet. Mensch sein heißt still sein und hin und her sehen und suchen. Immer suchte er etwas, war bald arm, bald reich, bald enttäuscht,

bald befriedigt. Das Abenteuer ging als nebelhafte, große, hohe Gestalt, als Geistererscheinung in langem, weißlichem Gewand und in wildem, umhergeschütteltem Haar vor dem Suchenden einher, und er ging dem Geheimnisvollen mit langsamen, ruhigen Schritten bedächtig nach, um zu erfahren, was es wolle und was es ihm bedeute. Er zeichnete unter andern kleinen Zeichnungen einen armen Mann, der in einer kalten, hoffnungsarmen, bleichen Einöde steht, auf einer eiskalten, in die Winde und in alle Unerbittlichkeit hinausgeworfenen armen, verlorenen Kugel, Erdkugel, und der arme Mann steht so in seiner Einsamkeit, und man merkt an seinen kläglich zusammengezogenen Achseln und an seinem Hände-in-die-Hosentaschen-Stecken, daß er friert. Sein Kopf ist tiefgebeugt, aber des Mannes stille Haltung deutet auf festen Willen, alles, alles was auch kommen und ihn beklemmen mag, tapfer zu ertragen. Ein Bild von ihm zeigt einen jungen einsamen Mann auf menschenleerer, stiller, mitternächtlicher Straße. Die Straße ist weich eingeschneit. Sterne und Wolken sind am mondhellen hohen Himmel, die Straße hat ein sichtlich hauptstädtisch-elegantes Gepräge. Der junge Mann steht da allein und schaut zu einem Fenster hinauf, das von allen übrigen Fenstern, die fahl und dunkel sind, das einzige ist, das Licht hat. Dort drinnen wacht und träumt jemand, und hier unten in der Straße, die die Stille selber ist, steht er, er, und schaut zu dem zarten Leuchten, zu dem Stück Helligkeit, zu dem Stück süßen Trostes, zu dem Stück Lebenshoffnung und Lebensfreude lange hinauf und träumt dabei. Das Bild ist süß in seiner Wahrheit und in seiner Schönheit: der junge, arme, einsame Mensch in der Hauptstadt, der nach Licht, nach einem Menschen, nach einem menschlichen Verständnis, nach Herzlichkeit, Vertraulichkeit und nach Brüderlichkeit sich sehnt.

Er liebte die Abende mit ihrem verschwindenden blassen Licht, das, indem es stirbt, immer schöner wird, bis das nächtliche Dunkel es in sich hinabnimmt und begräbt. Es war ihm, als seien die Abende in ihrer Schönheit, in ihrem Glanz und Geisterwesen verwandt mit ihm, als meinten sie es besonders gut mit ihm, als litten und duldeten und klagten sie mit ihm, in wunderbarem geheimen Einverständnis, gleichem Schmerz und gleicher tiefer Freude. Winde waren ihm Brüder, Nächte ihm gute, liebe, vertrauenswürdige Freunde. Seine Gesellschaft bestand aus einigen munteren, fröhlichen Kameraden oder Kumpanen, gutmütigen und wilden jungen Leuten, die keinen weiteren Anspruch erhoben als den der Lebhaftigkeit und Witz und Scherz beim lustigen Gelage. Das sind immer die besten Kameraden, die ihr Tiefes für sich zu behalten und in der Brust zu verbergen wissen. Der Maler befand sich wohl in solcher heiteren Gesellschaft. Einer der

jungen Männer verstand sehr schön und klug auf dem Klavier Chopin zu spielen, jene süße, mit Abgründen spielende und gaukelnde Musik, die an Herrlichkeit der Perle gleicht. An dem heiteren und traurigen, immer aber graziösen Wellenspiel von Tönen berauschte sich der Maler. Er besaß eine Liebe und ein überaus feines Verständnis für alte, verschollene, aus dahingeschwundenen Zeiten stammende Dinge und Gegenstände wie Leuchter, Lampen, Tische, Schränke, Stühle, Tabakdosen, Nippsachen und Rahmen, überhaupt für alles alte Geräte, sei es ein Spiegel oder ein schönes altes Tuch mit Handarbeit. Solchen Dingen ging er wie ein kundiger Jäger nach und trat daher öfters in drollige Althändlerläden ein, dieses und jenes Stück, das ihn besonders interessieren und erwärmen mochte, zu kaufen. Ein alter, armer Mann, der sich jeweilen mit der Redensart „Ihr Diener, Ihr Diener!" zu empfehlen pflegte, klopfte regelmäßig an des Malers Türe an, um alte Kupferstiche und sonstige sehenswerte Blätter in die Wohnung hineinzutragen und vor dem Künstler auszubreiten. Der Mann erhielt mit der Zeit der Kürze und der Bequemlichkeit halber den Namen „Diener". Es entstand ein Bild, „Der Wald", mit einem merkwürdigen ernsten Halbmond über ruhigen im Silberlicht liegenden Tannenspitzen, der Himmel schwimmend in einem beinahe düsteren und traurigen Abendrot, das mit Gelb vermischt wurde. Ferner wurde gemalt ein auf einem Felsblock sitzender Dichter in Phantasiekleidung, ringsum grüner Wald, und ein Liebespaar geht auf einem Weg in der abwärts gelegenen nahen Entfernung. Ein Bild ist ferner zu nennen, genannt „Der Traum", eine Art Nacht- und Brückenstück, worauf Gas- oder elektrische Lampen sonderbar wirken und schimmern. Ein anderes kleines Nacht- oder Abendbild ist eine weißgekleidete edle Frau auf einem zierlichen „spanischen" Balkon. Sie trägt ein Hündchen auf dem Arm, und unter der Frauengestalt breitet sich ein schönes grünes Fliedergebüsch im Zauber des Dunkels aus. Auch sieht man die hohen Dächer einer modernen Straße, golden angehaucht vom sinkenden Lichte. Eine zarte kleine Bleistiftzeichnung sei erwähnt: „Die Kranke", die ein krankes Mädchen auf Kissen ruhend darstellt, zudem noch eine weitere Zeichnung, genannt „Das Lebewohl" mit winkenden, deutenden Händen in gespensterhafter Darstellung, Hände, die aus der Luft niederhängen und dem Grenzenlosen das seltsame Lebewohl zuwerfen, als wenn ein Unendliches dem andern Unendlichen Lebewohl sagen wollte. Einmal ging der Maler mit einer schönen Frau hinaus vor die Stadt in den Wald spazieren. „Sind Sie ein edler Mensch?" fragte die Frau, indem sie ihn aufmerksam anschaute. In dem Tannenwald regnete es leise. Solcher leiser, süßer, warmer Sommerregen, o wie ist er schön — unter solchem leisen, lieben, warmen Sommerregen müssen die Herzen aufgehen, sanft und süß und still wie schwellende bebende Knospen. Der

Maler lächelte auf die Frage, und das Lächeln war schön. Solch ein Lächeln ist für eine Unterhaltung zarter Art bedeutender und wichtiger als die besten und feinsten Worte. Ein schönes Lächeln lockt immer das andere, ebenso schöne hervor, wenn der Mensch, für den es bestimmt ist, weich und menschlich ist. „Ja, Sie sind ein edler Mensch," gab sie sich selber und ihm zur Antwort. Sie kamen an einen kleinen, runden, stillen Waldsee, und sie bewunderten ihn, weil er so still war. Wunderbar ist es, wenn es in solch einen kleinen Waldsee, in dessen stillem Wasser sich alles Warme und Nahe weich abbildet und widerspiegelt, aus grauem, sanftem Himmel herabregnet. Der Maler umfaßte die Frau und küßte sie, und sie fand es süß, sich von ihm küssen zu lassen. Sie gingen weiter, eng aneinander geneigt, und verloren sich im Dickicht des schönen, lieben, guten, grünen Waldes.

Meine Studie oder Novelle geht zu Ende. Es kamen für den jungen Maler noch manche mühsame, eintönige Stunden. Er schrieb und erhielt Briefe. Er arbeitete fleißig weiter. Mit seinen Gemälden schmückte er die Wände seines bescheidenen Zimmers. Eines Tages gefiel es dem launenhaften Gott Erfolg, den jungen Mann sachte bei der Hand zu nehmen, um ihn in die Welt zu führen, die die Welt bedeutet. Ein Herr kam zu ihm, um ihm über seine Kunst allerlei Artiges und Verbindliches zu sagen. Ein Erfolg kam um den andern, eine Anerkennung flog dicht hinter der andern daher. Der junge Mann wurde „über Nacht" etwas wie der verwöhnte Liebling der Gesellschaft. Es glich einem Märchen, einem Rausch, einem Traum. Er erhielt zahlreiche schmeichelhafte Aufträge, deren Schwierigkeiten er wie spielend löste. Er sah sich bald inmitten von blendenden Gesellschaften, wo er durch ruhige Manieren und durch eine sanfte Freundlichkeit die beste Figur machte. Jedermann, dem er begegnete, fühlte sogleich, daß hinter diesem Künstler ein erprobtes Menschenherz liege. Überstandene harte Proben kleiden stets vortrefflich und sind schön im Palast wie im armen Hause, auf der Straße wie im Zimmer. Wo er auftrat, wußte er sich auf angenehme Art Geltung zu verschaffen. Er sah den Glanz und das elegante Getümmel, im Theater. Die Tätigkeit, zu der er aufgefordert wurde, machte ihn glücklich. Es kamen Reisen nach fernen Ländern, und mit der Zeit heiratete er.

Friedensgedichte
von Richard Dehmel

Innige Frage

Was schafft denn Krieg für Leiden,
litt man vorher nicht?
Was zagst und zürnst du, tapfre Seele,
bei jedem Schlachtbericht:
wann wird Frieden?

So fragtest du die wilde Welt
auch sonst schon oft mit Groll;
ach, laß sie weiter toben,
sei Du nur ruhevoll,
dann ist Frieden.

Hast du nicht jeden Abend
nach der Tagesschlacht,
ob auch am Morgen immer wieder
Himmel und Erde kracht,
Frieden?

Die Heimkehr

Bist du's wirklich, liebes Vaterland?
O, so gib mir doch ein Wunderzeichen!
Warum blühst du nicht ganz ohnegleichen?
Lieblich sind die Blumen auch im Feindesland!
Und ich habe doch für dich gekämpft.

Bist du's, liebe kleine Heimatstadt?
Warum macht dein Lärm die Brust mir enge?
Und ihr großen Städte voller Festgepränge:
falscher Prunk auch hier in wüster Menge.
Habt ihr nicht die Eitelkeiten satt?
Wieviel echtes Blut starb hin für euch!

Seid ihr's, liebe Freunde, allesamt?
Ach, der Lichterschmuck der Tafelrunde flammt

über lauter schattenschweren Köpfen.
Einer fehlt; der hoffte bis zum Tod,
ihr, ihr würdet nach der großen Not
größere Seligkeit aus allem Leben schöpfen.
Warum seht ihr immer noch so schwarz?

Seid ihr's, liebe Kinder? Jubelt doch!
Reun euch meine graugewordnen Haare?
Meine ewige Seele kümmern keine Jahre,
und mein Herz bleibt rot bis an die Bahre;
seht, ich bin's, ihr seid's, wir atmen noch!
Geht und holt mir einen grünen Kranz!

Ja, du bist es, mein geliebtes Weib.
O, aus Deinen Augen ohnegleichen
leuchten still die alten Wunderzeichen
und verjüngen wieder Welt und Seel und Leib.
Komm, wir feiern stets ein Friedensfest.

Hand in Hand

Das ist keine flüchtige Wonne,
unsre treue Zuversicht.
Gleich der nordischen Sommersonne
leuchtet sie mit stetem Licht;
mag sie Mitternachts erbleichen,
das ist neuen Tages Zeichen.

Wohl, ich weiß, manch Irrlicht flirrt
unter ihrem sichern Gleise;
einmal stand ich tief verwirrt
und vergaß das Ziel der Reise.
Blumen an der Abgrundswand
locken jede kühne Hand.

Aber hart an deine Seite
rissest du mich weg vom Riff,
starrtest in die hohe Weite,
bis dein Schreck auch mich ergriff:
oben sah ich Gipfel schimmern,
unten Dunstgespinste flimmern.

Sah, wie rings von jedem Grat
Wasserstürze niederschäumten,
hundertblütig jeden Pfad
wilde Rosenbüsche säumten;
nur die Sonne sah ich nicht,
hinter Gletschern stand ihr Licht.

Aber jetzt, an Himmels Schwelle,
sieh, da steht sie immer noch.
In der mitternächtigen Helle
glänzt die Firnwelt, Joch an Joch;
Riese Anfang, Riesin Ende
reichen sich verklärt die Hände.

Rundschau

Vermögenswerte der Völker
von Daniel Ricardo

Begriffe, die im Frieden niemals Allgemeingut waren, sind durch den Krieg zu Volkstümlichkeit gelangt. Man prüft heute die Möglichkeiten und Gefahren nach dem Maßstabe des Volksvermögens. Eigentlich müßte man sagen: des Reichtums der Völker, um die Notwendigkeit des Besitzes deutlicher zu unterstreichen. Es ist aber merkwürdig und kennzeichnet das Wesen dieses Aktivums unter den nationalen Eigenschaften, daß die englischen und französischen Staatsmänner wiederholt mit dem Beweismittel des Nationalvermögens gearbeitet haben, während die deutschen Minister noch keine derartige Berechnung anstellten. Es muß also ein Unterschied in den verschiedenen Beziehungen zum Gesamtbesitz sein. England und Frankreich sind in der geschichtlichen Überlieferung des Reichtums groß geworden. Sie haben sich nicht nur Weltbankiers nennen lassen, sondern sich auch als Geldschränke für den ganzen Erdball etabliert. Sie waren Geldmächte im wahren Sinne des Wortes; und wenn sich deutsche Bewunderung der Londoner City besonders schwungvoll ausdrücken wollte, so hieß es: „Bei den Engländern steckt gesundes Geld". Die Franzosen genossen diesen Ruf mehr als Ergebnis der Reklame und toller Börsengeschäfte. Die Trommel rührten sie, wenn sie auf politische Eroberungen ausgingen; für die Börse begeisterten sie sich, wenn spanische Schatzgräber oder grandiose Schwindler die Führung übernahmen. Deutschland ist selbst ein großer Geldverzehrer gewesen; denn die Schöpfung eines industriellen Zeitalters ist nicht billig. Die Bergwerke, Eisenhütten, Maschinenfabriken, Elektrizitätswerke sind mit deutschem Geld aufgezogen worden; und die Überschüsse wurden zur Anknüpfung fremdländischer Beziehungen verwendet. Wo gearbeitet wird, fehlt es an Blendern. Das deutsche Industriereich hat niemals verblüffende Sensationen zur Erlangung eines Weltrufes aufgewendet. Die Einschätzung ist lediglich Arbeitseffekt. Der Reichtum ist durch wirtschaftliche Leistungen des Geldes, nicht durch politische Unternehmungen hergestellt worden. Vielleicht war die einseitige

Begabung zum Industrialismus sogar ein Mangel. Vielleicht hätten mehr politische Geschäfte gemacht werden müssen, um dem wirklichen Geschäft den Vorteil der friedlichen Entwicklung zu erhalten. Genug: der Gegensatz unter den drei westeuropäischen Nationen ist nicht zu verkennen. Tradition, Politik, Arbeit: diese drei Nährquellen des Reichtums sind nicht aus dem gleichen Stoff gemacht.

Der Krieg hat nun über die Eigenschaften der drei Ursprünge entschieden; und es hat sich ergeben, daß die Arbeit die beste Kraft unter den dreien sei. Die Folge ist, daß die Besitzer der anderen beiden sich auf die Arbeit einzustellen suchen. Der französische Finanzminister Ribot und der Volkswirtschaftler Edmond Théry sind gleichermaßen der Ansicht, daß das Nationalvermögen Frankreichs in außerordentlichem Maße befähigt sei, produktive Leistungen zu vollbringen. Der britische Schatzkanzler Mc Kenna sieht die Industrialisierung des Kapitals mehr in ihrem Verhältnis zum Kriege und berechnet, wie lange John Bull die Geschichte noch aushalten kann. Um die Anschauung zu fördern, stellt er Zahlen hin. Er sagt seinen Zuhörern (im Unterhaus), daß Englands Volksvermögen 520 Milliarden Mark beträgt, und daß sich daraus eine jährliche Einnahme von 80 Milliarden ergibt. Eine Verzinsung von sechzehn Prozent ist sehr anständig. Sie sollte allerdings genügen, um eine Vermögenskonfiskation durch unbegrenzte Steuern überflüssig zu machen; aber es scheint, daß Mr. Mc Kenna zu den Steuern größeres Vertrauen hat als zum Nationalvermögen. Die Zahlen, die er nannte, sind Phantasiewerte. Er hat die Schwäche der Statistik, bei der Erfassung des nationalen Kapitalbesitzes, zu einer Rekordleistung gesteigert. Nach glaubhaften englischen Schätzungen ist der allgemeine Reichtum Großbritanniens mit 300 Milliarden bezahlt und das Jahreseinkommen mit 35 Millionen nicht zu niedrig genommen. Der englische Schatzminister wählte aber viel größere Ziffern, weil er die richtige Erkenntnis von den Fähigkeiten des englischen Vermögens durch Verblüffung ersticken wollte. Sein Erblasser Lloyd George hat den Grund zu dieser Erkenntnis gelegt. Als England die erste Kriegsanleihe aufnahm, sprach Lloyd George von der Bedeutung des Volksvermögens. Er kennzeichnete die Eigenschaften dieses Besitzes und warnte vor der Überschätzung der Zahl. Der Wert liege nicht in dem statistischen Ergebnis, sondern im Befähigungsnachweis. Die Greifbarkeit und die Möglichkeit der Umwandlung in Geld seien die Voraussetzungen. Mc Kenna hat von diesen Dingen nichts gesagt. Er nannte nur die imponierende Summe, die nicht richtig war, und setzte sich gleich selbst in Widerspruch durch die Drohung mit einer Zwangsanleihe und einem strengen Sparsamkeitsgesetz. Beides wäre überflüssig gewesen, wenn unbedingtes Vertrauen zur Bereitschaft des Nationalvermögens bestanden

hätte. Auch die Ausgabe von Anteilscheinen zu einem Pfund Sterling, die als Zahlungsmittel dienen können, ist kein Zeichen sicherer Beherrschung des allgemeinen Kapitals.

Was der Frieden aufgebaut hat, ist durch den Krieg zerstört worden. Vor allem wurden die Bedingungen des Entstehens neuer Werte gründlich geändert. Der Aufbau ist da, und die Grundmauern sind vorhanden. Aber vom Oberbau wird abgetragen, und es ist noch nicht zu sehen, wie die Stockwerke wiederaufgesetzt werden können. Die Völker leben vom Kapital. Das ist ein unbestreitbares Ergebnis des Krieges. Es wäre bedenkenlos, wenn die Gewißheit bestünde, daß der verzehrte Besitz später ergänzt werden kann. Was durch die Kriegsanleihen zu Geld gemacht wird, ist Volksvermögen, das von der Gesamtsumme abgezogen werden muß. Stellt man die Gesamtheit des nationalen Besitzes fest, so sind die Anleihen des Reiches, der Staaten, der Gemeinden vom öffentlichen Vermögen zu kürzen. Im Deutschen Reich wird das den öffentlichen Gewalten gehörende Kapital (Eisenbahnen; Post- und Telegraphenanlagen; das Inventar von Heer und Flotte; Bergwerke, Domänen, Forsten; Reichsbank; Straßenbahnen; Gas- und Elektrizitätswerke; Museen) auf 50 bis 60 Milliarden geschätzt. Die gesamten öffentlichen Anleihen haben vor dem Kriege 25 Milliarden betragen und sind auf 51 Milliarden gewachsen. Wie groß das Endresultat sein wird, ist noch nicht zu sagen. Wenn nun die Summe des Besitzes durch die Schulden ausgeglichen oder vielleicht sogar übertroffen werden wird, so bleibt schließlich nur das Privatvermögen übrig. Hier finden sich aber die Schuldverschreibungen des Reiches und die sonstigen Anleihen als Kapitalbesitz wieder. Der Krieg hat zunächst die Wirkung, daß er das Volksvermögen zu einer einheitlichen Größe zusammenschweißt, die ihren Namen ganz ausfüllt. Der private Besitz des deutschen Volkes ist um die Kriegsanleihen vergrößert worden. Der Zuwachs wäre ein absoluter, wenn die übrigen Teile des Kapitals ihren Wert behalten hätten. Wie steht es damit? Deutschland hat nach oberflächlicher Schätzung 20 Milliarden Mark im Ausland angelegt. In Wertpapieren, Fabriken, Straßenbahnen, Grundbesitz. Dieses Objekt ist dem Bereich der Nachprüfung entrückt. Erst wenn die Lebensbedingungen des Friedens neu hergestellt sind, wird sich zeigen, wie groß der Wert des deutschen Auslandskapitals geblieben ist. Aber eine wichtige Folgerung knüpft sich gerade an diesen Vermögensposten. Der Friede muß auf seine Erhaltung eingestellt werden. Es darf keine Koalition geben, die Deutschland von seinem, jenseits der Grenzen liegenden, Vermögen absperrt. An dem Schicksal dieser 20 Milliarden (und wären es auch nur 10) sind die Möglichkeiten des geschlossenen Handelsstaates, den manche Zukunftspropheten als Ideal hinzustellen suchen, zu messen. Darf man es

wagen, einen nicht eng begrenzten Teil des deutschen Nationalvermögens aufs Spiel zu setzen, ohne die Verschiebung in den Schichten des Gesamtbesitzes zu beachten? Darf man es wagen angesichts der Tatsache, daß die Schulden des Reiches (zusammen mit den Anleihen der Staaten und Gemeinden) sich mehr als verdoppelt haben? Der Reichtum des deutschen Volkes ist das jüngste Erzeugnis seiner Art. England und Frankreich sitzen auf hundertjährigen Geldsäcken. Was Deutschland erwarb, ist Produkt von Arbeit, Klugheit, Wagemut. Und diese drei Kräfte haben sich einen weiten Horizont gezogen. Würde man sie in den Käfig sperren, so wäre es um die Fruchtbarkeit ihres Wirkens geschehen. Das ist ein Gesichtspunkt, der auch für das Leben des deutschen Kapitals im Ausland zu gelten hat.

Der Verbrauch des in Gütern steckenden Vermögens ist ins Ungemessene gewachsen. Das ist die Grundlage der Behauptung, daß alle Völker (mit Ausnahme der Nordamerikaner) heute vom Kapital leben. Es läßt sich also nicht annehmen, daß der Reichtum, der durch den Besitz von Rohstoffen und Fabrikaten dargestellt wird, keine wesentlichen Wertänderungen erfahren habe. Die Erzeugnisse der deutschen Textilindustrie waren im letzten Friedensjahr 4500 Millionen Mark wert. Das Ausland lieferte für 1500 Millionen Mark Rohmaterial, so daß der reine Wert der hergestellten Gewebe und Gespinste 3000 Millionen Mark betrug. Von welchen Bedingungen war diese Größe abhängig? Vom Absatz im Inland und vom Export. Im Ganzen: von der Kaufkraft der Völker. Der Krieg hat durch die Steigerung der Preise einen Ausgleich für die Einengung der Verwertungsgrenzen gebracht. Aber dieser Ersatz ist nur als relativer Nutzen zu nehmen; denn Teuerung bedeutet Schwächung der Verbrauchsfähigkeit. Außerdem ist die Minderung des Produktionswertes durch Verlust von Arbeitskräften in die Berechnung zu ziehen. Deutschland hat im Jahr 1913 für 2136 Millionen Mark Steinkohlen gefördert und abgesetzt. Im Kriegsjahr wurde die Produktion durchschnittlich um fünfundzwanzig Prozent eingeschränkt. Die Preise sind erhöht worden; aber der Wert der Kohlenproduktion hat sich trotzdem verringert. Man muß nun den Ertrag in das richtige Verhältnis zum Wert des Anlagekapitals bringen, um eine Antwort auf die Frage zu finden, ob das aus Verbrauchsgütern, Bodenschätzen und Werkstätten bestehende Vermögen unverändert geblieben sein kann. Deutschland hatte im letzten Friedensjahr 1913 einen Import von Rohstoffen (abzüglich der Ausfuhr), der 3542 Millionen Mark kostete. Halbfertige Waren sind für 1246 Millionen ein-, für 1159 Millionen ausgeführt worden. Bei fertigen Waren betrug die Einfuhr 1793, die Ausfuhr 6642 Millionen. Nahrungs- und Genußmittel wurden für 3063 Millionen hereingebracht und für 1362 Millionen exportiert. Im

Ganzen kamen auf die Einfuhr 11655, auf die Ausfuhr 10892 Millionen Mark. Das ist ein großer Erfolg und ein großes Schicksal. Die erste Entscheidung über den Krieg hat in der deutschen Handelsstatistik gesteckt. Und es ist wichtig, zu wissen, wie weit die Zukunft aus dieser Quelle des Schicksals gespeist werden wird. Keiner weiß, was aus den 3542 Millionen Mark der vom Ausland bezogenen Rohstoffe geworden ist. Wieviel kann während des Krieges aus neutralen Wirtschaftsgebieten bezogen worden sein; wie groß ist der Wert der Produkte, die das Inland schaffte. Wir haben uns von den fremden Lieferanten unabhängig gemacht durch eine intensive Ausnutzung der inländischen Zeugungskräfte. Das wurde die Stärke Deutschlands. Aber es ist nicht gesagt, daß sie es auch unter normalen Lebensbedingungen bleiben muß. Darf man sich darauf verlassen, daß die 11655 Millionen Mark der deutschen Einfuhr wegfallen können, ohne daß der Bestand des deutschen Volksvermögens Schaden erleiden würde? Der Umsatz im Außenhandel ist auch ein Teil des Vermögens (besonders wenn man Vermögen mit Können gleichstellt) der Nation. Man darf sich durch die Mehrausgabe für importierte Güter (die übrigens im Jahre 1913 nur noch 763 Millionen betrug und, bei friedlicher Weiterentwicklung vielleicht ganz verschwunden wäre; denn der Krieg hat den Beginn eines neuen, wertvollen Abschnittes im deutschen Welthandel brutal erwürgt) nicht irreführen lassen. Das Wesentliche bleibt doch, daß die deutsche Nation imstande war, sich im Austausch gegen eigene Produkte den größten Teil der im eigenen Bezirk nicht erreichbaren Güter zu verschaffen. Der Wert der importierten Nahrungsmittel hat netto 1700 Millionen betragen. Wird der deutsche Boden reich genug sein, um das fremde Gut vollständig zu ersetzen? Die Frage wird von vielen bejaht. Sie zu verneinen, ist man nicht berechtigt, solange der Beweis des Gegenteils nicht erbracht ist. Die deutsche Roggen- und Weizenernte des Jahres 1915 ist sechzig Prozent mehr wert als die letzte Friedensernte war, weil kein fremdes Getreide ins Land kommen kann. Die bessere Kapitalisierung dieser Gütermenge schafft neuen Reichtum, aber ein schlechteres Verhältnis der breiten Volksmassen zum Wirtschaftskapital. Für fremde Rohstoffe wurden 3542 Millionen bezahlt und aus eigenen Fabrikaten, durch den Verkauf ins Ausland, 6642 Millionen erzielt. Soll der Export gestrichen werden, so müssen die Werkstätten auf ein engeres Format des Absatzes eingerichtet werden. Das bedeutet Zerstörung lebendiger Werte. Jede Maschine ist sogar noch als altes Eisen ein Vermögensstück. Aber Alteisen ist nur verwertbar, wenn die Eisenwerke reiche Beschäftigung haben. Hört die Seelenwanderung der Maschine auf, so ist ein Vermögenszerfall die Konsequenz. Man könnte nun sagen, daß die Minderung des Verbrauchs fremder Rohstoffe ohne weiteres eine Einschränkung der Fabrikation zur

Folge haben wird. Was hätte ein solches Ergebnis für Nutzen? Das Maschinensterben würde damit nicht aufgehoben werden. Die Verwundung des Arbeitskapitals bliebe also. Wenn aber Ersatz des ausländischen Rohprodukts zu beschaffen wäre, so blieben zwar die Werkstätten am Leben; aber die hergestellten Güter würden totes, der gänzlichen Vernichtung preisgegebenes Kapital sein. Die vom Ausland gekauften Fabrikate sind am leichtesten zu entbehren. Was technisch fertig gemacht werden kann, was die Maschine zu schaffen vermag, das wird niemals ein fühlbarer Verlust sein. Nur die Produktion von Naturgütern und der Verkauf des Überschusses produzierter Waren sind wirtschaftliche Lebensbedingungen, die nicht gestört werden dürfen.

Was für Deutschland noch im Bereich der Theorie liegt, ist bei England schon praktisches Beispiel geworden. Die Tragik im Schicksal des Britenreiches besteht darin, daß in die stärkste wirtschaftliche Eigenschaft sich der Todeskeim eingenistet hat. In einen Muskel, dessen Spiel mit ewiger Leichtigkeit begabt zu sein schien. England ist schwach geworden, weil es in seinem Handel getroffen wurde. Die Größe des von ihm beherrschten Warenverkehrs über die Meere wurde der Ursprung der Schwäche. Britannien bedarf der Lebensmittelzufuhr vom Ausland. Die hat es im Frieden mit Exportgütern bezahlen können. Der Krieg versagt ihm diesen Ausgleich, weil es an Arbeitern in den Bergwerken und Fabriken fehlt. Die Hände, die erreichbar sind, müssen Granaten drehen. Da England nicht mehr genug verdienen kann (der Verlust des deutschen Marktes bedeutet den Wegfall eines Kapitals von tausend Millionen Mark im Jahr), und nicht imstande ist, Grenzen für die Einfuhr festzusetzen, so ist es der Schuldner Nordamerikas geworden. Die Vereinigten Staaten ziehen englisches Gold zu sich hinüber, und wenn sie nicht genug kriegen, so verderben sie den britischen Stammesgenossen die Geldwährung. Ohne Austausch ist lebendiges Kapital nicht denkbar. Solange England Güter und Wertpapiere ins Ausland absetzen und mit Hilfe des fremden Einkommens seinen Bedarf an Nahrungsmitteln und Munition bezahlen kann, wird das Volksvermögen im Sinne Lloyd Georges eine zählende Größe sein. Die Voraussetzung ist aber nur noch in zerfasertem Zustand vorhanden. Was nützen die Wertpapiere, die keine Abnehmer finden! Die Newyorker Börse ist überfüttert, und London hat kein Zwangsmittel zur Verfügung, um den Yankeewerten eine Unterkunft im Ursprungsland zu verschaffen. Der Fehlbetrag in der englischen Vermögensbilanz des Jahres 1915 wird auf 14000 Millionen Mark berechnet. Er setzt sich zusammen aus den nicht gedeckten Kosten der Einfuhr und aus den Vorschüssen (in Geld und Waren) an die Verbündeten. Von der genannten Summe wurden die Einnahmen aus Zinsen und Frachten bereits abgezogen.

Das Beispiel Britanniens lehrt, daß es nicht möglich sei, den Welthandel als vermögenbildenden Faktor wegzulassen. Ein geschlossener Handelsstaat, unter der denkbar günstigsten Bedingung ausreichender Nährquellen für Menschen und Industrie, wäre ein Bauwerk, das auf Trümmern errichtet sein würde. Auf dem zerstörten Fundament der Straße des Welthandels. Das Ziel dieser Entwicklungslinie ist noch nicht erreicht. Es hieße, sie gewaltsam zurückbiegen, wollte man zum Ausgangspunkt zurückgehen. Der begrenzte Wirtschaftsstaat liegt nicht auf dem Wege der Errungenschaften. Aber vielleicht ist es möglich, durch Staatsmonopole zu ersetzen, was der Verlust des Handels dem Volksvermögen entzieht? Es käme ja nur darauf an, die Riesenausgaben, die der Krieg zurücklassen wird, mit sicheren Erträgen ins Gleichgewicht zu bringen. Wer über diese Forderung nicht hinaussieht, könnte sich vorstellen, daß, bei 67 Millionen Menschen, allein schon mit dem Getreidemonopol etwas zu machen sei. Verbraucht jeder Deutsche 100 Kilogramm Getreide im Jahr, und läßt man der Reichskasse einen Verdienst von 20 Mark für 100 Kilo, so würde sich eine Jahreseinnahme von beinah 1400 Millionen ergeben. Das wären die Zinsen von 28000 Millionen Mark fünfprozentiger Reichsanleihe. Diese Rechnung ließe sich ausgestalten, je weiter man die Möglichkeiten der Monopolisierung der Wirtschaft durch das Reich ausdehnt. Aber es gibt zwei Klippen, welche die sichere Reise dieser Gedankenfracht gefährden: die Baukosten der Monopole, und die Abhängigkeit ihres Erfolges von der allgemeinen Kaufkraft. Diese führt unter Umständen zu einem Fehlerkreis. Die Monopole sind dazu da, eine bestimmte Versorgung des Volkes zu überwachen. Im Kriege dienen sie der Güterverteilung. Schutz der Verbraucher, so lange es sich um den geschlossenen Inlandsbezirk handelt. Der Schutz der Ware kommt erst in Frage, wenn die ausländische Konkurrenz in die Hürde des Besitzes eindringt. Ist die deutsche Wirtschaft gezwungen, sich neue Lebensmöglichkeiten zu suchen, weil ihr eine feindliche Koalition die Zugänge zum Weltmarkt verlegt, so kann das Staatsmonopol nützlich werden. Vorher muß jedoch alles geschehen, um den Fortbestand einer so gefährlichen Koalition zu verhindern. Sie darf nach dem Kriege nicht mehr da sein. Ein Mittel, sie zu sprengen, wäre der Handelsvertrag mit Rußland. Die klugen Leute hier wie dort halten ihn nicht nur für denkbar, sondern auch für eine der wenigen Zukunftshoffnungen, die keine Rechenfehler zeigen. Wer die Notwendigkeit des Außenhandels erkennt, muß in der Folgerung auf Rußland stoßen. Frankreich und England sind unmeßbare Größen; Amerika hat sich um den Kredit gebracht und ist als Ausbeuter verdächtig; der Orient ist Kolonialgebiet und muß als verwertbare Wirtschaftsbeziehung erst erprobt werden. Bleibt Rußland. Der russische Welthandel hatte im Jahr 1913

einen Wert von 2900 Millionen Rubeln, davon nahm Deutschland 1100 Millionen in Anspruch. Das Zarenreich kann 38 Prozent seines Handels nicht durch andere Beziehungen ersetzen. Weder England noch Amerika haben sich mit den deutschen Leistungen in Ein- und Ausfuhr messen können. Und sie waren keineswegs faul im Kampf gegen diesen Konkurrenten. Die russische Frage muß eine Lösung finden. Ganz sachlich. Leidenschaften sind Wertzerstörer. Und es kommt darauf an, Bedingungen zu finden, die Ergänzung und Neubau des Volksvermögens sichern. Zu den neuen Erfahrungen muß auch die Erkenntnis gehören, daß der Krieg nicht nur ein Vernichter, sondern auch ein Schöpfer ist.

Metakritisches

von Moritz Heimann

In einem Mordprozeß, der dieser Tage verhandelt wurde, mußte, trotz des Ernstes, der über jedem Kapitalverbrechen liegt, ein fast groteskes Element auffallen. Und zwar war dieses nicht in den Motiven zur Tat selbst, wie sie sich mit vorläufiger Wahrscheinlichkeit herausgestellt haben, zu bemerken, sondern in den vorgeschützten Motiven. Daß ein Bruder für seine Schwester einen Menschen tötet, um diese Schwester vor bösem Schaden zu retten, der sie direkt oder in ihrem Geliebten zu treffen droht, ist nicht gewöhnlich; aber ob aus eigenem Willen oder mehr oder weniger aus fremdem Antrieb begangen, die Tat bleibt in dem Bezirk der verzweifelt kurzschlüssigen Verbrechergedanken, einem Bezirk, worin das Urteil des Gerichts von jedermann als feierliche Sühne mit Scheu und ohne eigenes Rachegelüst verehrt wird. Anders der Roman, den der Angeklagte gesponnen hatte, um seine Tat zu verleugnen und zu verbergen. Seine vorgebliche Tat, seine vorgeblichen Motive, die vielen Menschen, die wie von selbst in den Zug dieser künstlichen Flammen gerieten, alles das ergab eine sehr bekannte und sehr unwahrscheinliche Welt, eine Welt von phantastischer Trivialität. Überall, wo die Leidenschaften einer mittleren, mittelmäßigen Bildungsschicht erregt werden, finden wir diese Welt, die gleiche Flucht vor sich selbst, die gleichen Ausreden und Erklärungen, das gleiche System einer lächerlich banalen und anspruchsvollen Psychologie. Man beobachtet, daß Motive, die gar nicht wirklich sind, als möglich in ein Gehirn eindringen, und dadurch wirklich, wirksam werden. Aber woher sie stammen, da sicherlich nicht aus den Beziehungen lebendiger Menschen, das ist die Frage; auf die es nur

die eine Antwort von Wahrscheinlichkeit gibt: daß sie aus der schlechten Literatur, aus den schlechten Romanen stammen. Aller Geist wird einmal Fleisch, auch der elendeste.

Kriminalpsychologisch angesehen, ist der Schleier aus Lüge und Phrase, aus Ziererei und Selbstbespiegelung, aus vermeintlichen und vorgetäuschten Gefühlen, worin der Verbrecher das Gesicht seiner Tat zu hüllen sucht, von großer Bedeutung. Die wirklichen Motive, und noch mehr die Überlegungen der Chance des Gelingens, die aber auch zu den Motiven gehören, haben irgendwo einen irrationalen Knax, eine Stelle, wo sie besonders verführerisch und am meisten zerbrechlich sind, und die nicht zu sehen, nicht oder zu flüchtig in die Rechnung zu setzen, mit zur Wollust des Verbrechens gehört. Der Komplex der vorgeblichen Motive aber ist ganz schlüssig und rational. Es ist nichts darin, was den Verbrecher zur Flucht zwänge; vielmehr lädt alles ihn ein, zu verweilen und sich in Gleichgewicht zu bringen. Dieser Komplex ist eine geflissentlich wiederhergestellte Sozialität, er ist zudem ein Querschnitt durch den Bildungsstand des Verbrechers. Und als solcher, als Ausdruck seiner Bildung, bedeutet er für die Tat des Verbrechers mehr als ein nachträglich zusammengerafftes Bündel von Ausreden, sondern ist schon vorher da und wird sogar motivisch für ihn. Die Möglichkeit, ein Motiv zur Schau tragen zu können, das wahre Motiv durch „Veredelung" zu fälschen und zu stärken, hilft mit, die Tat selbst zu ermöglichen. Manch eine Tat würde nicht begangen, wenn die Umdeutbarkeit ihrer Gemeinheit ins Edlere, zumindest Interessante nicht von vornherein vorschwebte.

Dieser Zusammenhang gilt nicht nur für das in die allgemeine Sichtbarkeit ausschlagende Verbrechen, sondern auch für unzählige Vorgänge in der Heimlichkeit der Familien, in dem Verkehr der Nachbarlichkeit und des Erwerbs, und in der Entwicklung öffentlich auftretender, sich den Schutz der Ideen anmaßender Männer. Immer ist es der, wenn auch unbewußt oder gar mit Spott und Abneigung empfangene Eindruck der Literatur, der ihnen Motive schafft, wo die nackten wahren Motive sich nicht eingestehen würden.

Bei einer so verhängnisvollen Rolle der Literatur wäre es erstaunlich, wenn die öffentliche Meinung nicht dann und wann ihre Besorgnis um die Moral des Volkes gegen die Literatur bekundete. Sie tut es — dann und wann. Schon daß sie es dann und wann, also ohne unaufhörliche Wachsamkeit und nur anfallsweise tut, muß ihre Bemühungen ins Gegenteil des Förderlichen verkehren; „dann und wann" ist immer eine Ungerechtigkeit gegen das nur durch einen Zufall betroffene Opfer. Dasselbe Dann und Wann ist schuld, daß sie ihre Opfer falsch sucht und falsches Verfahren gegen sie anwendet. So haben wir seit einigen Monaten, nicht nur von

militärischer Kommandostelle, sondern auch in gewissen bürgerlichen Kreisen, den katholischen in Schlesien, einen Kampf gegen Schönherrs „Weibsteufel". Ich spreche hier nicht über Verordnungen, sondern ausschließlich über allgemeine, öffentlich bürgerliche Regungen. Das Stück selbst kenne ich nicht und unterstelle, daß es so gut sei, wie die einen, und so wenig gut, wie die andern versichern. Gut oder nicht gut, das Recht eines Publikums, sich aus moralischen oder vermeintlich moralischen Gründen gegen ein Theaterstück zu wenden, bestreite ich nicht; im Gegenteil. Das Drama selbst führt einen moralischen Kampf, und es weiß, daß es sich vor dem Gegner nicht drücken darf; es sucht ja den Gegner — die Öffentlichkeit — mit größerer Hitzigkeit, als jede andere Kunstform. Es war ein Zeichen für die Lebendigkeit und schöpferische Rückwirkung des Dramas, wenn in Zeiten der Griechen oder der französischen Klassiker schon eine sittlich schiefe Sentenz den Anlaß zum Widerstand gab oder eine sittlich schöne den zum sofortigen Beifall. Den Schauplatz für solche Auseinandersetzungen aber darf einzig und allein das Theater selbst hergeben. Merkt ihr, daß das Theater wichtig ist, so geht hinein! Aber andern dieses ganze Interesse überlassen und nachher bei einer abgepaßten Gelegenheit eine Jurisdiktion, die vom Publikum etwa versäumt wäre und die jedenfalls einzig dem Publikum zusteht, durch die Polizei nachholen wollen, das kann nichts Sittliches, sondern nur was Scheinheiliges wirken, weil es selbst bis zur Unsittlichkeit verkehrt ist.

Sprechen wir von moralischen Wirkungen der Kunst, so heißt das nicht, von der Kunst moralische Absichten verlangen. Der Grundirrtum des spießbürgerlichen Urteils ist immer der, daß er die schlechte Kunst mit der sogenannten „unsittlichen" verwechselt. Die schlechten Romane, nicht die unsittlichen, geben das Gerümpel für den seelischen Hausstand des kleinbürgerlichen Verbrechers her, dieselben schlechten Romane, die auf jeder Bahnfahrt unschuldig in den unschuldigen Händen der Verkäuferinnen liegen. Sie fälschen das Gefühl, sie spiegeln ihm etwas vor, das zu erwerben nichts kostet, und damit verführen sie. Gäbe es ein zugleich wahrhaft gutes und wahrhaft unsittliches Buch, so könnte es wohl in einem starken Menschen die Kraft zum Bösen steigern, nie aber einen schwachen verführen; denn es würde sein Gefühl nicht fälschen, sondern zur äußersten Wahrheit herausfordern, es würde ihm nichts vorspiegeln, sondern ihn jede Tat mit vollem Preis zu bezahlen zwingen. Das aber wäre keine andere als eine sittliche Wirkung; so sehr, daß in einer vollkommen moralischen Gesellschaft die Kunst sogar dafür zu sorgen hätte, daß die Kultur nicht an der Moral zugrunde gehe. Moral, gemessen an der Kunst, gehört schon dem materiellen Gebiete des Lebens an; ihrer Unterscheidung die Kunst zu unterwerfen, ist Eintagsunterfangen und unter Umständen Ein-

tagsrecht. Die höhere Unterscheidung, die nach gut und schlecht, die schließlich in der Wirkung auch die höhere moralische ist, die ist einer andern Macht als der bürgerlichen vorbehalten, der Kritik.

Es wurde früher und wird wohl auch jetzt noch zuweilen darüber gestritten, ob Kritik Kunst sei oder Wissenschaft, — ein müßiger Streit, weil eine falsch gestellte Frage gleich mancher andern Alternative. Sie ist weder das eine noch das andere, obgleich sie zu Eigenschaften von beiden verpflichtet ist; sie ist ein Ding für sich, aus eigenem Quell mit eigener Macht. Wir haben sie durchaus als eine Geistestätigkeit zu betrachten, die keine größere Relativität hat als jede andere. Zwar finden wir Kritik im Schaffensvorgang des Künstlers als ein Urelement, und nicht nur sobald sich dieser Vorgang aus dem orphischen Taumel gelöst hat, sondern von Anfang an, schon in der ersten Liebeswahl, im ersten rhythmischen Vorgefühl. Dennoch ist sie nicht bloß Begleiterin und Ordnerin, sie nimmt ihren eigenen Flug, sie folgt ihrer besonderen Genialität. Wäre es anders, so dürfte man in der Tat, wie der Fürwitz manchmal will, vom Kritiker fordern, daß er bessere Kunst machen könne als jeder von ihm getadelte Künstler. Niemand stellt diese Forderung im Ernst, ihre Unsinnigkeit wird unmittelbar gefühlt. Wenn wir der Kritik nicht eine volle Souveränität zugeständen, so würde ein Mensch, der es wagte, Giotto und Rembrandt, Bach und Beethoven, Goethe und Kleist urteilend zu erfühlen, uns als ein Ausbund von Größenwahn lächerlich oder verächtlich sein. Wiederum wenn ein Kritiker daran geht, selber Kunst zu machen, hilft ihm die Kritik nur insofern, als sie dem Schaffensprozeß überhaupt sich mittätig beimischt; die souveräne Kritik läßt ihn sogleich im Stich, und er dichtet, malt und musiziert grade so gut oder so schlecht, wie er kann und wie er muß, — nicht, wie er will.

Indem die Kritik als geistige Gesamterscheinung von eigenen Gnaden ist, und nicht etwa weil sie diesem und jenem Einzelnen hilft, ist sie schöpferisch. Sie schafft ein Weltbild, wenn auch auf die Weise, die man in der Kunst des Zeichnens Aussparen nennt; wobei noch zu fragen ist, ob die Kunst selbst es anders macht. Und so ist alle echte Kritik durch und durch idealistisch; ja, scheinbar paradoxerweise, ist der echte Kritiker, genau hingesehen, nicht unduldsam. Er will nichts vernichten, auch das Schlechte nicht; — er tut es als Nebenwirkung, eine Hauptsache daraus zu machen, verbleibt den Subalternen; — er ist nicht negativ. Kritik ist nur darauf aus, daß das Gute geschaffen werde; selbst das macht nicht ihre Lust aus, daß Gutes geschaffen ist; sie darf nicht mit Kennerschaft und Genießertum verwechselt werden. Goethe hat einen Aufsatz, „Rembrandt der Denker", über ein Blatt geschrieben, das heute von jedem Privat-

dozenten der Kunstgeschichte als unecht nachgewiesen werden kann; dennoch ist Goethe ein wahrer und großer Kritiker. Es ist überhaupt nicht schwer, den besten, den unbedingten Geschmack zu lernen; schon schwerer, den vorbesten, bedingten.

Die größten Kunstwerke, wie sie aus der Zeit auftauchen, sind zuerst immer nur empirische Erscheinungen; und die Kritik ist es, die sie zu mythischen und platonischen macht. Das ist ihre schöpferische gestaltende Kraft, und sie gilt für die Politik nicht minder als für die Kunst.

Kritik ist nicht Theorie. Die Theorie gerät fast immer in die Versuchung, den Thron zu usurpieren, der einzig der lebendigen Kunst selbst gebührt, und einmal droben, wird sie vor Eifer aschgrau. Es gehört zum Takt des Kritikers, daß er von der Theorie nicht eingefangen wird, sondern nur Magddienste von ihr annimmt. Er versteht es, wenn er die gläserne Kugel aus der Hand fallen läßt, sie wieder aufzufangen, bevor sie den Boden berührt; der Theoretiker, hochmütig und ungeschickt, ließe sie zerschellen. Wie Goethe in der „Farbenlehre" das unvermeidliche, jede Regung des Geistes durchdringende Theoretisieren wünscht: daß es „mit Bewußtsein, mit Selbstkenntnis, mit Freiheit und, um uns eines gewagten Wortes zu bedienen, mit Ironie" geschehe, so leistet es gemeinhin gerade der Theoretiker nicht; wohl aber der Kritiker, „und eine solche Gewandtheit ist nötig, wenn die Abstraktion, vor der wir uns fürchten, unschädlich und das Erfahrungsresultat, das wir hoffen, recht lebendig und nützlich werden soll".

Daß er immer praktisch bleibt, das ist's, was den Kritiker vor dem Selbstbetrug der Theorie bewahrt. Das Praktische ist für ihn das, was für den Künstler die Realität ist; es ist als methodisches Rückgrat noch in der ausgelassensten Laune zu erkennen, und es zwingt ihn immer wieder aus seiner Freiheit zurück.

Denn in seiner Freiheit steckt seine Gefahr. Der Künstler ist von der Form, die er sucht, umfangen; an seinem Beginn liegt die Freiheit, doch mit jedem Schritt, den er weiter tut, wachsen Bann und Zwang. Er mauert über sich sein eigenes Gefängnis. Der Kritiker hingegen beginnt bei der Form, die er findet, und hat seine Wege in alle Richtungen der Himmelsrose. So kann er arielhaft ausschweifen, und der Witz ist einer seiner Flügel. Börne hielt sich darüber auf, daß in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe so wenig Witzworte, ganzer drei, zu finden wären. Aber die beiden Wahren fühlten sich auch beim Briefeschreiben nicht als Privatleute, und die Kunst ist nicht witzig. In einem antiken Märchen wird das Ehelager für eine Neuvermählte gerichtet; die Genien des Scherzes, der Laune und des Mutwillens schmücken es mit Girlanden

und Bändern; dann kommt Eros herein, und vor seinem Gesicht fliehen sie alle davon.

Doch kennt nicht auch der Kritiker diesen Blick des Eros? Wer kennte ihn nicht, der ernstlich etwas wollen muß! und gleichwohl stehen der Kritik Mutwille und Übermut gut an. Es ist nicht so um sie bestellt, daß sie da wäre, der Kunst zu dienen; sie steht gleichfalls „in des höheren Herren Pflicht". Ebenso falsch, nach der andern Seite, wäre es, wenn sie sich einredete, die Kunstwerke seien ihr Material; sie sind nur ihre Bedingung, wie die Realität die Bedingung, nicht das Material für die Kunst ist.

In dieser Bedingtheit steckt ihre heilsame Fessel, — die durchzuschneiden kein echter Kritiker versucht; er weiß, daß es ihm sonst wie dem Kinderdrachen bei André Gide ergehen würde, der sich vermaß, noch höher zu steigen, wenn man ihm nur den Bindfaden zerschnitte, an den er gebunden war. Immer ist beides unter einem Blick zu halten: der Kritiker entscheidet am liebsten und natürlichsten von Fall zu Fall, doch diese Entscheidungen sind nicht das Letzte und Tiefste, nicht das Eigentliche seiner Wirkung.

Wer also, da wir den Kritiker glücklich in eine Sphäre versetzt haben, wo schlechte Romane ein geringfügiges Ding sind, wer schützt uns vor den schlechten Romanen, die, wie behauptet, zu ihrem sonstigen Übel noch den Verbrechern einheizen? Die Kritik tue es ja bestenfalls nur nebenbei! So tut sie es doch.

Aber die großen Wege der Menschen können nur nach Sternen, nicht nach Laternen gerichtet werden. Lebte alles dem Guten zu, so brauchte es, sich vom Schlechten abzuwenden, keines besonderen, dazu gefaßten Willens.

Bekenntnis als Anmerkung: Ich wollte über ein Buch schreiben, das ich nach dem ersten Anblättern für ein kritisches hielt. Es standen viele gute Gedanken darin, aber siehe da! lauter schiefe Urteile. Die gläsernen Kugeln klirrten am Boden. Fehlgriff und Irrtum, selbst Parteilichkeit frißt den Wert eines Kritikers nicht an. Ein falsches Urteil kann noch immer ein starkes, ein gerades Urteil sein; aber was ist ein schiefes Urteil, wenn nicht eine Bekundung des tintenkleckſenden Säkulums? Ibsen? — ein Bürger. Hauptmann? — ein Bürger. Die Commedia dell' arte — die Zukunft des deutschen Dramas — dabei immer wieder bald ein guter, bald ein feiner, ja tiefer Gedanke.

Diesen Widerspruch zu lösen, wußte ich schließlich kein andres Mittel, als über den Kritiker nachzudenken und das zu suchen, was ihn unterscheidet.

Visionäre Bücher

von Oskar Loerke

Jedes Ding auf Erden ist nichts als ein ewiges Symbol in Staub gekleidet. – „Pan heißt die plötzliche Sinnfälligkeit der irdischen Sternerlebnisse in Pflanzen und Tieren." – „Darum ist der Mensch zu euerm Gott geworden, ihr Elohim." – Das sind Sätze aus den Büchern dreier Verfasser, die aus verschiedenen Gesichtspunkten dasselbe sehen. Sie beginnen das Wesen des Menschen nicht mit seiner Geburt und beschließen es nicht mit seinem Tode, sondern suchen bewußt das Überpersönliche im Persönlichen auf. Sie lassen es von seiner platonischen Idee wie den Kern einer Frucht vom Fleische umgeben erscheinen oder lassen es umgekehrt aus dem Kerne seiner Idee zum phantastischen Gebild aufschwellen oder fühlen seine Wurzeln an den Grenzen des Raumes und der Zeit in den Gestirnen.

Der erste Satz stammt aus dem Roman „Der Golem" von Gustav Meyrink (Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1916). Die Maschinerie, die das Buch bewegt, besteht aus einer Kriminalgeschichte. Zwei Feinde, der Trödler Aaron Wasserturm und sein Sohn, der Student der Medizin Charousek, deren Gegnerschaft tief im Rätselhaften des Blutes versteckt bleibt und daher auf tückischen Umwegen und mit unheimlichen Schleichertritten einhergeht, bringen mit ihrem Haß und ihrer Rachsucht die ganzen über das noch altertümlich dunkle und verrufene Ghetto Prags verstreuten Nebenmenschen in die Gefahr, in ihre ausgestellten tödlichen Fallen zu stürzen. Die Hauptperson der Erzählung, der Gemmenschneider Athanasius Pernath, muß denn auch unter Mordverdacht als Gefangener Wasserturms aus dem Judenviertel ins Gefängnis und kommt als Befreiter Charouseks in dasselbe Viertel zurück, als es abgerissen, durchlüftet und neu aufgebaut wird. – Das Menschliche, also Ethische der Geschichte breitet sich in reichen phantastischen Szenen von ungemeiner Eindringlichkeit aus. Der Dichter läßt unser Innerliches sich doppelgängerisch neben dem Äußerlichen formen. Das Ethische überragt immer die Schranken des Persönlichen. Es hat die Menschen, je nachdem sie sich fügen oder widerstreben, in Dienst oder Fron wie mechanische Puppen. Oder, von uns aus betrachtet: Weisheit, Bosheit, Hellsichtigkeit, Trübung aus Blutzwang werden zu Dämonen, Götzen und Göttern, weil sie immer uns brauchen, wenn sie uns auch nähren. Nur verbunden mit Gestalt sind sie Gestalt, und Meyrink beschwört ihren Spuk. Wenn er sie über das Stadium bloß geistreicher Erfindung einmal nicht hinausbringt, zerbeißt er sie wieder mit scharfem Spott wie auch in früheren Werken schon. Er hat seine visionäre Lebens-

landschaft gleichsam in die Breite und in die Tiefe mit gewitterhafter Spannung geladen und zwingt mit ungewöhnlicher Kraft realer Phantasie im Natürlichen, mit Naturalismus im Übernatürlichen alles Sichtbare und Spürbare, das er angreift, zur Deutlichkeit. Das Judenviertel hat in der gespenstischen Finsternis unterirdischer Gänge eine Stadt unter der Stadt; die verfallenden Häuser in den Engpässen der Gassen sind seelische Wesen, die ihren Bewohnern das Verborgenste ausgetrunken haben und es forterben; und über den Straßen die Giebel hängen an trüben Tagen in der Luft wie ein schwebender Friedhof mit Leichensteinen. Die Menschen sind dort „wie Schemen . . . nicht von Müttern geboren . . ., in ihrem Denken und Tun wie aus Stücken wahllos zusammengefügt". Sie gleichen alle dem Golem, den hier einst ein Rabbiner mit kabbalistischen Künsten „zu einem gedankenlosen, automatischen Dasein berief, indem er ihm ein magisches Zahlenwort hinter die Zähne schob". Und wie er zu einer Lehmfigur erstarrte, sobald der Streifen mit der Silbe des Lebens aus seinem Munde genommen wurde, so auch jene Menschen. Sie stehen unter dem Gesetz einer Angst, leben vom Warten auf Wunder, sind Wirkungen von Ursachen, über die sie keine Gewalt haben. Schicksalskräfte alter Jahrhunderte fließen zusammengepreßt in den Einzelnen, wie durch ein Ausgangstor ins Leben, und verhalten sich zu ihm nun wie die Kräfte jenes Rabbiners zu denen seiner Puppe. Wir sind alle der Ausgang aus einem ungeheuren Staubecken, da, wo das Ich beginnt. An der Hauptfigur des Buches wird das Golemgleiche besonders faßlich dadurch, daß die Grenze seines Bewußtseins nicht in der Kindheit liegt, sondern im Mannesalter: er war wahnsinnig, und man hat das Seelengemach mit der Verwirrung durch Suggestion gleichsam zugemauert. Sein Leben bricht um Jahrzehnte früher als das anderer nach rückwärts an einer Wand aus Nichts ab. Er ist der Mann ohne Erinnerung, die Seele ohne Schatten. Aber: „Wissen und Erinnerung ist dasselbe." Und er sucht nach Bewußtsein. So steht er manchmal in tiefer, riesengroßer Einsamkeit, die ihn von den Nebenmenschen trennt, auch von den Nebendingen mitunter, und es geschieht ihm (wie jedem), daß er zu einem Ding, das er in einer Sekunde erreichen kann, durch eine jahresgroße Zeitschicht voll Dunkelheit muß. In solcher Einsamkeit ist Raum und Nötigung, sich selbst zu begegnen. Wenn schlafende Menschen erwachen, so fallen sie ihren Sinnen zum Opfer zu tieferem Schlaf. Es ist etwas von der Besinnlichkeit Tschuangtses darin, der träumt, er sei ein Schmetterling, und nachher nicht weiß, ob er nicht ein Schmetterling ist, der träumt, er sei ein Mensch. Sich selbst begegnen heißt, ringen „um das Leben, das mein ist, weil es nicht mehr mir gehört". Der Pagad, die Karte aus einem Kartenspiele, das Pernath in der unzugänglichen Kindheit einmal selbst bemalt hat, quillt zu seiner eigenen

Gestalt an, hockt ihm gegenüber und sieht ihn an: einer muß der Golem werden von den beiden. Das ist der Blick über die Wand aus Nichts hinaus, und wem sie nicht aufgerichtet ist, den begabt vielleicht sein Blut mit einer Leidenschaft „über das Grab", — über das Grab vor der Geburt und nach dem Tode, eine Liebe wie die des Schemajah Hillel oder ein Haß wie der des schwindsüchtigen Charousek. Das Blut ist ein Strom, länger als alle Ströme. Der Student haßt nicht mit feigem und kleinlichem Haß, der die Welt verarmt und verstümmelt. Er haßt den Vater, eigenes Blut: wissend aus Erinnerung. Der Haß erleuchtet ihn, steigert den Scharfsinn, bewegt Helferhände, quillt wie Sauerteig in die Breite. Er wird Welterkenntnis, und Erkenntnis ist auch schon fast Liebe. Er überfliegt weit die Tatsachen, aus denen er erklärt werden könnte. Nicht daß Wassertum abstoßend häßlich, schmutzig, gemein, geldgierig ist, nicht daß er Charouseks Mutter verführt und dann in ein Bordell verkauft hat, nicht daß sein vergötterter Pflegling Doktor Wassory als Augenarzt Hunderte von Menschen geblendet hat und ihnen dafür Geld erpreßte und für Wassertum Millionen zusammenscharrte, erklärt den Haß, sondern das Blut, ein Unflat von Ewigkeit. Engelhafte Milde des Verfolgten könnte diesen Haß nicht auslöschen. Und Wassertum soll mit einem unerhörten Gespinst von List gezwungen werden, sich selbst zu vergiften, damit von seinem Blute nichts auf der Erde vergossen wird, sondern eingeschlossen in den Leib in die Grube muß. Die Leidenschaftlichkeit, auf dem vorgezeichneten geistigen Wege zu Ende zu gehen, läßt etwas Heiliges aufleuchten, die Heiligkeit des Besessenen, wie ein anderer Besessener in dem Buche, der Lustmörder Laponder, keine Wahl hat, zu morden oder nicht, — aber als das Gericht ihn fragt, gesteht er die Tat ein, denn die Wahl zwischen Wahrheit und Lüge hat er. Durch das Auswirken einer längst gelegten Ursache wird man frei, vielleicht endgültig von der ganzen dunklen Reihe bis zu ihr hin. — Wenn Meyrink sein Werk als Traum erklärt, so will er es nicht für eine bürgerliche Phantasie erschütterlich machen, sondern legt das Ganze auch auf die z w e i t e Schale jener Traumwage des Tschuangtse.

Die Ungewißheit des Gewissen lebt auch in dem Buche „E l o h i m" von Paul Adler (Hellerauer Verlag, Dresden-Hellerau). Orphische Klänge bewegen die Steine, — so müssen sie auch die Sehnsucht haben, die Steine zu setzen und in Festem zu gerinnen. Aber sie dürfen es nur in dem einen Augenblick der höchsten Verzückung, da sie es doch für die Ewigkeit möchten, im zweiten schon erstarrt das Schöpferische im Geschöpf und ist von ihm verschlungen. Gott und die irdischen Wesen sind stärker als die Götter zwischen ihnen. Die Klänge stehen Gott näher „als unten die Bilder. Und es ist wenig Körper an ihnen, kein Hier und Da, das dem

Nichts angehört, und auch kein Ich, das sie von Elohim weit entfernt hält Sie sind Götter, und sie erweisen sich dir auch noch dadurch, daß du sie nicht zu sehen, nur zu hören vermagst. Allein du kannst sie auch nicht greifen, vielmehr nur von ihnen ergriffen werden. Als Seelen suchen sie dich, traurig nur darum, weil sie von dir verschieden sind. Und nur die Weisheit übertrifft sie noch an Seele". Diese Art des Dichters erscheint am deutlichsten in der schönsten seiner vier, mindestens in der Eingebung großartig weitgespannten Geschichten. Der chinesische Maler U-Tao-Tse, der in alle Gebilde von seiner Hand mit letzter Wahrheit den reinen Bestand der Welt gelegt hat, erschafft sein bestes Werk, einen zweigipfligen Berg darstellend, nachdem er die Hände abgehauen hat, allein aus der äußerst geläuterten Erkenntnis der Seele. An die Wesenhaftigkeit dieses Bildes glaubt er so klar, daß er es wagt, hineinzuschreiten. Da ist er und das Bild verschwunden. Der Berg aber *ist* irgendwo in China, solange es Menschen gibt, die auf seine Wirklichkeit vertrauen. Ein Mönchsorden haust auf ihm. Die Heldenhaftesten im Glauben bewahren ihn in der Welt. Von Zeit zu Zeit schwindet er, aber wer, während er unter den Füßen vergeht, dennoch zu seinem Gletscher vorzudringen wagt, erhält ihn in seiner Wirklichkeit. — Wir befinden uns in einem geistigen Gebäude der Welt, in dem die Dinge stehen wie hinter einer in der Hitze flimmernden Luftschicht. Die dichterische Verschwendung an die Dinge, scheinbar um ihrer selbst willen da, ist bis ins letzte gewählt und bedacht, aber noch ein härenes Kleid ist Verschwendung in einer Welt, in der ein Jahrtausend ist wie ein Tag. So müssen mitunter die Bilder ins Ganze zurückgerissen werden, an einem Punkte, an dem sie schon zu weit ins Irdische verwandelt sind. Manchmal stimmt nur der Schatten eines Dinges, nicht aber dieses selbst: ich sehe auf den ungeheuren Schatten und verfolge ihn, während ich meine, das Ding zu verfolgen, das ihn wirft.

Von Theodor Däubler sind im Hellerauer Verlage zwei neue Werke erschienen: „*Der sternhelle Weg*", Gedichte, und „*Wir wollen nicht verweilen*", autobiographische Fragmente. (Über das zweite sei vorweg und nur nebenbei angemerkt, daß seine Sprache des öfteren unerträglich wird. Versrhythmen, Assonanzen und Reime wirken in einem prosaischen Werke unsäglich prosaisch, und nur esoterische Pfaffen werden für sie streiten.) Autobiographie sind die Fragmente in dem Sinne, wie es Gedichte, auch Däublers zyklopisches Gedicht „Das Nordlicht" sind, zu dem sie vielfach parallel laufen. Wo beginnt der Dichter das Dasein? Unser Menschenleben hebt nicht bei den ersten Menschen an, es hört dort schon fast auf. „Urlichtsekunden" sind Däublers Erlebnisse, „Urlicht-Vermuten" ist sein Schaffen. Er zelebriert jenes Weltgeschehen, das vor zehntausend Jahren genau so weit war wie es heute ist. Die geschichtliche Zeit hat ihm keine

Tiefe. Er sagt: du Meteor in mir, erwach! In unserem inneren Chaos ist die Erde noch mit der Sonne vereinigt. Wenn wir in den Geist vordringen, dringen wir an den Anfang der Welt. Der Anfang ist im Lichte der Gestirne wie in unserem inneren Lichte, das Ende liegt in der kalten Mitte: in den zeitlichen Erscheinungen. Er meint es wie Heraklit, der da sagt, daß im Leben wie im Tode für uns Tod und Leben vereint ist. Darum will er die Alten sterben lassen, wie sie „in der Stadt der Ewigkeit" gestorben sind, entrückt „den Umklammerungen des Vorüberstürzenden". Verfolgen wir die Gedanken durch die Zeiten, so treten wir auf der Stelle, aber im Raume strahlt ihre Ewigkeit auf, — das wiederholt er fort und fort — und die Erde hat sich „als ihr Ereignis vorbereitet, als einen Stern in Menschenhand". Wir wollen nicht verweilen, wir wollen diesen sternhellen Weg gehen. „Wir werden aber wenig träumen, denn wir könnten uns dabei versäumen." Wir wollen uns vielmehr über den Traum von unserm Traum wundern. Wir erschrecken dabei wohl über unsere Gelassenheit. „Woher die Ruhe bei so kurzer Frist? Weil die Ruhe nicht mehr Ich ist", sondern das Wesen der Welt. Wer das Licht sieht in seiner Feier, der zählt zu den Helden. — Bei derartiger Einstellung nehmen die nächsten und umfassendsten Realitäten wie Licht, Nacht, Meer, Wind, Mann, Weib für Däubler mythisches Wesen an, weniger umfassende erheben sich nur noch zum Bilde und zur Allegorie, und das noch weiter Untergeordnete muß aus dem Vokabelbuche seiner Sprache übersetzt werden. Gar, wo die Mythisierung schon Mythisiertes anrührt: Städte, Götter und Genien, tritt wie durch Kurzschluß eine Auflösung ein. Jede Gestalt ist ihre Deutung, unmittelbar, sonst gewinnt uns weder Deutung noch Gestalt. — Es ist etwas Tragisches für uns, daß wir an das Unendliche wohl verloren sein, uns aber nicht mit unserem Willen verlieren können. Wir dürfen auch der unendlichen Empfindung nicht sagen, daß sie unendlich sei: sie endet sofort, — und im Gedicht beginnt sie alsdann zu reden wie ein Schullehrer. Aber es ist auch die Herrlichkeit der Kunst, daß sie — da wir in äußersten Begriffen immer leben, aber nicht von ihnen —, die vielleicht einzige Möglichkeit besitzt, von ihnen zu leben, indem sie in ihnen lebt. Im „Nordlicht" war es schwieriger, Däubler zu folgen, als in seinen neuen Büchern, weil er mit Predigerton immer wieder die Erde in die Sonne stürzen ließ, während wir doch auf der Erde noch leben möchten. Sind die Daseinsrätsel erraten, so gilt das soviel, als seien sie noch gar nicht aufgegeben: sie fallen sofort wieder in ihre Rätselhaftigkeit zurück. Ebensowenig wie das zufällig Einzelne hat in der Dichtung das allzu große Allgemeine Raum: das ist darum vereinzelt, weil es alles einschließt. Doch Däubler wußte das von Anfang an. Die Lösung letzter Fragen war ihm nur der Rückhalt, die Bedingung, unter der er immer

von neuem ansetzen konnte. Am Ziele sein, heißt beginnen. Das Wissen darum verleiht manchmal auch wohl der bloßen Rede Größe, wie wenn er sich etwa an den Ozean wendet: „Du wirst bleiben, aber aus mir spricht die Ewigkeit." In den Gedichten kommt er oft ohne siderische Umwege zum panischen Schrecken, zum panischen Erstaunen, zur panischen Schwermut und Heiterkeit. Die Entrücktheit im Blick, die Bewegtheit im Ton enthält sie. In der Antwort wird die Frage vernehmlich. In wenigen Reihen von Bäumen, von einem Mondtier, vom Papageien, einem Droschkenpferd, von Landschaft ist mehr Donnerwort als in seitenweise donnernden Worten. Bei Däubler ist nicht die Sucht, die heute überall die Lyrik kennzeichnet, zu beschreiben, bei aller Schärfe nicht. Der Mensch erfährt am Ende mehr von der Sonne als der Astronom, sonst gäbe es den Astronomen nicht. Vor der mütterlichen Erde zu wissen: „Wir suchen für dich in der Seele nach Ruh" und: „Es will ja die Träne geheim, daß sie sei", das trägt schon den Trost in sich: „Am Himmel steht der erste Stern, Die Wesen wähnen Gott den Herrn, Und Boote laufen sprachlos aus, Ein Licht erscheint bei mir zu Haus. Die Wogen steigen weiß empor, Es kommt mir alles heilig vor. Was zieht in mich bedeutsam ein? Du sollst nicht immer traurig sein." Die Intensität des Gesichts ist häufig so groß, daß ich heute nicht leicht einen zweiten wüßte, dem sie außerhalb des bloß Gedankenhaften und Nervösen in gleichem Maße zu eigen wäre.

Junius, Chronik: Zum Geleit — Hoetzsch contra Weber

I

Die große europäische Katastrophe hat in so vielen Hinsichten chaotische Zustände herbeigeführt und so viele Denk- und Gefühlsgewohnheiten erschüttert, daß nur strengste Willenszucht und gründlichste Besinnung auf den Weg der Neuordnungen weisen kann.

Eine Zeitschrift wie die „Neue Rundschau", die seit ihrem Bestehen bemüht war, dem Besten zu dienen und das Zukunftsreiche zu fördern — seien es schöpferische Menschen oder schöpferische Willensrichtungen — wird unter den tragischen Umständen, unter denen Europa ins neue Jahr eintritt, mit noch schärferem Verantwortungsgefühl ihrer bisherigen Aufgabe zu dienen suchen.

Für uns Deutsche treten da zwei Ziele vor allem in den Vordergrund. Es ist tausendmal gesagt worden, daß nun endlich die Zeit reif sei, um alle Kräfte, die fortschrittlichem Denken und Handeln im öffentlichen Leben geweiht sind, zusammenzufassen, so daß der unheilvolle Bruch zwischen

Arbeitsvolk und Intelligenz geheilt, die zehrende Spannung zwischen Regierenden und Regierten gemildert und in Schule, Rechtspflege, sozialer Gesetzgebung die Ziele liberaler und sozialer Denk- und Gesinnungsweise mit radikalster Energie gefördert werden können. Aussicht auf Erfolg wird dieses Streben nur dann haben, wenn es gelingt, die Widerstände zu überwinden, die bisher der politische Dogmatismus von links und von rechts dieser notwendigsten Aufgabe unserer nächsten Zukunft in den Weg gelegt hat. Wenn aus den Erfahrungen dieser unsagbaren Erschütterung nicht das Reformprogramm geboren werden kann, das alle aufwärts und vorwärts strebenden Deutschen zur großen deutschen Linken zusammenschweißt, wenn der gliederbindende Zauber der Sektiererei fortwirkt und heldischer Opfersinn und unerschrockenes Mannestum nicht aus den Schützengräben in die aufbauende Friedenswelt hinübergeleitet und gerettet werden könnte: dann bräche eine Zeit heran, für die das üble Wort Reaktion eine Beschönigung wäre. Ein Volk, das in solcher Geschlossenheit einen solchen Krieg erlebt und überlebt, sollte vor demagogischer Befleckung bewahrt werden können; wenn es leidenschaftlicher denn je und selbstbewußt sich als Kontrollinstanz, zur mehr als geduldeten, alles politischen Lebens empfinden wird, kann ihm das Maß von Freiheit und Selbstbestimmung nicht vorenthalten werden, ohne die nur reaktionärer Aberglaube eine geschichtliche Mission im Großen für erfüllbar hält.

Es gibt viele Wege, auf denen der einzelne dem Vaterland dienen kann, und auf ihren in freier Wahl aus freier hingebender Überzeugung geborenen Bestrebungen und Leistungen beruht die Schönheit, die Sittlichkeit, der Wert und die Zukunft der gesellschaftlichen Einrichtungen und ihrer Zusammenfassung in Staat und Gemeinde. Eine volle Harmonie dieser politischen und sozialen Vielseitigkeit ist nicht zu erreichen, aber als Zielvorstellung kann das Ideal solcher Harmonie nur wirken, wenn dummer einengender Kasten- und Klassenhochmut Teile des Volkes, die das Kriegserlebnis handelnd und leidend zusammengebracht und aneinander geschmiedet hat, nie mehr auseinanderzureißen und nach einem eingebildeten patriotischen Zollstab auf ihre nationale Wertigkeit abzustempeln unternimmt. Dieses Verfahren hat vor dem 1. August 1914 unsägliche Bitternisse und Mißverständnisse geschaffen und unserem politischen Leben, das in manchem Wesentlichen demokratischer, volksfreundlicher, aufbauender gestaltet ist als das der Westländer, den Makel östlicher Rückständigkeit und Subalternität aufgeprägt; es hat das politische Ausleseverfahren erschwert; es hat die nichtbeamtete Intelligenz, die Quelle aller schöpferischen Ideen auch im Politischen, aus dem politischen Kampf gescheucht und zum ästhetisierenden Zuschauer des häßlichen Zweikampfes zwischen bürokratisierter und plebejischer Gesinnung gemacht. Solche Zustände dürfen nie mehr wieder-

kehren. Türen und Tore sollen jedem Talent, jedem guten Willen, jeder starken wenn auch oft sehr unbequemen Regsamkeit weit geöffnet werden. Der Krieg, der nach außen hin, das ist unsere tiefste Zuversicht, den feindlichen Ring um unser nationales Dasein sprengen und uns unter die das Schicksal der Menschen bestimmenden Weltmächte einlassen wird, er muß nach innen als Befreier wirken, als Schuttwegräumer und Verjünger, auf den Bahnen, die das neudeutsche Wirtschaftsvolk fähig macht, die Schlacken einer noch nicht abgeschlossenen Entwicklung rasch abzustoßen und auch äußerlich eine Form zu gewinnen, würdig der Tiefe und Weite des Geistes, mit dem es seit seinem Eintritt in die Geschichte den zeitlosen Acker bestellt hat. Hier liegen die schweren Aufgaben wachsamer und unbestochener Kritik vor uns, und wir geloben, mit letztem Ernst uns ihnen zu weihen.

An diese Aufgaben reihen sich die Bestrebungen, ein größeres wirtschaftliches und damit auch kulturelles Solidaritätsgebiet zu schaffen. Man hüte sich, an Herrschaftsverhältnisse zu denken: es geht um gegenseitige Ergänzung und Abhängigkeit. Geschichte, politisches Schicksal und die elementaren Gebote der Wirtschaftsgeographie stehen als Triebkräfte hinter den Bestrebungen, die ich hier andeute. Sie suchen noch ihre Gestalt. Sie suchen für die Bundesverhältnisse noch eine Form, die den Deutschen und den Völkern der Donaumonarchie das Gefühl freier Selbstbestimmung in der Gebundenheit nicht nehmen. Gewiß scheint mir, daß es heute, nach dem ungeheueren Erlebnis des gemeinsamen Krieges, kaum noch dem freien Belieben der Politiker anheimgestellt ist, ein erhöhtes und zur Dauer erweitertes Bundesverhältnis zu wollen oder nicht zu wollen; aber ob man dieses als mitteleuropäischen Block bezeichne oder mit andern Namen belege, ist zunächst fast ebenso gleichgültig wie die endgültige territoriale Abgrenzung dieses Gebietes. Sie genau anzugeben, steht heute in niemandes Gewalt. Aber daß diese Bestrebungen über das engere Wirtschaftliche hinausragen und schon viel gewonnen wäre, wenn das Publikum die Ziele der Wirtschaftspolitiker durch Einstellung auf Mitteleuropäisches unterstützte und auch den Südosten politisch und kulturell in sein Denken aufnähme, wird keinem Sachkundigen entgehen.

In Freiwilligkeit sich den Geboten unterordnen, die Existenznot uns aufgezwungen hat und die Zukunft uns zu berücksichtigen nötigt, bedeutet keine Einbuße an Souveränität. Diese ist nie und nirgends ein Unbedingtes, Absolutes. Die deutsche und die österreichische Staatsidee stehen gleichberechtigt nebeneinander. Jene ist innerlich außerordentlich straff organisiert und auf den Block einer granitnen Nationalität gegründet, die aber wohl gelernt hat, der Grenzen ihrer Wirksamkeit bewußt zu sein, seit sie ins Weltpolitische verwickelt ist; diese ruft, um sich zu festigen, die politische

Vernunft und das elementarste wirtschaftliche Interesse zu Hilfe, ja sucht die Nationalitätsidee der Staatsidee unterzuordnen und hofft aus der europäischen Katastrophe, die für die Donaumonarchie die Folgen eines Sezessionskrieges mit bösem Ausgang zu haben drohte, die ersprießlichen Grundsätze zum Ausgleich und Neubau zu gewinnen.

Sind solche Hoffnungen utopisch, dann war unsere mitteleuropäische Grundorientierung seit 1879, die von Bismarck eingeleitete und ererbte, eine grobe Verirrung; daran ist aller Kritik gegenüber festzuhalten, wenn auch tausendmal bewiesen wird, daß der große Staatsmann nie, auch nicht nach dem mit Andrassy geschlossenen Pakt, für das Habsburgerreich einen warmen Blick und ein durch inneren Anteil belebtes Gefühl gehabt habe. Vielleicht ist der Sinn Bismärckischer Diplomatik, wie seiner gesamtpolitischen Grundorientierung überhaupt, gründlich mißverstanden worden, vielleicht hatten die russischen Politiker um Witte ein Recht, sich auf Bismarck zu berufen, als sie den deutschen Diplomaten das berüchtigte ‚Lâchez donc l'Autriche! Ils vous lâcheront tout de suite la France' zuriefen. Auch deutsche Publizisten gründeten ihren Pessimismus auf die Warnung: „Nicht bloß der Panslawismus und Bulgarien und Bosnien, sondern auch die serbische, die rumänische, die polnische, die tschechische Frage, ja, selbst noch heute die italienische im Trentino, in Triest und an der dalmatischen Küste, können zu Kristallisationspunkten für nicht bloß österreichische, sondern auch europäische Krisen werden, von denen die deutschen Interessen nur insoweit nachweislich berührt werden, als das Deutsche Reich mit Österreich in ein solidarisches Haftverhältnis tritt. In der Beurteilung Österreichs ist es auch heute noch ein Irrtum, die Möglichkeit einer feindseligen Politik auszuschließen. Kann sich nicht die Politik für Pflicht gehaltener Undankbarkeit, deren Schwarzenberg sich Rußland gegenüber rühmte, in anderer Richtung wiederholen?" Aber der Geschichtsverlauf hat diese Warnung zertreten, das solidarische Haftverhältnis ist Ereignis geworden, ein nie mehr auszulöschendes, was immer geschehe und welches seiner weißen oder schwarzen Lose das Geschick uns zuzuwerfen gedenkt. Die Schwierigkeiten sind ungeheuer. Die Kristallisationspunkte für Krisen, von denen der Meister spricht, bestehen weiter; aber heute dürfen wir hoffen, daß sie nach innen verlegt sind, den Willen zur Staatsgemeinschaft in Großösterreich nicht mehr berühren und die sinnlosen nationalistischen Widerspenstigkeiten gezähmt sind ... Seien wir doch ehrlich: dieser Teil des bismärckischen Erbes ist tot, eingesargt und verscharrt. Zwischen uns und ihm liegt — nicht die blöde Theorie der Welteroberung, die vielleicht hier und da in einem blinden alldeutschen Gehirn gespukt haben mag, aber nie von unsrer vorsichtig tastenden Diplomatie ernst genommen wurde; zwischen uns und die Bismarckzeit schob

sich die weltpolitische Fatalität, in die die großkapitalistische Entwicklung uns seither hineingezwungen hat und die, ohne freie Wahl zu lassen, Aufgaben stellte, deren südöstlicher Sinn sich erst allmählich enthüllte und erhellte. Seien wir glücklich, daß in diesem wichtigsten Punkte unser machtstaatliches Leben eine unschätzbar hilfreiche Beschränkung erfahren hat, denn die frühere Allerweltsbeflissenheit war unser Feind: sie hinderte, zu den uns heute feindlichen Weltmächten ein dauernd erträgliches Verhältnis zu gewinnen und in dem System den Platz einzunehmen, der uns gebührt. Die Bismärckische Auffassung des Bundesverhältnisses war abstinenzlerisch; die unsrige ist mit einem Bündel positivster Aufgaben bepackt, die, richtig angeschaut, uns wenigstens nach der einen Seite der feindlichen Koalition endgültig entlasten muß. Das ist unsre feste Überzeugung.

Hier also hat nun die Zeitschrift zwei Missionen, denen sie getreu dienen will, weil sie sich bewußt ist, daß nur durch die „Andacht im Kleinen" segensvolle Ergebnisse erzielt werden können und das Hantieren mit der großen Phrase überhäufter Programme und narkotisierender Versprechungen nur dem Scharlatanismus und der Demagogie zunutze kommt.

In Wissenschaft, Kunst, Literatur und Philosophie, auf den Gebieten also, in denen organisierter Wille nichts und schöpferische Einzelbegabung alles ist, versprechen wir, wie bisher, treu aufzumerken auf jeden Keim, der trächtig ist der Zukunft, auf jedes Geschenk der Gnade, die das Dasein bereichert, erhöht, ja allererst rechtfertigt. Von diesem Geistigen soll man in Zukunft noch weniger als bisher nur Genuß und stilisierten Zeitvertreib erwarten, es ist keine Beigabe zum Leben, kein bloßer Luxus, der den Alltag vergoldet: es ist dessen Mittelpunkt, von dem das Licht ausstrahlt, das den Kampf sehend macht und das Triebhafte vor Materialisierung bewahrt.

Hier, auf diesem geistigen Boden, mag unser deutsches Streben grenzenlos sein. Nicht grenzenlos, meine ich, in der posthumen Kritik der großen europäischen Leistungen, ohne die deutsches Geistesleben seine Höhen und Tiefen nie erreicht hätte: wie es ja, umgekehrt, tausendfach die Anregungen, die es empfangen hat, herrlich verwandelt und zu neuen Einheiten gestaltet, der großen Gemeinschaft der national nicht Vermauerten zurückgegeben hat. Ich spreche vielmehr von dem ‚Imperialismus' des deutschen Gedankens, dem duldsamsten, aufgeschlossensten, freiesten Produkt dieses Planeten, von jenem alten Erbgut des deutschen Universalismus und Humanismus, der blühte, als das Reich, zerstückelt und zertreten, in Ohnmacht gesunken war und die Weite der inneren Welt die Enttäuschten aufnahm. Er will nicht herrschen und unterjochen, er will alles Menschliche menschlich sehen und begreifend zu erhöhen suchen. Es wird nicht leicht sein, ihn auch in Zukunft zu pflegen, wo der Druck der politischen

und wirtschaftlichen Lasten, die der Krieg hinterlassen wird, an unserem Mark zehren wird; und es wird noch weniger leicht sein, dem Genius und der Schönheit frei zu huldigen, ohne den Knebel einer obrigkeitlichen höheren Kritik. Aber seine allumfassende Gesinnung darf nie aufhören, zu werben und zu wirken, nachdem einmal das wüste Vernichtungstoben gegen uns ein Ende gefunden haben wird. Freilich, wenn der Krieg nichts mehr zurückläßt als die siechen Trümmer eines zerschlagenen Europa, und die Vernunft dort verscharrt sein wird, wo die schwarzen Reste einst blühender und besonnter Wälder modern, dann werden wir uns um die Aufgaben des deutschen Gedankens in der Welt nicht mehr zu bemühen haben.

2

Ich lege eben die Studie von Prof. Otto Hoetzsch über ‚weltpolitische Konzentration' aus Händen. Es klingt dumm, sie nur interessant zu nennen: sie ist es aber im eigentlichen Wortverstande. Sie scheucht aus dem Gleichgewichtszustand, sie reizt zur Bejahung und Ablehnung, sie zwingt einem den Griffel fast automatisch zwischen die Finger. Dem Gelehrten, dem wir ein ausgezeichnetes Buch über Rußland danken, liegt der Anteil an der großen Politik im Blute: darum haßt er die Nebel der dilettierenden Phrasen. Er sucht nüchternste Klarheit, wie wenn es sich im Politischen um beweisbare Wissenschaft, um die Möglichkeit eindeutiger Ansichten und Zielvorstellungen handelte. Das ist als Standpunkt wundervoll, und ich bekenne mich zu ihm, obwohl mir bewußt ist, in wie beschränkendem Sinne Politik Wissenschaft sein kann. Doch wenn Hoetzsch von hier aus seine kritischen Pfeile auf Alfred Webers ‚Gedanken zur deutschen Sendung' richtet, gerade auf die Gedanken eines Mannes, der sich von der ersten Tagebuchnotiz an als deutschen Ideologen vorstellt, den das aufwühlende Erlebnis zwingt, Realpolitik zu treiben, eines Mannes, der sich vor den Augen des Lesers bemüht, in die Masse der anstürmenden Gedanken und Eindrücke Ordnung zu bringen, um sich nicht zu verlieren: so scheint er sich im Objekt seiner Kritik völlig vergriffen zu haben. Nicht der handelnde Politiker sprach, sondern der von der Politik Erfaßte und Betroffene, der ihrer, betrachtend, Herr werden will.

Daß das geschieht, gehört, wenn es von Berufenen geschieht, zur Politik gebärenden Atmosphäre, aus der die Zielvorstellungen auf lange Sicht stammen, eben das Ideelle, das Utopische. Dieses schreckt die betriebsamen, in der Enge der Zeitweiligkeit festgehaltenen Menschen, aber schließlich ist es doch die Realität von übermorgen. Was sie treiben, diese Ideologen des Geschichtlichen, ist noch nicht Politik, aber es führt irgendwie und irgendwann zur Politik. Sollen wir ihnen den Mund stopfen?

Ich gebe zu, daß Männer vom Schlage Webers vor dem Kriege oft in dem Irrtum befangen waren: das Innerpolitische gehe dem Außenpolitischen an Wichtigkeit voran, das Außen sei berufen, auch in den zwischenstaatlichen Beziehungen, immer mehr eine Funktion des Innen zu werden. Diese Anschauung liegt heute auf dem Scherbenhaufen obenauf, weil die demokratische Praxis all die Jahre an dieser politischen Grundfrage feige vorbeischlich. Aber als Tendenz der Entwicklung ist jener Glaube fast schon ein westeuropäischer Gemeinbesitz gewesen, und in allen westeuropäischen Ländern ist diese Tendenz, die jede billige Vereinbarung einem europäischen Kriege – einem Bruderkriege – vorgezogen hätte, von einer verhältnismäßig kleinen Gruppe Machtpolitiker und kapitalistischer Beutepolitiker erdrosselt worden. Warten wir ab, ob diese Tendenz, nach dem Umweg über diesen Krieg, nicht doch vielleicht irgendwie siegreich wird, nicht doch, durch den Umfang des Menschenmords und der Wertzerstörung, den Willen zur internationalen Vereinbarung stark mache. Nicht aus Liebe zu einer über den Waffen schwebenden Sittlichkeit, sondern weil dies sich als Weg des geringsten Widerstandes auch für die nationale Entwicklung der großen Völker desselben Kulturkreises experimentell erwiesen haben wird. Es kann so kommen, daß, was vor diesem Monstrum von Kriege Irrtum der Ideologen war, nach ihm als Irrtum der Realisten erkannt werden wird. Geben wir zu, daß die Analogien fehlen und schon die bisherige Bilanz der technisch-industriellen „Moderne“ auch die männlichsten Männer sehr nachdenklich stimmt.

Doch zu Einzelheiten. Hoetzsch lehnt die innerdeutsche Orientierung Webers ab, gleich als ob sie mit seinen Thesen nichts zu tun habe. Das ist doch seltsam: sie hat sehr viel damit zu tun. Es ist grundsätzlich verschieden, ob ich als Großpreuße oder als Großdeutscher Weltpolitik treibe. Beide bekennen verschiedene politische Gesinnungen. Der Machtbegriff des einen trägt noch heute, unterbewußt wie ich glaube, die agrarisch-patriarchalische Färbung des Vormärz, der von ihm Erfüllte gibt nur widerwillig zu, daß das unbiegsam straffe Herrschaftsverhältnis des Ständestaates von dem des liberalisierten kapitalistischen Klassenstaates umklammert, umwuchert werde: und daß der weltpolitische Konflikt, der uns heute in seinen Klauen hält, in seinen Ursachen (Kolonien, Beteiligung am Erschließungswerk des Planeten; Offenhaltung der Absatz- und Versorgungsmärkte) und seinen Mitteln (wirkliches Volksheer; Marine; Kriegsindustrie) aus diesem, nicht aus jenem entstanden sei. In diesen paßt schon Bismarck nicht mehr recht hinein, man kann das nicht oft genug sagen: er ist Aristokrat, Grandseigneur, Herrenmensch, dem jede liberalistische, neuzeitliche, „fortschrittsgemäße“ Milderung der ancien régime-Spannungen gegen den Kreislauf des Blutes ging; seine Güte gegen standesfremde Menschen war, im besten Falle, die Güte des überlegenen Herrn, der seinen Hund

streichelt: und es gab wenige Untertanen — Bürger —, die er so streichelte. Das, was an seiner Arbeiterversicherung und beim Übergang zum Schutzzoll seelenhaltig ist, beweist das. Die Wirtschaftsgesinnungen, die seither unseren riesigen Industrie- und Händlerstaat trägt und die zur Mitherrschaft gelangte Plutokratie durchdringen, ich meine: die Industriefeudalen und Bankokraten mit Anhang, ist diesem großen Einsamen, der nicht einmal die Bildung im Geheimratskittel vertrug, innerlich meilenfern. Alle Irrungen und Mißverständnisse unsres innerpolitischen Lebens stammen nun daher, daß die politische Maschine auf halbem Wege zwischen Großpreußen und Großdeutschland stehengeblieben, daß viele unter uns — nicht die Schlechtesten, nicht die Dümmsten und jedenfalls nicht die Unvornehmsten, das muß man zugeben — mit anachronistischen Mitteln ins Weltpolitische glaubten übergreifen, die so ganz neuen Bedürfnisse des Industriekapitalismus und Industriesozialismus glaubten befriedigen zu können. Leute wie Weber wollten, darin ganz realpolitisch, wie sich bald zeigen wird, aus dieser Zwickmühle heraus. Ich brauche vor unseren Lesern nicht deutlicher zu werden.

Was Hoetzsch nun über die Notwendigkeit der weltpolitischen Konzentration sagt, ist eine Erlösung. Da spricht die Not und das Gebot der Stunde aus ihm. Ich hoffe, daß dies auch dort gehört und befolgt werde, wo es Nutzen stiften kann. Aber — ich komme wieder zu den Einzelheiten. Der Publizist konstruiert einen säkularen Gegensatz zu England; Gottlob ohne ihn aufs idealische Geleise zu schieben, wie das Heer der im Weltpolitischen dilettierenden Philosophaster. Das heißt: die weltpolitische Betätigung Deutschlands stieß bei England auf unüberwindliche Hemmnisse, die Waffen allein können die Entscheidung bringen, ob es dem großen ozeanischen Imperium gelingt, dem Geiste und der Methodik seines Machtaufstiegs gemäß (S. 16), Deutschland mit Hilfe seiner Bündnisse das Schicksal von Spanien, Holland, Frankreich erleiden zu lassen. Ich weiß nicht, ob Eduards und Greys Politik der Absicht nach mehr als defensiv gemeint war, ob nicht vielmehr die Blindheit und schöpferische Ohnmacht der Regierenden in Downing Street (und anderswo) es verschuldet haben, wenn sie nicht auf der defensiven Linie festgehalten wurde. Lassen wir das, was ohne die genaueste Kritik unsrer Außenpolitik seit Bismarck resultatlos verlaufen muß, beiseite und halten wir fest im Auge, daß Hoetzsch die Feinde nach „Wertigkeiten‘ klassifiziert. Aber da finde ich am Schluß des vierten Abschnitts (S. 13) den die östlichen Probleme klar aufsummierenden Schlußsatz: mit einem Rußland, das auf Grund des Panslawismus Österreich-Ungarn auflösen und das im Bunde mit England die Türkei zerstören will, ist eine Versöhnung nicht denkbar. ‚Dagegen erwarten wir vom Ausgange des Krieges eine dauernde

Sicherung.' Wird hier nicht ein zweiter säkularer Gegensatz konstruiert, so wie es Rohrbach und Schiemann und ihre Gefolgsleute tun? Ich sehe keinen Ausweg, zumal ich mich erinnere: daß, einmal, das englische Imperium trotz maskierter Umgehung des Free Trade durch Markenschutz- und Patentgesetzgebung das dem deutschen Handel am weitesten geöffnete Freihandelsgebiet war und nützliche Kolonialverträge immerhin beinahe vereinbart waren; daß, zweitens, der Weltkonflikt sich nicht an Marokko, der Berührungsstelle mit der englischen Weltwasserstraße, sondern in Serbien, der russischen Balkansatraprie, entzündet hat und das Feuer durch Rußland des Balkans und Konstantinopels wegen geschürt wurde; und, drittens und wichtigstens, die Haltung unserer auswärtigen Politik seit Bülow, nach allen Seiten unbedingt freie Hand zu behalten, um sich nach allen Seiten weltwirtschaftlich betätigen und Interessensphären gewinnen zu können, zu einer Isolierung Deutschlands in der Weltpolitik führen mußte. Professor Hoetzsch läßt dieses ‚mußte' S. 10 in Sperrdruck setzen: was ich zu beachten bitte. Ich übersehe nicht, daß er ausführlich von Belgien spricht und mit beziehungsreicher Absichtlichkeit von Polen schweigt (wofür ich ihm dankbar bin). Doch weiß ich nicht, ob dadurch der Gegensatz zu Rußland weniger ‚säkular' wird, wenn ihm gesagt wird: Gedenke der weltgeschichtlichen Bedeutung des Tages, an dem der Donauweg nach dem Südosten, zu Bulgarien und der Türkei hin, von uns eröffnet wurde; wisse, daß die Ordnung des slawischen Balkans von heute ab Sache der Mittelmächte ist; sarge die alte Sehnsucht nach Zaribrod ein, dessen Besitz nun auch, neben den Historikern und den Ideologen des Panslawismus, Deine Wirtschaftspolitiker eine unbedingte Notwendigkeit nennen: im übrigen aber . . . Für mich ist auch hier ein ‚säkularer' Gegensatz errichtet und wir befinden uns, scheint mir, mitten in der realpolitischen Orientierung, unversehens im Bannkreis — des Ideologen Weber.

Wie auf diesem Wege der Ring gebrochen, die Richtung für unsre weltpolitische Konzentration und die unbedingt notwendige Wiederherstellung unseres Überseehandels gefunden werden kann, wird nicht sichtbar. Sie kann, scheint es, nicht eher gefunden werden, als bis das Hantieren mit säkularen Gegensätzen und Erbfeinden aufhört. Diese Vorstellung ist nicht nur dem Menschen grauenhaft, ebenso wie die Angst vor Vereinbarungen, die man durch das Wort ‚Kompromiß' entwertet und gegen die man einen Endgültigkeit schaffenden späteren Krieg in petto hält, sie würde, ganz unsentimental betrachtet, bei den heutigen und morgigen Machtverhältnissen, die Bemühungen auch des stärksten Genius zuschanden machen — ich rechne schon heute England und die Vereinigten Staaten als politisch zusammengehörig: ein Zustand, der sich seit Jahren kulturell und machtpolitisch vorbereitet hat und ganz bewußt von Joseph Chamberlain erstrebt wurde.

Anmerkungen

Hobbings Friedrich der Große

Neben die Volksausgabe von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen stellt der Berliner Verleger Reimar Hobbing nun, zu Weihnachten 1915, eine zweibändige Auswahl aus den Werken Friedrichs des Großen. Sie enthält die Essenz, oder wie man das Wesenhafte nennen will, aus dem literarischen Reichtum dieses einsamen Staatenbildners, der in desselben Verlags großartiger Gesamtausgabe, der ersten in deutscher Sprache, verewigt ist. Die Hauptabsicht dieses Geschenkes ist sicher auch die ideelle Wirkung, das dürfen wir dem bewegten Vorwort des Verlegers entnehmen. Er möchte an die schaffenden Kräfte des preußischen Staates heranführen, ihren Hauch, ihre Naturwärme spüren lassen; nur müssen wir verhüten, daß nicht immer wieder das Bedingte, Historische, Gewesene von ihnen ins Absolute gesteigert, ihr wahrhaft Allgemeingültiges in die sentimentale Ecke gestellt werde. Es ist gut, daß der Deutsche von heute, mitten im Abbruch und Umbau und Neubau, sich erinnert, wie bei Friedrich hinter dem Machtwillen der wehdurchfurchte Märtyrer steht, den wir Gesittung, Menschlichkeit, letztes Lebensziel, Kultur heißen: den er mit dem Geschlecht der klaren und gütigen Männer seines geistigen Umgangs liebt, und den seine Bestimmung ist, — handelnd zu vergessen. In dieser Zwiespältigkeit ist der königliche Problematiker mehr und anderes als Bismarck: er ist Vorläufer jener Deutschen, die einen geraden Weg von der Bestialität über die Nationalität zur Humanität konstruierten und an ihn glaubten.

Der Genius des Schöpfers und des Menschen strahlt aus dieser Zusammenstellung fast noch intensiver als aus der vollständigen Ausgabe. Der Handelnde und der Beschauer rücken näher aneinander, der Werkmeister, der fortwährend Distanz zum eigenen Werk behält, hat die Führung. Neben die charaktervollsten Auszüge aus den historischen Werken, den Denkwürdigkeiten aus dem Hause Brandenburg, der ‚Geschichte meiner Zeit‘, der Geschichte des Siebenjährigen Krieges treten die beiden Testamente, neben den jugendlichen Antimachiavell die ‚Regierungsformen und Herrscherpflichten‘ als Niederschlag reifster Regentenerfahrung; die militärische Gruppe erinnert an die Personalunion von Feldherrn und Staatsmann, wie die Dichtungen an die nie gelöschte Sehnsucht nach Musen und Weisheit. Und den Beschluß bilden die Briefe, die sich wie Atempausen zwischen die meist stahlharte Werktätigkeit legen —: die Kammermusik dieser königlich hohen einsamen Seele. Die Übersetzung gibt wirkliches Deutsch, nicht das Physikalische sondern das Ursprüngliche der Denkanschauung, was an sich nicht so schwer ist, da Friedrich die wundervoll zupackende Geradheit des Ausdrucks besaß, wie alle großen Tatmenschen. Und zwischen alledem steht Adolf Menzel.

S. Saenger

Schefflers Menzelbuch

Alle Kunstschreiberei, wenn sie gut ist, dient einer Propaganda, sie will etwas durchsetzen, einen Wert, eine Meinung von einem Wert. Ob sie ästhetisch, historisch oder

impressionistisch-gefühlsmäßig arbeitet, sie hat nur diesen einen Zweck. Wenn Scheffler heute, zu Menzels hundertjährigem Geburtstag, ein Buch herausgibt (bei Bruno Cassirer), so kann es sich auch hier nur um Haß und Liebe handeln. Es ist eine Ehrenrettung geworden, diktiert von großer Liebe und besonnenem Gerechtigkeitsbedürfnis. Seit die Kunstkämpfe unsrer Generation durchgekämpft waren, seitdem wir wieder wissen, was unsre Zeit gewollt hat und was ihr Stil ist, seitdem denken wir ruhiger über Menzel. Wir brauchen ihn nicht mehr so sehr als Blutzeugen für den Glauben unsrer eigenen Zeit, sondern wir haben mehr Distanz zu ihm gewonnen. Und nun steigt aus der Tiefe und dem Vielerlei, aus diesen sechs Seelen, die er ach in seiner Brust trug, eins auf, was wir fast vergessen hatten: das Genie. Gewiß hatte Tschudi recht, als er im Jahre 1896 darauf hinwies, daß es neben dem genialen Menschen in Menzel einen spießbürgerlichen Menzel gab, einen Feinmechaniker, einen, der dem Kunststück näher stand als dem Kunstwerk. Und ebenso recht hatte zehn Jahre später Meier-Gräfe, als er den jungen Menzel formulierte, und die bewußten, meist frühen, Nebenwerke den berühmten Hauptwerken entgegenhielt und sagte: Dort, in der wehenden Gardine, war er ein ganz großer Impressionist, die Potsdamer Bahn ist so gut, vielleicht besser als Constable und das Theatre Gymnase wiegt alle Friedrichbilder auf. Wir mußten erst einmal wieder wissen, was wirklich gute Malerei im Sinne unsrer Zeit ist und deshalb mußte gesagt werden, daß die „Tafelrunde" ein verkappter Knaus ist und der „Markt in Verona" ein übertrumpfter Meyerheim. Aber die Folgerungen, die man daraus zog, treffen heute nicht mehr zu und waren damals auch nur relativ. Menzels Irrtümer beruhten nicht auf Kompromissen an äußerliche Dinge, er ist nie ein Hofmaler oder Erfolgjäger geworden, auch seine Irrtümer sind Konsequenzen seiner Genialität, er wollte über jene Nebenwerke hinaus, er wollte mehr als das, und gegenüber der Herrlichkeit des Gesamtwerks zählen die Nieten nicht. Wo bliebe Hans von Marées, wenn man die gescheiterten Werke aus seinem Oeuvre einfach streichen wollte! Und von diesem Standpunkt aus betrachtet werden eine Menge von Bildern der späteren Zeit, die bei jener andren Fragestellung etwas unter den Tisch fielen, (weil sie zum System nicht recht passen wollten) aufs neue schön und großartig.

Schefflers Analyse von Menzels Künstlerpersönlichkeit ist schlechthin meisterhaft. Er ist doch der klarste und bedeutendste Kopf unter den heutigen Kunstschreibern, und wenn er neulich im Anhang zu seinem prächtigen Büchlein über „deutsche Kunst" (bei S. Fischer, Berlin) ein sehr bitteres Kapitel über deutsche Kunstkritik geschrieben und darin „bewiesen" hat, daß man, wenn man nicht entweder ein entgleister Maler sei, oder ein versoffener Bohemien oder mindestens rasend faul, daß man dann nichts von Kunst verstünde und nicht darüber schreiben dürfe — hier hat er sich in praxi selbst widerlegt („ich atme wieder"). Denn dieses eine große Kapitel seines Buches über den Menschen Menzel rührt an die tiefsten Fragen der Kunst, nicht nur an die beiden wesentlichsten Elemente in Menzels Kunst, an das Können und an den Geist, sondern an Kunst überhaupt, an das, was künstlerisches Schaffen im Charaktersinne eigentlich ist. Er stellt Menzels Seele vor uns hin mit einer fast unheimlich wirkenden Kraft in Intuition, die Seele dieses einsamen Menschen, der von Haus aus soviel Talent besaß wie kein zweiter moderner Maler, außer vielleicht Delacroix, und der aus Charakterstärke nicht ruhte, bis das Pflichtgefühl in ihm die Urkraft, das Genie, fast vergewaltigt hatte. Der, als er auf der Höhe des ganz unerhörten Könnens angelangt war, doch immer wieder die Kraft fand, sich seiner Empfindung hinzugeben und ganz Natur zu werden. Ein Mensch, der Ingres und

Daumier, Degas und Manet in sich hat, der aus seinem Talent nicht soviel zu machen wußte, wie jeder einzelne dieser Großen; der reicher ist als Leibl, wenn auch vielleicht nicht immer so schön, der lebendiger und schöpferischer ist als Feuerbach und die andren. Und der am Ende doch eine tragische Größe war, weil ihm das Letzte, ganz Befreite, ganz Göttliche versagt war, versagt nicht nur durch die Umwelt und ihre Ungunst, sondern durch den Zwiespalt einer großen Seele, die lieber untergegangen wäre als sich selber untreu geworden.

So wie Scheffler ihn gesehen hat, so wird, wahrscheinlich, hoffentlich, für lange Zeit sein Bild vor uns stehen. Von dem Kapital, das Menzels Kunst heißt, können wir, wenn wir es nur recht und nicht als Nachahmer verstehen, noch lange leben.

Bruno Cassirer hat dies Buch, dessen Manuskript er offenbar sehr geliebt hat, prachtvoll ausgestattet. Das Abbildungsmaterial ist selbst für den, der Menzel gut zu kennen glaubte, eine Überraschung. Viele selten gesehene und nie abgebildete Dinge sind darunter, besonders unter den Zeichnungen und Guaschen, und alles glänzend reproduziert. Vielleicht dürfte die zweite Auflage ein halbes Dutzend Werke des späteren Menzel mehr enthalten, etwa von der Art des „Cercle Kaiser Wilhelms I." oder der „Theaterloge" — nur, damit es nicht irrtümlich so aussieht, als komme es auch diesmal wieder vornehmlich auf den jungen Menzel heraus.

E. Waldmann

Gottfried Keller

Am 15. Juli waren es fünfundzwanzig Jahre, daß Gottfried Keller starb. Welche Wandlungen hat nicht in dieser Spanne Zeit unsere Literatur durchgemacht! Wie viele Größen kamen und gingen! Wie viele Richtungen haben wir begraben! Er aber steht heute so fest wie ehemals. Ja, in einer Welt voller Irrungen und Wirrungen glänzt sein Bild noch heller als vor einem Menschenalter. Er ist uns nicht nur der herrliche Verkünder der goldenen Erdenfreude, der Schönheit des Lebens, der Erzähler von reichster Erfindungsgabe, urwüchsiger, gesättigter Kraft und unvergleichlicher Plastik, sondern schlechthin der größte Epiker nach Goethe, dazu ein Weltanschauungsdichter, wie selbst Deutschland nur wenige hervorgebracht hat. Sein „Grüner Heinrich", in dem er mit feinster Psychologie bis in die dämonischen Abgründe der menschlichen Natur vordrang und mit schärfster Beobachtungsgabe die Entwickelung des Knaben und Jünglings verfolgt, ohne je seinem Grundzug: die unerbittlich durchschaute Wirklichkeit in den leuchtenden Äther der Dichtung hinaufzurücken, untreu zu werden, dieser Roman wird für immer die poetische Verklärung des „wesentlichen" Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, seines Werdens und Ringens, bleiben.

Ein solcher Dichter lebt nicht bloß in seinen Werken. Hier ist der Wunsch, auch die Persönlichkeit, die sie schuf, von Grund aus zu kennen, berechtigt und natürlich. Um so natürlicher, als sie ebenso interessant wie kompliziert und schwierig ist. Kellers künstlerische Entwickelung mutet selbst wie ein Roman an. Er hat wie wenige die Schmerzen und den Segen des Irrens erfahren. Mit vierzehn Jahren aus der Schule gejagt, Autodidakt, von heftigem Wissensdurst und dem Trieb erfüllt, sich mit den tiefsten Fragen der Menschheit auseinanderzusetzen, glaubt er zum Maler geboren zu sein. Eine zehnjährige Lehrzeit verbringt er, ohne Lehrer. Das Ergebnis ist ein künstlerischer Bankbruch und zugleich die Entdeckung seines dichterischen Berufes. Doch wieder lenkt er nicht in die ihm gemäße Bahn ein. Der geborene Epiker betätigt sich, verlockt durch die machtvolle, aber in tönender Rhetorik schwelgende politische Poesie der Zeit, in der Lyrik, und Jahre lang, während er schon an seinem größten Werk, eben dem „Grünen Heinrich", schafft, quält er sich mit fruchtlosen dramatischen Versuchen ab. Daß

dieses Ringen vergeblich war, hat er sich nie verziehen. An seinem siebzigsten Geburtstag soll er in seiner stachligen Art, die sich selbst am wenigsten schonte („Pankraz, der Schmoller!"), über die elende Zeit gewettert haben, die ihn als einen großen Dichter feiere, während er doch in seinem Leben nicht einmal ein ordentliches Drama zustande gebracht habe. Wer aber seine dramatischen Fragmente und Pläne kennt, versteht, warum sie nicht reifen konnten. Seine im Epischen so überschäumende Erfindungskraft erscheint hier wie gelähmt. Sehr fein hat Ricarda Huch einmal diese Selbsttäuschung Kellers mit der Lebendigkeit erklärt, mit der er seine Dichtungen schaute. Seine Gestalten, sagt sie, traten vor seinen inneren Augen wie auf einer Bühne auf und ab, sagten ihren Satz und machten dazu Mienen und Gebärden. So spielte sich, was er seiner Natur gemäß episch erzählen mußte, in seiner Vorstellung zuerst dramatisch ab. Zu all dem in seiner Poesie diese einzige Mischung von Nüchternheit und Phantastik, Lieblichem und Groteskem, strengem Realismus und erdenfernem Märchenduft!

Nicht minder interessant ist Kellers menschliche Beschaffenheit, wie es sich für einen originellen Dichter schickt, aus dessen chaotischem Innern sich die poetischen Träume schwer und mühsam lösten, ehe sie künstlerisch gebändigt wurden. Auch hier scheinbare Widersprüche wie Phlegma und Cholerik, ein keusches zartes Empfinden neben gelegentlichen Ausbrüchen von Derbheit, ja Roheit. War doch schon seine körperliche Erscheinung zwiespältig: ein großer, herrlicher Kopf saß auf einem zwerghaften Leibe. Aus diesem Mißverhältnis floß einiges Allzumenschliche in dem irdischen Wesen Kellers, dessen Dasein sich, wie eine seiner besten Freundinnen einmal schrieb, anders gestaltet hätte, wäre er einen Kopf größer gewesen. Zeitlebens stand dieser hypochondrische Optimist in einem schweren Kampf, den seine Phantasievorstellungen mit der Wirklichkeit führten.

Über die Fragen und Rätsel, die diese reiche Individualität dem Psychologen aufgibt, wurden wir früh unterrichtet. Schon wenige Jahre nach dem Tode des Dichters (1894—97) veröffentlichte Jakob Bächtold seine Briefe, Tagebücher und Entwürfe, verbunden mit einer kurzen Biographie, wobei er sich mit Rücksicht auf damals noch lebende Bekannte und Freunde Kellers nicht geringe Beschränkungen auferlegen mußte. Jetzt erscheint eine neue, erweiterte und vertiefte Ausgabe dieses Werkes, die Emil Ermatinger * übernommen hat. Von ihr dürfen wir manches bisher unterdrückte kräftige Wort Kellers, aber auch neue Aufklärung über ihn gewärtigen. Ermatinger tat sehr wohl daran, die Biographie von den Dokumenten zu sondern, indem er uns zunächst in einem starken Bande von 676 Seiten das Wesen und Wirken des Dichters schildert. Die Aufgabe ist ihm ganz vortrefflich gelungen. Vorherrschend in seiner Betrachtung ist die historische Linie — obenan steht für ihn der geschichtliche Zusammenhang. Das ist nach meiner Auffassung nur löblich. Schön aber ist, daß er sich dabei nicht auf das Literarische beschränkt, wie das so üblich ist, sondern auch das Politische, Religiöse und Philosophische, also möglichst die ganze Breite der Umwelt, mit ins Auge faßt. Er hat ein feines Gefühl für das Kunstmäßige, ohne je den Ideengehalt der Dichtungen außeracht zu lassen. Das war freilich für einen Biographen Gottfried Kellers eine unerläßliche Vorbedingung. So gelingt ihm denn die künstlerische Analyse und Charakteristik der Dichtungen wie etwa des „Grünen Heinrich" oder der einzigen „Sieben Legenden" nicht minder als beispielsweise das Kapitel Heidelberg. Wie sich in dieser Stadt unter dem Einfluß Ludwig Feuerbachs und Jakob Henles der Keller bildet, den wir lieben, wie jenes Weltgefühl entsteht, das seinen Schöp-

* Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Erster Band. Kellers Leben. Stuttgart und Berlin, Cotta.

fungen zur Voraussetzung wurde, das ist meisterhaft aufgezeigt.

Keller liebte bekanntlich die geschichtliche Betrachtung der Poesie nicht, doch an diesem Buch würde er seine Freude haben.

Otto Pniower

Der Roman des Afrikanismus

Die Geschichte Afrikas ist ein historisches Gebiet, zu dem nicht Bibliotheken, Ämter, Museen und Akten den Schlüssel besitzen, sondern die Theorien der Rassenforschung und der Völkerkunde. Klärt man in diese dunkle Vergangenheitsrichtung auf, so wird man zu Resultaten gelangen, die weniger der politischen Geschichte des Menschen als seiner Naturgeschichte zu Umfang und Tiefe verhelfen werden. Außer den bekannten Staatswesen der alten Hamiten, der Ägypter und der Berbereskenstaaten, den weniger bekannten der halbarabischen Kulturen rings um den Tsadsee, außer den Militärstaaten der südafrikanischen Zulus und Matabeles sind die sozialen Lebensformen Urafrikas heute unbekannt; und verdienen es vielleicht auch nicht anders, denn bei aller Merkwürdigkeit für Liebhaber mögen sie nicht einmal an Primitivitäten und Urzuständen ergiebiger sein als irgendwelche anderen Gesellschaftsgebilde nichteuropäischer Rassen. Aber über den Menschen selbst, über seine Anrassung, die Gesetze der Völkerverschiebungen, über Wanderungstermini und Bewegungsmethoden, kurz über alles, was wir heute als „vorhistorisch" zu bezeichnen pflegen, wird ein vom analytischen Geiste Europas beherrschtes und durchdrungenes Afrika die verschwenderischesten Auskünfte darbieten. Da die Rassengrundlage auch der heutigen europäischen Bevölkerung nachgewiesen negroider Natur ist, wird Afrika über den Menschen schlechthin und seine noch zu erratenden biologischen Vorgänger ein reicheres Material zur Verfügung stellen, als es sich unsere anthropologischen Laboratorien zu erträumen wagen. Um diesen vorhistorischen Schatz zu heben, wird man alle erreichbare afrikanische Geschichte studieren und das Erdreich selbst auf die europäische Stufe stellen müssen. Es geschieht durch die kapitalistische, handels- und verkehrstechnische, soziale, psychologische und elementare Eroberung des Kontinents.

Und schon steht auch eine solche europäische Geschichte Afrikas geschrieben, die genau wie europäische Geschichte zu behandeln ist, nämlich aktenmäßig, datisch, entwicklungsparagraphisch. Das Verdienst der Verfasserschaft fällt dem Schriftsteller, Forscher und deutschen Verwaltungsbeamten Dr. Karl Peters zu, der im Ullsteinverlag ein Buch „Afrikanische Köpfe" erscheinen ließ. Peters ist selber Afrikaner, nicht im Sinn des Meldezettels, aber im Sinn des lateinischen „Africanus". Ja, Peters Africanus ist selbst ein afrikanischer Kopf, dies verraten die Art seines Buches, der Tonfall, die Klangfarbe seines Stiles, die Wahl der von den Lieblingen erzählten Züge und die durch Persönlichkeit zusammenhängenden Beobachtungen nur zu genau. Wenn Peters von den Tragödien seiner afrikanischen Großen erzählt, von ihrer Verkennung im Lichte eines öffentlichen Europas, von ihrer Arbeit, ihrer Stimmung und ihren Träumen, dann weiß man, daß dieses politisch referierende Buch über afrikanische Köpfe mehr ist als ein Bericht, eine Information oder eine Propaganda. Es ist eine Gestaltung, der bildnerische, beinahe künstlerische Triebe innewohnen. Wer gut liest, liest in dieser Geschichte großer Afrikaner auch das individuelle Erlebnis, er liest die immer wieder individuell reproduzierte Lyrik eines spezifischen Afrikanismus darin, der im Autor ebenso schöpferisch wirkt, wie er in den Lebensläufen der fünf großen Afrikaner als wirkend nachgewiesen wird. Das Buch ist ganz sachlich geschrieben, in einem fast soldatischen Stil. Aber es ist nicht nur für den Wißbegierigen interessant, es ist auch als Stoff und literarische Leistung von der ersten bis zur letzten Seite so

spannend, daß man bedauert, den Autor in dieser Art nicht fortfahren zu hören.

Nach Ansicht Peters' aber ist der Roman Afrikas, der hiermit tatsächlich geschrieben erscheint, mit eben diesem unfertigen halben Dutzend als wesentlichen Figuranten des Afrikanismus erschöpft. Die Geschichtsbetrachtung des europäischen Kulturbelags Afrikas ist, der Kürze der Entwicklung und ihrer Schnelligkeit entsprechend, eine individualgeschichtliche. Das Epos der Paul Krüger, Cecil Rhodes, Menelik, Emin Pascha und des Kongogründers Leopold II. zieht vorüber, mit ihm der große afrikanische Hintergrund, das Urwald-, Riesenstrom- und Wüstenland, und das persönliche Leben als innerliches und oft moralisches Ereignis, mit sittlichen Problemen und der menschlichen Frage nach letzten Gründen und Dingen. Man erfährt Details zum Rahmen einer allgemeinen Kenntnis von afrikanischen Verhältnissen, Ereignissen und Persönlichkeiten. Aber dies ist der Wert des Buches nicht, das, wie gesagt, eigentlich eine konzeptive Form der Information vertritt und menschlich gestaltet, wo es Tatsächliches meldet. Es ist im wahrsten Sinn ein gutes und schmackhaftes Buch. Die prekäre Lage eines Forschers inmitten ehrgeiziger Konkurrenz kommt viel weniger und nirgends so peinlich zu Gefühl, wie etwa bei den psychologistischen Versuchen Stanleys, seine menschlichen Beziehungen zu Livingstone und Emin Pascha auf den englischen offiziösen cant hin reifzusprechen. Dennoch will mir gerade die Erscheinung Stanleys zugunsten des belgischen Kongo-Leopolds etwas dezimiert erscheinen. Stanleys Forscher- und Gründerleistung war enorm, und seine afrikanischen Reiseepen gehören zum Besten der Weltliteratur; sie sind in ihrer Art homerisch und von keinem Reiseschilderer übertroffen. Ob wirklich nicht Stanley, sondern Leopold II. der geistige Urheber des wunderbaren Kongostaates war, ist auch nach den Quellenangaben Peters' noch unklar. Stanleys Brutalität, seine amerikanisch-journalistische Verlogenheit in Geschäfts- und Darstellungssachen stehen außer Zweifel, auch wenn man nichts als seine eigenen Bücher gelesen hätte. Aber darum war er doch eine heroische Erscheinung, der in diesem Männergemälde eines werdenden Afrikas ein Plätzchen gebühren würde. Daß Eifersucht Peters zu einer Unterschlagung veranlaßt hätte, kann man nach dem durchaus noblen Ton seines Buches keineswegs annehmen. Dieser fällt um so mehr auf, als Kleinlichkeit etwas darstellt, das über Afrika in der Luft zu hängen scheint. Amerika erzieht die Menschen, von zweifelhafteren Eigenschaften abgesehen, zu einer gewissen Großzügigkeit. Bei Australien und Afrika ist das Gegenteil der Fall. Hier neigen die Menschen, im Banne des Landes, zu einer gewissen seelischen Zwerghaftigkeit. Ob es die Erde, oder ob es die verschiedene Rassennachstrahlung des Indianers und des Negers sind, die derart beeinflussen, ist heute noch nicht zu sagen. Gewiß ist diese eine versimpelnde Wirkung Afrikas, offiziell beinahe sind diese Kalamitäten afrikanischer Personalverhältnisse das Provinzlerische selbst in größeren Gesellschaftsgebilden; und genugsam kontrolliert auch dieser enge, klatschrige und boshafte Geist des Negers, der so sehr von der weisen Menschlichkeit des Indianers und des Orientalen absticht.

Von diesem „Neger"-Geiste ist im Petersschen Buche auch nicht ein Streifschuß zu finden. Wenn der Autor von Stanley nichts zu empfangen hatte, dann mochte dies eben in der persönlichen Art beider Männer gelegen sein. Der persönliche Stempel, der das Buch vielleicht in seiner Umfangspflicht verkürzt, in seiner Intensität und seiner Abrundung aber komplettiert haben mag, wäre von uns ungern vermißt. Ihm volle Gebühr und eine Empfehlung des Buches an jedermann. Es ist freilich kein Roman; aber es behandelt den allen fünf Porträten und dem Autor selbst gemeinsamen Roman des Afrikanismus.

Robert Müller

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Privatmoral und Staatsmoral
von Ernst Troeltsch

Wenn es wahr ist, daß die Heuchelei die Huldigung ist, welche das Laster der Tugend darbringt, so ist der Tugend noch selten in so ungeheuerem Maße und so leidenschaftlich gehuldigt worden wie in diesen Tagen, wo doch alle Teufel der Zerstörung losgelassen sind und das Schicksal der ganzen europäischen Welt auf dem Spiele steht. Unsere Gegner haben die gesamte internationale Moral der Menschenwürde, Freiheit, Humanität, Vertragstreue, Zivilisation und fortschrittlichen Entwickelung in einem glänzend organisierten Preßfeldzuge gegen uns aufgeboten. So brüchig diese Phraseologie seit der Erweiterung des Krieges zum Balkankriege geworden ist und so wenig sie heute noch vermutlich die zu englischen Vasallenstaaten herabgedrückten Neutralen täuscht, die Gegner haben damit doch die schon vorhandenen Abweichungen und Gegensätze aufgepeitscht, die öffentliche Meinung durch ihre Greuellegenden irregeführt, und der leidenschaftliche Haß steigert sich, einmal entfacht, wie jeder regelrechte Brand von selbst in seiner eigenen Glut. Auf der anderen Seite ist auch bei uns und unseren Bundesgenossen die moralische Erbitterung über das lange geschmiedete Komplott, über die unsere Existenz auflösen wollende Mißgunst, über die verschwörerischen Mittel und den gigantisch-verbrecherischen Plan der Aushungerung ganzer Völker die eigentliche Triebkraft des leidenschaftlichen Kampfes. Nur dadurch ist der Krieg zu einem Volkskrieg geworden, den der Bauer und Arbeiter mit sittlicher Zuversicht mitfühlt und mitdenkt, und gerade dadurch steigert sich gegenüber dem feindlichen Moralfeldzug unsere eigene Erbitterung und Unversöhnlichkeit. Auch unsere Regierungen haben das moralische Argument in vernehmlichster und überzeugtester Weise als das eigentlich entscheidende geltend gemacht: sie verlangen das Recht auf Existenz unserer Staaten und diejenige Selbstbegrenzung der anderen, die uns eine solche möglich macht, und zwar verlangen sie es als eine allereinfachste und einleuchtendste sittliche Forderung. So war es auch unausbleiblich, daß unsere Kriegspublizistik sich nachdrücklich auf das Moralische warf und neben unserem heiligen Recht auf Leben

und Entwickelung die sittlichen Schäden der Gegner aufdeckte, ja oft genug im Übereifer die ganzen Völker und ihre Kulturen als sittlich verfault und verrottet uns schilderte.

Aber freilich diese moralischen Beurteilungen gingen hüben und drüben von sehr verschiedenen Beurteilungsmaßstäben aus und haben unter uns selbst zu ernsthaften inneren Gegensätzen geführt, die zwar mehr von Person zu Person sich geltend machen und für das große Ganze nur als unterirdische unbehagliche Stimmung fühlbar sind. Dabei ist nicht an die Skeptiker zu denken, die in solchen Huldigungen mehr das Laster als die Tugend sehen und auch das Laster mehr als ein vulkanisch-naturhaftes Schicksal des längst heillos zerklüfteten Europa betrachten. Sie schweigen heute oder reden nur im stillen, und manche Moralskeptiker haben sich in feurige Anwälte unserer sittlichen Heldengröße verwandelt, die mit dem Eifer der Neubekehrten ihre Entdeckung nicht genug zu rühmen wissen. Die Schwierigkeiten und Spannungen liegen vielmehr in den Moralbegriffen selber, die wir anwenden. Es ist kurz gesagt der Gegensatz einer Friedensmoral und einer Kriegsmoral, einer Moral der Humanität und einer solchen des nationalen Egoismus, einer Moral des Heldentums und einer solchen der bürgerlich-liberalen Kultur, einer Moral der christlichen Liebe und einer solchen des Kampfes ums Dasein, einer Moral demokratischer Rechtlichkeit und Freiheit und einer solchen des aristokratischen Höchststrebens, einer Moral der Selbstbegrenzung und einer solchen des unendlichen Wollens und Selbsterhöhens. Von verschiedenen Ausgangspunkten her und mit verschiedenen Nutzanwendungen sind es doch zwei im ganzen einheitliche Strömungen, deren einzelne Elemente sich untereinander wechselnd verbinden und akzentuieren, die aber in der Hauptsache immer einen ähnlichen Grundgegensatz bedeuten. Beide Richtungen sind auch bei unseren Gegnern vorhanden, es fehlt gerade dort von Homer Leas „Day of the Anglo-Saxon“ und Crambs Buch über „England and Germany“ bis zu dem Sacro Egoismo der Italiener nicht an den brutalsten Verherrlichungen der Moral des nationalen Egoismus und der Gewalt; ja man wird sagen dürfen, daß dies als eine höchst wirksame Unterströmung dort längst in voller und breiter Weise ausgebildet worden war. Aber es sind dort die Meinungen führender Politiker und einflußreicher Gruppen, die bewußt im Hintergrund gehalten werden, während man für die Masse das humanitär-demokratisch-zivilisatorische Evangelium, bei den Engländern überdies als übereinstimmend mit dem Christentum, in den Vordergrund stellt und ihnen wie den Neutralen ein Bild von den Deutschen erfolgreich suggeriert, das an diesen nur die entgegengesetzte Moral des nationalen Egoismus sichtbar macht, ja sie recht eigentlich im Namen einer pazifistisch-demokratischen Moral international in Acht und Bann tut, um einen Exeku-

tionszwang der ganzen moralischen Welt gegen sie in Bewegung zu setzen. Es war dies eines der wohlüberlegten Meisterstücke in dem großen Kampfe, der weitaus erfolgreichste Schachzug der Gegner, freilich zugleich eine Heuchelei und Verlogenheit von wahrhaft ungeheuerlicher Größe, die furchtbarste Illustration des Gleichnisses vom Balken und vom Splitter, die das Abendland je erlebt hat. In Deutschland dagegen hat man eine solche Verhüllung nicht vorgenommen und gar nicht erstrebt, teils weil wir ehrlicher sind als die andern, teils weil wir weniger politisch geschult sind und überdies die psychologisch-ethischen Elemente in den heraufsteigenden Völkergegensätzen unterschätzten, teils weil wir mit einer gewissen Neigung zum Doktrinarismus auch in der Stunde höchster Gefahr solche theoretischen Gegensätze gerne durchdenken und verfestigen.

Freilich am Anfang war der Gegensatz bei uns auf ziemlich einfache Weise leidlich überbrückt. Deutschland hatte die Absicht, sich auf dem friedlichen Wege der Verhandlungen und kleinen Einzelfortschritte als Weltmacht, das heißt als eine über den Kontinent hinauswirkende Macht von ozeanischer Geltung, durchzusetzen, und hat das Netz der sich bildenden Koalitionen stets von neuem zerrissen oder doch gelockert. Als es sich schließlich über seinem Haupte schloß, da mußte es für sein Dasein kämpfen. Die Gegner ließen keinen Zweifel, daß es sich um seine politische und wirtschaftliche Existenz, um die Wiederaufhebung der Staatsbildung seit 1860 handelte. So war es ein Verteidigungskrieg gegenüber furchtbarster Lebensbedrohung. Da war es klar, daß auch vom Standpunkt der humansten und demokratischesten Moral aus die Verteidigung heilige Pflicht war und daß in der Verteidigung auch alles entfaltet werden mußte, was die militärische Energie verlangte. Humanität und nationale Begeisterung konnten sich hier vollständig decken. So haben insbesondere die deutschen Kirchen und deutschen Christen empfunden, in deren Ethik der Verteidigungskrieg bekanntlich erlaubt, ja geboten ist. So haben auch die Sozialdemokraten gefühlt, die alle Fortschritte der Arbeiterbewegungen durch eine Niederlage in Frage gestellt sahen und in dieser Sorge gleichfalls vom nationalen Gefühl ergriffen wurden. Nur einige schweizer aufgeregte radikale Literaturchristen verlangten von Deutschland das geduldige Unrechtleiden, das Martyrium als Probe echter Sittlichkeit, als Selbstaufopferung eines ganzen Volkes, das damit die ganze Kriegsgesinnung innerlich überwinden werde, wie Christus durch sein Selbstopfer die Selbstsucht der Menschheit gebrochen habe: es sind dieselben Leute, die in der Schweiz selber von den Einberufenen das Martyrium der Dienstverweigerung oder doch wenigstens die Überschreibung zum Sanitätspersonal verlangt haben. Von solchem frivolen Unsinn war bei uns nirgends die Rede. Nur der Abgeordnete Liebknecht hat vom weltlichen Standpunkt aus eine ähnliche Selbstauf-

opferung Deutschlands, einen Anfang mit der Aufrichtung eines guten Beispiels, verlangt. Aber auch er hat für diese gefährliche Phantastik zunächst keine Liebhaber gefunden. Man dachte sich im allgemeinen — freilich ohne genügende Kenntnis der in dem letzten Jahrzehnt herausgebildeten Weltlage — einen furchtbar schweren, aber raschen Kampf, der im wesentlichen den früheren Zustand wieder herstelle und befestige und den Ersatz der Kriegskosten bringen würde. Dann würde alles ungefähr wieder sein wie vorher und würde nach einer Reinigung der europäischen Luft von den großen Spannungen das europäische Kulturideal reicher und sorgenloser aufblühen können. Es ist nun aber ganz anders gekommen. Die ungeheueren Zerstörungen deutschen Einflusses und deutscher Arbeit in der Welt, die fabelhaften Kriegsschulden, die Schürung des Völkerhasses, die wahrscheinliche Fortdauer der feindlichen Koalitionen machen eine einfache Rückkehr zum Zustande vor dem Kriege unmöglich. Sie würde eine Niederlage Deutschlands sein im scheinbaren Sieg und den endgültigen Vernichtungskrieg nur vertagen. Deutschland muß eine wesentliche Festigung gewinnen, sonst hat es verloren. Es ist ein Prozeß, bei dem infolge der langen Dauer die Prozeßkosten den Wert des Streitgegenstandes weit übersteigen und wo daher mehr als dieser selbst gewonnen werden muß, wenn man nicht den Ruin will. In dieser Lage ist es nun aber keine einfache Verteidigung mehr, um die es sich handelt, sondern eine Neugründung und Neuorientierung der Zukunft. Unter diesen Umständen versagt die Moral der bloßen Verteidigung gegen lebensgefährliche Angriffe. Die Verteidigung muß Neubildung und Fortschritt der politischen Machtstellung werden mit allem, was dazu gehört. War man aber überhaupt einmal soweit, so war nicht schwer einzusehen, daß die ganze Idee des bloßen Verteidigungskrieges zwar populär höchst wirksam sein mag, aber bei tieferem Nachdenken doch sehr oberflächlich ist. Wie war dann das zu Verteidigende selbst zustande gekommen? Doch nur durch eine Kette von Taten, die ihrerseits aus dem politischen Willen eines großen Volkes und seiner Führer hervorgegangen waren und in denen die kriegerische Selbstdurchsetzung eines starken Lebensgehaltes alle entscheidenden Lebensformen erst begründet hatte. Und wofür kämpften die Gegner? Mochte es am Anfang ein kühner Überfall gegen uns gewesen sein, je stärker wir uns behaupteten, um so mehr wurde auch für sie der Krieg zu einer Verteidigung ihrer Existenz und Zukunft. In Wahrheit handelte es sich doch um unser Gefühl für Größe und Inhalt unseres nationalen Lebens, um dessen willen wir schon vorher unsere Anerkennung als Nationalstaat und dann unseren Anteil an der Weltpolitik fordern mußten und in dessen Durchsetzung wir auch vor der gewaltigsten kriegerischen Bedrohung nicht zurückweichen durften, wenn wir nicht den Glauben an uns selbst und

unsere Würde aufgeben wollten. Nicht das formale Recht des Angegriffenen auf Verteidigung und Notwehr, sondern das innere Recht nationaler Größe und nationalen Lebenswillens stand in Wahrheit in Frage. Stand und steht die Sache aber so, dann hält auch die Versöhnung von Humanität und Nationalität nicht Stich, die in dem Gedanken des berechtigten Verteidigungskrieges liegt. Vielmehr treten beide Ideen wieder auseinander, das Ideal nationaler Größe und voller Entwickelung aller Hoffnungen und Kräfte auf der einen Seite, das humaner Internationalität, demokratisch-pazifistischer Gerechtigkeit gegen alle Völkerindividualitäten, christlicher Menschenliebe auf der anderen Seite. Feurige Annexionisten sehen eine Weltzukunft des Deutschen heraufsteigen und appellieren an alte germanische Moral des Heldentums oder an moderne biologische Lehren unbegrenzten Entwickelungstriebes. Die Gläubigen einer ästhetisch-intellektuellen Weltkultur, doktrinäre Sozialdemokraten und sorgenvolle Christen dagegen kämpfen für das Übernationale und Universale und bestreiten gerade der politischen Gewalt den Anspruch, ihrerseits sich ins schlechthin Universale auszuwachsen. Es sind freilich wenige, die den Mut haben, daraus zu folgern, daß gerade wir in unserer bedrohten Lage mit dieser gefährlichen Selbstbegrenzung einen weit entgegenkommenden Anfang machen sollen. Die sozialdemokratische Minorität der Reichstagssitzung vom 21. Dezember hat diesen Mut gefunden, wie die bekannte Eingabe der sechs Verbände an den Reichskanzler den Mut zum Gegenteil gefunden hatte.

So ist die moralische Frage ein ernsthaftes praktisches Problem geworden, das die schon hinreichend schwierige Lage noch weiter verwirrt. Und doch besitzen wir Deutschen als Erbstück unserer großen Philosophen und Historiker eine Lehre, die wenigstens die rein moralische Frage viel tiefsinniger und klarer entwirrt, als es die allerdings nur für den ersten Anfang zureichende Lehre vom Recht des Verteidigungskrieges tun kann. Es ist die Unterscheidung von Privatmoral und Staatsmoral. Sie behauptet die Geltung des Moralischen für beide Gebiete, erkennt ihm aber auf jedem Gebiete infolge seiner besonderen praktischen Bedingungen einen verschiedenen, unter Umständen ins scheinbar Gegensätzliche auslaufenden Sinn zu, wobei doch die Gegensätzlichkeit angesichts der letzten Tiefe des moralischen Gedankens nur ein Schein ist.

Kant, der moralische Lehrer Deutschlands, dessen Lehre in Wahrheit, wenigstens bei den gebildeten Klassen, stärker wirkt als die eigentlich christliche und dessen Herrschaft über die Seele unseres Volkes durch das Gerede ästhetischer Immoralisten nur oberflächlich verdeckt wird, geht allerdings von der Privatmoral des einzelnen Vernunftwesens aus. Er fordert von ihm Würde, Selbstachtung und Selbstbegrenzung seines Trieblebens durch die

Hingabe an den allgemeingültigen sittlichen Imperativ der Vernunft und dementsprechend die Behandlung auch des Mitmenschen als eines vernünftige Eigenwürde besitzenden Freien, der niemals bloß zum Mittel gemacht werden darf, sondern auch seinerseits in der Würde seiner Freiheit anerkannt werden soll. Auf die Volksverbände übertragen bedeutet das allerdings die gegenseitige Anerkennung der Völkerwürde, die Selbstbegrenzung jedes einzelnen so, daß daneben die Freiheit des andern bestehen kann. Das wäre das Ideal des ewigen Friedens, bei welchem der intensiven inneren Entwicklung des Lebenstriebes Raum genug bliebe für jede Tapferkeit und jedes Höherstreben. Aber gerade im Zusammenhang damit hebt Kant die Voraussetzung hervor, unter der etwas Derartiges allein möglich ist, eine internationale Rechtsverbindung, die jeden einzelnen Verband vor Schädigungen und Überraschungen durch den anderen schützt. Er verkennt nicht den utopischen Charakter einer solchen Idee, bezeichnet sie aber als letztes Entwickelungsziel und Ideal der Vernunft, dem man sich wenigstens nach Vermögen annähern möge. In diesem „nach Vermögen" liegt aber die richtige Einschränkung, die so oft übersehen worden ist. Solange die Voraussetzung eines exekutionsfähigen, alle gleichmäßig schützenden Völkerbundes nicht gegeben ist — und daß wir davon noch unendlich weit entfernt sind, darüber machte er sich keine Illusion —, so lange ist es die Pflicht der einzelnen Verbände, sich selbst zu schützen, zu behaupten, und zu entwickeln mit allen Mitteln des Krieges und des Friedens, die dazu erforderlich sind. Darin steht der Staat unter Staaten anders als der Privatmensch innerhalb einer staatlichen Rechtsordnung. Das aber ist ein grundlegender Unterschied, eben der Unterschied zwischen Privatmoral und Staatsmoral. Von diesem Standpunkt aus weiß Kant alle politische Kraftentfaltung und das politische Ehrgefühl, eben damit auch den Krieg wohl zu schätzen. Er erwartet nur, ähnlich wie später Hegel, von einer Art List der Vernunft, daß sie auf dem Umweg über den staatlichen Ehrgeiz und die kriegerischen Tugenden die großen Staaten selbst erst heranbilde, die dann in der Anerkennung gereifter und universaler Vernunft sich verbinden.

Sieht man von dem utopischen Endziel ab und hält man sich an Kants Lehre für die Gegenwart, so ist sie gerade das, was wir brauchen. Sie bedarf nur eines weiteren Ausbaus. Diesen Ausbau hat in den Grundzügen Fichte geschaffen, der ja auch mit Kant zusammen der geistige Heros unserer heutigen Kämpfe ist und dessen Reden an die deutsche Nation — vielleicht — erst heute wirklich gelesen werden. Er empfindet im Staate nicht bloß die Mittel- und Übergangsstufe zwischen der Privatmoral und der Humanität einer geeinigten Menschheit, sondern eine in sich selber ethisch wertvolle Bildung, in der das Volk der freien Einzelpersönlichkeiten sich eint zu einem individuellen Ausdruck der Menschheitsvernunft und zu

dieser letzteren das Verhältnis einer Sondergestaltung unter ihren vielen staatlichen Individualisationen hat. Damit wird ihm der Staat zur Nation, zur überindividuellen Einheit der freien sittlichen Individuen, die wiederum selbst ein Individuum ist unter den nationalen Ausgestaltungen der Menschheit. Das Entwickelungsziel ist darum nicht ein pazifistischer Völkerbund, sondern der Reichtum vielfältiger Offenbarungen des göttlichen Menschheitsgeistes, die einander achten sollen, aber die doch nur im Kampfe und im vollen Einsatz ihres Lebens für die Verwirklichung ihres Ideals selber sich entwickeln können. Damit haben wir die Reihe: Privatmensch, nationaler Staat, Menschheit. Für jedes dieser Glieder entsteht aus seiner Lage seine besondere Pflicht: für den Privatmenschen innerhalb der festen Rechtsordnung die Kantische Moral der Schaffung eigener und der Anerkennung fremder Freiheit und Würde, für den nationalen Staat die opferwillige, hingebende Verwirklichung seines eigenen geschlossenen Kulturgehaltes in der Arbeit des Friedens und des Krieges, für die Menschheit die gegenseitige Achtung der Nationen als von Offenbarungen der Vernunft und die Führung der nationalen Kämpfe als im Dienste der Verwirklichung jenes Kosmos nationaler Geister stehend. Damit haben wir nun in aller Klarheit die Scheidung von Privatmoral und Staatsmoral. Noch weiter ist darin Hegel gegangen, der im Staate, wie einst Platon, die Verkörperung des göttlichen Geistes durch organischen Aufbau der Gesellschaft sah, die Privatmoral als subjektive Sittlichkeit dem Staate als ihrer Voraussetzung völlig einordnete und die Humanität als das Auf- und Niedersteigen der großen Staatsbildungen ansah, in denen der Weltgeist bald nacheinander bald nebeneinander sich offenbart und die in ihren schweren Zusammenstößen das dem Maß ihres inneren Wertes entsprechende Absterben oder Aufstreben realisieren.

Verwandte Gedanken arbeitete dann unsere große Historie heraus, nicht so sehr unter dem Einfluß der Philosophie, als unter dem des Gegenschlages gegen den Individualismus der Revolution und unter dem der Romantik, die von dem äußersten ästhetisierenden Individualismus aus in dessen Gegenteil, in den Sinn für die alten organischen Lebenseinheiten des Mittelalters, mit leicht verständlicher Dialektik umgeschlagen war. Eine konservativ-organische Auffassung der menschlichen Verbände erweckte gleichzeitig mit dem Druck der politischen Probleme des unfertigen deutschen Staates ihr das Verständnis für den Unterschied des Staates von der Gesellschaft und für das Wesen der großen politischen Mächte. Damit war die Unterordnung der persönlichen Moral, die Individuum mit Individuum verknüpft, unter die großen Forderungen des Staates, seines Machtwesens und der staatlichen Konflikte, von selbst gegeben. Aber das Verhältnis der Staaten selbst zueinander war ihnen um deswillen doch nicht

einfach das des Kampfes ums Dasein oder um Größe und Weltherrschaft, sondern die Herausbildung von Staatsindividualitäten, die im Kampf wie im Frieden ein zusammengehöriges Kultursystem von doch wesentlich einheitlichem geistigen Gehalt bedeuten. Ihre Kämpfe gelten wesentlich als Äußerungen ihrer inneren Kraft und ihres sich ausbreitenden Lebenswillens, die aber gerade die der inneren Bedeutung entsprechende äußere Machtstellung verwirklichen und sich durch den Gedanken der großen abendländischen Kulturgemeinschaft zu begrenzen haben. Es ist der Gedanke der Humanität, in der Fichteschen Fassung, nicht als ein rationeller Völkerbund und starrer Ausdruck einer überall identischen Vernunft, sondern als lebendig bewegte Fülle großer nationaler Geister, die, jeder auf seine Weise, die göttliche Welt widerspiegeln. Dabei ist es Ranke gewesen, der diesen Humanitätsgedanken noch weiter konkretisierte, indem er an Stelle der Menschheit und der Vernunft die abendländische Völkergemeinschaft, die germanisch-romanische Welt mit ihrem Untergrund in Antike und Christentum setzte. Sie allein ist unsere Vernunft, sie allein bildet einen wirklichen geschichtlichen Lebenszusammenhang, der für uns von Bedeutung ist. Die abstrakte Menschheit verwandelt sich in die abendländische Kulturwelt und das humane Ethos in die Anteilnahme an dem Geiste der höchstentwickelten Menschheitsgruppe. Trotz aller Veränderungen ist das aber im Grunde doch derselbe Gedanke wie der unserer Philosophen: die moralische Dreiheit von persönlicher Moral, Staatsmoral und Humanitätsmoral. In dieser Dreiheit bewegen sich auch noch die großen Historiker der Bismarckischen Epoche und auch der große Heros des neuen Deutschland, Bismarck selbst. Die Verbindlichkeit der persönlichen Privatmoral in ihrem Kantischen oder auch gemäßigt christlichen Sinne ist hier nirgends geleugnet, die Pflicht der Selbstbegrenzung auch des Staates auf das für sein Dasein Nötige und mit der europäischen Kulturgemeinschaft Vereinbarte ist hier nirgends geleugnet. Wenn die staatliche Moral und die Unabhängigkeit des politischen zwischenstaatlichen Handelns, vor allem des Krieges, von den Regeln der Privatmoral hier jetzt allerdings sehr stark betont und der Egoismus der staatlichen Selbsterhaltung und Selbsterhöhung lebhaft vertreten wurde, so sollte doch damit das Unterstehen auch des staatlichen Willens unter einer sittlichen Ordnung nie geleugnet werden. Das Wort vom staatlichen Egoismus, mit dem freilich bramarbasierende Doktrinäre viel Unfug getrieben haben, sollte doch nur der Unterscheidung einer Moralität des Staates von der des Bürgers dienen, aber weder die Privatmoral noch die europäische Humanität aufheben. Gerade Bismarck hat stets die moralische Forderung auch an den Staat aufs nachdrücklichste betont und auch nach dieser Forderung gehandelt, aber freilich in dem Sinne, den er damit verband. Auch Heinrich von Treitschke hat, wie alle

wissen, die seine unvergeßlichen Vorlesungen gehört haben, die moralische Gebundenheit auch des Staates, den Verzicht auf jede Ungemessenheit des Ehrgeizes, die Einstellung auf ein System gleichberechtigter Mächte jederzeit gepredigt. Die Betonung aber der besonderen Lebensbedingungen des Staates als des zur Macht organisierten Volkes war in der Lage der Neugründung des deutschen Staates und im Kampf gegen alte Reste eines unrealistischen Kosmopolitismus verständlich genug. Sie ist ja auch in der Historie der großen Friedenszeit nach der Reichsgründung wieder ganz naturgemäß zurückgetreten, und die Ausweitung des kontinentalen Horizontes zum ozeanischen der Weltpolitik hat das ihrige dazu beigetragen, daß wir das System der großen Mächte als ein auf der sittlichen Idee ihrer gegenseitigen Anerkennung beruhendes betrachteten. Noch jetzt mitten im Kriege hat einer der hervorragendsten deutschen Historiker in dem Teubnerschen Kriegsbuche diese Gedanken als den Inbegriff unserer politischen Moral bezeichnet: entschlossene Durchsetzung alles dessen, was zur Selbstbehauptung und Entwickelungsfähigkeit unserer politischen Existenz gehört, aber willige Einordnung in ein wirkliches und echtes Gleichgewicht der großen Mächte, das an Stelle des falschen und verlogenen kontinentalen Gleichgewichtes der englischen, England selbst davon ausnehmenden, Gleichgewichtstheorie treten soll; das sei das Wesen der modernen und christlichen Epoche der Völkerwelt im Unterschied von dem Weltreichgedanken der Antike und dem Universalismus der mittelalterlichen Kirche, welch letzterer doch zugleich der Mutterschoß des Gedankens der geistigen Kultureinheit selbständiger Nationen sei.

Damit ist bereits unsere Kriegsliteratur berührt. Auch sie zeigt den Gedanken allenthalben, aber in der heißen sie durchziehenden Temperatur mannigfach verbogen und umgeschmolzen, zugleich ohne sichere Fühlung mit unseren großen Denkern, zwischen denen und unserer Gegenwart die naturalistische und biologische Denkweise über sittliche Dinge liegt. Noch vor dem Kriege geschrieben, aber bereits erfüllt von der zu ihm treibenden Atmosphäre, ist das geistreiche Buch eines jungen Diplomaten, der sich Rüdorffer nennt. Hier werden die Staaten als Gewächse begriffen, die einen unendlichen Drang des Wachstums wesenhaft in sich tragen, als Bäume, die in den Himmel wachsen müssen, ob sie wollen oder nicht, die sich aber eben deshalb die Zweige gegenseitig schließlich zerschlagen müssen. Gleichsam als Querschichten einer diesen Wald durchziehenden Atmosphäre erscheinen dann die Strömungen universaler, humanitärer, kultureller, persönlich-ethischer Art, die das ungezügelte Wachstum hemmen und dadurch einen geordneten Wald hervorbringen möchten. Sie sind nach der Meinung dieses Weltmannes mindestens gegenwärtig schwächer als der Wachstrieb jener Bäume, wenn er auch seinerseits ein edles Bedürfnis

nach jener Harmonie bekundet. Bereits aus den Erfahrungen des Krieges heraus redet Eduard Meyer, wenn er ähnlich einerseits dem Staate, andererseits der geistig-humanen Kultur einen unendlichen Wachstrieb zuschreibt, bis zur Erreichung der Weltherrschaft, aber zwischen beiden Trieben in diesem Kriege einen tödlichen Konflikt ausgebrochen sieht, der nur durch entschlossenste Verabschiedung des humanitär-kulturellen Universalismus für die nächste Zukunft geschlichtet werden kann. Dann gilt es reinste Betätigung des persönlich-sittlichen Pflichtgefühls innerhalb des eigenen nationalen Kreises, aber gegenüber der furchtbaren Drohung der verbleibenden Gegner reine und entschlossene Machtpolitik, also Privatmoral nach innen und unbedenkliche Machtpolitik nach außen, wie bei den antiken Völkern andere Moralgesetze nach innen und andere nach außen gegen den Barbaren und Fremden galten. Die europäische Kulturgemeinschaft, die von den Gegnern so frevelhaft zerrissen ist, mag dabei bleiben wo sie will. Kühler faßt der ehemalige österreichische Minister Franz Klein die Sache an. Er stellt mit tiefem Bedauern fest, daß die liberal-humanitäre Periode Europas mit ihren Gedanken einer moralisch verbundenen und sich gegenseitig um deswillen im Machtstreben begrenzenden Völkergemeinschaft schon seit längerer Zeit sich in der Zersetzung befindet, daß an ihre Stelle überall eine moralinfreie, brutale Verherrlichung der Macht und Kraft, aber auch eine praktisch begründete Konkurrenz um die Versorgung enorm gesteigerter Volksmassen getreten sei. Von dem, was man die mit der persönlichen identische liberal-politische Moralität nennen könne, habe sich der Akzent auf eine Moralität des staatlichen Kraftbewußtseins und der kriegerischen Tugenden verschoben. Daraus sei die grauenvolle gegenwärtige Katastrophe unabwendbar hervorgegangen, und ihr Geist werde nach dem Kriege bleiben, womöglich sich verschärfen. Es bleibe gegenüber diesem Exzeß einer einseitig politischen Moral nichts übrig, als wenigstens die Zentralmächte in einem Geiste zu sammeln und dauernd aufeinander zu beziehen, der wenigstens in ihrem Verhältnis die alte humane Moral verwirkliche und von da aus vielleicht wieder vordringe. Der Block der Mittelmächte wäre dann zugleich auch ein Block politischer Moral, die mit der des bürgerlichen Lebens in Übereinstimmung bleibt, ein ähnliches Ergebnis, wie das Eduard Meyers, nur mehr auf den Ton der schmerzlichen Resignation gestimmt und die moralische Völkergemeinschaft wenigstens für Mitteleuropa behauptend und für die Zukunft wieder irgendwann erhoffend. Am feinsten hat Friedrich Meinecke, der Geschichtschreiber der Bildung der deutschen nationalstaatlichen Idee, in das Problem hineingeleuchtet. Er unterscheidet die ideale humanitäre Moral, die er ausdrücklich als Privatmoral bezeichnet und als Ideal anerkennt, von den realistischen Interessen des Staates, der nun einmal Macht ist und Macht sein muß, um sich selbst zu erhalten und zu schützen, der überdies die

Pleonexie, den Wachstrieb, wesenhaft in sich trägt und in der Erfüllung dieses Triebes seine Pflicht gegen sich selbst erfüllt, wenn auch dieser Wachstrieb nicht als ein unendlicher, jeder Selbstbegrenzung unter allen Umständen entnommener zu betrachten sei. In dem unvermeidlichen Zusammenstoß beider Pflichtenwelten sieht er dann Pflichtenkonflikte, die zu dem Reichtum und den Spannungen eines nicht rationalistisch ausgeklügelten Lebens gehören. Ja, ein solcher Pflichtenkonflikt trägt überdies noch selbst eine tiefere sittliche Bedeutung in sich, indem er in seiner Durchkämpfung gerade erst die Entfaltung des ganzen sittlichen und geistigen Reichtums der Nationen hervorlocke und damit zu jenem Nebeneinander reicher und großer Staats- und Nationalindividualitäten führe, in dem wir nach Fichte den Spiegel der Gottheit sehen. „Von der Höhe dieser Anschauung aus gewinnt der Egoismus der Staaten und Nationen eine andere Bedeutung. Er wird Mittel zum Zwecke der Entwickelung aller in der Menschheit schlummernden Kräfte. Die Weltgeschichte ist die Entfaltung der Individualitäten, und die in ihnen lebenden moralischen Energien entscheiden darüber, ob sie aufblühen oder vergehen."

Damit sind wir wieder bei der Gedankenwelt unserer großen Historiker und Denker angelangt, wie denn Meinecke selbst sich auf Ranke und Fichte ausdrücklich beruft. Aber es bleiben doch noch einige dunkle Punkte. Meinecke spricht von einem „Konflikt zwischen Privatmoral und Staatsinteresse", zwischen „dem Urteil des historischen Realismus und humanitären Idealen". Damit scheint dann doch der Gegensatz nicht zwischen zwei wirklichen moralischen Elementen, sondern zwischen einem moralischen und einem moralisch indifferenten zu bestehen. Andererseits erkennt er die natürliche Pleonexie das heißt das Ausdehnungsbedürfnis der staatlichen Macht nicht bloß als natürlichen Trieb, sondern als sittliche Pflicht des Staates an und setzt daher auch diesem Ausdehnungsbedürfnis Grenzen, ohne diese Grenzen näher zu bestimmen. Da muß es möglich sein, noch tiefer oder wenigstens deutlicher in das Wesen dieses Konfliktes einzudringen. Vor allem erscheint ihm der staatliche Egoismus als Mittel der sittlichen Entwickelung; dann aber muß doch auch von dieser Seite her jener Egoismus noch etwas anderes sein als bloßer Egoismus, wenn er wirklich diesem Zwecke dienen soll, was ja auch daraus hervorgeht, daß Meinecke, wie sehr hervorzuheben ist, ihn nicht als schrankenlos und in sich selber unbedingt setzt. Das aber deutet wieder darauf hin, daß man dem Problem noch näher kommen können muß. Dem dienen vielleicht folgende Erwägungen.

Das moralische Handeln der Einzelpersonen auf einander, das wir in dem oben durch Kant festgelegten Sinne verstehen dürfen, setzte den gegenseitigen guten Willen zu solchem Handeln voraus. Denn jeder, der so handelt, gibt dem andern gegenüber gewisse Deckungen und Schutzmittel

preis, die bei gegenseitigem Argwohn nicht preis gegeben werden dürfen. Soweit aber ein solcher guter Wille nicht vorhanden ist, setzt er die Rechtsordnung des Staates voraus, die wenigstens eine offene Verletzung der hierbei vorauszusetzenden Verhältnisse zwangsweise verhindert, wenn sie auch die gute Gesinnung selbst nicht erzeugen kann. Eben deshalb legte auch Kant so großen Wert auf die staatliche Rechtsordnung, die ebensosehr die Voraussetzung der Möglichkeit sittlichen Handelns ist, wie sie selbst aus der sittlichen Vernunft hervorgeht. Freilich hat man an seiner Lehre meist nur den zweiten Zug, die rational- naturrechtliche Begründung des Rechtes, nicht aber den ebenso wichtigen ersten, den Voraussetzungscharakter der Rechtsordnung für die Möglichkeit sittlichen Handelns betont. Ähnlich hat doch schon Luther auf den Einwurf der praktischen Unmöglichkeit der christlichen Moral, weil man sich damit jedem Lumpen und Buben preisgebe, geantwortet, daß es die Aufgabe der Obrigkeit sei, Lumpen und Buben daran zu verhindern. Ohne solche Voraussetzung der schützenden Rechtsordnung tritt das Notrecht ein, das dann freilich den Krieg aller gegen alle, das unbedingte gegenseitige Mißtrauen bedeuten würde, wie das das Verhältnis der Staaten zueinander in der Tat größtenteils ist. Für ihr gegenseitiges Verhältnis fehlt eine derartige die persönliche Moral ermöglichende Rechtsordnung und Erzwingbarkeit der Rechtsordnung. Und zwar fehlt das nicht nur wegen der Unvollkommenheit der bisherigen Entwickelung des internationalen Rechtes, sondern es fehlt dem Wesen nach und für immer. Hierin sieht die heutige Staatslehre und Soziologie allerdings schärfer als Kant es konnte. So unübersehbare, höchst verwickelte, in sich selbst und nach außen in tausend Interessenrichtungen zerteilte Gebilde, wie die modernen Großstaaten, könnten auch bei einem bessern Willen, als sie tatsächlich bezeigen, keine solche übergeordnete Rechtsinstanz über sich haben, wie eine solche sie auch nicht zu regieren und gerecht gegeneinander abzugrenzen vermöchte. Es bleibt in Wahrheit nichts anderes übrig, als die gegenseitigen Verhältnisse unter dem Einfluß der allgemeinen sittlichen Meinung und mit Hilfe eines unerzwingbaren, aber von Gewissen und Anstandsgefühl bewachten Völkerrechtes möglichst im moralischen Sinn zu regeln, aber im Übrigen mißtrauisch zu bleiben und das Pulver trocken zu halten für Überfälle und Übervorteilungen, das heißt eine jeden Moment sich selber schützen könnende Macht zu organisieren. Den ewigen Frieden gäbe es nur in der Gestalt eines gewaltsamen Weltreiches, wie das römische Kaiserreich der Weltfriede war. Rühmt man aber der christlichen Epoche die Befreiung und Bindung nationaler Geister innerhalb einer nur geistigen Gemeinschaft nach, dann braucht man für eine solche Weltordnung die geistige Weltherrschaft der Kirche, die doch niemals wirklich durchzuführen war und heute vollends unmöglich ist.

Damit ist bereits auch ein zweiter Punkt angedeutet. Das moralische

Handeln der Einzelpersonen aufeinander geht von Person zu Person, vom einheitlichen Ich auf das andere einheitliche und übersehbare Ich. Das eigene Selbst legt sich in bestimmter Klarheit dar, und die gegenseitigen Einwirkungen sind klar zu übersehen. Anerkennung und Billigung, Verwerfung und Zorn gehen auf einen ganz bestimmten persönlich zurechenbaren Gehalt. Diese Möglichkeit persönlicher gegenseitiger Zurechnung und klarer Beziehung der Handlungen auf ein einheitliches, verantwortliches Subjekt fällt aber bei dem Verhältnis von Staaten und Völkern völlig weg. Bei derartigen unübersehbaren, nirgends in einem persönlichen Kern faßbaren Kollektiveinheiten ist die moralische Gegenseitigkeit überhaupt dunkler, verworrener, unsicherer. Man arbeitet mit zerflossenen allgemeinen Umrißbildern von einander, die teils ziemliche Gleichgültigkeit teils überhitzte Allgemeinempfindungen erzeugen, ein wirklich moralisches Verhältnis aber nur in sehr abgeblaßtem Grade zustande kommen lassen. Man macht regierende Personen verantwortlich für Völker und Völker für Regierende, man schmelzt die Millionen trotz aller Unterschiede zu Einheiten zusammen und hat doch das Gefühl, daß sie eigentlich keine Verantwortlichkeit haben. Wiederum das eigene politische Kollektivhandeln ist bei der Geteiltheit der Verantwortung kein voll moralisches Handeln. Das hebt nicht die moralische Bezogenheit der Nation überhaupt auf, aber es erschwert, kompliziert und schwächt sie. Gleichzeitig aber mit dieser Schwächung der moralischen Bezogenheit kräftigt sich das Machtgefühl und der Interessenstandpunkt der Kollektiveinheit, der für ihre Sicherstellung in erster Linie nur dieser Weg und nicht der einer moralischen Verständigung von Person zu Person offen bleibt. Damit aber hebt sich wiederum der Staat aus den Bindungen der Privatmoral heraus, ohne sie für sich grundsätzlich zu leugnen, aber auch ohne sie in der Klarheit und Bestimmtheit wirklicher erfüllbarer Pflichten formulieren zu können. Damit aber wird er auch freier, die aus seinem Wesen als organisierte Macht folgenden Interessen in erster Linie zu befolgen.

Nahe verwandt damit ist ein dritter Gedanke. Das moralische Handeln der Einzelpersonen handelt in den Perspektiven und Horizonten der Einzelperson und allenfalls kleiner Gruppen. Hier ist der eigene und fremde Wille übersehbar und berechenbar, sind darum Folgen und Wirkungen des Handelns relativ durchsichtig, ist das Handeln klar und sicher auf sie einstellbar, ist eigene und fremde Gesinnung ein fester Posten in der Rechnung. Über das eigene Leben und Wollen und über die Personen der Gegenüberstehenden geht das Handeln nur wenig hinaus. Alles das liegt nun aber wiederum beim Staat vollkommen anders. Er muß in weiten Perspektiven und Horizonten denken, die andern Staaten nicht als momentanen Willen, sondern als Erzeugnisse langer Geschichte und als Voraussetzungen unbegrenzbarer Zukunftswirkungen nehmen. Er steht nicht bloß

in der fremden Kollektiveinheit keiner einheitlichen sittlichen Gesinnung, sondern auch keinem zeitlich zusammenhängenden Willen, sondern der Masse und zugleich den Jahrhunderten gegenüber. Er muß sich auf unbekannte Gefahren, auf Überraschungen und unberechenbare Entwickelungen, auf vorsichtig angelegte, in Jahrzehnten erst wirksame Gegenzüge einrichten. Keine lebende Generation der Fremden bürgt ihm für die kommende, keine momentane Konstellation für die weiteren. Er muß überall auf Jahrhunderte wirkende Gefahren und auf Jahrhunderte wirkende Gegenmaßregeln beobachten. Das Persönliche, an dem doch alles Moralische hängt, geht in dieser ganze Generationreihen umfassenden und darum entpersönlichenden Denkweise nicht völlig verloren, aber es verblaßt. Eben deshalb aber leuchtet darum die Eigenfarbe des Staates um so stärker.

Aber nicht bloß um Schwächungen und Verblassungen der privatmoralischen, unmittelbar persönlichen Bezogenheit handelt es sich. Das moralische Handeln der Einzelpersonen enthält bereits in sich selber ein Moment, das über das bloße Gegenüber von Person zu Person hinausführt. Indem das sittliche Handeln aus der Individualisierung und Subjektivierung des Einzelnen innerhalb der naturhaft erzeugten Gruppen von Familie, Stamm, Bund, Staat hervorgeht, wandelt es doch auch diese Gruppen selber um aus bloßen naturgeschaffenen Einheiten zu Verbänden, die durch den bewußten sittlichen Willen ihrer Glieder gewollt werden. Dann aber gibt es überhaupt ein sittliches Verhältnis nicht bloß von Person zu Person, sondern auch zu der überindividuellen Gemeinschaft oder Verbandseinheit, die die Voraussetzung jenes Gegenübers ist. Das Moralische ist nicht bloß ein Interindividuelles, sondern ist gleichzeitig ein Verhältnis zur überindividuellen Einheit selber, innerhalb deren der interindividuelle Verkehr sich bewegt. Das ist die Entdeckung, in der Fichte über Kant hinausging. Die überindividuelle Einheit aber, innerhalb deren die Bezogenheiten des Individuums sich bewegen, ist in den modernen Lebensverhältnissen seit dem Zusammenbruch der antiken Weltreiche und der mittelalterlichen Weltkirche der nationale Staat, der alle unterstaatlichen Gemeinschaften unter sich befaßt und sie seiner Organisation einfügt, der aber über sich keine andere höhere Organisation mehr hat, sondern nur die Idee der Menschheit, oder besser mit Ranke gesagt, das System der abendländischen Kulturgemeinschaft. Damit kommen wir erst zur eigentlichen Eigenfarbe des Staates, die nicht in einem unersättlichen Kollektivegoismus besteht, der nur vermöge seiner Brechung zahlloser Einzelegoismen noch leidlich als moralisch empfunden werden könnte, sondern der eine überindividuelle sittliche Willenseinheit ist, die für das Handeln der Privatmoral die innwohnende Voraussetzung, für den Einzelwillen eine sittliche Aufgabe und ein sittliches Gut ist. Er sammelt die Einzelwillen zunächst

auf sich und läßt sie fremden Völkern immer nur unter dem Exponenten seiner eigenen Erstbedeutung und Vorzugsstellung gegenübertreten. Wir stehen den fremden Staaten und Völkern nicht als Einzelpersonen, sondern als Glieder unseres Staates und als bestimmt durch unsere Pflichten gegen ihn gegenüber. Der Staat selbst hat wiederum seinen nächsten und ersten Spielraum an der Organisation, dem Schutz, der Höherentwicklung seiner Glieder und steht fremden Staaten nicht gegenüber wie Einzelperson der Einzelperson, sondern wie eine überindividuelle Willenseinheit der anderen. Sie können sich eben darum nicht zueinander verhalten wie Einzelpersonen und nicht den moralischen Gesinnungsimperativen unterliegen wie diese. Die letzteren setzen die schützende und ordnende staatliche Organisation voraus, die Staaten haben nichts derartiges über sich weder als Schutz noch als Bindung. Sie haben dagegen eine unendliche Tätigkeits- und Aufgabenfülle unter sich in der Ordnung und Entwickelung ihrer Glieder und sind mit ihren sittlichen Pflichten in erster Linie dieser Aufgabe zugewendet. Eben deshalb dürfen und müssen sie auch den Lebens- und Entwickelungstrieb ihrer Völker in sich aufnehmen, müssen wie alles Lebende wachsen und fortschreiten und ihnen die Lebensbedingungen für große Zukunftzeiten sichern. Das ist ja nur das Wesen alles Lebens und gilt vom Staate wie von den unter ihn befaßten Individuen selbst, aber freilich vom Staate mit all den ungeheuern Verwickelungen, Voraussichten und Berechnungen der Politik. Aber das ist dann doch nicht einfach Kollektiv-Egoismus, sondern Glaube an einen eigenen Kulturgehalt und Pflicht gegen die gegenwärtigen und kommenden Generationen seiner Glieder. Der bloße Ausdehnungstrieb an sich wäre durchaus nichts Ehrwürdiges; er ist als Kollektiv-Egoismus moralisch farbloser, aber um nichts edler als der gewöhnliche Egoismus des Individuums. Dafür gibt sich dem Staate denn auch der Bürger hin mit dem aufopfernden Gehorsam und der gewollten Disziplin, mit seiner Arbeit und seinen Hoffnungen auf Größe und Weite des Lebens. Und wenn sich daraus Konflikte und Kriege ergeben, so ist das die naturgemäße Folge, die ertragen und durchgekämpft werden muß, ja an der gerade die innere Tüchtigkeit und Zukunftskraft sich bewähren wird. Nur eine wehleidige, alles an der Sekurität des Privatlebens messende Denkweise kann daran Anstoß nehmen. Das hat unsere Philosophie und unsere Historie stets mit Recht gelehrt.

Liegen derart die Pflichten einer politischen Ethik in erster Linie in dem Verhalten des Staates zu seinen Gliedern und umgekehrt und entfaltet sich darin eine reiche Fülle sittlicher Werte, so ist darum doch auch im Verhältnis der Staaten zu einander keineswegs das Moralische ausgeschaltet. Es ist nur eben nicht das Moralische des innerstaatlichen Privatlebens, der allgemeinen Beziehungen von Individuum zu Individuum,

wie sie schließlich auch völlig unabhängig von der einzelnen Staatsordnung zwischen Gliedern verschiedener Staaten als Einzelpersonen sich durchsetzen. Es ist die Ethik des zwischenstaatlichen Lebens. Sie fordert nicht nur Treue und Glaube, Folgerichtigkeit und Klarheit, möglichste Ehrlichkeit und Offenheit, gegenseitige Achtung und Anerkennung, freilich all das in den Vergröberungen und Erschwerungen, die die Vergrößerung der Dimensionen und die Unübersichtlichkeit der Beziehungen mit sich bringt. Hier muß der Taubeneinfalt immerdar sehr viel Schlangenklugheit zugesetzt werden, und wenn wie im Kriege die normalen Beziehungen aufgelöst sind, sinken diese Verpflichtungen auf ein noch geringeres Maß herab, das ein humanes Völkerrecht immer neu zu fixieren sucht und das die Leidenschaft oder Skrupellosigkeit der Kämpfenden nur allzuhäufig durchbricht, das insbesondere zwischen den Feinden als Privatpersonen sofort wieder das persönlich moralische Verhältnis herstellt. Sie fordert vielmehr auch von den Staaten eine Einreihung in eine überindividuelle Einheit. Diese ist nun aber freilich für sie heute nicht wiederum ein Staat oder ein staatähnlicher Bund, sondern eine geistig-kulturelle Einheit, das System der großen Mächte und ihrer gegenseitigen Achtung und Anerkennung, in welchem auch die Kleinen ihre feste Stelle haben, zwar nicht die Menschheit, wie ein allzu abstrakter Rationalismus es gerne volltönend nennt, aber doch ein großes mächtiges Kultursystem voll gemeinsamer geistiger Güter und sittlicher Übereinstimmungen. Daraus folgt, daß sie sich selber gegenseitig das Leben gönnen müssen und in den großen Krisen Staaten von eigener innerer Lebenstiefe und Kraft nicht ohne dringende Not zertreten und zerstören dürfen, daß sie den eigenen naturhaften Lebenswillen begrenzen müssen im Interesse der Lebensmöglichkeit des Kultursystems überhaupt. Nicht ein schrankenloses Ausleben, sondern eine Selbstbegrenzung in Rücksicht auf die Lebensmöglichkeit der anderen ist auch für sie eine sittliche Forderung. Man hat den Unterschied zwischen Privatmoral und Staatsmoral nicht selten so bestimmt, daß das Wesen der ersten die Aufopferung sei, dem Staat aber ein Selbstopfer nicht zugemutet werden könne. Allein die Selbstopferung ist auch in der Privatmoral ein seltenerer Fall, viel besser und schwieriger ist die klare und bestimmte, eigenen und fremden Wert achtende Gerechtigkeit. Umgekehrt ist auch beim Staat ein Selbstopfer, zwar nicht für andere Staaten, aber für Ideen und damit für den Kulturgehalt, nicht ausgeschlossen; es müssen nur Ideen sein, die mit seinem Wesen eng zusammenhängen. Fichte hat die deutsche Nation zum Selbstopfer für die Freiheit aufgefordert, da es keinen Wert habe, ohne Freiheit zu leben. Die Selbstlosigkeit ist überhaupt eine ethische Kategorie nur da, wo das endliche Selbst der göttlichen Unendlichkeit gegenübergestellt ist, aber nicht im gewöhnlichen Verhalten von Mensch zu Mensch, von Staat

zu Staat. Dagegen ist die Zügelung des natürlichen Trieblebens, die Selbstbegrenzung im Interesse sittlicher Werte eine ethische Kategorie für Individuen so gut wie für Staaten. Nur daß sie jedesmal etwas anderes bedeutet. Die staatliche Selbstbegrenzung bedeutet die Anerkennung aller fremden Staaten vorbehaltlich der Sicherung der eigenen Existenz, die Teilnahme und Einfügung in die große geistige Kulturgemeinschaft vorbehaltlich der Möglichkeit, selbst einen lebendigen und schaffenden Anteil an ihr zu nehmen und die Grundlagen für eine solche Anteilnahme gesichert zu haben. Worin im einzelnen eine solche Selbstbegrenzung bestehen möge, das hängt von den Umständen von Fall zu Fall, von dem guten Willen der Rivalen und von den realpolitischen Möglichkeiten oder auch Bedürfnissen der eigenen Lage ab. Sie wird eine andere sein im Frieden, eine andere im Kriege. Sie wird bei jeder Beendigung großer kriegerischer Krisen nicht ohne Pflichtenkonflikte und Vergewaltigungen im einzelnen abgehen können und das Werk der politischen Kunst der verantwortlichen Staatsmänner sein. Aber ihre Forderungen im großen und ganzen sind jedermann deutlich; sie heißen eine dem Gehalt und wahren Bedürfnis entsprechende Gestaltung der eigenen Machtstellung, ehrliche Anerkennung der Lebensbedürfnisse anderer Nationen und Rücksicht auf die Lebensmöglichkeit unseres abendländischen Kultursystems überhaupt. Man hat gerade ein solches Verhalten Realpolitik genannt. Aber das ist es doch nur dann, wenn man die moralischen Imponderabilien als realpolitische Kräfte einstellt, wie das ja auch insbesondere Bismarck grundsätzlich getan hat. Dann aber steht die Realpolitik überhaupt nicht im Gegensatz zu einer moralisch bestimmten Politik; es ist nur eben nicht die Moral des Privatlebens, sondern die des politischen.

Alles das mag reichlich theoretisch erscheinen. Der Schein verschwindet, sobald wir uns den Tatsachen der Gegenwart, ihrem Weltenbrand und ihrem Sturm moralischer Entrüstungen und Forderungen wieder zuwenden. Wir werfen unseren Gegnern vor, daß sie in grenzenloser politischer Selbstsucht unsere Existenz vernichten und ihre Kreise durch einen aufblühenden, nirgends das Maß seiner Lebensnotwendigkeiten überschreitenden deutschen Staat nicht stören lassen wollten, daß sie die abendländische Kultureinheit mit ihrer Aufhetzung fremder Rassen zerstören und daß sie uns durch die Rücksichtslosigkeit ihrer Mittel zu gleicher Rücksichtslosigkeit gegen unsern Willen zwingen. Sollte man aber ihnen zubilligen, daß sie auch ihrerseits mit gutem Glauben für eine bedrohte Existenz und Entwicklungsfähigkeit zu kämpfen meinten, so werfen wir ihnen vor, daß sie diesen Sachverhalt durch ihre Lügen und Verleumdungen völlig versteckt und sich mit einem ganz Europa verpestenden und vergiftenden Gasangriff gemeinster Beschimpfung auf uns gestürzt haben, statt einen ehrlichen ritterlichen Kampf der Macht

und der bedrohten Lebensinteressen zu kämpfen. So oder so, wahrscheinlich mit beiden, sind wir sicherlich im Recht. Aber wenn wir den Gegner an moralischen Maßen messen, dann dürfen wir uns selbst von ihnen nicht dispensieren. Wir müssen mitten in allem Grimm und Zorn die Kaltblütigkeit der Achtung und Gerechtigkeit gegenüber dem Gegner tunlichst bewahren, wie es übrigens unsere militärische und politische Leitung stets mustergültig getan hat. Vor allem aber: wir dürfen das Pathos dieses Krieges nicht in einen leidenschaftlich verherrlichten nationalen Egoismus legen, sondern in unser Recht und in unsere Gewißheit um große Zukunftsentwicklungen, die unserer Tüchtigkeit und Existenz entsprechen. Wir dürfen insbesondere von dem Gedanken künftiger Friedensverhandlungen nicht jene Forderung der Selbstbegrenzung ausschließen, die kein wahres Interesse verleugnen und keine mögliche Zukunftssicherung preisgeben darf, die aber, soweit irgend tunlich, nationale Lebensinteressen anderer schont und die Möglichkeit einer europäischen Kulturgemeinschaft im Auge behält. Was wahre Lebensinteressen sind, was mögliche und was unerlaubte Selbstbegrenzungen wären, darüber müssen die verantwortlichen Staatsmänner und Militärs entscheiden, die dann ja auch allein wissen, welche Aktivposten zu gegenseitiger Verrechnung auf dem Tisch liegen. Aber der Gedanke selbst, daß die Wahrung von Würde und Zukunftsbewegung mit der Rücksicht auf die Lebensmöglichkeit freier Staaten nebeneinander in einem großen gemeinsam bejahten Kultursystem zusammentreffen muß, der darf auch in dem Volke selbst nicht verloren gehen. Der Wille dazu muß da sein. Wie weit er durchführbar sein wird, das wird freilich nicht an uns allein liegen. Hier kann nichts von vornherein und einseitig festgelegt werden, wie Doktrinäre und Don Quichottes der Moral wollen.

Noch deutlicher wird die praktische Bedeutung solcher Erwägungen, wenn wir die gegenüberstehenden andersartigen Auffassungen der deutschen Parteien und geistigen Strömungen betrachten. Hier handelt es sich nicht mehr um politische Einzeldinge, die schließlich doch die Staatsmänner machen, sondern um unser eigenes inneres Leben, seine Gegensätze und seine Einheit.

Wenig einverstanden mit einer derart ethisch-politischen Denkweise wird unser sogenannter „Imperialismus" sein. Er denkt im wesentlichen naturalistisch und biologisch oder im Sinne altgermanisch-heidnischen Heldentums oder römischer Herrschsucht und Herrschgewalt, wenn nicht gar im Stile assyrischer Deportationen. Das Wort „Imperialismus" stammt von dem modernen englischen Reichsprogramm, das längst die liberale Periode Englands beschlossen hat und die Kolonien mit dem Mutterland zu einem Weltreich gewaltigster Ausmessungen vereinigen will. Das ist an sich etwas ganz Begreifliches und Berechtigtes. Wie es aber einer Abwendung vom Föderalismus zu verstärkter politischer Zentralisation und Gewalt entsprang,

so beförderte es überhaupt in der ganzen Welt den Sinn für höchste politische Machtentfaltungen, Konzentrationen und Expansionen. Von da aus hat man dann den staatlichen Egoismus und Ehrgeiz an sich mit diesem Namen bezeichnet und den Imperialismus für das Wesen lebendiger und noch entwicklungsfähiger Staaten überhaupt erklärt. Nicht zufrieden damit, hat man dann diese Tendenz, als ihrem Wesen nach unendlich und unbegrenzbar, nur durch fremden Staatswillen brechbar und darum zugleich als Prinzip des Krieges- und Heldentums bezeichnet. Rüdorffer und Eduard Meyer haben diese Tendenz ausdrücklich als unendlich bezeichnet, und auch Erich Marcks ist nicht ferne davon, wie denn seine meisterhaften Bismarckbücher den nationalen Heros vor allem mit diesem Lichte beleuchten. Ist das richtig, dann fällt allerdings jede Kantische und christliche Moral vor dem Staate zu Boden. Das Verhältnis der Staaten zueinander wird entmoralisiert und naturalisiert; Moralität gibt es dann im Grunde nur nach innen, wie denn auch Marcks nur den „innerlichen Segen dieses Drangs ins Weite", den „Segen der Kraft" und das „Bekenntnis zur Größe" anerkennt. Freilich ist diese Unendlichkeit der Tendenz von keinem ganz festgehalten. Rüdorffer spricht von einer unendlichen Entwicklungstendenz in einem „extensiven und in einem intensiven Sinne". Das sind aber zwei ganz verschiedene Dinge. Die erste ist das Kriegsprinzip, das an sich auf niemand Rücksicht nehmen kann, das zweite ist ein Kulturprinzip, das nur bei Einfügung in ein bereicherndes und wechselwirkendes Kultursystem Sinn hat; dementsprechend würdigt er dann neben den staatlich-egoistischen auch die universal-kulturellen Elemente der Politik. Und Erich Marcks rühmt doch auch seinerseits den deutschen Imperialismus als eine besondere, ethisch gemäßigte Art des Imperialismus: „Er hat keinen Kampf gewollt und gesucht und seinen notwendigen Eintritt in die Welt nur decken wollen. Es ist gar keine Frage, er war defensiv; und es ist keine Frage, er war niemals universal, niemals schrankenlos wie der Englands, Rußlands, Japans und vielleicht Nordamerikas; er war immer nur national. Er beschränkte sich bewußt und stark, er wollte nur freien Raum, keine Herrschaft." Also doch keine Unbegrenzbarkeit! Mit solchen Gedanken wäre ja nun freilich wohl eine Verständigung möglich, aber sie sind doch offenkundig auch bei ihren Urhebern von einer Unterströmung getragen, die die Privatmoral für das Privatleben voraussetzt, die abendländische Kulturgemeinschaft nicht allzu hoch anschlägt und die Ethik des Staates wesentlich im Ehrgeiz der Größe und der Herrschaft findet. Man wird sich nicht verbergen dürfen, daß dieser Ton heute in der ganzen Welt vorzuherrschen beginnt und, lange vorbereitet, aus gesammelten Tiefen der modernen Völkerwelt hervordringt. Nicht minder ist aber auch seine Gefährlichkeit klar, nach außen und nach innen, bei uns und den andern.

Von der entgegengesetzten Seite her wird der Liberalismus Einspruch erheben. Er ist, aufs Ganze gesehen, ein verweltlichter Nachhall der christlichen Periode Europas, stark versetzt mit Elementen der Aufklärung und der Renaissance, ein grundsätzlicher Individualismus mit der metaphysischen Überzeugung, daß aus der freien individuellen Bewegung die Harmonie der menschlichen Welt sich von selbst herstelle, eine Zusammenziehung der persönlichen Privatmoral mit allgemeinen Kulturwerten der Wissenschaft und Kunst, die bei ihm an Stelle der christlichen Lebensinhalte und höchsten Ziele getreten sind, darum international und der kulturellen Völkergemeinschaft zugewendet, wie vorher das Christentum den Staat nur als unentbehrliches Ordnungsmittel betrachtend und ihn wesentlich vom Standpunkt allgemeingültiger, absoluter Kulturwerte aus behandelnd. Die Staatsmoral, wie sie hier geschildert wurde, erscheint ihm leicht wie ein Rest barbarischer Zeiten und eine friedliche Verständigung der Völker als wissenschaftliches Vernunftgebot. Allein seine Hauptleistung war doch nur die Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte, und gegen diese Entfaltung hat längst die stärkste Reaktion eingesetzt. Auch der Staat erhob sich mit seinen Ansprüchen gegen ihn; in England hat der Imperialismus die liberale Periode beendigt und sind die letzten Jahre geradezu eine Krisis des Liberalismus; in Deutschland hat Bismarck den Liberalismus national gemacht. Von anderer Seite her verfiel der liberale Rationalismus und seine ästhetische Kultur der Skepsis und der Zersetzung. Schon vor dem Krieg offenbarten sich die starken Kulturdifferenzen der Völker, die heute fast das Gemeinsame zu überwiegen scheinen. In der Tat, das liberale Zeitalter Europas war ein großes Zeitalter, aber es ist zu Ende. Das ist eine der wichtigsten Tatsachen, die der Krieg nicht erst bewirkt, aber in ihrer ganzen Tragweite deutlich gemacht hat. Das liberale ethische Ideal der kulturellen Völkergemeinschaft ist damit nicht vernichtet, aber der Staat ist unzweifelhaft mit seinen sittlichen und realistischen Forderungen in den Vordergrund getreten. Jenes Ideal tritt unter neue und schwierige Verwirklichungsbedingungen, ja es bedarf in seinem Inhalt selber einer Konzentration und Vertiefung, wie der ganz Europa durchdringende Ruf nach einem neuen Idealismus deutlich zeigt. Der neue Idealismus, soweit er überhaupt entstand, war dann aber überall stark national und staats-ethisch gefärbt. Eine internationale Vereinigungskraft, die der früheren Kraft der Kirche oder auch nur des Liberalismus entspräche, hat er bis jetzt nur im bescheidensten Maße hervorgebracht.

Merkwürdig geteilt ist die Stellung der Demokratie zu unserer Frage. Die echte, prinzipientreue Demokratie der Freiheit und Gleichheit steht allerdings entschlossen auf dem Standpunkt der Privatmoral, für die Glieder eines Staates im Verhältnis zueinander und ebenso für die gegen-

seitigen Beziehungen der Staaten unter sich. Sie stellt alles auf Gerechtigkeit, Gleichheit, Offenheit, Ehrlichkeit; würde am liebsten jeden Staat durch Plebiszit immer wieder mit den Gerechtigkeitswünschen seiner Glieder in Übereinstimmung bringen und alle Regierungen durch öffentliche Kontrolle zur Moralität zwingen. Sie würde am liebsten die ganze Welt in eine ungeheure Schweiz verwandeln und die Kantonbildung je nach den nationalen Verschiebungen immer neu durch Referendum regeln. Der Pazifismus und die Verlegung aller Konkurrenz in den lediglich kulturellen Wettstreit versteht sich dabei von selbst. Die Kulturgemeinschaft reduziert sich auf die Arbeit am Pazifismus, da sich alles übrige als Ergebnis der Wissenschaft von selbst versteht; die barbarische Staatsmoral verschwindet wie einst Blutrache und Faustrecht verschwanden, und die Privatmoral der Menschenwürde und Gerechtigkeit bleibt allein übrig. Allein diese reinsten Folgerungen ihres Prinzips sind gerade bei der fortschreitenden Demokratisierung der modernen Staaten immer weiter zurückgetreten. Großstaaten und Großbetriebe setzen eine stark demokratisierte, aus Eigeninteresse am Ganzen teilnehmende Bevölkerung voraus und brechen doch zugleich durch das autoritative Wesen einer komplizierten Organisation die eigentlichsten Tendenzen der Demokratie. Der Krieg hat die letzteren bereits in die Rolle rein theoretischen Protestes zurückgedrängt. Dagegen zeigte sich vor ihm und in ihm eine gerade entgegengesetzte Wirkung der Demokratisierung: das Zusammenströmen des eigenen Lebenswillens der Massen mit der Ausweitung und Herrschaft des Staates; der Zauber großer Massensuggestionen, die den einzelnen um so höher heben, je weiter und größer die ergreifende Welle ist; die Popularisierung der nationalen Abneigungen und Geistesunterschiede; das Führungsbedürfnis eines entfesselten Massendranges. Der moderne Imperialismus arbeitet mit demokratischen Mitteln und ist von wild erregten Massenstimmungen durchglüht, genau wie umgekehrt die erregte Massenseele nicht mehr von Theorien, sondern von Phantasiebildern der Größe, dem Durst nach Leidenschaft und der Hoffnung verbesserter staatlicher Lebensbedingungen ergriffen wird. Der moderne Imperialismus ist stark demokratisch, und die moderne Demokratie schlägt wider Wissen und Willen in Imperialismus um. Das zeigt heute die Entwicklung fast aller kämpfenden Staaten, vor allem unserer Gegner. Gerade darin ist es begründet, daß der demokratische Imperialismus der Vierverbandsmächte eine antiimperialistische demokratische Moral im Munde führen muß. Gerade hierin liegt dann aber der eigentliche Grund der ganzen ungeheuerlichen Heuchelei. Und wiederum hierin ist es begründet, daß auch der deutschen Demokratie die Gläubigen aus den alten Theorien ausbrechen und die prinzipientreuen Wächter des alten Zion die Welt nicht mehr verstehen. Man pflegt heute bedauernd oder freudig festzustellen, daß die nationalen Ge=

fühle sich doch stärker erwiesen hätten als die demokratischen Theorien. In Wahrheit liegt die Sache so, daß die Demokratie durch ihre eigene innere Dialektik den Nationalismus und dieser den Imperialismus hervorbringt, eben damit den Suggestionen der Presse und der ehrgeizigen Politiker leicht unterliegt. Steht die Sache aber so, dann stellt gerade die unaufhaltsam fortschreitende Demokratisierung der heutigen Großstaaten von sich aus das politisch-ethische Denken vor die Fragen, die hier erörtert worden sind. Ein sehr verständiger Artikel von Wolfgang Heine in der „Frankfurter Zeitung" vom 7. November 1915 über „Weltmachtpolitik" ist bereits auf dem besten Wege dazu.

Der Sozialismus, sofern er reiner Sozialismus und nicht, wie die Sozialdemokratie, überwiegend Demokratie ist, dient im Grunde auch seinerseits nur dazu, unser Problem zu verschärfen und die Staatsethik in den Vordergrund zu schieben. Er ist ja nichts anderes als die an den verschiedensten Punkten anhebende Korrektur des individualistisch-liberalen Zeitalters und verlangt nach einem Mittelpunkt, von dem aus die Sozialisierung betrieben und geleitet und überwacht werden kann. Das aber ist wiederum nichts anderes als der Staat. Alle Ethik des sozialen Solidaritätsgefühls und alle Technik der Vergesellschaftung und des Großbetriebs mündet derart in eine Stärkung des Staates aus, und da die Verstärkung des Staates diesen stets in Gegensatz stellt zu anderen Staaten, so bewirkt mittelbar die Sozialisierung eine Verschärfung der Gegensätze und Konkurrenzen der Staaten untereinander, die nun zu ungeheuren Interessenknäueln werden und sich wie verkörperte Völkerschicksale gegenübertreten. Ein diese Gegensätze überwindender Welt-Sozialismus wäre der Weltstaat und ist so utopisch wie dieser. Diese Entwickelung geht durch alle Großstaaten, nicht bloß durch Deutschland, das freilich darin einen Vorsprung hat. Unter diesen Umständen wird dann aber die Staatsmoral erst mehr nach innen und nach außen in ihrer Eigenart herausgehoben, und mit Recht hat man bereits davor gewarnt, darüber die Verantwortlichkeit der persönlich individuellen Moralität einerseits und den über allem Wirtschaftlichen liegenden geistig-kulturellen Wert der Völkergemeinschaft nicht zurückzusetzen.

Den Konservativen, wenigstens in Deutschland, ist die Ethik überhaupt kein Problem, sondern Standessitte, Königstreue und Religionsgebot. Von da aus folgen sie im Kriege dem höchsten Kriegsherrn, stellen ihm ein vortreffliches Offiziersmaterial und schlagen sich mit wundervoller Bravur. Insofern fällt hier Privatmoral und Staatsmoral ohne weiteres zusammen, und weitere Fragen bestehen überhaupt nicht. Soweit sie aber darüber hinaus sich Gedanken zu politischer Ethik machen, führt sie ererbtes und erprobtes Herrschverständnis, das sie vom Gutshof und aus der Verwaltung

mitbringen, zu imperialistischen Theorien, wie denn einer ihrer begabtesten Vertreter Graf Reventlow ist. So geht es ja auch mit den ausländischen, den englischen und russischen Konservativen. Aber man wird diese Männer immer wieder daran erinnern müssen, wie schwer sich ein solcher Imperialismus mit der doch auch von ihnen hochgehaltenen Christlichkeit verträgt, wie doch mit solchem Machtverständnis das Problem politischer Ethik beginnt, aber nicht aufhört. An diesem Punkte hat sich auch das bekannte Buch des Generals Bernhardi eine fast rührend erfolglose Mühe gegeben. Die große Masse der Konservativen interessiert sich — vielleicht in unbewußter Scheu vor solchen Schwierigkeiten — überhaupt wenig für auswärtige Politik, höchstens daß sie eine Versöhnung mit Rußland wünschen, als ob hier nicht seit der Einführung des Konstitutionalismus jede Solidarität mit preußischem Wesen aufgehört und nicht Zarismus und Liberalismus sich in einem leidenschaftlichen großrussischen Imperialismus als dem einzigen ihnen möglichen Einigungspunkt gefunden hätten. In der Hauptsache denken sie lieber an die innere Politik, an den kommenden Kampf gegen Wahlrechtsveränderungen in Preußen, die nach ihrer Überzeugung mit ihrer Herrschaft auch die moralische Volksgesundheit zu erschüttern drohen. Das Theoretische überlassen sie aber auch hier der gutgesinnten Presse, den Pastoren und den Küstern; und, soweit es viel Federlesens mit Theorien und Philosophien bedarf, wobei es nur allzuleicht auf etwas „Fortschrittliches" hinauskommt, verbleibt es den Federfuchsern und den Juden. Damit aber bleiben alle wirklichen Fragen von diesem Staatspunkt aus ungelöst und wird nur auch von dieser Seite her das Staatsbewußtsein verstärkt, das schließlich andern Tendenzen zugute kommen wird, die dann aber um so nachdrücklicher die ethische Frage werden stellen müssen.

Und schließlich das Christentum selbst! Es ist nicht mehr wie in der eigentlich christlichen Periode Europas der beherrschende Leiter unseres sittlichen Denkens, aber auch heute noch und auf jede absehbare Zeit die abendländische Religion und damit die stärkste ethische Macht unseres Völkerkreises. Nicht umsonst haben die Angelsachsen in ihrem Moralfeldzuge auch das Christentum gegen uns mobil gemacht, das ihnen mit Demokratie, Pazifismus, englischer Weltaufsicht und englischem Utilitarismus zusammenfällt, während allerdings umgekehrt die intellektuellen Franzosen uns Rückfall in mittelalterlich-religiöse Barbarei und Mystik vorwerfen. Nicht umsonst ist es auch bei uns mit der Kriegsbegeisterung eng verknüpft und in seiner protestantischen Form oft beinahe zu einer germanischen Kriegsreligion geworden, wie ja auch umgekehrt der französische Neukatholizismus es zu einer lateinischen Kreuzzugsreligion aufpeitschen möchte. Für die große Masse des Katholizismus und des Luthertums gehört dagegen der Staat allerdings lediglich in den Bereich des vom Christentum rezipierten natürlichen

Rechtes und ist der Krieg nur als Notwehr und Verteidigungskrieg geboten. Das Christentum hat hier die Staatsethik in gewissen engen Begrenzungen aufgenommen, und daher stammt der Eifer, den Krieg als Verteidigungskrieg zu betrachten, sowie die Ratlosigkeit, sowie er aus dieser Begrenzung hinauswächst. Mit dem echten Christentum hat nun aber das eine wie das andere wenig zu tun. Das Christentum ist im eigentlichsten Sinne ein Reich nicht von dieser Welt; es schaltet, indem es die Seelen an Gott und die Ewigkeit bindet und in Gott vereinigt, alle irdischen Triebfedern und Interessen aus und läßt aus den überirdischen Triebkräften ein Reich der Liebe und des Dienens hervorgehen, das Jesus als ein kommendes Wunderreich empfand und nicht aus Menschenkraft, sondern aus Gottes Wunderkraft zugleich mit einem neuen Himmel und einer neuen Erde kommend erwartete. Als das Wunder nicht kam, hat es sich auf der Erde eingerichtet und hier alle die Kompromisse mit einer Staats- und Kulturethik vollzogen, in denen es den Bedürfnissen und Leidenschaften der Menschen und Völker dienstbar wurde wie jede organisierte Religion und doch zugleich etwas von seinem Geiste den Völkern einhauchte. Heute sind diese Kompromisse weithin zerrissen und ist das Christentum in eine tiefe seelische Innerlichkeit zurückgegangen, die erst als tiefster Grund hinter allem andern sichtbar wird, und zugleich in eine Höhenlage emporgestiegen, die oberhalb alles Staates, alles Krieges und aller bloßen Kulturinteressen als die Einigung der Seelen im Überirdisch-Höchsten und -Letzten liegt. Von da aus überwindet es heute noch die Welt, aber es muß zunächst die Welt bestehen und sich auswirken lassen und eben damit Raum geben einer Privatmoral, die fern ist von der Sublimität seiner höchsten Normen, einer Staatsmoral, die völlig außerhalb seines Horizontes liegt, und einer Völkergemeinschaftsmoral, die vor allem in den innerirdischen Kulturwerten verbunden ist. So tritt auch von der inneren Krisis des Christentums her die Staatsmoral in den Vordergrund, und wenn es auch Brücken gibt, die von dieser vorbereitenden ethischen Erziehung zu einem Gottesreiche emporführen können, so darf und kann doch die Kluft nicht übersehen werden, die dabei zu überbrücken ist. Sehr wohl möglich, daß die furchtbare Erweiterung dieser Kluft, die wir heute erleben, dereinst die religiöse Sehnsucht steigern wird, wie ehemals die römischen Bürger- und Weltkriege es getan haben. Heute müssen wir vor allem noch scheiden und den Händeln der Weltmächte gewachsen sein. Das stärkt aber wiederum den Staat, von der bei dem Bruch mit dem englischen Wesen sicher gesteigerten Neigung zum Staatschristentum ganz abgesehen, die alle Trennungsgedanken auf lange Zeit begraben wird.

Überall und von allen Seiten wächst bei einer solchen Gegenüberstellung unserer Betrachtungen gegen herrschende ethische Theorien und Mächte die

Bedeutung des Staates für unsere Gegenwart und nächste Zukunft beinahe erschütternd empor. Das führt zu der letzten und wichtigsten praktischen Einsicht: Wir sind seit Jahrzehnten in einem vollen inneren Wandel unserer ethischen Gefühls- und Begriffswelt im ganzen Abendlande begriffen. Das humane, internationale, mit Wissenschaft und Kunst gesättigte, zugleich kapitalistische und freihändlerische Zeitalter ist im Schwinden begriffen. Ein hartes, eisernes, die Völker in sich selber vor allem zusammenschließendes, ihre Kulturunterschiede stark betonendes Zeitalter zieht für die nächste Zeit herauf. Die Koalitionsgefahr und das Mißtrauen werden schwerlich schwinden; die Wunden des Moralfeldzuges werden lange nicht heilen; der Wiederaufbau der verarmten Nationalwirtschaften wird die Sorge um elementarste Dinge mit sich bringen. Der Helfer wird in allen Dingen der neugefestigte Staat sein müssen. Damit wird auch das ethische Gefühl und Urteil sich wandeln. Denn die Sittlichkeit ist weder in der Gleichzeitigkeit noch in der Aufeinanderfolge etwas Einheitliches und Unveränderliches. Sie gestaltet ihren einheitlichen Grundgedanken verschiedenen Interessenkreisen gegenüber verschieden und akzentuiert ihre Elemente im Laufe der Geschichte mit verschiedener Stärke. Nichts Altes wird verschwinden, aber die Akzentverteilung wird eine andere sein. Sie ist schon lange anders, und wir waren vor dem Kriege schon andere als wir zu sein meinten. Nun gilt es neue Klarheit zu finden. Man wird mit einer Veränderung des Wortes des Apostels Paulus sagen können: Nun aber bleiben diese drei: Privatmoral, Staatsmoral, Völkergemeinschaftsmoral; aber die Staatsmoral ist für die Gegenwart das Größeste unter ihnen. Man mag darin schwere Gefahren und Verluste sehen. Aber das ändert nichts an der Tatsache, die ihre Anerkennung verlangt. Nur dürfen wir dann nicht vergessen, daß die Staatsmoral jedenfalls nicht das einzige ist, sondern auf dem breiten Grunde des sittlichen Bewußtseins überhaupt ruht. Nur eine gesteigerte und gereinigte Kraft der Privatmoral sowie eine grundsätzliche Bejahung der Kulturwerte unserer Völkerwelt wird dem Staate das Recht geben, so hoch von sich zu denken, und die Kraft, sich als ein über jede rohe Gewalt und nationale Eitelkeit erhabenes sittliches Gut durchzusetzen. Der moderne deutsche Staat, der heute um Leben und Zukunft ringt, ist in seinen Wurzeln entstanden aus preußischem Machtwesen, Kantischem Pflichtgefühl und deutsch-idealistischem kosmopolitischem Kulturgehalt. Diese Synthese muß auch die kommende Staatsethik festhalten, nicht bloß weil wir Deutsche im Sinne unserer Geschichte bleiben wollen, sondern weil darin auch das Wesen jeder echten Staatsethik liegt. Durch sie waren wir dem Napoleonismus überlegen, durch sie siegen wir heute, sie wird auch die Kraft unserer Zukunft sein.

***

Der rechte Liebhaber des Schicksals

Roman von Albert Steffen

(Fortsetzung)

Viertes Kapitel

Nachdem er Klara heimbegleitet hatte, ging er noch durch viele Gassen, über sich den Himmel, den unterdessen wieder Wolken bedeckt hatten, die schwer wie Blei zu lasten schienen, links und rechts die ungeheuren Häuserquader, die halb dunkel, halb erleuchtet waren, deren einzelne Räume er mit dem Gefühl durchdrang. Er ahnte Gelasse, gefüllt mit Freuden, mit Qualen, mit Stille, mit Vergessen, mit Müdigkeit, mit kranker Luft, mit Todesseufzern, mit einem Schimmer der Ewigkeit.

„Wo mag ich selber denn zu Hause sein? Beim Ernst? Beim Leichtsinn? Bei der Gewissenlosigkeit? Bei der Lüge? Ich habe Furcht. Bei der Furcht?"

Er kam zum Haus, worin sein Zimmer war, und sah die Mauer empor. Da sah er einen Stern erscheinen: „Ich will beim Vertrauen zu Hause sein."

In seiner Stube setzte er sich auf den Diwan und dachte das Glück des Tages noch einmal durch. Darüber schlief er ein.

Im Traume ging er wieder durch die Stadt. Auf einmal wurde ihm angst. Er merkte, daß ihm etwas folgte. Er floh durch immer engere Gassen. Ein Brausen, Schwirren, Zischen wurde laut. Er fühlte sich davon erfaßt und sah bei geschlossenen Lidern ein schreckliches Gespenst in sich verschwinden. Er riß die Augen auf. Das Sausen dauerte noch ein bis zwei Sekunden fort. Er wußte, daß er mehr als einen Traum erlebt hatte.

Ein leeres Entsetzen war in ihm. „Lieber sterben, als dies noch einmal erleben," war der einzige Gedanke, den er in diesem Augenblicke hatte.

Hierauf aber kam ihm ein Teil seines Lebens, an den er seltsamerweise in den letzten Jahren kaum gedacht hatte, in den Sinn, und zwar auf so eindeutige Weise, daß er der Selbsterkenntnis nicht entgehen konnte.

Er fühlte sich gezwungen, diese Erinnerungen noch in der gleichen Nacht niederzuschreiben.

Ich darf nichts beschönigen, darf aber auch nicht ungerecht gegen mich sein.

Mit einundzwanzig Jahren kam ich zum ersten Male in eine Großstadt (nicht in diese, worin ich jetzt wohne), um hier mein Studium zu beginnen.

Ich sah mir noch am gleichen Tag die Straßen an. Es regnete. Alles war trüb und schmutzig. Die Menschen hatten einer wie der andere den-

selben gleichgültig-hastigen Gang. Ich fühlte mich sofort von einer inneren Öde befallen. Bei einer Plakatwand stand ich still, zu sehen, wo ich den Abend zubringen könnte. Ich las einen Anschlag, der eine Versammlung gegen den Alkohol zusammenrief. Ein Mann mit Leimkessel und Pinsel kam und klebte eine Flaschenbiermarke darüber.

Da wurde mir auf einmal die Bedeutung der Stimmung bewußt, die sich meiner bemächtigt hatte, seit ich mich in dieser Stadt befand: Es war töricht, die Menschen bessern zu wollen.

Invalide standen links und rechts der Straße. Doch niemand hatte Zeit, über das Unglück nachzudenken. Frauen gingen vorüber und boten sich an. Und niemand zeigte Mitleid noch Empörung. Es schien mir plötzlich fast wunderlich, daß die Krämer nicht vor ihre Laden traten, alles zerschlugen und schrien: Was liegt daran? Aber dann begriff ich, daß die Menschen nur deshalb nicht verzweifelten, weil sie schon zu gewöhnlich, zu gerieben, zu diebisch dazu waren. Sie kannten sich schon viel zu gut in dieser Gasse aus.

Und verzweifelte denn ich? – Ich muß gestehen, daß ich die Stimmung dieser Gasse gierig in mich sog. Ich nahm mit schaudernder Todeswollust die Gewißheit in mich auf, daß alles dem Untergange zugeht. Die Menschen, die mir begegneten, trugen die deutlichen Zeichen der Degeneration. Die Häuser strömten Verwesung aus. Sogar der graue Himmel schien in seinen Wolken etwas Schweres, Unausweichliches herabzusenken.

Dieses Gefühl wurde immer mächtiger in mir. In diesem Seelenzustande suchte ich fast unbewußt stets dunklere Gassen auf. Ich geriet in Höfe mit allerlei Unrat. Ich spähte zu Fenstern hinein und sah schreckliche Verbrechen. Ich las die Zettel, die mir Betrüger und Kupplerinnen in die Hände drückten. Zuletzt stieg ich auf einen jener Kraftwagen, die mit wuchtiger Gewalt durch die Straßen sausen. Ich schloß die Augen. Das Gedonner durchrüttelte mich wie der Hymnus des Todes selbst.

Plötzlich stand das Fahrzeug still. Ich beugte mich hinunter und hörte ein paar Worte von gleichgültigem Klang. Ein Kind, das über die Straße gelaufen und vom Rad erfaßt worden war, wurde tot davon getragen. Die Fahrt ging weiter.

Von diesem Augenblicke an war etwas in mir gelähmt. Ich konnte nun das Entsetzlichste vernehmen, was in dieser Stadt geschah, es schreckte, empörte und ekelte mich nicht mehr. Es schien mir ganz selbstverständlich.

Mehr: ich mußte über jeden lachen, der es ändern wollte.

Konnte man sich anders in diesem Fieber von Hunger, Durst und Begierden bewegen?

Mein Vater stammt aus einer Pastorenfamilie. Er studierte Naturwissenschaft und nahm die Resultate derselben mit großer Begeisterung

auf. Sie machte ihn klar, genau, weitherzig und im wahrsten Sinn des Wortes: human. Er setzte seine ganze Kraft auf die Erforschung der sinnlichen Welt. Die übersinnliche kümmerte ihn nicht. Wenigstens vernahm ich nichts von ihr durch ihn.

Ich eignete mir in der Knabenzeit seine Weltanschauung an, ohne zu prüfen, ob ihre Lehren nicht einseitig sein könnten, wie eben ein bewunderndes Kind die Wahrheit vom Vater empfängt. Aber ich besaß noch nicht seine durch das Leben erworbene Charakterfestigkeit und nicht mehr die von den Ahnen ererbte, wenn auch von ihm geleugnete, doch trotzdem in seinem Wesen vorhandene Religiosität. Ich hatte nicht an einem solchen Vorrat zu zehren. Es waren mir in der Jugend keine frommen Gebräuche gelehrt worden, die meine Seele bereichert und vertieft hätten und in mir weiter wirken konnten.

Deshalb vielleicht war die Wirkung der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse auf mich eine andere als auf den Vater. Jenes innere Erbe hinderte diesen, auf das Leben zu übertragen, was er sich als Wissen erworben hatte. Bei mir war es anders. Bei mir vermochte dieser eine Tag das ganze Wollen sozusagen umzudrehen.

Dem Vater bereitete es, wie er sagte, eine intellektuelle Befriedigung, wenn er bedachte, daß der Mensch nach dem Tode sich auflöst und nicht mehr existiert. In mir rief diese Gewißheit, denn eine solche schien es, eine Art ekstatischen Selbstvernichtungstrieb und als Folge davon Herzlosigkeit und Verbrechergelüste hervor.

Ich war an jenem Abend leer, gefühllos und grausam geworden und sagte nicht nein zu diesen Eigenschaften. Ich lebte in der folgenden Zeit ganz skrupellos. Und gerade deshalb, weil das, was ich tat, nicht einem Trieb entsprang, den ich nicht bemeistern konnte, sondern einer gewissen Konsequenz und Stärke meines Wollens, wirkte mein Beispiel doppelt verderblich. Ich wußte dies. Ich war rein böse.

Den ganzen Tag lag ich im Sonnenbade vor der Stadt. Das schien mir noch das Gescheiteste zu sein, was man auf der Erde tun konnte. Nebenan war eine Turnhalle mit einem großen Spielplatz, worauf sich zu bestimmten Stunden die Schüler des Gymnasiums tummelten, in kurzen Hosen und Sportshemden. Immer standen einige Zuschauer an dem groben Lattenzaune und stillten ihren Schönheitsdurst. Wenn der Turnunterricht zu Ende war, kamen die Jungen gewöhnlich zum Fluß hinüber, in dessen Uferhecken die Badehüttchen eingebaut waren, zogen sich aus und kühlten die erhitzten Leiber.

Ich war damals ein leidenschaftlicher Schwimmer, vielleicht deshalb, weil ich das Leben so wenig achtete. Der Strom schlängelt sich in einem Bogen um die Stadt. Durch eine lange Schleuse entstehen Wirbel und

Gefälle. Einmal holte ich schwimmend einen dieser Jünglinge ein und sagte wie im Spaß zu ihm: „Wie wär es, wenn wir die Leute auf der Brücke staunen machten, indem wir die ganze Strecke wagten. Niemand kennt uns. Niemand kann uns erwischen." Er zog zur Antwort mächtig aus. Wir zügelten unter der Brücke durch. Die Straßenmenge trat an das Geländer. Die Trambahn mußte halten. Velozipedgeklingel und Automobilgetute ertönte. Wir ließen uns die Schwellen hinuntergleiten, gewannen das Ufer und verschwanden im Gebüsche. Auf einem stundenlangen Umweg kehrten wir zurück, wobei wir wie die Indianer schleichen mußten. Übrigens beeilten wir uns nicht zu sehr. Die Kleider wußten wir in einer der Hütten geborgen.

An diesem Tage war ich wieder der frühere Mensch, glücklich und gut. Und zwar durch den Jungen, der an meiner Seite schritt. Er hatte einen Körper von herrlicher Bildung, breitschultrig und schlank, wie Gold gebrannt. Der Ausdruck seines Gesichtes besaß etwas Schlafendes. Ich merkte sofort, daß er mich bewunderte. Es war mir, als könnte er deshalb gar nicht zum Reden kommen. Ich sagte: „Das wird man morgen in der Zeitung lesen." Dann gab ich kurz die Richtung an. Er folgte mir schweigend auf dem schmalen Wege nach.

Plötzlich stieß er einen Schrei aus, bückte sich und zeigte mir ein Stäudchen mit purpurnen Tropfen behangen. Dann warf er sich in das Erdbeerplätzchen dahin.

Er war noch ganz ein Kind. Seltene Pflanzen und Steine, merkwürdige Baumrinden, solches fiel ihm auf. Es war ein beständiges Staunen in ihm. Wir kamen seit jenem Tage öfters zusammen. Auch von mir erwartete er Dinge, worüber er sich begeistern konnte. Erst heute wird mir klar, wie er eigentlich beschaffen gewesen ist. Damals gab ich mir gar keine Mühe, etwas von seinem Inneren zu erfahren. Meine eigenen Angelegenheiten beschäftigten mich so sehr, daß ich ihn sofort vergaß, nachdem er weggegangen war, während er, das weiß ich jetzt, unaufhörlich an mich dachte. Alles, was ich tat und sagte, flößte ihm ein brennendes Interesse ein. Ich erinnere mich noch gut des Blickes, womit er das Teegeschirr, die Bilder, die alltäglichsten Gegenstände in meinem Zimmer betrachtete, er sog sie förmlich ein mit seinen großen Augen.

Ich war immer in Verlegenheit, weil er so wenig redete. Ich wußte einfach nichts mit ihm anzufangen. Er wurde mir beinahe lästig, besonders, wenn wir lange zusammen waren.

Einmal gingen wir zusammen durch die Stadt, beide schweigend, ich hatte fast vergessen, daß er an meiner Seite schritt. Die Öde des Lebens hatte mich mehr als je befallen. Wir traten in ein Restaurant. Als ich niedersaß, war eine solche Freudlosigkeit in mir, daß ich auf dem Sessel

zurücksinkend unwillkürlich rief: „Wär ich tot!" Sofort aber griff ich nach der Weinkarte und rief: „Eine Flasche Macon." Ich rieb mir die Hände, schaute ihn an und sagte: „So muß man es machen."

Er bewunderte auch das. Und ich eitler Mensch faßte, dadurch angeregt, meine Selbstmordstimmung in frivole Worte und lebte dabei wieder auf.

„Es gibt noch bessere Gegenmittel," sagte ich und sprach mit ihm gewissenlos wie mit den andern Freunden.

Erst jetzt kommt mir zum Bewußtsein, wie ungeheuer meine Reden auf ihn wirken mußten, schon durch den Ton, worin sie gehalten wurden.

Er hörte schweigend, mit gesenkten Augen zu.

Unterdessen waren die Menschen, mit denen ich in diesem Restaurant verkehrte, angekommen. Ich will nur das Nötigste über sie sagen, da ihre Art zu gut bekannt sein mag. Es waren junge Herren, die aus Gewöhnlichkeit, Leichtsinn und Unverstand ähnlich dachten wie ich aus vermeintlicher Erkenntnis. Die meisten von ihnen hatten gescheitelte, rotwangige, glattrasierte Studentengesichter. Alle waren erfüllt von einem naiven Selbstbewußtsein, obwohl kein einziger irgendwie bedeutend war. Im Grunde waren sie gutherzig, aber schwach und äußerst gedankenlos.

Ich war gerade das Gegenteil von ihnen. Mein Wille war sehr stark ausgebildet. Ich war im Grunde gleichgültig gegen alles, was ihnen Freude bereitete.

Und heute, nach meinem Gespräche über den Selbstmord, langweilten sie mich mehr als je.

Ihr Hauptspaß bestand darin, Mädchen betrunken zu machen und dann zu studieren, wie diese redeten, lachten, kreischten, die Selbstbesinnung verloren und herumtorkelten.

Als der Abend vorrückte und sie mit Frauenzimmern, die hereintraten, Blicke zu tauschen begannen, ging ich ohne Abschied fort, obwohl ich wußte, was geschehen würde. Wie hätte ich sonst zu mir sagen können: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?"

In mir war absolute Lieblosigkeit.

Meine Bekannten machten den Freund betrunken und nahmen ihn zu ihren niedern Freuden mit.

Ich sah ihn dann lange Zeit nicht mehr. Er sonderte sich von mir und allen andern ab. Ich aber kümmerte mich nicht darum, was in seinem Innern vorgehen mußte. Ganz sicher wäre er auch jetzt noch zu retten gewesen, vielleicht schon durch einen gemeinschaftlichen Spaziergang oder nur durch ein einziges Wort.

Das gütige Schicksal wollte mir auch dazu noch die Gelegenheit geben. Ich sah ihn eines Tages unvermutet am Waldrand auf einer Bank sitzen und hinunter schauen auf die Stadt. Er war weiß gekleidet. Die Wangen

waren eingefallen, die großen Augen traten starr hervor, ich mußte unwillkürlich an das fleischlose Gesicht eines edlen Araberpferdes denken. In seinem Blick war etwas Hoheitvolles, Fürchterliches. Ich wich ihm aus.

Etwas später fragten mich die Bekannten nach ihm. Einer nahm eine Postkarte und zeichnete ein Weib darauf. Die andern unterschrieben. Ich hinderte es nicht.

Drei Tage später hörte ich, daß er sich erschossen hatte.

Ich bin schuld.

Ich wußte es bis heute nicht.

Und es ist nicht die einzige Schuld. Von meinen lieblosen Worten ging Verödung, Wahnsinn und Tod auf andere über.

Ich kannte nicht die Sphäre des Verbrechens, die mein Wesen umfloß. Jetzt aber drängt sie auf mich ein, Erinnerung mit Todesluft gefüllt, quält, ätzt und richtet mich.

Mörder! rief die Stimme der Nacht.

Klara hatte das Wort von den Sternen und dem Vertrauen gesagt. Ihr wollte Artur alles gestehen.

„Hätte ich auf mein Gewissen geachtet, so würde ich die Pflicht dazu schon früher eingesehen haben. Die Schwermut, wenn ich mit Klara zusammen gekommen war, hatte mich gemahnt, daß in meinem unbewußten Seelenleben geistige Welten waren, deren Gesetze nach Beachtung und Erfüllung verlangten.“ So dachte er jetzt.

Er sah in sich die Ursache des beständigen Vergehens und Verbrechens.

Wenn er dies ertragen wollte, mußte er im Unvergänglichen wachsen.

Er vermochte seine Untat nicht loszuwerden, bevor auch sie ihn dem Ewigen näherte. Wie konnte er sich an sie erinnern, ohne gerichtet und zerstört zu werden? Nur dadurch, daß er sie sühnen wollte. Sühnen hieß in den Kräften leben, die sie vertilgten. In diesen Kräften mußte das Ewige wirken.

Die Schwermut war deshalb über ihn gekommen, weil seine Liebe zu Klara nicht mit einem Ewigen verbunden gewesen war. Er hatte sich die Treue nicht zugetraut, weil er nicht wahrhaftig zu sein den bestimmten Willen in sich getragen. Er hatte sich anders gegeben, als er in Wirklichkeit war. Man konnte zwar nicht sagen, daß er falsch gewesen wäre. Denn er hatte nie an jene Erlebnisse gedacht. Trotzdem hatte stets etwas Verstecktes hineingespielt. Diese aufgedeckte Daseinslüge erschien ihm nun als fürchterliches Hemmnis zu allem gesunden Leben. Sie war die Ursache, daß er sich nie so recht von Herzen hinzugeben wagte. Denn sie hinderte ihn, daran zu glauben, daß er irgendeinem Menschen etwas zu sein vermöchte.

Er sah deutlich, daß er neue, schwere Schuld auf sich laden würde,

wenn er gegen Klara nicht offen wäre. Der Mensch, der ihm am liebsten war, sollte alles über ihn wissen. Anders fühlte er kein Recht, sich nach ihr zu sehnen, geschweige denn noch je mit ihr zusammen zu kommen.

Er sann. Ein Lächeln trat auf sein Gesicht. Der Frieden war schon da.

„Warum sollte ich das Verbrechen nicht gestehen?" sagte er. „Warum es verbergen? Alle Geister wissen es bereits. Und ist denn Klara nicht auch ein Geist? Und hab ich ihr die Tat nicht schon im Geiste erzählt? Wahrlich! dem Menschen, dem man etwas sein will, muß man aus freiestem Willen alles gestehen.

O, ich weiß, warum ich zögerte. Es war kein edler Grund. Die himmlischen Geister zwar verzeihen gern, denn ihre Liebe ist groß. Aber die Menschen? Liebt Klara mich genug? fragte ich, und ertappte mich. Ich traute ihr nicht ganz. Ach, ich vertraute meiner eigenen Liebe nicht.

Aber nicht nur, was ich Böses tat, sieht sie ja, sie sieht auch, was ich werden will, was für göttliche Kräfte Eingang in mich suchen. Und da darf sie zu sich sagen: durch mich, meinetwegen will er so werden. Dieser Gedanke wird unbeschreibliche Gefühle in ihr wecken. Sie wird mir sicherlich verzeihen.

Dann werden wir zu zwein die Welt erlösen. Allein? Wer könnte das? Ich bin so froh, daß ich mir diesen Mitarbeiter gewonnen habe. Nun kann ich nicht mehr irre gehen. Und die ärgsten Wirrsale sollen mir nun gerade am meisten willkommen sein . . ."

Erlöst schlief er ein.

Er träumte, daß er dem Zimmer entschwebte. Klara flog an seine Seite. Er führte sie durch die Stadt, durch alle Sphären; rechts und links waren Höllen. „Aber wir in unsrer Liebe sind gefeit. Geist wandelt neben Geist." Wohin ging dieser Flug?

Er sank in bewußtlosen Schlaf.

Fünftes Kapitel

Am folgenden Morgen, als Artur eben im Begriffe war, die Blätter, die er in der Nacht beschrieben hatte, zu versiegeln und an Klara Freymont zu verschicken, erhielt er den Besuch eines eleganten, jungen Herrn, in welchem er sofort einen Klassengenossen aus dem Gymnasium erkannte, der ihm aber nicht näher befreundet gewesen war. Er hatte also Grund, sich ein wenig zu wundern. Aber Erdmann kam als Patient. Wenigstens fing er sofort von seinem Magenleiden zu sprechen an. Artur legte den Brief vorläufig beiseite.

Er war erstaunt, den Mitschüler so wenig verändert zu finden. Er sah denselben Kinderkopf mit den etwas stumpfen Zügen vor sich. Erst bei näherem Hinblicken entdeckte er, daß die Haut etwas zerknitterter und die hellblauen Augen matt und trübe geworden waren.

Gleichwohl fühlte er sich versucht, wie zu dem Knaben von damals zu sprechen, was Erdmann keineswegs verletzte. Er schien es eher gern zu haben, wenn man ihn als Kind betrachtete.

Es war nicht leicht, sich mit ihm zu unterhalten, da er, kaum daß er Platz genommen hatte, in Geistesabwesenheit versank. Sein verlorenes, schweres, melancholisches Wesen, das schon in der ersten Minute hervortrat, veranlaßte Artur, so behutsam wie möglich zu sein, um ihn in keiner Weise zu verletzen. Ja, er wagte nicht einmal, ihn fortzuwünschen, als ihm das lange, vollständig inhaltlose Gespräch peinlich zu werden begann. Da er Kopfschmerzen bekam, sagte er, daß er einige Bücher kaufen wolle. Erdmann begleitete ihn, kaufte selber welche, auf umständlichste Art und schlug vor, als Artur zu klagen begann, im Restaurant eine Erfrischung einzunehmen, die sich wieder über mehr als eine Stunde ausdehnte. „Was tun Sie jetzt?" fragte er hernach. „Arbeiten," sagte Artur brüsk. „So spät noch?" Erdmann überredete ihn, es nicht zu tun, sondern mit seinen Bekannten zu Abend zu speisen.

Sie stiegen, nachdem sie Früchte und Backwerk gekauft hatten, um etwas, wie es Sitte war, zu dem gemeinsamen Mahle beizusteuern, mehrere Treppen empor, läuteten und wurden von einem Herrn in ein ziemlich anspruchsloses Zimmer geführt. Dieser Herr war klein, dick, aber sehr zierlich, hatte ein kluges Vollmondgesicht, das sofort über die mitgebrachten Gaben zu leuchten begann.

„Ich selber pflege den Käse, die Butter und den Honig zu besorgen," sagte er zu Artur. „Und zwar jeden Tag in einer andern Milchhandlung, um mich systematisch der hübschen Mädchen zu erfreuen, die mir so Treffliches zum Essen verkaufen: Schwarzbrot, frische Eier und mindestens zwanzig Käsesorten. Wenn ich die mühlsteingroßen Emmentaler, die roten Edamer Kugeln, die grünen Roquefortquader, den Tilsiter und den Camembert und die unzähligen Dessertkäschen in hellen Holzkistchen oder Silberpapier vor mir sehe, so steigen die Bauernhöfe von ganz Europa in meinem Geiste auf."

Unterdessen war noch ein anderer Herr, namens Walzel, angekommen, ein Mann von dreißig Jahren, mit dunklem Haar und Bart, in seinem Benehmen kühn und rücksichtslos, doch herzlich. Er war Arzt.

Der Dicke hieß Breitinger und war Kunstkritiker. Er band sich nun eine Schürze um und begann das Abendessen zu rüsten. Die Brötchen, die man mit so vielen, kaum gekannten Bissen belegen konnte, die Gurken, die man mit Butter bestrich oder in Essig tauchte, und die mannigfaltige Feinheit der Früchte gaben ein gar leckeres Mahl, und wenn man den Verstand, den man auf das Essen verwendete, auf etwas anderes gerichtet hätte, so würde man sicherlich einen bedeutenden Gedanken produziert oder

eine hübsche Erfindung gemacht haben. Aber man fand es so reizend, viel Geist zu verschwenden an nichts.

Nur Erdmann klagte über seine beständige Niedergeschlagenheit.

„Sie sind erst kurze Zeit in dieser Stadt," sagte Breitinger. „Das ist die einzige Ursache Ihrer Traurigkeit. Sie haben noch nichts erlebt in dieser oder jener Straße. Gassen, Häuser und Plätze sind Ihnen wie eine fremde Sprache: kein Wort vermittelt ein Erlebnis. Da ist es ganz verkehrt, mutlos zu werden. Mutlos erlebt man nichts, mutlos bleibt man von vornherein in seiner Stube sitzen. Vielmehr heißt es tapfer an die Arbeit gehen und erleben. Wie? Nun, gemäß Ihrer Natur. Ich tue immer dasjenige, was mich innerlich bereichert. Ich suche Freundschaft und Liebe, um neue Eindrücke zu empfangen. Demgemäß geh ich durch die Stadt. – Sehen Sie im Geiste einen Coiffeurladen an: Perücken, Bürsten, Kämme, vielerlei Fläschchen, alles noch nagelneu, alles noch leere Begriffe. Aber jedes Ding ist doch ein Gefäß, in das hundert amüsante Erlebnisse fließen können. Gehen Sie in der Absicht, etwas zu kaufen, zu schauen, zu genießen durch die Stadt, zum Schneider oder zum Schuster, immer wird es anders sein, zum Freund oder zur Geliebten, fröhlich, angeheitert oder, wenn Sie durchaus wollen, etwas melancholisch. – Doktor Walzel hat in jedem Stadtteil einen Menschen, dem er hilft. Deshalb ist er so reich."

Er wandte sich an diesen und fragte: „Was macht die neue Freundin?"

„Die Näherin? Ich hab ihr eine Stelle als Verkäuferin verschafft. Sie wäre schwindsüchtig geworden, wenn sie in dem schmalen, heißen, kleiderstaubigen Zimmerchen, das zugleich als Schlaf- und Eßraum dienen mußte, geblieben wäre. Nun gibt es nichts mehr zu tun. Ich hab mir eine Andere gesucht. Du weißt ja, wie es mit mir ist: ich kann mich nur verlieben, wenn es was zu helfen gibt. Vor einigen Tagen ging ich durch die Straßen, es war schon neun, und sah dabei in einer kleinen Wäschereistube die Plätterinnen noch bei der Arbeit, müde und bleich, die Brust schwer über die Bügeleisen gebeugt. Sie schafften wortlos und ernst, und das ergriff mich sehr, besonders, als ich ein zartes Kind unter ihnen entdeckte, das für diesen Beruf gar nicht paßte. Als Arzt sah ich sogleich ein, was diese Arbeit, das ewige Stehen und das Heben der schweren Waschkörbe, für eine Wirkung auf ihre Körperbildung haben mußte. Ich fühlte Mitleid in mir emporsteigen, das sich steigerte, je länger ich zuschaute. Schließlich beschloß ich überhaupt zu warten, bis das Mädchen aus dem Hause trat. Die ziemlich lange Zeit bis dahin fragte ich mich, ob sich denn diese Unsitte der Nachtarbeit nicht heben ließe. Endlich kam sie. Es war mir ganz selbstverständlich, sie anzureden; ich machte mein zorniges Gedankengespräch einfach zu einem wirklichen. Durch sie erhielt

ich dann Einblick in das Treiben. Ich will nun eine Broschüre schreiben, womit ich ihr und zugleich den zehntausend andern Wäscherinnen in dieser Stadt zu helfen hoffe."

Nach genossener Mahlzeit blieb man noch ein Weilchen zusammen. Es zeigte sich, daß Breitinger alle merkwürdigen Gebäude und Straßen, alle Parkanlagen und Ausflugsorte kannte und daß er auf lange Zeit die wichtigsten Veranstaltungen: Vorträge, Ausstellungen und Theateraufführungen vorauswußte. Er konnte raten, wo man dieses am besten studieren und jenes hören oder schauen konnte, und Artur, der einsah, daß er ohne ihn viel verlieren würde, sagte mit Freuden zu, als er eingeladen wurde, den nächsten Tag mit den neuen Freunden zu verbringen. Hierauf ging man auseinander.

Zu Hause, als Artur das schon versiegelte Bekenntnis vor die Augen bekam, sagte er zu sich: „So handelt kein Mensch. Das Leben ist viel harmloser, als ich geglaubt habe. Mein Vergehen ist nicht so schlimm. Ich darf Klara gar nicht damit belästigen. Will sie dies Geständnis? Ist es nicht der Schwäche entsprungen? Sie liebt mich mehr, wenn ich schweige.

Ich sag es nicht. Wenigstens nicht in dieser Form. In anderer? Es würde zu kompliziert. Ich müßte ein ganzes Buch schreiben: über Vererbung, über Verfehlungen der Jugend, über die Wirkung der heutigen Schulen, über den Einfluß der Zeit überhaupt. Man soll eine Frau nicht langweilen. Ich will gut werden. Aber solche Selbstgerechtigkeit wäre Egoismus. Wenn Klara einmal gefehlt hätte, würde ich ihr da einen Vorwurf daraus machen? Ich würde mich freuen, daß der Fehler sie gebessert hat. Wer weiß, ob man überhaupt anders als durch solche Erlebnisse gut wird. Was kümmert mich, wodurch ich gut geworden bin, wenn ichs nur bin. Ich werde nicht mehr zurückfallen. Folglich hab ich das Recht zu vergessen. Wenn ich vergessen kann, bin ich befreit. Warum an das Alte rühren? Die Natur hat mir die Fähigkeit des Vergessens verliehen. Darf ich diese Gabe verwerfen? Wer vermöchte denn überhaupt noch zu leben?

Wenn mir jene Verfehlungen in den Sinn kommen, will ich immer ein wenig besser werden, immer etwas zarter zu ihr sein. Aber sicherlich wäre es unrichtig, sie zu beichten. Ich würde mich dadurch edler machen, als ich bin. Es käme etwas Scheinheiliges, etwas Verlogenes in unser Verhältnis."

Er legte das Kuwert in die Schublade.

Sechstes Kapitel

Auf ihrem Spaziergange kamen die vier Freunde, Erdmann, Breitinger, Doktor Walzel und Artur über eine weite Vorstadtwiese, die von

wilden Kamillen teppichartig überwachsen war und einen erfrischenden Geruch ausströmte, vielleicht besonders deshalb, weil sich den ganzen Tag hindurch Kinder auf dem Boden herumgebalgt hatten.

Eine Komödiantengesellschaft errichtete ein hohes und ein niederes Drahtseil, drei Trapeze und ein Podium für die Vorführungen der Ringer, Athleten und Clowns, rundherum Bänke für das Publikum.

„Nun werd ich mein Eidechslein wiedersehen," sagte Doktor Walzel.

Als sie näher traten, sahen sie ein dreizehnjähriges Mädchen in blauen Pumphosen und orangefarbenem Jäckchen, das sich mit den Kindern aus dem Publikum herumjagte. Plötzlich stand es still, setzte sich zu Boden und schien ein Spiel zu erklären. Ein halbes Dutzend kleiner Knaben, alle mit bloßen Füßen, setzten sich im Kreis um es.

Es rief hierauf: „Gesellen, schafft!"

Sofort strampelten die nackten Beine wie toll nach dem Mädchen. Es aber versuchte den wilden Schwarm der Füße niederzuzwicken oder zu beißen. Die kleinern hinkten heulend davon. Es jedoch stellte sich auf alle viere, machte einen Buckel, setzte sich in Bewegung und raste auf dem Feld umher, fuhr den Kindern zwischen die Beine, so daß sie rücklings fielen, überbockte, wer nicht fallen wollte, wickelte, wo Mädchenreihen waren, sie zu Spulen auf und jetzt war das Umstürzen leicht, alles schrie, der Wildling aber tanzte: „Brüllt, so hört mans auch."

Plötzlich jedoch wurde das Mädchen von einem Mann in Hose und grauem Trikot gepackt und mit Püffen in den Komödiantenwagen gestoßen. Nun zeigte sich eine unterwürfige Angst in seinem Gesichtchen. Als aber die unten zu große Schadenfreude zeigten, streckte es ihnen hinter dem Rücken des Mannes die Zunge heraus.

Plötzlich kam es von einer andern Seite auf die Freunde zugesprungen und hüpfte sofort an Doktor Walzel empor.

„Nun komm ich nicht mehr los," sagte dieser. „Geht und kehrt in einer Stunde wieder, wenn die Aufführung beginnt. Nun muß ich dem Kind erklären, wie viele Blumenblätter und Staubgefäße die Kamille hat und in was für eine Familie sie gehört. Es ist ganz unersättlich im Betrachten von Steinen, Pflanzen und kleinen Tieren und hat mich nun einmal entdeckt."

Als die Freunde wiederum zurückkamen, lag er nachdenklich im Grase. Das Kind war fort. „Es kam mir in seinem Naturjubel wie eine lieblich tönende Grasmücke vor, ich mußte es in die Arme nehmen und küssen, da sagte es: ‚Nimm mich weg von hier. Im Wasser sind Würmer, auf dem Brot sitzen Kröten.' Und es entwarf einen Plan, wie es fliehen könnte. Ich lag im Gras und schaute in den Himmel, ließ es reden. Ich wagte ihm die Hoffnung nicht zu rauben."

Unterdessen war die Dämmerung herabgesunken. Langsam fluteten die Menschen heran. Der grell beleuchtete Mittelpunkt war von einer dichten, teils stehenden, teils sitzenden Menschenmenge umgeben, die sich in der Ferne vereinzelte. Eine schrille Musik setzte ein.

Ein dicker Herr, in Frack und weißer Weste, rasiert, mit fettig gescheiteltem Haar, den Klappzylinder in der Hand, krummbeinig, trat vor und pries sein Unternehmen.

Dann wurde die Musik sehr sanft. Zu ihren Klängen lief die Kleine den schiefen Laden zum Podium empor. Sie war wie eine Eidechse bekleidet, auf der Vorderseite gelb, auf der Hinterseite grün, und fing sogleich das Körperchen zu biegen, zu runden und wieder aufzurollen an. Endlich lief sie auf den Händen wie ein Husch davon.

Ihr folgte ein Akrobat, der Kieselsteine zwischen den Fäusten zerrieb.

„Gehen wir," sagte der Doktor, „wir würden nichts Neues sehen. Ich weiß eine ausgezeichnete Wirtschaft."

Er führte die Anderen durch verschiedene Straßen. Man begegnete immer mehr Viehwagen. Ferner Metzgerburschen auf Fahrrädern, einen flachen Korb mit rotgewürfeltem Tuch auf der Schulter. Es kamen ihnen Herren von ziemlicher Dicke, mit vollen Gesichtern und großen Schnurrbärten, in braunkarierten Kleidern, mit gewaltigen Uhrgehängen vor dem Leib, entgegen.

Endlich hielt man vor einem Gebäude, wo stand: „Hier dürfen nur Fahrzeuge mit Eingeweiden beladen aufgestellt werden." Heute schien man aber davon eine Ausnahme zu machen. Denn Kutschen und Automobile fuhren vor und immer entstieg ihnen derselbe dicke Herr, nun aber in Gehrock und Zylinder, mit einer entsprechend pompösen Dame am Arm, verschwand mit ihr durch ein eisernes Tor.

Es war Pferdemarkt in den Räumlichkeiten des Schlachthauses.

In die berühmte Wirtschaft davor führte der Doktor die Freunde. Küfer schlugen Hähne mit gewaltiger Kraft in Riesenfässer. Dicke Kellnerinnen liefen, beladen mit Tellern voll Würsten und bauchigen Krügen, strahlenartig vom Büfett aus und verbreiteten sich in einem weitgedehnten Bierpark. Auf einem kleinen Hügel saß eine Militärkapelle und schmetterte eine Melodie, die ein großer Künstler einst in einer stillen Stunde gefunden hatte.

Wenn man die Augen schloß, war es, als sähe man lauter aufgerissene Mäuler und stoßende Ellbogen.

Als man beim Büfett vorbeiging, winkte die Wirtin Doktor Walzel, den sie kannte, heran und sagte: „Ich will Ihnen was Hübsches zeigen," führte dann die Freunde in das Hinterhaus, wo sie in einem Stalle eine Hündin mit zwei Jungen fanden.

„Sie hat im ganzen zehn geworfen," erzählte die Wirtin. „Zwei von ihnen legte sie sorgsam hinter sich und fing hierauf die übrigen totzubeißen

an. Wenn eines tot war, streckte sie den Kopf beiseite, wollte nichts mehr von ihm wissen. Sobald es fortgeschafft war, tötete sie das folgende. Gegen die übriggebliebenen zwei ist sie eine sehr sorgsame Mutter. Sie läßt sie keinen Augenblick allein."

„Schweine sind zarter," sagte Walzel, „sie lassen sich totsaugen."

Er schlug vor, in dem Hundehaus das Abendessen einzunehmen: Säufuß und Bier. Breitinger, der ein äußerst ausgebildetes Organ für Formen hatte, fand das Erlebnis in sich selbst vollendet. Artur wollte das Spiel nicht verderben. Erdmann fügte sich der Mehrheit, obschon ihm sein Magen Sorge machte. Nach und nach begann sich eine urwüchsige Schwäche bemerkbar zu machen. Walzel duldete keinen Widerspruch. Breitinger wurde zu einem immerwährenden Hi-hi-hi-Gelächter. Erdmann, der den ganzen Tag geschwiegen hatte, setzte unermüdlich auf weinerliche Weise auseinander, wie er sich die nächste Zeit zu freuen gedenke, weil Freude das einzige Mittel sei, die Magenverstimmung zu heben. Artur wurde es übel, mehr von den Reden als dem garstigen Geruche. Er mußte ein wenig spazieren gehen.

Als er durch den Gang ging, begegnete er einer Frau, die ein Kind auf den Armen trug. Er wagte nicht, es zu liebkosen, ja nicht einmal, es lächelnd anzuschauen, so grob-brutale Gefühle empfand er durch das Gelage in sich.

Der Garten war unterdessen dunkler und stiller geworden. Die vielen Familien hatten ihn verlassen. An ihrer Stelle saßen Liebespärchen oder düster zusammengekauerte Arbeiter.

Artur ließ sich an einem leeren Tische nieder. Kurz darauf setzte sich ein Herr ihm gegenüber, dessen Gesicht ihn frappierte, weil es erstaunliche Ähnlichkeit mit seinem eigenen hatte. Es war bleich, mager, glatt rasiert, nur etwas hexenhafter geschnitten.

Ein Hausierer kam, setzte seinen Kneifer auf, spreizte mit Taschenspielerschnelligkeit ein Bündel Ansichtskarten auseinander, erst vor Artur, dann vor dem Fremden, wobei er nicht auf die Karten, sondern in das Gesicht dessen schaute, dem er sie vor die Nase hielt, als sähe er dort seine Chancen. Artur wandte sich voll Ekel ab. Der Fremde aber musterte sie eingehend durch und wählte etwa zehn, die er zusammenschob und zerriß. „Man sollte diesen Menschen nichts zu verdienen geben," sagte er hierauf zu Artur. „Gewiß wird er die Karten, die ich kaufte, in doppelter Auflage bestellen. Es waren die abscheulichsten. Aber ich sah so viele anständige Arbeiterpärchen hier, daß ich Angst bekam, er würde sie diesen zeigen."

„Wie kann man solche Bilder anschaun," sagte Artur.

„Geben Sie sich einen Augenblick, ohne sich zu wehren, dem Dunste hin, der hier herrscht, und Sie werden sehen, daß sich in Ihrer Seele Ge-

stalten bilden, die sich gerade so unschön bewegen, wie die auf den Postkarten. Was sind unsre Vergnügungsorte heutzutage anderes als Höllen? Man braucht nur seine Gefühle zu prüfen, wenn man fortgeht. Rauch, Dunst, Metzen. Man nimmt nichts Edles mit."

„Warum sind Sie denn an diesem ‚gefährlichen' Orte?" fragte Artur.

„Weil ich es für eine Notwendigkeit halte, daß jemand hier ist, der sich ekelt. Der Gedanke von der Notwendigkeit des Ekels für unsere Zeit kam mir vor einigen Tagen in der griechischen Vasensammlung. Die Griechen hatten den Ekel nicht notwendig, um zur Schönheit zu gelangen. Sie lebten von vornherein in ihr. Wir aber brauchen ihn, wenn wir voll im Leben stehen wollen, um die Welt richtig zu werten, um zum Geist in uns zu kommen, um den Gott in uns zu schützen. Bei den Griechen war es anders: Wenn sie sich dem Leben hingaben, so erfüllten sie zugleich die Gesetze des Geistes. Man hatte nicht nötig, sich beständig zu wehren und zu wappnen. Das Menschenwerk ringsum machte schön: die Gebäude, die Kunst, die Sitten, die Geräte bis ins Kleinste. Wir aber werden häßlich durch alles, was uns umgibt: Straßen, Plakate, Kinematographen, Operettenmusik, alles verödet uns, alles zerstört."

„Was Sie da sagen, erschüttert mich," sprach Artur.

„Dazu ist kein Grund vorhanden," fuhr der Fremde fort. „Diese Grimassen ringsum vermögen mich nicht tragisch zu stimmen. Denn sie sind augenblicklich und vergehen. Ich aber weiß von mir (und folglich von allen Menschen), daß ein Ewiges in mir besteht. Auch wenn ich die Sphäre, die eine Wüstlingsgesellschaft verbreitet, mit empfinde, lebe ich immer noch zum Lobe Gottes, vorausgesetzt, daß ich die Herrschaft über mich behalte. Ich raube dadurch dem Dunklen die Macht, den Wert, das Interessante des Eigenseins. Es wirkt jetzt nur noch schwach und kläglich. Denn ich habe Gott zum Herrscher gemacht. Der Mensch kann sich heutzutage göttlicher erweisen als zur Zeit der Griechen."

— Jetzt kamen die Freunde, willens, aufzubrechen. Artur gab dem Fremden die Hand und ging mit ihnen davon. Er hatte jedoch nur ein kurzes Stück den gleichen Weg, zweigte ab und nahm die Straßenbahn. Hier fand er Gelegenheit zu erkennen, wie wenig in den meisten Fällen ein Gedanke gegen ein Gefühl aufkommen kann. Das Edle, das er von dem Fremden vernommen hatte, vermochte den dichten Nebel, den er im Stalle eingesogen hatte, nicht zu zerstreuen. Unschöne Triebe liefen in ihm kreuz und quer, obwohl er sie als häßlich bezeichnen mußte.

Ihm gegenüber saß ein Mädchen, das halb wie eine Negerköchin und halb wie eine Coiffeuse ausschaute. Der junonische Körper war in einen grünen Frackmantel gezwängt. Auf dem Schoße hatte sie einen gelben Roman mit einer Postkarte als Lesezeichen, worauf eine Varietégröße ab-

gebildet war mit Namensunterschrift. Dies Weib, das immerwährend zu Artur hinüberblickte, wühlte alles Fürchterliche in ihm auf. Er mußte heftig kämpfen. „Was bin ich für ein Mensch," dachte er. „Hat das Hohe keine Macht in mir? Bin ich diese Jahre wirklich nicht weitergekommen? Ich glaubte an meine Reinheit und Erhabenheit. Bin ich minderwertig? Steckt ein Teufel in mir?"

„Nein," knirschte er, „ich werde mich und sie besiegen," und schaute geradewegs in ihre Augen.

Fast augenblicklich sank dadurch ihr Haupt vom Schlaf bezwungen zurück.

Siebentes Kapitel

Artur fieberte die ganze Nacht. Jeden Augenblick wurde er von einem häßlichen Traume aufgeschreckt. Die Welt kam ihm bald wie ein Stall und bald wie ein Bierpark vor. Er war sehr froh, als endlich die Morgenröte erschien. Das Bad erfrischte ihn nicht. Das Frühstück genoß er nicht mit dem bisherigen Behagen. Er entdeckte mit Abscheu, daß die Kleider noch den Wirtshausgeruch an sich trugen, und zog sich andere an.

Auf seinem Morgenspaziergang durch den botanischen Garten merkte er, daß er nicht rein genug war, um die gewohnten Genüsse an den Pflanzen und die daraus entspringenden Einsichten zu erlangen.

Er fühlte sich bald müde. Den zornigen Ärger, der ihn infolgedessen ergriff, richtete er gegen die Freunde. Er beschloß, nie mehr mit ihnen zusammen zu kommen.

Gleich darauf begegnete ihm Klara.

„Ich hab jetzt einen interessanten Freund," sagte sie.

„So," erwiderte Artur weltmännisch.

„Ja, was soll man tun? Sie kommen ja nicht mehr zu mir. Wollen Sie mit ihm bekannt werden?"

„Muß ich?"

„Sie werden ihn sicher liebgewinnen. Er hat so treue Augen und eine so energische Schnauze, daß man ihn küssen möchte."

Artur verlor sein Lächeln und fühlte sich so traurig werden wie nie noch im Leben.

„Ja," seufzte Klara, „ich komme in das Alter, wo man solche Dinge tut."

Er wäre vor Schwermut am liebsten versunken.

Da hatte sie Erbarmen, zog ein Pfeifchen aus dem Portemonnaie und pfiff. Eine gelbe Dogge sprang heran.

Aber Artur wurde es nicht fröhlicher zumut.

Die Forderung der Wahrheit tauchte plötzlich wieder auf. Er nahm unter einem Vorwand Abschied und ging nach Hause.

„Sie liebt mich nicht," sagte er zu sich. So sehr ihn dies schmerzte, schien es ihm doch ein großes Glück. „Und wenn sie mich gerne sieht, ist es nur deshalb, weil sie in mir einen andern erblickt."

In seinem Zimmer dachte er alles zu Ende:

„Nehmen wir an, ich hätte das Geständnis gemacht. Vielleicht — nein, ganz gewiß wäre ihre große Liebe aufgeflammt und hätte mir alles verziehen. Aber bald kämen die Stunden der Müdigkeit, des Mißmutes und des Zweifels. Mit ihnen der Abscheu, die Verachtung und das Grauen vor mir. Sie schaut mich fremd und furchtsam an. Warum hat er sich nicht wortlos zurückgezogen, wie sich geziemte? Warum hat er mich gefesselt? O hätte er mir seine Tat doch nie gestanden. Sie mustert mich: Ja solche Augen hat nur einer, der diese Tat begehen konnte, solch ein Verbrechergesicht. Und seine verlogene Stimme! O wenn ich sie nicht mehr hören müßte! Er hat ein Verbrechen begangen, er ist lieblos, er wird es wiederum begehen. Ich hab ihn nicht erlöst, ich kann ihn nie erlösen. O müßt ich es nicht tragen, o könnt ich fort, o wär ein Mensch um mich, den ich achten könnte, mit dem ich Freude haben dürfte. Nur diesen dort, nur sein Verbrechen vergessen. O der Fürchterliche, warum band er mich durch das Geständnis? Nun kommt er mir mit seinen Augen nah. Weg, o wie ich ihn hasse . . ."

„Sie liebt ein Leben mit Musik, fröhlichen Menschen, schönen Kleidern," fuhr er fort zu denken. „Drum hat sie den Hund gekauft. Sie könnte mich niemals ertragen. Ich darf die Verantwortung nicht übernehmen. Noch bin ich nicht gebunden, weder innerlich noch äußerlich. Gott sei Dank, sie liebt mich nicht . . ."

Er beschloß, sie nie mehr zu sehen. In demselben Augenblicke aber wurde ihm zugleich eindeutig offenbar, daß er im ganzen Leben nur sie lieben konnte.

Wenn er auf Klara verzichtete, so verzichtete er für immer auf jede Frau.

Die nächsten Tage waren mühsam zu ertragen.

Die Mutter, die gerade daraus, daß er so gleichmütig war, merkte, daß etwas geschehen sein mußte, fragte: „Warum gehst du so selten in Gesellschaft?"

„Aus dem gleichen Grund wie du. Ich werde ziellos und traurig."

„Du wirst bemerkt haben, daß ich diese Absonderung von Zeit zu Zeit ganz bewußt unterbreche," erwiderte sie, „ich weiß, daß ich durch das Ausweichen nichts gewinne. Ausweichen heißt im Grunde den Schmerzen und dem Hasse nur weitere Tore öffnen: erst verabscheut man nur das Gemeine, zum Beispiel einen greulichen Menschen aus der Plebs, dann das Unbequeme in der Haushaltung, dann eine Geste bei jemand, den man sonst liebt, plötzlich was man selber tut und denkt, und jetzt ist die Zerrissenheit da.

Nun fängt man alle offen zu quälen an. O ich hab das zu oft erlebt, um nicht endlich klug zu werden. In solchen Augenblicken bin ich den Menschen fremd erschienen, unheimlich und böse, sie fürchteten mich und ließen mich allein. Da mußte ich von vorne anfangen.

Wie öde war mein Herz zuweilen," fuhr sie fort. „Aber immer war es dasselbe: die Gleichgültigkeit deutete stets nur an, daß eine andere Art des Liebens begann, eine tiefer gegründete, die vorher noch nicht erfaßt werden konnte. – Wenn ich mich absondere, tu ichs, um nachher die Menschen inniger zu empfinden."

Ein Wort, das in Arturs Seele haften blieb.

Achtes Kapitel

Die Zeit der Ferien war längst gekommen. Aber immer verzögerten geschäftliche Angelegenheiten den Aufbruch der Familie. Endlich wurde auf den Rat Arturs beschlossen, daß der Professor sofort, Mutter und Sohn in vierzehn Tagen reisen sollten.

Frau Claudius lud Fräulein Freymont nochmals ein, ohne Artur etwas davon zu sagen. Da der Besuch den ganzen Nachmittag dauern sollte, brachte Klara das Nähzeug mit. Artur trat ein und sah sie unvermutet auf neue und ach, so süße Weise liebenswert. Sie nähte ein feines Hemd, runzelte bei jedem Stich die Stirn ein wenig und biß zuletzt energisch den Faden ab. Er war sehr gerührt, weil sie der Mutter so gefiel. Auch der Professor konnte sich gar nicht genug tun, in ihr klares Antlitz zu schauen. Er fühlte sich schon jetzt als Bergsteiger, besaß also bereits die zärtliche Fürsorge, die diese rauhen Leute gegen junge Mädchen äußern.

Man sprach von den kommenden Ferien. Auch Klara wollte auf einige Wochen in die Schweiz zurückkehren.

„Ich träume Nacht für Nacht von Klettereien," sagte der Professor.

„Ja, er arbeitet gewaltig," rief die Mutter, „gestern fiel er sogar aus dem Bett."

„Aus dem Bett? Nein aus den Wolken! – Ich hatte einen wundersamen Traum. Mir träumte, daß ich mit meiner Frau in einem unfruchtbaren Land an einem breiten Flusse wohnte. Wir besaßen ein Häuschen, ein Feld, einen Pflug, ein Roß und ein kleines Reitwägelein. Es war Herbst. Wir hatten das Feld bis auf drei Furchen umgepflügt. Da begann mich plötzlich das Land jenseits des Flusses zu interessieren. Sofort schirrte ich das Pferd vom Pflug und spannte es vor das Reitwägelein, schwang mich auf den Sitz, hob meine Frau zu mir, und fort gings über die lange Brücke. Auf der andern Seite fuhren wir durch ein liebliches Gelände erst von grüner, dann von blauer Farbe, den silbernen Schneebergen zu.

Plötzlich wurden die Pfade steiler. Wir merkten, daß das Pferd den sichern Schritt verlor, schwankte und zusammenbrechen wollte. Wir stiegen deshalb ab und führten es an der Halfter weiter.

Aber da fühlten wir uns selber auf einmal ganz matt. Und weil wir den Boden mit kugeligen Polstern von perlgrauem Moose bedeckt sahen, setzten wir uns nieder.

Mir war so wohl, ich dehnte mich, ich schlummerte schon halb.

Da rief die Frau: ‚Paß auf, sonst läuft der Bläß davon.‘

‚Laß ihn,‘ sprach ich.

Er galoppierte in der Tat schon der Brücke zu.

‚Laß ihn, er trabt ja doch nach Hause.‘

‚Hast du den Verstand verloren?‘ rief die Frau und rüttelte mich. Ich aber schlief. Da lief sie selbst den Berg hinunter.

Nach einer Weile weckte mich ein Wiehern, doch kein gewöhnliches Wiehern. Ich fuhr empor und sah das Roß den Berg heraufstampfen. Aber ich erkannte unsern ackermüden Gaul kaum mehr. Er schien Licht zu sprühen. Aus seinen Schultern wuchsen Flügel. Das seltsamste war, daß er ein Silbertrompetchen blies. Dies hatte mich aufgeweckt. Das Wägelchen mit meiner Frau drauf zog er, als wär es Luft.

Sie rief schon von weitem: „Unser Bläß ist ein gescheites Tier. Als ich nach Hause kam, stand er auf dem Feld, er wollte nur den Acker fertig pflügen. Das taten wir. Nun sind wir wieder da.“

Das Fahrzeug hielt an meiner Seite.

‚Komm,‘ sprach sie. ‚Halt dich fest.‘

Ich schwang mich ihr zur Seite, umarmte sie und sagte: ‚Ohne dich hätt ich das Ganze verschlafen.‘

Im selben Augenblicke hoben wir uns von der Erde und steuerten der Sonne entgegen.“

Der Professor mußte sich allein Beifall klatschen. Denn Artur und Klara sahen, daß sich die Farbe der Mutter veränderte. Die Flächen um die Augen schienen einzusinken. Sie wußten beide sofort, warum: Sie maß dem Traume eine schlimme Vorbedeutung bei. Der Professor merkte nicht, was vorging. Er war zu stolz, weil er vom Pegasus geträumt hatte. Artur schaute hilflos nach Klara.

„Ich weiß die Deutung,“ sagte diese ruhig. „Der Vater reist. Die Mutter muß bleiben, um die Geschäfte zu ordnen, und zwar auf den Rat des Sohnes. Denn Artur ist das Pferd. Schaut doch sein Profil nur an.“

„Und Sie sind die Sonne, in die hinein wir fliegen,“ rief Artur voll Glück über das Lächeln, das in das Antlitz der Mutter zurückgekommen war.

Neuntes Kapitel

Der Professor war abgereist; der Tag, an dem Mutter und Sohn ihm nachkommen sollten, rückte nah. Man packte schon.

Artur hatte Klara eigentlich schon am ersten Tage nach ihrem Besuche um ihre Hand bitten wollen. Er war der zustimmenden Antwort gewiß, wollte aber trotzdem noch einige schöne Tage für sich werben lassen.

Die Stunden, die er bei ihr verbrachte, waren still und glücklich. Er brachte das starke und frohe Gefühl, das ihn zu ihr trieb, jedesmal vertieft zurück. Es schien ihm nicht schwer, das ganze Leben wie diese Tage zu verbringen.

In der dritten Nacht, bevor sie reisen sollten, sah die Mutter träumend in einen Felsenzirkus, den Gletscher und Eishörner säumten, von denen unaufhörlich silberne Bäche und Lawinen durch Risen und Nischen lautlos in einen runden See hinunterrannen. Dessen Wasserfläche glomm in einem milden, sengenden Lichte, das sich beständig aus sich selber gebar und mit tröstendem Zauber sich dem Gemüte mitteilte.

Auf einmal stieß von einer Bucht eine schwarzverhängte Barke ab, durchquerte langsam den See, gerudert von den vertrauten Führern ihres Mannes, um auf dem andern Ufer zu verschwinden. Das Bild verblaßte.

Frau Claudius fand sich plötzlich wach. Das Zimmer schien nach der geisterhaften Helligkeit doppelt dunkel und drückend. Sie zündete Licht an und stand auf. Dann setzte sie sich in den Lehnstuhl und sah dem erscheinenden Morgen entgegen. In ihrer Seele hatte eine hoffnungslose Traurigkeit platzgegriffen. Sie wußte, daß ihr Mann verunglückt war.

Doch redete sie nicht davon. Gegen Mittag stellte sich noch Migräne ein und jenes Gefühl der Gebrechlichkeit, das dieses Leiden meistens begleitet. Es schien ihr fast ein Wunder, daß ihr schwacher Körper nicht längst zerfallen und ihre Stirne, die sich so dünn und zart mit den Fingerspitzen anfühlte, noch nicht zerbrochen und zersprungen war. Die Gewißheit erfüllte sie, daß sie bald schwer erkranken würde.

Gegen sechs Uhr abends brachte ein Telegramm die Nachricht, daß der Professor in der Nähe des Öschinensees zu Tode gestürzt war.

Artur, der es in Empfang nahm und öffnete, dachte nur an die Mutter und fühlte kaum den eignen Schmerz. Wie konnte er sie trösten? Er schlich in das Studierzimmer des Vaters und stand dort eine Weile wie betäubt. Plötzlich machte ihm die Umgebung der Karten und der Instrumente den Verlust so furchtbar, daß er unter einem innern Zwang und ohne Überlegung, was er sagen wollte, zur Mutter hinüberlief, wo ihn auf einmal alle Selbstbeherrschung verließ und er selber ganz hilfsbedürftig wurde. Für die Mutter, die nun trösten durfte, war der Schmerz leichter erträglich. Sie erschrak nicht. In ihrer Traurigkeit und Krankheit hatte sie vieles vorweggelitten.

Auch Artur überließ sich den Klagen nicht lange. Und dieser Abend wäre äußerlich wie ein anderer verflossen, wenn nicht so vieles hätte besprochen werden müssen. An eine schnelle Wegreise war nicht zu denken, sie war auch nicht geradezu notwendig, da alle Sorgen dem Bruder des Professors, der das Telegramm geschickt hatte, überlassen werden durften.

Am nächsten Morgen ging Artur zu Klara. Sie kehrte sofort mit ihm zurück und übernahm die täglichen Arbeiten der Mutter, da diese im Bette bleiben mußte. Sie kochte und räumte auf, und so blieb es nun alle Tage. Klara ließ sich das durchaus nicht nehmen.

Am Nachmittage hatte Frau Claudius einen fürchterlichen Schmerzanfall. Artur, der sie schreien hörte, lief sofort zu ihr hinüber. Sie lag mit entstelltem Antlitz da und preßte die Fäuste gegen den Leib. (Artur mußte noch tagelang, wenn er sich dieses Anblicks erinnerte, die Augen mit der Hand bedecken.)

Als er ihr einige Tropfen des schmerzstillenden Giftes reichte, hielt sie die andre Hand, worin er das Fläschchen hatte, fest und bat: „Alles," ließ sie jedoch sofort wieder los und sank erschöpft zurück.

Nach einem kurzen Schlafe sagte sie: „Ich muß noch bleiben."

Sie sah auf Arturs Gesicht etwas wie ein Abbild des grauenhaften Schmerzes, den sie eben hatte erdulden müssen und sprach: „Nimm es nicht zu schwer. Dieser Schmerz hat mich im Grund nur weiterbringen sollen. Bin ich auch wehrlos dagelegen, so hab ich doch an innerem Wachstum zugenommen. Jetzt sehe ich die Welt mit tiefern Augen an.

Man glaube nicht, die Krankheit sei ein Hindernis, sich zu entwickeln," fuhr sie fort. „Sie ist nur ein anderes Beförderungsmittel. In der Gesundheit muß man alle Kraft zum Selber-Gehen verwenden. Die Krankheit ist ein Fahrzeug: man braucht sich nur zu *halten* und vorwärts gehts, man ahnt gar nicht wie schnelle."

Sie schaute auf die Decke, unter der ihr armer Körper lag, und lächelte. „Die Natur will mir ein anderes Gebiet zugänglich machen, und weil ich sie noch nicht verstehen kann, schickt sie den Schmerz."

Plötzlich fragte sie: „Erinnerst du dich an den Traum des Vaters? — Ich will das Feld zu Ende pflügen."

Artur antwortete: „Wenn du wieder gesund bist, wirst du auf andere Gedanken kommen."

Man brauchte keine unmittelbaren Sorgen um ihr Leben zu haben.

Nach einer Woche durfte sie sich wieder in den Lehnstuhl setzen. Sie ins Freie zu bringen wäre aber nicht möglich gewesen. Die Fahrt durch die geräuschvollen Straßen bis zum Parke hätte sie zu sehr ermüdet. Klara sorgte deshalb stets dafür, daß Blumen in der Stube waren. Frau Clau-

dius sagte, daß sie ganz deutlich die Wiesen vor sich sähe, wenn sie die Augen schließe und den Duft des Straußes atme.

Oft wollte sie für sich allein bei den Blumen sein. „Ich bilde meine Gefühle an ihnen. Ich darf hernach die Menschen nüanzierter lieben. Diese Mädchenschule, die täglich am Fenster vorbeigeht, ist mir viel lieber, wenn ich vorher mit meinem Wiesenstrauß zusammengewesen bin.

Es geht mir täglich etwas Neues über die Blumen auf," fuhr sie fort. „Süße Gefühle sprossen in mir empor, wenn ich sie betrachte. Mir ist als kämen sie von dem Wesen, das die Blumen bildete. Meine Seele ist beweglicher und farbiger als früher. Ich möchte für jedes Kraut und jedes Gras ein Liedchen singen. — Es gibt für mich nur eine einzige Traurigkeit. Die kommt, wenn ich mich von allem Geist verlassen glaube und in der Öde verharren muß. Aber wenn ich, indem ich eine Blume betrachte, wieder froh werde, was heißt das wohl? Es heißt, daß der Geist durch die Blume spricht. Es heißt, daß Gott, der sie schuf, mich liebt und daß ich ihn lobe mit meiner Freude."

Nur etwas gab es, das sie ebenso gern betrachtete und das sie auf ähnliche Weise erquickte: — Klara.

„Wenn ich sie gehen sehe, so ahn ich schon den Ton von ihrer Stimme. Und wenn ich sie singen höre, empfind ich schon ihren Kuß. Es ist alles Seele. Besonders liebe ich die heitere Kühle auf dieser rundgewölbten Stirn. Das schönste, was meine Augen auf der Erde sehen durften, ist das kaum bemerkbare Rot, das auf ihre Wangen tritt, wenn sie singt. Sie bleibt so klar dabei. Drum höre ich besonders gerne Bach von ihr."

Klara hatte den ganzen Haushalt übernommen. Artur lernte eigentlich erst jetzt das Häusliche und Mütterliche an ihr kennen. So selbstverständlich und geradezu griff sie alles an, man fühlte sich so sicher dabei, man wollte zum Beispiel sagen: „Bitte, gib acht mit deinem großen Küchenmesser," da war es zu spät und gar nicht nötig gewesen, denn das Kraut war schon fertig gehackt. Kam man ihr hinderlich in den Weg, so nahm sie einen bei der Nase, die hatte hernach einen schwarzen Tupf von ihrer Hand. Von den sechs oder sieben Pfannen wußte sie eins zwei, wofür eine jede bestimmt war: fürs Schmoren, Kücheln, Braten oder Brühen. Nie fragte sie: Wo habt ihr nur die für die Omelette, sondern holte sie schon flugs herab vom Küchengesims. Es war so hübsch, wie sie es tat. Es war eben das Zweckmäßigste, das getan werden konnte. Kochen, Tischdecken, Kleiderputzen, Stubenkehren: Das waren für sie nur andre Arten schön zu sein.

„Es kommt nie schlechtes Zeug in ihren Marktkorb," sprach Frau Claudius. „Ich kann mir das nur dadurch erklären, daß ich ihr auch in dieser Hinsicht Genie zuschreibe."

Die Mahlzeiten, die sie auftischte, waren förmliche Farbensymphonien: weißer Blumenkohl, hellgelber Kopfsalat, orangefarbene Rübchen, dunkelrote Randen, bleiche Spargel mit grünlich angehauchten Spitzen.

Dazu Makkaroni von täglich anderer Form, dünn, dick, fingerlang, dann wiederum wie Häckerling.

Besonderen Beifall fand die Brunnenkresse. Man aß sie staudenweise, nur mit ein wenig Salz bestreut.

Eines Tages, als Artur nicht zu Hause war und Klara im Nebenzimmer sang, wiederholte sich der Anfall der Mutter.

Sie versuchte das Schreien zu ersticken. Dennoch entfuhr ihr ein Seufzer. Sofort kam Klara hinüber und sah sie verkrümmt im Bette liegen.

„O, warum rufen Sie denn nicht?"

„Ich horchte auf das schöne Lied. Da quälte mich der Schmerz vorerst gar nicht. – Dann aber wollte ich mich bezwingen. Ich stehe ganz anders vor mir da, wenn ich etwas auszuhalten vermag."

Und nun folgte ein ähnliches Gespräch wie damals mit Artur. Die Mutter sagte:

„Es ist, als hätt ich mich in meinem bisherigen Leben vorgeübt, diese Augenblicke auszunutzen. Immer wenn ich müde und mürrisch war, trachtete ich danach, ein Buch oder ein Gesicht zu verstehen, weil jedes Verstehen von einer Art innerer Helligkeit und Leichtigkeit begleitet ist. Und stets, wenn ich das Leiden bezwang, tat sich eine neue Möglichkeit der Entwicklung auf. Es handelte sich meist um Kleinigkeiten. Jetzt gehts um Höheres. Jetzt bin ich froh, daß ich so denken kann. Jetzt komm ich mir wie ein Land vor, dessen Grundstärke sich eigentlich erst dadurch zeigt, daß es viele Nöte ertragen muß.

Wenn ich so schmerzhaft meinen Leib fühle," fuhr sie fort, „so täusche ich mich wenigstens nicht über ihn. In den Qualen werden mir nur Eigenschaften des Vergänglichen kundgetan. Sie sind nicht ‚der Rede' wert. Lassen wir den Leib. Steigen wir zu den Gesetzen empor, nach denen er gebaut ist. Auch diese sind mein Eigentum, jedoch für immer. So lerne ich mein leibliches Selbstgefühl in seiner Beschränkung kennen. Ich suche es durch etwas Höheres zu ersetzen. Und dieses Höhere ist die Bewunderung für den göttlichen Rhythmus, nach welchem der Körper gebildet ist. Das wollen mir die Schmerzen begreiflich machen."

Und sie erinnerte auch Klara an den Traum des Vaters, indem sie sagte: „Unser Bläß ist ein gescheites Tier."

Als Klara sie auf andere Gedanken bringen wollte, sprach sie: „Mir ist, als ob ich vor einer Reise stände. Ich erlebe die Zeit bis zum Aufbruch schon unter dem Eindruck des Kommenden. Dieses wird fröhlich sein. Drum bin ich jetzt schon froh. Meine Leiden nehmen ab, je mehr ich die

andre Welt, in die ich reise, spüre. Oft bin ich schon ganz und gar in ihr, dann fühle ich keinen Schmerz mehr."

„Aber wir, Artur und ich, um so mehr, wenn Sie auf diese Weise reden."

Frau Claudius sah sie lange an und sagte hierauf: „Eine Weile bleib ich noch."

Als Klara nach diesem Gespräche in den Park ging, der schon herbstlich wurde, mußte sie sich unwillkürlich fragen: „Was empfind ich jetzt, die Stimmung des scheidenden Sommers oder die Seele der Mutter? Was weckt die lichte Rührung in mir?" Sie brach einen Arm voll der gezackten Ahornzweige. „Welches von beiden ist goldener?"

Von diesem Tag an sprach Frau Claudius ganz offen über ihren Tod und erwartete, daß Klara und Artur ebenso heiter zuhörten wie sie redete. Artur konnte ein kaum merkliches Schwächerwerden nicht in Abrede stellen. Nun mußte sie sich wiederum zu Bette legen.

Auf ihren Wunsch las man zu dritt die höchsten menschlichen Geistesdokumente. Oft schlummerte sie darüber ein. Sie schien im Schlafe das Gehörte weiter zu denken, und brachte es vertieft ins Wachen zurück.

So sagte sie in einem solchen Augenblicke:

„Immer unwiderstehlicher drängt sich mir der Gedanke auf, daß viele Worte für mich und für eine neue Zeit ihr Gewicht und ihren Sinn verlieren. – Zum Beispiel büßt das Wort Krankheit das Schreckliche ein. Ein Kranker steht in unserer Zeit schon über seinen Schmerzen dadurch, daß er die Mittel hat, sich selber zu beobachten. Die Krankheit ist ihm mehr ein Studium, als ein Leiden, in einigen Augenblicken wenigstens. Er empfindet nicht nur sie, sondern auch den Widerstand, den er gegen sie ausüben kann. Er fühlt also eine Kraft durch sie hindurch. Die Krankheit vermag ihn nicht mehr auszubeuten. Nur dann vermöchte sie das, wenn er neidisch auf Gesunde wäre, wenn er nicht selbst in seinem Schicksale sein wollte, wenn er nicht tapfer Ja zu allem, was ihm widerfährt, zu sagen sich bemühte.

Ebenso verliert das Wort Entbehrung die Bedeutung, weil jede Öde von innen ausgefüllt werden kann, wenn man sich richtig verhält. Und das Wort Trennung, weil die Möglichkeit, sich mit dem Wesen, von dem man körperlich getrennt ist, geistig zu verbinden, wirklich vorhanden ist.

Mir ist, als müßte eine neue Sprache entstehen. Erlebnisse, aus dem Übersinnlichen genommen, müßten den Grundstock von ihr bilden. Aber nur solche Menschen, die durch ihr starkes, aufrichtiges und heiliges Erleben triumphierten über den Wert der alten Worte, dürften die neuen prägen. Ja, diese neuen Worte sollten ihnen von den Göttern selbst gegeben werden."

Kam Besuch, so lag sie gerne mit geschlossenen Augen da, denn sie fing an, mehr durch das Gefühl als das Gesicht zu erkennen. „Alle Möglichkeiten dieser Menschen gehn mir auf," pflegte sie zu sagen, „und ich habe Grund, sie mehr als je zu lieben."

Von Artur vermochte sie zu sagen, was für einen Dichter er eben gelesen hatte. „Ich fühl es," sprach sie, „und ich seh es auch. Deine Augen leuchten anders. Dein Mund hat einen ungewohnten Ausdruck." Bei Goethe war es besonders zu merken.

Träume kündigten ihr die Geschehnisse des folgenden Tages an. Einmal beim Erwachen sagte sie: „Heute wird Klara schöne Bilder bringen." Und Klara kam mit den sechsunddreißig Ansichten des Fuyi, des pyramidenförmigen Berges von Japan, wie er war, in allen Jahreszeiten, von Tokio und von einem Boote aus gesehen, im Morgenrot, im schrägen Strichregen, im nächtlichen Sturm und zugehüllt vom weichen Schnee. Die Mutter sagte, daß er wirklich nie genug gemalt werden könne. Und daß er auch in geistiger Hinsicht ein Ziel bedeute.

Je schwächer sie wurde, um so heller trat ihre Stirn hervor.

Sie litt noch sehr durch jene Krampfanfälle, sie nahm jedoch dem Schmerz das Schreckliche, indem sie lächelte, und machte derart sogar den Tod begehrenswert. Die Menschen, die sie in den letzten Tagen sahen, konnten in Zukunft von gewissen Ängsten nicht mehr befallen werden.

Sie starb bei Sonnenuntergang an einer Herzlähmung.

(Fortsetzung folgt)

Staatssozialismus

von Leopold von Wiese

I

Zögernd kann man fragen, ob es überhaupt richtig ist anzunehmen, daß selbst ein so gewaltiger Krieg wie der gegenwärtige über die innere Struktur eines Volkes, über die Beziehungen der Klassen und Stände zueinander in Wirtschaft und Machtordnung, sowie über das Verhältnis des einzelnen Bürgers zu ihnen und zum Gesamtstaate neue Fragestellungen hervorruft? Mögen die äußeren politischen Veränderungen und ihre Rückwirkungen auf die innere Politik noch so zahlreich und tief sein, und mag schließlich auch die innere Wirtschaftsordnung größere oder kleinere Umgestaltungen erfahren, so könnte es sich doch dabei bloß um Verwirklichungen theoretisch längst geklärter Ideen handeln, über die sich nichts Neues mehr sagen ließe, soviel auch zu ihrer Verbreitung unter den Massen geredet und geschrieben werden mag. Alle allgemeinen Probleme der deutschen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung in Gegenwart und nächster Zukunft laufen schließlich auf die Grundfragen nach der Geltung, dem Maße und der Art des Sozialismus oder des Liberalismus aus, die die praktische Politik einschlagen sollen. Nichts aber ist wohl in der gesamten Weltliteratur der letzten fünfzig Jahre so oft und so eindringend erörtert worden wie dieses Thema. Sollte es nicht genügen zur Begründung für praktische Vorschläge, je nach dem wirtschaftswissenschaftlichen Standpunkte, auf das hinzuweisen, was etwa Schäffle und Adolph Wagner oder Marx und Kautsky oder Bastiat und Bamberger gesagt und begründet haben?

Indessen scheint mir die gegenwärtige Lage nicht nur darin zu bestehen, daß der Krieg uns eine Fülle neuer praktischer Erfahrungen auf dem Gebiete der inneren Wirtschaftsordnung beschert hat, die jene Forscher noch nicht besitzen konnten, sondern auch die Problemstellungen sind theoretisch mehr oder weniger verändert und neu. Deshalb hoffe ich, mit den nachfolgenden Ausführungen nicht einen tausendmal durchgekneteten Gedankenteig zum tausendundersten Male zu kneten, um im Grunde zu einem Ergebnisse zu gelangen, wie es für Soziologen und Nationalökonomen einer bestimmten Richtung schon vorher feststand, sondern dem Stoffe neue Gedankenkräfte abzugewinnen. Richtiger noch wäre es zu sagen, daß es sich dabei eigentlich nicht um ganz neue Erkenntnisse, sondern um Fragestellungen handele, die manchem sicherlich schon früher durch die Seele gegangen sein mögen. Aber es war noch nicht die Zeit gekommen, wo ihre Aussprache auf die Aufmerksamkeit und Nachprüfung rechnen konnte, wie es wohl jetzt der Fall sein mag. Vieles mag von den Stillen im Lande

in ihrem Kämmerlein gedacht und gefühlt werden, was niemals die Kreise der öffentlichen Aussprache stört. Denn diese ist in jeder Zeit verhältnismäßig eng, einseitig und vergeßlich. Nicht nur hat jede Epoche ihre leitenden Ideen, die oft im Gegensatze zu den herrschenden Gedanken der vorausgehenden Zeit stehen (wenn auch Hegels Dialektik das Prinzip des Widerspruches in der Geschichte übertrieben haben mag), sondern jede Zeit hat überhaupt, soweit das öffentliche Leben in Betracht kommt, ihre eigene Optik, Menschendinge anzuschauen. Es verändert sich geradezu das Kolorit des Zeitbildes. Ereignisse und Erlebnisse spiegeln sich anders in der Seele als vorher. Die Auslegung, die die inneren Wahrnehmungen in Rede und Schrift finden, also die Ideen und die Moral der Zeit, sind erst etwas Sekundäres, das sich aus der andern inneren Einstellung zur Welt ergibt.

Nicht ohne Beklemmung haben wir, die wir die kriegerische Gegenwart erleben, wahrnehmen müssen, daß die ungeheuere Mehrzahl unsrer Mitmenschen fähig war, „umzulernen", frühere Urteile und Überzeugungen nicht nur zu verleugnen, sondern einfach zu vergessen und nicht mehr zu verstehen. Die Achtung vor der Logik und der Gedankenstrenge vieler, die sich als Gelehrte, Philosophen und Dichter feiern lassen, mußten wir dabei freilich einbüßen, wenn wir gewahr wurden, wie ihnen Beweise und Begründungen für neue Behauptungen ebenso zuflossen wie vorher für das Gegenteil. Der Primat des Willens vor dem Denken und Fühlen wurde uns in einem Grade erwiesen, daß die, welche zu allen Zeiten nichts als die Wahrheit suchen, erschraken und in ihrer Einsamkeit hart wurden.

Bei Ludwig Bamberger (vgl. Ludwig Bamberger, Erinnerungen) las ich neulich das wahre Wort: „Es bleibt immer etwas Rätselhaftes, wie von einer Generation zur folgenden und dabei vielfach in denselben Individuen solche Gegensätze zum Durchbruch kommen können. Am ersten ist die Erklärung darin zu suchen, daß mit dem Wechsel der Zeiten die tonangebenden Sphären wechseln, und daß die jeweils Tonangebenden die übrigen mit sich fortziehen." Das ist auch der Grund, weshalb ich soeben das private und öffentliche Denken unterschied. Die Neigung zur Nachahmung, die Macht der Suggestion, das unselbständige Anpassungsvermögen an die Gruppenmeinungen und Autoritäten, die pessimistische Einschätzung des eigenen Urteils sind — das wissen wir jetzt, wenn wir es, wie der Schreiber dieser Zeilen, vor zwei Jahren noch nicht gewußt haben — die stärksten Kräfte im öffentlichen Denken.

Zu diesem subjektiven Momente, der durch Unselbständigkeit bewirkten Eintönigkeit des Massenurteils, kommen die objektiven (sozialen, besonders wirtschaftlichen) Faktoren, die im natürlichen Ablaufe der Entwicklung wechseln, sich aber in einer bestimmten Zeit ziemlich allgemein allen Zeitgenossen eines bestimmten Kulturkreises aufdrängen.

Die Einheitlichkeit und Einförmigkeit des Nebeneinanders bewirkt also, daß bestimmte Fragen, die vorher oder nachher das regste Interesse finden, in der gegenwärtigen Öffentlichkeit nicht gestellt werden, während andere, einseitig formuliert, immer wieder aufgeworfen und einseitig beantwortet werden in einer Weise, die andere Zeiten nicht recht begreifen. Es brennt den Menschen einer Epoche etwas anderes auf der Seele und spannt etwas anderes ihren Willen und damit ihr Urteilen an als bei der vorhergehenden und nachfolgenden Generation. Was den Besten der jüngsten Vergangenheit das größte und innigste Lebensziel war, kann der nächsten Generation eine Torheit sein. So war dem liberalen Zeitalter (1770—1870) die persönliche Freiheit das Höchste und Erstrebenswerteste, während es etwa die Brüderlichkeit nur aus ihr ableitbar dachte; die darauffolgende, die soziale Epoche, also die Gegenwart, ergibt sich mit Inbrunst der Brüderlichkeit und versteht nicht mehr recht, was Freiheit eigentlich ist, es sei denn die Freiheit der Klasse oder des Staates.

In der wissenschaftlichen Welt wird die Tendenz zur einseitigen Fragestellung noch durch etwas gefördert, was gerade im Gegensatze zu dieser Traditionslosigkeit der Massenurteile aus dem geschichtlichen Zusammenhange entsteht. Der Gelehrte hat die Pflicht, bei jedem Stoffe, den er behandelt, zu forschen, was andere vor ihm darüber geschrieben haben; er soll den ausgesponnenen Faden fortführen und anderen weitergeben. Daraus entsteht die Notwendigkeit, sich mit dem, was die Vorgänger zur Sache gesagt haben, auseinanderzusetzen, sich also in ihren Gedankengang einzuleben und ihre Problemstellung wieder aufzunehmen. Mag sich durch diese Kontinuität des Denkens in der Hauptsache der Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis erklären, so hat doch diese Abhängigkeit von den Vorgängern den schweren Nachteil, die eigenen Gedanken in eine manchmal fremde und einseitige, oft falsche und unfruchtbare Richtung zu drängen. (So erben sich zum Beispiel in der Nationalökonomik die Fehler in den Prämissen, die die Physiokraten und Smithianer in der Wert- und in der Produktivitätslehre gemacht haben, fort und zwingen die nachkommenden Generationen, dabei ihren Sinn auf ein schiefes Gesichtsfeld einzustellen.) Wenn nicht von Zeit zu Zeit unbefangene Außenseiter mit andern Denkgewohnheiten der hemmenden und pedantischen Schultradition spotten und eigene Wege gehen, entsteht leicht eine gewisse Starrheit der Assoziationen und Fragestellungen.

Bisweilen sind es nun so tief einschneidende Ereignisse wie der gegenwärtige Krieg, welche denen, die weder in den Massenchören, noch in der starren Schultradition befangen bleiben wollen, zu Hilfe kommen. Da es völlig neue Gedanken in den Sozialwissenschaften kaum irgendwo geben mag, so handelt es sich dabei, wie gesagt, nicht um gänzlich originale, noch

nie dagewesene Einsichten, sondern um Gesichtspunkte für die Behandlung bekannter Materien, welche in der vorausgehenden Diskussion zu kurz gekommen und der Allgemeinheit fremd geworden sind, so sehr sie auch immer wieder mit verwandten geläufigeren Gedankengängen verknüpft werden müssen. In diesem Sinne sollen aus dem Problemkreise der Gesellschaftsordnung nach den Prinzipien des Liberalismus oder Sozialismus im folgenden einige Fragen aufgeworfen werden, die nur dann, scheint mir, hinreichend beantwortet werden können, wenn sie nicht in das durchschnittliche Schema der landläufigen und herkömmlichen Betrachtungsweise gezwängt werden.

Im Mittelpunkte unserer Untersuchung soll eine Kernfrage von höchster und schicksalsschwerster Bedeutung stehen: Ist der Liberalismus mit dem Kriege und durch den Krieg untergegangen? Wenn es der Fall ist: was wird ihn ablösen und ersetzen? Es könnte dies nur der Sozialismus in irgendeiner seiner Spielarten sein, die ja untereinander sehr verschieden sind. Welche von seinen Arten in Betracht käme, wäre dann die zweite, wesentliche Frage.

Es ist ja möglich, daß wirklich diejenigen unter uns recht behalten, die wähnen, daß der Krieg schließlich darin seine tiefe Bedeutung für die innere Politik und die Kultur Deutschlands, ja ganz Europas erhalte, daß er den Liberalismus vernichte. Denn in diesem Kriege hat der wehrhafte Staat über den lebendigen Menschen triumphiert; als die große siegbringende Kraft wird die Organisation gefeiert. Die straffste Organisation, die es gibt, das Heer, hat sich als der granitne Pfeiler der Gesellschaft erwiesen. Was im Systeme der Politik aber der Militarismus ist, das muß in Wirtschaft und Sozialverkehr der Sozialismus sein. Beide sind ihren Grundkräften nach gleich. Im Heere besteht Autorität, Disziplin, Unterordnung, Gehorsam, Zentralisation; ihnen entspricht im Wirtschaftssysteme des Sozialismus Arbeits- und Ertragszuteilung, Aufhebung des Wettbewerbs, Ersatz des unpersönlich-automatisch sich selbst regelnden Verkehrs durch die obrigkeitlich regulierte Gemeinwirtschaft.

Nicht will ich mich unterfangen zu behaupten, ich könnte diese Zukunftsfrage richtig beantworten und theoretisch lösen. Meine Aufgabe ist, so, wie ich es sehen muß, zu zeigen, was diese Wendung vom Liberalismus zum Sozialismus bedeuten würde. Dabei bin ich mir wohl bewußt, daß es sich in jedem Falle nicht um eine eigentliche „Wendung", das heißt um einen Willkürakt radikalen Gepräges handeln kann. Vielmehr wird der Fluß der allmählichen Entwicklung, in der der menschliche Wille zwar ein Faktor, aber nur einer neben den andern, den sachlichen, Verursachungen (und zwar ein in manchem Belange sich nicht selbst bestimmender Faktor) ist, nicht abgelenkt. Aber in der gesellschaftlichen Entwicklung lassen sich sicherlich Stationen feststellen, wo sich das Mischungsverhältnis von

Liberalismus und Sozialismus zugunsten des einen der beiden Prinzipien wesentlich verändert. Schon vor dem Kriege stieg die Welle des Sozialismus beständig. Es besteht die (zu untersuchende) Möglichkeit, daß er nunmehr das wesentliche Übergewicht über das entgegengesetzte Sozialprinzip erhält.

Wenn nun im folgenden diese so einschneidende Kernfrage behandelt werden soll, dann müssen wir uns, meine ich, wie oben angedeutet wurde, von gewissen herkömmlichen Betrachtungsweisen frei zu machen suchen. Eine naheliegende Auffassung könnte zunächst darin bestehen, daß man vom Standpunkte der Anhänglichkeit an den Sozialismus von vornherein erklärte: was ist am Liberalismus gelegen? Mag er untergehen, wenn nur der Demokratismus bleibt. Um seine Fortschritte allein ist uns zu tun. Demokratie und Sozialismus sind aber praktisch eines. Es gibt keine Demokratie ohne Sozialismus und keinen Sozialismus ohne Demokratie. — Hier heißt es aufmerken. Ist das wirklich so? Wäre es nicht notwendig, zuvor das Verhältnis zwischen beiden zu prüfen? Das mag eine unsrer Unteraufgaben sein.

Ferner: Daß man in weiten Kreisen Deutschlands (und des Auslands) bereit ist, den Liberalismus von der Schwelle der Zukunft zu weisen, wäre bei aller jetzt herrschenden Überschätzung der Organisation und Unterschätzung des Persönlichen doch eine völlig unbegreifliche Selbstverstümmelung, wenn sich nicht die Vorstellung vom Liberalismus allmählich zur bloßen Idee von „der Freiheit und Heiligkeit des Privateigentums" als seinem Grundgedanken verengt hätte. „Was dem liberalen Bourgeois am Herzen lag," zitiert Hillquit (vgl. Morris Hillquit, Der Sozialismus, seine Theorie und seine Praxis) Herrn E. Belfort Bax, „war nicht so sehr die Freiheit des Individuums als die Freiheit des Privateigentums. Die Freiheit des Individuums war nebensächlicher Art. Dem Besitzer und Handhaber von Eigentum wünschte man als solchem speziell seine Freiheit sicherzustellen." In der Tat erscheint heute auch sehr vielen Deutschen lediglich die Freiheit des Privateigentums das Wesen des Liberalismus auszumachen. Hier, möchte ich vorschlagen, wollen wir wiederum fragen: Wirklich? Würde der Untergang des Liberalismus nur in der Beseitigung des freien Eigentums bestehen, im übrigen aber das Bewußtsein persönlicher Selbständigkeit erhalten bleiben? Würde nicht, ganz abgesehen davon, daß Privateigentum nicht bloß individuelle Herrschaft über Sachgüter bedeutet (Godwin etwa hat gesagt: „Das Eigentum ist das Palladium all dessen, was uns teuer sein soll."), sehr viel mehr von dem zerschlagen werden, was jedem Menschen wert sein müßte? Wir werden also nicht außer acht lassen dürfen, zu fragen, wie weit wirtschaftlicher und kultureller Liberalismus Hand in Hand gehen. Gräbt man sich tiefer in den inneren Zusammenhang dieser Dinge ein, so kann sogar vor unserem

Geiste, der aus der Geschichte gelernt hat, daß das wirkliche Ergebnis einer sozialen Bestrebung meist ganz andre Züge trägt, als die Reformer oder Revolutionäre ihm geben wollten, eine zukünftige Möglichkeit erstehen, der wir gleichfalls forschend ins Auge zu schauen haben, die nämlich, daß in dem Vernichtungsfeldzuge gegen den Liberalismus zwar sein tieferer Kulturgehalt vom Sozialismus zerbrochen würde, aber seine rohere, äußere (wirtschaftliche) Form, der sogenannte Kapitalismus, um dessen willen man dem Liberalismus den Krieg erklärt hatte, in veränderter Form (etwa als Fiskalismus oder Imperialismus oder Genossenschaftswucher) erhalten bliebe. Diesen tragischen Entwicklungsgang sähe die Weltgeschichte nicht zum ersten Male: man löscht zwar das Licht, kann aber den Qualm nicht ersticken.

Weiter scheint mir eine andere geistige Einstellung auf unseren Zusammenhang als die übliche darin erwünscht, daß man endlich die Folgerung aus dem bisherigen und durch den Krieg besonders geförderten Vordringen des Sozialismus ziehe, ihn in der Theorie nicht mehr als das erst um die bescheidensten Anfangsschritte ringende Prinzip anzusehen, das gegen den übermächtigen Liberalismus gar nicht aufkommen könne. Vielmehr ist er ja mittlerweile aus einer ringenden in eine fast herrschende Position getreten und hat den Liberalismus in die Verteidigungsstellung gedrängt. Wenn man die bestehenden Verhältnisse noch immer so erklärt, als gäbe sie das Bild richtig wieder, bei dem dem darbenden Sozialismus um der Gerechtigkeit willen ein paar Brocken von der reich besetzten Tafel des Liberalismus zuzuwerfen wären, so ist dies entschieden falsch. Der Sozialismus ist inzwischen schnell fett und reich gefüttert worden; er beherrscht die Durchschnittsethik (mehr als die Praxis) der Europäer. Ganz richtig sagt Ferdinand Tönnies (in seinem Beitrage: „Die Sozialpolitik nach dem Kriege" zu der Sammelschrift: „Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland"): „Heute dürfen wir sagen: die gesellschaftliche Natur der modernen Produktivkräfte wird tatsächlich anerkannt, wenn auch dem ‚also' noch unermeßliche Schwierigkeiten entgegenstehen ... Jede öffentliche Aneignung von Produktionsmitteln wird von nun an immer in einigem Maße sozialistisch sein." Wer das nicht ohne weiteres anerkennen will, wird jedenfalls gut tun, statt das Gegenteil vorurteilsgemäß anzunehmen, unsere Behauptung auf ihre Richtigkeit sachlich zu prüfen. Zur Klärung auch dieses Problems sollen die nachfolgenden Blätter einiges beitragen.

So gruppieren sich uns die Einzelfragen um das Kernproblem, ob Herr Paul Lensch recht hat, wenn er triumphierend feststellt (in derselben Sammelschrift), daß der alte Liberalismus „erledigt" ist, nachdem „mit dem Verschwinden der freien Konkurrenz und ihrem Ersatz durch die Industriekartelle seine materielle Grundlage verschwunden" sei.

Bei unsrer zweiten, eng damit verbundenen Frage, welche Art von

Sozialismus ihn denn abzulösen berufen sein könnte, wird es gleichfalls notwendig sein, sich von landläufigen, unbewiesen hingenommenen Annahmen zu befreien. Eingehenderen Untersuchungen muß es überlassen bleiben, durch eine strengere Analyse des Komplexes Sozialismus Klärungen zu versuchen. Hier mag es genügen, hervorzuheben, daß es sich bei unsrer Frage in der Hauptsache um Staats- oder um Klassensozialismus handelt.

Entweder ist das Deutsche Reich als bestehendes, historisch gewordenes Staatswesen oder ist eine gesellschaftliche Klasse, das Proletariat, der Träger und Vollbringer dieser Umwandlung vom freiheitlichen Individualismus zum autoritären Kollektivismus. Entweder vollzieht also das Deutsche Reich auf nationaler Grundlage mit Hilfe seines Verwaltungsapparates und Beamtentums die stärkere Sozialisierung der deutschen Wirtschaft. Es würde es im geschichtlichen Geiste des preußischen Hohenzollernstaates tun. Dabei würde (wie beim monarchischen Bauernschutze des achtzehnten Jahrhunderts und bei der Arbeiterschutzgesetzgebung unter Wilhelm II.) die Idee der Fürsorge für die ärmeren Bevölkerungsschichten zwar von Einfluß sein; aber es würde sich jedenfalls nicht um einseitig zugunsten des Proletariats vorgenommene Sozialisierung handeln, sondern das Streben nach Machterhöhung des Staatsganzen würde zum mindesten in gleichem, wahrscheinlich in stärkerem Grade als die Tendenz zur Wohlfahrtspflege maßgebend sein.

Oder aber es wäre in der Hauptsache ein Klassensozialismus, der durch die (reformatorischen oder revolutionären) Bestrebungen der organisierten Arbeiterschaft unter größerer oder geringerer Mitwirkung des Staates Fortschritte machte. Für ihn wäre dann der Grundgedanke des Marxismus, daß die Befreiung der Arbeiterklasse nur durch die Arbeiter selbst erfolgen könnte, maßgebend.

Das sind die beiden begrifflichen, durch Abstraktion hier zunächst auf die Spitze getriebenen Gegensätze. Tatsächlich wird man heute nicht in Zweifel ziehen, daß auf der einen Seite durch die bisherige Entwicklung der deutschen Sozialreform, in höherem Maße aber noch durch die Einflüsse des Krieges, nämlich durch die gemeinwirtschaftliche Organisation der Versorgung und Verteilung und durch den Machtzuwachs des Staates auf Grund seiner militärischen Leistungen, die Tendenz zum Staatssozialismus mehr als die zum Klassensozialismus zugenommen hat. Auf der andern Seite zeigt sich beim Klassensozialismus gegenwärtig eine zweifache Tendenz. In einer Hinsicht ist der Marxismus durch den Krieg stark erschüttert, in einer zweiten weist er Aussichtsmöglichkeiten auf, die zwar hinter den bewegenden Kräften, die zum Staatssozialismus drängen, zurücktreten, diese jedoch zugunsten des Klassensozialismus abschwächen:

Die Losung des Marxismus: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!"

erlebt nämlich wenigstens vorläufig einen Mißerfolg. Was an ihm international war (es ist sehr viel mehr gewesen, als Gustav Noske und August Winnig — im oben erwähnten Thimme-Legienschen Sammelwerk — uns jetzt einreden wollen), ist stark erschüttert.

Die Tendenz zum nationalen Sozialismus Lassallischer Richtung und damit zur Annäherung an den Staatssozialismus hat neue Kraft erlangt. Darüber hinaus bewirkt der Krieg, daß die politisch-revolutionäre Seite des Klassensozialismus gegenüber den Kräften des alle Klassen umfassenden, nationalen Zusammenschlusses beträchtlich abgeschwächt ist.

Während also der Krieg dem Marxismus auf politischem Gebiete eine empfindliche, vielleicht tödliche Niederlage bereitet hat, könnte er ihm (freilich unter starker Veränderung seines Wesens) in wirtschaftlicher Hinsicht zu einem Erfolge verhelfen. Man könnte dann von sozialistischer Seite resigniert erklären: Sicherlich erfüllen sich unsere Hoffnungen ganz anders, als unsre großen Führer es geträumt haben. Unsere Staatsfeindlichkeit, unsere unbedingte Opposition hat sich als ein aussichtsloser Irrtum erwiesen. Aber wie? War uns nicht immer das Politische ein Mittel für wirtschaftliche Endzwecke? Unterscheiden wir uns nicht gerade von den bürgerlichen Demokraten von 1789 und 1848 dadurch, daß wir über ihr politisches Freiheitsideal hinaus zur ökonomischen, praktischen Brüderlichkeit dringen wollten? Nach dieser Richtung hin sollte der Sozialismus die Demokratie erst wirklich vollenden. Wenn es jetzt der alte (einst von uns als Klassenstaat bekämpfte) historisch gewordene Staat ist, der uns unter unsrer wesentlichen Mitwirkung das Ergebnis bringt, so soll es uns trotz allem immerhin recht sein.

Dieser wirtschaftliche Sieg, der die politische Niederlage der Marxisten begleitete, könnte sich nämlich durch ein rechtzeitiges Kompromiß wirksam gestalten und, wie oben angedeutet, das Prinzip des reinen Staatssozialismus zu ihren Gunsten abschwächen. Schon jetzt sagt ihnen Georg Anschütz: „Viel fordert unser Staat von seinem Volke; darum muß er ihm viel geben." Oder Paul Lensch erklärt: „Je umfassender die Aufgaben der Staatsgewalt gestellt werden, je mehr sie in die Interessen jedes einzelnen Staatsbürgers eingreifen, desto mehr ist der Staat auf die bewußte Mitarbeit jedes einzelnen angewiesen, desto stärker entflammt der politische Kampf um den Besitz der Staatsgewalt und desto weniger kann der Staat das Organ einer kleinen Clique bleiben."

Es ist durchaus möglich, daß sich eine Harmonie zwischen Staatsallgewalt und Demokratie, zwei früher einander so fernstehenden Prinzipien, praktisch durchsetzt. Vom Kriege und Heerwesen aus ergreift die Staatsmacht die Volkswirtschaft; es vollzieht sich dann auch im Frieden die schon während des Krieges bestehende „Militarisierung der Volkswirt-

schaft". Sie aber müßte sich, um wirksam zu sein und Dauer zu besitzen, auf demokratischer Grundlage aufbauen.

Das würde aber bedeuten, daß sich der zukünftige Staatssozialismus nicht bloß als Äußerungsform der zentralisierten Staatsomnipotenz, sondern zugleich als ein den Interessen der Arbeiterschaft sehr weit entgegenkommendes Wirtschaftsprinzip verwirklichte. Denn an sich ist der Staatssozialismus sogar mit verhältnismäßig wenig positiver Arbeiterfürsorge denkbar, er kann, politisch von einer aristokratisch-patriarchalischen Verfassung getragen, einen ausgesprochenen Herrenstaat herbeiführen, bei dem eine ungeheuere Macht in die Hände der (vielleicht einer aristokratischen Gruppe angehörenden) Beamten gelegt ist. Dabei können alle Produktionsmittel, wie es nur das radikalste Programm des Marxismus als Hauptforderung aufstellt, verstaatlicht sein; jedoch diese Gütererzeugung kann sich nunmehr (nicht mehr eigentlich als Staatssozialismus, sondern, streng genommen, als Staatskapitalismus) nach denselben Verteilungsmethoden der Erwerbswirtschaft vollziehen wie in den Zeiten der privaten Konkurrenz oder der privaten Unternehmerorganisationen. Damit, daß das Wirtschaftsleben „militarisiert" wird, daß zahlreiche öffentliche Monopole geschaffen werden und die Produktion einheitlich und bürokratisch geleitet wird, ist zwar der ökonomische Liberalismus umgebracht, braucht aber den Arbeitern nicht im geringsten gedient zu sein. Sicherlich hat Karl Marx nicht recht, wenn er Lassalle vorwirft, er habe von der Verteilung zu viel Wesens gemacht, während es doch nur auf die Produktionsbedingungen ankomme. Das trifft nur dann zu, wenn man sich die Produktionsweise auch demokratisiert denkt. Das ist aber nicht dasselbe wie: sozialisiert. Ausschlaggebend ist, von wem und wie über das verstaatlichte Eigentum verfügt wird.

Das also ist etwas, was die sozialdemokratischen Arbeiter heute erkennen lernen, daß Marxismus und Sozialismus nicht dasselbe zu sein brauchen, ja sich bis zum Gegensatze voneinander entfernen können, daß ferner der nichtmarxistische Sozialismus jetzt seiner Verwirklichung näher gerückt zu sein scheint, daß schließlich über die Frage, ob dieser Sozialismus demokratisch oder fiskalisch oder plutokratisch sein wird, noch nichts ausgesagt ist. Es besteht die oben erwähnte Tendenz zur Demokratisierung. Damit wird aber wieder den politischen Gruppen im Reiche, denen zwar eine Militarisierung des Wirtschaftslebens um der damit verbundenen Erhöhung der Staatsmacht willen erwünscht wäre, die aber (etwa als Konservative) eine Massenherrschaft und eine weitgehende Kontrolle der Regierung durch demokratische Parlamente ablehnen, die Befürwortung des Sozialismus erschwert.

Wir sehen: es häufen und komplizieren sich die Probleme. Vielleicht läßt sich schon jetzt sagen: Mit der Absage an den Liberalismus ist für die Klassensozialisten noch nichts gewonnen. Daß der Marxismus, also

der reine Klassensozialismus, die Erbschaft übernimmt, ist unwahrscheinlicher denn je. Der Staatssozialismus aber löst den alten politischen Gegensatz zwischen Regierung der Wenigen und Regierung durch die Vielen keineswegs, verschärft ihn vielmehr. Sollte nicht schon diese Erkenntnis allen Gebildeten die Notwendigkeit naherücken, sich in dieser Krisis noch einmal das Wesen des Liberalismus etwas unvoreingenommener, gewissermaßen wohlwollender, als es in den letzten Jahren und während des Krieges zumeist geschah, zu vergegenwärtigen? Die Anhänger des Sozialismus, die als Proletarier oder aus Menschenfreundlichkeit Sozialisten sind, und die die furchtbare Zwingburg der Gemeinwirtschaft erbauen wollen, weil angeblich nur in ihr jeder nach seinen Bedürfnissen schaffen und seinen Bedürfnissen gemäß genießen kann, sollten heute ernstlich prüfen, ob nicht durch die Ausmerzung des Liberalismus zwar die Zwingburg entstehen, aber die Massen oder richtiger jeder einzelne unter den Massen unglücklicher denn je sein würde. Denn daß der Sozialismus als Wirtschaftssystem zur vollen Herrschaft gelangt, ist heute allerdings nicht mehr so unwahrscheinlich; aber daß er keine Merkmale der Ausbeutung und Lastenabwälzung an sich trüge, ist nicht glaublich. Das ist nur möglich, wenn die Achtung vor dem einzelnen Menschen und das Vertrauen zum einzelnen, also etwas Liberales, erhalten bleiben.

Diejenigen wiederum, die als Konservative aus dem alten politischen Gegensatze heraus den Liberalismus ganz beseitigen möchten, und denen deshalb ein Stück autoritärer Staatssozialismus willkommen wäre, werden sich gerade umgekehrt zu fragen haben, ob nicht damit zwar das Wirtschaftsleben gebunden, aber das politische notwendig demokratisiert wird. Es könnte sein, daß zwar die demokratischen Hoffnungen der Sozialdemokraten auf wirtschaftlichem Gebiete unter dem Staatssozialismus nicht erfüllt, aber ebensowenig die Erwartungen der Konservativen auf Straffung der Staatsordnung nach dem Prinzip monarchisch-aristokratischer Autorität bestätigt würden.

Schließlich diejenigen Parteigruppen, die wenigstens dem Namen nach die Tradition des alten Liberalismus noch aufrecht erhalten. Notigt nicht gerade sie die Stunde, mit wachesten Sinnen zu erfassen, was diese Krisis des Liberalismus bedeutet? Es ist nicht meines Amtes, hier die einzelnen Parteien zu kritisieren. Doch das mag gesagt sein: Es will mir scheinen, als ob die linksstehenden Gruppen unter ihnen zu schnell geneigt waren, Sozialismus für Demokratie zu halten, und um dieser willen zu sehr bereit waren, jenem Zugeständnisse zu machen; die rechtsstehenden aber schienen bisweilen durch ihre Haltung denen recht zu geben, die Liberalismus und Kapitalismus für ein und dasselbe erklärten. Ich möchte glauben, es wäre heute dringend notwendig, die klare und hohe Idee des Liberalis-

mus nach so vielen Verdunkelungen aller Art wieder aus allem Wuste emporzuheben und trotz aller vorausgehenden Mißverständnisse und Verkleinerungen aufs neue zu vertreten. Manchen mag das heute paradox, unrealistisch und unzeitgemäß erscheinen. Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß die sich jetzt in den Vordergrund drängenden Formen des Sozialismus schneller zusammenbrechen und sich in ihren eigenen Gegensätzen fangen, als es im gegenwärtigen Augenblicke von dem durchschnittlichen politischen Vorstellungsvermögen angenommen wird. Die Bedeutung des Wettbewerbs, des Gewinnstrebens und der individuellen Verantwortung wird sich alsbald wieder aufdrängen. Mehr aber als die rein wirtschaftlichen Vorteile wird man dann die Kulturwahrheit des Godwinschen Wortes erkennen, daß „der Mensch eine Art Wesen ist, dessen Vortrefflichkeit allein von seiner Individualität abhängt, und das weder weise noch groß sein kann, außer wenn es unabhängig ist."

Einst war diese Wahrheit tief in die Seele jedes Liberalen eingeschrieben; heute sind diese Schriftzüge fast überall verlöscht. Wenige mögen wünschen, es bliebe unserm Volke der Umweg durch die Irrgänge des Staatssozialismus erspart, und es zöge schon aus den Erfahrungen des Krieges den Schluß, daß dieses System für eine fortschrittliche Friedenszeit nicht taugt.

Realistisch angeschaut, besteht allerdings die größte Wahrscheinlichkeit, daß sich auch der Staatssozialismus nicht ganz durchsetzen wird; sondern daß sich in Wirklichkeit, die ja stets auf Kompromissen beruht, zwar die liberalen Elemente zu jenes Gunsten abschwächen, daß sie von einigen Stellen gedrängt, aber an anderen neue Geltung erlangen werden. In welchem Grade jedoch und nach welcher Richtung der Liberalismus erhalten bleibt, wird nicht zuletzt davon abhängen, wieviele ernste und politisch maßgebende Persönlichkeiten sich seines Wertes bewußt sind.

2

Bisweilen ist man versucht, statt daß man in dem unaufhörlichen Kampfe der Ideen irgendein Prinzip verteidigt und andre angreift, zu bekennen: Das Leben ist stärker als unser Denkwille. Das Lebensnotwendige setzt sich durch und kann nicht untergehen. Nicht die herrschenden Ideen, die stets einseitig übertreiben und entgegenstehende Wahrheiten verkennen, sind auf die Dauer entscheidend, sondern die inneren und äußeren, zwar wandelbaren, im Kern aber gleichbleibenden Bedürfnisse der Menschen. Was am Liberalismus lebensfähig ist, wird auch in Zukunft nicht untergehen; was am Sozialismus natürlichen Erfordernissen der Gesellschaft entspricht, wird sich durchsetzen, alles andre von ihm abfallen.

Auf solchen nicht idealistisch ertrotzten, sondern aus der Erfahrung gewonnenen Wahrheiten beruhen auch Sätze wie Bambergers Ausspruch:

„Es sind immer nur einzelne, die etwas machen, nie Kollektivitäten." Damit ist ein großer Teil des Individualismus trotz aller Verschüttungen seiner Lehre gerettet. Aber auch die entgegengesetzte Beobachtung läßt sich nicht leugnen: durch Zusammenschluß multiplizieren sich die Kräfte. Darin findet wieder alle das Kollektivprinzip hervorkehrende Organisation ihre Rechtfertigung. Oder weiter: Nur der freie Mensch schafft Werte für die Gesellschaft. Jedoch ist nicht minder wahr: „Es ist wahrlich ein schöner Traum, daß sich der Fortschritt allein durch die Freiheit verwirklichen lasse" (Bourguin). Aber eben ein Traum. Schließlich: Es ist unmöglich, die Leistungen des privaten Eigennutzes durch gleiche des Gemeinsinns zu ersetzen. Jedoch auch: Der private Eigennutz hat als Kapitalismus wertvolle Volkskräfte in Menge zerstört.

Was bleibt einem? Wäre es nicht besser, auf die überkommenen Kategorien einer anders orientierten Vergangenheit ganz zu verzichten und bei dem Versuche, an der Fundamentierung deutscher Zukunft mitzuarbeiten, sich erst freizumachen von alten Denkgewohnheiten und unbefangen die Mischung der Werte in neuen Gefäßen vorzunehmen, also zu sagen, was man für wahr und zweckmäßig hält, mag es nun sozialistisch oder liberal sein? Wahrscheinlich würde sich jedoch bald herausstellen, daß auf diesen Gegensatz auch die meisten neu vorzunehmenden gesellschaftlichen Unterscheidungen hinauslaufen; nur — das ist wesentlich — wird man nicht immer mehr ganz dasselbe unter den Kategorien verstehen wie frühere Zeiten.

Es wäre auch falsch, sich mit dem Troste, daß sich das Lebensnotwendige doch durchsetze, am Meinungsstreite vorbeizudrücken. Denn es fragt sich noch, ob es sich auf großen Umwegen oder in schnellem, direktem Wachstume durchsetzt. Oft ist gerade aus geistigen Sehfehlern, aus scheinbar geringen Falschnehmungen, aus unrichtigen Einstellungen der Massenpsyche viel (dem rückschauenden Blicke vermeidbar erscheinendes) Unheil hervorgegangen. Lehrt uns das nicht auch dieser Krieg? Wir fragen heute: warum haben wir dies oder jenes nicht rechtzeitig erkannt und unvoreingenommener geschaut? Die Gefahr der Massensuggestionen, der Schlagworte, der Nachahmung und der Vorurteile ist groß.

Wenn jetzt die Massenpsyche auf Ablehnung des Liberalismus eingestellt ist, so kann man sich nicht mit der Hoffnung trösten, daß sicher eine Zeit kommen wird, die ihn um so werter hält, daß sich also sein Wahrheitskern nicht dauernd verhüllen läßt; sondern es muß heute und morgen für ihn geistig gekämpft werden, damit dem Volke der Weg der Enttäuschungen verkürzt werde; es muß für ihn gestritten werden, wie man einst für den Sozialismus kämpfen mußte.

Doch es wird notwendig sein, erst etwas klarer zu zeigen, welche Forderungen wir aus dem Liberalismus für die nächste Zukunft ableiten. Bis

zu einem gewissen Grade ist bisher hier der Begriff Liberalismus mit dem des Individualismus gleichgesetzt worden. Nur überwiegt bei diesem die Vorstellung des Verhältnisses des Teils zum Ganzen oder der Einzahl zur Vielzahl, während beim Liberalismus das Maß der Freiheit im Gebrauch der eigenen Kräfte gegenüber ihrer von außen bewirkten Bindung im Vordergrunde steht. Was unsre wirtschaftspolitischen Untersuchungen, wie ich glauben möchte, noch fördern kann, ist die Bestimmung seiner Grenzen in der ökonomischen Praxis.

Sicherlich ist es eine bleibende Wahrheit des Liberalismus, so sehr man heute geneigt ist, sie zu verkennen, daß zwischen privaten und allgemeinen Wirtschaftsinteressen eine gewisse Harmonie bestehen kann, und daß diese Übereinstimmung wesentlich durch freien Wettbewerb herbeigeführt wird. Freilich bedarf dieser Obersatz des befreienden Smithschen Optimismus der Einschränkung. Wenn man ferner daraus den weiteren Satz herleiten kann, daß die öffentlich-wirtschaftliche Tätigkeit nicht über ein dringend notwendiges Maß auszudehnen sei, so wird man Bastiat wieder doch nicht recht zu geben brauchen, wenn er den Staat nur auf Überwachung der Sicherheit und Verwaltung des gemeinsamen Besitzes beschränken wollte.

Vielmehr wird man heute auch vom Standpunkte des Liberalismus zugeben, daß es Kollektivbedürfnisse gibt, deren Befriedigung Angelegenheit der öffentlichen Körperschaften (teilweise im Verein mit privaten Genossenschaften) ist, etwa Transport- und Nachrichtenwesen, landwirtschaftliche Meliorationen, Währungswesen, Banknotenausgabe und manches andere mehr. Es ist in der modernen Nationalökonomik bei fast völliger Übereinstimmung über die Richtigkeit der Thesen eine Reihe von Leitsätzen ausgearbeitet worden, die genau besagen, unter welchen Umständen die öffentliche Unternehmung der privaten vorzuziehen ist. Ich brauche hier nicht auf sie einzugehen. Es ist ferner anzuerkennen, daß ein gewisses Maß von Arbeiterschutz und Sozialversicherung, weiter auch der Wohlfahrtspflege (zum Beispiel Wohnungswesen), obwohl sie die privatwirtschaftliche Freiheitsforderung beschränken, anzuerkennen ist. (Schwierig ist hierbei nur die Festlegung der Grenze. Wir hier werden sagen: Es darf dadurch keine staatssozialistische Ordnung geschaffen werden.)

Ferner ist richtig, daß gerade aus dem freien Wettbewerbe die Neigung entsteht, ihn durch Monopolbildungen zu brechen, und daß es in den letzten Entwicklungsstadien der Volkswirtschaft den Unternehmerverbänden (Kartellen und Trusten) gelungen ist, den atomisierten Wettbewerb in weiter Ausdehnung beiseite zu drängen, also Monopolen nahezukommen.

Schließlich: Das freie Spiel der Kräfte setzt zu seiner Gültigkeit ungefähr gleich starke Parteien voraus. Wo von vornherein beim Wettlaufe der Konkurrenz der einen ein großer Vorsprung vor der andren gegeben

ist und sich im weiteren Verlaufe des Rennens der Anfangsvorteil progressiv zuungunsten des Partners steigert, kann die Freiheit zu einem Unterdrückungs- und Ausbeutungsmittel werden, die die beabsichtigte Ordnung in ihr Gegenteil verwandelt. Versteht man unter dem vieldeutigen Worte Kapitalismus diese Ausbeutung unfrei gewordener Gruppen, so erscheint er allerdings als eine höchst anfechtbare Entartung des Liberalismus.

Keineswegs ist damit aber dieses Wirtschaftssystem als unbrauchbar erwiesen. Einmal bedeutet, Spielraum für öffentliche Unternehmungen neben privaten zu lassen, zugleich, daß auch sie sich den Bedingungen des Marktes und seiner Preisregelung fügen. Solange sie Angebot und Nachfrage, sowie den Wettbewerb nicht beseitigen, zerstören sie nicht den Kern der liberalen Ordnung.

Ferner kann gar nicht genug betont werden, daß private Monopole, die nicht natürliche oder rechtliche sind, also nur aus dem freien Marktverkehre entstehen, zwar immer wieder angestrebt, aber bisher auf die Dauer noch nicht erreicht worden sind. Auch die mächtigsten Truste sind schließlich immer wieder auf Konkurrenz gestoßen. Kein Kartell hat die gesamte Produktion der Branche umfaßt, wenn ihm nicht die Rechtsordnung durch Privileg zu Hilfe kam. Sooft aus dem freien Markte heraus Beschränkungen des Wettbewerbs entstanden, machte sich schließlich trotz aller künstlichen Beeinflussung der Preisentwicklung durch mächtige Verbände Angebot und Nachfrage wieder geltend; die Kartelle mißglückten schließlich, es sei denn, daß sie eine Politik befolgten, die sich von den Schwankungen der Nachfrage beeinflussen ließ, nicht ihnen entgegenzuarbeiten suchte. Kartelle, die nur den natürlichen Ausgleich von Angebot und Nachfrage stützen, können sich lange Zeit behaupten; das Wesen dieser Art von Kartellen aber gerade ist es, einem geregelten Wettbewerbe zu dienen. Auch verschwindet der Wettbewerb bei Unternehmerverbänden schon insofern nicht, als er im Innern der Verbände in veränderter Form (etwa als Kampf um die Beteiligungsziffer) fortbesteht. Lediglich die *atomisierte* Konkurrenz, also der Wettbewerb der vereinzelten, individuellen Unternehmer, wird gebrochen. Sie unterliegt dabei der historischen Notwendigkeit, auf großen Märkten in Gruppen aufzutreten, weil sonst eine Übersicht unmöglich ist.

Das ist der große Vorteil des freien Wettbewerbs, daß er immer wieder Gegentendenzen hervorruft, einem zu sehr zersplitterten Markte durch Sammlung in der Richtung zum Monopole Sicherheit gibt, dann aber, wenn das Monopol wirklich droht, ihm wieder neue Gegner entgegenstellt. Greifen jedoch die Zwangsmittel der öffentlichen Gewalt ein, so wird zwar einer ringenden Tendenz zum Siege verholfen, es aber unmöglich gemacht, ihrem zunehmenden Drucke einen

Gegendruck entgegenzustellen. Der Staat kann wirkliche Monopole schaffen. Sie aber erdrücken den freien Markt.

Weiter zum Thema des Kapitalismus: Es war eine (leider in den Vorstellungen der Massen sehr nachwirkende) Übertreibung des Klassensozialismus, die Gesellschaft in eine ausbeutende und eine ausgebeutete Schicht zu teilen. Vielmehr sind die kapitalistischen Abhängigkeiten sehr viel verschlungener, als diesem einfachen Schema entspricht (vgl. hierüber meine „Einführung in die Sozialpolitik", Leipzig 1910). Zumal seit dem Erstarken der Arbeiterberufsvereine sind in manchen Fällen nicht die Arbeiter, sondern ihre Arbeitgeber die wirtschaftlich Schwächeren. Jetzt, wo Arbeiterinteressen meist eine so starke Stütze in der öffentlichen Meinung (auch in den Parlamenten und bei der Wissenschaft) finden, bedarf die Lehre von der Ausbeutung der Handarbeiter einer beträchtlichen Revision. Dort aber, wo wirkliche Not und gewalttätige Unterdrückung vorhanden ist — und sicherlich gibt es noch manches davon gegenüber dem Proletariat — entspricht es gerade den besten Grundgedanken des Liberalismus, die Schwachen zu stärken und ihnen zu helfen.

Im Leben kann man oft die Beobachtung machen, daß ein Mensch oder eine Sache verworfen wird, weil sie sich unter neu eintretenden äußeren Bedingungen nicht in allen ihren vorher anerkannten Vorzügen bewähren. Dieses Schicksal hat der Liberalismus geteilt. Folgerungen aus ihm, die im Verhältnisse zu seinem Grundprinzipe untergeordneten Ranges sind, an deren Vorhandensein man bei der Ausarbeitung seiner Lehre noch gar nicht denken konnte, weil sie noch nicht den Zeitverhältnissen entsprachen, werden später als der eigentliche Kern des Systems hingestellt, das nunmehr mit ihnen und ihretwegen verworfen wird. Es ist sicherlich ganz richtig, daß der Liberalismus zu leichthin rechtliche und tatsächliche Arbeitsfreiheit gleichgesetzt hat. Aber ist deshalb der wirklich freie Arbeitsvertrag, das heißt die Begründung eines Arbeitsverhältnisses durch selbständigen Entschluß des zur Arbeit Bereiten ohne Zwang von seiten der Obrigkeit oder der Herrschaft, etwas Verwerfliches? Es hat sich herausgestellt, daß manche Arbeitsverträge nur scheinbar frei sind, also der selbständige Willensentschluß zur Anerkennung der Arbeitsbedingungen im Grunde doch nicht vorhanden ist. Daraus kann man aber nicht herleiten, daß der freie Arbeitsvertrag durch einen völlig sozial-gebundenen ersetzt werden müsse, sondern nur, daß die rechtlich-formale Freiheit in eine tatsächliche gewandelt, also dem Grundgedanken des Liberalismus wahre Geltung verschafft werde. (Man könnte einwenden, wie das wohl ohne soziale Bindung zu machen wäre. Sicherlich kaum ohne kollektives Vorgehen von seiten der Arbeiter. Aber der kollektive Arbeitsvertrag ist nicht nur begrifflich, sondern auch praktisch etwas ganz anderes als ein Arbeitsverhältnis, dessen Bedingungen gesetzlich festgelegt sind.)

Weil unter den Fortschritten der Geld- und Kreditwirtschaft, der Industrialisierung und des Massenverkehrs die großen Freiheitsrechte, die unter schweren Kämpfen der Liberalismus errungen hat, auch mißbraucht worden sind, soll man darüber vergessen, daß nur er es war, der die Fesselung des Menschen an den Boden, seine Sippe, an Zunft, Stand und Gemeinde aufgehoben hat und damit eine neue Welt erstehen ließ, die zwar Mängel besitzt, aber gegenüber der Gebundenheit des alten Zustandes unvergleichlich fortgeschritten ist? Das, was den Massen heute das Teuerste ist oder wenigstens sein sollte, ist die Demokratie; sie ist aber aus dem Liberalismus, nicht aus dem Sozialismus geboren.

Es war notwendig, daß Adam Smith zunächst das Wesentliche und Positive des Systems gab; aber schon er schränkte die Lehre von der Harmonie der privaten und öffentlichen Interessen ein; schon er war einem Schutze der Schwachen nicht gänzlich abgeneigt. Malthus, Ricardo und Mill haben ihrerseits (durch ihre Bevölkerungslehre, ihre Theorie von der Grundrente und ihr Erbrecht) weitere Einschränkungen vorgenommen. Also schon die Väter des Liberalismus haben (im Gegensatze zu den älteren Sozialisten) daran gearbeitet, Übertreibungen ihres Systems zu beseitigen. Was man ihnen allenfalls entgegenhalten kann, ist, daß sie zu sehr die augenblicklichen, zeitlich vergänglichen Interessen von Individuum und Gesellschaft bedacht haben, daß ihre Harmonielehre nur für den gegenwärtigen Markt, nicht für die Vorbereitung der Zukunft gilt. Aber lag nicht die historische, Vor- und Rückschau anstellende Betrachtung der sozialen Dinge der ganzen damaligen Generation fern? Da war sicherlich Lists Einwurf gerechtfertigt, daß die öffentlichen Gemeinwesen die beständigen und dauernden Interessen verträten, in dieser Hinsicht sich also nicht in Harmonie mit den Privatinteressen befänden und um dieser ewigen Mission willen in das Wirtschaftsleben einzugreifen hätten. Gewiß. Aber gerade, wenn diese Staatstätigkeit den kommenden Generationen den Weg ebnen soll, wird sie die besten Kräfte des Liberalismus nicht unterbinden, also möglichst freien Verkehr erhalten müssen. Denn nichts verhindert so sehr das Wachstum als Erstarrung. Es ist danach keineswegs eine gewundene Argumentation, wenn man in Lists Kritik und Lehre nur eine Fortführung und Klärung des Liberalismus sieht. Wie wenig staatssozialistisch er dachte, lehrte seine Begründung des Schutzzolls.

Was läßt sich also vom Systeme des Liberalismus in nächster Zukunft aufrecht erhalten? Zunächst einmal in rein wirtschaftlicher Hinsicht, rein als Verkehrstechnik: Da ist es denn sicher, daß es keinen besseren Mechanismus des Marktes gibt als die Preisbildung nach Angebot und Nachfrage unter freiem Wettbewerbe. Darüber sagt Bourguin so richtig (vgl. M. Bourguin, Die sozialistischen Systeme und ihre wirtschaftliche Ent-

wicklung): „Man kann die soziale Organisation (des Liberalismus) vom Standpunkte der Güterverteilung aus kritisieren. Man darf ihr aber nicht vorwerfen, daß sie die Produktion den Bedürfnissen derjenigen Konsumenten, die einen Gegenwert in Tausch stellen können, nicht anzupassen vermag. Diese Anpassung vollzieht sich automatisch und unbemerkt, lediglich durch die Bewegung der Kapitalien in der Richtung der gewinnreichsten und begehrtesten Produktion." Freilich wird dabei nur die Nachfrage berücksichtigt, die über Gegenwerte (Geld) verfügen kann. Da also dieser Verkehrsmechanismus nur ein wundervoller Automat für Besitzende ist, wird eine Stärkung der wirtschaftlich Schwachen durch künstliche, bewußt eingreifende Mittel der Staatsgewalt nicht entbehrt werden können. Aber das verlangt nicht die Vernichtung der freien Preisbildung und des freien Wettbewerbs. Es bedeutet nur, daß einmal Wirtschaftsfreiheit auch Vereinigungsfreiheit in sich schließt, also Unternehmer-, Konsumenten- und Arbeiterverbände gebildet werden, die den atomisierten Wettbewerb in einen solchen freier Gruppen wandeln. Es bedeutet weiter, daß auch Staat und Gemeinde an Produktion und Verkehr teilnehmen, sich dabei aber (soweit sich nicht die öffentlichen Monopolbetriebe aus ihren Hoheitsrechten ergeben) auf den Boden der privatwirtschaftlichen Verkehrsnormen stellen. Es bedeutet schließlich sozialpolitische Unterstützung der wirtschaftlich Schwachen, die (wie oben bereits gesagt wurde) nicht immer Arbeiter zu sein brauchen.

Alle diese Einschränkungen sollten nicht die Möglichkeit des Unternehmergewinns und der Spekulation ausschließen. Der tüchtige, ideenreiche, wagelustige Mensch muß Perspektiven zu außergewöhnlichem Gewinne und auf Erfolge vor sich sehen, die das durchschnittliche Ergebnis der Allerweltsarbeit überragen. Wer den Unternehmungsgeist, der aus einem kultivierten Eigennutze quillt, erdrosseln will, schädigt die Gesellschaft sehr viel mehr, als er ihr nutzt.

Wie, heißt das nicht, den Wucher, die Ausbeutung, den Betrug stützen und den ehrlichen Willen zur mühevollen Arbeit zugunsten eines spielerischen Abenteurertums untergraben? Sicherlich besteht hier wieder eine Schwierigkeit, daß sich nicht formelhaft die Grenze zwischen Gut und Böse festlegen läßt. Das ist sicherlich die praktische Schwäche des Liberalismus, daß er eigentlich nur ein System für anständige Leute ist. Aber dürfen wir nicht hoffen, daß der Fortschritt der Kultur und die wachsende Einbürgerung der Menschen in den freien Verkehr die Zahl der Betrüger und Ausbeuter vermindert? Soll man ihre Unterdrückung nicht lieber von der Sitte oder vom Strafrechte als von der Wirtschaftspolizei erwarten? Wer kein Vertrauen besitzt, daß mit Zunahme der Freiheit auch die Zahl derer, die nur einen falschen Gebrauch von ihr zu machen wissen, abnimmt, wird allerdings den Liberalismus ablehnen. Denn Liberalismus ist in erster Linie Vertrauen.

Aber noch eine Schwierigkeit steht vor uns: Man könnte einwenden: Hast du nicht bisher einen sehr wesentlichen Punkt im Dunkeln gelassen, den nämlich, ob du unter Liberalismus die Freiheit der Person oder die Freiheit des Eigentums verstehst? Davon war bereits im ersten Abschnitt die Rede. Hier aber sei noch einmal darauf hingewiesen, daß viele Sozialisten, wie es Hillquit tut, erklären: „Die Philosophie des Individualismus verleiht dem ökonomischen Kampfe zwischen Mensch und Mensch scheinmoralische und pseudowissenschaftliche Sanktion.“ Das soll bedeuten: Ihr gebt euch den Anschein, als ob ihr den großen und edlen Einzelmenschen retten wollet, in Wirklichkeit aber besorgt ihr (bewußt oder unbewußt) die Geschäfte des ödesten Bourgeois. Was sich auf euren Programmen wie ein hohes ethisches System ausnimmt, ist praktisch Manchestertum.

Darauf können wir, meine ich, freilich nicht bloß antworten, daß wir lediglich die Freiheit der Person wollen, aber mit dem Untergange des Eigentums vollkommen einverstanden wären. Die Beziehungen zwischen Liberalismus und Kapitalismus (im obigen Sinne) bieten die gleichen Schwierigkeiten wie die Relation zwischen Sozialismus und Demokratie. Aus Liberalismus kann Manchestertum werden, ebenso wie man um der Demokratie willen den Sozialismus vertreten kann, um dann erleben zu müssen, daß gerade jener das Gegenteil von Demokratie, nämlich Willkürherrschaft einer Gruppe, hervorruft. Wenn dem Wirtschaftsleben nicht hier wie dort politische und kulturelle Kräfte zu Hilfe kommen, so sind die Entartungsformen praktisch möglich. Wir können deshalb antworten: Freiheit der Person steht obenan, sie scheint uns aber ohne ein gewisses Maß von Eigentumsfreiheit nicht durchführbar. Damit nicht aus dieser Eigentumsmißbrauch werde, ist neben wirtschaftlichem ethischer, politischer und sozialpolitischer Fortschritt notwendig.

Zum Schlusse: Der Staatssozialismus enthält die Gefahr, daß er Freiheit und Initiative des Menschen allzu sehr beschränkt, daß er ferner Staat und Gemeinden mit einer Aufgabenfülle belastet, denen sie auf die Dauer nicht gewachsen sind. Am wahrscheinlichsten ist außerdem, daß er sich bei uns mehr als Staatskapitalismus verwirklicht, bei dem zwar die Kollektivkräfte der öffentlichen Gewalten vermehrt werden, die erhofften Fortschritte der Demokratie aber nicht eintreten.

Diese Gefahr läßt sich abwenden, wenn das Verständnis für individuelle Selbständigkeit wieder erwacht. (Soweit es sich dabei nicht bloß um wirtschaftliche Angelegenheiten, sondern um die allgemeine weltanschauungsmäßige Stellung des Menschen zur Gesellschaft handelt, verweise ich auf meine „Gedanken über Menschlichkeit“.) Es kommt nicht darauf an, ein großes Programm persönlicher Rechte aufzustellen; vielmehr haben wir gelernt, was das achtzehnte Jahrhundert nicht im gleichen Maße wissen konnte,

Staat und Mensch als verbunden zu betrachten und die Ansprüche der organisierten Gesellschaft zu achten. Deshalb wird niemand eine radikale Plattform von Menschenrechten vertreten wollen, die eine feindliche Tendenz gegen den Staat schlechtweg aufweist. Aber gerade weil wir erkennen, daß sich Staat und Person gegenseitig fördern und in ihrem Gedeihen voneinander abhängig sind, also die Eigenschaften der staatlichen Gesellschaft bestimmt werden durch die Eigenschaften seiner Bürger, werden wir nicht nur um der Einzelmenschen, sondern ebenso um der Gesamtheit willen fordern müssen, daß die bleibenden Wahrheiten des Liberalismus nicht als praktisch überlebte Sophismen beiseite geschoben werden. Die Krisis des Liberalismus, in der wir stehen, sollte besonders denen, die sich liberal nennen, Kraft und Einsicht geben, ihn nicht zu verleugnen.

Nicht in einem jeden Kompromiß halsstarrig ablehnenden Doktrinarismus werden wir heute sein Wesen sehen. Starke Zusätze sozialen Geistes und eines entwickelten Staatsbewußtseins sind unerläßlich. Um so fester sollten aber die Grundkräfte des Liberalismus im Willen und Denken der Gebildeten verankert sein: Wirtschaftlich ist es der freie Markt, sozial die Entfaltungsmöglichkeit der Überdurchschnittlichen, politisch das Verhältnis des Vertrauens und der Achtung zwischen Regierenden und Regierten.

Frau Dominick

Novelle von Johannes V. Jensen

I

Der Schnee war in der Mandschurei geschmolzen, nachts aber fror es und auf dem Fluß lag noch Eis. Von der kahlen, gelben Steppe hob sich die Stadt mausgrau mit ihren niedrigen Holzhäusern ab, seltsam verblichen, sonnengebleicht und verstaubt. Es war eine Stadt wie die meisten der großen dem Winde ausgesetzten Holzstädte, die an der transsibirischen Bahn in die Höhe geschossen sind, eine Stationsstadt, am Kreuzungspunkt von der Bahnlinie und einem der großen asiatischen Flüsse, halbrussisch und stark von Chinas Nähe geprägt.

Eine mächtige Eisenbahnbrücke, die dem Skelett eines Fabeltieres gleicht und meilenweit in der Landschaft zu sehen ist, führt über den Fluß. Außer dem Bahnhofsgebäude gibt es ein großes russisches Hotel und mehrere Kontor- und Lagergebäude, Banken, eine Brauerei, einige Straßen mit Wohnhäusern in europäischem Stil, und eine Kirche mit grasgrünen, zwiebelförmigen Kuppeln, alles neu und gleichzeitig verfallen, flotte Nachahmungen, aber abgeschilfert und vernachlässigt; das charakteristische russische Gepräge. Die übrige Stadt ist eine unordentliche und planlose Ansammlung von gezimmerten Wohnstätten, wo die eingeborene, zusammengelaufene Bevölkerung haust, Chinesen, Mongolen und Tataren. Ein Teil der elenden Häuser liegt unbewohnt da, verfault und morsch von außen und schwarz von innen, eine Erinnerung an die Pest vor einigen Jahren. Der Boden in der Stadt und den Straßen und auch auf den anstoßenden Gründen ist kahl und hartgetreten wie ein Lehmboden, wenn er nicht in tiefem Morast aufgelöst ist, keine Pflanze, kein Grashalm. Das ist eine Eigentümlichkeit der Städte mit mongolischen Einwohnern, und eine wahrscheinliche Erklärung für die Sage, die von Attila und seinen Horden erzählt, daß kein Gras mehr wuchs, wo sie hinkamen. Weil sie so zahlreich waren, nutzten sie den Boden ab, wo sie sich zeigten.

Um die Stadt herum liegt die Steppe. Hier ist sie nicht in buchstäblichem Sinn flach, wie man sich eine Steppe vorstellt, sondern sie erstreckt sich in niedrigen Hochebenen und Senkungen, an vielen Stellen ist das Land bebaut und sonst mit Gras bewachsen. Es gibt auch bedeutende Höhen, abwechselnd mit Sümpfen und hier und dort in der Nähe des Flusses verstreutes Buschwerk. Viel Wild hält sich hier auf, unter anderm Antilopen, nicht selten der große sibirische Tiger; das Flußufer wimmelt von Vögeln.

Das Leben der Weißen in der Stadt ist eine freiwillige Verbannung; man ist nur hier, um Geschäfte zu machen. Von den Zerstreuungen lohnt

es sich nicht zu reden. Im Vordergrund steht die Jagd; sooft die Arbeit in den Kontoren es erlaubt, erfrischt man sich durch ein- oder mehrtägige Jagdausflüge in die Steppe. Die Mehrzahl der Bevölkerung in der Stadt besteht aus Russen, der Rest aus allen möglichen anderen Nationalitäten.

An einem Aprilmorgen zog eine Gesellschaft von fünf Personen aus der Stadt auf die Jagd, eine kleine Klique, die ursprünglich wohl vom Geschäft zusammengeführt worden war; nur zwei von ihnen waren von derselben Nationalität. Sie unterhielten sich in mehreren verschiedenen Sprachen, den Sprachen, die im Ort gangbar waren, verfielen von der einen in die andere, eine Unterhaltung, die sich auf mehreren verschiedenen Oberflächen bewegte; das private intime Selbst, das jeder in seiner Sprache und seinem Ursprung haben mochte, war ihnen gegenseitig unbekannt und interessierte auch keinen. Die vier aus der Gesellschaft waren Kaufleute, in großen selbstständigen Betrieben, obgleich ganz junge Leute, der andere hatte einen Posten in einer Bank, ökonomisch unter dem Standard der anderen, nicht unwesentlich, aber aus irgendeinem Grunde in die Klique aufgenommen. Zum Ersatz für seine bescheideneren Verhältnisse schien er, dort wo er herstammte, eine Erziehung genossen zu haben, man wußte nicht recht, in welcher Richtung, begegnete ihm aber mit demselben Respekt wie einem Künstler oder Apotheker. Er hieß Dominick, unter dem Schmeichelnamen Nick bekannt, und war ein kleiner zierlicher Herr mit dünnen Gliedern und einem anscheinend kindlichen Gesicht, ganz glatt bis auf einige Striche um den Mund, die wie Einschnitte von Bindfäden aussahen und zu tiefen Furchen wurden, wenn er grinste, denn er lachte oder lächelte nicht, sondern grinste wie ein Hund, wenn er etwas Gutes gesagt hatte. Er war seines boshaften Witzes wegen geschätzt und genoß die Privilegien eines Hofnarren in der Gesellschaft. Augenblicklich war Nick Rekonvaleszent nach einem Typhus, noch etwas blaß und schwach, aber in guter Besserung und mit einem verblüffenden Appetit. Dominick nahm Abschied von seiner Frau, die ihn in der Frisierjacke bis auf die Zementtreppe hinausbegleitete, wo sie sich in dem kalten Wind zusammenkauerte.

„Ich erwarte dich also in acht Tagen, sei vorsichtig, erkälte dich nicht..."

„Erkälte du dich nicht, mach, daß du hineinkommst," sagte Dominick mit barscher Zärtlichkeit, stieg in die Troika und schaffte sich vorsichtig Platz zwischen einer Menge Flaschen und Körbe, die seiner Obhut anvertraut waren. Mit einem letzten Blick auf das reiche schwarze Haar seiner Frau, das in gekreppten und kunstfertigen Etagen aufgesteckt war, blank und üppig in der Sonne, schlug er dem Tataren auf den Rücken, und der Wagen mit den rissigen Gummirädern flog durch die Straße. Frau Dominick bog die Hand wie einen Fausthandschuh, winkte ihm zu wie einem Baby, nickte noch einmal und trippelte dann hinein mit ihrem prachtvollen Haar.

Der Treffpunkt lag drei, vier Meilen flußaufwärts; die anderen wollten zu Pferde kommen. Die Boys waren voraus geschickt, um alles instand zu setzen und das Essen zu bereiten, und einige mongolische Jäger hatten sich bereits seit mehreren Tagen mit den Hunden im Terrain aufgehalten, um die Jagd vorzubereiten. Sie logierten in einer alten ausgedienten Kosakenstation, einem Gebäude, das ganz allein auf der Steppe lag, von einer Mauer mit Schießlöchern umgeben, einem Überbleibsel aus unruhigeren Zeiten; hier sollte das Hauptquartier sein.

Es herrschte eine entzückte Ferienstimmung, während man einzog, wie zwischen einer Schar großer Jungen, Gesang und Gejodel, alle Sorgen waren abgestreift, Stadt, Telegramme und die ganze Welt; geschehe was da wolle, jetzt gedachte man sich zu amüsieren.

Liebevoll nahm Obel die einzelnen Teile seines kostbaren Gewehrs aus dem Etui und setzte sie zusammen; er war ein vierschrötiger ruhiger Mann mit kleinen buschigen Augen, immer mit einer alten, fast aufgegessenen Pfeife unter dem dicken Schnurrbart, wenn er auf Jagd war. Alle Härchen kräuselten sich auf seiner Haut vor Wohlbehagen, er zog einen Sweater über den Kopf und nieste ins Feuer. Er war der Älteste von der Bande und der Erfahrenste, sowohl was Jagd wie Essen anbetraf. Im täglichen Leben betrieb er ein großes aufreibendes Geschäft in der Stadt, jetzt war er zur Natur zurückgekehrt.

Brecke, ein mehrere Meter langer, starker Mensch, büffelhaft von Wesen und mit finsteren Augen, schalt mit den Boys herum und ließ sie springen, ärgerte sich über sie und folgte ihnen mit einem lauernden zänkischen Blick; er war ein sehr hübscher Mann.

Dann war da der junge Gozzelany, auch ein hübscher Mann, aber in einem anderen Stil, mit hellbraunem Vollbart und vogelbeerroten Lippen, wie ein Bild gekleidet, in festlichem Jagdkostüm, Reithosen, die enorm von den Beinen abstanden, so daß er in der Mitte wie Karo-As aussah, putties, gelben englischen Stiefeln und einem großen neuen Prismenglas auf der Brust; er glich einem jungen Heiligen mit einem Glorienschein um den Kopf und ging umher und sang Arien in den höchsten Registern, die er von seinen Grammophonen gelernt hatte; er verkaufte Musik im Osten und verdiente trotz seiner vierundzwanzig Jahre mehr als ein Gouverneursgehalt.

Schließlich war da G. A. Kellor, allgemein G. A. genannt, aus sehr reicher Familie und Vertreter einer mächtigen Firma für landwirtschaftliche Maschinen, ein gutmütiger Mensch, ohne Rednergabe und ohne den Ehrgeiz, sich Geltung zu verschaffen, aber sehr beliebt. Er war leidenschaftlicher Jäger; während die anderen den ersten Nachmittag benutzten, um sich einzurichten, nach den Ponys zu sehen und Pläne für die Jagd des nächsten Tages zu schmieden, machte er gleich einen Spaziergang und kam mit einem Bund Enten zurück, frisch heruntergeholt aus dem Zug, der in vollem Flug nach Norden segelt.

Die ersten Tage verliefen programmäßig. Die Ausflüge erstreckten sich, während der Jagdeifer noch warm war, über viele Meilen, mit wechselndem Erfolg, Obel richtete am meisten aus, wie zu erwarten war, nach ihm G. A., auch Brecke erwies sich als ein guter Schütze.

Nach und nach aber wandte sich das Interesse von den Strapazen mehr und mehr den Erfrischungen zu; es war aber auch unmenschlich, morgens um vier Uhr aufzustehen, wenn man bis ein Uhr Karten gespielt hatte. Abends versammelte man sich ja in der Festung zum Mittagessen, der Hauptschlacht des Tages, und hinterher wurde Bridge gespielt. Die Bewegung und die kalte starke Frühjahrsluft gaben einen riesenhaften Appetit, und man lebte nicht auf primitive Art von dem allein, was man erlegte, sondern die Tafel war mit allen Delikatessen der Welt versehen, die man für Geld haben kann, von den Getränken gar nicht zu reden. Keiner von der Gesellschaft war Trinker, unter gewöhnlichen Verhältnissen konnten Wochen vergehen, ohne daß sie Alkohol anrührten, aber bei einer Gelegenheit wie dieser mußte getrunken werden, und sie konnten alle ein gut Teil vertragen. Nach einigen sibirisch kalten Schnäpsen und Bier zu den Appetitplatten, und mehreren schweren Weinen samt Champagner zum Mittagessen, das keineswegs improvisiert, sondern ein Kunstwerk der chinesischen Köche war, traten Whisky und eine Batterie Selterwasserflaschen, in Eis aus dem Fluß gekühlt, auf dem Tisch an, zusammen mit den Karten. Und das alles hätte in Ordnung vor sich gehen und gut endigen können, wenn nicht eine Mißstimmung zwischen Dominick und Brecke eingetreten wäre.

Es begann unmerklich mit kleinen gegenseitigen Neckereien, erst im Scherz, aber später mit verborgenem Stachel, bis der Krieg offenkundig wurde. Dominick spielte ausgezeichnet Bridge; man behauptete von ihm, daß er regelmäßig beim Bridge im Hotel soviel verdiene, wie sein Gehalt betrage und daß er diesen Verdienst nicht entbehren könne; auch hier saß er im Glück, und Brecke wunderte sich darüber, er wunderte sich nur darüber, nichts weiter, mehrere Male, ein gefährlicher Gesprächsstoff, aber die anderen gingen leicht darüber hin. Hatte Dominick die genügend plumpe Anspielung in Breckes Bemerkungen verstanden, so ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken, aber zwischen den beiden brach ein Haß aus. Sie saßen sich bei Tisch gerade gegenüber, und sobald sie Platz genommen hatten, suchten sie sich mit den Augen, Dominick merkwürdig stechend und umfassend, als ob er nach schwachen Stellen bei dem anderen suche, Brecke gleichgültiger, aber heimlich glimmend. Die anderen amüsierten sich, auf beiden Seiten wurden Dinge gesagt, die Lachen hervorriefen und die auch in dieser Absicht gesagt wurden; abwechselnd ging es bald über den einen, bald über den anderen Teil her.

Dominick hatte die Oberhand, er hatte die Sprache, oder die Sprachen, am meisten in der Gewalt und eine unerschöpflich beißende Phantasie.

Er war nie amüsanter gewesen als in diesen Tagen, wo das Leben zu ihm zurückkehrte, während etwas von dem häßlichen Zynismus des Todes ihm noch im Körper saß. Es war fabelhaft, wie Nick sich erholte, er nahm sichtlich mit jedem Tage zu und war im Besitz einer merkwürdigen seelischen Frische. Es war fast unheimlich, ihn essen zu sehen; stundenlang saß er mit dem blassen Gesicht über dem Teller und aß, aß sich froh und boshaft, und während er kaute, sah er hin und wieder zu Brecke hinüber, und der Bindfaden um seinen Mund strammte sich zu einem leichten Grinsen, er nährte sich auch von Brecke, es bekam ihm, daß der große hübsche Kerl solch Ochse war. Mit seinem Weinglas in der Hand und kauend, schoß er einen Pfeil auf den Dickhäuter ab, etwas Giftiges, was er sich beim Essen ausgedacht hatte, und während er trank, spähte er mit dem einen Auge übers Glas hinüber, um zu sehen, welche Wirkung es tat. Brecke grunzte. Nach einer Weile sah Brecke zu dem Knirps hinüber und kam mit einer Bemerkung, keine Erwiderung, denn er wollte nicht verraten, daß er getroffen war, sondern mit etwas anderem, das er sich ausgedacht hatte, um zu verletzen. Seine Pfeile waren freilich zu stumpf, um einzudringen, aber stumpfe Waffen können auch schlimme Wunden zufügen, und Nick mußte mehrere harte Stöße ertragen. Er nahm sie essend entgegen, die Augen unverwandt auf Brecke geheftet, und es kam vor, daß er erschauerte, ein seltsames Zucken ging durch seinen Körper, es war unklar, was es bedeutete. Er trank und überlegte, seine Kiefer arbeiteten, der Bindfaden strammte sich um seinen Mund und die Augen leuchteten vor genialer Malice – bald darauf hatte Brecke seinen Hieb weg. Das Duell entwickelte sich zur größten Zerstreuung und Erheiterung der übrigen Gesellschaft.

Was gesagt wurde, war an und für sich ohne Bedeutung, ließ sich auch kaum wiedergeben, sie gelangten durch alle Themen dorthin, wo Männer oft endigen, wenn sie ohne Damen beisammen sind, und noch weiter. Gozzelany brüllte stundenlang vor Lachen, er war ein dankbares, nie ermüdetes Publikum. Obel verzog keine Miene. G. A. Kellor dagegen vermochte seine Verlegenheit nicht zu verbergen, wenn die anderen am schlimmsten waren; gewöhnlich tat er, als ob er nicht zuhörte, lachte aber dennoch soviel, wie er für höflich hielt, wenn gelacht werden sollte. Bisweilen schlief er mitten im Turnier ein.

Schließlich eines Abends trat eine Wendung ein, die in rascher Reihenfolge die Spannung zu Handlung auslöste. Dominick streifte bei der Kritik verschiedener moralischer Phänomene auch die weibliche Gesellschaft der Stadt und merkte, daß es Brecke reizte; darum machte er das Thema zum Gegenstand einer speziellen, ausführlichen Erörterung, selbstverständlich mit der Ehrbarkeit genannter weiblicher Gesellschaft als Hauptgegenstand der Untersuchung. Brecke saß ganz still, während der

andere sich in eine immer rücksichtslosere Beredsamkeit hineinarbeitete. In Kürze und so schonend wie möglich mag hier der Inhalt seines Geredes wiedergegeben werden; seine Behauptung ging darauf hinaus, daß — und das wisse übrigens ganz Asien — jeder, der als Gast im Hotel einkehrte, sich durch den Wirt die Gesellschaft jeder Dame zum Abendessen sichern könne; er schrecke auch nicht davor zurück, Namen zu nennen, und er nannte wirklich verschiedene, sowohl Frauen wie Fräulein aus der guten europäischen Gesellschaft der Stadt, bis er zu einem bestimmten Namen kam, als Brecke ihn plötzlich unterbrach: „Jetzt lügst du, mein Junge."

Nick sah Brecke lange an. Die dünnen, blauen Adern an seiner Schläfe traten deutlicher hervor, er erschauerte seltsam, seine Kiefer arbeiteten, er wurde sehr bleich. Leiser und mit schneidenderem Ton als vorhin wiederholte er seine Behauptung und sprach sogar sein Erstaunen darüber aus, daß Brecke auf einem Punkt Unwissenheit fingiere, wo es doch ganz Asien bekannt sei, daß gerade er besonders gut Bescheid wisse!

Beide schwiegen, und es wurde ganz still in der Stube. Obel, Gozelany und Kellor richteten ihre Augen verblüfft auf die zwei, die auf der Lauer saßen, gereizt, aber tödlich ruhig alle beide, Dominick mit einem Zug wie der Einschnitt eines Messers um den Mund, die Zähne an der einen Seite entblößt; Brecke lauernd und gefährlich. Um den Tisch herum standen die chinesischen Diener mit langen, steifen Gesichtern, sie verstanden nichts, begriffen aber, daß etwas los sei. Die Hunde streckten sich am Feuer mit tiefen Seufzern im Schlaf, das Licht fiel auf die rohen Mauern, die von den Kosaken, die hier ihr wildes Leben geführt hatten, verschrammt und zerkratzt waren. Draußen hörte man den Wind in den Schießlöchern rascheln und seufzen.

„Man kann so etwas nicht behaupten, ohne Beweise zu haben oder sie zu schaffen," sagte Brecke schließlich langsam und räusperte sich, den Kopf auf die Seite gelegt und das eine Auge wegen des Zigarrenrauches zugekniffen. „Kannst du beweisen, was du sagst?"

Dominick nickte. Brecke erhob sich. In seiner vollen Größe ragte er über den Tisch, ein Riese, der mit seinen Händen den kleinen Wicht auf der anderen Seite des Tisches zu Tode drücken konnte, wie man ein Insekt ausrottet. Aber er dachte gar nicht an Gewalttätigkeiten, etwas anderes Unergründliches lauerte in seinen stierartig blutunterlaufenen Augen. Der kolossale Rausch, den er hatte, war nur an der außerordentlichen Langsamkeit seiner Bewegungen zu spüren. Noch immer die Zigarre schief im Munde und das Auge wegen des Rauches zugekniffen, zog Brecke sein Scheckbuch aus der Brusttasche, schrieb ungeheuer langsam eine Zahl und seinen Namen, riß das Blatt heraus und legte es auf den Tisch. „Ich wette fünfhundert, daß du lügst."

Alle waren vom Tisch aufgestanden. Dies war Handel.

Dominick sah auf seine Uhr. „Die Uhr ist neun. Vor elf kann ich in der Stadt sein. Ich nehme die Wette an."

Fünf Minuten später fuhr er davon. Es war sternenklar. Die Troika verschwand wie eine schnurrende Mühle auf der Steppe.

Mit einem Vorsprung aber vor dem Wagen, der mit jeder Minute größer wurde, galoppierte ein Mongole zur Stadt; seine Mission war, dem Wirt im Hotel Bescheid zu bringen, bevor Dominick eintraf, damit Verabredungen außerhalb des Spieles nicht stattfinden konnten, und der Bescheid ging darauf aus, die näher bezeichnete Dame, die Dominick genannt hatte, zum Souper im Hotel mit einem nicht näher bezeichneten, eben angekommenen Gast einzuladen. Gozzelany fuhr mit der Troika, um den Ausfall der Wette zu bezeugen.

Obel, Brecke und G. A. Kellor setzten sich zu einem Bridge zu dreien hin, nachdem sie Dominick und Gozzelany fortbegleitet hatten.

2

Am nächsten Morgen kam Gozzelany in der Troika zurück. Er war allein. Er konnte kaum abwarten, daß der Wagen hielt, als er herabsprang, zum Platzen voll von beispiellosen Begebenheiten. – Wo Nick wäre? Ja, er sei nicht mit, wäre wohl an einem heißeren Ort . . . O du meine Güte!

Gozzelany mußte gehalten, geschüttelt und entsprechend mit Magenbitter temperiert werden, bevor er so weit war, daß man einen zusammenhängenden Bericht aus ihm herausbringen konnte. Die Geschichte war an sich kurz und schlagend. Sie waren also zum Hotel gekommen, wo der Wirt bereits den Bescheid bekommen und nach der Dame geschickt hatte; keine zehn Minuten später kam sie, und wer glaubten sie wohl, wer sie war, wer war sie . . . Nicks eigene hübsche Frau . . . Tableau!

Gozzelany brüllte und ließ den Unterkiefer ganz auf die Brust herabhängen, um zu veranschaulichen, was es für ein Tableau gewesen sei. Natürlich sei es ein peinlicher Auftritt gewesen. Er wisse im übrigen nicht, wie es geendigt habe, denn er sei in eine andere Gesellschaft hineingeraten, er sei ja nach dem langen Fasten in der Wildnis ganz ausgehungert nach etwas Zivilisation gewesen, man sei an einem guten Ort gelandet, Damen wären dagewesen, Wein die ganze Nacht und Grammophon, auf das sich übrigens ein Schwein gesetzt habe . . . und nun wollte Gozzelany erst mal zu Bett. Er taumelte mit halbgebrochenen Augen und außer sich vor Glück, dunkle Krusten auf den Lippen vom Zechen, wie ein Fieberpatient, eine zerbrochene Zigarre aus der Tasche ziehend. Brecke faßte ihn unter und führte ihn am Tisch vorbei, wo er einen langen Arm aus der Manschette nach den Flaschen ausstreckte, die er dort aufgestellt sah, zu seiner Koje; dort mußte er ihn halten, bis er mitten in einer entzückten Gesangstrophe zusammensank und schlief.

„Das tut mir leid um Nick," sagte Obel. „Aber wie in aller Welt ist es zugegangen, daß seine Frau statt der anderen ins Hotel kam?"

„Das will ich dir sagen," antwortete Brecke; „ich habe gestern abend dem Mongolen eine private Mitteilung für Zablocki (der Wirt des Hotels) mitgegeben, daß er nach Frau Dominick schicken solle."

Obel nickte, enthielt sich jeden Kommentars, man konnte aber an den Bewegungen seines Bartes sehen, daß die Affäre ihm nicht schmeckte. Brecke wurde zornig. Er schlug mit der Hand aus, sah Obel scharf an.

„Ja, siehst du, das hab ich getan. Ich wollte dieser Stechfliege doch mal eine Lektion geben. Es war ihm nach dem Urteil, das er gestern über unsere Damen gefällt hat, gesund, seine eigene Frau in Zablockis Chambre séparée zu treffen!"

Mit unbeweglichem Mienenspiel fragte Obel: „Woher wußtest du, daß sie kommen würde?"

„Ich schrieb, daß i ch sie erwarte," antwortete der schöne Mann, offen und mit aufrechter Stirn.

Obels Schnurrbart zuckte, aber er äußerte nichts. Kurz darauf kräuselte der Schnurrbart sich in einer neuen Nuance: „Die Wette hast du aber verloren, Brecke!"

Hierüber lachte Brecke furchtbar, und G. A., der in der Nähe war, mit einem verlegenen Gesicht, gab auch ein kleines gesellschaftliches Lachen von sich. Er war im übrigen gefoltert von all diesen Hindernissen und wollte auf die Jagd, dazu war er hergekommen. Der mongolische Jäger stand vor der Tür und hatte dort schon seit Stunden gestanden, die Klappen der Pelzmütze über den Ohren, schmutzig und geduldig; die Hunde hatten sich niedergelegt, starrten aber in tiefer Schwermut auf die Tür, ob die Jäger denn noch immer nicht kämen.

Die geplante größere Jagd mußte aufgegeben werden, man einigte sich, statt dessen ein nahegelegenes Terrain abzusuchen, wo ein Bock gesehen worden war, und Kellor begab sich sofort mit dem Mongolen und allen Hunden auf den Weg, um das Wild zu umgehen. Brecke sollte langsam nach Nordwesten gehen und Obel noch weiter westlich, und später am Tage wollten sie sich dann bei einer nördlich gelegenen Bucht des Flusses treffen, nach der die Ponys hinaufgeschickt wurden, um sie zu erwarten.

Als Brecke auf der Steppe allein geblieben war, setzte er sich nieder, verdrießlich, unaufgelegt zur Jagd. Er blickte zum Haus zurück, das mit rauchendem Schornstein dalag, lächerlich einsam auf der kahlen, noch morgenbereiften Steppe, mit seiner Ringmauer, nach allen Himmelsrichtungen dem Überfall halbwilder Mongolen ausgesetzt und selbst bereit, Blei aus den Schießscharten zu speien — vor kaum zehn Jahren — hu! Eine Viertelmeile entfernt konnte er noch Obel erkennen, der gerade zwischen dem

welken Schilf in einer Senkung verschwand; Brecke gähnte laut und unterbrach das Gähnen mit einem ärgerlichen Kopfschütteln, Obel war irritierend.

Brecke hatte Katzenjammer, eine geschwollene Ader im Kopf nach dem Rausch des Abends, fühlte sich auch im allgemeinen gequält, durch und durch mißvergnügt, ohne daß er sich klar machte warum. Daß Menschen sich gegenseitig lieber die Seele aus dem Leib plagen durch zu viel Gesellschaft und einander mißhandeln anstatt auseinanderzugehen, das entdeckte er natürlich nicht mit den Nerven, die er hatte, aber als er jetzt allein war, kam doch etwas Unbeeinflußtes in ihm auf, so daß er einsah, daß er ein Esel sei und daß ein anderer Esel ihn schlimmer gemacht hatte als er war.

Er seufzte und blickte betrübt umher, um seinen Gedanken eine Ablenkung zu geben. Für die große majestätische Natur, die ihn umgab, die strahlende Einsamkeit der Sonne am Himmel und die weite Ewigkeitssprache der Horizonte, hatte er natürlich keinen Sinn, seine Aufmerksamkeit richtete sich auf greifbare Dinge, auf das überschwemmte Schilf unten am Fluß, das in dünnem Eis stand, auf den Fluß selbst, der noch immer nicht aufbrechen wollte, obgleich große offene Stellen mit himmelblauem Wasser zwischen aufgelösten, milchfarbenen Eisschollen lagen; er wollte seine Leichter doch bald wieder in Betrieb setzen. Weit, weit fort sah er die Eisenbahnbrücke wie ein schwebendes, luftiges Ding in der Landschaft, und die Stadt war durch den Rauch kenntlich, der darüber lag, worin die Kuppel der Kirche wie ein grüner Punkt hing. Der Widerschein der gefrorenen Pfützen auf der Steppe starrte mit einem fernen blinden Glanz in den Tag hinein.

Brecke zündete sich eine Zigarre an und warf das verfluchte Streichholz fort. Ihn fror und er klopfte sich die Hände in den gefütterten Handschuhen, das elende Zeug konnte sie nicht mal warm halten. Der üble Beigeschmack von gestern wollte nicht weichen. Er sah zu dem Rande des niedrigen langgestreckten Erdwalles auf, den er im Nordwesten vor sich hatte und über den er hinüber sollte. Wenn er etwas von dem Bock zu sehen bekommen wollte, wars Zeit, daß er weiter kam ...

Da geschah etwas ganz Seltsames, einen Augenblick traute er seinen Sinnen nicht — einige Meter entfernt hörte er einen Schlag auf der Erde und der gefrorene Staub flog auf, wie ein Wesen, eine kleine Seele von Staub, die sich plötzlich in der Luft bildete — ein Anblick, bei dem Brecke geglaubt haben würde, daß er verrückt geworden sei, wenn er nicht fast gleichzeitig den Knall eines Schusses in nicht allzu großer Entfernung gehört hätte. Er wandte den Kopf und sah zwei- oder dreihundert Meter entfernt in der Richtung des Hauses einen gesattelten Pony ohne Reiter auf dem Abhang stehen ... Schwupp! Eine neue Kugel warf Erde und kleine Steine auf, diesmal näher, vor ihm — und gleichzeitig mit dem Knall, der eine Sekunde später kam, warf Brecke

sich längelang in das welke kalte Gras, als ob er getroffen sei. Ein dritter Schuß fiel, und das Projektil schlug gegen einen Stein, walzte schnurrend durch den Himmelsraum und verschwand mit einem langen abnehmenden Flötenton, und schon fiel ein neuer Schuß. Dort wo Brecke lag, war keine Deckung, aber in der Nähe sah er ein Chinesengrab auf der Steppe, eine kleine Erdpyramide einige Meter hoch mit einem Stein auf der Spitze; der letzte Schuß ging über ihn hin, pfiff aber unheimlich nah, er erhob sich laut schreiend und stürmte die zehn Schritt zum Grabhügel, zwei Schüsse fielen schnell hintereinander, aber er gelangte unbeschädigt in Deckung und atmete schwer auf. O Herr Jesus!

Es war Nick! Der Pony gehörte ihm. Ein hastiger Blick über den Gipfel des Grabhügels erklärte Brecke die ganze Stellung. Nick schien in einem Busch nicht weit vom Pferd zu liegen, ein fast unsichtbarer Dunst von rauchschwachem Pulver hing darüber — und jetzt schoß er wieder, einmal übers andere, die Kugeln spritzten zwischen den kleinen Steinen, schlugen in das lose Füllsel auf dem Grabhügel, er hatte anscheinend ein Rekylgewehr. Brecke tanzte es rot vor den Augen, er schwitzte am ganzen Körper vor Angst und Wut, Speichel drang ihm aus dem Mund, während er sich hinter dem Grabhügel zusammenkauerte. Da entstand eine Pause im Schießen — er ladet, dachte Brecke und fuhr in bebender Hast in die Höhe, er hatte selbst einen Winchester mit Rekylmechanismus und feuerte jetzt fünf, sechs Schüsse wie einen Strahl von Blei auf die Büsche ab. Nick schoß nicht wieder, die Salve zwang ihn anscheinend in Deckung zu bleiben, schnell verlegte Brecke sein Ziel und feuerte auf den Pony, er sah, daß dieser den Kopf wie vor einer Bremse zurückwarf und mit einem Satz davonrannte — im nächsten Augenblick war er verschwunden, als ob die Erde ihn verschlungen hätte!

Lange lag Brecke in Deckung, ohne daß etwas geschah. Sollte Nick getroffen sein? Tief seufzend richtete er sich auf und sah zu den Büschen herab. Da erinnerte er sich, daß hier im Terrain eine Kluft sei, ein altes ausgetrocknetes Flußbett, groß genug, daß es sowohl ein Pferd wie einen Menschen verbergen konnte, dort hinunter war also der Pony gesprungen. Möglich, daß er und Nick verwundet oder tot dort unten lagen — möglich aber auch, daß Nick ganz ruhig seines Weges geritten war. In diesem Fall würde er sich sicher hinten herum nach Norden verziehen und vielleicht den Versuch machen, Brecke von dem niedrigen Wall gerade vor anzufallen. Zur Kluft zu gehen und sich zu überzeugen, ob Nick noch da sei, dazu konnte Brecke sich nicht entschließen, er glaubte mehr an die andere Möglichkeit, daß Nick ihn von der entgegengesetzten Seite umgehen würde. Der Mann war ja wahnsinnig! Was in aller Welt fiel ihm ein! Er würde ja hingerichtet oder zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt werden.

Allerdings hatte Brecke wenig davon, ihn sich bestraft vorzustellen, wenn er selbst erschossen oder zum Invaliden gemacht würde. Wie war es möglich, daß Nick auf ihn schießen konnte!

Brecke weinte! Er bekam Mitleid mit sich selbst, jetzt, wo die Spannung verhältnismäßig vorbei war, und schluchzte mit gebrochener Stimme, trocknete sich die Tränen aus den Augen mit dem Rücken seiner Hand, wie er dort ganz allein auf der Steppe stand. Es war schlecht von Nick, ihm nach dem Leben zu trachten, weil er ihm den Streich mit seiner Frau gespielt hatte, das sah dem kleinen desperaten Bankmenschen ähnlich, und er sah Nicks verzerrte, wie mit Scheidewasser übergossene Physiognomie vor sich – von dort war kein Pardon zu erwarten, Brecke hätte sich selbst sagen können, daß es gefährlich sei, ihn über eine gewisse Grenze hinaus zu reizen. Gottseidank, daß er nicht sonderlich gut schoß ...

Brecke schneuzte sich und faßte sich, füllte das Magazin von neuem und zählte seine Patronen mit zitternden tränenfeuchten Händen, er hatte 43 Schüsse. Unentschlossen blieb er stehen. Wenn er vorwärtsging, gab er dem anderen eine Chance, Nick konnte sich ja dann in einen Hinterhalt legen und ihn mit einem Schuß überraschen, bevor er seiner ansichtig wurde. Legte er sich dagegen selbst in Deckung, würde Nick ihn wahrscheinlich aufsuchen, und dann hatte er den Vorteil. Rücksicht brauchte man auf so ein giftiges Gewürm nicht zu nehmen, Nick hatte ja selbst das Schießen ohne Warnung aus dem Hinterhalt begonnen und verdiente kein fair play.

Indessen wünschte e r sich doch einen Platz mit besserer Deckung und offener, freierer Aussicht, und begann sich langsam nordwärts zu bewegen, indem er den niedrigen Erdwall vor sich scharf im Auge behielt. Plötzlich sah er eine menschliche Gestalt dort oben und suchte sofort Deckung, warf sich in seiner ganzen Länge hinter einem Vorsprung wieder, von wo er selbst das Terrain übersehen konnte. Es war Nick, er war hinten herum geritten, hatte das Pferd stehen lassen, und jetzt kam er, ungefähr vierhundert Meter entfernt, er näherte sich schnell, Brecke konnte das Gewehr in seiner Hand unterscheiden, eine schwindelnde Hitze überflog ihn, der Raum um ihn herum wurde rot, ihm zitterten die Füße, er stöhnte halb erstickt, und als der andere auf ungefähr dreihundert Meter herangekommen war, zielte er sorgfältig und feuerte. Der andere lief – gerade auf ihn zu, mit beiden hocherhobenen Armen durch die Luft winkend – ja, warte nur, Schuft, du willst wohl Pardon haben, um dich besser an die Scheibe heranzuschleichen, und Brecke schrie außer sich vor Leidenschaft, schoß noch einmal – und noch einmal – und dann, indem er gewaltsam zusammenzuckte, noch einmal auf den gefallenen Körper.

Dann erhob er sich taumelnd und bürstete den Staub von sich ab, machte einige Schritte, mußte aber stehen bleiben und fing laut an zu

heulen, schluchzte und weinte, den Arm übers Gesicht gelegt. So fand Obel ihn, als er einige Minuten später in vollem Lauf ankam, und Brecke warf sich laut jammernd dem Freund um den Hals.

Er brach aber vollständig zusammen, als sie zu dem Toten kamen und es sich zeigte, was er in Wirklichkeit getan hatte. Denn der, den sie tot mit dem Gesicht auf der Steppe liegend fanden, eine Handvoll Erde in jeder Hand festgeballt, war nicht Dominick, sondern G. A. Kellor.

Er war von dem Terrain im Norden, wo er ging, herbeigeeilt, als er all die Schüsse hörte, ebenso wie Obel, und Brecke hatte ihn in seiner blinden Angst und Aufregung für Dominick gehalten. Es war ein Fehlschuß.

„Tse, tse," sagte Obel vor sich hin, in tiefem Ohnmachtsgefühl vor dem, was hier vernichtet war. Hier stand er auf der Steppe mit einem Toten und einer armen Kreatur, die sich die Hose naß machte und sich nicht zu helfen wußte. Brecke mußte wie ein Kind geführt werden, war taub und blind, von nervösem Weinen niedergebrochen und wimmerte wie ein Idiot, wenn man ihn nicht bei der Hand hielt. Seufzend blickte Obel sich um. Nicht ein Wesen war in meilenweitem Umkreis zu sehen, die Steppe lag gelb unter der Sonne, der Reif war von dem welken Gras fortgetaut und etwas Feuchtes und Weiches in der Farbe der Landschaft ließ ihn plötzlich ahnen, daß Frühling in der Luft sei. Er pustete leise in seinen dicken Schnurrbart. Armer G. A.

Unendlich weit fort in der Landschaft sah er wie einen schwarzen Faden, der aus dem fernen, fernen Gesichtskreis im Westen angekrochen kam, den Expreßzug aus Europa . . .

Was aber auf der unendlichen Steppe wie ein feiner schwarzer Faden ausgesehen hatte, lief in die Stadt ein und rollte donnernd in den Bahnhof als eine schwere Lokomotive und eine lange Reihe federnder haushoher Schlafwagen mit zolldickem Staub bekleidet, Wagon Lit, auf dem Wege von Paris nach Peking.

Als er sich eine halbe Stunde später nach Osten weiter bewegte, hatte er einen neuen Passagier mit, eine geschmeidige junge Dame mit einer Gesichtsfarbe wie weiße Tulpen und üppigem, kohlschwarzem, sorgfältig aufgestecktem und gepufftem Haar. Sie zwitscherte bereits in mehreren Sprachen, während ein Herr ihr behilflich war, eine Handtasche und einen Hutkoffer mit vielen alten Hoteletiketten ins Netz hinaufzulegen.

Und als der Zug glücklich aus der Stadt war, nahm sie einen funkelnden Diamantring aus ihrer Tasche und steckte ihn sich an den Finger; jetzt konnte sie ihn ruhig tragen.

Es war Frau Dominick, auf dem Weg zu den großen männerreichen Städten am Stillen Ozean.

***

Österreichisches
von Robert Müller

I

Jede europäische oder asiatische Person, welcher Abstammung immer sie sein mag, unterliegt, sobald sie die Grenzen Österreichs überschritten hat, einem Zuchtprinzipe. Sie gerät gleichsam in eine atmosphärische Ausstrahlung, unter der sie psychisch zergeht, von einem festeren in ein flüssigeres Aggregat schwindet, von einem schwereren in ein leichteres Medium, dessen Urteilchen schneller, aber mit anderem Ausschlag schwingen. Ein kurzer Aufenthalt genügt, um selbst an einem sehr eigensinnigen und strengartigen Charakter bezeichnende Änderungen hervorzurufen. Ein Japaner, der in London oder Berlin auf einer geschlossenen japanischen Miniaturinsel im Strome dahintreibt, tritt in einer österreichischen Stadt aus sich heraus und in einen allgemeinen menschlichen Kreis hinein, der ihm behagt, ihm den Argwohn und die ideologische Haltung nimmt und ihn in eine Stimmung nivelliert, demokratisiert. Kasten verschwimmen, Hoch grenzt an Niedrig, ständische, soziale und außerhalb des politischen Getriebes auch nationale Begriffe leuchten im Röntgen eines durchdringenden Kompromisses. Auch ein Engländer wird sich nicht weniger dem sogenannten Zauber dieser Gesellschaft hingeben. Unter dem milden Druck einer „öffentlichen Meinung" von sich selbst, unter einem allgemeinen beklemmend-befreienden Prinzipe wird er sehr bald zu einem Österreicher umgezüchtet.

Mag sein, daß der stärkere Wechsel der Bilder, die lebhaftere Gliederung der Landschaft, die stets blätternde Windrose der Winde aus Tälern und Bergen, und Günste des Klimas jeder Seele, Person und Figur schmeicheln. Sie haben es nunmehr seit so vielen Jahrhunderten getan, daß nicht mehr sie selbst die Arbeit leisten, sondern sich dazu gleichsam einen Menschen erzogen haben, der, ihrem Fingerzeig folgend, die Hand in einer betörenden Weise auf alle Dinge legt und den Kommenden in die allgemeine Hypnose führt. Was anderwärts, wie in Preußen, die Verwaltung geschaffen hat und der planende Willen, ist hier in Laß und Lust geworden und hat sich selbst eine, den musischen Tugenden entsprechend wahnwaltende Verwaltung geschaffen, die typisch versagt. Aber Schöpferisches und Geschöpf haben hier Eigenart und Eigenwert.

Es sind in der letzten Zeit tüchtige und intelligente Bücher über Preußentum und „preußische Prägung" geschrieben worden. Ich nenne die Lucia Dora Frost. Preußische „Prägung", das Wort und der dichterische Gleichklang malen am Begriffe. Das Preußische, das während des großen Krieges allenthalben, auch an den nichtpreußischen deutschen Stämmen hervortrat,

hat den Sieg organisiert und sich damit selbst an die vorteilhafteste Stelle im deutschen Bewußtsein gesetzt. Es entsteht jedoch für die Zeit nach dem Kriege die Frage, ob das Preußische auch im künftigen Frieden mit dem Deutschen kongruieren und seinen Rang in der reichen Skala der deutschen Möglichkeiten wird beibehalten können. Auch das Preußische ist Ergebnis, und ist nur insoweit Anlage, als es extremisierte Faktoren enthält, die im Deutschen ständig mitspielen. Ja, das Preußische ist mehr Ergebnis als das Österreichische. Es ist „geprägt", gestanzt, gepaukt, geübt. Es ist ein Training, eine Prononzierung. Es ist von Männern, Willenskräften, Ideen geschaffen. Das Österreichische stammt aus Verhältnissen; und rechnet mit Verhältnissen. Es ist Milieu- und Geschichtsprodukt, es ist eine Menschen z u c h t. Wobei „Zucht" keine ethische Kategorie, sondern einen Sammelnamen bedeutet. Denn gerade jene Art Zucht wird man am Österreicher vergebens suchen; aber dafür eine andere unwillkürliche vorfinden, eine starke sinnliche Zucht, keine metaphysisch grübelnde Sittlichkeit, aber eine durchgeführte und elegante geistige Sitte, eine harmonisch maßgebende Anschauung. Der Preuße ist kaum ein Volk, er ist eine Deutschheit, eine deutsche Chance, möchte man sagen. Der Österreicher aber ist nicht nur eine Zucht, er ist beinahe eine Rasse.

Die Periode der alten Rassen ist längst vorbei. Heute entstehen nicht nur neue Staaten, es entstehen viel eher neue Rassen; denn wir gehen in das Zeitalter der Staats- und Reichsrassen, der Zuchten, wie wir es oben genannt haben. Wenn wir uns jetzt diesem Gebiete, das um den Begriff „Rasse" herumgelagert ist, nähern, werden wir uns ebensowohl mit Vorsicht als mit Kühnheit wappnen müssen, um den Fußangeln des Gefühls, der Pietät und der Gewohnheit zu entgehen. Mit Kühnheit, weil jede Auffassung des Begriffes Rasse letztlich von uns abhängig ist und einem Akte gleichkommt. Bei Anwendung des Begriffes „Reichsrasse" muß es jedermann gegenwärtig sein, daß wir hier den völkerkundlichen Begriff mit neuen Zumutungen überfallen. Es wird die Frage entstehen, ob solches Treiben erlaubt ist. Erinnern wir uns, nachdenkend, daß es drei Werte von Rasse gibt. Rasse ist einmal jener grundlegende Menschheitsteil, wie ihn die Völkerwissenschaft abspaltet. Weitaus verschieden davon ist Rasse etwa bei Rassephilosophen wie Gobineau oder H. St. Chamberlain. Hier ist es eine Konzeption, eine Geschmacksrichtung, der gigantisch vervielfältigte Subjektivismus eines genialen Ringens und einer gestaltenden Sehnsucht, die sich verewigen. Der „Germane" Chamberlains ist ein Trieb, aber nicht ein Trieb her, sondern hin. Er ist eine Gestalt, eine Darstellung, ein Symbol, ein Wunschinhalt, ein Idol. Darum wirkt es peinlich, dem Kampf der Mißverständnisse in den Polemiken von Wissenschaftlern gegen Rassephilosophen zuzusehen, in dem das Souveräne und funktionell Rich-

tige der Rassentheorie von jenen stets übersehen wird. Beide sind sich ursprünglich und endlich so unähnlich wie Chemiker und Transzendentalphilosophen. Jene suchen nur einen Körper zu rekonstruieren; diese den Körper zu einer Sittlichkeit. Der Germane Chamberlains wird immer existieren, auch wenn der Germane der Proportionalisten nie existiert hätte. Der Unterschied ist nur der, daß der Rasse-Chemiker von der Chemie beherrscht wird, der Rasse-Philosoph aber die Chemie beherrscht. Man wird also das janusköpfige „Rasse" stets auf beide Gesichter prüfen müssen. Aber es hat noch ein drittes. Rasse bedeutet auch ein Körperliches jenseits der wissenschaftlichen Etikette, in einer ästhetisch-impressionistischen Bewertung. In diesem Sinne konnte ein guter englischer Schriftsteller während des Krieges mehrmals von einer „montenegrinischen Rasse" reden, was wissenschaftlich ein Unsinn ist. Er verstand darunter kein neues Siebentel der Menschheit, sondern einen körperlichen Komplex bestimmter und eindeutiger Eigenschaften. Eine Tänzerin hat „Rasse". Welche Rasse? Die ihre. Freilich versteht man darunter die ganz hervorragende Schärfe allgemeiner vielverteilter Wesenheiten ihres Volkes; aber die Schärfe hat hier so zugenommen, daß sie variationsbildend wirkt. Mit dieser einen auf die Spitze getriebenen Person erscheint nämlich eine neue Rasse auf der Bildfläche; da die Individuenzahl der Rasse gleichgültig ist für ihre Intensität, kann sie auch gleich eins sein. Dieses Eins und die gesamte Rasse ist jene Tänzerin.

In diesem Sinne kann man von einer österreichischen Rasse reden und den inwendigen Unterschied von preußischer Prägung schattieren. Man kann es um so mehr, als dieses nationale Konglomerat, von den Sprachen abgesehen, den straffen innern Bau und Zusammenhang einer Einheit hat, nicht weniger aber auch darum, weil bereits die großen historischen Rassen Kompromisse waren. Es ist heute zum Beispiel durchaus fragwürdig, ob der Finne ein ural-altaisch sprechender Germane ist, oder gar der Germane nur ein germanisch sprechender Asiate war. Es gab vermutlich zu allererst überhaupt keine Rasse, sondern nur Geschöpfe. Als nächstes Stadium dann Millionen von Rassen, denn jede Familie war eine solche. Durch den lawinenartig anschwellenden Imperialismus lediglich einer Familienrasse entstanden endlich die paar großen Rassen, mit denen wir heute rechnen. Diese sind durchaus Ergebnis und Kompromiß. Wenn wir „Germane" sagen, so meinen wir nicht etwas körperlich Letztes und Stationäres; eher das göttlich Letzte, eine im Trieb überlieferte Hinkunftsart, eine Vorwärtserinnerung. Über den Germanen wissen wir nichts, als was wir darüber wissen wollen; und dies ist das Wichtigere. Es ist, wie gesagt, erst noch die Frage, ob der Germane als Körper und als Mitglied einer germanisch sprechenden Gruppe von allem Anfang an identisch war.

Nahezu überall, wohin der Germane kam, nahm er gern und bewußt die Sprache der Eroberten an. Vielleicht ist das Volk, von dem unsere Sprache kommt, spurlos verloren gegangen. Vielleicht hat es der blonde, ursprünglich ganz anders sprechende Mensch aufgesogen. Aber was bedeutete eine solche Tatsache gegenüber dem Erlebnis der Tiefe germanischer Sprache, die wie keine andere das Transzendente zu enthalten scheint! Wahrscheinlich sind wir viel germanischer als unsere Vorfahren, sowie wir ja auch stärker und dauerhafter sind, als die einstmals beneideten Helden der Vorzeit. Die Greuel des gegenwärtigen Krieges haben auffallend wenig Wehleidigkeit hervorgerufen. Die alten Sagen aber verzeichnen jeden Hunger und Durst, jede Ohrfeigengeschichte, jeden Steinwurf, jeden Hochsprung, Bagatellen, die ganz mittelmäßige Sportsleute heute nach einiger Schulung überholen können. Unsere Phantasie ist seit Generationen verwöhnt, ja blasiert, und fragt noch vor der größten Leistung und dem größten Leide, dem der Körper kaum widersteht: Ist das Alles? Arbeiterbataillone, Rekrutierungen aus Industriegegenden, haben sich trotz der weniger schönen Körperlichkeit als ausdauernder erwiesen als Bauernbataillone. Der gebildete Mensch ist widerstandsfähiger als der Wilde. Wir dürften also eher das erfüllte Ideal damaliger Germanen sein, als jene im körperlichen Verstande das unsere sein können. Sind wir darum weniger stolz, Abkömmlinge der zweifelhaften Germanen zu sein? Keineswegs, aber wir werden gerade das Wortverbot jener Rassenforschung, die sich exakt nennt, übertreten dürfen und eine österreichische Rassenthese aufstellen. Die Geschichte selbst gibt für verschiedene Zeiten eine geschichtliche Rassenbildung zu. Die Römer, die tatsächlich aus ein paar waghalsigen Familien entstanden, die den Sabinern die Weiber nahmen und einen etruskischen Tribus etablierten, wuchsen zu einer gewaltigen einheitlichen Rasse an. Die Juden, die sämtliche Nasen, Schädel und Komplexionen der Welt, zugleich aber den möglichsten geschlossenen Charakter besitzen, sind ursprünglich eine Synoikese monotheistischer Abenteurer, eine internationale Expedition von Eingottsuchern, die sich heute mit Wechsel in den Zielen in Permanenz erklärt hat. Die Nordamerikaner, die bereits einmal vor hundert Jahren eine eigene Rasse darstellten, sind heute unter dem Einfluß überlegener Einwanderung daran, neuerdings eine Rasse zu werden, die neopazifische, zu der auch die Australier zählen. Die Rassenteile kompromittieren auf das Ferment hin, und das Ferment bindet die disparaten Rassen zu einer neuen Rasse. Dies ist der weltbedeutende Vorgang, den wir seit tausend Jahren in Österreich sich vollziehen sehen.

Der Österreicher ist nicht nur die Polarität zum Preußen innerhalb des Deutschtums. Er ist ein Kompromißprodukt, ein unwillkürlicher Eroberungsakt, eine Ausbuchtung in Fremdes. Es unterscheidet ihn etwas von

jener Stellung des Preußen zum Gesamtdeutschtum. Beide sind deutsch. Auch der Preuße ist dem Blute nach nicht Germane, sondern ein Finnslawe. Der Österreicher ist ungermanisch, deutsch, als solcher aber kann er wieder Deutsch, Slawisch, Ungarisch, Rumänisch, also alle Abstufungen vom Arischen bis zum Reinmongolischen aufweisen. Wir können uns hier nicht auf das chaotische Gebiet der Rassenforschung begeben und nehmen von ihr die glaubhafte Versicherung entgegen, daß der österreichische Typus in somatischer Hinsicht nicht einmal so sehr slawisch, als alpin-finnisch-altaisch ist, gegenüber einem stärkeren Einschlag Keltentums in Deutschland bei nur unerheblicher Überlegenheit an germanischem Blute. Es ergeben sich daraus die folgenden Einsichten:

Der Typus Zentraleuropas ist im großen gemischt, aber einheitlich. Man kann ihn als deutsch bezeichnen, auch wenn er eine fremdstämmige Sprache spricht. Der Türke des Festlandes und der Norddeutsche sind nicht wesentlich verschieden. Sie gehören einer großen menschlichen Gruppe an, die, nur scheinbar im Gegensatz zu jeder Rassentheorie, nach Westen hin scharf, nach Osten hin, also nach Rußland, Iran, Turan und die Berberei, weniger scharf abgegrenzt ist. Innerhalb Zentraleuropas schattieren sich vier „Rassen" ab: der Deutsche, der Österreicher, der Balkanier, der Türke. Der Deutsche und der Österreicher, der Balkanier und der Türke anderseits differenzieren in zwei Kreisen, von denen uns hier der erste interessiert. Das Verhältnis dieses Falles ist im Bilde eines deutschen Spektrums gegeben, dessen Ultraviolett der Preuße, dessen Ultrarot der Österreicher trägt. Aber dieses Verhältnis Preußisch zu Österreich ist nicht nur ein dynamisch-polares, sondern auch ein gehaltliches. Das Österreichische hat unentwegt Objekt, nämlich jene fremdstämmigen Kulturen und Sprachen entlang der Donau. Auch das Preußische hat Objekt, aber nicht ein fremdes, sondern das eigene gesamt-deutsche Spektrum einschließlich des österreichischen Ultras, das, während es selbst durchstrahlt und bestrahlt, ununterbrochen gekreuzt wird von den Strahlen des andern deutschen Endes und Ultras, des Preußentums. Dieser Krieg und eine nur billige Verwaltungslehrzeit im künftigen Frieden werden den preußischen Einfluß der Spannungstabelle für ganz Zentraleuropa-Westasien zur Erscheinung bringen, während Österreich in einem kulturell assimilierenden Sinn wirken wird.

Wird dies und soll dies nicht vielleicht eine gegenseitige innere Aufhebung heraufführen, so daß wieder ein einheitliches deutsches Licht erstrahlt? Nichts wäre weniger wünschenswert als dies. Denn sowohl der planende Wille als die gottergebene Intuition sind viel zu seltene Dinge, als daß deutsche Vollständigkeit sie entbehren möchte. Das polare Spannungsverhältnis wird und muß aufrecht erhalten bleiben. Dies geschieht,

da die expansive aufdrängende Tendenz von vornherein in der Natur des Preußentums liegt, am besten dadurch, daß der Österreicher sich in den zarteren Nacken wirft. Natürlich nicht, indem er etwa dem deutschen Spektrum und seinem nördlichen Ultra absagt, sondern indem er sich von diesem letzten emsig durchdringen läßt und im übrigen bleibt, was er ist. Die musischen Tugenden des Österreichers, ein wenig gehärtet im preußischen Stahlbad, werden in der kommenden Friedenszeit dem gesamtdeutschen Charakter jene Provinz darstellen, in der sich die nächsten, vielleicht die höchsten deutschen Kulturakte seit je überhaupt vollziehen. Sagte der Österreicher dem deutschen Spektrum ab, oder flösse dieses durch innere Bestrahlung wieder in das harmonische Urlicht zurück, kurz, bräche diese analytische Tabelle des Deutschtums, dieses Spannungssystem, das den Deutschen erst so recht reich und moralisch weltläufig macht, zusammen, so würde das gesamte Deutschtum, das auf diesen panisch-spezialisierenden Kräften beruht, zusammenklappen. Denn der Deutsche, der körperlich am wenigsten Rasse hat — er ist häßlich und hat vorderhand noch die ungutește Figur und das ungutește Gesicht — aber die meisten Rassen in sich vereinigt und sich zur höchsten geistigen Rasse gestockt hat, besitzt sehr wenige brutale Rückhalte wie doch andere Völker, Engländer, Lateiner, Russen, Skandinavier. In gewisser Beziehung ähnelt der moderne Deutsche kompositorisch dem modernen Amerikaner, der gleichfalls nur durch eine Spannung, aber nicht wesentlich da ist; noch mehr aber dem Juden, der seit jeher lediglich Spannung, nahezu ohne Körper — Volkskörper, aber auch oft persönlichen Körper — ist. Verlöre der Deutsche seine spezifische Deutschheit, die deutsche Spannung, die Polarität Preußen-Österreich und ihr Analoges, so verdunstete er in körperlosen Urgeist zurück und würde von jeder beliebigen festen Form erobert werden. Die österreichischen Objekte gingen verloren, der Osten würde neue Gebilde aufstellen. Denn, mag man als Deutscher, wie es sich geziemt, auch noch so bescheiden sein, dies eine wird man als historische Erkenntnis ohne Eifer buchen können: Welche Kultur immer ostwärts zwischen dem Deutschtum und der russischen oder den alten orientalischen Kulturen liegt, sie ist nur eine anders gesprochene deutsche Kultur, eine wörtliche Übersetzung, kurz, ein „Germanismus“ im größten Stil. Diese Germanismen, aus der Stromtendenz deutscher Spannung geraten, werden sofort stärker sein, als der tote deutsche Leib. Nur Unablässigkeit des Gegensatzes innerhalb des Deutschen sichert diesem Wesen und Bestand.

Dem Preußen selbst wieder erzeugt die hohe Spannung der Pflichtbegriff; dieser allerdings nicht als Verwaltungsschmiere und Gesellschaftsöl; sondern als persönlicher Begriff, als dessen verwirklichter Rekord erst wieder eine gute Verwaltung in Erscheinung tritt. Der Pflichtbegriff kann

von Österreich durch die Spannung eines persönlichen Machtbegriffs der gleichen Vornehmheit überhöht werden. Eine solche Macht stünde nicht vor, sondern nach der Pflicht. Die Macht ist der Pflicht entgegengesetzt. Nein, sie ist ihr wieder entgegengesetzt. Auch hier handelt es sich um ein stetig erneuertes Produzieren des Entschlusses dazu. Eine solche Bemächtigung erfolgt nicht mechanisch, also autokratisch, so wenig jene ewige Verpflichtung als servil erfolgen darf. Aber sie legte einem österreichischen System einen aus Anlage, Arbeitsfeld und dialektischer Überhöhung notwendigen Begriff, die persönliche Macht im Gegensatz zur persönlichen Pflicht unter.

Nicht der Preuße ist Eroberer. Das Zeichen der Eroberernatur ist Liebenswürdigkeit, Verschwendung, Gleichmut. Der Preuße ist Erunterer, eroberisch sind die andern deutschen Stämme; Eroberer ist eher der Österreicher, Verführer zu sich. Sache des Eroberers ist es, im Eroberten zu verschwinden. Der Eroberer ist schlampig gegen sich, weil Macht gleichgültig gegen Äußeres macht. Dies ist gut „germanische" Tendenz. Aus der Kontroverse von persönlicher Macht zu ebensolcher Pflicht — wobei nicht genug Betonung auf das Persönliche gelegt werden kann — entsteht eine fruchtbare Neugruppierung aller gesamtdeutschen Tugenden. Pflicht ist die eine Seite des Deutschen; Macht ist die andere; sie umschließt neben der hochstehenden Demut, Prostration, Selbstaufgabe und Entsagung des Pflichtbegriffs jenen der absolut freien geistigen Person. Ich kann das Gleiche aus Pflicht oder aus Macht tun. Aber es ist wichtig, daß es beide Male, so und so, getan wird. Den rein militarisierenden Bestrebungen des Preußentums wird in Deutschland nichts, wenn nicht das spezifische Österreichertum entgegentreten und die elastische Form der Gesellschaft wiederfinden. Der preußische Militarismus ist nicht schlimm, wie die gegenwärtigen militärischen Gegner des Deutschtums glauben machen möchten, er ist auch weitaus mehr eine seelische, denn eine politische Form, aber er benötigt den Ballast des österreichischen Individualismus, der Machtphilosophie, der egozentrischen statt der soziozentrischen Erklärungen. Aus dem einstmals politischen Gegensatze Preußen-Österreich im deutschen Bunde, der heute im größeren Umfange wieder hergestellt erscheint, ist ein geistiges Gleichgewicht des Gesamtdeutschtums geworden, als dessen ausgleichende Hebelarme Preußen und Österreich funktionieren.

Lehre ich also den alten Preußenhaß aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts? Ein Preuße könnte dies glauben. Ein Österreicher, weiß ich, versteht mich — aber auch nur der, den ich meine. Aber den Preußen meine ich eben gar nicht. Was hier gelehrt werden soll, ist nicht etwa innerpolitischer Kampf. Diese Zeiten sind wohl gründlich vorüber. Gesichtet wird: Ein geistiger Kampf, ein unentschiedenes Primat, ein Kon-

flikt deutscher Tatstrenge und deutscher Reizmilde. Gelehrt wird das Aberdeutsche und das Überdeutsche. Gelehrt wird die Synthese aus dem Gegensatz; aber die Synthese besteht, wenn sie nie erfolgt; sie soll sich stetig komplizieren.

Dem Preußen wird gesagt, daß er da sei. Dem Österreicher, daß er da sein soll. Der Österreicher, aus deutschen, fremdstämmigen und fremdsprachigen Rassenresten abstrahiert, menschlich gebleicht, dann deutsch gefärbt, ist wissenschaftlich zwar keine Rasse: aber er hat Rasse. Ja, er hat sie in stärkerem Grade als der Preuße, der eine Konturierung, eine ausgezogene deutsche Linie, eine mit beinahe slawischer Hingabe bewältigte Waltung ist. Der Preuße ist ein höchstes Menschenergebnis; das menschlichere Ergebnis dürfte der Österreicher sein.

Der Österreicher ist von Verhältnissen erzogen, nicht von der Idee, nicht vom Manne, vom Plan. Darin liegen Tugenden und Schwächen. Ein Reich, dessen territoriale und geographische Art nicht ein zweites Mal zu solcher züchtenden Arbeit wird gefunden werden können, hat aus Überbleibseln, Abhub, Versprengtem, Individuen und Genien eine Zucht geschweißt, einen Menschenschlag verkittet. Die Janitscharen, die orthodoxen Krieger des Moslemismus und Orientes, waren ein Erziehungsprodukt aus Christenknaben. Im umgekehrten Wege: der Österreicher ist der Janitschar des Deutschtums.

2

Ein Reich züchtete einen Menschen. Nicht der Mensch baute sich ein Reich, als Kunstwerk und Symbol seiner Seele. Sondern das Reich, einmal von harten planenden und werkenden Eroberern aus Wunsch und Ostidee verkörpert, gliederte sich, im späteren Verlauf seiner eigenen diplomatisch-territorialen Ergänzungsmechanik überlassen, einen Menschen.

Die Babenberger, kaum weniger ein Schöpfer- und Herrengeschlecht als die Grenzer des preußischen Nordens, haben die Ostmark begründet. Eine solche ist das Reich geblieben, auch als es sich zu einem selbständigen staatlichen Organismus eigener Lebensfähigkeit ausbaute, sich selbst eroberte. Denn schon unter den Habsburgern bestand von altvorders her jene Atmosphäre, die dem einzelnen jede auffallende Aktivität erübrigte und ihn für eine geschmeidige Behandlung und Auffassung des Lebens bereit machte. Österreich — von diesem Reich als territorialem menschenzeugenden Begriff soll hier die Rede sein; Österreich-Ungarn ist der S t a a t zu diesem Reich, und natürlich das Produkt seiner Menschen — Österreich entstand nicht durch Eroberungen schlagfertiger Art, sondern aus „Verhältnissen", aus Ehen, Verschwägerungen, Erbschaften. Die Habsburger bereits sind Produkte des Reichsgemütes, in ihrem Ersten, Rudolf von der Habichts-

burg, aber ein geschichtsselektionistisch erwählter Typus. Die Habsburger waren zwar militärisch, aber nie sonderlich kriegerisch oder eroberisch gelaunt. Sie waren abstrakt, geistig, verträumt, und überkonservativ. Sind sie nicht der vornehmste und ursprünglichste Mensch einer allgemeinen Art, die heute verbürgerlicht, lebensfremd, eigenbrötlerisch, egozentrisch sich ins Kaffeehaus zurückzieht?

Die Habsburger sind überwiegend Chemiker, Astrologen, Literaten, Sammler und Mäzene, Theologen, Bürokraten und Militaristen nur als Ausdruck des Aristokratischen, in einer Spielart von Dandismus gewesen. Es waren außerordentlich interessante Menschen von einem rein menschlichen, weniger von einem historischen Gesichtspunkt aus. Philipp II. von Spanien, Rudolf II., Josef II., Maximilian von Mexiko sind Objekt der psychologischen und künstlerischen Forschung geworden. Der gegenwärtige Kaiser, den eine starke Neigung zur militärischen Erscheinung, einem ästhetischen Motive, zieht, ist persönlich und politisch friedfertig und nichts weniger als gewalteroberisch gelaunt. Schon der erste österreichische Habsburger, Rudolf I., selektionistisch zu deutscher Krone und zur Herrschaft in Österreich gelangt, ist der Träger eines starren formalen Rechts- und Gemütsstaates. Er hat die äußeren und inneren Züge des Ideotheologen. Gleicht er nicht verblüffend dem gegenwärtigen Präsidenten der Union, Woodrow Wilson? Alle jene Habsburger sind apart, sie fesseln nicht als höchste schöpferische Verwaltungsbeamte, als Strategen, als Eroberer, sondern als problematische Naturen, als verzwickte Charaktere, als Seelen, als mystische, oft hieratisch versteifte Denker. Im Bewußtsein des Volkes leben sie nicht nur als geschichtliche Daten, sondern als die Individualitäten, die sie sind. Diese ganze individual-geistige Eigentümlichkeit zieht sich durch bis zu den beiden jüngsten Erscheinungen, dem hochbegabten, originellen Kronprinzen Rudolf und dem ebenso, wenn auch anders begabten Franz Ferdinand, einer sehr merkwürdigen, verinnerlichten Natur. Diesem österreichischen Urwesen entspricht eine eigene Skala der geselligen Einschätzung. Der interessante Mensch gilt mehr als der aktive oder der schöpferische Mensch. Der große Mann, der Genius, der gigantische Lebensarbeiter wird „verkannt". Man hat demokratische Umgangsformen für ihn bereit, die ihn erübrigen, einen Ostrakismus der Behandlung, der ihn in andere Arbeitsgebiete treibt. Die großen Österreicher werden erst im Ausland oder durch das Ausland. In einer Gesellschaft, in der die Grenzen zwischen Aristokratie und Bürgertum, Bürgertum und dem breiten Volke nur lose schwingen, in der das orientalische „Café", zuchtwählerisch vom Osten überkommen, volkstümlich abwertet, alle Schichten zur Fluktuation bringt, wo der Wissenschaftler und Weltweise, der Dichter, der Künstler die Distanzen zur kleinbürgerlichen Weltauffassung bei bestem Kaffee der

Welt und forensischen Gesprächen verschwindeln, wo die Brutwärme der Gemütlichkeit männiglich vermenschlicht, eine solche Gesellschaft hat für den Nimbus der großen Leistung kein Organ. Sie ist leutselig nach oben hin. Aber die Verschrobenheiten, die Verschiefungen, das „Leben", der Geschmack und die Leidenschaft eines einzelnen genügen, ihn auch ohne die Leistung wirksam zu machen. Es ist gerade in Österreich weder Gotteslästerung noch Majestätsbeleidigung, zu sagen, daß der Geist des „Café Griensteidl" jener selbe aus der Astrologenwarte und der Alchimistenküche der älteren Habsburger ist. Und Griensteidl ist heute noch nicht ausgestorben. Doch ist es in der Gegenwart schwer, zu entscheiden, welches der Cafés, ob „Zentral" oder „Museum" oder ein anderes Adolf Loossches Café diesen Geist, der keineswegs so verdienstlos ist, wie ihn seine eigenen Vertreter brandmarken und auch nicht weniger nutzlos wie jener Alchimistengeist, heute am reichsten und fruchtbringendsten entfalten. Nicht die aktive, nicht die schöpferische Person ist für Österreich die große Person; sondern die interessante Person. Der Krieg hat für eine Weile die andere Auffassung zur Geltung gebracht. Nach dem Kriege wird Anatol, der Schnitzlersche Typ eines Österreichertums, dem sich wahlverwandtes Jüdisches bewußtseinsfördernd, dadurch zugleich lähmend und vertiefend angefärbt hat, wieder ins Café zurückkehren. Und es wird auch dann das Schlimmste nicht sein. Das Abgedämpfte inmitten der Vibration des Entwicklungsdampfes, inmitten Unmuße und Rastlosigkeit ist vielleicht ein geistiger Ruhpunkt, eine Treue gegenüber Menschlichem. Denn letztlich ist auch Anatol, der Mann der Verhältnisse in jeder Beziehung, ein Eroberer. Um Österreich zu gründen, zu erhalten, zu dehnen, hat es der Galanterie und einer Grazie bedurft, die nur wieder hierlands daheim geworden ist.

Welches ist nun die Person, die weder aktiv noch schöpferisch ist, und dennoch stets interessant bleibt? Ist es nicht die Frau? Ist nicht die Frau geradezu ein Inhalt, ja Gehalt des Österreichischen? Auch auf einem andern Wege werden wir zu diesen Aussichten und Schlüssen gedrängt. Während im Norden zölibate Männer, Rittermönche, einen Staat gründen, eine Lebensform, ein Tugendverhältnis und ein Entwicklungsprinzip festlegen, erfolgt im Osten durch babenbergische Kavaliere die Gründung eines Reiches. Aber ist schon diese Gründung nicht eher eine Reichsentdeckung, eine Empfängnis der Idee, die aus der Gliederung eines Territoriums, aus Bewegungslinien der Flüsse und Gebirgswellen, aus Verbindungschancen, aus Verhältnissen sich von selber aufdrängt? Nach der ersten ist keine folgende Kraftanstrengung mehr nötig. Einer im voraus gegebenen Anmut eines imaginären Donau-Alpen-Reiches gelingt das Wachstum in die Wirklichkeit mühelos. Sie zieht an, sie reizt förmlich das noch Fehlende zu sich heran. Sie fesselt es mit Weichheit, mit dem

leidenden Zug ihrer Entbehrung. Das Reichsgebilde, das endlich zustandekommt, hat ein Wesen von Weiblichem, und gleich ihm hat es auch sein Geschöpf, der Reichsmensch. Die Wärme seiner Form, die Drucklosigkeit an den Reibungsstellen der Gesellschaft, kommen allmählich als durchgebildete Eigenschaften eines unwillkürlichen Systems zu Reife und Ausdruck. Es zeigen sie Politik und Wachstum des Reiches, es zeigen sie die der Gründerzeit folgenden Herrscher und die immer glatter und gegenstandsloser werdenden Seelen der Bürger. Die Kontur schwingt ergebenergiebig wie ein österreichisches Landschaftsbild im Reichischen. So gelangen wir denn wieder zu dem preußisch-österreichischen Gegensatze, von dem wir deduktiv ausgegangen sind, induktiv zurück. Seine Polarität mündet in die Uranalogie des Männlich-Weiblichen.

Man hat seit den nicht mehr anzuzweifelnden Beobachtungen Schopenhauers und Weiningers von männlichen und weiblichen Völkern gesprochen. Das deutsche Volk macht in seiner Gesamtheit den Eindruck von Männlichkeit; weil nun seine Männlichkeiten im einen Typus, dem Preußen, ganz besonders entwickelt sind. Ohne Zweifel ist anderseits durch die Wirkung des Ostreichs manches im mischgermanisch Deutschen auf selektionistischem Wege wenn nicht verweiblicht, so doch erweiblicht worden. Die slawische Urrasse, die mit altaischen Elementen das Objekt der österreichischen Durchdringung gebildet hat, war an und für sich nur ein schwesterliches Abbild des Germanen, dessen gesamte körperliche und geistige Züge sie in zarterer Form trug. Das rote Haar war blond, die acies oculorum, die den Römern einst so aufgefallen war, haftete dem lieberen blauen Auge des Slawen nicht an. Die hohe Statur und Schlankheit war nicht so sehr mit Knochigkeit und Sehnenkraft durchdrungen, der Slawe war ein lieblicheres Abbild seines germanischen Bruders. Ein Teil der Polen, der Litauer und Letten hat solchen Ursprung auch heute noch in seinem angenehmen Äußeren beibehalten. Ihre schönste Kraft aber hat die slawische Schwester dem Reichsmenschen vererbt; in dessen kapriziöser Frauenart, operettenhaft im „süßen Mädel" vulgarisiert, sie noch oft grade zur Freude der Ernsten auftaucht. So hat die Reichsrasse nicht nur vom strom- und almgebändigten Leben Form erhalten; sie hat aus edlem Slawen- und verzücktem Kalmückenblut, dem andern herrschenden Einschlag, auch eine Fakultas zu solcher Lebensform mitgebracht und eine rassisch milieumäßige Anpassung erfahren.

Sprechen wir vom Reichsmenschen als im Ganzen weiblicher Erscheinung, so sagen wir nur einen Allgemeinbefund aus, der nahezu schon Schlagwort und Vorurteil geworden ist. Was vom Österreicher Gutes gehalten wird, konzentriert sich für den fremden, auch den deutschländischen Geschmack, auf die Frau. Man kommt nach Wien und in die

reizvoll erregten kleineren Provinzstädte, Salzburg, Innsbruck, Prag, Graz, und Budapest — jede ein reichisch dressiertes, abwechslungsreiches Stück Asien, Orient, oder doch fremde Welt, Frauenwelt! für sich — man kommt dorthin, um ein kleines erotisches Abenteuer zu pflegen. Der deutsche Verleger verlangt voraussetzungsvoll allerhand reiche, elegante, bestrickende Dinge als österreichische Literatur vorgelegt. Man lauscht, was die österreichische Frau sagen wird; wie sie es oder ihn gerne mag. Was der Mann zu sagen hat, wird auswärts nur soweit interessant und ernst befunden, als er es von der Frau oder über das erotische Grundthema sagt. Kurz, man betrachtet als Vertretung Österreichs die Frau. Und man hat den guten Instinkt dabei. Die deutsche Frau, die in Anbetracht der Männlichkeit der gesamtdeutschen Nation gleichfalls etwas männlich geraten ist, die sehr herbe väterliche Züge besitzt und das Mysterium der Goetheschen Mütter mit beinahe frauenbürokratischer Strenge verwaltet, nun, die deutsche Frau hat in der Österreicherin zweifelsohne den einem Volke so notwendigen extremen Pol erst erreicht. Zur Entfaltung lebhaften erotischen Lebens gehören Mischung, Fremdheit, gehören der nordische Mann und das südliche Weib. Dies ist einer der Gründe, der dem jüdischen Mädchen gerade in nördlichen Ländern die Liebe und den Heiratsmarkt unterwirft. Es ist auch der Grund, der alles Erotische zu einer gleichsam österreichischen Spezialität macht. Die Eroberung, auch die politische, trägt Spuren der erotischen Beziehung. Die Haßliebe von persönlichen Gegnern, die man im Verlauf von Wiener Literatenkriegen, aber auch in dem merkwürdigen System des Verkehrs zwischen politischen Feinden, in der Reibung von österreichischen Nationen beobachten kann, ist tiefste österreichische Seele. Die Mischung der Rassen und die eigentümlich gesellende Wirkung des Erd-Reiches, die dem Manne statt Strenge Bizarrerie, Barockheit (gebrochene Strenge) und verinnerlichte Wildheit gaben, haben den Frauentypus zu einer mitteleuropäischen Klassik geschmeichelt.

Steigen wir in die geschichtlichen Tiefen zu den österreichischen Müttern. Die Eroberung Preußens, dann des Deutschen Reiches geht hart, sachlich, feindselig, erbittert vor sich. Österreich wird durch ein in jedem, auch dem männlichen Falle erotisches Moment. „Mögen die andern Kriege führen, du, glückliche Austria, gewinnst durch den Brautschleier," sagt ein alter Spruch. Selbst wenn man annimmt, daß ein Teil der Heiraten vorsatzgemäß politischer und materiell kalkulierender Natur war, bleibt doch dies Erotische als Mittel, die Neigung, im Geschlechtskampf die Entwicklung zu ersetzen, die sonst durch den Waffengang entschieden wird. Der Brautschleier einer Markgräfin spielt schon in alter Babenbergerzeit eine geschichtliche Rolle. Burggründung, Land- und Burgvergebung sind mit seinem Symbol verknüpft. Frauenwünsche, Frauenliebe,

Frauenfluch und Segen bestimmen umstürzende Vorgänge. Kriemhild, die liebe, furiose, sinnliche Kriemhild, könnte heute eine Schauspielerin vom Schlag der Niese sein. Ihre ungebundene, erotisch-ekstatische, temperamentvolle Seele tollt auch heute noch durch die donauentsprossene Kultur der reichischen Städte. Kriemhild war damals schon, was man heute den „feschen Kerl" nennt. Günther, ein anständiger Mensch, zeigt schon das zögernde, denkelnde, im endlichen Entschluß katastrophierende Halbtempo des Österreichers. Erinnert er nicht wieder an Anatol? Das mittelhochdeutsche „Nibelungenlied" ist von der „Edda" genau so weit entfernt wie wir. Es ist ein österreichischer Gesellschaftsroman, den heute Schnitzler geschrieben haben würde. Der „Liebe Lust und Leid" macht Politik, bringt Gesänge aus Volker, dem Dichter, hervor; Staaten fallen und entstehen aus Psychologie; Hagen, dieser Erzpsychologe, finsterer Literat, Sittlichkeitsfurie, zugleich aber höchster Politiker wird einmal Metternich als Nachfolger haben. Aber auch Kürnberger und Grillparzer kündigen sich an, und in einer der reichischen Städte wird man überpsychologisch sein, Rassenmischung wird die introspektive Anlage des Germanen verschärfen und ihr inneres Objekt bieten. Burgen wachsen an der Donau, Reben dabei. Man zieht in eine hunnegarische Großstadt zur Hetz; Orientalisches dringt auf fröhliche Sinne und gern erneuerten Geschmack ein. Weltkrieg wird aus Familiengeschichte, Fürstenmord stürzt Völker im Donaubereiche ineinander, heute wie gestern. Es ist ein stetes Schicksal und eine ewige Form, und man könnte Kabbalist werden und Orthodoxer des Symbols, wenn man sieht, wie untrennbares Wesen aus einem Erd-Reich quillt und sich in geschichtlichen Geschichten wiederholt. Die Gestalten des Liedes und die meisten Namen entstammen der „Edda", einer uralten germanischen, oft überarbeiteten Romanbibliothek. Aber die Gestalten sind nur soweit im Liede germanisch, als eben Germanisches grundlegend im Volksblute pulst. Sie sind deutsch, enger: österreichisch. Auch der Cäsar Shakespeares ist kein Lateiner, sondern ein englischer Lord und Generalissimus. Der österreichische Liebes- und Geschichtsroman des „Nibelungenliedes" bleibt typisch. Obwohl im Liede als Ausländer, als Zugereiste, aufgefaßt, sind die Burgunden doch österreichische Kavaliere vom Scheitel bis zur Sohle.

Walter, der Vogelweider, sang Minne und Politik. Gehen wir schnell wieder nach vorne. Im üppigen Liebreiz der Maria Theresia, Mutter und erotischer Person, wird sich diese Verbindung wiederholen. Ungarische Magnaten, hingerissen von einem Fürsten, der sie als Frau und Schönheit „erobert", werden ihr Land für ewig dem Frauenreiz Österreichs verschreiben und das Gelübde sanktionieren.

Slawisches, Asiatisches blitzt aus den verhängten Augen deutschsprechender Mädchen und Frauen. Das Leben ist erfüllt von Erotik. „Verhältnisse",

eine Wortprägung österreichischer Herkunft, Verhältnisse von Menschen untereinander, eine erotische Spannung auf jeden Fall, erklären, fördern, hindern vieles. Österreich und die Frau, dies wäre ein Stoff für einen Lexikographen, so unerschöpflich quillt Erinnerung und Anschauung beim Anschlag dieses Tones, allzu ergiebig für die Fassungskraft dieser kurzen anregenden Schrift. Das Kleid der deutschen Frau, die oft genug gut bekleidet, aber selten gut angezogen ist, empfängt von der südlicheren Abart deutscher Weiblichkeit Schnitt, Idee und Putz. Aber es ist nicht allein die Augenweide, die Österreich von der Frau und für die Frau spendet. Es ist auch immateriell und duftig im Materiellsten. Es kennt und betreibt eine Kochkunst, die in dieser Form für Deutsche unter die ersten notwendigen Bestände eines Kulturlebens fällt. Nur Österreich konnte einen Peter Altenberg, den Philosophen des Physiologischen, hervorbringen.

Wallenstein

von Lucia Dora Frost

Den leidenschaftlichen Trieb nach dem Höchsterreichbaren und eine hohe und freie Intelligenz: diese beiden Voraussetzungen der Größe billigt Ricarda Huch in ihrer jüngsten Charakterstudie Wallenstein zu; nur ein drittes habe ihm gefehlt: „Kraft nämlich, Sicherheit und Selbstvertrauen". Und mit dieser durch Großheit des Willens und Denkens bedingten Schwäche war Wallenstein ein Vorläufer moderner Disharmonien, sein Leben ein Problem, das uns fesselt. Darüber hinaus scheint uns in dem Komplex seines Daseins die Fatalität Deutschlands selbst gespiegelt und zusammengedrängt, wie sich im Diamanten die Substanz der Kohle ungeheuer verdichtet, sodaß die Überzeugung nicht erlischt, man müsse aus der Klärung seines Charakters Einsicht in Deutschlands Wesen gewinnen können. Als deutscher Held wird er nicht gelten können; populär oder vertraut ist er trotz Schiller und Ranke nicht geworden, aber vielleicht ist er ein Repräsentant des deutschen Schicksals.

An der Disharmonie der Charakteranlage haftet unser praktisches Interesse nicht, eher schon an dem Mittel, mit dem die Kluft zwischen Willensgröße und geringer Tatkraft überwunden wird. Dieses Mittel heißt Macht. Wem es an Kraft fehlt, der strebt nach Macht. Der Wille zur Macht, die Liebe zur Macht, der Kampf mit der Macht ist das Kennzeichen einer disharmonischen Anlage. Der geschichtliche Zufall hat Wallenstein in Gustav Adolf einen Mann gegenübergestellt, der die verkörperte Tatkraft war, in dem der Trieb zum Planen und zu Taten fast stets im Gleichgewicht war, der sich zum Handeln nicht zu nötigen brauchte, und der die Umständlichkeiten und Vorbereitungen der Macht verachtete. Und wie dieser König, dessen Leben wie das Wirken einer Naturkraft anmutet, noch einmal den alten gebundenen Tatmenschen repräsentiert, so war Wallenstein in denselben Dimensionen ein Mensch der Macht. Dessen Logik spricht Goethes Mephisto aus: „Wenn ich sechs Hengste zahlen kann, sind ihre Kräfte nicht die meinen?" Diese Einschaltung zwischen Willen und Tat ist erst von der Neuzeit ausgebildet. Unsere Vorfahren, insbesondere die Menschen des Mittelalters, waren kräftiger in ihrer naturhaften Ungebrochenheit, und ihre Handlungen gingen unmittelbar von ihnen aus; wir dagegen sind ungleich mächtiger, haben mehr Befugnisse als Willenskraft; ja in technischen Fähigkeiten können wir schon fragen, ob nicht unsere Macht unsere Kraft soweit übersteigt, daß wir den Willen unserer Maschinerie haben, denn alle unsere ungeheuren Wirkungsmöglichkeiten gehen nicht gerade von unserem Herzen und unserer Hand, kurz von unserer

Kraft aus. Wir wollen nicht mehr mit der Kraft wirken, die uns angeboren, sondern mit der Macht, die wir erworben, erlernt, gesammelt, geerbt und errafft haben. Man kann die neuzeitliche Entwicklung ganz aus dieser Formel begreifen: Macht geht über Kraft. Und es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß dieses Streben nach Macht mit Schwächung der Natur zusammenhängt, also ein Symptom der Dekadenz ist. Jedenfalls ist der Wille zur Macht in den Dekadenten am stärksten, und nicht, wie Nietzsche meinte, ein Gegensatz zur Entartung. Und es ist vielleicht nicht falsch, zu sagen, daß die Dekadenz herrscht, weil in ihr der Wille zur Macht stärker ist, daß eine von Degeneration stark durchsetzte Schicht mit ihrem Trieb zur Selbstzucht, abstrakter Bildung und Machtsucht über Menschen herrscht, deren Verstand naturkräftiger, deren Charakter stärker ist. Und weil in Wallenstein diese Konstellation besonders deutlich ausgeprägt war, weil in ihm der „artlose aber wirksame Mensch" in gewaltiger Größe und mit Bewußtsein auftrat, wird sein Charakter und sein Leben immer die tiefer und heller Blickenden anregen.

Ungefähr so löst Ricarda Huch das Rätsel dieses merkwürdigen Menschen auf. Sie sieht in ihm einen Vertreter der Entartung oder, wie sie lieber möchte, der Arterweiterung, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sich auszubreiten begann, und der, um seiner inneren Unsicherheit, seiner schwankenden Verfassung und seines labilen Gleichgewichts Herr zu werden, sich mit Macht schwer machte und panzerte. „Da seinem Drang nach Größe die innere Kraft nicht entsprach, schuf er sich äußere Stützen." So erklärt sie sein Bedürfnis, sich immer auf der Seite der Legitimität und anerkannten Macht zu halten, seinen Übertritt zum katholischen Bekenntnis, seine Geldheirat und seinen oft kleinlichen Geiz. „Die gebrochene Schwinge des Adlers mußte durch eine goldene ersetzt werden."

Wichtig für die Erkenntnis der menschlichen Seele und ihrer modernen Situation ist nun der Kampf im Innern zwischen dem Menschen und seiner Macht, die Verheerungen, die die Macht im Herzen des Menschen anrichtet, die neuen Gelüste, Verführungen und Versuchungen, die die Macht in seiner Seele erregt. Die Macht, ursprünglich gesammelt, um Taten zu ermöglichen, beginnt bald, die Tatkraft zu lähmen. Am Gold zeigt sich am leichtesten verständlich der Reiz einer latenten Macht; es erlaubt der Phantasie mit seiner unbegrenzten Anwendungsfähigkeit zu spielen, es erlaubt, seine Macht zu erweisen, aber nur unverbraucht behält es seine ganze Wirkung; der Kapitalismus ist das gröbste, aber auch deutlichste Symbol der Macht. Denn auch sie ist ihrem Wesen nach eine latente Kraft ohne Richtung. Sie begünstigt ein Schwelgen in dem eigenen Wirkungsbereich, ein selbstbewußtes Sich-Wiegen in den eigenen Möglichkeiten; sie gewöhnt an das Streben, seine Wirkungsmöglichkeiten zu steigern,

mit ihrer Latenz zu drohen, zu fesseln, zu reizen, sich wertvoll zu machen, Machtbefugnisse an sich zu ziehen, möglichst viele Wege sich offen zu halten, seine Situation zu bereichern statt sie zu verbrauchen, in der Spannung zu verharren statt sich in Taten zu entladen. Der Tatmensch sucht in eine einfache Situation zu kommen, den Vorstellungsmenschen treibt es, in einer verwickelten zu verbleiben. Unter dem unbestimmten Zauber der Macht blüht das Vorstellungsleben tropisch auf, eben weil sie nach jeder Richtung gelenkt werden kann, während wirkliche menschliche Kraft auch immer eine bestimmte Tendenz hat. Der Intellekt des Machthabers gewinnt eine ungewöhnliche Leichtigkeit im Kombinieren, einen schließlich schwächenden Weitblick, eine charakteristische Maßlosigkeit und Großartigkeit der Phantasie, deren Beschaffenheit sich immer mehr von der fruchtbaren Dichtigkeit entfernt, in der die Tatkraft keimt und gedeiht. Politische und finanzielle Macht, wie Wallenstein sie sammelte, gesellschaftliche, intellektuelle und schließlich militärische Macht, mit der er seine Stellung uneinnehmbar zu machen glaubte, alles gesammelt, um den Zwiespalt zwischen seiner Kraft und der Vorstellung, die er von seiner Größe hatte, auszugleichen und ihm Taten, die seiner würdig seien, zu ermöglichen, vereinigte sich schließlich, um ihn zu hemmen und bis zur Bewegungslosigkeit zu lähmen. Und die Lust an Entschluß und Tat wurde auch bei ihm bis zum Frösteln vor der Wirklichkeit verdrängt von der Lust am Genießen der Handlungsmöglichkeiten und dem Traum von Tatkombinationen, von der Freude am Ausspielen der Macht, an Positionen und Manövern. Er geizte mit seiner Macht bis zur Unfähigkeit, etwas davon auszugeben. Und so bekam seine Diplomatie das Hinhaltende, Vieldeutige, Abwartende, Umschlagende, das seine Zeitgenossen verwirrte und anzog, ihm den Ruf der unbedingten Überlegenheit und Unergründlichkeit einbrachte; seine Menschenbehandlung bekam den Anschein einer fremdartigen Verachtung, artete oft in ein grausames, katzenartiges Spielen mit der Hilflosigkeit und Ohnmacht der Menschen aus, wie es Ricarda Huch gedeutet und genannt wissen will; es reizte ihn, sich in der Rolle des Unmenschen, den man in ihm sah, zu versuchen, sich an den Menschen für seinen Ruf und Leumund zu rächen.

Man kann sich denken, daß Ricarda Huch den Wendungen und dem Schillern einer solchen Persönlichkeit mit Sicherheit und psychologischer Leidenschaft folgt. Sie entzückt uns durch die Energie ihrer Analyse, durch die farbenreiche, leichte Kraft und Leuchtstärke ihres Urteils. Aber der Begriff „Macht“, der vielleicht der zentrale Begriff ist, von dem sich alle Äußerungen im Wesen Wallensteins enträtseln lassen, fehlt in ihrer Charakterstudie ganz. Ihr zentraler Begriff heißt „Entartung“, etwa das, was Nietzsche, dessen Psychologie sie folgt, ohne sie weiter zu treiben, „Disgregation der Instinkte“ nennt. Und das ist nicht falsch, aber zu allgemein

und in den Ergebnissen negativ. Ricarda Huch glaubt, daß sich im siebzehnten Jahrhundert in einigen Familien, voran in den Habsburgern eine Abweichung von dem alten festumrissenen Charakter bemerkbar machte, eine Dezentralisation des deutschen Typus, aus dem die Dezentralisation des Reiches gefolgt sei. Sie glaubt geradezu das siebzehnte Jahrhundert das Jahrhundert der Entartung nennen zu dürfen. Entartung ist ein relativer Begriff. Mag Wallenstein auch als Entarteter zu bezeichnen sein, für die Erklärung seines besonderen Falles besagt diese Tatsache nicht viel. Die Folge dieser Auffassung ist nur, daß aus der historischen Charakterstudie das Bild einer krankhaften Anlage wird mit der Darstellung ihrer Symptome.

Man wird Wallenstein nicht gerecht ohne die Psychologie der Macht und auch nicht, wenn man ihn außerhalb des großen Geschichtsverlaufes betrachtet und die historische Lage seines Jahrhunderts unberücksichtigt läßt. Man muß an Ricarda Huch die musische Intelligenz ihrer Darstellung bewundern, ihr Geist hat die Gabe, sich in jedem Bezirk heimisch zu machen, aber er trägt seine Beute nicht durch Jahrhunderte heim; die Adlerkraft des Gedankens, die den Horizont durchmißt und Jahrhunderte überfliegt, wie er etwa durch die Einleitung von Schillers Dreißigjährigem Krieg rauscht, darf man an Ricarda Huchs Studie vermissen. Sie behandelt Wallenstein zwar nicht außerhalb seiner Zeit, wohl aber außerhalb der historischen Perspektive. Es fehlt eine Dimension.

Das siebzehnte Jahrhundert war auch — das ist seine positive Seite — für die germanische Rasse eine Zeit der großen Konzeption. Gigantische, vorurteilslose Pläne zu einer Neugestaltung der menschlichen Welt leiten die Zeit selbständigen Menschenwillens ein. Es herrschte die Stimmung des Erwachens zu einem schweren Tage, auch ein Erschauern vor der nüchternen Last des Werkes und ein Zurücktauchen in die farbenvollen, gesättigten Träume des Mittelalters. Schiller, dem diese Stimmung verzweifelten Aufsteigens persönlich so vertraut war, und der in der Jungfrau von Orleans diese Inbrunst zur großen Aufgabe mit ihrem tödlichen Ermatten inmitten des Erfolges, die Niederlage im Sieg, das Betäubtsein von der Glücklosigkeit des Sieges am innigsten getroffen hat, begriff beim Studium des siebzehnten Jahrhunderts, daß Wallenstein zu dieser Tragödie der Willensinbrunst ein männliches Gegenstück bot. Dieses Jahrhundert war nicht mehr das Jahrhundert Fausts und Luthers, also nicht mehr die Zeit des dunklen Dranges und des trotzigen Abschüttelns und sich Fassens; es war aber auch noch nicht die Zeit gesammelter Erfahrung und technischen Könnens, wie sie seinem bewußten Gestaltungswillen nötig gewesen wäre; es war das Jahrhundert des körperlosen Willens. Der Wille hatte bereits in den vorgeschrittenen Menschen das Zielende und

Zweckbewußte der Neuzeit, nur fehlte es ihm an den materiellen Mitteln zu seiner Verwirklichung. Der Wille hatte etwas Reines und Böses; etwas Absolutes, Direktes und Radikales. Man wollte mit eigenen Kräften fliegen, bevor die Entwickelung des Motors uns diese Kunst als Nebenergebnis zuwarf. Der Wille hat etwas Musikalisches und bei aller Intensität Traumhaftes; man wollte durch Magie und Zauber, durch tiefe Beschwörung des Gedankens wirken, die Dinge „aus dem Boden stampfen" und „vom Himmel reißen" und erlag dem süßen Reiz hochmütiger, selbst zynischer Verachtung der Schwere und beharrenden Kräfte auch in der menschlichen Welt. Die ungeheuren, sehr unmusikalischen, reizlosen Umwege, auf denen man später exakte Resultate zu erzielen lernte, ahnte man damals kaum. Das Jahrhundert hatte nichts ererbt in der Art, wie das unsere die wissenschaftliche Arbeit des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, oder wie Friedrich der Große das Heer und die Verwaltung seines Vaters und eine dynastische Tradition, Napoleon die gläubige Schwungkraft der Revolution. Die Aufforderung zu großen Taten und eine Lage, deren Verwirrung die ungeeignetste Voraussetzung für sie bildete, waren das einzige Erbe, das dem siebzehnten Jahrhundert von seinen Vorgängern überliefert war. Es war eine Zeit mit Überfluß an Willen und Mangel an Mitteln.

Diese historische Situation verdichtete sich in Wallensteins Person; sie wurde von ihm wie ein persönlicher Zufall empfunden, aber auch erkannt. Er wußte um Größe und Mangel seiner Zeit, fühlte ihre starke Herausforderung und erkannte ihre Mittellosigkeit. Das ihm angeborene Wirkensziel fiel mit der großen historischen Entwicklungsrichtung zusammen: der vernunftgemäßen Gestaltung der menschlichen Welt. Die Idee der Rationalisierung Deutschlands, der Ernüchterung und Entfettung des deutschen Ingeniums, der Entnebelung der deutschen Atmosphäre baute sich in ihm auf. Der Spott seiner Taten und Worte richtete sich je länger desto mehr und bitterer gegen den unbegründeten, rauschenden Optimismus und den heroischen Flug der Ahnungslosen, ja gegen einfaches, schönes Heldentum. Und wenn er gleich Gustav Adolf nach der Kaiserkrone strebte (wie Ricarda Huch als unzweifelhaft annimmt), so besteht doch der Unterschied, daß Wallenstein allein von beiden wußte, wieviel davon abhing, daß eine große materielle Macht und Befehlsgewalt in die Hand einer zentralen Stelle im Dienste vorwärts drängender Vernunft käme, während Gustav Adolf nach der Kaiserkrone marschierte, wie Alexander nach Babylon, angezogen vom Hellsten, mit dem begabten Instinkt eines vollblütigen, kräftereichen, begnadeten Abenteurers. Wallenstein nahm die Verbindung von deutscher Kaisergewalt mit preußischem Despotismus und damit also wirklich Zukunft in seinen Plänen vorweg. Aber sein starker Verstand und die Furcht vor der Niederlage, die dem Menschen des Bewußtseins und

der Macht eigentümlich ist, ließen ihn früh die Bedingungen des großen Erfolges studieren und erkennen, wieviel an Vorbereitung und Vorarbeiten dazu fehlte. Und die Einsicht in die ungeheuren Widerstände, ja in die vorläufige Unmöglichkeit dieser Aufgabe lähmte ihn, steigerte sich zu der Überzeugung, daß es mit Macht und besonders mit der Macht eines einzelnen nicht getan sei, und endete in dem Verzicht auf den Ruhm und die Größe, das erschaute Ideal zu verwirklichen.

So lassen sich die Widersprüche seines Lebens, sein Schwanken zwischen Größe und Kleinlichkeit, zwischen kühnem Auffahren und Steckenbleiben in Vorbereitungen als Folge der historischen Situation erklären, ohne daß man eine entartete Anlage als entscheidende Ursache anzunehmen brauchte. Auch Gustav Adolf erlahmte ja in den Widerständen der deutschen Verhältnisse, die er von Schweden aus immer noch unterschätzt hatte. „Ich habe genug, Bruder" war das vieldeutige Wort, mit dem sein Tatendrang in Deutschland endete. Daß nicht Tatenscheu und Entschlußunfähigkeit Wallensteins innerstes Wesen zersetzt hatten, zeigt sein Verhalten in der Epoche seiner Beschränkung. Schon daß er, der mit hochfliegenden Plänen begonnen hatte, sich auf das Mögliche beschränken konnte, auf die Kleinarbeit einer musterhaften Verwaltungs- und Bautätigkeit in seinen eigenen Landen, auf die stetige, allseitige Förderung der Vernunft und aller vorwärts führenden Praxis, beweist seinen Drang zu entschiedenem Wirken; mehr noch die leidenschaftlich sichere Disposition in dieser Kolonisationsarbeit, in der er ein tatkräftiger Volkswirt war, Hygiene, Sicherung, soziale Fürsorge, Toleranz einführte, seine neue deutsche Welt aus dem Einfachsten, aus trockenen Wohnungen, gesunder Ernährung und Seuchenbekämpfung aufzubauen begann und inmitten aller dieser Aufgaben gut gelaunt, nüchtern-kräftig und unproblematisch selbstbewußt auftrat, und eine eigentümlich deutsche, fast neudeutsche Betriebslust, Bau- und Organisationsfreude auslebte. Die Gründung einer neuen, allmählich um sich greifenden Dynastie mit einer zukunftsstarken, überflügelnden Tradition in der Art des späteren Preußens muß ihm dabei vorgeschwebt haben.

Einen Einwand gegen die Reife seines Charakters könnte man daraus ableiten, daß er dabei nicht verharrt und auf die Dauer der Versuchung der Größe, deren Unrealisierbarkeit er doch ahnte, fühlte und manchmal klar erkannte, nicht widerstand, es nicht über sich gewann, langsam und nüchtern bis zu Ende Schritt vor Schritt zu setzen, gleich Friedrich dem Großen „wie ein altes Postpferd" seinen Gang zu gehen, und zu säen, ohne die Aussicht, selber zu ernten. Aber gegen diesen Vorwurf verteidigt seine persönliche Lage: ihm fehlte die Zuversicht einer Dynastie; Wallenstein war ohne Leibeserben und die Hoffnungen darauf gingen vorüber; ihm, der wie keiner die Zukunft im Geiste trug, war es versagt, sie

körperlich durchzudauern. In dieser Isolation und gedrängt durch die kurze Lebensfrist, die ihm ärztliche Erfahrung zumaß, wäre er uns in seinem letzten Auffahren auch dann verständlich, wenn nicht als besonderer Anstoß dazugekommen wäre, daß er einen andern den Traum usurpieren sah, den er selbst gehegt, auf den er aber verzichtet hatte. Wollte ein Dichter sein Problem ganz zusammen drängen in eine historische Miniatur, oder einen dramatischen Akt, so müßte er als Zeitpunkt die Nacht wählen, in der sich Wallenstein entschloß, das Heer des Kaisers zum zweiten Male zu führen, den Bogen der Macht noch einmal zu spannen und Deutschlands Schicksal gewaltsam zu gestalten. In dieser entscheidenden Nacht sah er die beiden Wege klar vor sich, den steilen seiner Vision und den langen wirklichen Weg der Geduld, den später das Haus Brandenburg ging und der ihm versagt war. So, zwischen zwei Unmöglichkeiten, zog er vor, an einer übermenschlichen Aufgabe titanisch zu verlöschen, stellte am andern Morgen seine Bedingungen, über die man in Wien erschrak, und deren Annahme oder Ablehnung ihm im Grunde gleichgültig war.

Dieses eine wird auch stets als charakteristisch mit dem Namen Wallensteins verbunden bleiben: daß er dem Reiz allzu gewaltsamer Tat und vorzeitiger Pläne erlag oder nachgab. Das Tempo historischen Geschehens findet im Menschen keine Parallele und keinen unmittelbaren Widerhall. Wir sind vor der Geschichte voller Ungeduld und Voreiligkeit, und dieses Mißverhältnis wird am deutlichsten in dem einsam, abseits der Menschheit Stehenden, der lebhaft die Richtung der Menschengeschichte fühlt. An seinem Schicksal wird am klarsten: wir können das Zeitmaß der Geschichte nicht sonderlich beschleunigen, können nicht die Arbeit unserer Enkel leisten, ob wir es nun zu unserem Ruhm oder zu ihrer Erleichterung tun wollen, und müssen auch kleine Schritte für bedeutend halten, wenn sie nur feste Schritte sind und in der rechten Richtung liegen.

Ricarda Huch schlägt in ihrer Studie diesen Hauptakkord in Wallensteins Schicksal sehr schwach an; ihre Aufmerksamkeit gilt den intimen Neben- und Obertönen, die ihm die besondere Klangfarbe geben; ihre Darstellung teilt das Persönlich-Lebensvolle des Menschen Wallenstein mit, das Geistige, Vornehme und Kindlich-Zutrauliche; diese Beimischungen und Fluida seines Wesens sind noch nicht so überzeugend und mit solcher liebevollen Genugtuung zum Schwingen gebracht worden. Doch noch mehr als sein Wesen bedeutet wohl sein Geschick. Er übernahm sich mit einem großen Wahrtraum im Herzen, den wir Deutsche ehren müssen, und lebte als Mensch des Geistes und der Macht mit Empfindungen und Vorgefühlen, die von der Menschheit vielleicht einst allgemeiner erkannt werden. Er war zu stolz in seiner Einsamkeit, um uns zu rühren, ein früher Verirrter, wandelnd in kosmischem Licht und irdischer Dämmerung.

***

Ruinen

Hier sind die unermeßlichen Ruinen.
Schuttströme leuchten steil aus Dunkelheiten,
Das Ringgebirge stiert mit Todesmienen.

Lies nicht die Runen, die wir überschreiten,
Gewaltige Bogen sollen frei uns tragen,
Auf Trümmern toter Götter laß dich leiten.

Tritt her auf des Gesimses höchsten Kragen,
Auf den sich letzte Säulenfüße pfropfen,
Knie nieder, einen Blick hinab zu wagen.

Dein Herz, du hörst es überwältigt klopfen:
Tief unter uns der Sterne Glanzgebärden —
Planeten kreisen langsam — Welten tropfen:
Wir wissen, daß wir nicht mehr auf der Erden.

Eifersucht

Der weiße Mond schien voll und klar
Durch einer Weide schlanke Äste,
Sein Licht ergriff mich sonderbar,
Mich quälte seines Schattens Geste.

Ich ging und sah im Weiterziehn
Den Mondschein hell und siegreich glänzen,
Ein Fürst, der seinen Hermelin
Läßt schleppen durch des Reiches Grenzen.

Ich floh — und trat in mein Gemach,
Da lag der Mondschein weiß und lüstern
Auf deinem süßen Leib, und ach!
Fremd hört ich deine Lippen flüstern!

Frühling

Ein weißer Glanz ruht über den Feldern,
Die Sonne geht auf wie eine frühe Liebe
Und die Lerche singt ihre kleine Unendlichkeit.

Eine süße Mystik weitet das Herz
Wie sie die jungen Himmel träumen
Zwischen den Weiden einander in die Augen schauend.

Weiße Flügel wehen fern vorüber
Und der Wind duftet nach Veilchen —
Ein zartes Wiederfinden atmet beklommen.

Früh

Wenn die Götter heimkehren unter dem Morgenstern,
Der freudig und feierlich glänzt am frühen Himmel,
Atmest du tief — noch die Liebe der Nacht um die Stirne
Den Duft des Morgens voll Tau und Frische.

Bis in die zärtlichsten Himmel grünt ein Frühling.
Klarer und reiner rauschen die Lüfte,
Deine Schritte gehen leichter als je
Mitten durch die kristallne Säule des Lebens.

Wilhelm Klemm

Kinderkreuzzug

Laut sangen sie der Berge Pfad herunter
Von kleinen Lämmern eine helle Schar.
„Uns haben Silberstimmen aufgeweckt
Gestorbener Vögel viel auf nächtiger Flur.“

Wie Fahne wehte dünn vom Leib das Hemde.
Der Blumen Stengel sich zum Kreuz verflochten.
Der Dörfer Glocken psalmten vor dem Zug.
„O daß im Tal uns glänz Jerusalem!“

‚Die Wölfe werden euch im Urwald fressen . . .‘
„Uns werden nichts die bösen Bestien tun,
Der weiße Heiland wird uns fernher schützen . . .“

Das heilige Schiff schmiß Sturm am Kap zu Brei.
Nun großer Haie Feueraugen schwanken,
Wie ewige Lampen schaukeln überm Grab.

Johannes R. Becher

Dieser Baum spricht ...

Dieser Baum spricht zu mir:
Siehe, ich bin das Licht,
Und alles Licht sei nicht vor dir,
Häng deine Augen an mich wie ein Gewicht.
In deinen Augen hängt die Sonne und ihr Schatten, die Nacht,
Der Kreis der Firmamente ist hereingespannt,
Aufgetan ist in dir ein doppelter Brunnenschacht,
Meer quillt aus einem, aus dem andern wächst Land.
Mitten im Meer stehe ich, dieser Baum,
Und auf allem, was Erde ist, steh ich inmitten,
Zwischen Meer und Land ist nur noch Raum
Für meinen Schatten, zu dem dein Gott zuweilen kommt geschritten.

Hans Kyser

Orpheus

O das verworrene Rören der Hirsche ist leichtes Gelärme
gegen die Brunst, die des Haines gebeugte Wipfel durchirrt.
Glühend beflaggt trägt der Wald die Streifen von rostbrauner Wärme,
die die gesunkene Sonne noch lange heut spenden wird.

Auch auf dem spiegelnden Teiche wächst eine stille Ekstase
hin nach der Dünung, wo Orpheus der Sterbende kniet auf den Strand.
Einmal noch hebt er die Laute in eine unsagbare Phase,
während der blendenden Brust schon entblättert das schöne Gewand.

Dann wächst entsetzlich und drohend wieder die grausame Stille,
als der Mond, eine weißliche Fackel, den kupfernen Abend durchdringt
und in der tonlosen Landschaft nur aus der erhellten Pupille
weniger Blumen ein rosiger Regen am Boden erklingt.

Kasimir Edschmid

Der Wind ging sanft davon. – Der Nebel schwoll.
Ein Baum – von ferne – stand erwartungsvoll.
Ein Schattenbaum, ein schweigender; auch dort!
Und dort! – Er schweigt; er sieht mich an; und fort . .
Blickt er mir nach? – – Sein Bruder wartet; schaut,
Nur Stamm und Armwerk, nackt und schwarz, betaut.
Der Wiesen riesige Unendlichkeit
Verhüllte sich, – und schweigt. – – Am Weg abseit,
Umringt von Wipfeln, schwarz und naß und kahl,
Das stummgewordne Haus . . Still im Kanal
Auf schwarzer Flut ein braunes Blatt versteckt
Sein Spiegelbild, das es mit sich verdeckt,
Geheimnisvoll. Der Nebel dringt heran.
Ein Tropfen fällt. – Kein Laut. – Minute rann.
Ganz feucht, ganz feucht der dürre Heckenzaun,
Wie Frauenhaar, von Nachttau naß, rostbraun!
Es tropft; die unsichtbare Ebne schweigt.
Ein Summen – horch! – das über dich sich neigt . .
Wie ragt so still der starke, braune Pfahl!
Und oben – sieh! – der Drähte Siebenzahl
Hält blanker Tropfen Schnüre ausgespannt.
Wohin? – Ins Nebelmeer, wo alles schwand.
Im Holze dröhnts; und braust. Vernimmst du sie,
Verworrener Stimmen dunkle Harmonie?
Von ferne kommts, – und weilt, – und summt, – und reist. –
Auf Wanderschaft, wer bist du, reisiger Geist,
Der bei mir hält, – und steht; nicht schaut; doch summt,
Und immer hält, – und saust, – und nicht verstummt?

Riß Harmonie? – Du hörst. Du hörst entsetzt
Von Stimmen Lärm, verwirrt, entwirrt, zersetzt.
Schon Schmerzensschrei! Schon Freudenschrei! – Verhallt –.
Verwirrung tost; es lärmt; du siehst Gestalt.
Aus offenen Zimmertüren schwoll Gesang;
Nun Schritte; endlos; Korridore lang.
Es springt . . Er starb heut früh, – am Totenbett . .
Weg . . Spürst du den Geruch im Lazarett? . .
Bauchschuß? – – – Und eine Stimme meilenfern
Verneint, mühsam, wie unter Peinigern,

Ganz leise: Nein, – das Rückgrat .. Horch! es braust.
Gepolter .. Stimmen wandern unbehaust. –
Es klagt. – Es weint. – Gelächter stürmt herein:
Wann kommt er denn? – – Gefallen .. Morgen? – – Nein ..
Von irgendwo, von nirgend, überall:
Hall, Widerhall, und Schall und Widerschall.
Klingeln unzählbar; schrillendes Geläut
Springt auf, springt an, schreit auf, umhergestreut.
Zusammengerissen, Häuser stürzend, Turm
Und Platz und Fensterreih im Orgelsturm,
Fallen sich Städte schallend in den Arm:
Glocken vom Dom; Geläut; Gesang; Alarm.
Und fern, am ungeheuren Meeresrand,
Gelassen sagts aus einer Donnerwand:
Das Feuer auf die Höhe 70. – Dann:
Die Kompanie bleibt in Reserve. – – Wann?
Wer schrie jetzt: Wann? – als obs das Ende sei?
Es stampft; es surrt; es klirrt; vorbei! – – Vorbei. –

In sieben Fäden Draht zusammengeschnürt
Ein Riesenleib, der zuckt und Qualen spürt.
Du hörst: es summt. – Harmonisch tönt der Pfahl.
Ein Blatt, bewegungslos, liegt im Kanal.
Bei dir, ganz nah, du weißt es, steht ein Geist,
Geheimnisvoll; der weiß, was du nicht weißt.
Der nimmt, gibt hin; er nimmt, gibt hin, und blickt
Gradaus ins Ewge; schweigt, – und summt, – und nickt.
Ein Summender steht hier; summt vor sich hin.
Und dort? – Gehüllt in Nebel bis ans Kinn,
Ein gleicher steht, unfern, und ohne Zahl
Im Nebelmeere reiht sich Pfahl an Pfahl.
Es gleiten Tropfen; lautlos. Einer fällt.
Es ruht das Blatt, die Flut, das Land, die Welt.
Es summt. – Gewalten ragen, Hand in Hand,
Mit dumpfen Häuptern im verdeckten Land.

Albrecht Schaeffer

Rundschau

Emil Strauß

(Zum 50. Geburtstage)

von Moritz Heimann

Ein Geburtstag, und wäre es auch der fünfzigste, ist ein Datum wie andere auch; und wenn er gar in diese schwere, sich immer wieder stauende und immer wieder höher schwellende Kriegszeit fällt, wiegt er noch leichter und weht vorüber, ohne uns, wie sonst wohl, mit einem freundlichen, ironischen Blinzeln für unsere Aufmerksamkeit zu danken. Jedennoch: im Falle Strauß* steht es anders darum. Wenn wir seines fünfzigsten Geburtstages gedenken, so geschieht es nicht bloß um der Gelegenheit willen, unsre allgemeine und zerstreute Verehrung für einen Dichter einmal zu sammeln; sondern hauptsächlich deswegen, weil von eben dieser schweren Zeit, indem sie eine Zeit unmittelbarst verspürter deutscher Geschichte ist, Straußens Bild seinen schärfsten Umriß erhält, als des Dichters, der vor allen heutigen am meisten geschichtlich, besser noch: geschichthaft denkt, fühlt und bildet.

Ein Kenner Straußens – um es vorauszunehmen: ein oberflächlicher – stutzt vielleicht bei dieser Behauptung, und ich höre seinen Widerspruch. Wo und wie denn in Strauß Geschichte sei? Wer sein Werk vor sich halte, könne eher einen andern Grundklang daraus hören als den der Geschichte. Denn wenn man sein letztes Buch, den „Nackten Mann", ausnehme, das ja freilich im Jahre 1601 spiele und einen religionspolitischen Konflikt zwischen dem kalvinischen Markgrafen von Baden-Durlach und seiner lutherischen Stadt Pforzheim zum Austrag bringe, dazu den „Freund Hein", als die Geschichte einer Jugend, so finde man bei ihm vom „Prinzen Wieduwitt" bis zur „Mara", in den beiden Dramen so gut wie in den Erzählungen, als beherrschendes Hauptthema die Liebe, Liebesverwirrung und

* Sämtliche dichterischen Werke bei S. Fischer, Verlag; die Hebelausgabe im Tempel-Verlag.

Liebeserfüllung. Selbst in den „Auswanderern“ und im „Engelwirt“, so sehr das Moralische, als Problem in der einen, als Exempel in der andern Novelle, vorwiege, sei doch das moralische Thema von der Liebesstörung her entwickelt; aus einer seelenverkümmerten Ehe stürze der Rektor Bornhäuser in das Verbrechen, aus einer kinderlosen der Gastwirt Wasner in Verschuldung.

Und nun gar, so fährt der Widerspruch fort, die übrigen Werke —! um Liebe ist es, daß all ihr Kampf und Streit sich entflammt. In der „Hochzeit“ kämpft noch im letzten Augenblick junges Blut sein Recht auf junges Blut der bürgerlichen Satzung zum Trotze durch, und Bartel Rod, als ein rechter Bartel, der weiß, wo man den Most holt, führt die seinem alten Onkel soeben angetraute Emma Uing, zwischen Kirchgang und Nacht, in seine Heidenhöhle. Don Pedro, gleichfalls soeben verheiratet und gleichfalls nicht aus der innersten Wahl seiner Natur, sondern aus Vernunft und Verzicht, wenn auch mit der schönsten, edelsten Frau, erblickt bei einem Unfall in der Stierkampfarena das junge Weib, das wie ein Blitz in ihn einschlägt, und in Entschluß und Wille lodert er auf; keine Magnetnadel sucht so treu den Norden, wie fortan er das Schicksal, das er sich von Urbeginn zuerkannt weiß; und so gewaltig, bis zur Monomanie ausschließlich, ist sein Wesen auf das eine Ziel hin gespannt, daß er im Augenblick der Erfüllung tot zusammenfällt. Es ist kein Zufall und keine Titelverlegenheit, wenn Strauß seine letzten Novellen, unter denen eine so strenge Ballade wie „Schwester Eufemia“ und ein so tiefes, weltstrahlendes Gedicht wie „Mara“ — ein Juwel nicht bloß im Geschmeide dieses einen Dichters — zu finden sind, unter der Aufschrift „Hans und Grete“ vereinigt. Auch in den „Kreuzungen“ geht es darum, daß der Hans über eine verwirrende, wesensfremde Elfriede hinweg zu seiner Grete findet. Immer ist es die Liebe, die gleich der Leier des Orpheus die Mauern und die Häuser baut; Liebe als das oberste Gesetz, als die tiefste Versuchung, als das unaufschiebbare Entweder-Oder und als das unversöhnbare Alles oder Nichts.

Jawohl, als alles dieses; und somit widerspricht der Widerspruch sich selbst. Wohl ist die Liebe im Mittelpunkt der Straußischen Dichtung, aber immer nur als die Macht, die die Menschen zum Kampf um die letzte Wahrheit ihres Wesens schonungslos zwingt. Diese Wahrheit soll an den Tag kommen und durch und durch geprüft werden; Don Pedro sucht nicht Besitz und Genuß, sondern er *will* sich selbst; das ist der Sinn der Liebe bei Strauß.

Im „Prinzen Wieduwitt“ sagt er, daß „nur der Kampf mit dem Menschen die menschliche Größe entwickle; der Kampf mit der Natur könne das nicht.“ Insofern auch die Liebe Natur ist, vermag also der Kampf

mit der Liebe gleichfalls nicht die menschliche Größe zu entwickeln; und so bleiben die Schwächungen und Verdächtigungen dieses Kampfes außerhalb des Straußischen Bereichs, — als in welchem die strengste Sittlichkeit waltet und kein Hauch von Askese zu spüren ist. Denn Unsittlichkeit und Askese berühren einander ständig, Sittlichkeit und Askese aber nie.

Der gewöhnliche Moralist schreckt vor dem „unsittlichen" Tun zurück und will davor zurückschrecken machen; der heroisch Sittliche nicht. Jener findet immer ein Mittel, die nachträglichen Folgen der Tat zu vertuschen, sei es selbst ein so abgründiges wie das der Reue und Buße; dieser sucht sie ganz auf sich zu laden als den Sinn seiner Tat, so wie er die Tat selbst als die Erprobung seiner Wahrheit erlitten hat. Ein in diesem Sinne heroisch Sittlicher ist Strauß. Es geschehen bei ihm oft äußerste Dinge, und sie führen zum guten Ende; geringfügige, und sie sind die erste Masche zum Netz des Verderbens. In den „Kreuzungen" nimmt ein kleiner Beamter ein Mädchen ins Haus, mit der er, einer Unbekannten, drei wildschöne Ferientage verträumt hat und die ein Kind von ihm trägt; alles, was in diese heikle Situation novellistisch hineindrohen könnte, wird von vornherein, bis auf die unumgänglichste Andeutung, so gelassen beiseite geschoben, daß selbst die Philister der Stadt, die Verwandten und Bekannten einen Schein von Vornehmheit und Diskretion davon abbekommen; und der Konflikt zwischen den beiden Menschen ergibt sich nicht im geringsten aus ihrer gemeinsamen Situation, sondern rein aus ihren artverschiedenen Naturen. Im „Laufen" hingegen, einer Novelle aus „Hans und Grete", genügt ein Nichts, ein Kuß über den Zaun zwischen einem verlobten Mädchen und ihrem Jugendfreund, um zwei junge, aneinander und durch den kurzen Verrat füreinander verlorene Menschen, die beiden Verlobten, in den Stromschnellen ihren Tod finden zu lassen. Denn die Tat, ob groß oder klein, ist nichts als eine Stimme, die die immer große, ehern klirrende Frage tönt: „Wer bist du? Was darfst du wagen, zu wollen?"

Man könnte einwenden, ob ein Dichter auf diese Weise nicht zu exemplarisch sei, um ganz wahr sein zu können; ob nicht die feinste Wage für ein so grobes Ding, wie das menschliche Herz immerhin ist, eine falsche Wage sei. Und in der Tat scheinen besonders Straußens junge Männer in ihrer pfeilgraden Bewußtheit zuweilen der persönlichen, unterscheidenden Physiognomie zu entbehren. Sie geben keinen Pardon. Sie haben eine erstaunliche, für ihre Gesundheit an Leib und Seele fast krankhafte Hellhörigkeit für jeden zweideutigen Zustand und dringen schonungslos, mit Erzieherleidenschaft in ihn ein. Immer sind sie lieber grausam, als daß sie ein Gefühl lügen. Ferrum sanat, auch was medicamenta noch sanieren könnten. In einer frühen Novelle „Der Tier- und Menschen-

freund"* merkt so ein junger Mann, daß ein halbwüchsiges Bauernmädel sich an ihm entzündet hat, und daß seine eigenen Gedanken in Gefahr sind, zu spielen; und er zerdrückt die zu frühe Flamme mit derselben grausamen Hand, mit der er, der Tierfreund, den heillos alle Ruhe wegbellenden Hund des Hauses in fast verbrecherischer Raffiniertheit getötet hat. Noch wenn sie spaßen und dalbern, bleiben sie gefährlich sprungbereit, und nie verleugnen sie die Eifersucht des Mannes, es dem Weibe zuvorzutun. Lassen sie sich einmal über die genaue, scharfe Grenze ihres Gewissens nur ein wenig verleiten, so werden sie gleich gereizt und schlagen gegen sich und gegen andere aus. Und nicht nur Charaktere, auch Situationen geraten zuweilen in eine Konsequenz und Spannung, die uns befremdet. So, wenn im „Engelwirt" der betrogene Knecht, statt den Verführer zu treffen, aus Versehen seiner gewesenen Agathe über den Arm haut: er betrachtet den Zwick seiner Peitsche, an dessen Knoten ein Stück Haut von Agathens Arm hängengeblieben ist, macht es los, hält es sich auf der Fingerspitze vor die Augen, dann leckt ers vom Finger und schluckt es, und „ohne umzusehen fuhr er weiter". In der Novelle „Vorspiel" hat ein junger Mann, um das deutsche Mädchen, das ihm in käthchenhafter Anhänglichkeit nach Brasilien nachgezogen ist, vor der eifersüchtig rasenden zu schützen, eine Negerin über den Kopf gehauen, so daß sie tot niedersank; es bleibt ihm nichts übrig, als die Leiche nach Einbruch der Dunkelheit in den Strom zu werfen; das Mädchen begleitet ihn auf dem furchtbaren Gang, und da er unter der Last stöhnt, übermannt die Angst vor der Entdeckung sie, und „halb irr vor Angst und Mühe" singt sie mit tönender Stimme ein Volkslied aus der Heimat.

Ich sagte, daß Züge dieser und ähnlicher Art uns befremden; sie brauchen darum nicht falsch zu sein. Sie finden sich, scheint es, objektiv in dem schwäbisch-alemanischen Volkscharakter vor, aus dem Strauß seine Gestalten holt; und er selbst hat uns, in einem Meister- und Musteressay über Hebel, eine Seite dieser süddeutschen Volkart und das norddeutsche Mißverständnis geschildert. Es heißt dort: „Unzählige norddeutsche Studenten schon, die nach dem südlichsten Deutschland kamen, sind mit Befremden aufgefahren, wenn plötzlich einmal eine kleinere Gruppe sonst scheinbar wohlerzogener Kommilitonen am Tische allein zu sein schien, wenn sie mit lautem, breitem, langsamem Behagen einander anödeten, einander die fürchterlichsten Worte, Bilder und Vergleiche an den Kopf und wieder zurückwarfen, mit Beleidigungen einander liebkosten und schließlich den Wettkampf mit unsterblichem Gelächter abbrachen, nicht zum wenigsten über den nördlichen Bruder, für den nur ein blutiger Ausgang

* Im Januarheft der „Freien Bühne" 1893

der Sache möglich gewesen war. Diese Leute sind gewöhnlich keine von den rohen, sondern gerade von den feineren Naturen, oftmals zarte, leicht in sich zurückschreckende, die ohne den Rausch der Überteibung nicht aus sich herausgingen; solche gibt es in der ganzen Welt, dort aber scheinen sie zu Hause zu sein."

Aber selbst wenn diese Erklärung von der Wirklichkeit her nur zum Teil gälte, der Eindruck der Wahrheit, die aus Straußens Dichtung mit heftig-edler Gewalt hervorleuchtet, bliebe ungefährdet. Nur daß es eine Wahrheit von besonderer Art ist. Der Mensch ist ein wunderliches Geschöpf; er kann sich Dinge denken, — die er sich nicht denken kann, sich Dinge einbilden, — die er sich nicht einbilden kann; selbst große Dichter treiben es nicht ohne Spuk und Gespenst. Aber es gibt auch Dichter, bei denen man schon am ersten Satze, am Klang und Tonfall spürt: das ist wahr; das ist ganz so in einem menschlichen Gehirn gewesen; das menschliche Gehirn war einmal mit diesem Gedanken, diesem Bilde völlig eins. Dann tritt der Satz von William Blake in Kraft, daß alles, was uns zu denken oder zu glauben wirklich möglich sei, immer ein Bild der Wahrheit heißen dürfe. Ein Dichter von dieser höchsten Glaubwürdigkeit ist Strauß.

Seine künstlerische Wahrheit begnügt sich nicht mit dem Maß der gemeinen Wirklichkeit. „Gestaltung," so sagt er in einem Aufsatz über Buch und Roman, „. . . ist immer aufbauend. Was Homer in seinen Zeitgenossen sah, in sie hineinsah und ihnen an die Wand malte, das hat den Griechen geformt, solange Wachstum in ihm war; das formt heute noch und in alle Zukunft fort als zwar nicht äußerstes, aber naturhaftestes, lebensseligstes Gesetz, das je sichtbar wurde." Homer — das ist ein großes Wort; aber wenn ein Mann wie Strauß ein solches Muster aufstellt, so kann man sicher sein, seinem eigensten Willen auf die Spur zu kommen. Und wirklich gehört es zu Straußens Wahrheit, daß sie „in die Zeitgenossen hineinsieht" und ihnen „an die Wand malt". Sie will aufbauen und keineswegs bloß nachmalen. Darum ist seine Sittlichkeit so unnachgiebig, ist keine Gewohnheit der Stille, keine Anpassung an den Winkel, sondern eine gestaltende, höhertreibende Macht. Ja, sie ist kriegerisch, weil sie um den Preis jedes Behagens schöpferisch sein will. „Das Leben," so heißt es zum Ausklang einer Novelle der „Menschenwege", „das Leben ist ein feiner, feiner Filter; das Tröpflein Seele, das sich hindurchdrängt und am Ende hinaussickert, wird vielleicht so klar sein, daß sich die rosige Sonne des anderen Himmels voll Freuden in ihm spielen mag." Den Filter immer feiner, die Kraft, die das Leben hindurchjagt, immer unerbittlicher zu machen, das ist die Aufgabe, die Strauß mit hohem Bewußtsein an sich stellt, — und ist es nicht schließlich die Aufgabe des

Künstlers überhaupt? Jeder dient ihr, wenn auch mancher unverständig, mancher mißverständig, mancher zaghaft; Strauß aber tut es mit unbedingtem Entschluß und unter dem Gebot seiner Natur.

Daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, ist eine recht zweideutige Weisheit; denn dieses Maß liegt nicht im Gewahrsam der Kaiserlichen Normal-Aichungs-Kommission zu Berlin, wie das deutsche Platin-Iridium-Urmetermaß; es ist variabel, und der ganze geistige Kampf der Menschheit geht darum, es immer wieder zu ändern und immer wieder festzustellen und festzuhalten. Revolutionäre und konservative Moral wogen gegeneinander hin und her. Was der Revolutionär dem Konservativen vorzuwerfen, was ihm abzutrotzen hat, wenn das Leben nicht zu Stein erstarren soll, das lernen die Menschen ziemlich bereitwillig. Aber auch in dem moralisch Konservativen gibt es einen berechtigten Haß gegen den Revolutionär; denn immer wenn eine moralische Grenze durchbrochen wird, findet die Verfehlung gegen den alten Besitz eine zu schnelle und die Kräfte der Seele erschlaffende Nachsicht.

An Strauß ist es das in solcher Entschiedenheit Singuläre, daß er zugleich ein Revolutionär und ein Konservativer ist. Hebbel verlangt einmal von dem Dramatiker, daß er die zehn Gebote erfülle und nicht das elfte erfinde. Da es indessen im Vorwärts des Lebens ohne das elfte Gebot nicht geht, was ist zu tun? Zu sorgen, daß auch dieses elfte ein Gebot sei, nicht eine Erlaubnis, eine Indulgenz oder sonst etwas in Ruhe zu schmausen. So Strauß; er flieht nicht vor einer Aufgabe, sondern sucht die höhere, die strengere; und nirgends zeigt sich das deutlicher, als in seinem Begriff von der Liebe. Wohl schleudert Don Pedro seine junge Ehe von sich, wie einen zu engen Rock; doch nicht um ein Liebchen zu gewinnen. „Fünfzehn Jahre", sagt er, „war es mein Halt und mein Stolz, mein Glaube und Wille, meine heiligste Not und Erwartung, daß mir einmal aus der Woge eines Tages eine Frau aufstiege, bei deren Anblick meine Sinne und Gedanken, meine Freuden und Schmerzen frei würden, — sich selbst verständen, — in Hingabe sich fänden und mein Leben in ein klares Schweben emportrügen, wie die Gestirne schweben. Vor zwei Tagen habe ich diesen Glauben verraten und eine Frau genommen, die man mir zuschob — Und gestern, noch lag das Wort dieser Frau in meinem Ohr, noch war meine Hand warm von ihrem Handschlag, — da wirft mir der freigebige Tag das lang erharrte und doch verscherzte Gut auch noch in die Arme. Mein' ers zum Hohn: ich nehm es als Herausforderung, als Stachel, als Preis, von dem ich nicht mehr die Hand lasse, — wie der Sieger den Preis in der Hand schwingt schon am Anfang des Laufes." So spricht er, und so handelt er. Glück ist — die endlich gefundene schwerste Last für seine Schultern. Er läßt keine Brücken hinter sich; er weiß kein Ausruhen

vor sich. Was auch am Ende seines Weges ihn erwarten mag, er wird zuletzt der Don Pedro sein, so wie ihn Gott geschaffen hat; sei das nun viel oder wenig, selig oder unselig, es wird wahr sein.

So fällt bei Strauß noch das Persönlichste, die Liebe, unter das Gesetz der schaffenden Sittlichkeit; sie ist nur dazu da, um es zur Erfüllung zu bringen. Und ebenso ist für Strauß keine Tat an sich von Bedeutung; seine Psychologie interessiert sich nur wenig dafür, was die Tat verrate; aber was sie rückwirkend aus dem Täter macht, das kümmert ihn. So wie es an sich ja gleichgültig ist, wohin eine im Spiel geworfene Metallscheibe fliegt; nur daß das Diskuswerfen den Arm stark, den Körper schön und das Auge sicher mache.

Was Strauß an seinem Johann Peter Hebel rühmt, daß er alle die kostbaren Geschichten durchaus nicht auf die Moral, sondern auf den Lebensgehalt hin erzähle, das trifft für ihn selbst zu. Der Lebensgehalt, nicht die Materie des Tuns ist bei ihm Gegenstand der Kämpfe, der Siege und Niederlagen. Die Form seiner Sittlichkeit ist auch ihr Inhalt; — ist dieses künstlerisch durch und durch, so ist es auch in einem persönlich erfüllten Sinne deutsch und überdies protestantisch. Mit einem Stolz, der von Verachtung nicht frei ist, steht Strauß gleich weit von der sich selbst genießenden Sinnlichkeit des Romanen und der sich selbst vergrämenden Sinnlichkeit des Russen. Jenes Lachen und dieses Weinen sind ihm fremd. Bei ihm lacht wohl der Zorn und die Lustigkeit, irgendein gehemmtes Ungestüm nach vorwärts, das tätige Grundelement des Menschen, niemals aber die grundlose, süße Dummheit der Sinne; und wohl weint, jedoch selten, der Schmerz bei ihm, doch nicht die Lust am Schmerz.

Ich sagte: in einem persönlich erfüllten Sinne deutsch. Das will heißen, daß auch das Deutsche ihm kein Ruhekissen der geistigen Zufriedenheit, kein Spiegel der Eitelkeit ist. Er glaubt nicht damit, daß er sich deutsch weiß, schon die halbe Arbeit hinter sich zu haben, sondern die doppelte vor sich. Er, der sogar „den Geschlechtsunterschied nur eine zufällige Äußerlichkeit nennt — obgleich seine Männer und Frauen mit feinsten Sinnen gegeneinander ausgerüstet sind — nimmt auch sein Deutschtum nicht als Erfüllung, sondern als Aufgabe, als Trieb, als Wurzel; die Krone des Baumes muß in den Himmel verlangen, und nur die ausgewirkte Kraft, die beseligte Schwäche läßt sie mit ihrer Blattwolke sich wieder dem Erdboden zuneigen. Er, der einmal in den „Menschenwegen" verwerfende Worte über den „Romanen" nicht scheute, kennt wie wenige und liebt die Kunst und Literatur der Franzosen, der Spanier, der Italiener und hat von ihnen gelernt. Mit größerer Liebe dem Nibelungenlied hingegeben, gesteht er sichs doch ein, daß Homer die unmittelbare, reine

und nie vergänglich schöpferische Macht auf unsere Bildung ausgeübt hat. Bei Gelegenheit des Hebelschen Hexameters sagt er: „Der antike Vers war für unsere Sprache eine wunderbare Erneuerung, Zucht und Gymnastik, verfeinerte das rhythmische Gefühl, entfesselte die rhythmische Kraft des deutschen Verses, ermöglichte die heutige Freiheit; er half zugleich als Hexameter, als Trimeter, in der Ode zu so eigentümlichen Kunstwerken von neuer Bewegtheit und musikalischer Kraft, daß wir verarmen würden, wollten wir ihn unterschlagen." Von dieser Feststellung wehrt er Platen und die Plateniden ab Sukkurs zu nehmen; aber sie sei mit gleicher Abwehr in die Ohren der falschen, beflissenen Gotiker von heute gesagt, — ein echter nämlich ist Strauß selbst.

Er ist ein geistiger Eroberer, nicht um jenseits der Grenzen Reichtum, Schmuck und Tand zu rauben, sondern um zu kolonisieren. Nicht durch den neuen Besitz, sondern durch die neue Arbeit will er wachsen. So deutsch, ist er auch so, nicht von wegen des angeborenen Bekenntnisses, ein Protestant in jedem Fall. Undenkbar, ihm ein auferlegtes Gewissen zuzumuten mit vorgemessenen Pflichten; und nichts geht ihm wohl so gegen den Sinn wie die Beichte in die Heimlichkeit des Priesters. Der lebendige Augenblick der jeweiligen Lage muß das Gewissen frisch, unverhärtet und unverbogen neu schaffen. Nur die letzten, unberechenbaren Schmerzen und Notwendigkeiten dürfen das Gesetz aufleuchten lassen, dem der Mensch sogleich sich darbringt. Das ist seine Frommheit; er spielt nicht; „ich kann mir nicht," sagt der Held im ‚Nackten Mann', „mit einem gedachten Dolch in die Hand stechen oder an einem gedachten Weine mir einen Rausch trinken."

Indem sie der Idee des Schöpferischen untertan sind, haben Straußens Werke, auch wenn sie nur Geschichten von Familie und Liebe zu sein scheinen, nichts Privates. Und, wäre hinzuzufügen, nichts im engeren Sinne Soziales. Sie wollen den Menschen formen und gestalten, daß er in einer reinen, lichten und gefahrvollen Welt bestehe. Er soll sich von keinem geringeren Gotte führen lassen als von dem, der auch die ganzen Völker wie Wasserbäche leitet. Das ists, wofür ich bei Strauß keinen andern Namen weiß, als den des geschichthaften Denkens und Dichtens.

Darum gibt es kein Idyll bei ihm. Obgleich die Umwelt seiner Werke fast durchweg die bürgerlich süddeutsche seiner Erfahrung ist und nur durch die gleichfalls bürgerlichen Nöte und Zufälle des Auswanderns nach Brasilien hinübergreift, ist nirgends Stillstand, Behagen, nirgends Idyll. Das unterscheidet Strauß von allen, nur nach dem ungefährsten Anschein ihm ähnlichen Dichtern der deutschen Südwestecke. Das unterscheidet auch seine Sprache, die nicht in der bestrickenden Wollust der wie von selbst strömenden Sprache sonstiger Oberdeutscher aufgeht. Strauß, um noch

einmal ein Wort von ihm über Hebel anzuführen, preist den Meister des „Schatzkästleins" folgendermaßen: „Leicht und rasch wie ein Blick aus dem Auge kommt ihm das Wort, es klingt und schwingt von Nebentönen, Verwandtschaft und Heimlichkeit, es trägt so kurz und so weit, wie es gerade soll." Er hat mit diesem herrlichen Satz sein eigenes Lob gesungen. Und darüber hinaus bemerken wir in seiner Sprache ein edelklirrendes, stählernes Element; bewußt und bezwungen schreitet sie; er ist ein norddeutscher Süddeutscher. Nicht immer empfiehlt es sich, die Frage nach dem Superlativ zu beantworten; „wer ist der größte heutige Musiker?" aber es gibt nicht alle Tage den größten heutigen Musiker, auch dieser relative Platz ist manchmal unbesetzt. Wer jedoch unter den Heutigen die beste deutsche Prosa schreibe, darnach dürfen wir getrost fragen; es ist Strauß.

Sein „Wort" hat die Frische und Klarheit eines schönen und kräftigen Frühsommermorgens; er überlastet es nicht; er gewöhnt und verwöhnt es nicht; im Sinn und im Klang bleibt es ursprünglich. Seine Sätze sind reich, tief gegliedert und von federnder Eleganz, zudem durch keinen Anflug von Manier, und sei es auch eine volkstümliche, geschwächt; während sein Wortschatz sich, mit Maßen, aus dem Sprachgut der heimatlichen Mundart bereichert, hält er den Satzbau in strenger Konstruktion; die Bequemlichkeit und naive Freiheit, die er bei Hebel genießt und die bei Hebel an ihrem Platze sind, sich selbst versagt er sie. Er schreibt nicht eine Zeile um der Sprache, um des Stiles willen. Dem Geiste dient die Sprache, und auch ihre Schönheit besteht in dem allseits vollkommenen Ausdruck ihres Lebensgehaltes.

So ist das äußerlich Sichtbarste seiner Kunst, die Sprache, dem innerlichen Kern genau entsprechend. Ihr Wille ist nicht Genuß, sondern Tat; und Tat sowohl des Gedankens und des Gefühls, wie der Sinne. Strauß hat das erobernde Auge. In allen seinen Darstellungen nimmt die Landschaft einen großen Raum ein; die Leidenschaft zu der unendlich ausgegossenen Schönheit dieser Erde erfüllt ihn mit einem wilden Glück, wie ers einmal von den Spiegelungen des Meeres gesteht: daß er ihnen nachjagte, nachjage, nachjagen werde, solange er ein Auge habe, das sich berauschen, und ein Herz, das sich verzücken wolle. Obgleich er aber die Landschaft weder zum Spiegel, noch zum Symbol, noch zum Kontrast der menschlichen Stimmungen macht, obgleich er sie auch nicht etwa, mit psychologischem Vorwand, als Erlebnis seiner Gestalten einschmuggelt, steht sie nie als Zugabe, als Schmuck, nie überflüssig da. Immer wirkt sie organisch; was um so erstaunlicher ist, als Strauß ein „Milieu" im Schulsinne nicht kennt. Im Zauber des Wortes wird sie zum Element seiner Dichtung, scharf und klar, wie die Blitze des Himmels; in einer Spannung

und Schwebung, aus denen der kosmische Klang von selbst erschütternd sich ablöst; auch sie eine reine Entfaltung des innersten dichterischen Kerns. Die Skala dieser Landschaft reicht vom tiefsten Baß bis zum hellsten Diskant; sie umfaßt das Meer und die Berge, die tropischen Wunder Brasiliens und das heimatliche Land; die kühn zusammenballende, gewitterhafte Schilderung der Stromschnellen von Laufenburg so gut wie das zartscharfe Ornament von einem sonnigen Straßenrand, an dem Löwenzahnpflanzen wachsen und die „blaugrauen Schatten ihrer gezahnten Blätter auf den weißen Straßenstaub legen".

Dieses Bild von dem Löwenzahnschatten steht in den „Kreuzungen", und Strauß läßt es durch ein junges, zum Zeichnen begabtes Mädchen betrachten; man spürt, wie er selbst mit seiner Phantasie, da ihm der Griffel versagt ist, es zeichnet. Denn bis ins einzelne bildhaft zu sehen, ist einer der stärksten Triebe seines gestaltenden Willens. Überall finden wir bei ihm Gebärde, äußere Signatur des inneren Lebens. Er liebt es, die Schönheit einer Situation bis zum Epigrammatischen zu treiben. Im „Prinzen Wieduwitt" will die junge Christel baden, aber der Mann, der sie liebt, ist mit ihr und soll nicht gucken und nicht folgen; da bindet sie ihn an eine blaublühende Staude fest, aber wie tut sie das? sie löst ihr goldblondes Haar und flicht eine Strähne in seinen Bart; darauf muß er die Strähne abschneiden, und mit dem freien Ende der Locke bindet sie ihn an den Strauch. Das ist ein Märchen an seltsamer Schönheit, ein unvergeßliches Bild. Und der Zwang zum Bilde ist es, der die Erfindung reich und die Komposition klar macht. Im „Nackten Mann" ist die Meisterschaft so groß, daß der ganze Roman sich in Sichtbarkeit und Leibhaftigkeit vor uns abspielt; Bild reiht sich an Bild; wir sehen; und das kühle, köstliche Glück des Sehens bändigt und formt die Seele und ihren Drang. Das Sehen wird schöpferisch; indem das Ganze des Werkes erschaubar, überschaubar wird, empfängt es Form und Freiheit.

Was ist Stil, wenn nicht die Einheit und wechselseitige Durchdringung zwischen dem schöpferischen Grundwillen und allen seinen Mitteln der Form? Was wir als die Sittlichkeit der Dichtung Straußens erkannt haben, das erkennen wir ohne Rest in seiner Sprache, in seiner Landschaft, in seiner Erfindung und in seiner Komposition wieder: Tätigkeit, Gestaltung, Verantwortung. Trieb und Zweck im Gleichgewicht, das nennen wir Schönheit. Diesen Stil und diese Schönheit, Strauß hat sie zu eigen. Man spricht seit einiger Zeit etwas viel von der Notwendigkeit, dem gotischen Ideale nachzueifern. Man wird es nachgrimassieren; und wird übersehen, wo es, nach dem Maße des echten Lebens, auch heute wirkend da ist. Die Gotik ist konstruktiv und reich, kunstvoll und künstlich, himmelwärts getrieben und elegant, und sehr wahr. So ein Gotiker, kein „Heimatkünstler",

ist dieser Dichter Strauß; auch darin, daß er von der Klassizität nimmt, was er braucht. An Homers Gedichten hat ers gesehen, daß in ihnen „zum ersten Male eine nicht den Inhalt umflatternde oder von ihm durchbrochene, sondern eine vom Inhalt herausgetriebene und satt ausgefüllte Form gefunden und festgehalten wurde". Um es noch einmal zu sagen: wenn ein Mann wie Strauß ein Ideal hinstellt, dann wissen wir, auf welchem Wege wir ihn zu suchen haben. Möge er den Weg noch lange, noch weit gehen!

„Machtgedanken"

von Ferdinand Tönnies

„Da wir denn doch zu dieser allgemeinen Weltberatung als Assessoren, obgleich sine voto, berufen sind" . . . Ja, die allgemeine Weltberatung! Sie sieht anders aus, als zu der Zeit, da Goethe jene Worte schrieb (etwa 1825). Die „Welt" in dem Sinne der gesamten ineinander verwobenen Menschheitsgeschicke, die sein Seherblick oft ahnend zusammenschaute, scheint seitdem erst geworden zu sein; manche glaubten, sie sei beinahe fertig geworden, sei ein festes, dauerhaftes Gewebe — da riß es in der Mitte durch, das scharfe Geräusch schnitt den Träumenden in die Ohren . . .

Andere haben anders gedacht; sahen den Weltkrieg herannahen. Denkern der Geschichte konnte so wenig wie tätigen Staatsmännern entgehen, daß ein ungeheurer Konfliktstoff in den Tiefen des europäischen Hörselberges lagerte. Sie haben nicht bezweifelt, daß, wie seit den Anfängen der Menschheit, Gewalt und Zwang als die Henkersknechte des Zeus fortfahren werden, ihre furchtbaren Ketten zu schmieden . . .

Die „Weltberatung" selber ist ein arges Getöse geworden . . „die Luft schlägt Wellen von Geschrei" . . . Vielleicht wäre es lohnend, die Massenerscheinungen der Kriegsliteratur, die sich vor unseren Blicken auftürmen, als Statistiker zu erforschen und gleichsam auf Fäden zu ziehen, wir würden auch hier erkennen, daß um den Durchschnitt die Werte sich anhäufen, um den groben Durchschnitt des Geistes, der Einsicht, des Wissens.

Von Zeit zu Zeit aber begegnet hier, wie in anderen Gebieten, eine Erscheinung, die sich über solchen Durchschnitt erhebt, wir vernehmen eine Stimme, sie klingt lauter, aber auch heller und klarer, als sonst die einzelnen Stimmen, die sich in der Menge verlieren. Vielleicht ist es eine Zukunftsstimme, wenn ein gutes Geschick ihr beschieden . . . vielleicht. Denn Erfahrung lehrt zweifeln.

Aber wir leihen ihm gern unser Ohr, dem jugendlichen Geschichtsforscher, der uns über „die Voraussetzungen des modernen Krieges" belehren will.* Was er uns zu sagen hat, ist nicht ausschließlich den Bedingungen des Tages entsprungen; das zweite und dritte Kapitel — die technischen und die wirtschaftlichen Voraussetzungen behandelnd — sind schon vor Ausbruch des Krieges abgeschlossen gewesen. Um so interessanter in dieser neuen Weltgeschichte, worin wir uns tastend fortbewegen.

In der Tat, es ist ein mit ungemeiner Kraft verfaßtes Buch. Als erster Band eines breitangelegten Werkes will es die Grundbeziehung zwischen politischer Ökonomie und politischer Historie aufsuchen und darstellen. Freilich, dieser reine theoretische Charakter ist nicht strenge festgehalten worden. Die deutsche Politik spielt zu stark hinein. „Mir als Deutschem lag es im Weltkriegsjahre nahe, als ein derartiges Beispiel (der politischen Voraussetzungen des modernen Krieges) die Richtlinien der deutschen Machtentfaltung im zwanzigsten Jahrhundert aufzuzeichnen." Und die meisten heutigen Leser, auch wenn sie sonst denkbereit genug sind, ein solches Buch in sich aufzunehmen, werden begieriger nach jenen Nutzanwendungen als nach den eigentlich wissenschaftlichen Erwägungen ausschauen und greifen.

Über beide Seiten der gedankenvollen Schrift wäre gar vieles zu sagen und wird manches gesagt werden. Hier möge es genügen, darauf hinzuweisen, daß dieser Historiker, aus dem wir zuweilen einen wiedererstandenen Treitschke zu vernehmen glauben, gleich dem älteren Namensvetter (nur Namensvetter?) sich zur Rankeschen Schule bekennt, indem er deren Auffassung vom Wesen der Macht zugrunde legt; die Erörterungen darüber, die nicht eben glücklich in eine Polemik gegen die Friedensfreunde sich verlieren, nennt er die „machtphilosophischen" Voraussetzungen (des modernen Krieges); daß die Macht eine Funktion der Wirtschaft im marxistischen Sinne sei, daß die Machtkämpfe also von den wirtschaftlichen und sozialen Mächten ausgefochten und veranlaßt werden, lehnt er ab (Seite 32); aber die mannigfachen „Beziehungen" zwischen Macht und Wirtschaft will er erforschen, ihn zieht darum auch das Gebiet des Rechtes, das „mit allen Ansprüchen der Alleinherrschaft und zugleich mit einer gewissen Feindseligkeit wider den Machtgedanken uns entgegentritt", in den Kreis seiner Erörterungen, die hier wie sonst, durchdacht sind — und durchdachten Widerspruch verlangen. — „Kampf und Sieg über die Naturkraft verdanken wir der Technik, Kampf und Sieg über die Menschenkraft dem Kriege." Ob diese Parallele, deren Linien die Richtung des zweiten Kapitels beherrschen, anerkannt werden muß? Ich habe wohl geltend gemacht, daß es der Handel

* Friedrich Lenz, Macht und Wirtschaft. Erster Teil: Die Voraussetzungen des modernen Krieges. F. Bruckmann, A.-G. München 1916.

und der Krieg, die große gesellschaftlich umwälzende und die große staatlich umwälzende Kraft sind, die zusammen und in Wechselwirkung miteinander die historischen Machtentwicklungen bestimmen. Beide entfalten ihre Gewalt durch Technik: die Technik der Produktion und die Technik der Destruktion, die einander wiederum mannigfach bedingen und fördern; beide sich bestimmend durch die vollkommene Rücksichtslosigkeit der Zwecke gegen die Mittel, nachdem Technik sich über Kunst erhoben hat.

Kampf und Sieg über „die" Menschenkraft? Im Kriege ringen doch Menschenkräfte widereinander, und nicht jeder Krieg geht in Siegen zu Ende, wenn aber eine oder mehrere Mächte besiegt sind, ist dann „die Menschenkraft" überwunden? Ich ließe mir gefallen, wenn es hieße, die minder gebildete Menschenkraft werde von der höher gebildeten überwunden, aber auch dies läßt sich nicht als ein allgemeines Gesetz der Geschichte ansprechen, wie die zunehmende Herrschaft über Naturkräfte: die Naturkraft der Menschenkraft selber – ihrer Masse – ist ein gewaltiger Faktor. Unser Historiker aber feiert seine Verallgemeinerung wie eine Entdeckung: auf diesen beiden Pfeilern (Technik und Krieg) ruhe „somit" das ganze Gebäude unserer gesellschaftlichen Existenz; ja er nennt sie (S. 63) die Elemente der gesellschaftlichen Ordnung „und insoweit Former und Erhalter auch jedes in seinem Ursprung und in seinem Fortleben von dem Herrschaftsgedanken unabhängigen Ideengehaltes" – die zugleich unentbehrlichen und unzertrennlichen Voraussetzungen jedes gesellschaftlichen Fortschritts: „vereint verleihen sie dem Menschen das Herrsein über Tod und Leben seiner Umwelt, und mit der Herrschaft über Zeit und Raum dem geistigen Gehalt der Menschheit Schutz erst und Gestaltung." Wir erhalten dann eine gedrängte Übersicht über das geschichtliche Verhältnis zwischen Krieg und Technik in den gut 150 Jahrtausenden seit dem Vorkommen des ersten Steinwerkzeuges bis zu den modernsten Errungenschaften, die geistreich verherrlicht werden. Daß der Krieg bis an die Schwelle des Maschinenzeitalters Hauptinhalt und Förderer der technischen Entwicklung ist, wird nachdrücklich hervorgehoben, richtiger aber wird es heißen: der eine, denn Handel, mit allem was an ihm hängt und hinter ihm stößt, ist der andere Motor, der Neuerungen ausbreitet und Begierden aufregt: mit Erfindung der Holzschneidekunst, der beweglichen Lettern, des Kupferstichs hat der Krieg so wenig zu schaffen, wie mit dem Spinnrad und der Bandmühle; selbst Fernrohr, Barometer, Mikroskop liegen jener Schwelle (des Maschinenzeitalters) noch recht fern. Auch daß dem Kriege das „Hauptverdienst" um technisch-wirtschaftliches Vorwärtsschreiten noch des fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts zuerkannt werden dürfe, ist eine fragwürdige Behauptung, wenn denn schon die Kategorie des Verdienstes darauf angewandt werden soll. Aber hören wir den philosophierenden

Historiker weiter. Er findet, die Kriegstechnik sei „nicht mehr" der Hauptteil aller Technik, der Dampf habe die alte Rivalität von Waffe und Werkzeug anscheinend ein für allemal geschlichtet, indem er Zahl, Werte und Kräfte der Maschine über jeden Zweifel hinaus der Friedensarbeit dienstbar machte; gerade heute seien wir „nicht mehr" genötigt, dem „Moloch Militarismus" in unserm bürgerlichen Leben zu opfern, sondern dürfen als Volksgesamtheit „andern Göttern" opfern (S. 69). Eine hier angeschlossene Erörterung von Sombarts Buch über Krieg und Kapitalismus wird der Stärke dieses Buches kaum gerecht, während sie die Schwächen scharf betonen will. Jeder wirtschaftsgeschichtliche Vergleich lehre, der Kapitalismus als Wirtschaftsform sei nicht Förderer, sondern Feind des Kriegsgedankens. Die Kriegsvorbereitung habe bis vor hundert Jahren das wirtschaftliche Leben unserer Vorfahren zum größten Teile beherrscht; heute lege sie auf nicht mehr als ein bis allerhöchstens zehn Prozent unserer gesamten Mittel und Arbeitskräfte Beschlag. Eine Emanzipation der Friedenstechnik, wie noch kein Jahrhundert sie gesehen habe, von dem Druck des Militarismus sei das wirkliche und eigene Kennzeichen dieses insoweit wahrhaft antimilitaristischen Jahrhunderts. Wenn ich nicht irre, leidet diese auch vor dem Weltkriege, wenigstens für den europäischen Kontinent, unrichtige Verallgemeinerung an greifbaren Fehlern der Begründung. Einmal wird die Tatsache, daß der Staat ehemals fast ausschließlich für kriegerische Zwecke da war, heute sich viele andere Aufgaben gestellt hat, nicht richtig gedeutet (der Staat hat die Leistungen der Gemeinden, Kirchen und anderer Korporationen, wie auch privater Gesellschaften an sich gerissen und erweitert, neue Bedürfnisse sind hinzugekommen), und sodann: die Heere wurden ehemals großen Teiles aus Fremden zusammengelesen; man kann nicht mit Recht sagen, daß sie aus der werktätigen Bevölkerung des Landes hervorgingen, eher vermehrt als vermindert wurde diese durch sie. Endlich war die Friedenstechnik nicht tot, wenn sie noch nicht in dem ungeheuren gesellschaftlichen und staatlichen Gehäuse des jüngsten Zeitalters sich entwickelte.

Unter manchem, was bemerkenswert ist, mögen noch die Gedanken unseres Verfassers über die zwiespältige Machtentfaltung des Deutschen Reiches (im dritten Kapitel) herausgehoben werden. Es folgt daraus eine kühne Darstellung der materiellen und der ideellen Grundlagen deutscher Machtentfaltung und des Krieges als Förderers des Machtgedankens.

„Deutschlands machtpolitische Sendung" erblickt er darin, den Staatsgedanken der Länder und Nationen Südosteuropas und Vorderasiens aus der Umklammerung zu lösen und mit seinen (des Deutschen Reiches) Verbündeten zu wahren. Hieraus folgen die beiden Hauptrichtungen „jeder tätigen Gestaltung unseres Schicksals": Kolonialpolitik und Überseepolitik.

Die Betrachtung mündet hier in den großen Strom der Vermutungen, Wünsche, Hoffnungen und Pläne für die zukünftigen Gestaltungen Europas: die Meinung macht sich geltend, daß unserer wirtschaftlichen Entfaltung die politische Macht nicht entsprochen habe, daß uns der harte Wille und die scharfe Erkenntnis gefehlt habe, die dazu gehören. „Der Krieg erst gab uns eine einheitliche Kultur, der Sieg allein wird das Verständnis für sie bei den anderen wecken" (Seite 194).

Man sieht, es fehlt der Enthusiasmus nicht, der auch sonst die Geschichtschreiber — freilich anders, je nach dem Lager, in dessen Sinne sie denken und (nicht selten) dichten, — zu erfüllen pflegt und sie allzu oft von Denkern unterscheidet. Ich habe zwar den Eindruck, daß in der Seele dieses Historikers — was man nicht etwa von Treitschke sagen kann — der Denker überwiegt, und nehme mit seinen kraftvollen Erwägungen, die durch reichlich gespendete Zahlen und dazu durch schwarze Kärtchen unterstützt werden, gerne die Redeblüten in den Kauf, die man um so besser würdigen wird, wenn man liest, daß das Vorwort „Ehrenbreitstein auf Sonntagswache" gezeichnet ist. Alles in allem: es ist kein unbedeutendes Buch, in dem hier die „weltgeschichtlichen Massen" vor unseren Augen gewälzt werden. Dem „Nestor der deutschen historischen Schule" (der Nationalökonomie, also G. Schmoller) gewidmet, gereicht es diesem, wie seinem Urheber zur Ehre.

Notizen zu Kunstbüchern *

von Wilhelm Hausenstein

Das Buch Volls und das Buch Rümanns wollen die Information. Sie bieten sie nicht im lehrhaften Ton, sondern aus der einfachen Freude am Tatsächlichen, die ihnen den unmittelbarsten Genußwert bedeutet. Voll bewegt sich in der Welt, die er darstellt, mit der geradezu topographischen Kenntnis der Dinge, die ihn immer auszeichnet. Sie ist philologisch, aber sie hat nicht das Langweilige und Belanglose der Philologie, sondern den Reiz ihrer Intimität. Dieser Reiz ist jenseits des Philologischen in einem sehr präzisen und exklusiven Wertinstinkt versichert, der den kunstgeschichtlichen Einstellungen stets eine gewisse Auszeichnung gibt und die

* Volls französische Illustratoren des neunzehnten Jahrhunderts im Holbein-Verlag in München, Rümanns Buch über Daumiers Holzschnitte im Delphin-Verlag in München, Waldmanns Leiblmonographie und Hankes Liebermann bei Bruno Cassirer in Berlin.

Bücher Volls, dieses trefflichen und zurückhaltenden Universitätslehrers, über das akademische Niveau hinaushebt. Rümann kann wohl einigermaßen als Schüler dieses Geistes bezeichnet werden. Diese Art der Kunstgeschichtschreibung ist eine Möglichkeit. Sie hält sich mit geistigem Behagen diesseits der höheren Probleme, die sie nur gelegentlich mit einem klugen Notabene streift. Solche Bücher sind zum mindesten eine gute Elementarlektüre. Sie erziehen zur Arbeit; sie bilden das Gefühl für Unterscheidungen mit einer gleichsam bürgerlichen Anspruchslosigkeit, die dennoch auch schon die subtileren Fragen umschließt. Sie sind schwunglos, aber gehaltvoll. Sie sind, wenn man will, kleinmeisterlich. Sie haben eine kleinmeisterliche Freude am Stilleben. Der Anschein, die Geste verrät nichts. Aber die Sache bewegt etwas, und im ganzen gewinnt man die Ahnung des Entscheidenden. Sie sind ohne Spreizung, aber sie umfassen mehr, als man im ersten Moment fühlt.

Der Leibl Waldmanns verweilt mit einer gewissen Primitivität in dem elementarsten Material einer Künstlerbiographie. Diese Primitivität mutet nicht restlos gewinnend an; man ist bei einem Mann von so differenzierter Empfindung, wie Waldmann sie besitzt, etwas verblüfft, so simple Dinge zu lesen. Die Intensität Leibls ist ungeheuer; aber sie ist im Grund irgendwie ohne Anspruch. Die Disposition dieses Geistes scheint sich hier einigermaßen auf den Biographen übertragen zu haben. Das Buch hat einen bedeutenden sachlichen Wert; es gibt den Katalog des echten Oeuvre Leibls und reproduziert alles, was erreichbar war. Es gibt den ganzen Tatbestand der Geschichte Leibls, ohne allerdings wesentlich über Mayrs gediegenes und freundlich bewegtes Buch hinauszukommen. Nur in zwei Dingen – der Liebesgeschichte Leibls in Schondorf und der Bewertung seines Verhältnisses zu Manet – geht es über den Standard hinaus, den die Leiblforschung erreicht hatte; in der Analyse des Verhältnisses zu Manet gibt es sogar sehr Wichtiges, das künftig aus der Würdigung Leibls noch weniger ausgeschieden werden kann als die Betrachtung seines in der Tat minder entscheidenden Verhältnisses zu Courbet. Das endgültige Buch über Leibl steht noch aus; Waldmann gibt sein großes Werk bescheiden als Vorstudie zu diesem Ziel. Das Buch hat wenig merkwürdige Ausprägung. Man hat das Gefühl, als hätte Waldmann das Entscheidende noch zurückgehalten. Dennoch nenne ich es gern eins der wichtigsten unserer Tage. Es wirkt durch die Identifikation mit dem Stoff, die sich ohne Geräusch vollzieht. Es wirkt durch die ungeheure Objektivität des Gegenstandes, der es sich gleichsam wortlos unterordnet. Es wirkt durch den Versuch einer alles Subjektiven entratenden Epik, die ihren Helden gefunden hat und ihm in Treuen dient.

Hankes Buch ist der endgültige Liebermann. Ich sehe zwar Schwächen,

die dieses Prädikat zu widerlegen scheinen. Schefflers Liebermannbuch (bei Piper in München) hat gezeigt, wie man den Typus Liebermann aus der Kultur begreift, die ihn hervorbringt, und dennoch besaß dies Buch, an das man bei dieser Gelegenheit zurückdenken muß, ein sinnliches Verhältnis zur sinnlichen und allgemeingültigen Tatsache Liebermann. Hanke läßt diese kulturellen Distinktionen vermissen. Wenn er dennoch das Letzte über Liebermann sagt, so liegt es daran, daß er die äußerste Intensität der Teilnahme aus dem persönlichsten Zusammenhang mit dem Künstler und seinem Schaffen schöpft. Das Buch des Malers Hanke über den Maler Liebermann ist — selbstverständlich lediglich im Verhältnis — einigermaßen den Aufzeichnungen Eckermanns vergleichbar. Liebermann erscheint fast wie in einem Journal; er erscheint fast täglich; er bestimmt das Klima des Buchs. Hanke ist nicht dithyrambisch. Liebermann ist es auch nicht. Dies Buch ist im Schwung begrenzt wie Liebermanns Delila. Es kennt diese Schranke. Auch will es dies bestimmte Maß kultivierter Nüchternheit gar nicht überbieten — dies Maß, das sein Schicksal ist. Das Ganze der Erscheinung Liebermanns wird kaum als Ganzes profiliert. Vermutlich kann man das überhaupt nicht leisten. Das Buch vibriert am stärksten in den ganz speziellen Einsichten, die der Maler in den Maler tat, wie Liebermann selber immer nur im Abschnitt das Ganze bedeutet. Das Universelle der Beurteilung und des Urteils fehlt. Aber wenn man in dieser stillen und höchst aufmerksamen Biographie eines Meisters und seiner einzelnen Werke die breitere Orientierung, gleichsam die Ansicht aus der Reiterperspektive vermißt, so bedeutet dieser Mangel nach einer Seite einen Vorzug. Ich freue mich darüber, daß wir dieses Buch eines Mannes besitzen, der mit Liebermann genau auf demselben Parterre steht und geht und auch da, wo er als Mann an der Seite den Meister mit gelassenem Freimut kritisiert, nicht über das Niveau des Meisters steigt. So wird man auf unübertreffliche Art mit Liebermann vertraut. Noch nach Jahrzehnten wird man ihn aus diesem Buch in ähnlicher Art persönlich kennen lernen, wie man die Künstler der Renaissance aus dem Vasari oder die galanten Maler des Dixhuitième aus der Korrespondenz des Barons Grimm kennen lernt. Der Autor besitzt die Naivität, das Atelier des Künstlers zu teilen, und hat nicht das Verlangen, allzuweit darüber hinauszuschauen. Solche Bücher haben das Wertvolle angenehmster Befriedigung unserer persönlichen Neugier nach dem epochalen Künstler: in einem reizenden Kapitel erfahren wir, wie Hanke Liebermann 1893 kennen lernte, wie Liebermann damals aussah, wie er sich kleidete, wie er ging und wie er bis zum heutigen Tag ißt — natürlich ißt er prästissimo und ohne Grazie, mit impressionistischer Animalität, so wie er malt. Das Buch gewinnt das körperlich Anregende der Memoiren, des Romans. Wir er-

fahren, wie Liebermann arbeitet. Die Tatsachen überraschen wie ein unvermutetes Zusammentreffen mit einem Menschen, den man sich anders gedacht hat. Man liest:

Er zeigte mir die Vorarbeiten für den Biergarten. Zunächst eine Kreidezeichnung im Skizzenbuch, gemacht bei der ersten Bekanntschaft mit dem Motiv. Zur Ausführung in Öl entschlossen, hatte er ihn noch einmal größer und sehr ausgeführt gezeichnet, dann, nachdem Horizont und Ausschnitt absolut bestimmt, aus einem Blatt seines Skizzenbuches einen Rahmen im richtigen Verhältnis ausgeschnitten, ein Netz aus Zwirnfäden darüber gemacht und ein gleich großes Blatt mit Bleistift quadriert und durch jenes Fensterchen das Motiv ganz genau hineingezeichnet. Diese Zeichnung wurde nun ebenfalls durch Quadrate auf die Leinwand übertragen, und Liebermann achtete darauf, daß die Zeichen am Rand während der Arbeit nicht verschwanden. Ja, am fertigen Bild zeigte er mir noch die Punkte für die Höhe des Horizontes. Das gibt dem Bild das Überzeugende, meinte er.

Hanke sieht Liebermann über die Schulter und auf die Stirn. Er kennt die Hypochondrien dieses Künstlers. Seine Abhängigkeit von der Natur, die dennoch magistral ist, sein extremes Gefühl für den Formwert des Witzes, sein unbezweifelbarer Konservatismus, seine Naivität, seine Systemlosigkeit, die Gereiztheit seiner Augen und seines Intellekts, die Unbarmherzigkeit seines Fleißes, seine schier maßlose Fähigkeit zu geistiger Konsumtion, seine verblüffende Produktivität, das Unerotische seines Wesens, überhaupt die sinnliche Begrenztheit seines Naturells, das alles Sensuelle in der feinsten optischen Anschauung konzentriert, das altmeisterliche Gefühl für solide Struktur oder, wenn man will, der scharfe Sinn für die Form, über den wir uns so lange getäuscht, den wir so lange nicht gesehen haben — alle Seiten wachsen zu einem komplizierten, oft paradoxen und im Grund doch ganz selbstverständlichen Bild zusammen. Dies alles ist bei Hanke aus nächster Nähe gesehen. Dies alles liest sich bequem. Man bewahrt ein Gesamtbild, ohne daß es unmittelbar als solches vorgeführt wird. Man bewahrt das Gefühl des Abstandes, vollends wo man Irrtümer Hankes über van Gogh und Vorbehalte Liebermanns, des Courbetverehrers, wider Cézanne liest. Aber man bewahrt auch das Gefühl einer eigentümlich gültigen Kraft, die sich an die Werte der Vergangenheit reiht und aus dem Kreis bedeutender Meister als sichere Tatsache zu uns herüberschaut.

Vom Paradies der Mohammedaner

von Arthur Bonus

Wenn man den Konfessionsbegriff nicht zu eng faßt, kann man den Islam als eine christliche Konfession betrachten. Geschichtlich angesehen stammt er aus dem Judenchristentum; und in der allgemeinen religiösen Stimmung überwiegt die Gleichheit. Die Kluft etwa zwischen dem russischen Christentum und uns ist kaum kleiner als die zwischen uns und dem Islam.

Nun hat sich das Christentum als ein Kulturaufreizer allerersten Grades bewährt. Auch der Islam erreichte in kurzer Zeit eine Höhe verfeinerter Kultur, die uns erstaunt. Da er über ein halbes Jahrtausend später als das Christentum in die Geschichte eintrat, hätte er die Anwartschaft darauf gehabt, führend zu werden.

(So nämlich steht die Angelegenheit, welche Salandra mit der Wendung von der zwanzig Jahrhunderte älteren Kultur Italiens anredete. Die Kultur der Fellachen ist noch dreißig Jahrhunderte älter als die italienische. Die jüngere, später aufgetretene Kultur übernimmt unter sonst gleichen Verhältnissen die Führung. Die griechische Kultur löst die ägyptische ab und geht ihrerseits in die römische über, an deren Stelle dann die des germanischen Europas tritt.)

In der Tat ist der Islam nahe daran gewesen, die Kultur des Abendlandes abzulösen. Er schob sich mit großem Erfolg zwischen die römische und germanische ein. Es ging ihm aber der Atem aus. Was mag der Grund sein?

Wahrscheinlich ist, wie meist in solchen Fällen, nicht ein einzelner, sondern ein Zusammentreffen von Gründen verantwortlich. Es sei hier aber nur auf einen näher eingegangen, und zwar den, der seit alten Zeiten dem Abendland besonders befremdlich aufgefallen ist. Ich versetze am schnellsten ins Bild, indem ich den Schluß einer wundervollen und sonst ganz christlich anmutenden Schilderung des Mystikers As Samarkandi vom Tode des Frommen wiedergebe. (Ums Jahr 1000; Übersetzung in dem schönen Buch von Joseph Hell, „Die Religion des Islam". I. Von Mohammed bis Ghazali. Jena 1915). Nachdem geschildert ist, wie der sterbende Fromme über die schmale Brücke geht, und die Hölle ihm nicht nahekommt, wie leicht sein Tod ist, wie freundlich die Begrüßung, und wie Allah sich ihm zeigt, heißt es: „Da wird Allah sprechen: ‚Du sagst die Wahrheit, mein Diener. Mit dem Körper warst du auf der Welt, dein Herz und dein Geist war bei mir. Ich kenne das Geheime und das Offenkundige an dir. Verlange, und ich will dir geben; begehre von mir, und

ich werde es dir verleihen! Hier ist mein Garten, wandle darin! Hier sind meine Dienerinnen, wohne ihnen bei!'" Und so sagt entsprechend der Koran in der Sure vom Fallenden (Übersetzung von Mez in Bertholets „Religionsgeschichtlichem Lesebuch":) „Und die Voranstürmenden, die Voranstürmenden / Das sind die Bevorzugten / In Lustgärten / Ein Haufen von früheren Geschlechtern / Und wenige von den Letzten! / Auf geflochtenen Lagern / Einander gegenüber lehnend / Es kreisen um sie unsterbliche Knaben / Mit Humpen und Krügen und einem Becher Quellwasser / Von dem sie kein Kopfweh bekommen und nicht trunken werden / Und mit Obst, von dem, was sie am liebsten haben / Und Vogelfleisch, was sie nur wünschen / Und Mädchen mit glänzenden großen Augen, heimlich schön wie verborgene Perlen / Dort ist der Lohn für ihr Tun, / Sie hören drin kein Schwätzen und kein Schimpfen / Nur: ‚Frieden, Frieden!' / Und die zur Rechten, was ist mit denen zur Rechten? / In hängenden Lotosbäumen / Und laubreichen Akazien / Und weitreichendem Schatten, / Bei Regenwasser / Und vielen Früchten, / Die nicht abgeschnitten und verwahrt werden, / Auf dicken Teppichen / Haben wir Mädchen wachsen lassen / Und zu Jungfrauen gestaltet, / Liebeskundige, als Gespielen / Für die zur Rechten."

Der mittelalterliche Venusberg ist wohl eine Übersetzung dieses Paradieses.

Zunächst einige Mißverständnisse abzuwehren: der Anstoß, den die abendländische Frömmigkeit an der mohammedanischen Seligkeitsvorstellung nahm und überwiegend auch heute noch nimmt, liegt nicht in der groben Materialität. Wenn jener fromme Engländer sagte: da er sich nichts Angenehmeres denken könne, als Kaffeetrinken, so müsse er sich vorbehalten, auch in der Seligkeit seinen Kaffee zu verlangen, so finden wir das geistig nicht sehr hochstehend, schon wegen der Schwerfälligkeit der Phantasie, doch auch, weil zwischen dem inneren Weben der Frömmigkeit und dem jenseitigen Kaffeetrinken eine sachliche Verbindung schwer einleuchtet. Immerhin, wir lachen und lassen es laufen. Die grobe Materialität an sich beleidigt uns nicht. Die Meinung, der Fortgang der Entwicklung bestehe in fortschreitender Geistigkeit, mag doch wohl eine Gelehrten- und allenfalls Mönchsvorstellung sein, nicht ganz unähnlich derjenigen des Hirtenknaben, welcher meinte, als König würde er seine Schafe zu Pferde hüten. Schon der Künstler würde mit dieser Art Geistigkeit wenig einverstanden sein. Die Vorstellung, welcher Fechner in dem schönen Büchlein vom Leben nach dem Tode Worte leiht, ist uns erbaulicher. Dies Durchdringen der Natur, dies Fahren im Wind, Wachsen im Baum, Denken, Fühlen, Wellen durch Menschenhirne hindurch! Faustens „Um Bergeshöhlen mit Geistern schweben, auf Wiesen in deinem Dämmer leben!" ... Und doch hat auch sie Materialität genug in sich.

Auch die Vielweiberei an sich ist es noch nicht. Ganz abgesehen davon,

daß der Islam sie weder fordert noch auch nur empfiehlt, vielmehr gegenüber der zügellosen vormohammedanischen Sitte der Araber einschränkt. Und ganz abgesehen auch davon, daß er mit solcher offenen Vielweiberei gegenüber der heimlichen in den monogamischen Völkern immerhin den Vorzug der größeren Ehrlichkeit behauptet. Freilich ist es hier wie mit aller dieser Ehrlichkeit, die durch Fallenlassen des Ideals zustande kommt: ihre Kehrseite ist, daß der Anreiz zur Selbstüberwindung fällt. Dem ist gerade in Beziehung auf den Geschlechtsverkehr noch Mohammed selber bös erlegen. Er konnte mit dem, was er auf diesem Gebiet als erlaubt zugelassen hatte, selbst nicht auskommen und hat sich in Koranabschnitten, die an unfreiwilliger Komik reich sind, von Allah Ausnahmebewilligungen verkünden lassen müssen. Wenn nun unsere Anstoßnahme in dem allen nicht liegt, ist sie vielleicht einfach ein Nachwehen des altkirchlichen Mißtrauens gegen den Geschlechtsverkehr an sich? Das mag schon sein; nur muß das selbst erst in seiner Bedeutung erklärt werden. Was liegt in diesem Mißtrauen, das wie der Mohammedanismus, so der ganze Semitismus überhaupt nicht kennt?

Wir lernen es in seiner reinsten Form in Indien kennen. Je mehr der Büßer durch die Härte seiner Enthaltsamkeit von der Welt und ihrer Einwirkung loskommt, die stets Versuchung ist, desto mehr wird er ihrer Herr, desto gewaltiger wird er. Er bedroht dann die Götterwelt selbst, die ja mit all ihrem bunten Schimmer und Schein auf der einen Seite, auf der Seite der Schöpfung, ihrer Schöpfung, der Welt steht, während der Menschengeist, wenn es ihm gelingt, sich aus der Welt herauszuziehen, ihr selbständig gegenübersteht und sie zerschlagen kann. In der äußersten Gefahr greifen nun die Götter immer zum gleichen Mittel: sie senden dem Büßer ein göttliches Weib in den Weg, damit er sich mit ihr vergesse und von seiner Befreiungsarbeit abkomme. Was denn auch stets gelingt.

Es liegt hierin, wie meist in den indischen Sagen, viel tiefer Sinn. Es ist wahr, daß der Mensch, je weniger er von Zufallserregungen durch allerlei Gier oder Haß umgeworfen werden kann, um so fester steht und um so mächtiger wird. Und so wird es auch wohl wahr sein, daß von allen Leidenschaften, die den Menschen um seine Selbständigkeit bringen können, die geschlechtliche die zwingendste ist. Es ist wohl etwas an dem, was der Freiherr vom Stein über einen Staatsmann sagte, der ein Schürzenjäger war: „Wie kann bei dem ein Funke von Kraft und Stärke übrigbleiben? Wo bleibt da die Klemme des Willens, der Charakter?"

(Schon bei den Indern hat, wie es bei einigen mehr in Worten als im wirklichen Charakter starken Philosophen auch unter uns geschieht, das männliche Geschlecht seinen größeren Einfluß auf die öffentliche Meinung zu dem wenig edelmütigen Unternehmen ausgenützt, das Odium jener Tatsachen

kurzerhand auf das andere Geschlecht abzuwälzen, das in Beziehung auf die Vertretung vor der Öffentlichkeit wehrloser ist.)

Das Indertum, das mit solcher Energie den Menschen aus dem Weltstoff heraushob, um ihn als Meister über den Stoff zu erhöhen, hat denn auch eine hohe und blühende Kultur hervorgebracht. Dennoch ist auch diese Kultur früh und heillos verweichlicht und eingeschlafen. Weshalb? Auch hier wird es viele Gründe geben. Ich weise in meinem Zusammenhang auf diesen einen hin: es ist dem Indertum (gleichviel wie das nun gekommen sein mag) nicht gelungen — und je länger, desto weniger, — der so erzielten Willenskraft ein innerweltliches Ziel zuzuweisen. Noch heute soll es vorkommen, daß sich Gläubige durch keine Gesetze oder Verordnungen zurückhalten lassen, sich unter die Räder des Götterwagens zu werfen, um so den besten Tod zu sterben. Aber davon, daß etwa das Volk sich ordnen könne, um seine Dränger abzuwerfen, hört man wenig. Die Welt ist dem Inder gar zu sehr Traum und Schatten, gar zu wenig Wirklichkeit, geschweige denn Aufgabe. Er hat die „Klemme des Charakters", aber nur zur Flucht, nicht zur Herrschaft. Dies ist der andre Pol zu der rein innerweltlichen Sittlichkeit des Islam. In der Spannung zwischen beiden erzeugt sich das Leben, das höher geht.

Das Christentum nahm das indische Büßertum in ziemlicher Gewalt in sich auf. Die abendländischen Heiligen werden den indischen kaum viel nachgegeben haben. Man lese etwa die von Lietzmann in seinen schönen „Byzantinischen Legenden" ins Deutsche übertragene Geschichte des heiligen Daniel auf der Säule. Aber man braucht nur das Ziel des Nirwana, dieses Schwebens im völligen Aufgelöstsein aller Dinge, zu vergleichen mit dem biblischen: „Wisset ihr nicht, daß die Heiligen die Welt richten werden?" oder: „Sind wir mit ihm gestorben, so werden wir mit ihm herrschen!", um zu verstehen, wie bald sich auf diesem abendländischen Boden auch die ausschweifendste Askese wieder in Charakterhärtung, Zweckhaftigkeit, Einstellung als Mittel für höherliegende Ziele verwandeln mußte. Hier war alles mit Zufassen und Bejahung geladen. Und alle Enthaltung konnte nur den Zweck haben, dieses Zufassen um so gewaltiger und unwiderstehlicher zu machen.

Diese allerenergischste tiefgreifendste Grundierung des Charakters fehlt dem Islam wie dem Semitismus überhaupt. Auch das Christentum hat sie von Haus aus nicht, hat sie nur in der Form und Bedeutung der Stählung. „Ein jeglicher, der da kämpfet, enthält sich alles Dinges; jene also, daß sie eine vergängliche Krone empfahen, wir aber eine unvergängliche!" Das „Reinab", das Los von der Welt rein um des freien Geistes willen, scheint eher indisch, scheint arisch zu sein. Jedenfalls aber ließ es sich gut in das Christentum aufnehmen, kam zu unsern Vätern schon als

Christentum und hat die Möglichkeit eines unbedingten Wollens bis zum Selbstopfer tief in die Gründe unsres Charakters gesenkt – die „Klemme des Willens".

Diese Möglichkeit fehlt, nicht zwar grundsätzlich, wohl aber praktisch dem Islam. Fehlt ihm (in doppeltem Sinn des Worts) mit der Kinderstube. Mit sehr viel Betonung versichert schon Mohammed seine Abneigung gegen jedes unbedingte Gebot. Er gebe nur Gebote, die sich ohne weiteres halten ließen. Darauf tut er sich viel zu gute. Dieser Grundunterschied zeigt sich überall, selbst auf Gebieten, auf denen man ihn nicht vermuten sollte. Tausend und Eine Nacht bewegt sich stofflich zum größten Teil auf demselben Boden wie unsre deutschen Hausmärchen. Aber während in unseren Märchen der Geist des Opfers und wenigstens des Opfernkönnens das unbedingt Herrschende, ja Kennzeichnende ist, fällt abendländischen Lesern der islamischen Märchen nichts so schnell und so ärgerlich auf die Nerven, als dieser völlig weichliche Geist des unbedingten Nachgebens gegen Schwierigkeiten der Verhältnisse. Dies ist die Kehrseite des starken Vorsehungsglaubens des Islams.

Wenn wir die Möglichkeiten der Mohammedaner zu neuem staatlichen Leben innerhalb oder doch in enger Verbindung mit der abendländischen Kulturgemeinschaft abwägen, so handelt es sich zu einem guten Teil um den realen Einfluß des Schicksalsglaubens auf den Charakter. Die Möglichkeit zu unbedingtem Gehorsam gegen Ideen oder Organisationen, die in ihm liegt, hat starke und kulturkräftige islamische Staaten in die Welt gesetzt und würde auch heute noch hoffnungsvoll stimmen können. Aber leider hat der Schicksalsglaube an sich auch die umgekehrte Möglichkeit, in eine Moral des unbedingten Gehenlassens umzuschlagen. Und wo die „Klemme des Willens" fehlt und was zu ihr erziehen kann, da verwirklicht sich naturgemäß leichter diese Kehrseite.

Es ist von da aus zu verstehen, wenn die ernsteren unter den Jungtürken meinen, die Reform des Islams müsse bei der Ehe- und Haremsfrage einsetzen. Wenn sie dabei bis zu der Formel gelangen: die Schuld liege am Koran, so mag es sich dabei nicht zuletzt um die Seligkeitsvorstellung des Koran handeln.

Junius/ Politische Chronik

Die Erörterungen über Naumanns ‚Mitteleuropa' gehen weiter. Man kann sich dieses Symptoms steigenden Interesses für zusammenhängende politische Auffassungen freuen. Es ist merkwürdig, daß gerade politische Dilettanten der Naumannschen Auffassung Dilettantis-

mus vorwerfen. Dieser Vorwurf hängt in der Luft. Es würde mir leicht sein, das Buch in zwei Abschnitte zu zerlegen: in Poesie und in Prosa, in seelenvolle Deklamationen über Wünschbarkeiten, und in nüchterne weltwirtschaftliche und sozialpolitische Berechnungen. Aber ist das ein Argument gegen den Versuch, sich über den Zukunftssinn unseres nationalen und machtpolitischen Lebens klar zu werden, gemessen an Wirklichkeiten und Möglichkeiten? Ab und zu spukt Friedrich Lists Ideologie, die ja auch bis in das Zweistromland reichte, die das Türkische Reich unter den Gesichtspunkt einer wirtschaftspolitischen deutschen Mission stellte und für die Hauptmasse der Länder, die in seinen Tagen noch den Kern des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation bildeten, den gleichen Arbeitsrhythmus und ähnliche Kulturaufgaben annahm. Zieht man den poetischen, den rhetorischen und den historischen Behang ab, so bleibt noch recht viel. Man vergesse nicht, daß wir auf diesem Gebiet allein Meister und Herren unserer Zukunft sind. Das solidarische Haftverhältnis mit Österreich-Ungarn ist eine Tatsache, die um so stärkeres Gewicht erhält, je länger der Krieg dauert und je mehr Erschöpfung er bringt. Naumann hat nirgends gesagt, daß er im Südosten für die nächste Zukunft den wirtschaftlichen Ersatz für unsere bisherigen Überseeinteressen sucht. Er schweigt sich über dieses blutig rote Kampfziel zwischen uns und England aus, nachdem er früher in seiner neudeutschen Wirtschaftsgeschichte die Bilanz unserer Überseeinteressen rosenrot unterstrichen hatte. Sicherlich nicht aus Vergeßlichkeit oder weiblicher Empfänglichkeit für neue Ideen und neue Strömungen. Was ihn gepackt hat, ist vielmehr die weltgeschichtliche Korrektur, die dieser Krieg an der unkonzentrierten wirtschaftlichen Betätigung Deutschlands übte, war die Erkenntnis der machtpolitischen Schranken, die unserer bisherigen deutschen Überseetätigkeit entgegenstanden, und die dieser Krieg nach einer bestimmten Richtung hin mit brutaler Schärfe unterstrichen hat. Als Ende der achtziger Jahre die Entstehung der drei riesigen selbstgenügsamen Wirtschaftskörper von phantasiereichen Ökonomisten ausgemalt, als die Bildung jener drei gewaltigen geschlossenen Handelsstaaten England, Rußland und Nordamerika, mit denen wir heute im Kampf liegen, angekündigt wurde: da galten diese Gedankengänge als gelehrtes Spiel mit Möglichkeiten, weil die unmittelbare Gegenwart das Netz steigender internationaler Durchdringung zeigte. Schmoller freilich und seine Schule nahm diese Tatsachen schon sehr ernst. Aber die Gegenpartei, mit Dietzel und den Freihändlern an der Spitze, kritisierte emsig und ironisierte die Beklemmungen ihrer Gegner: zu einer Zeit, wo die Grundtendenz der englischen Entwicklung zu Schutzzoll, geschlossenem Handelsstaat und Vermauerung der offenen Türen nach Deutschland hin den Umbau des Inselreiches vorbereitete und die Stimmung von Tag zu Tag

kriegerischer und giftiger wurde. Wenn also Naumann hierüber schweigt, so zieht er nur Folgerungen aus dem bisherigen Verlauf des Ringens. Er mußte sich sagen: wenn Deutschland wirtschaftspolitisch so unabhängig werden will wie machtpolitisch — was unauflöslich miteinander verknüpft ist —, so muß es gleichfalls auf wirtschaftliche Autarkie, auf eine Art geschlossenen Handelsstaat zusteuern und aus der Korrektur seiner internationalen Wirtschaftstätigkeit die Moral ziehen; und er mußte ferner feststellen, daß die Autarkie in keiner andern Richtung als der südöstlichen gesucht werden könne. Ich halte diesen Standpunkt für durchaus richtig und heilsam, da mit jedem Schritt zur Selbstversorgung, in dem Umfange, in welchem sie möglich ist, eine Menge internationaler Konfliktstoffe beseitigt werden. Wir brauchen uns auch nicht von Herrn Ballin darüber belehren zu lassen, daß das Feldgeschrei Berlin-Bagdad an sich noch keinen Himmel voller Geigen bedeutet. Doch steht mancherlei schon fest. Da es gelingen wird (oder gelungen ist), Österreich-Ungarn und die Türkei zu erhalten — wir wollen unsere bisherigen militärischen Erfolge durch das bescheidenste Minimum formulieren —, so haben wir einen außerordentlichen Zuwachs an Produktivkräften gewonnen, der unsere nordische Dürftigkeit auf das wertvollste ergänzt: da liegen in den türkischen Bergen große Reichtümer an Kupfer und anderem Metall, da dehnen sich am mittleren Tigris und Euphrat mächtige Petroleumlager aus, da können, wie in den Fachschriften tausendfach hervorgehoben wird, in den alten Kulturländern von Mesopotamien und Babylonien soviel Baumwolle und Weizen erzeugt werden, wie die beiden Zentralmächte zusammen nur irgend zu verbrauchen imstande sind, da bieten ungeheure Steppen Weideplätze für Millionen von Wollschafen, da ist für Viehzucht und Ölfruchtkultur Land in Hülle. Hier sind die Möglichkeiten und Realitäten für das Mitteleuropa vorhanden, das sich Naumann ja nicht als eine machtpolitische Gleichförmigkeit und unter dem Bilde eines deutschen Herrschaftsverhältnisses denkt; er weist diese dumme Vorstellung zurück, vielleicht nicht mit solchem Nachdruck, wie dilettantische Politikmacher verdienen. Er gibt sich, im Gegenteil, Mühe zu zeigen, daß nur die Einsicht in die Gemeinsamkeit der Interessen dieses Mitteleuropa allmählich ins Leben rufen kann und die Waffen allein dazu dienen können, den Weg zu dieser Einsicht freizumachen. Ich möchte, daß jeder die Naumannschen Gedanken in diesem Lichte sehe, sie sind ja nicht sein Privatbesitz allein, sondern haben eine lange Vorgeschichte und wurden von scharfsichtigen und berufenen Vordenkern und Politikern auf andere Weise formuliert (von Plener, Dehn, Baernreither). Auch scheint mir der Versuch aussichtsreich, auf dieser Grundlage ein friedliches Nebeneinander von Deutschland und England zu konstruieren. Wer denkt an den Unsinn eines mitteleuropäischen Menschen, an eine neue zoologische

oder gesellschaftliche Abart von Mensch, erzeugt durch Staatsverträge und Wirtschaftsverbände? An eine kulturelle Annäherung des Menschtypus, der die mitteleuropäischen Länder bewohnt, an eine Vermehrung ihrer sittlichen Gemeinsamkeiten und eine Erstarkung ihrer rechtspolitischen Beziehungen darf man nicht bloß sondern soll man denken.

Eine außerordentlich wertvolle Ergänzung zu Naumanns Werk gibt Doktor Karl Renner in Wien, der uns unter dem Pseudonym ‚Springer' das lesenswerte Buch über den „Kampf der österreichischen Nationen um den Staat" geschenkt hat (1902). Jetzt hat er sich in der „Wiener Arbeiterzeitung" von neuem mit dem Thema „Nation und Staat" beschäftigt und kommt zu Resultaten, die direkt auf das Bündelproblem Mitteleuropa Bezug haben. Über dieses Mitteleuropa, meint er, sind seit tausend Jahren, nachdem die Besiedelung des Landes abgeschlossen war, unendlich viele Stürme hinweggerast, aber die nationalen Siedlungsgebiete sind immer fester geworden und die brutalsten Versuche der Entnationalisierung wurden immer ergebnisloser, – abgesehen davon, daß sie mit dem Stigma des Hassenswerten sich beluden und zwischen sozialen Gruppen, die aufeinander angewiesen waren, mit Gift gefüllte Gräben schaufelten. Die Magyarisierung ist im wesentlichen gescheitert, der Druck des preußischen Staates, die anderssprachigen Volksgenossen in den Randgebieten einzuschmelzen, sind nicht weniger nutzlos gewesen, obwohl hinter ihnen eine beispiellose staatliche Übermacht stand und zeitweilig der cäsarische Griff eines Bismarck die widerspenstige Materie zu gestalten suchte. Es gibt also keinen besseren experimentellen Beweis, daß Nationen unzerstörbar sind. Das ist eine Feststellung, die man mit den Zähnen festhalten sollte. Die Geschichte der Tschechen und besonders der Ukrainer in Österreich beweist, wie sehr Volksstämme von beträchtlicher Zahl, trotz allerstärkster staatlicher Hemmungen, in unbändiger Lebenskraft sich emporarbeiten (3. November 1915). Daraus folgt zweierlei: einmal, daß die Grundfunktionen des nationalen Lebens jenseits des Staates sich vollziehen, daß die letzten Bestimmungsgründe des nationalen Lebens außerhalb des Staates und außerhalb der politischen Willkür liegen; und ferner: daß ein Nationalstaat keine Notwendigkeit ist, und das natürliche Verlangen nach der politischen Gewalt auch für eine hinreichend entwickelte Nation in vielen Fällen vorteilhafter im Nationalitätenstaat verwirklicht wird, in einem Gebilde, dessen Wesen übernational ist und darum kein bloßes Objekt nationaler Bestrebungen sein könne. Da nun, wie in diesen Blättern mehrfach ausgeführt wurde, die unzerstörbare Tendenz zu politischem Großbetrieb besteht, nicht aus Willkür, nicht aus cäsarischem Spiel hemmungsloser Napoleoniden oder machthungriger Imperialisten sondern aus Ökonomi-

sierung menschlicher Kräfte: so bezweckt ein Nationalitätenverband die Sättigung machtpolitischer Triebe, wenn das innere nationale Selbstbewußtsein kleinerer Volksgruppen mit Weisheit und Schonung behandelt wird. Das wäre dann der Sieg des Staatsgedankens über den nationalen Gedanken. Das letzte Ziel einer Politik, die an diesen Gesichtspunkten orientiert ist, hieße für das Habsburger Reich nicht Österreich-Ungarn, sondern: Vereinigte Donauvölker. „Gibt es in Österreich überhaupt Nationen?" fragt Renner am 5. November 1915. „Diese Frage verblüfft wohl. Kann es wirklich jemanden geben, der das Dasein von Nationen in Österreich ernsthaft bestreitet? Nachdem der Kampf der Nationen um den Staat die letzten fünfzig Jahre beinahe allein ausgefüllt hat, scheint doch ausgeschlossen, daß dieses anerkannte Grundproblem des österreichischen Staates jemandem ganz entgangen und die Grundtatsache unseres politischen Lebens jemandem verborgen geblieben ist? . . . Trotzdem gibt es einen sehr wichtigen Faktor unseres öffentlichen Lebens, der den Bestand von Nationen gar nicht kennt, dem er verborgen geblieben ist, von dem er bestritten wird: und das ist unsere Gesetzgebung." Nach Renner kennt die Gesetzgebung des Habsburger Reiches nur Individuen verschiedener Sprachen, nur einzelne zusammenhanglose Untertanen mit vorausgesetzter Mutter- oder Verkehrssprache; selbst diese Sprachbeherrschung sei aber rechtlich nicht umschrieben, wie etwa die Konfessionszugehörigkeit, die in den Taufmatrikeln festgelegt sei. Die Gesetzgebung also verleihe den Sprachen Rechte, aber eine Sprache könne ebensowenig Rechte haben wie eine Hautfarbe, eine Charaktereigenschaft, ein Baum oder die Himmelsbläue. Nur physische oder juristische Personen, das heißt organisierte Menschengemeinsamkeiten, könnten Träger von Rechten und Pflichten sein. Diesem Problem aller österreichischen Probleme weiche die Rechtsordnung jedoch aus. Daher die Forderung: die Nationen organisch in die Rechtsordnung einzufügen, sie also zunächst autonom zu organisieren und auf diese Weise die verbündeten Nationen Österreichs zu schaffen. Das ist die Forderung nach einem Oberstaat, die Naumann auf einer viel breiteren Basis erstrebt. Siegt dieser Gedankenkreis, so würde auch kleineren und kleinsten Volkssplittern ihr Recht werden, und der dumme weil demagogische Ruf der westeuropäischen Demokraten, die durch Ansprüche an die Mittelmächte das eigene böse Gewissen betäuben möchten, würde im Herzen Europas zuerst einen Sinn und einen politischen Inhalt bekommen und zur Würde eines schöpferischen Prinzips erhoben.

Ein polnischer Schriftsteller, Andrzej Boleski, beschäftigt sich in ungewöhnlich klugen Aufsätzen mit der Einheit Mitteleuropas als kulturpolitischem Ziel und geht auf die oben skizzierten Gedankengänge aus nationalem Interesse näher ein (in der Wiener Zeitschrift „Polen"). Er schreibt

ihnen einen seelenerneuernden Charakter zu und fragt: Was ist das wohlbekannte Postulat des obersten Nationalkomitees anderes, als ein Stück einheitlichen und vereinigten Mitteleuropas? Er denkt, charakteristischerweise, an den vorsichtigen Satz Naumanns, daß die Aufrichtung Polens wohl der stärkste Antrieb zur Herstellung Mitteleuropas werden könne, sicher aber das neue Polen ohne vorhergehenden mitteleuropäischen Staatsvertrag undenkbar sei. Wer die Dinge kennt, die man nicht aussprechen darf, weiß, daß in diesem sehr wichtigen Punkte der Naumannsche Dilettantismus in das Herz unserer politischen Gegenwartsnot hineinführt.

Weitere und allerwichtigste Folgerungen liegen auf der Hand. Was man die Militarisierung unseres Wirtschaftslebens genannt hat: die Organisation der Rohstoffversorgung, die behördlichen Preisregulierungen, die bunte Fülle staats- und gemeindesozialistischer Maßnahmen: sie hätten ihre Spuren hinterlassen, auch wenn man annehmen durfte, daß mit Friedensschluß zunächst die individualistische Wirtschaftsführung wieder die frühere Allgewalt ausüben könnte. Denn die wirtschaftliche Militarisierung war ein Produkt der Not und des Erhaltungszwanges, sie sollte und wollte nur schützen, was die ungeheuere privatwirtschaftliche Initiative in fünfzig arbeitsbeladenen Jahren aufgebaut hatte: — in so paradoxen Sprüngen bewegt sich die Geschichte. Die treibende Wirtschaftsgesinnung war, in Gutem und im Bösen, kapitalistisch; und, wer möchte heute noch zweifeln, die gewichtigsten Kriegsmotive stammten aus dieser Quelle. Aber der Illusion, daß man in dieses Geleise einfach wieder zurückgleiten könne, hätte man sich nur bei kurzer Kriegsdauer hingeben dürfen, und auch dann nur, nachdem die Frage der freien Meere und der Sicherung tropischer und subtropischer Versorgungsmärkte für den Augenblick zu unseren Gunsten entschieden worden wäre. Die Grundlage dieser Illusion, die kurze Kriegsdauer, ist jedoch zusammengebrochen; und die Entscheidung nach England hin steht noch aus. Dessen Imperium schließt sich vor unseren Augen zusammen und das Ideal eines geschlossenen panbritischen Handelsstaates hängt nicht mehr in den Lüften; Handels- und wirtschaftspolitisch ist, nicht nur vorübergehend, die Front gegen Deutschland eingenommen, auch wenn man Runcimans Boykottpolitik nicht allzu schreckhaft findet. Daraus folgt, daß die ‚Militarisierung' unseres Wirtschaftslebens, die Richtung also auf das Gemeinwirtschaftliche in Versorgung und Verteilung der Güter, nicht nur zeitweilig sein kann. Die sicherste Grundlage zu ihrer Befriedigung aber findet diese Tendenz nirgends als im Mitteleuropäischen. Sogar schon vor dem verhängnisvollen August 1914 war sie deutlich sichtbar. Man fühlte, daß die furchtbare Sorge einer riesigen Bevölkerungsgruppe um Versorgungs- und Absatzmärkte nicht endlos dem entsetzlichen Spiel der

Anarchie überlassen werden konnte, und daß alle Großmächte unter dem harten Druck der internationalen Konkurrenz der Monopolwirtschaft in geschlossenen Interessensphären zustrebten. Wenn wir diese, unter den Faustschlägen der jüngsten Erfahrungen, als einen der Wege zur Rettung aus Anarchie begrüßen, so erkennen wir zugleich, wo allein die Mittel zu finden sind, um die internationalen Beziehungen gesund zu machen.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England gehört keineswegs zu den Überraschungen, die uns der Weltkrieg beschert hat. Seit Jahren war damit zu rechnen, seit Jahren war sie für die Zeit einer wirklich ernsthaften Krisis Größerbritanniens und seines machtstaatlichen Rahmens vorhergesehen, seit Jahren fraßen die Gedanken und Gesinnungen der National Defence League um sich; und dabei verwischten sich die innerpolitischen Grenzlinien und Unterscheidungsmale und der Kern des neuen allbritischen Patriotismus, des neuen imperialistischen Pflichtenkreises trat nackt hervor. Da hierzulande an jeder Straßenecke geeichte Kenner des Inselreiches etabliert sind, hätte der Vorgang, nach den Sturmzeichen, die seit Gladstones erster Homerulebill (1884) vorangegangen, zu unseren politischen Rechenmarken gehören müssen. Aber es ist peinlich sagen zu müssen, daß vor allem die liberale und die demokratische Presse durch redensartliche Betrachtungen die öffentliche Meinung in schädlicher Blindheit erhalten hat. Sie ists, die die dumm-gefährliche Fiktion am Leben ließ: die fortschreitende Demokratisierung des englischen Verfassungslebens, überhaupt des ganzen sozialen Körpers werde auf die Pflege der außenpolitischen Beziehungen abfärben; der Wille, sie schiedsrichterlich und kompromißlich zu pflegen und die Anwendung von Gewaltmitteln zu meiden, würde Grundsatz werden; die letzte Bestimmung über Krieg und Frieden werde aus den Händen der Herrenschicht, die das Imperium aufgebaut, in den Schoß der Masse gleiten, die nutznießend in ihr haust und sich jetzt schon am Gefühl wachsender Volkssouveränität sonnt. Für die Zeit Palmerstons und des Krimkrieges hatte Lothar Bucher bewiesen, daß die innere und die äußere Politik auf der Insel zwei Welten angehörten und zwischen ihnen keine Brücken beständen: die politischen Klubs in Pall Mall und die Times besorgten das Auswärtige. Das war zur Blütezeit Richard Cobdens und des Wirtschaftsliberalismus, die Fundamente der politischen und wirtschaftlichen Freiheit und Selbstbestimmung schienen auf die Ewigkeit gesichert, der ganze Planet starrte begeistert auf das englische Vorbild, und John Stuart Mills Abhandlung über die Freiheit leuchte Hunderttausenden gebildetsten Europäern als Morgendämmerung des goldenen Zeitalters. Die Freiheit, die gemeint war, war aber eine Freiheit ohne machtpolitische Verantwortung, die von einer

kleinen Gruppe Vorauseilender als kulturelle Hemmung, als Atavismus empfunden wurde; die Formel, nach der Jahrhunderte hindurch die englische Macht- und Weltstellung erkämpft und erhalten worden war, die balance of power, schien endgültig verabschiedet. Seither ist der Nationalismus wie ein vent de folie über die Länder gefahren, hat der Schutzzoll die Kontinente erfaßt und große konkurrierende Raubstaaten geschaffen; hat der Drang nach Absatz und Versorgung und die Not der kapitalistischen Selbsterhaltung die national geschiedenen Wirtschaften in den imperialistisch-kolonialen Wirbel getrieben: und dieses England, dieser organisch am tiefsten im Raub- und Ausbeutesystem verankerte Staat, sollte immer noch als Hort der Freiheit . . für andere angestaunt und als Entwicklungsmuster kopiert werden. Welches Mißverständnis. An diesem System bohrte, seit Entstehung konkurrierender Groß- und Weltstaaten, der Wurm: mit einem Minimum an Staat, wie es der Freiheitsdünkel des in Monopolvorstellungen groß gewordenen Individuums als sein angeborenes Recht forderte, war das Maximum von Gewaltherrschaft nicht zu halten. Die Blutsteuer, zu der dieser „planetarische“ Krieg England und seine Kolonien zwingt, könnte, wie nichts sonst, an die Logik der Geschichte glauben machen.

Ganz irreführend war darum, inmitten dieser unaufhaltsamen Entwicklung, die Deutung, die die berühmten liberalen Wahlen vom Januar 1906 bei uns fanden. Sie führte zwar friedliche kleinenglische Gemüter, wie den guten alten Campbell-Bannerman, an die Spitze der Regierung. Der Nachgeschmack der Burenerdrosselung war böse und die lange Vernachlässigung aller Sozialpolitik hatte den Mann auf der Straße einem drohenden Radikalismus in die Arme getrieben. Aber jeder neue Tag zeigte, wie unverdrossen die imperialistische Mühle weiter mahlte; daß der Reichsgedanke sich immer tiefer ins Volksgemüt eingrub; daß die Jugend, die Bildung, die Geistigkeit des Landes sich auf seinem Boden zusammenfand; vor allem: daß im Wesen der auswärtigen Politik zwischen konservativ und liberal nicht der geringste Unterschied mehr bestand, und selbst der Freihandel der regierenden Schicht vor den Angriffen des Chamberlainismus eine Defensivstellung bezogen hatte und die Zollunionisten Anhang und Einfluß gewannen. Joseph Chamberlain selbst, dem bösen Abtrünnigen, hängten die Radikalen zwar allerhand an; aber manches seiner Worte durchbrach, wie die Eingebung des nationalen Gewissens, den Panzer des Hasses und die Scheidewände der Parteien; man empfand sich wirklich, wie er es am 28. Oktober 1903 formulierte, als alt und niedergebeugt von Ehren und Lasten, die Zukunft der engern Inselheimat, das fühlte man, konnte an die große Vergangenheit nicht heranreichen: aber das Reich war jung und in diesem Reiche sollte man hinfort die größere Zukunft

suchen und finden. Wehe, wer an sie von außen rührte, ihr Werden und Wachsen störte. Dieser Standpunkt hatte mit dem engeren Parteileben nur insofern zu tun, als denen, die zur Großen Linken gehörten, die systematische Arbeit am imperialistischen Bau fernlag: sie liebten, und lieben, auf diesem Gebiet die Improvisation.

Die Orientierung im Äußeren nahm also die Richtung, die wir kennen. Die Liberalen bauten am System der Bündnisse weiter, das von Japan über Frankreich nach Rußland führte und den Ring um die Zentralmächte legte. Ganz sicher haben sie, hat der regierende Kabinettsausschuß es ursprünglich defensiv aufgefaßt: sie waren ja durch die große Reform in Verwaltung und Finanzen gebunden, durch den fast revolutionären Umbau der Verfassung allzustark gefesselt; und im Auswärtigen waren sie nie schöpferisch gewesen. Doch dies ist gerade das Verhängnis: sie handhabten auf diesem Gebiet die überlieferten Methoden in der neuen imperialistischen Richtung, die eine über den Parteien stehende Allgewalt gewann und mit Konfliktsstoffen beladen hatte. Es ist ja die wesenhafte Schwäche alles Demokratismus, die aggressiven machtpolitischen Triebe zu unterschätzen und gegen die Ansprüche des überlieferten Machtstaates, die automatisch im Unterbewußtsein weiter wühlen und wirken, nur papierne Beschwörungsformeln bereit zu haben: Resolutionen, Kongreßbeschlüsse und ähnliche Mittel, den Verantwortungen auszuweichen. So viel will ich auch heute noch dem englischen Liberalismus und Demokratismus zugute schreiben: es wiegt recht leicht in der Wage des Schicksals. Geradezu kläglich ist der Mangel an grundsätzlichem Denken, ist die demokratische Rückständigkeit bei den englischen Arbeitern: sie lehnen, theoretisch wenigstens, die allgemeine Wehrpflicht ab, weil sie die berühmten englischen Freiheiten gefährde. Aber daß England, von allen Großstaaten allein, bisher ein Erobererheer unterhielt, es allein eine Truppe nur zu dem Zwecke besoldete, das Jagdrevier zu erweitern und den Gewaltbau mit Gewaltmitteln zu erhalten: das belieben sie zu vergessen. Doch wird Entscheidendes erst nach dem Friedensschluß gesagt werden können.

Ein optimistisches Gemüt könnte aus den neuesten Kundgebungen der belgischen Sozialisten Camille Huysmans und Emile Vandervelde Hoffnungen schöpfen. Huysmans, der Generalsekretär des aus Brüssel nach dem Haag übergesiedelten Internationalen Sozialistischen Bureaus, streckt grundsätzlich den deutschen Genossen von ehedem die Hand entgegen; als Belgier will er vergessen und vergeben, als Sozialist will er die kranke Einheit heilen. Schön. Aus den Resolutionen der Neutralen in Kopenhagen (Januar), der Vierverbandssozialisten in London (Februar) und der sozialistischen Vertreter der Zentralmächte in Wien (April) leitet er als Gemein-

sames ab: das Recht der Nationalitäten, über sich selbst zu bestimmen, die Forderung der allgemeinen Abrüstung und des obligatorischen Schiedsgerichts, die Demokratisierung der Diplomatie und die Ausbildung der parlamentarischen Kontrolle. Ein Gemisch aus Phrasen und Inhalten. Ohne obligatorische Schiedsgerichte halte ich heute einen Frieden von einiger Dauer für ausgeschlossen, einen Zustand, meine ich, der die europäische Menschheit ihren eigentlichen Zwecken wiedergibt. Kriege wie dieser, der restlos ganze Völker, ungezählte Millionen persönlich, technisch, finanziell, wirtschaftlich vor seinen Wagen spannt und nicht einmal Lösungen der Konflikte von relativer Endgültigkeit zu versprechen scheint, führen ihre bisherigen Zweckbestimmungen ad absurdum. Dieser Einsicht sollten sich alle Politiker annehmen, die den Ausweg aus der Sackgasse suchen, in der Europa verblutet. Die Rüstungseinschränkung hängt organisch mit dieser Forderung zusammen: ungeheure finanzielle Schwächung und ungeheure Rüstungsausgaben, die gegen früher noch gesteigert werden müßten, um zukünftige Kriege auf der jetzt erlebten Basis möglich zu machen, schließen einander aus. Das nationale Selbstbestimmungsrecht würde, als uneingeschränktes Prinzip waltend, die Zerrüttung aller politischen Ordnung herbeiführen: es ist in dieser Formulierung eine gefährliche Gedankenlosigkeit. Siehe oben. Den 17. Dezember 1914 schrieb Vandervelde in den Clarion, ein englisches Sozialistenblatt: „Ich glaube, daß der Augenblick gekommen ist, in dem die wahrhaft sozialistischen Elemente der Internationale sich verpflichtet halten sollten, zu erklären, was sie über das elsaß-lothringische Problem und über die Unabhängigkeit und Autonomie Polens denken oder über die Mittel, um in Zukunft zu verhindern, daß imperialistische oder koloniale Eroberungssucht neue Konflikte schaffen.“ Ich fürchte, da haben wir wieder die ganze Hilflosigkeit der guten Gesinnung, mit der Versammlungsredner Politik machen. Vandervelde vertritt einen Staat, der den Kongo ausbeutet, Genosse Henderson, der hitzige Antipreuße und Antimilitarist, vertritt die Demokratie, die den größten Gewaltstaat der Weltgeschichte mit der unbarmherzigsten Rücksichtslosigkeit verwaltet und verteidigt, und von den Ministergenossen in Paris, den Herren Guesde und Sembat, gilt Gleiches. Was sie verteidigen, ist der imperialistische Statusquo, also sicher kein überzeugender Rechtsstandpunkt.

Anmerkungen

Dürers Zeichnungen

Sie sind bei Piper in einer schönen Reproduktionsausgabe erschienen, die Wölfflin eingeleitet und erläutert hat. Wölfflin, der rührende und belehrungsvolle Vertreter eines Klassizismus in Zeiten, die so sehr Anfänge und Ausläufe der Kunst lieben, Primitives und Ekstatisches, und von dem Bedürfnis der lebendigen Schöpfung her sogar die Kunstgeschichte zwangen, in ihre Bahn zu lenken. Während über Negerplastik, ägyptische Monumente, Greco und Marées geschrieben wird, erscheinen Dürersche Zeichnungen. Zeichnungen eines Mannes, der in seiner Jugend malerisch war, dann das Gesicht gen Italien und Holland wendete und schließlich einen mittleren Stil fand, etwas theoretisch, etwas schulmeisterlich, im Kleinen liebenswert, im Großen eklektisch, ein wundervoller Mensch und Streiter. Was bedeuten seine Zeichnungen unserer Kunst? Gewiß nichts. Reste wissenschaftlicher Liebhaberei. Luft des Kupferstichkabinetts, in dem feine Mienen über Blättern studieren, absichtlich fern dem Lärm des Tages, fern den Problemen der Gegenwart, fertig mit dem Geschrei der Welt, zurückgekehrt in die Klause des Gelehrtentums, das einst ihre ersten neugierigen Studien beaufsichtigte und verwies: Gesetz der Komposition, Unterschiede der Skizze, Interpolation verlorener Bilder, Behandlung des Haares in Nürnberg, Mantua und Brügge, die Zeichnung als Quellenstudium der Pläne des Meisters. Selige Zeiten, für eine Stunde kehren sie unter Wölfflins leisem und (fast resigniert) verständnisvollem Zeigefinger wieder. Und wieder sitzen wir über die Blätter gebeugt, erst Pinselzeichnungen, mit Farbe gehöht, später mehr Kreide und Kohle, mit leichterer Hand geführt, und immer und überall die Federzeichnung, die Dürers eigentlicher Ausdruck wird: die Linie sowohl formandeutend wie selbständig ornamental, das kunstgewerbliche Leben der Linie als Kontur, als Schraffierung, in allen möglichen Anwendungen dieser Konvention – Kontur als organische Darstellung der Form, Schraffierung in wechselnden Lagen als Valeurs der Flächen. Wir steigen tief hinein. Vergessen, verloren freut uns ein Leben alter Linien, die schmatzend, gelehrig und heiter gezogen wurden. Das Feder-Selbstporträt von 1491 ist so frei wie keines später. Der bohrende Mann (ach, ein Modell für die Marter der Zehntausend) ist so leicht und kühn. Dürer schreibt hier mit der Feder, so viel reicher, als wenn er malt. Die Segelschiffe auf der Schelde bei Antwerpen, von 1520, es ist fast Impression, ein Federspiel der Linie in hingeschossener Komposition – ist es von demselben, der zehn Jahre vorher das Dörfchen Heroldsberg bei Nürnberg so traulich blütenvoll, dächervoll, häusergepackt und kirchenbekrönt als idyllische Masse zeichnete? Die Zeichnung war sein Tagebuch – mußte es schnell gehen, blieb die Impression stehen, niemals blieb sie aus Stil, wie bei Rembrandt, und lieber war ihm, wenn er Zeit und Ruhe hatte zur Ausführung des Kleinsten, das ihm nie klein genug war. Pirkheimers Kohleporträt von 1503 mußte schnell gehen, es blieb malerisch. Das Kohlebild der Mutter von 1514 war auch noch kurz genug, um so stark zu werden. Aber die Apostelköpfe des Heller-

altars, jene berühmten weiß überhöhten Pinselblätter, halten es vor Sehnsucht nach dem Bilde kaum aus und müssen doch so geduldig sein. Und alle die geduldigen Hände, Füße, Blumen, Halme, Tiere, Gewänder seiner Studienblätter, von Menzelscher Philologie, sind Religion der deutschen Kunst: Anbetung des Kleinen in Meistertechnik. Wir steigen in jede Falte und jedes Blättchen und Härchen. Da fühlen wir Dürer, bei dem die Zeichnung nicht Weltflug der Sinne ist, sondern Hieronymus-Einsamkeit, grüblerisch, gesellschaftsfremd, ehrlich, gewissensstark, nie gefallsüchtig, eher lehrsüchtig — deutsch. Wir gehen aus dem Kupferstichkabinett nach Hause und sehen staunend diese Gegenwart.

Oskar Bie

Zu Max Schelers „Abhandlungen und Aufsätzen"

In einer Zeit, da die Mächte der Bindung des Individuums eine überraschende Erstarkung erfahren haben und die Revolutionäre des Kaffeehauses die reaktionäre Pose annehmen, während eifrige Leute sogleich bemüht sind, die neu ins Bewußtsein getretenen konstitutiven Mächte des Lebens als konservative in Anspruch zu nehmen, — in solcher Zeit tut keine Unterscheidung so sehr not als die zwischen einer kritischen Distanznahme von der Gegenwart und einer verschwommenen Romantik. —

Durch Schelers Abhandlungen und Aufsätze, die jetzt in zwei Bänden gesammelt vorliegen (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig) gewinnt das Bild, das man von der geistigen Physiognomie des Autors hat, an Rundung und Übersicht. Denn so verschiedenartig die Gegenstände dieser Aufsätze sind und aus so zerstreuten Anlässen sie entstanden sein mögen, so springt doch die Einheit der Persönlichkeit sicher heraus.

Wer Scheler von seinen systematischen Arbeiten her kennt, wird geneigt sein, das Einheitliche in diesen Aufsätzen in der Methode zu finden. Wer der Schule näher steht, weiß auch, daß diese Methode der phänomenologischen Methode entspricht, wie sie Husserl und sein Kreis ausgebildet hat. So richtig es wäre, wenn man Schelers geistige Erscheinung umfassend bestimmen wollte, mit einer Kennzeichnung von der Methode her zu beginnen, so wäre das doch nicht das Erschöpfende. Denn nicht jeder Phänomenologe, der die Methode der Schule auf die Lebensprobleme der Gegenwart anwendete, wäre darum ein Scheler. Hier mag nur versucht sein, mit einem Wort anzudeuten, wo die geistige Leidenschaft bei Scheler liegt, und was seinen Ergebnissen das vielfach Faszinierende verleiht.

Schelers Philosophie ist vor allem eine Philosophie der Qualitäten. Er sieht die Qualitäten — sinnliche wie geistige — in ihrem ganzen Reichtum, ist verliebt in sie. Seine Philosophie ermöglicht, in eine neuartige Unmittelbarkeit zu den Dingen zu treten. Denn das Gegebene ist ihm nicht nur ein Hinweis, eine Aufgabe für einen rationalen Denkprozeß, in dem das wahre Sein der Dinge erst erschlossen wird. Sondern dieses Sein ist in den unmittelbar gegebenen Qualitäten — wenn sie nur in ihrer phänomenologischen Wesenheit erfaßt werden — erschaubar enthalten. So wird die Welt ungeheuer frisch unter Schelers Berührung. Alle die Dinge, welche die alte Philosophie unter einem rationalen Schematismus versimpelt und verarmt hatte — wobei dann diese Schematismen bekanntlich stets in Gegensatzpaaren auftreten, von denen der eine nach rechts und der andere nach links zieht — erstehen wie in neugeborner Fülle.

Von dieser Liebe zu den Qualitäten aus wird dann Scheler in einen Gegensatz geführt zur ganzen Welt der modernen Bürgerlichkeit, welche vornehmlich eine Welt der Quantitäten ist und auf der

Transformierbarkeit der Qualitäten aufgebaut ist. Wir meinen hier nicht etwa das Bereich der Naturkausalität, wo diese Transformierbarkeit als praktische Forschungsmaxime gewiß am Platze ist. Wir meinen die Bezirke des Seelischen. Da im modernen Menschen alle seelischen Bezüge prinzipiell lösbar sind, so ist er selbst ins Rutschen gekommen, und schließlich findet der Einzelne seine Selbstbestätigung nur noch in dem quantitativen Ausmaß an Energie, das er entwickelt, und zum Maßstab der Bestätigung vor anderen wird der Erfolg.

Demgegenüber geht Scheler zurück auf die unmittelbaren Lebenszüge des Individuums, legt sie in ihrer unhistorischen Wesenhaftigkeit bloß und predigt die Überlegenheit der Persönlichkeitswerte über die Sachwerte, der Lebenswerte über die Nützlichkeitswerte. Bürgerlichkeit, Moderne, Zivilisation, Protestantismus, Aufklärung werden dabei in überraschender Großzügigkeit der Betrachtung zusammengenommen und erscheinen unter negativem Wertaspekt. Die Kritik des Kapitalismus, welche bei Sombart im Grunde von ästhetischen, bei den Heidelbergern von religionsphilosophischen Motiven angeregt erscheint, findet so erst bei Scheler ihre rechte innerliche Erfüllung.

Als das positive Gegenbild zu dieser Kritik mag es oft scheinen, als ob ein romantisches Ideal aufsteige, darin die Idee der christlichen Liebe von den Verfälschungen des bürgerlichen Ressentiments gereinigt ist und den Werten des Lebens und der Seele ihr Primat wieder gegeben wird. Aber Scheler weiß sehr genau, wieviel Ressentiment gerade in der romantischen Seelenhaltung oft enthalten ist, und wie häufig sie auf einer inneren Fluchtbewegung vor der Gegenwart beruht. (I, 91).

Es gibt Pharisäer des tätigen Lebens genug, die in jeder Distanznahme von der Gegenwart bereits den Ausdruck einer persönlichen Unfähigkeit, mit der Gegenwart fertig zu werden, erblicken wollen. Diese Reduktion ad personam ist sehr bequem — vor Scheler versagt sie. Denn seine Gegenwartskritik ist nicht tendenziös unternommen, sondern erscheint nur als das Nebenprodukt einer viel größeren Konzeption, als die Folge eines tiefen Hingegebenseins an das wesenhafte und von der Bewegung der Historie verhältnismäßig unberührte Sein der Dinge. Sie ist nicht entsprungen aus dem Gefühl des am Ende Seins, des zu engen Raumes, wie es vor dem Kriege vielfach verbreitet war, und ist deswegen auch nicht etwa durch die Fülle tätiger Möglichkeiten, wie sie durch den Krieg eröffnet worden ist, „überholt". Ganz im Gegenteil werden Schelers Thesen bei dem Neuaufbauen, das nach dem Kriege beginnen wird, erst recht aktuell werden. Weil alles aus einer großen Intuition hervorströmt, geschieht es auch, daß Scheler uns aus seinen kritischsten Betrachtungen nicht mit einem Gefühl des „Kulturpessimismus" entläßt, sondern mit einem Gefühl des Überhobenseins. Und das ist wohl letztlich das Entscheidende bei der Berührung mit einem Schriftsteller, in die man durch die Lektüre eintritt: der Temperamentseindruck, den man davon trägt. Er ist bei Scheler durchaus positiv und freudig.

Kuno Mittenzwey

Ottokar Brezina

Ganz ferne Musik. Wie durch Schleier matt dunkelnde Farben. Eine Stimme, irr und doch voll Melodie, die wie in stetem Traume flüstert, sich schmiegt, seufzt und summt. Dann wieder Schreie, aus einer tiefen Tiefe heraufgeholt, brausend in den kalten Wirbel der Welt geschleudert und hektisch, fiebrig, verzückt aus ihm gespeist. Steter Rausch, stetes Schwärmen und stete eifervolle Verklärung. Das sind die Verse Ottokar Brezinas, des jungen Tschechen, eines Dichters, dem sich Traum und Temperament seiner Rasse zu

müd phantastischer Einheit schließen, gesegnet von durchdringendem, das Irdische übersehendem oder gigantisch zu ekstatischen Symphonien umdeutendem Anschaun der Dinge. Seine „Hymnen" (bei Kurt Wolff, in der Sammlung „Der jüngste Tag") weisen die slawische Weiche des Originals in der Übersetzung Otto Picks in verfließender, singend rhythmischer Nachzeichnung, so kongruent, als es dem doch wohl begrifflicheren Sprachmaterial des Deutschen möglich. Diese „Hymnen" sind aus vier verschiedenen Bänden Brezinas entnommen. Und ergänzen eine ältere Übertragung: Die „Hände", eine Arbeit Emil Saudeks, bei Moriz Frisch (Wien).

Diese Dichtung schaltet Begriffe aus, sofern sie nicht Substrat eines panegyrischen Aufschwungs sind. Eine Art Katechismus einer Weltstimmung, einer Religion des Betrachtens. Alle Dinge brechen sich durch das Spektrum dieser Gefühlslupe farbig, dämmerig, zart-pathetisch. Die Weltseele erweitert sich zu exotischesten Horizonten der Elegik, und im Zentrum all dieser Strophen steht ein wuchtiges Zusammenstürzen aller Vorstellungen, ein Pulverisieren der sonst als poetisch akkreditierten Gebilde zu Kristallisationen von magischer, mystisch funkelnder Asymmetrie. Man könnte Brezina füglich den tschechischen Withman oder Verhaeren nennen, und es ist gewiß etwas in ihm von diesem Gefangen- und Geborgensein im Elementaren, von dieser Hast und Härte dionysischen Bekennens. Aber Parallelen trügen immer, und man wird bald finden, um wieviel der Böhme der hohen, inbrünstigen Plastik jener beiden ferner und dem Quell der eigenen Nationalpoesie näher steht. Denn in seinen Versen reiht es sich wie Moleküle der alten Volkslieder, ihre süße Schwermut neigt sich nieder, ihre Demut und ihre holde Naivität tun sich auf.

Und doch ist Brezina Sprachkünstler bis in die Fingerspitzen, wenn man anders der im Gefühl, im Objektiven und in metrischer Kontur so treuen Verdeutschung Picks glauben darf. In dieser Übertragung flammen berückende Farben auf, gewaltig angelegte Ansätze, schroff und scharf getürmte Steigerungen der Form. Immer aber ist es wie das Ausfluten eines großen Stromes, dessen breite Glorie die kleine befruchtende Quelle vergessen läßt. Immer verbirgt sich der Anlaß. Der grundierende Gedanke klingt an und wird sofort überschüttet von einem prangenden Taumel orgiastisch sehnsüchtiger und suchender Schwärmerei. Kann sein, daß ihn später bisweilen ein straffer Ruck wieder herstellt und diese blühende Fülle von Abschweifung und Versenkung dann als der Trick eines genialen Kompositeurs erscheint. Öfter aber verflimmern diese spielenden Lichter ins Unendliche.

Und dann das Seltsamste an diesem Dichter: Aus dem Zerfließen seiner Phantasmagorien wuchten die ehernsten Bilder. Man versinkt in dieses Rot von Stimmungen ohne Halt, ohne Führung, ohne Rast. Es geht wie Trommelwirbel um die Ohren, Harfenklänge schwirren und sehr ferne schmetterts wie ein altväterlich trautes Posthorn. Solfeggien säuseln, silberner Glanz sprüht auf, die Vision Tanzender, Bäume um modrige Teiche gereiht, die Zinnen der Städte geisterhaft in der Bläue des Abends, Umarmungen, Betende, Lachende, Hände liebkosend auf den Tasten, Schrei und Schwall und der Schwung stählern gestraffter Arme. Das alles aber nicht wie die Flucht eines schemenhaften Panoramas. Das alles klar, fest, rund. Bild an Bild knapp gedrängt. Bild an Bild von stolzer Pracht und Plastik. Dichterische Intensität, die das Irrationalste massiv werden läßt, überall klärend und erhellend, unbekümmert um die dogmatische Linie, zerfallend in fabelhaft fein geschliffene Einzelheiten und aus diesen, gerade aus diesen doch wieder die Monumentalität des Erfassens der Dinge herstellend.

Natürlich ein moderner Dichter. Zeitgemäß auch sicherlich diese Hingabe an das

Einzelne in der Welt der Objekte. Dieses Sichverlieren in Kontraste, Parenthesen, Parabeln. Dieses verästelte, ziselierte, auf Ton und Takt ängstlich pungierte Schildern. Diese in leuchtende Entzückungen, in balladeske Selbstbetrachtung zerbröckelnde Leidenschaft. Und vor allem dieses fanatische Tempo, dieses Rasen und Toben in Klagen, Anrufungen, in Bildern, Bekenntnissen, Beglückungen. Diese maschinellen Pferdekräfte in Linie und Rhythmus umgesetzt. Dieses tropische Wachstum von Verwicklungen und Komplikationen des Sentiments. Und diese eisige Helligkeit des gehorsam vor kosmischen Unabänderlichkeiten sich beugenden, skeptisch die Hand der Liebe ergreifenden Schmerzes.

Ludwig Ullmann

Das fürstliche Haus Herfurth

Der August 1914 hat so tief in unser Erleben eingeschnitten, daß wir ein Buch jetzt anders lesen und nachfühlen, als wir es vor dieser Zeit taten. Und gewiß wird man von nun an auch andere Bücher, wichtigere, schreiben, als man vorher geschrieben hätte. So gerät aber der Verfasser eines vor dem entscheidenden Zeitbruch veröffentlichten Werkes leicht in eine schiefe Stellung gegen den heutigen Leser. Was er leichthin tändelte, wird man für verbrecherisch leichtsinnig, was er lächelte, für verworfen halten, seine Abgeschlossenheit als Blindheit und seine Voraussagen leicht als Narrheit erkennen. Und gegenüber solchen Verschiebungen wird einen nur die überall waltende Gerechtigkeit trösten, mit welcher das wahrhaft Große, von jedem Standpunkte aus gesehen, groß und natürlich, wenn auch in neuem Aspekt dastehen wird. Es ist die alte Regel: daß große Werke nicht veralten, sondern wie Organisches in den Ereignissen weiterwachsen, sich verändern, mit der Zeit leben und sich neu entwickeln; nur daß wir diese Entwicklung und ihr Gegenspiel, die Vergänglichkeit, heute in Monatsfrist erleben, wozu sonst ein halbes Jahrhundert benötigt war. In gewissem Sinne sind wir eben heute schon nicht mehr befangene Mitwelt, sondern die gerecht richtende Nachwelt und nächste Generation für alles, was vor dem Kriege entstanden ist. — Nicht in allen Punkten hat der vorliegende großangelegte Roman von Wilhelm Speyer (Verlag A. Langen) die Revolution im Kritiker ausgehalten. Geblieben ist die Meisterschaft der Darstellung, die schon in den Novellen dieses Erzählers bewundernswürdig war, und die starke Willenskraft, mit der in dem neuen Buch Speyers alles Erzählerische und nur Beschreibende dem zentralen Moralproblem dienstbar gemacht ist. Eine grelle Folge tragischer Ereignisse (in denen freilich das Motiv der Blutschande ermüdend oft variiert ist) bricht über die fürstlichen Geschwister Herfurth herein. Ähnlich wie in Thomas Manns „Königliche Hoheit" ist überdies der ganze Komplex der „Fürstlichkeit" nicht um plumper Deskription willen da, sondern als Symbol: bei Mann für Vereinsamung, Ausgeschiedenheit aus dem natürlichen Verlauf des Lebens —, hier für die Nichtigkeit aller Macht, allen Reichtums, allen Wohltuns, aller „guten Werke" gegenüber dem „Glauben". „Es hilft euch nichts", so heißt es bei Speyer, „euren Reichtum, den Gott euch auferlegt hat, von euch abzutun. Und wenn ihr alle eure Habe den Armen gebet, ... der Mensch hat in seinem Leben nur für eine Seele die Verantwortung zu tragen: für seine eigene. Alles andere ist Vermessenheit." ... Eben diese egozentrische Paulinische Moral, die den Grundcharakter des ganzen Werkes bildet, ist die Schwäche des Buches, die heute besonders deutlich hervortreten muß, in einer Zeit, die ihre Größe daher empfängt, daß jeder Bürger die Verantwortung nicht nur für sich, sondern für den ganzen Staat, die ganze Gemeinschaft auf sich ruhen fühlt. Diese ethische Schwäche des Buches zeigt sich auch bei rein literarischer Betrachtung; wie überhaupt meiner Überzeugung

nach alles Künstlerische vor allem als Index moralischer Werte bedeutsam ist. Die „guten Werke" nämlich, von denen die Geschwister Herfurth als von einem Äußerlichen ihre Seelen zurückhalten, werden ethisch verworfen, daher nicht dargestellt. Ein „Warten auf Gnade" erhält den Vorzug vor dem alttestamentlichen „Ringen mit Gott und um Gottes Segen". So kommt es, daß der Dichter jede der handelnden Personen in sich verschließt, jede nur in die Sorge um ihr eigenes Seelenheil sperrt, während die äußere Handlung, die doch der eigentliche Ort ethischer Auseinandersetzungen ist, zu einem virtuos gemalten Milieu zartester Luxusbedürfnisse, gepflegter Rasenlandschaften, vornehmer Hunde und Pferde, eleganter Toiletten, erquickender Sportszenen und Gewitterregen verarmt. Folgendes Beispiel für viele: Eine heilige Frau soll geschildert werden und dies gelingt auch in einigen Zügen vortrefflich. Warum aber fügt sich dann diese Stelle an: „Meine guten Schwäne kamen morgens zur Terrasse und schlugen mit den Flügeln den Winter in die Flucht. Nachmittags saß ich in meiner Bibliothek, zog die Vorhänge zu, damit die Sonne mich nicht blendete, und ließ nur einen Strahl herein —." Hier klafft etwas. Diese Heilige befaßt sich nach meinem Gefühl zu viel mit sich selbst und mit eitlen Dingen des Wohlbehagens, zu wenig mit der Durchsetzung der Gerechtigkeit draußen in der harten Welt. Damit aber kommt ein falscher, süßlich-quietistischer Ton in das Buch. Allzu wichtig will die „gute Haltung" und „Eleganz" gleich den zweiten Platz neben der „Heiligkeit" und „Liebe" einnehmen. Und das versagen wir heute entschiedener als je.

Max Brod

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

„Panislamische Gefahr"
von Halil Halid Bey

Es muß deutsche Leser interessieren, zu erfahren, wie hohe türkische Beamte sich die Zukunft ihres Volkes und die künftigen Beziehungen der europäischen Völker zum nahen und fernen Orient vorstellen. Mancher Satz klingt wie eine Warnung, manche Bemerkung wie ein Fingerzeig, welche Gebärden zu vermeiden und welche leicht erratbaren Gesinnungen aussichtslos sein werden. Die Kolonialgeschichte der Westmächte seit der Entdeckung der Neuen Welt hat viele Phasen durchgemacht, die, scheint uns, in den Ausführungen des Verfassers allzusehr verallgemeinert werden: sie waren ganz verschiedenartig in Motiven und Resultaten. Die Geschichte ist Kampf um Macht und Herrschaft; sie hat keinen moralischen Sinn — sie soll ihn erst erhalten. Aber unser Verfasser hält sich zu sehr an die ideologischen Feigenblätter, die früher nicht einmal als Gewissensberuhigungen nötig waren. Seit dem Augenblick, da der Kapitalismus der Westländer (und Amerikas) bewußt und unter der Suggestion eines unausweichbaren Zwanges den ganzen Planeten sich als Aufgabe für seine Technisierung und Industrialisierung vorgesetzt hat, ist zwar die Verantwortung der Menschen in den kolonisierten und zu kolonisierenden Ländern außerordentlich gestiegen, aber damit sind zugleich auch deren Gegensatzempfindungen geweckt und an einzelnen Punkten oft sogar in gefährlichstem Maße organisiert worden. Und was die Kolonien in den von alten Kulturrassen bewohnten Teilen des Planeten betrifft, so ist heute schon fast ein Gemeinplatz, daß die Tage des reinen Herrschaftsverhältnisses und des unbegrenzten Verfügungsrechtes dort gezählt und neue Formen und Formeln für das Neben- und Miteinander von West und Ost gefunden werden müssen. In diese ungeheuren Schwierigkeiten leuchtet der Verfasser von seinem islamitischen Standpunkt aus mit der Fackel seiner besonderen Kompetenz, und darum ist es ratsam, mit wachster Aufmerksamkeit zu lesen, was er sagt und — verschweigt. S. S.

I

In der Diplomatensprache mag die französische Bezeichnung „Action civilisatrice" noch immer einen eindrucksvollen Klang besitzen, aber durch den ausgiebigen Gebrauch, den jeder Politiker und Journalist davon machte, ist der Sinn dieser Bezeichnung sehr herabgewürdigt worden. Der edle Reiz des englischen Wortes „Unsere wohlwollende und gerechte Regierung", das in der englischen politischen Literatur über orientalische Angelegenheiten so häufig angewendet wird, hat sich ebenfalls nahezu in eine leere Redensart verwandelt. Der Begriff, den dieser Ausdruck bezeichnen sollte, ist der, daß, wenn eine der starken Mächte Westeuropas es als ihre Obliegenheit betrachtet, die inneren Angelegenheiten einer muselmanischen Nation, die nicht selbst imstande ist, sich zu behaupten, unter ihre schützende Ägide zu nehmen, Freiheit und Gerechtigkeit und Ausbreitung der Zivilisation der Errichtung ihrer Herrschaft entweder sofort oder allmählich folgen und Anzeichen der Volkswohlfahrt sich hier, dort und überall bemerkbar machen.

Es besteht keine Notwendigkeit, hier Beispiele anzuführen für die erstaunliche Arbeit, die diese Zivilisationsmächte in den Ländern des Ostens leisten, da jedermann, der die politischen Siedelungen dieser Länder studiert, selbst genügend Beispiele finden kann. Es soll nur bemerkt werden, daß alle Bemühungen in dieser Richtung auf Kosten der selbstherrlichen Rechte und nationalen Unabhängigkeit der Völker geschehen, die sich der zivilisierenden Bevormundung unterwerfen.

Bei der territorialen Ausdehnung der Mächte wird man auf zwei Faktoren stoßen. Der erste sind die ureingesessenen Einwohner des Landes, in das die Zivilisationsmächte eindringen. Bei dem Aufeinanderprallen der gegenseitigen Interessen werden die Eindringlinge es für dienlich erachten, sich der Ureinwohner zu entledigen. Die entwurzelten Geschöpfe sterben entweder im Laufe der Zeit aus oder die Übrigbleibenden bilden eine zum Christentum bekehrte, aber doch tieferstehende Masse, die den eingedrungenen Herren dient; infolgedessen vollzieht sich der Zivilisationsprozeß ohne fremde Störung. Der zweite ist die Berührung der Eindringenden mit Einwohnern, die eine eigene Kultur besitzen, gleichgültig, in welchem Maße sie auch materiell weniger fortgeschritten sein mögen als die eindringenden Europäer. Eine solche Bevölkerung bedeutet ein ernstliches Hindernis für das Fortschreiten der europäischen Zivilisation, die, dies soll betont werden, der unterworfenen Bevölkerung auf die Dauer viel Gutes verheißt. Nichtsdestoweniger muß um der Zivilisation willen dies Hindernis beseitigt werden — wenn nötig, durch rohe Gewalt. Wenn die Anwendung der überlegenen Waffen, die die Zivilisationsmächte ja reichlich besitzen, nichts nützt, so muß auf jede erlaubte List zurückgegriffen werden, damit die widerspenstige Bevölkerung zur Vernunft gebracht wird. Die Humanität ver-

langt, daß das Recht, die Angelegenheiten eines rückständigen, so überfallenen Volkes zu verwalten, um jeden Preis in die Hände desjenigen übergehen muß, der im europäischen Sinne des Wortes zivilisiert ist.

Der Plan der Einführung europäischer Zivilisation in orientalischen Ländern, die zu der zweiten Kategorie gehören, ist interessant und theoretisch einwandsfrei. Untersuchen wir aber seine Wirkungen, so finden wir eine schauerliche Situation. Wenn ein unterworfenes Volk eigene Kultur und eigene Zivilisation besitzt, so wird seine Absorbierung durch etwaige Siedler, die aus dem Lande des Eroberers einwandern, schwer halten, und die Versuche der Eindringlinge, über ein solches Volk zu herrschen, zeitigen keine merklichen Resultate. Stets wird es gegen die Ungerechtigkeit des Eindringens Groll empfinden. Die Schwächung der sozialen Kräfte und die Untergrabung des nationalen Ansehens wird den Eroberer von dem ihm entgegengesetzten Widerstand nicht befreien, die Ausrottung hingegen ist eine Alternative sehr gefährlicher und zweifelhafter Art. Unähnlich den vorerwähnten Ureinwohnern verschaffen solche Völker dem zivilisierten Eroberer nicht die willkommene Erleichterung, schnell auszusterben. Es ist aus diesen Gründen, daß Frankreich Algerien nicht in ein zweites Australien hat umwandeln können. Frankreich hat die verschiedensten sanguinischen Maßregeln getroffen, konnte aber nur teilweise die Küstengebiete von den muselmanischen Bewohnern säubern. Es hat sich beharrlich mit größter Energie bemüht, das Land mit französischen Elementen zu durchdringen, und doch könnten sogar die sanguinischsten Chauvinisten nicht hoffen, in absehbarer Zeit, wenn überhaupt jemals, die numerische Überlegenheit der Muselmanen auszugleichen. Aus diesem Grunde kann ein orientalisches, von Muselmanen bewohntes Land, das unter die Herrschaft einer fremden Macht gerät, korrekterweise nicht „Kolonie" genannt werden. Die Bezeichnungen „Besitzungen" oder „Schutzgebiete" werden für treffender gehalten. Es ist aber auch angemessen, den Zustand eines solchen Volkes mit „Unterwerfung" zu bezeichnen. Alle Bewohner orientalischer Länder, die von zivilisierten Mächten sich untertan gemacht werden, werden „Eingeborene" genannt, ein Ausdruck, der einen verächtlichen Beigeschmack besitzt.

Es mag angenommen werden, daß „Eingeborene" minderwertige Menschen sind, die sich ergeben den Bestimmungen der überlegenen Leute fügen, die ihnen eine zivilisierte Regierungsform schaffen. Dies trifft nicht zu auf die fremder Herrschaft unterworfenen muselmanischen Rassen. Ein Muselmanenvolk mag unter seinem eigenen Herrscher in einem Zustande gelebt haben, der in der Presse des Westens als vollkommene Anarchie bezeichnet wird, doch ist es eine kühne Entstellung der Wahrheit, zu behaupten, daß es die Herrschaft einer fremden Macht willkommen heißen und der eigenen Mißwirtschaft vorziehen würde. Die zivilisierte Herrschaft fremder Ein=

dringlinge wird kaum jemals gewünscht, sie wird stets mit Gewalt aufgezwungen und ihre vielgerühmten Vorteile werden sich im großen ganzen für die unterworfenen Völker früher oder später als nachteilig und schädlich erweisen. In einem unabhängigen muslimischen Lande mag vielleicht ein Despot oder eine kleine Partei die Masse der Bevölkerung unterdrücken, aber es hat auch jeder einzelne die Möglichkeit, in die Höhe zu kommen. Jedermann kann zu den höchsten politischen und nationalen Stellungen seines Landes emporstreben. Wenn aber einmal die Vorrechte der Suveränität seiner Nation durch fremde Gewalt verdrängt sind, sinkt er auf die Stufe herab, auf der man unterdrückte Rassen hält. Auch die hervorragendsten und befähigtsten seiner Landsleute sind dann den fremden Herren untergeordnet und die Entwicklungsmöglichkeiten der nationalen Intelligenz nach allen Richtungen hin beschnitten.

Bei einem solchen Zustand der Unterwerfung werden die zivilisierten Regierungen Europas überdies versuchsweise ihre eigenen Methoden in die Landesverwaltung einführen und die Landessprache sowohl in den Schulen als bei den Behörden durch ihre eigene ersetzen. Diese und viele andere Umstände, die das Vordringen westlicher Zivilisation im Morgenlande charakterisieren, verursachen, während sie den Kulturbringern überwiegende Vorteile sichern, für die Bewohner der unterjochten Länder Hindernisse und Beschränkungen, die ihrem sozialen, politischen und intellektuellen Emporsteigen verhängnisvoll werden.

Es scheint in Europa eine beachtenswert große Übereinstimmung zu bestehen über die Vorteile der „Freiheit", die die territoriale Ausdehnung den Ländern des Orients bringt, die von der Tyrannei ihrer eingeborenen Herrscher so lange Zeit unterdrückt wurden. Freiheit ist natürlich ein kostbarer Besitz, von jedermann erstrebt. Nichtsdestoweniger hängt der Genuß der Freiheit ganz davon ab, was ein damit beschenktes Volk darunter versteht. Ein Volk seiner nationalen Unabhängigkeit im Interesse der zivilisierten Regierung berauben, seine altehrwürdigen Einrichtungen abschaffen unter dem Vorwande, sie seien schlecht und veraltet, das Volk entwaffnen oder die vorhandenen Streitkräfte unter fremde Aufsicht zu stellen und ihm dann Rede- und Preßfreiheit gewähren, damit es seine Unzufriedenheit hinausschreien mag soviel ihm beliebt — das ist die Freiheit, mit der einige europäische Kolonialmächte orientalische Länder beschenken, deren Oberherrschaft sie an sich bringen, und dies ist die Art liberaler Zugeständnisse, die auf das Gemüt des Orientalen einen erfreulichen Eindruck machen. Was hat es für einen Zweck, murren zu dürfen, wenn die zivilisierten Herren jeder Klage nur kalten Hohn entgegensetzen? Sie wissen wohl, daß ein seiner Zähne beraubter Hund bei Mißhandlungen wohl bellen, aber nicht beißen kann.

Es ist nicht das unterworfene Volk, sondern die erobernde Kulturmacht,

die die wahren Vorteile etwaiger von ihr gewährten Freiheiten genießt, denn es kann ja gar nicht anders sein, als daß der unbehinderte Ausdruck der Unzufriedenheit oder der Verzweiflung die Notwendigkeit der Unterdrückung etwaiger feindseliger Bewegungen, die ihrer Vorherrschaft schädlich werden könnten, verrät. Es ist daher für die Regierung von höchster Wichtigkeit, über die Richtung der öffentlichen Meinung durch Gewährung von Rede- und Preßfreiheit unterrichtet zu sein. Sind einmal die Hauptstützen einer gemeinsamen Volksbewegung, die das Joch abzuschütteln versucht, erschüttert, so ist es verhältnismäßig leicht, die Zügel der Regierung mit um so festerer Hand zu halten.

Die kolonialen Unternehmungen europäischer Mächte sind ohne Zweifel dem Wachstum des Wohlstandes in den von ihr okkupierten orientalischen Ländern mitunter förderlich. Ist es nun aber das Land oder der Landesbewohner, der von diesem von Fremden herbeigeführten Gedeihen berührt wird? Die Staatskassen sind gefüllt mit den vom Volke erpreßten Steuern, die Kontrolle und die Verausgabung der Gelder jedoch erfolgt durch die fremden Herren des Landes. Die natürlichen Erwerbsquellen des Landes werden hauptsächlich zum Vorteile des Eroberers ausgebeutet. Der aus dem Lande des Eroberers stammende Unternehmer ist der Mann, dem der Löwengewinn zufällt, während der Anteil, den das unterworfene Volk aus dem neugeschaffenen Wohlstande erhält, kaum die erlittenen schweren Schädigungen aufwiegt, ganz abgesehen von den sozialen Nachteilen, die der Verlust der nationalen Unabhängigkeit mit sich bringt.

Es ist nicht schwer zu begreifen, daß die Aussichten eines unterworfenen Orientalen bei einem so herbeigeführten Wohlstande recht kärglich sind, besonders dann, wenn das Geschick der ganzen Landesverwaltung durch Vertrag einer Gesellschaft übertragen wird. Millionen und Abermillionen Orientalen wurden von solchen europäischen Erwerbsgesellschaften regiert. In Europa gibt es Gesetze, die den Arbeiter vor Ausbeutung durch Kapitalisten schützen, aber durch etwaige Ausbeutung durch die „Aktien-Gesellschaft-Regierung", wie man die oben erwähnte Verwaltung wohl nennen kann, gibt es für den Orientalen keine wirksame Hilfe außer Aufruhr; dieser aber würde von dem Staate, der die regierende Erwerbsgesellschaft eingesetzt hat, schleunigst unterdrückt werden.

Es ist ganz selbstverständlich, daß es nicht selbstloses Pflichtgefühl ist, Ordnung und Gerechtigkeit zu verbreiten, sondern die praktische Überlegung, die Hilfsquellen der Natur zu erschließen, die die Westmächte bestimmt, europäische Zivilisation nach dem Orient zu bringen. „Die natürlichen Reichtümer entfernter Regionen müssen nutzbar gemacht werden zum Wohle der Menschheit," so wird diese Tatsache von einem amerikanischen Schriftsteller erklärt, „und es ist notwendig, die Welt gut zu bewachen, damit

überall die Kapitalinvestierungen gesichert und industrielle Unternehmungen ohne Belästigung durch die Eingeborenen betrieben werden können." Zu dieser Bemerkung mag hinzugefügt werden, daß den Bewohnern dieser entlegenen Gegenden keine Möglichkeit gegeben werden darf, die Naturschätze ihres eigenen Landes nach ihrer eigenen Methode nutzbar zu machen, und es müssen im Namen der Menschlichkeit, des Christentums und der Zivilisation stets Vorwände gefunden werden, die Eingeborenen zu beunruhigen und anzugreifen, damit sie verhindert werden, die Fähigkeit und die Kraft zu gewinnen, sich und ihre Heimat gegen den Ansturm der gierigen Horden der zivilisierten Chauvinisten zu behaupten.

Da wir uns hier nur mit dem muslimischen Osten beschäftigen, kann man uns vielleicht die Frage entgegenhalten, wie die unter dem „rückschrittlichen" Einfluß des Islam stehenden Völker wohl zu vorwärtsstrebender Entwickelung fähig sein sollten, und ob Islam und Fortschritt nicht zwei ganz unvereinbare Dinge seien? Nach den in der Christenheit hierüber herrschenden Begriffen steht der Islam zu den Elementen der kulturellen Entwickelung in unüberbrückbarem Widerspruch. Diese Idee wird sogar von Männern vertreten, die Anspruch darauf haben, ernste Denker genannt zu werden, ja gerade von diesen geht einer gar so weit, folgendes zu behaupten: als im Islam „das erste fanatische Aufflammen verloschen war und die innere Struktur sichtbar wurde, da fand man, daß der Islam entwickelungsunfähig, der Sympathie bar und dem materiellen und intellektuellen Fortschritt verhängnisvoll sei."* Es ist bedauerlich, daß hochtönende Worte verschwendet werden, um im Namen philosophischer Spekulation unbegründete Annahmen dieser Art zu erklären. Der Islam hat seine Anhänger nicht davon abgehalten, ihre Lage zu verbessern, im Gegenteil, er hat sie ermutigt, ihre materielle und intellektuelle Entwickelung zu fördern, lange Zeit bevor im Christentum sich die Ideen über Fortschritt und Zivilisation einigermaßen geklärt hatten. Es erübrigt, auf die von den Muselmanen in Spanien geschaffenen Werke hinzuweisen, auch brauche ich nicht aus orientalischen Quellen Beweise zu erbringen, sondern will nur das Urteil eines auf diesem Gebiete außerordentlich kenntnisreichen abendländischen Schriftstellers anführen: „Sie haben," sagt er von den ersten Muselmanen, „die Gebiete der Wissenschaft eben so schnell durchdrungen wie die Länder ihrer Nachbarn. Innerhalb zwanzig Jahren nach dem Tode Mohammeds wurde die Förderung der Gelehrsamkeit zum festen Grundsatz des mohammedanischen Systems. Pflegestätten der Mathematik, Astronomie, Medizin und Literatur waren am Hofe Almansors in Fülle vorhanden."**

* J. B. Crozier: Civilisation and Progress, S. 431. ** J. W. Drapert: A History of the intellectual Development of Europe. Bd. I, Kap. 11.

Der Antrieb, den die menschliche Energie aus dem Islam gewann, war nicht unbedeutend, noch war er flüchtigen Charakters, und die Völker des Halbmondes haben sich Jahrhunderte hindurch bestrebt, in allen damals bestehenden Methoden der Entwickelung eine höhere Stufe der Wirksamkeit zu erreichen. Es war zur Zeit des Ansturmes der Völker des Christentums auf die Schatzkammern des Orients zur Befriedigung der sich stetig steigernden Lebenserfordernisse, daß eine gewaltige Erschütterung sich im ganzen moslimischen Osten fühlbar machte und seine Bewohner sowohl in materieller als intellektueller Hinsicht lähmte. Diese Erschütterung war schwer und nachhaltig, da der westliche Ansturm nach neuer Macht und neuer Beute keine Grenzen kannte. In manchen Teilen des Morgenlandes verschaffte die Erstarrung der osmanischen Macht einen Schutzwall gegen die alles verschlingende Flut der Eindringenden, jedoch nur für eine gewisse Zeitdauer und mit verhängnisvollen Folgen für das osmanische Kaiserreich selbst. Denn hierdurch war das Osmanenreich für immer der tödlichen und fanatischen Feindschaft der christlichen Völker preisgegeben und schließlich zum ewigen Opfer der diplomatischen Narretei des Europäischen Konzertes geworden.

Der lange Kampf zwischen West und Ost hat nicht nur mit dem Triumph der Angreifer geendet, sondern hat auch den unheilvollen Stillstand in der intellektuellen Wirksamkeit und dem materiellen Fortschritt im moslimischen Orient herbeigeführt. Es ist also nicht die Gleichgültigkeit „vom unerbittlichen Geschick bestimmt" der Grund dafür, daß die Welt des Islam soweit auf dem Wege der Zivilisation zurückgeblieben ist. Es ist auch nicht auf den Fatalismus, dem sich Muselmanen blindlings ergeben haben sollen, zurückzuführen, daß sie die Ausbeutung der Naturschätze ihres eigenen Landes fremden Mächten überlassen. Im Gegenteil, es widerspricht den Grundsätzen des Islam, sich nicht rechtschaffen die Gaben nutzbar zu machen, die die göttliche Vorsehung der Menschheit erreichbar gemacht hat. Es steht jedoch dem Geiste des Islam ebenso entgegen, die Freigebigkeit der Natur auszunützen, unersättlich und ohne Mäßigung, und wild über die Schätze der Natur herzufallen, unbedenklich gegen die schädlichen Folgen, die durch solche unbeherrschte Gier den Rechten anderer verursacht werden könnten. In dieser Beziehung unterscheidet sich das Verhalten der Muselmanen von dem Vorgehen der Reichtumsjäger aus dem zivilisierten Westen, die nur das eine Ziel zu kennen scheinen: jedes Teilchen des Erdballes zu durchdringen, gleich als wollten sie alle Güter der Welt mit einem Griff an sich reißen unter geradezu unfaßlicher Nichtachtung der Ansprüche anderer.

Der Wunsch, das Wachstum des Handels zu sichern, ist einer der Gründe für das Wettlaufen der Westmächte nach moslimischen Gebieten.

Die Pflege des Handels ist ganz gewiß von wesentlicher Bedeutung für alle Völker mit sich vergrößernder Industrie. Gab es indessen irgendein moslimisches Land, das nicht gewünscht hätte, Handelsbeziehungen zu andern Staaten zu unterhalten, wenn nicht die Förderung der Handelsinteressen seitens der letzteren stets zum Vorspiel territorialer Angriffe gemacht worden wäre? Der europäische Kaufmann war im Morgenlande früher sehr willkommen, denn er wurde als Freund des Volkes betrachtet, dem er die benötigten Dinge lieferte. Um diesen Kaufleuten die Handelsbeziehungen zu sichern und zu erleichtern, war ihnen in Ägypten und in der Levante Sonderrechte gewährt worden, die unter dem Namen „Kapitulationen" bekannt sind und die in jüngster Zeit von den europäischen Staaten so ungeheuer gemißbraucht wurden. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß, als die Westmächte eine beängstigend herausfordernde Politik territorialer Erwerbungen betrieben, auf dem Schauplatz im Osten mehr Abenteurer mit bedrohlichen politischen Anschlägen erschienen, als harmlose Handelsleute. Kaufleute brachten ihre Waren und zogen weiter, nachdem sie so zu beiderseitigem Wohlstande beigetragen hatten. Jedoch die Abenteurer mit unersättlichem Verlangen nach Ruhm und Reichtum kamen nur, um ihre „wohlwollende Herrschaft" zu bringen und so die Unabhängigkeit der moslimischen Nationen zu untergraben.

Hätte die imperialistische Bewegung der Westmächte sich auf die von Wilden bewohnten Gebiete des Morgenlandes beschränkt und wären die Völker mit alter nationaler Unabhängigkeit und eigener Zivilisation und Kultur nicht angegriffen worden, so würde kein vernünftiger Orientale daran denken, die Ausdehnung der Handelsbeziehungen zwischen Orient und Okzident zu gefährden. Im Gegenteil, unter solchen Umständen würde der Handel aller europäischer Völker in den jetzt von dieser oder jener Macht beherrschten mohammedanischen Ländern gleichmäßig gedeihen. Vertragliche Verpflichtungen oder industrielle Rückständigkeit eines solchen Landes würde es vielleicht zwingen, sich irgendeiner Form des Freihandels zuzuwenden. Dominiert darin hingegen eine europäische Macht, so ist es zweifelhaft, ob der Handel anderer Völker die gleiche Ausdehnungsmöglichkeit haben kann. Steht es unter der Herrschaft einer Macht, die den Grundsatz der „Offenen Tür" vertritt, so wird diese durch Methoden, die ihrer Verwaltung am besten bekannt sind, den eigenen Handel zum Nachteil der übrigen Mächte fördern. Wird es jedoch einem Staate unterworfen, der der Schutzzollpolitik anhängt, so sind seine Grenzen dem Wettbewerb anderer Völker hoffnungslos verschlossen.

Nehmen wir Algerien als Beispiel. Die kulturbringende Herrschaft Frankreichs hat das Wachstum der Handelsinteressen anderer Völker in Algerien offensichtlich gehemmt. Der jährliche Umsatz zwischen Frankreich

und Algerien beläuft sich nach den Statistiken eines maßgeblichen Werkes*, das im Jahre 1898 herausgegeben wurde, auf insgesamt 330294702 Franken — während der Umsatz zwischen Großbritannien und Algerien 22632115 Franken — und der der Vereinigten Staaten von Amerika 2943483 Franken beträgt. Der Handel zwischen anderen europäischen Ländern und Algerien ist ebenfalls lächerlich gering. Auch in Tunis hat die „Action civilisatrice" Frankreichs den Handel der übrigen Völker gelähmt. Hätte Frankreich von beiden wichtigsten Ländern Nordafrikas nicht Besitz ergriffen, so wäre es für die übrigen handeltreibenden Völker Europas leichter, dort ihre Interessen zu fördern. Eisenbahnen, gute Straßen, bequeme Hotels usw. befriedigen vielleicht die Wünsche der französischen Kapitalisten, sie sind außerdem vielleicht für Vergnügungsreisende aus Europa und Amerika, die über große Geldmittel verfügen, sehr nützlich. Aber nicht die ganze Welt ist wie diese Menschen imstande, solche Errungenschaften für die einzigen Segnungen zu halten, die durch die Zivilisation im Auslande erreicht werden können.

Es scheint, daß Westeuropa sich nicht damit zufrieden geben wird, dem moslimischen Orient jedes Recht auf Selbständigkeit zu versagen. Die Anzeichen des Erwachens in den meisten Ländern des Ostens beobachtend, will es sogar jede Regung der Selbständigkeit im Keime ersticken. Viele Beispiele könnten angeführt werden zur Illustrierung der von den Westmächten angewendeten Mittel, den Fortschritt der Völker des Islam zu hindern. Nur einige mögen erwähnt sein: es werden fortgesetzt anmaßende Forderungen an die Moslimvölker gestellt, die, sobald die sogenannte Menschlichkeit als Deckmantel für die Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke benutzt werden kann, stets von der Drohung begleitet sind, daß die Mächte entweder gemeinschaftlich oder einzeln Gewalt anwenden würden. Oft unternehmen die Mächte Schritte, um die Gewährung eines Zugeständnisses zu sichern. Um dies zu erreichen, mischen sie sich regelmäßig in die heiligen Rechte der moslimischen Länder, sogar unter den groteskesten Vorwänden. Um die europäische Meinung für einen Krieg oder eine Expedition gegen solche Länder günstig zu stimmen, stempeln die politischen Sprachrohre der Mächte jedes harmlose Zeichen der Selbständigkeit als „Gefahr für den Fortschritt der Zivilisation".

Auf den nächsten Seiten werden wir uns mit der „orientalischen Gefahr" näher beschäftigen und zeigen, daß es der Osten ist, der die Angriffslust des Westens als Gefahr zu fürchten hat. Soweit der ferne Osten in Frage kommt, bleibt für den Verlust der nationalen Unabhängigkeit nur noch geringe Gefahr bestehen. Diejenigen, die den Gang der Ereignisse in

* Leroy-Beaulieu: „De la Colonisation chez les Nations Modernes." S. 397.

der Weltpolitik verfolgten, werden sich erinnern können, daß vor einiger Zeit dem bevorzugten System für die Durchführung der „Kulturmission“ in Ostasien in gewissen Kreisen viel ernstere Aufmerksamkeit zugewendet wurde als der Kulturarbeit im moslimischen Osten. Die numerische Überlegenheit und das feste Gefüge der Rassen des fernen Ostens störten zuerst nur in geringem Maße die sanguinischen Hoffnungen der Mächte, ihre Zivilisationspläne durchführen zu können. Nichtsdestoweniger übte das Fehlen großer Gemeinwesen eingeborener Christen nachteilige Wirkung auf die Ausführung der Pläne aus, denn das Vorhandensein solcher Gemeinwesen würde naturgemäß ausgezeichnete Gelegenheiten geboten haben, über orientalischen Barbarismus herzufallen. Ein weiteres Hindernis bildete die große Entfernung. Man konnte nicht jeden Augenblick Kriegsschiffe zur Unterstützung der Arbeit im Dienste der Zivilisation und Menschlichkeit dorthin senden, wie dies so oft nach den Gebieten des nahen Ostens geschieht. Das Emporsteigen Japans hatte auch seinen Einfluß auf die Beschränkung der ursprünglichen Zivilisationsabsichten, die die Westmächte für den fernen Osten gehegt hatten.

Große Aufmerksamkeit wurde jedoch von den Mächten dem „Zivilisationsbedürfnisse“ Chinas zugewendet. Fortwährend wurde dies Land bedrängt und in Verlegenheit gebracht. Tastende Versuche wurden gemacht, es davon zu überzeugen, daß es seine zwingende Pflicht sei, sich den Wünschen der Kulturwelt zu fügen. Aber der Wille der Vorsehung muß wohl den guten Absichten der Westmächte entgegen gewesen sein, denn China versucht, sich selbst zu helfen und die Naturschätze des Landes nutzbar zu machen. Die Haltung der Westmächte China gegenüber hat in der jüngsten Vergangenheit eine bedeutsame Wandlung erfahren. Von ihren Diplomaten wird es mit etwas größerer Höflichkeit behandelt und seine souveränen Rechte genießen etwas höhere Achtung. Die chauvinistischen Schriftsteller des Westens, die sich so hochmütig über die europäischen Einflußsphären im fernen Osten auszulassen pflegten, beginnen jetzt, die unwissende Welt über die selbstverständliche Theorie zu belehren, daß China genau das gleiche Selbstbestimmungsrecht besäße wie andere Völker auch. Als Beispiel dafür, wie jetzt die Volksmeinung gedrillt wird, die Wahrheit dieser Theorie einzusehen, mag ein Auszug aus einem Leitartikel der Londoner „Times“ vom 2. Januar 1906 angeführt werden, der sich mit der Organisation einer neuen chinesischen Armee beschäftigt:

„Dies würde China die wahrhaft furchtbare Heeresmacht von 432000 Mann geben, mit einer Reserve von einer Viertelmillion, und wenn sich das Heer nach dem Muster der letzten Manöver bewährt, wird es die Mächte gründlich von aller Beunruhigung über die Integrität und Unabhängigkeit des chinesischen Reiches befreien.“

Der Sinn obigen Zitats bedarf keiner Erklärung. Es mag nur darauf hingewiesen werden, daß das Wort „Beunruhigung" hier die zärtliche Sorgfalt bedeutet, die die Westmächte dem Wohlergehen der halb oder ganz unzivilisierten Völker im fernen sowohl als im nahen Osten haben angedeihen lassen, während für „Integrität" und „Unabhängigkeit" „Zerstückelung" und „Unterjochung" zu setzen ist.

Die Ausführungen der „Times" laufen also darauf hinaus, daß die Mächte sich um die Unterwerfung und Aufteilung Chinas nicht allzusehr zu bemühen brauchen. Sie besitzen ja ein viel günstigeres und bequemer gelegenes Feld, sowohl für die Verwirklichung ihrer humanitären Bestrebungen, als auch für die Einführung von Reformen im Dienste der Zivilisation, nämlich den moslimischen Osten.

2

Zunächst wollen wir uns darüber klar werden, was der „Panislamismus" eigentlich bedeutet. Ist er ein politischer Organismus? Ich behaupte, er ist es nicht, und zur besseren Erklärung dieser Behauptung will ich mich der Beschreibung bedienen, die ein englischer Orientalist gab. „Panislamismus", sagt dieser Herr, „ist nichts weiter als ein Hirngespinst, entstanden im Kopfe eines ‚Times'-Korrespondenten."* Es ist vielleicht von Interesse zu erwähnen, daß die sogenannte „panislamische Gefahr" ein Gegenstück bildet zu der „gelben Gefahr", die mehr durch die Moskowiter Diplomatie als durch das lebhafte Interesse, das, wie man sagt, der Deutsche Kaiser dafür bekundet haben soll, in der ganzen Welt des Christentums so allgemein bekannt geworden ist. Die Bedeutung des hier benutzten Wortes „Gefahr" bedarf wohl keiner Erläuterung, es ist nichts weiter als ein Schreckgespenst, das böswilligen Menschen stets in dem Augenblick erscheint, in dem sie eine ungerechte Handlung begehen wollen, wie zum Beispiel Raub oder widerrechtliche Länderaneignung.

Wenn das Wort Panislamismus die allgemein angenommene Bedeutung enthält, daß nämlich unter allen aufgeklärteren Moslimen des ganzen Orients das Einverständnis bestehe, die in der Welt des Islam noch vorhandenen Restchen Selbständigkeit zu bewahren, so kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß die Notwendigkeit eines solchen Einverständnisses in weitestem Umfange anerkannt zu werden beginnt. Die dringende Notwendigkeit, hier wirksame Maßregeln ergreifen zu müssen, wird früher oder später unweigerlich die Gedanken der Muselmanen beschäftigen.

Im Laufe der entwickelungspolitischen Ereignisse von internationaler Wich-

* Panislamism. A Cambridge Extension Lecture by Prof. E. G. Browne, University Press 1902.

tigkeit wird es sich gewöhnlich ergeben, daß das Mißgeschick des einen Landes dem anderen Vorteile bietet. Die unersättlichen Herrschergelüste, die in neuerer Zeit für den Imperialismus der Westmächte so charakteristisch waren, haben gewiß durch das Mißgeschick, das die Länder des Ostens zu erleiden hatten, hohe Befriedigung erfahren. Die sich stets verschärfende Ausdehnungspolitik der Westmächte hat das unter den Völkern des islamischen Ostens, die die Kosten dieser Politik zu tragen hatten, ohnehin schon bestehende Gefühl der Verzweiflung noch verschlimmert und hat bewirkt, daß die Orientalen sich ermannten, um auf gemeinsame Abwehr der Angriffe zu sinnen. Nach allen bisherigen Beobachtungen sind sie zu der Meinung gekommen, daß nicht ein einziges nichtchristliches Volk wird Herr seines Landes bleiben dürfen. Diese unter den Orientalen herrschende Besorgnis ist es, die es den Berufsagitatoren Westeuropas ratsam erscheinen ließ, eine „panislamische Gefahr" zu erfinden. In den Spalten der führenden Zeitungen und in der politischen Literatur Westeuropas stößt man häufig auf Bemerkungen, die die Agitationsmethoden in geradezu typischer Weise illustrieren. Es sei hier nur die Äußerung eines hervorragenden französischen Politikers angeführt, der ein Mittel zur Beseitigung dieser Gefahr vorschlägt: „Die Rolle eines Offiziers," so sagt er, „der es unternehmen würde, Kräfte des Islam aufzulösen, wäre die ehrenvollste und nützlichste, die ein Mann für sein Vaterland übernehmen kann."* Diese Worte drücken nicht nur eine typisch chauvinistische Gesinnung aus, sondern lassen auch einen Geist der Grausamkeit erkennen, den man bei einem Mitglied einer zivilisierten Gemeinschaft für sehr unchristlich halten muß. Sie wurden im Zusammenhange mit der Ausdehnung der französischen Herrschaft in den islamischen Ländern Nordafrikas gebraucht; sie wurden, merkwürdig genug, von einem Manne gebraucht, der, im Namen der Menschlichkeit und des allgemeinen Friedens, öffentlich seine große Sympathie für die unter türkischer Herrschaft lebenden Armenier bekundet hat.

An das Vorhandensein einer wirklichen und lebendigen panislamischen Gefahr wird sogar von dem tiefer denkenden Teil des großen Publikums geglaubt, denn die chauvinistischen Drahtzieher kennen die überzeugende Wirkung einer eindringlich und beharrlich wiederholten Behauptung. Wenn nicht Männer vom Schlage Peter des Eremiten die Christenheit versichert hätten, das Heilige Land würde von den Muselmanen entweiht — in Wirklichkeit hegten die Muselmanen Gefühle der höchsten Verehrung für dieses selbe Heilige Land — so wäre das Interesse an den Kreuzzügen vielleicht recht lau gewesen. Der Panislamismus, von dem Überpatrioten als von einer nahe bevorstehenden Gefahr prophezeien, könnte die heiligen religiösen

* Baron d'Estournelles de Constant: Les Congrégations Religieuses chez les Arabes et la Conquête de l'Afrique. Paris 1887. S. 70.

Interessen der Westmächte im Orient gefährden, und infolgedessen muß er ohne sentimentale oder humanitäre Rücksichten zermalmt werden; durch seine Unterdrückung würde ja die Zivilisation eine wesentliche Förderung erfahren, sogar in solchem Maße, daß diese Förderung eine Entschädigung bedeuten würde für die blutigen Kämpfe, die die Durchführung der Niederzwingung im Gefolge haben könnte.

Angenommen, die sich in steigendem Maße fühlbar machende Unruhe im Orient über die Sicherung der verbliebenen Reste islamischer Unabhängigkeit würde zu einem gemeinsamen Unternehmen der Notwehr seitens der Muselmanen führen, wäre es nicht, — um einen Lieblingsausdruck W. Churchills zu gebrauchen — eine terminologische Ungenauigkeit, ein solches gemeinsames Vorgehen als „Gefahr für Europa" zu bezeichnen? Ganz gewiß ist diese Bezeichnung ein Beispiel ungenauer Terminologie, denn wenn vereinte Anstrengungen in obigem Sinne gemacht werden sollten, so würden diese gegen eine tatsächliche Gefahr gerichtet sein, nämlich gegen die Gefahr weiterer Verletzungen der Rechte der Moslimenwelt. Man bedient sich jedoch Ungenauigkeiten und falscher Darstellungen, wenn es sich um höhere Interessen des Imperialismus handelt. Der Mann aus dem Volke ist nicht imstande, noch hat er das Recht, die Moral der leitenden Grundsätze der höheren Staatskunst in Frage zu ziehen, besonders in Angelegenheiten territorialer Ausdehnung. Außerdem aber hält man es im Interesse der gesamten Menschheit für vollkommen gerechtfertigt, rechtzeitig in jeder erdenklichen Weise, sogar durch falsche Darstellung, auf das Anwachsen einer störenden Bewegung des Widerstandes aufmerksam zu machen, die von den unwissenden und halb barbarischen Orientalen gegen die Vorteile europäischer Zivilisation gerichtet werden könnte. Dieser verderblichen Bewegung gleichmütig gegenüberzustehen, würde, wie behauptet wird, das Vordringen der Zivilisation ganz gewiß mit gefahrvollen Folgen bedrohen.

Über den Zustand des Glückes jener Moslimrassen, die bereits der Herrschaft dieser oder jener fremden Macht unterworfen sind, erscheinen einerseits in führenden Blättern Westeuropas glühende Schilderungen, während anderseits trotz des schreckenerregenden Vorgehens mit Feuer und Schwert zur Aufrechterhaltung der Herrschaft, Unzufriedenheit und Blutvergießen in diesen unterworfenen Ländern häufig vorkommen. Der Verstand des großen Publikums in Westeuropa ist nicht geschult zu begreifen, weshalb die unterworfenen Rassen des Morgenlandes sich gegen die „Gerechtigkeit und Ordnung" empören, die die europäische Herrschaft ihnen sichert, und von Zeit zu Zeit so großes Blutvergießen für so geringfügige Zwecke verursachen. Haben diese Eingeborenen nicht entsetzlich unter der beklagenswerten Anarchie gelitten, die während der Regierung ihrer ein=

geborenen Fürsten herrschte? Diese ganz unbegreiflichen Erscheinungen der Unzufriedenheit und der Empörung sind ohne Zweifel in höchstem Maße bestürzend. Aber diese Bestürzung des Volkes schwindet sofort, wenn authentische Berichte in den führenden Zeitungen versichern, daß der Einfluß des Fanatismus die einzige Ursache aller dieser bedauerlichen Vorfälle gewesen sei.

Es wird oft gesagt, daß die Muselmanen die größten Fanatiker der Welt seien. Gleichzeitig aber könnte hinzugefügt werden, daß sich ihr Fanatismus niemals so klar zeigt, als in der Bevorzugung der Mißwirtschaft ihrer eigenen Herrscher vor irgendeiner ihnen von einer fremden Macht auferlegten vorteilhafteren Regierungsform. Die Quelle dieser fanatischen Idee, wie in dem vorhergehenden Kapitel ausführlich dargelegt, liegt in der Tatsache, daß vernünftige Verwaltung, Freiheit und Wohlstand von ganz geringem Werte sind, verglichen mit den religiösen Schwierigkeiten, nationalen Entwürdigungen und heimischem Unvermögen, das die zivilisierte Regierung der Fremden im Gefolge hat.

Da ich mit aufmerksamem Interesse die politischen Umgestaltungen beobachtet habe, die die Überlegenheit der Westmächte fortgesetzt im Orient hervorbringt, darf ich wohl wagen, meine Ansichten über den wahren Zustand der in Frage stehenden moslimischen Rassen zu äußern. Es ist das tiefe und persönliche Interesse an diesem Zustand, durch das man gezwungen wird, zwischen den Zeilen all jener glühenden und erfreulichen Berichte in der europäischen Presse über die Lage dieser unterworfenen Moslim zu lesen. Werfen wir hier einen eiligen Blick auf den Zustand der moslimischen Völker, die von den Westmächten beherrscht werden. Dieser kurze Überblick wird uns zur Genüge zeigen, welchen Reiz die so viel gerühmte zivilisierte Herrschaft der Westmächte den Völkern zu bieten hat, die sich noch eines unabhängigen nationalen Daseins erfreuen, wie sehr sie auch von der oft gelästerten „orientalischen Tyrannei" unterdrückt sein mögen.

Beginnen wir mit Frankreich; erstens, weil dieser Staat offiziell keine Religion besitzen soll und deshalb keine religiösen Vorurteile gegen die Gebräuche und Einrichtungen der unter seiner Herrschaft stehenden Muselmanen haben kann, zweitens, weil unter allen Kolonialmächten Europas die Franzosen sich durch einen übergroßen Hang hervortun, mit den Kolonisierungserfolgen zu prahlen, die sie in den dunklen Ländern des Orients erreicht haben, drittens, weil viele Orientalen sich nicht wenig für die nachdrückliche Art interessieren, in der viele französische Schriftsteller die Ideen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und „Menschenrechten" hervorheben.

„Es wäre ein herrlicher Umstand gewesen," so schrieb ein englischer

Autor, der bei der Behandlung der Kolonialpolitik seines Landes keine nationalen Vorurteile zu haben scheint, „hätte man sie (die Franzosen) als Ausnahme hinstellen können. Aber auch sie haben keine Achtung vor den Rechten und Empfindungen der Völker gehabt, in deren Länder sie eingedrungen sind, um sie zu zivilisieren." (William Howitt: Colonisation and Christianity, 1838, S. 312.) Diese Worte wurden geschrieben, bevor mehrere Millionen Muselmanen in Nordafrika unter französische Herrschaft kamen.

Die Einführung europäischer Zivilisation war nicht das Ergebnis jener „friedlichen Durchdringung", von der jetzt so viel in Verbindung mit den marokkanischen Angelegenheiten zu hören ist. Erst nach beharrlichen und lange fortgesetzten Bemühungen gelang es Frankreich, einen ausreichenden casus belli zu konstruieren, der den Überfall Marokkos rechtfertigte. Die Diplomatie, mittelst deren Frankreich sein Ziel erreichte, war eher alles andere als erbaulich. Gleich einem Schuldner, der seine Gläubiger mit schamloser Gleichgültigkeit abspeist, hatte Frankreich lange Zeit seine Schulden an die algerischen Herrscher, die ihnen Waren lieferten, nicht bezahlt. Als aus diesem Grunde die Beziehungen zwischen den beiden Ländern auf beiden Seiten des Mittelmeeres etwas gespannt waren, da ereignete sich ein „glücklicher" Vorfall, der von Frankreich natürlich sofort als gröbliche Beleidigung seines Vertreters in Algerien ausgelegt wurde, der ja schon lange versucht hatte, einen Streit zu provozieren. Daraufhin erfolgte die französische Invasion Algeriens, in deren Verlauf mehr grausige Schlächtereien auf seiten der zivilisierten Angreifer begangen wurden, als von den sich widersetzenden Muselmanen. In einem Falle trieben die Franzosen ihre Wut soweit, gegen fünfhundert Männer, Frauen und Kinder in der Höhle Ouled Riah, wo diese angsterfüllten Unglücklichen Zuflucht gesucht hatten, zu ersticken. Man kann nicht umhin, die Art jener französischen Schriftsteller zu bewundern, die in anscheinend höchst glaubwürdiger Weise diesen „bedauerlichen Irrtum" des französischen Kommandeurs hinweg erklären, der veranlaßt hatte, vor der Öffnung der Höhle ein Feuer anzuzünden.

Die Berichte von Heldentaten dieser Art, begangen von den zivilisierten Franzosen, erfüllten die Muselmanen mit Schrecken. Und deshalb stürzten sich, als nach blutigem Kampfe die französischen Truppen die Stadt Constantine erstürmten, Hunderte seiner Einwohner, Greise, Frauen und Kinder, von den steilen Felsen des majestätischen Passes unterhalb der Stadt herab und kamen um. Nach arabischer Darstellung töteten sich diese Menschen, um nicht in die Hände ihrer gefürchteten Feinde zu fallen. In dem Buche „Histoire de l'Algérie par ses Monuments", Edition de la „Revue Illustrée", aber heißt es, daß die Seile, an denen die Leute sich von der steilen Klippe

herablassen wollten, sich lösten (man beachte, die meisten oder gar alle Seile!) und hierdurch der Tod der Flüchtenden herbeigeführt wurde. Welche von beiden Darstellungen ist die glaubwürdigere? Bezüglich einer gewissen Vollmacht, die Frankreich von Europa erteilt worden sein soll und die es beauftragt, in Marokko geordnete Zustände zu schaffen, hat entweder ein französischer Diplomat oder ein maurischer Würdenträger gelogen. Verschiedene führende Zeitungen, einschließlich der „Times", versicherten eindringlichst, daß doch ein zivilisierter französischer Ehrenmann größere Glaubwürdigkeit besitze als ein halbwilder orientalischer Potentat. Und deshalb müssen wir der französischen Darstellung jener Ereignisse in Constantine glauben, denn der zivilisierte Europäer besitzt eine viel feinere Geschicklichkeit, seine Darstellung mit Anziehungskraft und überzeugender Beweisführung auszustatten.

Doch sei dem, wie ihm wolle; Frankreich hatte endlich die Muselmanen unterworfen und begann jetzt ernstlich mit der Durchführung des Werkes der Zivilisation in Nordafrika. Es wurden zwei verschiedene Verfahren nacheinander versucht. Zunächst wünschten die maßgeblichen Stellen, das unterworfene Land so weit als möglich von seiner moslimischen Bevölkerung zu säubern. Dies ist das „Refoulment"-Verfahren, das darin bestand, die Moslim über das Atlasgebirge oder sogar in die Sahara zu treiben. Späterhin verfiel man auf die gigantische Idee, die Muselmanen aufzusaugen. Dies ist der „Fusionnement"-Plan, der nicht nur eine Aufmunterung französischer Kolonisten und anderer Siedler lateinischer Abstammung, die das französische Bürgerrecht erworben hatten, enthielt, zu dem Zwecke, die Eingeborenenbevölkerung zu verdrängen, sondern auch den Algeriern, entweder durch Zwang oder durch allmähliche Beeinflussung, französische Ideale, Gebräuche und Gesetze aufzuoktroyieren suchte. Diese Versuche hatten jedoch keine die Eroberer befriedigenden Ergebnisse, abgesehen davon, daß sie einen verhängnisvollen und plötzlichen Schlag gegen die Grundfesten der Moslimengemeinde, diesem im Laufe von Jahrhunderten langsam angewachsenen Gebilde, bedeuteten, die Muselmanen in hilfloser Verwirrung auseinandertrieben und sie in einen Zustand vollkommener Verarmung brachten. Die fruchtbaren Gebiete Algeriens wurden mit einigem Erfolge von den moslimischen Bewohnern befreit. Aber diese Bewohner konnten nicht so schnell durch französische Kolonisten ersetzt werden, da letztere nicht in genügender Anzahl einwanderten. Für französische Chauvinisten muß der Gedanke recht betrüblich sein, daß, so lebhaft und beweglich französische Frauen in sonstiger Hinsicht auch sein mögen, sie sich doch nicht bemühen wollen, Frankreich mit mehr Kindern zu beschenken, damit die eroberten Provinzen Nordafrikas mit französischen Elementen durchdrungen werden können.

„Wir haben der moslimischen Bevölkerung Gerechtigkeit und Freiheit gegeben und ihr die Möglichkeit gesichert, Reichtümer zu erwerben.“ Diese Worte sprach ein hochstehender französischer Beamter in meiner Gegenwart in Algerien. Es war ihm natürlich vollkommen Ernst mit dieser Bemerkung über das Wohlwollen seitens seines Landes. „Wir werden von allen Seiten betrogen und aller Vorteile der Bürgerrechte beraubt, die die französischen Siedler genießen,“ kann man von jedem intelligenten Moslim hören, sobald er sicher ist, daß man ihn nicht dem Mißfallen der französischen Kolonialbehörden ausliefert. Wer die nordafrikanischen Besitzungen Frankreichs durchreist, wird bemerken, wie traurig, niedergeschlagen und armselig die moslimische Bevölkerung erscheint. Sie findet nicht genügend Arbeit, und nur sehr wenig anbaufähiges Land ist in ihrem Besitze verblieben. Allein im Jahre 1871 wurden 300 000 Hektar Land den Muselmanen genommen, die sich gegen die französische Herrschaft empört hatten; außerdem wurde ihnen eine Geldbuße von 30 Millionen Franken auferlegt. (J. L. de Lanessan: L'Expansion Coloniale de la France.) Dies war für die Muselmanenbevölkerung ein vernichtender Schlag, von dem sie sich schwerlich jemals erholen wird.

Es ist ganz natürlich, daß der Sieger in dem von ihm eroberten Lande den Gebrauch seiner Sprache fördert. In Frankreichs nordafrikanischen Gebieten jedoch wird die französische Sprache und die französische Literatur mit allen erdenklichen Mitteln vorwärtsgedrängt, zum schwersten Schaden arabischer Wissenschaft und Gelehrsamkeit.

Die sich herablassend gebärdende französische Bürokratie wollte sich bis in die äußersten Einzelheiten des Lebens der Moslimen einmischen, um es auf diese Weise mit bestimmten europäischen Gebräuchen zu durchtränken, die für orientalische Bedürfnisse vollkommen ungeeignet sind. Wären die Franzosen dem von den Engländern gesetzten Beispiel gefolgt, sich in stolzer Unnahbarkeit von jeder engeren Berührung mit den unterworfenen Einwohnern fernzuhalten — ihre Herrschaft wäre den Muselmanen erträglicher erschienen. Bei der Einmischung in religiöse Angelegenheiten gingen die französischen Kolonialbehörden sogar so weit, den algerischen Pilgern die Wallfahrt nach Mekka zu verbieten, eine Verordnung, die sich acht Jahre lang in Kraft befand. Während der letzten Jahre jedoch hat man damit begonnen, einigen Pilgern die Wallfahrt unter bestimmten Bedingungen zu gestatten; sie werden nun von einem französischen Beamten nach Mekka geleitet. Diese Maßregeln wurden getroffen in dem durch nichts begründeten Glauben, die zurückgekehrten Pilger könnten in Algerien den so gefährlichen „Panislamismus“ verbreiten. Während alle Siedler und sogar die eingeborenen Juden als Bürger („Naturalisés“) betrachtet werden, behandelt man die Muselmanen als unterworfene Bevölkerung.

Die vorstehenden Angaben illustrieren zur Genüge die Lage, in die mehr als drei Millionen Muselmanen in Algerien gebracht sind. Eine starke Armee wird im Lande unterhalten, und die militärische Straffheit Frankreichs macht sich überall bemerkbar. Diese zur Schau gestellte Waffenmacht mag die Muselmanen mit einem Gefühl der Unterwerfung erfüllen, bestimmt aber verrät sie der Außenwelt die Tatsache, daß die französische Herrschaft nicht auf die vielgerühmte wohlwollende Regierung zurückzuführen ist, die das zivilisierte Frankreich eingeführt zu haben behauptet, sondern einzig und allein auf rohe Gewalt.

Die Besetzung Tunesiens ist verhältnismäßig neuen Datums, aber schon beginnt in der Moslimbevölkerung sich die Furcht zu regen, es könnte ihnen genau das gleiche Schicksal bestimmt sein wie ihren Glaubensgenossen jenseits der westlichen Grenze.

In einem Werke über die Geschichte der Kolonisation neigt ein Amerikaner der Ansicht zu, daß, wenn die unterworfene Bevölkerung sich den von den Zivilisationsmächten geschaffenen Zuständen nicht fügen wolle, es für die Mächte unvermeidlich sein wird, die Eingeborenen zu vernichten. „Die Eingeborenen", sagt er, „müssen dann entweder ausgerottet oder ihre Anzahl so vermindert werden, daß sie leicht zu kontrollieren sind. Und in diesem Verfahren, so gänzlich unvereinbar mit der Zivilisation und doch um ihretwillen durchgeführt, muß das Mutterland unausbleiblich viel Gut und Blut opfern." (H. C. Morris: History of Colonisation, Bd. I, S. 21.) Wollte man den vorstehenden Grundsatz bei den unter britischer Herrschaft stehenden Muselmanen anwenden, so ist schwer zu begreifen, wie man das Verfahren der Ausrottung oder Verminderung hätte durchführen können. Es heißt, daß die Anzahl der Muselmanen unter britischer Herrschaft ungefähr hundert Millionen beträgt.

Ich würde nicht meiner Überzeugung gemäß handeln, wollte ich hier in den klugen Ton der Schmeichelei verfallen und behaupten, daß die britische Herrschaft von den Muselmanen heiß begehrt wird. Da aber die Flut europäischer Ausdehnung im Osten unwiderstehlich stark ist, muß ein orientalisches Volk, das sich nicht selbst behaupten kann, einer der verschiedenen angenehmen, von den europäischen Ländern gebotenen Regierungsformen den Vorzug geben. Die britische Besitzergreifung hat gegen die anderen Kolonialmächte einen entschiedenen Vorteil, nämlich den, daß nach Gebieten des moslimischen Ostens, die unter britische Herrschaft geraten, sich gewöhnlich nicht ein bedeutender Zufluß europäischer Einwanderer ergießt. Diese Tatsache ist ein gutes Zeichen für die Zukunft der Orientalen unter englischer Herrschaft.

Es ist hier nicht der Raum vorhanden, mich über die Wirkungen englischer

Regierung auf die vielen Millionen Muselmanen eingehend zu verbreiten. Dies kann in verständlicher Form nur in einem besonderen Werke geschehen.

Obgleich es zweifellos zu den Mächten gerechnet werden muß, die sich fortwährend ausdehnen, kann Rußland auf den Titel „Zivilisationsmacht" doch nur ganz geringen Anspruch erheben. Deshalb kann man von diesem Lande korrekterweise nicht behaupten, daß es den Völkern, die es seiner Herrschaft unterworfen hat, dadurch nützt, daß es ihnen die Zivilisation mitteilt, die es selbst aus dem westlichen Europa borgen mußte. Rußland besaß jedoch eine eigene feine Staatskunst, durch die es die Welt von seiner Qualifikation zu überzeugen verstand, eine Kulturmission in Asien zu betreiben. Und durch seine geschickt geleitete Diplomatie gelang es ihm, sich die Sympathien Europas zu sichern, wo eine große Anzahl Freiheitssucher, Apostel der internationalen Friedensbestrebungen, Schriftsteller, Gelehrte und sogenannte Humanisten es übernahmen, Rußlands Anspruch zu verfechten, als Kulturpionier in Asien zu posieren. Nachdem seine Mission erst einmal anerkannt und beglaubigt war, begann es, die Freiheit und Unabhängigkeit eines orientalischen Staates nach dem anderen zu unterdrücken. Dann machte Japan dieser possenhaften Kulturmission ein Ende, zum mindesten in bestimmten Teilen des asiatischen Festlandes. Verschiedene Moslimrassen sind der Kulturfreude Rußlands zum Opfer gefallen. In der Krim, im Kaukasus und in Zentralasien wurde sie hauptsächlich durch die beharrliche Bemühung charakterisiert, den unterworfenen Völkern moskowitische Gebräuche aufzuzwingen. Alles wurde aufgeboten, die Doktrinen der russischen Kirche unter den Muselmanen zu verbreiten, und Maßnahmen wurden getroffen, die Ausbreitung islamischer Studien zu verhindern. An einigen Stellen sind die russischen Behörden sogar soweit gegangen, sich an dem Inhalte des Korans zu vergreifen, indem sie gewisse Verse unterdrückten, besonders solche, die nach ihrer Ansicht Empörung gegen die Autorität Rußlands verursachen könnten. Ein russischer Geistlicher, der die Erfolge Rußlands in den besetzten Gebieten den Völkern des Westens klar zu machen versucht, gibt zu, daß „durch das Recht des Siegers und im Einklange mit dem Geiste der Zeit Moscheen in den unterworfenen Ländern zerstört wurden". (E. Smirnoff: The Russian Orthodox Missions, S. 10.) Eine überwältigend große Horde russischer Kolonisten, die keine anderen Merkmale der Zivilisation aufwiesen als solche, die man bei einem Nomadenstamme findet, wurde nach den den Muselmanen abgenommenen Gebieten verschickt und so das Werk der Aufsaugung der unterworfenen Rassen energisch gefördert.

Ein Ergebnis dieser Methode, Zivilisation nach dem Herzen Asiens zu bringen, war, daß eine große Auswanderung der Muselmanen begann und

sich unaufhörlich fortsetzte. Jedermann, der am Bosporus lebte, wird wissen, daß moslimische Emigranten fortwährend aus der Krim, dem Kaukasus und anderen von Rußland an sich gerissenen Provinzen hereinströmten. Diese Leute sind wirklich nicht wahnsinnige Fanatiker, die ihre Heimstätten verlassen, sorgenvoll ihre traditionelle Anhänglichkeit an das Land ihrer Väter aufgeben und in einem fremden Lande Zuflucht suchen, nur aus gedankenlosem Haß gegen eine christliche Regierung. Sie fühlen die vitale Notwendigkeit, sich Daseinsbedingungen zu sichern, unter denen sie frei sind, ohne bedrückende Beschränkungen ihren nationalen Gebräuchen und ihrem Glauben zu leben. Rußland scheint die bösen Folgen, die eine derartig umfangreiche Auswanderung für die wirtschaftliche Entwickelung der ungeheuer großen unterworfenen Länderstrecken haben muß, nicht zu bedenken. Politische Erwägungen sind dem Zarenreiche anscheinend wichtiger, denn es fürchtet ebenfalls das Gespenst der panislamischen Gefahr in den unterworfenen Ländern, die von Moslimen bewohnt sind.

Die Welt des Islam beginnt jetzt mit nervöser Besorgnis das Unheil zu betrachten, das westlicher Chauvinismus zu verursachen sich bemüht. Der Islam ist mehr ein sozialer Organismus als ein Glaube und nspiriert seine Anhänger mit einem starken Gemeinsamkeitsgefühl, charakteristisch für Völker mit konkreten nationalen Bestrebungen. Bis zu diesem Tage hat sein Körper gleichmäßig unter fremden Übergriffen gelitten und wir daher, durch ein gemeinsames Gefühl bewegt, Mittel zur Abwehr suchen.

Die Völker des Islam würden vielleicht auch Mittel zur Selbstverteidigung finden. Sie bilden einen zu großen Teil der gesamten Menschheit, um vollkommen zerstreut zu werden. Nicht immer werden sie leicht durch „überlegenen, moralischen Druck" auseinandergesprengt werden können, wenn westliche und östliche Interessen aufeinanderprallen, wie es sich einige Leute in Westeuropa vorstellen. Isolierte Teile der Anhängerschaft des Islam können wohl zerstreut werden, natürlich nicht durch „überlegenen moralischen Druck", sondern durch das Schwert der zivilisierten Westmächte, wie es bisher der Fall war. Das Ganze aber wird nicht vernichtet werden können. Wer kann mit Gewißheit sagen, daß moslimische Nationen nicht imstande sein werden, in der Zukunft machtvollen Beistand zu finden, vielleicht sogar inmitten Europas? Es gibt Staaten, die nicht unendliche territoriale Eroberungen im moslimischen Osten, sondern die ehrliche Eroberung der Märkte dieser Länder erstreben. Und Boykottversuche in der gesamten islamischen Welt, gegen die Fabrikanten aus den Ländern gerichtet, die keiner moslimischen Rasse das Recht der Unabhängigkeit zugestehen wollen, könnte eine solche Unterstützung durch Mittel-

europa sichern. Auch werden die Muselmanen in Zukunft wissen, wie sie sich zu verhalten haben, und allesamt mit den übrigen Völkern des Orients gemeinsame Sache machen. Erwägungen des gegenseitigen Vorteils zwischen moslimischen und nichtmoslimischen orientalischen Völkern machen eine solche Entwicklung notwendig. Die Rechte und Freiheiten der Mehrzahl der übrigen morgenländischen Völker sind um nichts weniger der Gnade des eroberungssüchtigen Westens ausgeliefert, als diejenigen der moslimischen Länder.

„Asien hat Raum für uns alle!" Lange ist dieses Wort die Losung der Chauvinisten des Westens gewesen und pflegte hauptsächlich an Rußland gerichtet zu werden, als diese Macht noch als der bedeutendste Kulturpionier in Asien galt. Wenn die vereinten Anstrengungen der asiatischen Rassen die oben erwähnte Entwicklung herbeiführen, werden diese asiatischen Völker natürlich ihr eigenes Losungswort haben. Ich will wagen, dies Losungswort vorauszusagen. Es wird verkünden:

„In dem gastfreien Asien ist Raum vorhanden für alle wünschenswerten Fremden. Für solche jedoch, die ihre Hände nach fremdem Länderbesitz ausstrecken, ist es fortan verboten."

Der rechte Liebhaber des Schicksals

Roman von Albert Steffen

(Fortsetzung)

Zehntes Kapitel

Nach dem Begräbnis sagte Klara, daß sie zurück in ihre Wohnung ziehen werde.

„Dann mußt du mir erlauben, daß ich täglich zu dir komme," versetzte Artur. „Ich fühle mich so geborgen, wenn ich bei dem Menschen bin, den meine Mutter geliebt hat."

Nachdem sie gegangen war, setzte er sich in das Studierzimmer des Vaters. Wie er auf die Karten an den Wänden schaute, empfand er wiederum, wie viele Erlebnisse er dem Vater zu verdanken hatte: er war mit ihm auf zahllosen Wegen geschritten, er hatte durch ihn gar mancherlei Menschen kennen gelernt. Indem er derart sann, schien ihm das Leben in der Ferne zu verschwinden. Er sah die Welt weit weg, gerade so, wie diese Karte an der Wand sie zeigte. Früher waren ihm die Berge etwas Lebendes gewesen: so donnerten sie, so schliefen sie, so schlug das Herz in ihnen. Jetzt aber schien ihm, als könnte er niemals mehr ihren Atem spüren. Kehrte er auch zurück in jene Täler, sie würden ihm gestorben sein. Es überfiel ihn eine große Leere.

Er schloß die Augen. Da trat das Bild der Mutter vor die Seele. Die Öde seines Herzens schwand. Er suchte sich jede Minute früheren Zusammenseins zu vergegenwärtigen. Er holte alle Bücher, die sie geliebt hatte, hervor und fing unersättlich zu lesen an, diesen Tag und den folgenden und ging dabei gar nicht aus dem Hause, aß nichts als das halbe Brot, das noch im Büfett lag.

Klara war seinem Gedächtnis ganz entschwunden.

Sie wartete und wunderte sich, daß er sie nicht besuchte. Am Ende des zweiten Tages bekam sie Angst, wurde zu ihm hingetrieben und läutete mehrere Male. Endlich kam er, nichts ahnend, daß sie es war und fuhr fast erschrocken zurück.

Auch sie erschrak. Denn er sah ganz entgeistert aus.

Sie nahm ihn mit zum Essen und erfuhr, daß er das Haus überhaupt nicht verlassen hatte.

Da schlug sie, um ihn von seinem Sinnen abzubringen, einen weiten Abendspaziergang vor.

Sie fuhren aufs Geratewohl aus der Stadt, stiegen irgendwo aus dem Zuge und marschierten eine Stunde lang durch Föhrenwälder. Endlich, als es schon dunkel wurde, kamen sie an eine graue, weite Heide mit fernem, schwarzem Saum, der bald wie eine Wand und bald gezackt war, so daß

man Giebelhäuser und kleine Schlösser, Gärten und Wäldchen dort vermuten mußte. Sie nahmen sie zum Ziele und durchquerten die Ebene. Die Kronen der einzelnen Bäume schwebten an ihnen vorüber wie schwarze Wölklein. Zuweilen griffen sie nach den Büschen am Weg, dann flatterten kleine Vögel ab. Die beiden strebten dem dunklen Zuge einer Allee zu, erreichten sie und mit ihr die zwei ersten Häuschen, die versteckt lagen in mannigfachen Gebüschen, deren Formen das Herz nach den ewigen Föhrenwäldern eigentümlich heimatlich berührten: da waren die schlanken, starren Pappeln und der kugelige Weißdorn und dann das zarte Gewebe der Birken. Aus der weiten Ebene, den endlosen Wäldern und – weiter zurück in der Erinnerung – aus der einförmigen Riesenstadt war man auf einmal ins Enge und Traute getreten. Der Geist ging plötzlich ganz ins Nahe. Es war eine so glückliche Beschränkung selbst auf der Straße, die einen bannte und nicht gerne weiter wandern ließ. Die großen Dächer, die Gärten und Hecken entzückten durch die Abwechslung ihrer dunklen Formen. Die Lichter sagten, daß da drinnen Menschen wohnten, die der Verirrung entronnen. Man hörte ein Kind schreien. Dann roch man Heu, dann eine Gerberei, dann einen Zimmermannsplatz und immer wieder Blumengärten. In jedem Garten plätscherte ein Brunnen, von dem man meinte, er überlaufe und verriesle im schwarzen Gebüsche.

Sie kamen an einem großen Küchengarten vorbei. Da sie Hunger hatten, kletterten sie über den Zaun, suchten an den Blättern die Gemüse zu erkennen und brachten eine hübsche Mahlzeit zusammen: Gelbe Rüben, Rettiche und Schwarzwurzeln. Klara griff in alle Zwergobstbäume, um frühe Äpfel zu erwischen. Zehnmal biß sie in saure, davon sagte sie nichts. Endlich wurde sie klug und wagte sich an die Spaliere, wo sie zwei reife Riesenbirnen fand. Bei einem Brunnen wusch man das Gemüse, und hernach aß man lachend alles. Der gewissenhafte Artur aber schrieb den Namen des Gärtners auf und schickte ihm vom Bahnhof aus, wohin sie hierauf gingen, das Doppelte dessen, was sie schuldig zu sein glaubten.

Es stellte sich heraus, daß der nächste Zug erst um Mitternacht zurückfuhr.

Sie traten auf die Ebene zurück. Wie sie so dahinschritten, befiel sie beide ein großes Verlassensein. Sie sahen sich wie zwei kleine, schwarze Punkte über die ungeheure Weite wandern. Plötzlich spürten sie, daß sie auf tonigen Boden gerieten. Links neben sich sahen sie noch weißhaarigen Hafer, aber rechts war Moos, niederes Baumgestrüpp, und zuweilen glänzte ein schnurgerader Entwässerungsgraben. Man ahnte dort mehr als daß man sah: Schilf und Riedgraspolster und dazwischen die rostroten, stagnierenden Wasserlachen.

Der Weg ging auf einem Damm und schimmerte weithin bis zum schwarzen Walde. Die Gerüche waren nun nicht mehr freundlich wie die des Dorfes. Es ging vielmehr ein fast tierischer Hauch. Es schien als wäre der rote Nebel, der über dem Moore lag, ein Ausdunst dunkler Triebe. Er legte sich beklemmend auf die Brust. Ein Zug von Birken huschte vorüber. Sonst blinkten sie so freundlich. Jetzt glichen sie Gespenstern.

Sie beschlossen in einer offenen Bretterhütte etwas zu rasten und auszuruhen, kauerten nieder und lehnten Schulter an Schulter.

Klara schlummerte ein.

Artur fragte sich: „Warum zögere ich, das Geständnis zu machen?"

Je tiefer er in sich schaute, um so mehr empfand er eine grauenhafte Unsicherheit. Alle Lebenszusammenhänge schienen ihm schauriger und unlösbarer zu sein, als er überhaupt zu denken vermochte.

Plötzlich durchzuckten ihn nah dem Herzen heftige Stiche. „Ich bin krank," sagte er zu sich. „Mir hilft es nichts, bei anbrechendem Tage im Lichte zu leben."

Er schaute auf Klara, die so vertrauend sich dem Schlummern hingegeben hatte. Er durfte nicht ihr Schicksal an das seine ketten. Er wollte sie nicht zerstören. Er mußte alles allein zu Ende bringen.

„Klara," sagte er mit lauter Stimme, „hier darfst du nicht schlafen."

„Ja," murrte sie und war von neuem eingenickt. Schon spürte er den linden Atem wiederum.

„Sie kann so ruhig schlafen, weil sie mich selbstlos liebt. – Ich jedoch muß wachen."

„Steh auf," rief er. „Die Mitternacht ist da."

In der Folge nahm die Stadt für ihn ganz die Farbe seines Innern an. Das Fröhliche, das ihm begegnete, vergaß er gleich. Das Hoffnungslose blieb haften. Oft fand er sich im dunklen Gassengewirre verirrt.

Einst kam er auf eine weite, kahle Wiese mitten im Häusermeere. Ihm schien, als wären die Menschen beim Bau der Stadt durch irgendein düsteres Geschick gezwungen worden, diesen Platz frei zu lassen, als wäre in dem Dunst, der beständig über ihm lagerte, noch etwas anderes als Rauch und Nebel. Die ungeheuren Häuser, die ihn einrahmten und sich alle so trostlos glichen, schienen in unendlicher Ferne zu liegen. Tausend Töne klangen verwebt und keiner sagte etwas. Nie spielten Kinder hier. Ein Arbeiter schwankte zuweilen schattenhaft vorüber, müde, ohne aufzuschauen und verschwand. Artur war es, als ob die Menschen, die den Platz Tag für Tag überschreiten mußten, früher sterben würden. Hier ging er nun täglich hin.

Zu Hause gab er sich endlosen Spekulationen über sein Verbrechen hin.

„Was ich getan habe, das läßt sich nicht so leicht austilgen, dies seh ich täglich besser ein. Wenn ich nun glücklich wäre, so könnte ich mich nicht der Illusion erwehren, ich hätte die Folgen meiner Taten längst besiegt. Ich würde nicht an die Wahrheit glauben, daß jeder Gedanke, jedes Gefühl, jede Handlung, daß alles eine bestimmte Wirkung hat. Ich nähme täglich die Phrase in den Mund, daß das Schicksal durch Fröhlichkeit zu übertölpeln ist. Ich wäre charakterlos.

Ist es nun nicht besser, ich kenne das wichtigste Lebensgesetz und halte mich daran, wenn ich auch dadurch die fürchterlichsten Schmerzen Tag für Tag ertragen muß?

Auch wenn es mir ganz schlecht ergeht, darf ich von einem milden Schicksal reden.

Wenn man leidet, schweigt die Schuld. Man zahlt mit jedem Schmerze etwas ab und kann glauben, daß schließlich alles gebüßt ist. Werd ich krank, so heißt das: etwas Häßliches kommt zum Vorschein, um zerstört zu werden. Ich befreie mich nur dadurch von meinen unerträglichen Fehlern, indem ich absterbe. Das Schlechte muß eben weg."

Aber dennoch fühlte er, daß etwas nicht richtig war, wenn er derart litt, fühlte es besonders Klara gegenüber, die ihn täglich besuchte, jedoch nur einige Augenblicke blieb, da sie spürte, daß er allein sein wollte.

Wollte? – Nein, mußte! Da er das Geständnis nicht machen durfte, fing er sich zu fragen an, ob er denn nicht alle Menschen durch seine Lügenhaftigkeit zerstörte. Er begann sich das Recht abzusprechen, ein tätiges Leben zu führen. „Es ist mir vom Schicksal verordnet, einsam zu sein."

Er beschloß deshalb, überhaupt nicht mehr zu öffnen, wenn es läutete. Klara, die mehrmals vergebens kam und sich um ihn stets mehr zu ängstigen begann, paßte seine Heimkunft ab. Er schwankte heran, müde, fast zerstört vom langen, planlosen Gehen durch die Gassen und sehnte sich danach, allein zu sein und zu denken, was ihm das Süßeste war, nämlich durch den Tod bald erlöst zu werden. Da hielt ihn Klara an. „Was gibt es?" fragte er fast ungehalten.

„Gehen wir hinauf," versetzte sie. „Dort wollen wir darüber reden."

Kaum waren sie im Zimmer, so sagte er: „Ich glaube, es ist besser, wenn wir uns nicht mehr sehen."

„Dann muß ich annehmen, daß du mich nicht mehr liebst."

Er schwieg.

„Bedeutet dein Schweigen ja oder nein? – Warum machst du nicht Licht?" Sie zündete selber die Lampe an. Jetzt erst sah sie, daß sein Antlitz ganz zerfallen war.

Er antwortete endlich: „Ob ich dich liebe oder nicht, kommt hier wirklich nicht in Betracht. Es ist einfach meine Pflicht, mich von dir zu trennen."

„Warum?"

„Es gehört auch zu meiner Pflicht, darüber zu schweigen."

„Artur, ich sehe, du leidest. Es schmerzt dich, mir zu sagen, daß du mich nicht mehr liebst."

„Ich handle so, gerade deshalb, weil ich dich liebe."

Sie schwieg eine Weile. Dann sagte sie: „Ich darf die Verantwortung nicht übernehmen, dich jetzt allein zu lassen. Es ist mir, als hörte ich deine Mutter sprechen: bleib bei ihm. Sie hat uns verbunden und ich versprach ihr, für dich zu sorgen."

Er antwortete: „Wegen der Unmöglichkeit zu geben, entsteht für mich die Pflicht, von dir zu gehen."

„Es liegt doch im Wesen der Freundschaft, daß man zu Zeiten ebenso gerne sich geben läßt, als selber gibt," rief sie aus. „Du hast jetzt nur eine einzige Pflicht, und die besteht darin, daß du von mir Kraft annimmst, bis du wieder ganz gesund bist. Ich muß dich diesem Leben doch entreißen. Ich müßte mir ja ewige Vorwürfe machen, daß ich dich gerade dann verließ, als du mich am nötigsten hattest."

„Es ist meine Schuld, wenn es so weit gekommen ist, daß du solche Verantwortung glaubst übernehmen zu müssen. Deshalb ist es höchste Zeit, daß wir uns trennen."

„Laß mich bei dir bleiben," bat sie. „Ich habe dich so gern. Es ist so schwer zu leben ohne dich."

„Nein."

„Was, nein?"

„Einfach nein."

Die folgenden Worte brachte sie nur mühsam über die Lippen. Aber sie hatte keine andere Wahl.

„Ich gebe dich nicht frei."

„So betrachtest du unsere Liebe als bindend?"

„Ja, das tu ich."

Einen Augenblick lang hatte er den Trieb, zu ihren Füßen zu stürzen und zu bitten: „Das kannst du unmöglich wollen."

Statt dessen sprach er ruhig: „Warum sagst du das nicht gleich von Anfang an? Das ändert alles. – Gut, dann soll die Liebe uns binden."

„Ein schwerer, schwerer Sieg," dachte sie. Sie wollte fragen: „Verachtest du mich nun?" fürchtete aber, dadurch alles wieder zu verlieren und nahm eilig Abschied. Er dachte: „Wie listig."

Elftes Kapitel

Klara wollte ihn der Freude wiedergeben. Aber ihre Freuden waren für ihn gar keine mehr.

Sie ging mit ihm durch schöne Straßen. Er sagte: „Diese Schaufenster voller Sachen erfüllen mich mit Müdigkeit und Melancholie, wenn es auch Dinge zur Freude sind. Das alles liegt außerhalb meines Lebens."

Sie bat ihn, sie auf die Bibliothek zu begleiten, wo sie täglich ein paar Stunden alte Kirchenmusik abzuschreiben pflegte. Er sprach hernach: „Schon der Gedanke, mich niederzusetzen und eines der tausend Bücher aufzuschlagen, wirkte komisch und niederschmetternd zugleich. Gleichviel, ich tats. Ich brauchte eine Stunde, um eine einzige Seite zu verstehen. Und mein Inneres verödete, je mehr ich sie verstand. Ich schaute auf. Öde wehte mich von allen Seiten an. Sahen deshalb die Leute, die dasaßen, so still, so resigniert, so magenkrank aus?"

Klara erwiderte: „Vertreiben wir die Geister der Bibliothek durch einen Spaziergang."

Als sie jedoch an der sogenannten Entengalerie im Parke vorüberkamen, wo sie sich früher so kindlich vergnügt hatten, da zeigte Artur nicht nur keine Freude, sondern entwertete auch die von Klara. Er bestimmte einen andern Weg und führte sie durch schmutzige Gassen, wo jeder einzelne Mensch roch wie ein Fleischerladen oder eine Destillation, wo man durch dicke Dünste schreiten mußte. „Wie gemein, niedrig und verbrecherisch müssen die Menschen doch sein, um solche Stätten zu bauen," sprach er dann. „Schau da hinein, die dunkelsten Kneipen sind am vollsten besetzt. Die Erde ist ein Schmutzloch."

Was sie auch erwidern mochte, sein Lachen machte es kindisch. Wenn sie allein ging, so hörte sie im wüstesten Lärm ein lustiges Hundegebell, sah einen tanzenden Schritt oder ein liebliches Kindergesicht. Und selbst wenn nicht – was war da zu verzweifeln? Konnte sie nicht selber das Erlösende hineinbringen?

In seiner Gegenwart jedoch schien sie sich lächerlich mit ihrer Freude.

„Warum führst du mich in diese Gassen?" fragte sie.

Er antwortete: „Es ist belehrend, es paßt für mich, es kann dir sagen, wie ich bin."

Sie war ganz wehrlos gegen ihn. Ihr Gespräch, ihre Freundschaft, ihr Vertrauen vermochten ihm nichts mehr zu sein. Er zeigte ihr unbarmherzig, wie wenig Heilkraft darin lag, als wollte er sagen: „Siehst du denn immer noch nicht ein, wie wenig wir zusammen gehören?"

Die Absicht, das Geständnis zu machen, war ganz verschwunden, nicht weil er sich geschämt hätte (er redete offen von sich als einem rohen, häßlichen und schwachen Menschen), sondern weil Klaras Liebe völlig den Wert eingebüßt hatte, dadurch, daß sie seine Freiheit beeinträchtigen wollte. Der Mund war ihm wie zugehalten. Und mehr als das: er fühlte einen unwiderstehlichen Trieb, ihre Schmerzen zu verlachen und sogar roh mit ihr zu sein.

Wenn er allein war, bereute er sein häßliches Gebaren, dann konnte er die Selbstvernichtungsgedanken nicht mehr verbannen. Er spürte, daß er durch die Roheit die Macht über sich selber verlor.

Klara litt unsäglich darunter. Daß diese Zeit vorüberginge, war ihre einzige Hoffnung. „Nur einige Wochen warten," dachte sie, „jetzt darf ich es nicht verantworten, ihn zu verlassen."

Heute feiern unsere Landsleute ein Fest, an dem ich einige Lieder singen möchte," sagte sie eines Tages zu ihm. „Tu mir den Gefallen und begleite mich."

„Was für ein Fest?"

„Wenn wir Schweizer ein Fest feiern wollen, ist immer Gelegenheit dazu. Jederzeit in der Vergangenheit ist eine siegreiche Schlacht von uns geschlagen worden."

Er sagte höflich zu. Sie gingen hin und setzten sich in eine Ecke des großen Saales, wo sie ziemlich einsam bleiben konnten.

Die Mädchen trugen fußfreie Röcke und weiße Blusen, schienen sich alle ein wenig verwandt zu sein und miteinander verabredet zu haben, Frische und Lustigkeit auf der Erde einzuführen.

Klara faßte die Menschen näher ins Auge und sprach: „Man sieht es jedem an, woher er stammt. Wenn der dort nicht von Appenzell ist. Dort hat man solche Schalksgesichter. O wie hab ich nur so lange Zeit nicht an das Appenzellerländchen denken können." Sie machte Artur aufmerksam auf den und jenen. Da hörte man zum Beispiel einen witzigen Oberländer mit einem gutmütigen Emmentaler reden. „Ich seh im Geist die Berge ihrer Heimat," fuhr sie fort. „Laßt uns von einem zum andern gehen. — Es enthüllen sich Täler, Städte und Seen. Jetzt bin ich mit in einem Weinberg, jetzt auf einem Schneegipfel, jetzt in einer Weinstube zu Lausanne, nur dort spricht man so liebenswürdig welsch. Hörst du?"

Eben begann ein Waadtländer eine Rede zu halten, so geistvoll, so voll versteckter Pointen, daß man gar nicht verständnisinnig genug dreinschauen konnte und lieber gleich in einem fort intelligent „ah ah" lächelte. Dann kam die breite und klotzige eines Berners an die Reihe, bei der sogar die zartesten Damen vor Lachen brüllten.

Hierauf sollte Klara ihre Lieder singen. Sie stand auf, um sich mit einem Herrn, der sie auf dem Klavier begleiten wollte, zu beraten, und ließ Artur allein.

Dieser schlief fast augenblicklich ein, er war ganz erschöpft von den schlaflosen Nächten der letzten Zeit.

Klara, die zurückkehrte, um ein anderes Lied zu holen, war gerührt über den kindlichen Ausdruck im Gesichte des Schlafenden. Sie nahm seine

Hand und drückte sie ganz leise. Da verzerrten sich seine Züge. Er fuhr beinahe wild empor. „Seltsam," sagte er nach einer Weile langsam.

„Was hast du?" fragte sie.

„Ich träumte von einem wunderbaren Warenhause voller Blumen, schöner Kleider und zierlichstem Geschirre; ich schwebte leicht und lustig drin herum. Plötzlich fühlte ich mich angehalten. Irgendwer probierte mir einen Handschuh an, den ich allem Anschein an wohl kaufen wollte. Das begann zu schmerzen wie ein Schraubstock, ich konnte mich nicht lösen und erwachte drob — da hieltst du meine Hand . . ."

„Gib mich frei," fügte er hinzu.

Sie schaute ihn traurig an.

„Merkst du nicht, daß ich durch deine Liebe sinke?" fuhr er fort.

Sie wurde totenbleich.

In diesem Augenblicke kam der Partner, sie zu holen. Sie nahm die Notenblätter, ging eilig nach vorne, stellte sich auf und starrte in das Leere. Plötzlich fiel das Heft aus ihrer Hand, die Knie brachen ein, sie sank lautlos vornüber.

Sofort war Artur an ihrer Seite, geistesgegenwärtig, ruhig und beruhigend, als Arzt die nötigen Weisungen erteilend. Er ließ die Bewußtlose in einen Nebenraum bringen und schickte hierauf alle Menschen, außer einem jungen Mediziner, fort. Zuletzt auch diesen, indem er ihn bat, der Gesellschaft mitzuteilen, daß der Fall ungefährlich sei.

Nach wenigen Minuten brodelte der Festlärm wiederum herüber.

Während Artur Klaras Hand hielt und auf das Erwachen wartete, das sich schon ankündigte in den Regungen des Körpers und den wohligen Seufzern, die den Atem unterbrachen, dachte er im Flug die letzten Wochen durch. „Ich wollte mich zerstören," sprach er zu sich, „weil mir die ganze Welt nichts mehr galt, weil ich sie in mir bereits vernichtet hatte. Dieser Trieb war das Wiedererwachen des früheren Verbrechers."

Er fühlte eine unbeschreibliche Dankbarkeit, daß dieses Verhängnis vorübergegangen war. Er durfte an ein neues Leben glauben. Denn jetzt wußte er, daß er die Welt der vernichtenden Kräfte, in der er selber als Zerstörer geweilt hatte, nie mehr betreten würde, ohne den Willen, sie umzuändern.

Indem er auf Klara niederschaute, gab er sich ein heiliges Gelübde. „Dadurch, daß du leiden mußtest um meinetwillen, sollst du mich zu einem andern Menschen gemacht haben. Dir der Dank."

In diesem Augenblick erwachte sie, sah ihn an und sagte: „Gehe."

„Ich muß dir vorher alles sagen," antwortete er. „Wer weiß, was sonst für Unheil entstünde. Hierauf magst du sagen: Gehe oder bleib."

Dann erzählte er sein ganzes Leben wie das eines Fremden.

„Ich bin stolz auf den Sieger," rief sie, als er zu Ende war, „und froh, daß ich ihn lieben darf."

Sie umarmten sich. Artur sagte: „Wie herrlich ist es, einem andern Menschen zu gehören, wenn man sein kann, was man wirklich ist."

Zwölftes Kapitel

Sie beschlossen außerhalb der Stadt zu wohnen. Auf ihrer Suche nach einem Hause kamen sie an den Mondsee und entdeckten an dem Ufer, das gegen die Stadt gelegen war, ein schlichtes, stilles, zierliches Schlößchen aus dem achtzehnten Jahrhundert. Es stand auf einer Bodenwelle. Nördlich sah man Föhrenwälder, östlich die runde Fläche des Sees, südlich Gartenanlagen, westlich Wiesenland mit einer Linie heller Häuschen. Das Blau gab der ganzen Gegend den Charakter. Es war, als träte es in die Zimmer des Schlößchens selber hinein. Man fühlte sich beinahe wie auf einem Schiffe, wenn man seewärts, und wie in einem Ballon, wenn man wiesenwärts schaute. Es schien, als hätten die Sonnenstrahlen eine große Macht in diesen Räumen.

Den hellsten bestimmte Artur für Klara. „Wie freu ich mich," sagte sie, „die hohen Fenster mit Umhängen zu versehen, auf die weißen Simsen Blumen zu stellen, Teppiche auszubreiten, Bücher, Bilder, Schalen voller Obst anzuordnen." „Hier muß der Flügel stehen," sprach Artur. „Dann kannst du die Fülle des grünen, blauen und goldenen Lichtes unmittelbar in Töne verwandeln."

Nach wenigen Tagen hatten sie sich eingerichtet.

Wenn man westwärts einige Meilen Wiesen durchquert hatte, kam man zu einem Friedhof und dann zu einer gewaltigen Allmend, auf welcher morgens die Soldaten exerziert und abends die Schafe gehütet wurden.

Über diese Allmend wehte schon der Hauch der Großstadt hinüber. Man sah in der Ferne die eintönigen Riesenbauten wie Symbole eines gewöhnlichen Fühlens. Von dort fluteten an Feiertagen die Arbeiterscharen heran, umwogt vom Dunste der Woche. Nachdem sie einige Stunden marschiert waren, kam ein Naturrausch über sie, der sie verwandelte. Sie begannen zu singen, Blumen abzurupfen und Böckelsprünge zu machen. Von außen war es lächerlich zu schaun, von innen rührend.

Klara sagte einmal: „Mir ist es immer, als käme die Sphäre der Stadt nur bis zum Totenacker. Hier spürt man die Gefühle, Gewohnheiten und Worte der Straßen verwehen. – Das ist, weil hier der Himmel beginnt."

Einer der ersten, der Artur und Klara in dem Schlößchen besuchte, war Doktor Walzel, der zur Verwunderung seiner Bekannten die Badeanlagen am gegenüberliegenden Ufer des Sees gekauft und zu einer Ferienkolonie für Kinder umgewandelt hatte, durch folgendes Ereignis veranlaßt.

„Das Eidechslein," erzählte er, „jenes Komödiantenkind, das Sie im Sommer auf der großen Wiese gesehen haben, spann den Plan zu fliehen immer weiter aus. Ich hatte nicht den Mut, ihm seine Freude zu zerstören, hielt mich jedoch fern vom Platz. Die Abschiedsvorstellung aber mußte ich noch sehen. Ich hatte die Kleine so gern, vielleicht gerade weil ich einmal schuldlos geblieben war. In der Pause, nach dem ersten Teil der Vorführungen, ging das Kind im Publikum herum, mit einem Zinnteller, den es den Leuten von allen Seiten vorhielt, bis sie ein Geldstück hineinwarfen; es trug ein Mäntelchen über dem roten Trikot, worin es diesen Abend noch auftreten sollte. Zuletzt kam es bei mir vorbei, flüsterte hastig: ‚Warten Sie bei der Ladenwand, ich werde kommen und alles Geld mitbringen.' Ich schrie es zornig an: ‚Was fällt dir ein?' Die Blechmusik begann von neuem, es lief davon und stieg bereits nach wenigen Minuten die Leiter längs der Gerüststange zum Drahtseil empor, mit ruckhaften Bewegungen, aus dem grellen Licht der Lampen in die entrückte, sternenbesäte Nacht. Ich hatte Angst, sagte mir aber, daß ein Sturz nicht gefährlich sein konnte, da sich ein breites Netz unter dem Seile spannte. Meine Augen weilten noch auf diesem Netze, da stürzte das Kind rücklings vom obersten Seil nieder. Das Publikum fuhr schreiend zurück. Hierauf wieder nach vorn. Sofort bildete sich um die Stelle eine dicke Menschenmauer, die ich nicht durchbrechen konnte, die sich nun gegen den Wagen zu bewegte und diesen umschloß. Man erfuhr, daß das Mädchen tot, zerschmettert war.

Ich hab es nicht mehr gesehen und seh es doch immer vor mir."

Ein anderes Mal sagte er zu Artur: „Man ändert sich nur dann, wenn man die Möglichkeit verloren hat, etwas, woran man schuld ist, wieder gut zu machen. Dann richtet sich der Drang, durch Hilfe zu sühnen, auf alles.

Was war meine Hilfe früher?" fuhr er fort. „Ein Schleichweg zum Diebstahl. Ich verpflichtete mir die Menschen, um meine sinnlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Ich schaute hinter die Kulissen, sah das Elend und handelte dennoch so wie jene, die nichts als den Schein erblicken. Es ist merkwürdig, in was für Masken sich die Begierde kleidet. Aber nun sind meine Augen offen."

Dreizehntes Kapitel

Der See war mit der Stadt durch einen Kanal verbunden. Der Wasserweg hob die Entfernung beinah auf. An blauen Tagen sah man oft ein Motorboot voller Kinder die runde Fläche im Diameter durchqueren. Es holte morgens die Kinder und brachte sie abends zurück.

Klara kannte eine unverheiratete Frau, die einen Knaben hatte, über den sie allmählich die Macht verlor. Als sie von Doktor Walzels Kolonie ver-

nahm, glaubte sie sogleich, daß dieser zu raten und zu helfen vermöchte und bat Klara, sie zu ihm zu führen.

Es geschah an einem heißen Sommertage. Auf dem Wege dahin, dem gebogenen Ufer entlang, erzählte sie Klara ihr Schicksal.

„Ich kehrte, nachdem ich das Kind bekommen hatte, zu den Eltern zurück, die einen großen Gasthof in der Stadt besaßen. Dort lebte ich in meinem alten Zimmer, das auf die Straße ging. Ich setzte mich ans Fenster, schaute bald hinaus, bald auf das Kind, und so verging ein Tag nach dem andern. Draußen war ein immer wechselndes Gewoge von Straßenbahnen, Pferden und Menschen; drinnen das kleine Rundum des Gesichtchens in der Wiege. Früher hatte ich gerne nach den Augen aller Leute, die mir begegneten, gesucht, jetzt nur noch nach denen meines Kindes. Ich wollte nichts mehr wissen, als was diese begehrten, ich wollte nur noch meinem Knaben etwas geben, für andre schien ich gar nichts mehr zu haben. Ich war ja ganz mit ihm verwachsen, ich fühlte, daß er nicht nur Milch von mir beziehen mußte, wenn er dereinst in diesem Wirrwarr draußen aufrecht stehen sollte. So mahnte mich die Straße jedesmal, wenn ich hinausblickte, und deshalb schauten meine Augen das Kind stets inniger an, wenn sie zurückkehrten. Ich muß mich heute noch wundern, wie ich stundenlang, ohne was zu tun und zu denken, ohne zu lachen oder zu weinen, in einem gleichmäßigen Frieden, auf dieses Wesen sah, das zappelte, trank und schlummerte. Eine gewisse Leere war nötig zu dieser Stimmung. Ich konnte solches Glück an meinem Kind nur deshalb empfinden, weil das Schicksal meine Seele gänzlich ausgeräumt hatte.

Als der Knabe größer wurde, luden mir die Eltern wieder mannigfaltigere Arbeit auf: Ich mußte in dem großen Haushalte mithelfen, besonders servieren. So kam es, daß man Hugo sah, denn er hielt sich stets an meinem Rocke, und daß er von jedermann gelobt wurde, welches Lob ich bald nicht mehr entbehren konnte; ihm nachzusinnen wurde mir der herrlichste Zeitvertreib.

Der Bankier, der an unserem Pensionstische saß, sprach: ‚Jedes Kind ist ein Kapital‘, der Theologe: ‚Ein Engel‘, der Dichter: ‚Ein Ziel‘, und es erschienen mir der Staat, die Wissenschaften und die Kunst plötzlich als sehr interessante Dinge. Ich lebte ganz in dem Kinde. Wenn eine Menagerie in die Stadt kam, so gingen wir hin. Wenn wir einen Neger auf der Straße sahen, so schlichen wir ihm heimlich nach. Solch ein Neger, dachten wir und bleckten unwillkürlich unsre Zähne. Alle meine Lebensfreude war zurückgekommen. Ich wußte von Hugo viele Geschichtchen zu erzählen. Die Herren hörten mit Entzücken zu.

Ich liebte besonders jene dieser Herren, die der unersättlichen Fragebegierde Hugos Genüge zu tun vermochten. Ich selbst wollte ebenfalls alles wissen.

Und die Männer bestrebten sich, meine Wünsche zu erfüllen. Zuerst hörte ich gewissenhaft zu, was sie sagten und verstand es ziemlich gut. Nach und nach jedoch vernahm ich, während ich in ihrer Mitte saß, nur noch Worte. Töne verbreiteten sich, kamen und gingen, stiegen auf und ab, A, O, U, mehr oder weniger gedehnt, das summende Hm, das liebliche Ah, das lustige Oho, es war mir Musik, die sagte, daß man mich liebte, auf mannigfache, heftige sowohl wie zarte Weise. Und ich gestehe, ich hörte lieber zu, weil die Männer selbstbewußt als weil sie verständig redeten.

Nun merkte ich aber nach einiger Zeit etwas Eigentümliches an meinem Kinde. Es begann sich gern im Spiegel zu betrachten und zeigte kokette Manieren, die mir gar nicht gefielen. Ich sagte mir sehr bald, daß es töricht wäre, mich über diese Fehler zu ärgern, denn ich erkannte nur zu gut, daß sie meine eigenen, von Hugo nachgeahmten waren. Alles was er sah, wirkte unbewußt auf ihn. Er war auf unschuldige Art eitel; nur insofern er etwas von mir angenommen. Innerlich nicht. Ich erkannte, daß ich mir die Jahre hindurch allerlei dumme Eigenheiten, die darauf hinzielten zu gefallen, angewöhnt hatte. Diese traten mir nun am eigenen Kinde entgegen; ich sah auf einmal, wie ich war, und wagte nicht mehr, mich zu geben wie gewohnt.

Das gab mir ein peinliches Gefühl, dem ich nur entrinnen konnte, wenn ich meine Gewohnheiten von Grund aus änderte.

Nun begann ich auch meine Verehrer mit andern Augen zu betrachten. Es schien mir, als nähmen sie mich nicht ganz ernst, wenn sie mir ihre Wissenschaft erklärten. Ich merkte, daß durch ihre Liebenswürdigkeit der Eigennutz äugelte.

Halbbewußt, daß es das beste Mittel war, sie zu prüfen und zu sondern, bat ich sie, hie und da mit meinem Kinde spazieren zu gehen und seine Schau- und Wißbegierde zu befriedigen. Sie wurden alle mehr oder weniger verlegen und suchten Ausflüchte, da sie fühlten, daß ich nunmehr ihre Freundschaft mehr des Knaben als meinetwegen wünschte, und daß dadurch das Verhältnis zu mir etwas Ehegemäßes bekäme (denn man kann einer Frau nicht Räte für ihr Kind geben, wenn man sich nicht als Vater vorstellt) und daß infolgedessen sie nicht mehr mit ihren leichtsinnigen Reden aufrücken dürften. Es wurde ihnen unbehaglich, wenn Hugo während ihrer Gespräche im Zimmer anwesend war. Ich selbst fing mich vor ihm zu schämen an und sagte: ‚Geh zu Bett.'

Es blieben zuletzt nur zwei, denen ich mein Vertrauen wirklich weiter schenken mochte, die mir fähig, Hugo zu erziehen, schienen, der eine, weil er wie ein Kind, der andre, weil er wie ein Heiliger war.

Und eines Tages, da kam es mir mitten auf der Straße in den Sinn, einen nach dem andern zu besuchen, um sie in ihrem eigenen Heime kennen zu lernen.

Der erste war ein junger Maler, arm, wie ich wußte. Aber das Geld kam hier nicht in Betracht. Er stand, als ich eintrat, vor einem Plakate, das noch am selben Tage fertig werden mußte, denn es sollte zu einer Konkurrenz, die von einer Kuchenfabrik ausgeschrieben worden war, eingereicht werden.

Das Bild: Zwei Putten zu seiten eines Gugelhopfes.

Sie sahen halb wie Lehrer und halb wie Athleten aus. Das Urbild kroch am Boden herum.

Er malte weiter, warf sich aber plötzlich auf das Kanapee und fing zu stöhnen an. Der kindliche Ausdruck der Kuchenengel gelang ihm nicht. Nun verzweifelte er an seinem Talente. ‚Vier Tage hab ich an dem Bilde gearbeitet,' jammerte er, ‚verlorene Zeit; drei Mark für die Torte ausgegeben, und sie nicht einmal selber aufgegessen. Das Kind frißt mich zuschanden.'

Ich hatte Mitleid, tröstete ihn und ging, ohne meinen Plan auch nur eingeleitet zu haben.

Der Heilige war ein Mann von dreißig Jahren. Er wohnte in einem häßlichen Hause, dessen unterstes Stockwerk in einer Spelunke bestand. Sein Zimmerchen war armütig, das Bett unbequem, das Waschgeschirr blechern, das Trinkglas von grobem, grünlichem Glase, der Tisch, woran er schrieb, aus rohem Tannenholz. Er empfing mich mit einigem Befremden. Ich stellte mich sogleich an das Fenster, um freier zu atmen und sah auf einen schmutzigen Hof hinunter. Kessellärm, Teppichklopferei und ähnliche Geräusche drangen herauf. Nebenan begann jemand auf dem Klavier zu klimpern, jede zweite Note falsch gegriffen.

‚Halten Sie das aus?' fragte ich.

‚Bin ich da, um dagegen zu wüten?' versetzte er. ‚Vorher sollte man doch wissen, ob der Mensch, der spielt, durch seine Lieder innerlich sich entwickelt, indem er schöne Gefühle in sich schafft, was möglich ist, trotzdem das Hämmern furchtbar ist. Er kommt vielleicht aus einem Berufe, wo er gezwungen ist, stets gemeine Dinge zu denken. Davon kann er sich durch dieses Spiel erlösen. — Solche Erwägungen sind es, die meine Gefühle, die wirklich zuerst in Wutausbrüchen bestanden, umgeändert haben. Ich weiß nämlich, daß dieser Mensch ein Mädchen ist, das sich für Geld hingeben muß, und ich bin sicher, daß sie in den Augenblicken, wo sie diese falsche Tonleiter spielt, an andere Dinge denkt als die, wozu ihr Beruf sie nötigt.'

‚Aber warum geben Sie sich nur mit solchen Menschen ab?'

‚Solchen Menschen . . . wie verächtlich Sie das sagen. Schauen Sie hinaus, was solche Menschen tun.'

Ich blickte in den Hof: eine dieser Frauen putzte die Fenster, eine zweite

hing Wäsche auf, eine dritte begoß ein Geranium aus einer Bierflasche. Es wurde dunkel.

Er sprach: ‚Muß ich mich nicht mit den Menschen abgeben, die in mir die hohe Gabe der Liebetätigkeit am mächtigsten anregen? Da darf ich am tiefsten in mich hineinsteigen, da finde ich kein Ende inneren Reichtumes, da entdecke ich mich erst. Wenn ich zu den selbstgerechten Menschen gehe, so wird jeder Rede, jedem Gefühle und jedem Gedanken sofort Maß und Ziel gesetzt. Ich bin bald am Ende, fühle mich enger, immer enger werden und kann immer weniger über mich hinauskommen.‘

‚Lesen Sie,‘ sagte er und nahm ein Blatt vom Tische. Ich hielt es in das letzte graue Tageslicht.

Wie ich in einer Nacht in mich versank,
ein Bild, das, mehr als Traum, aus mir entsprang:
Ich schrie: Ich bin verirrt!
und wußt es doch:
in mir sprach Gott,
der zwang mich auf und rief mich fort.
— Wie ich dann durch die Gasse ging,
sah ich um manches Auge Schmerzensring.
Ich sprach:
Wie spinnt sich doch von der zu dieser Stirn,
zu meiner dann ein Faden hin,
zur Tief und Höh,
wie ist die Welt verwebt,
und wo sichs knüpft, da ist ein Aug in Leid
verbunden mit der Ewigkeit.
Du schaust mich an: wo endet dir der Blick?
Er prallt zurück
und sucht und irrt.
Wo weilt denn Gott?
Er rief mich in die Gasse fort.
Ich giftige Spinne doch,
die sich verzehrt,
ihn will für sich,
bis daß er geht.
Wohin? wohin?
Ich such und irr …

Ich bat ihn, mir die Verse mitzugeben, und ging hierauf, in scheuer Verehrung, aber mit der Überzeugung, daß er eine andre Aufgabe hatte als die, mein Kind zu erziehen.

Als ich die Treppe hinunterstieg, sah ich eine Frau aus einer Türe treten und zu mir emporschauen. Sie konnte mich nicht sehen, weil das

Treppengehäuse finster war, wohl aber ich sie. Denn sie stand im Licht des Hofes. Sie hatte ein Gesicht, wie man viele sieht, wenn man abends durch berüchtigte Gassen geht, das aber ganz durchstrahlt von der Erwartung war, als müßte im nächsten Augenblicke etwas Schmerzlich-Freudiges, Wunderbares geschehen. Ein Antlitz erlöst und erlösend. Ich wußte sofort, das Lächeln galt dem Menschen, von dem ich eben kam. – Als sie an seiner Stelle mich erblickte, wurde ihr Gesicht gewöhnlich.

Ich war nun ganz auf mich zurückgewiesen und beschloß, mein Kind allein zu erziehen. Ich versuchte sein Kamerad zu sein, lernte alles, was es zu lernen hatte, von der Grammatik bis zum Schlittschuhlaufen.

Jetzt aber bin ich nicht mehr wild genug, um ihm zu imponieren. Ich kann ja nicht mit ihm durch Sümpfe hindurch nach dem seltenen Wiedehopf suchen, kann keine Schwimmturen machen. Seine Streichelust wird täglich größer. Ich muß von neuem auf die Fahrt nach einem Manne gehen."

Vierzehntes Kapitel

Das Besitztum, das die beiden Frauen nun erreichten, bestand aus zwei übereinander liegenden Wiesenterrassen, die voneinander durch ein sanftgeböschtes Wäldchen geschieden waren. Die obere sah man mit zahlreichen zierlichen Häuschen bedeckt. Die untere nahm der eigentliche Spielplatz ein, der sich wiederum teilte in einen Turnplatz, einen Sandplatz, einen Fußballplatz und einen Grasplatz, worauf die Badenden sich sonnen konnten. Im See standen auf Pfählen einige Hütten, die breite, überragende Dächer besaßen und mit dem Ufer durch schmale Stege verbunden waren, auf denen stets einige goldengebrannte Gestalten hin und wieder schritten. Die Wasserfläche war punktiert von schwarzen Köpfen, deren immer weniger wurden, je ferner das Auge schweifte. Einer war allen andern weit voraus und hing sich schließlich einem Kahne an, worin weißgekleidete Menschen bequemlich zu liegen schienen. Aber das alles verschwamm schon beinah im Geglitzer der Wellen.

Das Ufer selbst schien leer. Es war mittäglich verschleiert und verschlafen.

Doktor Walzel erschien und bot sich den Damen zum Führer an.

Er schlug an eine Glocke. Da fielen die Kinder von den Bäumen, stiegen aus dem Wasser und hüpften scharenweise herbei, so daß sich das früher so stille Gelände zu bewegen schien.

Nachdem sie sich reihenweise eingestellt hatten, ertönte die Glocke zum zweiten Male. Ein neues Kindervolk sprang heran, von gleicher Zahl, aber zierlicher, schüchterner, ungeregelter. Es wurde von dem frühern sofort in Empfang genommen, geordnet, verteilt und einzeln belehrt. Je ein

Großer schnallte einem Kleinen einen Gurt um die Brust und ließ ihn dann am Seil ins Wasser, wo er allerlei Schwimmbewegungen erst schnaubend und fuchtelnd, nach und nach in geruhiger Weise vollzog.

„Sechshundert beteiligen sich schon an diesem Unterrichte," sagte Doktor Walzel stolz.

Den Frauen war das Treiben der Kinder ein traumhafter Augengenuß, dem Erzieher eine Schrift. Ihm wurden die schnellen, runden, eckigen, mehr oder weniger gelenken Bewegungen zu Zeichen, durch welche die Möglichkeiten, das Schicksal, der Wesenskern der Kinder schauten. Er hatte zu jedem Tun einen nützlichen Gedanken, während Klara und Thekla in liebender Betrachtung verblieben. Ihnen gefiel es, wie die Knaben herumhüpften. Er aber sprach: „Körperliche Übungen sind ein wirksames Mittel, um die Gehirntätigkeit zu disziplinieren."

Thekla erkannte mehr als je, daß sie selber keine Erzieherin war und nie, trotz allen Lernens, zu einer solchen werden konnte. Ein Junge kam herangeschlendert. Sie freute sich an seinem komisch-ungeschickten Gang. Walzel aber merkte sofort auf und rief: „Kopfsprung, hopp-hopp, hopp-hopp!" Das Kunststück gelang dem Knaben erst nach einigen Fehlversuchen. Walzel sprach zu ihm: „Siehst du, wie gut es nun geht," wandte sich dann zu den Damen und sagte: „Dieses Kind hat in seinen Bewegungen noch auffallend wenig Selbstvertrauen. Nun glaubt es sich geliebt, weil ihm das Kleinste gelang. Das tut ihm wohl."

„Wenn er doch Hugo gern gewänne," dachte Thekla; es gingen ihr mehrere Stücklein durch den Kopf, die er in jüngster Zeit verübt.

„Sie sind wohl mit Lust Erzieher?" fragte sie.

„Ich verdanke diesem Berufe alles: er macht mein Gedankenleben zielbewußt und positiv, er prägt meine Gefühle aus, er ordnet alles in mir. Erst seit ich Lehrer bin, weiß ich die Etappen im Menschen zu unterscheiden."

Man stieg nun langsam das Gelände hinan und gelangte zu einem Lindenwäldchen, das in voller Blüte stand und deshalb ganz licht erschien, weshalb man die Kinder, die in den Kronen saßen, erst bei näherem Zusehen bemerkte. Als sie erblickt wurden, kamen sie herab und dann herangesprungen und fragten, ob sie Blust nach Hause nehmen dürften.

„Immer sitzen welche oben," sagte Walzel, „und pflücken, umsummt von den Bienen, ihren Nebenbuhlern. Trotzdem ist kein merkliches Abnehmen des lichten Scheines und des lieblichen Duftes wahrzunehmen."

„Es ist merkwürdig," fuhr er fort. „Die Kinder besitzen ganz andere Seelenorgane als wir Erwachsenen. Aber wenn wir sie lieben, so keimen sie in uns nach und nach wieder empor. – Sie haben zärtliche und ehrfurchtsvolle Gefühle für die Bäume, sie lieben sie, ohne es zu wissen,

wesenhaft. Indem sie sich höher und höher in das Astwerk hinaufschwingen, empfinden sie die Säfte inniger und süßer. Ich denke gern darüber nach, welch eigentümliches Gefühl die Wasserschosse, als ich ein Knabe war, in mir erregten. Wir kamen immer ganz Natur nach Hause, rochen nach dem Wasser, worin wir gebadet hatten und nach dem Nußbaum, worauf wir herumgeritten waren. Apfel-, Haselnuß- und Kirschenstimmung durchdrang unser ganzes Wesen. Wir nahmen sie in den Traum hinüber. Im Frühling waren wir Ostergras, im Sommer Korn, im Herbste Obstbaumgärten. Es war ein wunderbarer Drang in uns, alles zu beriechen und anzubeißen. Die Charaktere der Bauern bestimmten wir nach den Birnensorten, die sie besaßen. Wir glaubten fest, sie dächten Tag und Nacht an nichts als ihre Bäume und die Kerle, die sie schütteln könnten. Wir meinten, sie paßten uns stundenlang auf und machten deshalb weite Umwege. Weil bei jedem Menschen so viel zu betrachten war, bewunderten wir alle. Am meisten die Halunken."

Im Aufwärtssteigen sprach er weiter: „Nur bei ganz reinen Menschen erhält sich diese Fähigkeit, Gewitter, Abendröten, Menschenerscheinungen und Berufsarten zu genießen. Wir müssen diese Lust des Erlebens uns wiederum erwerben, wir müssen bewußt dasjenige zu sein versuchen, was wir unbewußt als Kinder waren: Schauende, Spielende, Lachende, Lernbegierige. Gerade davor aber haben die meisten Angst. Sie wollen geliebt und geleitet sein, sie wagen nicht mehr selbst zu denken, sie werden lieber ‚selbständige Angestellte'. Der Schlaffe, der Trübselige, der Tödlichernste, der Alleswisser sind nur Variationen des ‚selbständigen Angestellten', der den Instinkt der eigenen Beobachtung verloren hat und nicht mehr rege genug im Geiste ist, um willentlich die Augen aufzutun. Für ihn besteht, wenn er nicht ganz veröden will, die einzige Rettung darin, daß er ein Kind beständig um sich hat und sich von dessen Fragen anregen läßt, wieder zu schauen, zu forschen und zu planen. Man muß wirklich von Zeit zu Zeit einen Ausflug mit einem Kinde machen, um nicht zu vergessen, was alles in den Dingen ist, in Wiese, Baum und Bach. In diesem Luftbad ist der eigentliche Übergang von der Passivität zur Aktivität. Hier werden wir von Empfangenden zu Gebenden. Von hier aus geht die Erneuerung der Welt."

Man war unterdessen auf der Wiese mit den Hütten angelangt und fand vor einer derselben, sitzend auf dem Boden, einen Maler, der seine mächtigen Schulterblätter von der Sonne bestrahlen ließ. „Ich kann besser ohne Kleider malen," sagte er. „Ich lebe inniger in den Farben und fühle mich den Bäumen wie verschwistert. Die Lust zu schaffen bekomm ich von dem Lichte selbst geschenkt."

Doktor Walzel lief eilig in das Häuschen und holte einige Strohmatten,

breitete sie aus und riet den Damen sich darauf zu setzen, da der feuchte Boden, so samtig er aussah, doch gern die Lebenskräfte, besonders der zarten Frauen absorbierte.

Der Maler fuhr fort: „Ich fühle nichts in mir als das süße Farbenspiel der durchsonnten Lüfte. Erde, Wasser, Luft und Licht sollen in meinen Bildern als menschliche Liebesarten weiterleben. Malen ist ein prophetischer Beruf. Er weist darauf hin, daß wir den Göttern einst die Schöpfertätigkeit abnehmen dürfen."

Eine Wolkenwand türmte sich jenseits des Sees auf. Klara fragte, ob sie sich zu einem Gewitter entladen würde.

Der Doktor antwortete: „Ich glaube kaum. Immer geschieht nämlich das Merkwürdige, daß ein Wetter bis zum See heranzieht, sich aber an dessen Ufer in lieblichen Rauch auflöst, als könnte es der Heiterkeit des blauen Auges nicht widerstehen."

„Ich würd es auch an meinem Körper vorausempfinden," setzte der Maler hinzu.

Er beendete seine Rede folgenderweise: „Man frage sich, von wem die Künstler ihre Gefühle bekommen. Man wird bei Michelangelo empfinden, daß er seine Macht am gleichen Ort wie Moses holte. Aber die Sphäre, die unsre Maler widerspiegeln, scheint meist von einem eitlen Weib zu stammen. Der wahre Landschafter ist ein Heiliger. Er könnte die grünen Wiesen nie in Liebe verwandeln, wenn er sich in einem Dunst gefiele. Er muß sich rein von allen menschlichen Gefühlen halten, um ganz gewissenhaft den Geist in der Natur zu fühlen, zu erfassen. Die Frauen sind sicherlich schön, schätzenswert und so weiter. Meine Damen, merken Sie denn nichts? Ich werde bald Ihr Lächeln und nicht mehr das der Sonne malen . . ."

„Wir wollen uns verziehen wie das Gewitter," sagte Klara.

Fünfzehntes Kapitel

Erdmann war einige Wochen seines Magenleidens wegen in Karlsbad gewesen und hatte während dieser Zeit an Artur lange, freundliche Briefe geschrieben, so daß dieser zum Glauben gekommen war, in ihm einen aufmerksamen Freund zu besitzen. Sie trafen sich eines Tages unvermutet in der Stadt. In der Freude des Wiedersehens merkte Artur nicht sogleich, daß Erdmann alle seine Unarten wiederum mit sich brachte, und zu den alten viele neue, zum Beispiel ein unnützes Fragen und Frägeln. Es geschah, daß Erdmann irgend etwas wissen wollte und Artur eifrig darüber zu sprechen begann, bis er plötzlich merkte, daß jener gar nicht zuhorchte, sondern einen Coiffeurladen betrachtete. Er brach mitten im Satze ab, ärgerlich, daß Erdmann diesen Tand seiner Weis=

heit vorzuziehen beliebte. Aber Erdmann merkte nicht einmal, daß das Gespräch ins Stocken geraten war und fragte mechanisch weiter. Artur wurde gezwungen, in gleicher Art, völlig leer zu antworten. Es kam dadurch schon in den ersten Minuten etwas Gleichgültig-Zerfahrenes in ihr Zusammensein. Artur wurde, trotz seiner Geduld, verdrießlich, ging schließlich zornig nebenan. Erdmann fragte immer weiter. Artur verstummte ganz. Erdmann stand still und sprach: „Du bist aber heute schlechter Laune, das erstemal, da wir uns wiedersehn!" Artur kämpfte, ohne zu antworten, gegen seinen Ärger. Und es gelang ihm, wenigstens eine gewisse äußere Heiterkeit zu bewahren, die nach und nach auch innerlich wurde. Während er beschwingt vor Stolz über seine Selbstüberwindung neben Erdmann einherschritt, bekam er unvermutet einen fürchterlichen Schlag auf seinen Kopf, so daß sein Halbzylinder bis auf die Nase hinunterfuhr. Zugleich vernahm er, wenn auch gedämpften Schalles, den Vers:

„Er war so fromm, er war so gut,
haut ihn auf den Zylinderhut."

Er stülpte seinen Hut zurecht, setzte ihn wieder auf und lüftete ihn kühl zum Abschiedsgruß, indem er sprach: „Nun ists genug. Adieu."

Da wurde Erdmann bitter ernst, warf Artur vor, daß er nicht Spaß verstehe und gar kein richtiger Freund sei. Als dieser schwieg, zog er die Uhr, erschrak, sagte, daß er beinahe versäumt hätte, das russische Bad zu nehmen, und verschwand mit eiligen Schritten.

Artur ging weiter und dachte: „Was für ein leerer Nachmittag! Welche Freundschaft! Wie wenig Ewiges enthält sie doch! Aber auch das Dümmste muß geordnet werden, sonst spukt es immer wieder durch den Kopf."

Er setzte sich auf eine Bank, um innerlich zur Ruhe zu kommen. Plötzlich stand ihm ein seltsames Bild vor dem Auge. Er sah in eine kryptaartige Höhle von braunroter Farbe. Auf der einen Seite befand sich eine aufgebahrte Leiche. Auf der anderen sang Erdmann an einer gewaltig tönenden Orgel. Artur lauschte der Musik. Sie erst schien ihm von dem wirklichen Wesen des Freundes zu reden.

Er kam wiederum zu sich und empfand eine Stimmung, wie sie etwa in einem tibetanischen Heiligtume herrschen mag. Nun sah er in Erdmanns schwerem Schritte beinahe etwas Priesterliches und in seinem verlorenen Auge erhabene Traurigkeit über eine entschwundene Heimat.

Die Freundschaft mit Erdmann schien ihm viel tiefer gegründet zu sein, als er ahnen konnte. Er wußte, daß sie durch solch unangenehme Scherze nicht zu erschüttern war.

Sechzehntes Kapitel

Artur war jenem Fremden, den er im Bierpark getroffen hatte und dessen Gesicht so große Ähnlichkeit mit seinem eigenen besaß, seither in Konzerten öfters begegnet. Eines Tages nahm er ihn mit sich nach Hause.

Auf Klara machte Friedrich Altschuh, so hieß er, zunächst einen etwas reduzierten Eindruck, da er so bescheiden dem Gespräche zuhorchte, und was er selber zu sagen hatte, sehr abwog, allzuschnelle widerlegen ließ oder sogar von sich aus zurücknahm, ohne aber jemals aus der Fassung zu geraten. Er ging so sehr auf das Wesen der andern ein, daß er dadurch ganz nebensächlich erschien. Besonders seltsam berührte sein Lächeln, das er nie, auch nicht bei ernsten Gegenständen, verlor. Die meisten Menschen, besonders die jungen Mädchen und jüngeren Frauen, schauten einfach über ihn hinweg.

Klara aber lernte seinen Wert bald schätzen. Immer wenn er dagewesen war, fühlte sie sich von einer eigentümlichen Rührung durchdrungen. Sie erfuhr, daß er der baldigen Erblindung entgegenging und glaubte seine Resignation empfunden zu haben.

Einmal sagte sie zu ihm: „Das Lächeln von anderen Menschen ist erhaben, teilnehmend, spöttisch, klug usw., Ihres macht alles Reden überflüssig, es ist auflösend.“

Er antwortete: „Das kommt davon, weil die Dinge, womit ich mich beschäftige, unvergleichlich ernsthafter sind als die, womit man sich gewöhnlich abgibt. Ich muß unwillkürlich lächeln, wenn mir jemand seine Weisheit anpreist, obschon ich sie wirklich herzlich gerne anerkenne. Ich sehe, man zürnt mir deshalb. Aber wenn man wüßte, was es brauchte, bis ich so lächeln konnte!“

„Was denn?“ fragte Klara.

Da setzte er, wie immer, wenn jemand in sein Seelenleben einzudringen begehrte, eine ausdruckslose Miene auf. Und Klara verstummte aus Zartgefühl. Sie glaubte, daß ihn die nahende Blindheit bedrückte. Er aber, als hätte er ihre Gedanken erraten, begann gerade von seiner Erblindung zu sprechen. „Ich sehe ihr ruhig entgegen,“ sagte er, „ich halte es für keinen Fluch, daß mich ein Schicksal heimsucht, das mich veranlaßt, selbstloser zu werden. Ich mache mich jetzt schon blinder als ich bin und nehme in Gesellschaft stets die Brille ab, nicht aus Eitelkeit, sondern um die Menschen besser kennen zu lernen. Das Gefühl täuscht mich weniger als das Gesicht. Ich sehe die Leute selten an.“

„Auch die Frauen nicht?“ fragte Klara schalkisch.

„Die besonders nicht.“ Murmelnd setzte er hinzu: „Ich vermeide übrigens mit ihnen zusammen zu kommen.“

„Warum?" forschte Klara mit dringlicher Stimme.

Da sah er in die Wolken.

Mit solchen geheimnisvollen Harmlosigkeiten waren alle Gespräche gespickt. Klara steuerte von Tag zu Tag sicherer zwischen den Klippen aller Möglichkeiten, ihn zu verletzen, hindurch und gewann fast gegen seinen Willen sein Vertrauen. „Sie sind die einzige Frau, die nicht neugierig ist," sagte er und suchte sie zu reizen, daß sie fragte: „Wieso?" Sie aber war schon gewitzigt.

Klara hätte ihn vieler seiner Äußerungen zufolge für einen lebensfeindlichen Verstandesmenschen halten müssen, wenn nicht das Gefühl, das sie von ihm empfing, ihr Spannkraft, Erquickung, ja Erlösung gebracht hätte.

Seine Klugheit freilich war oft befremdend. Einmal traf sie in der Stadt mit ihm zusammen, wie er aus vollem Halse lachend die Straße gestolpert kam. Sie verwunderte sich. Er sprach oder vielmehr jauchzte fast: „Ich war in Gesellschaft. Die Haltlosigkeit, das Geschwätz, der ganze Teejubel ist noch in mir. Hiermit gelobe ich, daß es zum letzten Male war."

Es fing zu regnen an. Er spannte seinen Regenschirm, den er, natürlich „aus Klugheit", bei sich trug, über beide aus. Dabei zeigte sich im Tuch ein großes Loch. Klara staunte. Denn sonst war er so ordentlich. Er aber legte dar, daß er die Guckóffnung absichtlich geschnitten hätte, um ungesehen die Menschen zu beobachten, „aus Klugheit". Doch jetzt berührte seine Klugheit Klara unsympathisch.

Sie schwieg zunächst. Später aber sagte sie: „Mir sind allzukluge Leute unsympathisch" und erzählte, daß sie jüngst mit einer Freundin in ein Haus getreten wäre, wobei sie eine zerbrochene Flasche erblickt hätten. Klara wollte die Scherben zu einem Häufchen zusammenscharren, damit sich niemand verletze. Die Freundin aber rief: „Laß doch, sonst meint man noch, wir hätten sie zerschlagen."

„Scheußlich? Nicht?" sprach Klara. „Scheußlich," versetzte Friedrich. Jedoch, er war verstimmt. Daß sie ihn auf so niedrige Art schlau glaubte, war häßlich oder doch gedankenlos. „Ich habe meine Gründe, klug zu sein," war er im Begriff, sich zu rechtfertigen, begnügte sich indessen zu denken, was für welche.

Er sprach zu sich: „Sie ist nicht wert, mein Leben zu erfahren. Übrigens hätte wahre Freundschaft es längst erraten aus meinen zu verschiedenen Zeiten geäußerten Andeutungen. – Sie scheint zu jenen Menschen zu gehören, die einen andern wegen einer einzigen Tat verabscheuen. Sie liebt die Menschen nur, solange sie nichts Ungeschicktes tun. Wer einmal log, ist gleich ein Lügner, wer stahl, ein Dieb, wer unhöflich war, ein roher Klotz."

Einen Augenblick gedachte er mit ihr zu brechen.

Als er aber nachsann, mußte er sich sagen, daß die Schuld, verkannt zu

sein, auf seiner Seite lag. Und so gestand er denn, warum er das Loch in den Schirm gestochen hatte. Nämlich, um eine Frau, die er liebe, von Zeit zu Zeit zu sehen, was ihm zur Lebensbedingung geworden sei, und um den Schmerz, der ihn dabei durchwühle, zu verbergen.

Nach dieser Beichte sagte er mit heiterem Lächeln Lebewohl, samt seinem Schirm, obschon es immer noch regnete.

Am nächsten Tage suchte er Artur auf, erzählte diesem seine ganze Lebensgeschichte und bat ihn, daß er sie Klara wiederhole.

Er fühlte plötzlich Gewissensbisse, daß er es bis jetzt nicht getan hatte. Seine Freunde besaßen ein Recht zu wissen, mit was für einem Menschen sie es zu tun hatten. Wenn er schwieg, erweckte er von sich falsche Vorstellungen. Er betrog sie gewissermaßen.

Als ich noch studierte (erzählte Friedrich Altschuh), besaß ich eine Freundin, mit der ich zusammenlebte und die ich lange Zeit hindurch auch zu heiraten gedachte. Ich glaubte aber zu bemerken, als ich sie und ihre Welt näher kennen lernte, daß ein längeres Zusammensein mit ihr mich in meiner inneren Entwicklung hemmen mußte. Ich war von Jugend an gewohnt, wenig Menschen zu sehen und konnte nur in der Einsamkeit zu bedeutenden Gedanken und sicheren Entschlüssen kommen. Andauernde Gesellschaft machte mich oberflächlich und skrupellos im Reden und Handeln. Es war mir zum Beispiel stets peinlich gewesen, zu zweit eine Reise zu machen oder ins Konzert zu gehen. Die Geliebte nun fühlte immer mehr das Bedürfnis, Freunde und Freundinnen bei sich zu sehen. Ich wurde mit hineingezogen und fühlte mich gehindert und geschädigt.

In der Tiefe meines Wesens verlangte die alte Gewohnheit des Alleinseins gebieterisch ihr Recht und strafte mich mit Schwermut, Lebensüberdruß und Schwäche, wenn ich in dem Wirrwarr weiterleben wollte. Ich sehnte mich hinaus. Wahrscheinlich empfand die Geliebte diese Gefühle. Bevor ich überhaupt noch dachte, ihr davon zu sprechen, bekam ich eines Tages einen Brief von ihr, worin sie sich von mir lossagte, da sie „den Menschen gefunden habe, der zu ihr passe". Es war mir sehr erwünscht. Ich zog mich ganz zurück. Jetzt erst merkte ich, wie stark in mir der Zug nach dem Geistigen, dem ich in diesen Jahren der Liebschaft nicht hatte folgen können, geworden war. Ich pries mich glücklich, völlig der inneren Entwicklung leben zu dürfen.

Nach einiger Zeit merkte ich, daß unter meinen Bekannten die Ansicht herrschte, ich wär es, der die Freundin verlassen hatte und mied und dies aus scheinbar wohlberechtigten Gründen: Häßliche Gerüchte liefen nämlich von ihr um. Nur kam ich in ein komisches Licht, weil es hieß, daß ich sie ‚fürchtete'.

In unserem Quartier war eine Künstler- und Studentenkneipe, worin, auf einer kleinen Bühne, Sänger, Humoristen und Akrobaten sich produzierten. Zuweilen stieg auch jemand aus dem Publikum hinauf. Eines Abends trat daselbst die Freundin auf, und lief, stets auf dem gleichen Flecke die Füße absetzend wie in einer Tretmühle, so daß man das Gefühl bekam, der Boden schwinde unter ihren Sohlen. Sie rezitierte dabei Verse, die sagten, daß sie einen Mann suche, sehe und einholen möchte, der sie fürchte, ihr ausweiche und vor ihr zu fliehen beginne. Nun schien sie dem Verfolgten nahe. Da konnte er die Straßenbahn erreichen. Doch sie auch jetzt noch hinterher, immer schneller, rasender, keuchender, wobei die Verse zu abgebrochenen Schreien wurden. Schließlich fiel sie unter allgemeinem Beifall auf die Nase.

Ich glaubte sofort den Sinn von diesem Tun zu merken.

Wir hatten früher oftmals darüber gesprochen, daß das höchste Tun des Menschen wäre, andere zu retten. ‚Die Rettung der eigenen Seele besteht darin, daß man die andre rettet. Retten ist der einzige Zustand, der göttlich ist.‘ Das waren meine eigenen Worte.

Nun wollte sie mich dran erinnern. ‚Fliehe,‘ rief sie, ‚fliehe vor mir, du engherziger und selbstgerechter Pharisäer, damit du dich entwickeln kannst.‘ Sie wollte mich demütigen.

Es folgten unerträgliche Tage.

Endlich schrieb ich ihr und bat sie um ein Stelldichein. Da wollte ich ihr meine Hand für immer bieten. Ich bekam keine Antwort.

Später hörte ich, daß sie zur Bühne gegangen war.

Ich sehe sie zuweilen im Theaterrestaurant gut essen, trinken und mit Kollegen fröhliche Unterhaltung pflegen. Ich könnte mir zwar denken, daß jemand von diesen Freunden ihr Innerstes erkennen und lieben würde, habe aber keine Gewißheit, und kann mich deshalb nicht beruhigen. Der Wein zum Beispiel hindert, daß man in die Tiefe der anderen Seele schaut. Er schafft Gefühle, die gegen außen gehen, erzeugt vielleicht Witz, Freude und Zärtlichkeit, macht aber die Spiegelung der andern Seele, wobei allein das Wohl derselben erkannt werden kann, unmöglich. Und ihre Freunde trinken alle sehr viel Wein.

Oft sag ich mir: ‚Sie ist kein Kind, sie kann sich selber helfen, sie hat ja Lebenserfahrung, vielleicht mehr als ich, und weiß schon, was ihr frommt‘.

Aber alle derartigen Überlegungen, die viel komplizierter sind, als ich auszusprechen vermag, können mir gar nicht helfen. Es handelt sich ja immer um das eine, darum, daß ich nur weiter kommen kann, wenn ich weiß, daß sie nicht stehen bleibt. Die Rettung der eigenen Seele besteht darin, daß man die andere rettet.

Ich weiß nicht, ob ich Sehnsucht nach ihr habe. Nur muß ich zuweilen

ihre Stimme hören, wozu im Theater ja glücklicherweise Gelegenheit ist. Sie klingt so innerlich, daß ich mir sagen muß: Jede Angst ist töricht. Und dennoch, oft find ich in den innersten Lauten etwas Unwahres. Dann kommt die Sorge zurück.

Ich will mich nicht entwickeln, sozusagen auf ihre Kosten. Was ich erreiche, soll auch ihr zugute kommen. Dies ist nur möglich, wenn ich ihr treu für immer bin."

Artur und Klara besuchten, nachdem sie dieses gelesen, Friedrich in seiner Wohnung und lernten dabei seine Mutter kennen, eine kleine, vom Alter schon gebückte Frau. Ihr Gesicht glich dem des Sohnes, es war spitz und bleich, aber ohne jedes Lächeln. Sie stand dem Leben nicht so fern wie dieser, schon deshalb nicht, weil sie für ihn zu sorgen hatte.

Das Innere des Hauses war hell, fast nüchtern, besonders das Zimmer des Sohnes. Er sprach darüber: „Ich lese hier nur Schriften von klaren Köpfen. – Oft wenn ich aus der Gesellschaft meiner Bekannten zurückkomme, fühl ich mich selbst beinahe nicht mehr würdig dieser Zelle, worin nur lichte Gedanken Zutritt haben, und muß mich reinigen, indem ich mich an sie zurückgewöhne."

Er erzählte mit Humor, der aber etwas unbehaglich auf die Gäste wirkte, daß diese Geistesstimmung schon öfters durch Besuche gefährdet worden sei.

Hierauf fuhr er in seiner Lebensgeschichte mündlich fort.

Die erste Frau, die er nach jenem Erlebnis kennen gelernt hatte, war eine junge Schriftstellerin gewesen. Sie kam in einem schönen Pelz zu ihm und legte ihn ab, obwohl es ziemlich kühl in der Stube war, um eine noch schönere Bluse zu offenbaren. Eigentlich hatte sie im Sinne, einige Skizzen von sich vorzulesen, wurde aber durch seinen bewundernden Blick von dieser Absicht abgebracht und ließ sie auf dem Tische liegen, damit er sie später für sich selber lese.

Das Zimmer war, nachdem sie fortgegangen, von einem leisen Blumenduft erfüllt, und Friedrich machte die kompliziertesten Betrachtungen darüber, welche Stimmung angenehmer und erstrebenswerter sei, diese oder die der früheren Freundin eigene. Er ging stundenlang die Stube auf und nieder und dachte nicht daran zu arbeiten. Er dachte nichts, als „das ist Glück".

Endlich nahm er die Novellen in die Hand, las sie, war zunächst etwas enttäuscht, fühlte aber bald die Freude noch erhöht zurückkehren, denn er dachte schon daran, der neuen Freundin Ratschläge zu geben, wie sie sich entwickeln könnte. Er vermochte sie gewiß zu fördern.

So sann er, bis es abends wurde. Erst wollte er mit diesem Glück zur Ruhe gehen. Doch da stieg das Bild von Eugenie empor, wurde mühelos Sieger und gewährte ihm noch höhere Gefühle. Am nächsten Tage dachte

er unwillkürlich mehr als je an sie und vergaß dabei das Rendezvous der Dichterin, sicherlich nicht absichtlich. Als sie sich später noch einmal begegneten, begrüßten sie sich etwas zu höflich, zu wortreich.

„Und seither ist mir die Idee der Treue lieber geworden als das Bild der lieblichsten Frau."

Frau Altschuh war der Kummer anzusehen, daß Friedrich nicht heiraten wollte, denn sie sah sich von der Erde gehen und ihn allein, erblindet, zurückbleiben. Während er um keinen Preis über den heutigen Tag hinausdachte, und immer, wenn die Zukunft dunkel heraufstieg, Klavier zu spielen begann, bis er vergaß, fragte sich die Mutter in einem fort: „Wer wird für ihn sorgen, wenn ich nicht mehr lebe?" Sie schaute jede Frau daraufhin an, ob sie dazu imstande wäre.

Einmal hatte sie sogar die Absicht gehabt, ihn mit einem Bauernmädchen zu verheiraten. Es war freilich ein ungewöhnlich liebliches Geschöpf gewesen, von ihrer Familie mehr, damit es sich sittig betragen lerne, als Geld verdiene, der vornehmen Frau überlassen. Es hing noch an Eltern und Geschwistern und benutzte jede freie Stunde, um bei ihnen zu sein. Es half Frau Altschuh überall mit einer kindlichen Begeisterung, die auf der Ehrfurcht vor der Beschäftigung selber beruhte. Wenn es zum Beispiel das Tafelobst der wenigen Spalierbäume im Keller unterbrachte, so behandelte es die Früchte, die man in Reihen auf die Brücke legen mußte, den Stiel gegen oben, mit zärtlichster Sorgfalt, so daß man die lieblichsten Gefühle in den dunklen Räumen weben spürte. Das Gesicht war oval, von der Farbe gewisser Heuäpfel, die Augen etwas schief. Das Vielversprechendste aber war, daß es gereizte Stimmungen nie übel nahm, ja sie gar nicht zu bemerken schien. Es lief mit schnellen Füßen zur Post, durchaus nicht den kürzesten Weg. Es schleppte den Blumen Wasser herbei. Es saß am Boden, jätete oder las in Selbstvergessenheit Bohnen ab. Friedrich betrachtete es von seinem Fenster aus; nichts machte ihn glücklicher als das Gehen und Kommen dieses Kindes. Schon morgens früh, wenn er erwachte, spürte er das liebe Wesen, das nun den ganzen Tag das Haus durchgeistete.

Es wiederum sah ihn mit freundlich verehrenden Augen an.

Eine Heirat aber schien ihm gewissenlos zu sein, besonders als er eines Tages bemerkte, mit was für begeisterten Blicken es einen Vetter, der Forstgehilfe war, betrachtete. Und wie es jauchzte, als er beschrieb, daß er jüngst beim Reiserbinden beinah ein kleines Häschen mit eingebunden hätte.

Plötzlich verlangte Friedrich von seiner Mutter, daß sie das Kind fortschickte. Er scheute sich es lieb zu gewinnen, er fürchtete unendliche Leiden.

(Fortsetzung folgt)

Offener Brief an Hermann Bahr

von Engelbert Pernerstorfer

Lieber Hermann Bahr,

vor reichlich mehr als dreißig Jahren kamst Du, um die Universität zu besuchen, nach Wien. In Deinem Gepäck war ein dickes Manuskript, das Du mir, dem erheblich Älteren, brachtest. Es blieb damals und bis heute ungedruckt. Seit dieser Zeit habe ich Deine Laufbahn aufmerksam verfolgt. Du warst ein Losgeher, politisch sehr interessiert, glaubtest nicht an Österreich, benahmst Dich, wie die ganze damalige deutsche Universitätsjugend irredentistisch, und die Universitätsbehörden hatten ihre liebe Not mit Dir. Du wurdest in Wien relegiert, weil Du beim Richard-Wagner-Kommers eine prächtige Rede gehalten hattest, die oben sehr mißfiel, suchtest die Grazer Universität auf, wo man Dir schließlich bedeutete, man sähe Dich doch lieber wo anders, und beschlossest zuletzt, Czernowitz zu beglücken, in der sicheren Hoffnung, im fernen Orient Dich leichter austoben zu können. Doch auch hier ereilte Dich Dein Verhängnis. Da schütteltest Du den österreichischen Staub von Deinen Füßen und gingst nach Berlin. Damals schien es fast, als wolltest Du Dich der Politik in die Arme werfen. Damals schriebst Du als Antwort auf Schäffles „Aussichtslosigkeit des Sozialismus" das glänzende Pamphlet „Die Einsichtslosigkeit Schäffles", eine Schrift, die zu wenig bekannt ist. Nach einem Jahre Paris machtest Du in Wien Dein Einjährigenjahr und entdecktest den Österreicher in Dir, der Du dann bis heute geblieben bist. Eigentlich wurdest Du Österreicher, wie ich glaube, von der ästhetischen Seite her. Du entdecktest Dich in der österreichischen Art oder die österreichische Art in Dir. Der aktiven Politik hattest Du abgesagt. Du gingst ganz und gar in der Literatur auf und arbeitetest mit unermüdlichem Fleiße. In Wien wurdest Du für einen bestimmten Kreis der Mittelpunkt und entdecktest an allen Ecken und Enden Talente. Aber nicht nur ein Entdecker warst Du, Du gehörst auch zu den größten Überwindern. Alles wolltest Du kennen lernen und ausüben, um es zuletzt zu überwinden, und wenn es wahr ist, was man von Deinem neuesten Katholizismus hört, so darf uns wohl nichts mehr an Dir überraschen. Und doch bringst Du es fertig, in dem Artikel „Böhmen" im Januarheft der „Neuen Rundschau" Ansichten vorzubringen, die genug Überraschendes enthalten und die nicht ohne Widerspruch bleiben dürfen. Die deutsche Öffentlichkeit hat sich um das österreichische Problem seit je zu wenig gekümmert. Hoffentlich wird das jetzt anders. Aber dann soll wenigstens dafür gesorgt werden, daß das deutsche Lesepublikum nicht einseitig berichtet werde. In Deinem Artikel

scheinen mir aber Wahrheiten mit Halbwahrheiten und Unvollständigkeiten so vermengt zu sein, daß er nach Richtigstellung schreit.

Vorerst sei festgestellt, daß der deutschnationale Irredentismus, der die deutsche Universitätsjugend Österreichs in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beherrschte, entschwunden ist. Wenn man von Böhmen spricht, ist es notwendig, diese Tatsache hervorzuheben. Denn die Tschechen haben die ganzen Jahre hindurch immer diesen deutschen Irredentismus in den Vordergrund geschoben, um ihren österreichischen Patriotismus in ein helleres Licht zu setzen. In Wirklichkeit war die „Preußenseuchelei' immer nur in jedem Sinne des Wortes eine „akademische" Bewegung. In weiteren Kreisen der Bevölkerun hat sie nie in irgend erheblicher Weise Fuß gefaßt. Dazu sind die Deutschen nicht genügend national-chauvinistisch. Selbst die siebzehnjährige deutschgegnerische Regierung des Grafen Taaffe hat es nicht zustande gebracht, den kaisertreuen Patriotismus der deutschen Bevölkerung zu erschüttern. Die deutsche Studentenschaft freilich, besonders die farbentragende, die überall die Führung hatte, machte viel Radau und veranlaßte die Regierung sogar im Jahre 1886, dem Wiener Parlamente ein Ausnahmsgesetz für studentische Vereine vorzulegen, das nach der ersten Lesung an einen Ausschuß gewiesen wurde, aus dem es nie wieder ans Tageslicht kam.

Aus den jungen Stürmern wurden besonnene Männer, und die Entwicklung der Dinge in Deutschland und Österreich zeigte deutlich, daß das nationale Interesse des gesamten deutschen Volkes gebieterisch fordere, daß die Deutschen Österreichs ihre Stellung behaupten. Die neue Generation der deutschen Österreicher weiß genau, daß das Deutschtum in Österreich große staatliche und nationale Aufgaben zu erfüllen hat. Sie hat das schon vor dem Kriege gewußt, der Krieg hat es noch deutlicher gemacht.

Nun stehen wir in Österreich sorgenvoll vor den großen Problemen, die unser nach dem Kriege, sobald und sofern er siegreich beendet sein wird, harren. Es sind Fragen von größter Wichtigkeit. Es handelt sich um tiefgreifende Neuordnungen und Neugestaltungen. Auch Deutschland hat diese Sorgen. Aber sie sind bei uns unvergleichlich komplizierter und es stehen ihnen bei uns sehr viel mehr Schwierigkeiten gegenüber als draußen im Reiche. In einer solchen Lage ist jedermann, der glaubt, etwas Förderliches sagen zu können, verpflichtet, seine Stimme zu erheben. Und Du bist nicht der erste beste. Deine gute österreichische Gesinnung, Deine mannigfache Beschäftigung mit Dingen des öffentlichen Lebens, Dein eindringlicher Verstand legitimieren Deine Stimme schon von vornherein. Da nun aber ein Wort von Dir gewichtiger ist, als eine beliebige andere, so erfordert es um so sorgfältigere Prüfung.

Du beginnst gleich mit einem Worte, das bestechend wirkt, aber wie alle geistreichen Worte ebenso richtig wie schief ist. Wenn Fox sagt, man müsse Irland irisch behandeln, so hat er recht. Wenn man dieses Wort sinngemäß auf Böhmen anwenden will, so ist es falsch. Irland wurde, als England es eroberte, ausschließlich von Iren bewohnt. Es hatte also das Recht zu fordern, daß es nach dem Interesse seiner Nationalität regiert werde. Das hat bekanntlich England nicht getan. Es hat vielmehr alles versucht, um die irische Nation auszulöschen, was ihm wenigstens so weit gelungen ist, daß die irische Sprache bis auf wenige Reste heute ausgetilgt ist. England hat bis auf den heutigen Tag das irische Problem nicht gelöst, sondern vielmehr durch die englische Besiedlung Ulsters beträchtlich kompliziert. Böhmen war schon in alten Zeiten kein national einheitliches tschechisches Gebiet, und obwohl die deutschen Einwanderer von bodenständigen tschechischen Herrschern ins Land gerufen wurden, enstand sofort der nationale Gegensatz, der bald in bitterste Feindschaft ausartete. Sie erklomm einen Gipfel in den Zeiten des Hus und der Hussitenkriege und kam nie zum Stillstande. Das Wort: man solle Böhmen böhmisch regieren, sagt uns also gar nichts. Böhmen war und ist eine geschichtliche und dynastische Einheit, keine nationale. Böhmen böhmisch regieren heißt also in Böhmen das nationale Problem lösen. Sowie Österreich österreichisch regieren nichts anderes heißt, als jene staatliche Form finden, die es den österreichischen Nationen ermöglicht, miteinander auszukommen. Bisher ist das nicht gelungen. Wenn trotzdem die Hoffnung unserer Feinde auf den Zerfall Österreichs zunichte geworden ist, so ist dies wesentlich dem starken dynastischen Gefühl der österreichischen Völker zuzuschreiben. Österreich wird zusammengehalten durch die Geltung des „Hauses Österreich". Aber eine organische Einheit ist dadurch Österreich nicht geworden. Nach dem Kriege werden die nationalen Reibungen sofort wieder einsetzen. In Österreich und in Ungarn. Dabei wird die deutsch-tschechische Frage wieder im Vordergrunde stehen. Sie wird uns noch viel Sorge machen.

Du suchst die Entstehung Österreichs sozusagen geschichtspsychologisch zu erklären. Es ist viel Geistreiches in dem, was Du sagst. Aber wenig, was zu unserer nüchternen Erkenntnis beiträgt. Die Dynastie Habsburg wollte Länder erwerben. Um das zu verstehen, braucht man in die Herrscher und in die Völker nicht viel hineinzugeheimnissen. Jene hatten den „Drang nach Ausdehnung und Verbindung" des Erworbenen. Diese waren wohl mehr Werkzeuge als selbstbewußte Faktoren. Die konstitutiven Nationen Österreichs, die Deutschen, Tschechen und Magyaren hatten weder bewußt noch auch nur unterbewußt das Bedürfnis, sich aneinander zu reiben, weil sie dadurch ihr eigenes Wesen auswirken wollten. Sie wollten einfach ein-

ander beherrschen. Wenn die tschechischen und magyarischen Herrscher Fremde ins Land riefen, so hatte das durchaus wirtschaftspolitische Gründe. Sie brauchten für ihre dünnbevölkerten Gebiete Menschen, und zwar solche Menschen, die ihren eigenen „Untertanen" in der Zivilisation und Kultur überlegen waren. Da kamen nur die Deutschen in Betracht.

Bleiben wir nun bei Böhmen, von dem Du ja ausgehst. In Böhmen, sagst Du, „verfitzt sich die allgemeine österreichische Frage noch mit einer besonderen nationalen". Nebenbei bemerkt ist das fast in allen Kronländern, den „historisch-politischen Individualitäten" Hohenwarts, für die Du so schwärmst, gleichermaßen der Fall. Nur Ober- und Niederösterreich, Salzburg und Vorarlberg sind ungemischt deutsch. Lauter kleine Länder. Aber das Besondere an Böhmen ist, daß hier der nationale Gegensatz seit Jahrhunderten da ist und bestimmend einwirkt. Er wäre wahrscheinlich längst zuungunsten der Deutschen entschieden, wenn nicht die Gegenreformation aus Böhmen für zwei Jahrhunderte einen Friedhof gemacht hätte. Denn der Tscheche ist seit je im Nationalismus stärker als der Deutsche. Man muß ja gewiß mit völkerpsychologischen Behauptungen sehr vorsichtig sein, aber die Tatsache, daß die Deutschen sich leicht von andern Nationen aufsaugen ließen, ist doch geschichtlich so gut bezeugt, daß man sie wohl als unwiderleglich hinstellen kann. Im Dreißigjährigen Kriege wurde der tschechische Adel fast ausgerottet. Welche Rolle der Adel in jener Zeit in jedem Volke spielte, ist bekannt. Bis auf ein paar Familien verschwand der nationale tschechische Adel vollständig. Seine Güter wurden adeligen Söldnern aus dem Auslande entweder geschenkt oder gegen „langes Geld" verkauft. Der heutige tschechische Adel trägt meistens deutsche oder fremdsprachige Namen. Jüngere Söhne aus vornehmen Geschlechtern Frankreichs, Englands, Irlands, Spaniens, Italiens eilten unter die kaiserlichen Fahnen, zeichneten sich aus und erhielten zur Belohnung Landbesitz. Ich nenne nur beispielmäßig drei Namen: Taaffe, Buquoi, Sylva-Tarouca. Viele der ältesten deutschen Adelsgeschlechter, wie die Schwarzenberge, gingen völlig zum Tschechentum über. In den achtziger Jahren gab es als Vertreter des feudalen Adels, das heißt des tschechischen Adels, einen Kleist und einen Lützow, die fleißig mit den Tschechen gegen die Deutschen stimmten. Man würde aber irren, nähme man etwa an, daß die Gegenreformation das deutsche Element in Böhmen gestärkt habe. Beide Völker lebten in gleicher Knechtschaft und Erniedrigung. Die Jesuiten unterrichteten lateinisch und erst später auch deutsch, die Sprache der Behörden und des Hofes war deutsch. Daraus ergab sich ein gewisses Übergewicht des Deutschen. Die besten tschechischen Schriften gehörten dem Kreise der mährischen Brüdergemeinden an, waren also schon deswegen strengstens verpönt, und obwohl in gewissen adeligen Kreisen

aus einer gewissen politischen Koketterie noch ab und zu tschechisch gesprochen wurde, sank die Sprache immer mehr zu einem Bauernidiom herab. Die Zentralisationsbestrebungen Maria Theresias, von Josef II. allzu heftig betrieben, verstärkten die Geltung der deutschen Sprache, aber auch die nationalen Gegenbewegungen. Dabei ist es bemerkenswert, daß die literarische Wiedergeburt der tschechischen Sprache und Dichtung, trotz den schon bestehenden nationalen Gegensätzen, aus deutschem Geiste hervorging. Doch davon später noch ein Wort. Genug: seit einem Jahrhundert hat das tschechische Volk sich national wieder vollständig erholt und steht heute in gesammelter Volkskraft da. Aber der Gegensatz zwischen Tschechen und Deutschen ist je länger, je heftiger geworden. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte man vielleicht noch meinen, es werde alsbald zu einer Art Verständigung zwischen den beiden Völkern in Böhmen kommen. Die deutschen Dichter Böhmens (Moritz Hartmann usw.) behandelten tschechisch-nationale Stoffe mit Liebe und herzlicher Sympathie. Noch 1848 gab es Bande herüber und hinüber. Aber sie wurde von Jahr zu Jahr lockerer und lösten sich schließlich vollständig. Heute gibt es zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen keinerlei gemeinsames Geistesleben. Die beiden Völker haben sich in den zwei letzten Geschlechterfolgen nicht genähert, sondern voneinander entfernt. Du sagst: „Im Herzen beider Nationen steckt das alte böhmische Volk." Was soll das heißen? Das ist eine völlig unbewiesene und unbeweisbare Behauptung. Es gibt nicht und gab nie ein „böhmisches Volk". Die böhmische Bevölkerung lebte immer im nationalen Gegensatz. Wenn Du aber den Fürsten Thun als den Mann bezeichnest, der auf dem besten Wege war, Böhmen „böhmisch" zu regieren und die Völker zu versöhnen, dann gehst Du gewaltig in die Irre. Diese Meinung kann Dir nur Thun selber beigebracht haben. Oder einer seiner tschechischen Freunde, unter deren Einfluß er vollständig gestanden. Wer aber Thun irgendwie selber an der politischen Arbeit gesehen hat, ist von seiner totalen Unfähigkeit völlig überzeugt. Wohl seine tschechischen Freunde selber, deren williges Werkzeug er war. Als Ministerpräsident Stürgkh vor nicht langer Zeit wieder einmal den hundertmal schon mißlungenen Versuch machte, die Deutschen und die Tschechen zu neuerlichen Ausgleichsverhandlungen zu bewegen, scheiterte er von Anfang an daran, daß die Deutschen erklärten, zu gemeinsamen Besprechungen nur dann bereit zu sein, wenn der Statthalter Thun ihnen fern bleibe. Thun hatte nicht einmal den Takt, seinen Statthalterposten der Regierung zur Verfügung zu stellen. Er mußte doch einsehen, daß er ein Hindernis der Verständigung sei. Sein Hochmut und seine Eitelkeit ist aber stärker als sein patriotisches Gewissen. Wäre er damals zurückgetreten, hätte er etwas geleistet. Nun ist er doch,

und zwar nicht sehr rühmlich, gegangen. Du fällst über die Politiker her: sie seien an allem schuld. Sehr richtig: die Politiker sind an der Politik schuld. Und da in Österreich bisher schlechte Politik gemacht wurde, so ist die Folgerung weder tiefsinnig noch überraschend, daß die Politiker Österreichs nichts taugen. Wenigstens die nicht, die wie wir sagen: an der Spritze stehen. Diese Wahrheit soll man natürlich so laut als möglich und so oft als möglich hinausschreien. Vielleicht wird sie doch einmal eingesehen. Von unten her. Denn die Politiker kommen aus dem Volke, das sie erwählt, und jedes Volk hat eben die Politiker, die es verdient. Auch Du willst ja das Volk anrufen. Das Elend der Völker kommt nicht vom Elend der Politiker, sondern das Elend der Politiker kommt vom Elend der Völker. Was nebenbei in Deinem Munde das Wort „Westler" als Scheltwort bedeuten soll, kann ich nicht recht begreifen. Ich sehe in dem Treiben der führenden Politik so gar nichts Westlerisches. Ich bin noch immer der Meinung Kürnbergers, der die Fehler Österreichs in seinem Asiatentum sah. Was Du im „Politiker" grundsätzlich Verwerfliches siehst, das kann ich mir schon vorstellen. Aber das ist nicht zu ändern, solange „der Menschheit große Gegenstände" Macht und Herrschaft sind. Deine zweite Wut gilt dem österreichischen „Hofrat". Ich fühle nicht den Beruf in mir, ihn zu verteidigen. Schon als Vertreter des starren Bürokratismus ist er eine unsympathische Figur. Aber bisher hat dieser Bürokratismus den Staat Österreich noch notdürftig zusammengehalten. Wir brauchen neue Formen und mit ihnen wird der alte österreichische Hofrat verschwinden. In der geschichtlichen Betrachtung wird er aber wesentlich anders ausschauen, als Du ihn darstellst. In allen Deinen Wandlungen bist Du immer Impressionist geblieben. Den Eindrücken des Tages bist Du hemmungslos unterworfen. Du siehst den Krieg und in ihm die militärische Stärke Österreichs, und heute meinst Du, der österreichische Hofrat, die österreichische Schlamperei und alle österreichischen Laster seien verschwunden. Auch der ganze Nationalismus in seinen vielfachen Formen. Gemach, lieber Freund. Über all diese Dinge wollen wir nach dem Kriege wieder reden. Der Krieg hat die Völker Österreichs in der Verteidigung geeinigt. Aber es ist doch etwas überschwenglich, wenn Du gleich sagst: „Österreich atmet auf." Vor allem: wir glauben, daß wir im freien Atmen gerade jetzt nicht ganz ungehindert seien. Geradezu grotesk aber ist es, wenn Du von Österreich meinst: „Seine schlimmste Gefahr, der Nationalstaat, ist vorbei." Österreich ein Nationalstaat? Das war es doch nie, und eigentlich ist die Zeit, wenn sie einmal da war, längst vorüber, wo man davon träumen mochte, Österreich zu einem Nationalstaat zu machen. Ungarn will ein Nationalstaat sein. Es wird sich auf die Dauer als das erweisen, als was Österreich schon

seit langem erkannt ist: als Nationalitätenstaat. Aber wer kann glauben, daß in einem Nationalitätenstaat der Nationalismus plötzlich verschwindet, da er doch vielmehr auf ihm aufgebaut ist. Du bist in beneidenswerter Weise hellseherisch: „Schon ringt sich aus den blutigen Dämpfen dieses Krieges eine neue Gestalt empor.“ Wie Du Dir das vorstellst, ist wohl ein Luftgebäude. Wir anderen, nüchterneren hoffen, daß sich eine Neugestaltung bilden werde, aber wir wissen mit völliger Bestimmtheit, daß diese neue Gestalt nur unter schweren Wehen wird geboren werden.

Du hast es Dich nicht verdrießen lassen, um das böhmische Problem zu studieren, nach Prag zu reisen. Du hast allerlei Unerfreuliches gehört und dabei doch den Eindruck erhalten, daß die Tschechen bei Österreich bleiben wollen. Das war im November 1915. Ich denke, dieser Wille wird heute noch viel stärker sein. Er ist auch sehr vernünftig. Nur fürchten sich die Tschechen vor Germanisierung. Dabei wäre es wichtig zu erfahren, was sie unter Germanisierung verstehen. Da können sehr verschiedene und merkwürdige Deutungen zum Vorschein kommen. Die meisten Tschechen sehen schon in der Forderung der deutschen Verständigungssprache für gewisse allgemeinstaatliche Belange ein Streben nach Germanisierung. Um sich über das böhmische Problem zu unterrichten, genügt es nicht, Mattusch und Fiedler zu besuchen, wie Du es getan hast. Das sind gewiß alte, ehrwürdige Männer, jener ein Alttscheche, dieser ein Jungtscheche. Ich habe beide als aktive Politiker im Parlamente kennen gelernt und schätze sie doch weniger sentimental ein als Du. Mattusch ist gewiß einer der gemäßigteren Tschechen, aber er geht letzten Endes genau so wie Fiedler nicht so sehr auf eine tschechischnationale Autonomie, als vielmehr auf die Wiederherstellung der Wenzelskrone (Böhmen, Mähren und Schlesien) aus; und Fiedler hat als Handelsminister in der Postverwaltung gegen die bestehenden gesetzlichen Vorschriften die Ausdehnung des Rechtes der tschechischen Sprache via facti angeordnet. Alle tschechischen Politiker gehen auf die Errichtung des böhmischen Staates aus. Sie berufen sich dabei auf Ungarn. Es ist mehr als zu vermuten, es ist vorauszusetzen, daß sie, wären sie einmal Herrn auf ihrem Gebiete, das Beispiel der Magyaren nachahmen würden. Sie würden zwar den fast drei Millionen Deutschen dieses Staates auf dem Papiere nationale Autonomie zusichern, aber durch kluge Politik dafür sorgen, daß von Generation zu Generation das deutsche Element abbröckeln würde. Das Deakische Nationalitätengesetz in Ungarn schützt die kleineren Völker national, nur wird es nicht durchgeführt. Die Magyarisierung macht von Jahr zu Jahr Fortschritte. Das nationale Bewußtsein der Deutschen ist ein schwaches Flämmchen, das Nationalgefühl der Magyaren und Tschechen ein lodernder Brand.

Sie wollen sich nicht mit nationaler Autonomie bescheiden, sie wollen nationale Herrschaft. Ich bin objektiv genug, dieses Selbständigkeitsstreben zu verstehen. Die Tschechen sind eine kleine Nation, die durch Abwanderung nach Wien und Deutschland stetig Volkszahl verlieren. Daher auch ihr Verlangen nach tschechischen Volksschulen in Wien. Jede wirkliche Großstadt assimiliert erbarmungslos. Nun ist der größte Teil der Zuwanderung nach Wien seit einem halben Jahrhundert tschechisch. Schon die zweite Generation dieser Zuwanderer ist verwienert. Die Umwelt ist zu mächtig. Der beste Beleg für die Geringfügigkeit tschechischen Nationalbewußtseins in Wien wurde bei den letzten Reichsratswahlen geliefert. Alle tschechischen Parteien hatten sich in allen Bezirken auf einen und denselben Zählkandidaten geeinigt. Er erhielt in allen einundzwanzig Bezirken zusammen nicht über 15000 Stimmen. Das entspräche im günstigsten Falle einer Bevölkerungszahl von 75000 bei einer Gesamtbevölkerung von zwei Millionen. Daß die von Wien aufgesaugten Tschechen gleich richtige Deutsche werden, möchte ich durchaus nicht behaupten. Sie werden Wiener und die Wiener sind für sich eine besondere „Rasse", wie Du am besten weißt. Das ist für die Tschechen natürlich kein Trost. Für das tschechische Volkstum gehen diese verwienerten Tschechen eben verloren. Ebenso hat Prag die noch vorhandenen untern Schichten deutschen Volkstums fast restlos aufgesaugt. In Böhmen selbst haben sich die nationalen Grenzen, wie Professor Rauchberg nachgewiesen hat, seit einem Jahrhundert nur unwesentlich verschoben. Nur die Kohlengebiete (Nürschau und Brüx) sind tschechisch infiltriert worden, die angeblich deutschen Städte hatten ja nur eine deutsche Oberschicht, die auf die Dauer ihre Herrschaft nicht halten konnte. In früheren Zeiten, da das Deutsche noch als das vornehmere galt, nahmen die aufstrebenden tschechischen Schichten die deutsche Sprache an. Das änderte sich mit dem immer stärker erwachenden tschechischen Nationalbewußtsein. Prag schien eine deutsche Stadt zu sein, so wie Brüssel heute eine französische Stadt zu sein scheint. Gesetzt, die Flamen kämen zu politischer Selbständigkeit, bald würde die französische Tünche Brüssels abfallen und das flämische Element das Übergewicht bekommen.

Die Tschechen in Prag müssen Dir sonderbare Dinge vorgeredet haben, wenn Du zu so exzentrischen Anschauungen über deutsch-tschechischen Nationalismus kommst, wie Du sie auf Seite 45 und 46 äußerst und wenn Du zu den jugendlich-waghalsigsten Wetten bereit bist. Doch will ich auf diesen Punkt aus leichtbegreiflichen Gründen jetzt nicht näher eingehen.

Aber ein Wort muß gesagt werden über Deine merkwürdige Auffassung des Panslawismus. Das tschechische Volk, meinst Du, ist stark, aber klein.

Es sucht daher nach Anlehnung und findet sie bei den anderen Slawen. Du setzest in Parallele dazu die österreichischen Deutschen, die, wie Du sagst, innerlich auch nicht allein mit Österreich auskommen, und „so nehmen sie sich noch Kant und die deutsche Philosophie, Goethe und Schiller, Bach und Wagner dazu". Das ist stark. Wir Deutsche in Österreich suchen bei den Deutschen im Reiche keine Anlehnung, wir sind geistesgeschichtlich mit ihnen eine Einheit. Geistesgeschichtlich und sprachlich.

Schiller gehört dem ganzen deutschen Volke und auch Grillparzer gehört dem ganzen deutschen Volke. Wir Deutsche in Österreich sind kulturbegrifflich so gut eins mit dem gesamten deutschen Volke wie die deutschen Schweizer und die deutschen Balten. Nicht einmal von einer deutsch-österreichischen Literatur als einer untergeordneten Einheit kann man reden, wie etwa von einer schwäbischen, ostpreußischen usw. Denn das südliche Bajuwarentum Österreichs scheidet sich schon literarisch von dem nördlichen Sachsentum und Schlesiertum. Wobei ich gar nicht an die mundartliche Dichtung denke. Du gehörst nicht allein in eine deutsch-österreichische Literaturgeschichte, wenn man schon eine solche schreibt, sondern auch in die gesamtdeutsche Literaturgeschichte. Man muß gegen Deine merkwürdige Auffassung schon den lautesten Widerspruch erheben. Bei den Tschechen ist es nun ganz ebenso. Weder sprachlich noch geistesgeschichtlich bilden sie mit den übrigen slawischen Völkern eine Einheit. Ihre Sprache ist von allen anderen slawischen Sprachen so verschieden, daß sie diese ohne besondere Studien nicht verstehen. Und geistesgeschichtlich sind sie seit je mit dem germanischen und romanischen Westen verbunden. Der Panslawismus trat als literarische „Wechselseitigkeit" auf, war aber im Wesen von Anfang an und auch heute, wo er unter dem Namen „Neoslawismus" geht, nationalpolitischer Natur. Es geht auf eine slawische politische Einheit. Geistig existiert diese Einheit nicht. Die Großrussen haben eine Geistigkeit, die sie von anderen slawischen Völkern, gewiß aber von den Polen und Tschechen aufs schärfste scheidet. Zwischen Rom und Byzanz steht eine hohe Mauer. Römisches und byzantinisches Christentum sind fast wesensverschiedene Dinge. Wie stark ihre Trennungskraft ist, zeigt das Volk der Serbokraten, in Abstammung und Sprache eine Einheit, durch das Religionsbekenntnis in zwei Teile gespalten. Bei dem Worte Panslawismus denken die einen Slawen geradezu an eine altrussische Herrschaft, die andern an eine Föderation der slawischen Nationen unter dem Schutze Rußlands. Wenn wir mit einem Schlage zu einem Verständnis kommen wollen, so setzen wir einmal dem Panslawismus den Pangermanismus gegenüber oder den Panlatinismus. In diesen beiden letzteren Fällen kann es sich nur um geistige Einheiten handeln. Solche Einheiten stellen diese beiden Begriffe wirklich

dar. Ich will nicht in Abrede stellen, daß es gewisse slawische Gemeinsamkeiten gibt, aber eine geistige Einheit des Slawentums gibt es nicht. Du selbst gibst ja zu, daß die Tschechen durchaus abendländisch eingestellt sind. Daß also der Panslawismus für sie keinen Sinn hat. Wenn er trotzdem bei ihnen gepredigt wurde, so ist das nur zu erklären durch den tschechischen Hypernationalismus und seine nervöse Angst vor dem Deutschtum. Daß diese verschwinde, muß die Sorge der deutschen Politiker sein. Es denkt doch niemand in Österreich daran, das tschechische Volk und seine Sprache auszurotten. Schon vernünftigerweise deshalb nicht, weil es unmöglich ist. Dann aber müssen die Tschechen den Traum des böhmischen Staatsrechtes endgültig aufgeben. Es ist hart für ein Volk, das auf eine ruhmreiche Suveränität in der Vergangenheit zurückblicken kann, auf eine solche in der Zukunft zu verzichten. Aber Tatsachen und Notwendigkeiten entscheiden. Die Tschechen mögen doch bedenken, daß die an Zahl ihnen überlegenen Deutschen in Österreich von ihrem Mutterland getrennt sind und ihr Schicksal ruhig tragen.

Du schließest Deine Ausführungen mit einem Satze, dem ich vollständig beistimme: „Es gibt keine österreichische Politik als die des unerschütterlichen Vertrauens auf Österreich, der strengen Gerechtigkeit gegen alle seine Völker und des entschlossenen Willens, daß Österreich ihrer aller Vaterland werden muß, Vaterland an Leib und Seele."

Ich möchte nun nicht, daß meine Polemik mit Dir bloß im Negativen stecken bleibe. Ich halte mich also an Deinen Schlußsatz und will versuchen, gestützt auf geschichtliche, politische und persönliche Erfahrungen und Darlegungen, zu gewissermaßen positiven Ergebnissen zu kommen, wobei ich hoffe, daß meine Ausführungen auch hier und da noch Lichter auf meine früheren kritischen Bemerkungen werfen und wir uns auf einem gemeinsamen Boden finden werden. Uns liegt die Lösung des österreichischen Problems am Herzen. Es in seinem ganzen Umfange zu erörtern, geht hier nicht an. Wer aber Lösungen des böhmischen Problems anzubahnen sucht, hat auch für die größere Frage Gesamt-Österreichs schon viel geleistet.

Den Deutschen Österreichs ist der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie sich um das Wesen des tschechischen Volkes zu wenig bekümmert haben. Noch vor einem Menschenalter hat man vielfach seine Sprache noch als eine Dienstbotensprache betrachtet. Man hat die Rolle, die das tschechische Volk in der deutschen und österreichischen Geschichte gespielt hat, viel zu wenig gewürdigt. Ich erachte es für mich heute noch als ein gütiges Geschick, daß ich als Gymnasiast in den Jahren 1865–67 aus freiem Antriebe einen tschechischen Kursus besuchte. Leider habe ich die gewonnenen Kenntnisse nicht weiter gepflegt. Aber ich lernte doch in diesen Jahren

die grammatische Grundlage der tschechischen Sprache kennen und erkannte ihren Formenreichtum und in ihrem Bau viele der deutschen Sprache mangelnden Vorzüge. Das bewahrte mich in meiner deutschnationalen Studentenzeit vor der allgemein üblichen Geringschätzung der tschechischen Sprache. Oft habe ich damals meinen deutsch-böhmischen Gesinnungsgenossen auf der Universität es zum Vorwurfe gemacht, daß sie nicht tschechisch lernten. Manche von ihnen sind später in die Politik gekommen und haben ihre Unkenntnis bitter empfunden. Ich denke an einen unter ihnen, der Dein Farbenbruder war und der später in der deutsch-böhmischen Politik eine Rolle gespielt hat. Heute hat sich das ja einigermaßen geändert. Je mehr die Tschechen aufhörten deutsch zu lernen, desto mehr fingen die Deutschen an tschechisch zu lernen. Die ältere Generation der Tschechen sprach vorzüglich deutsch, die jüngere vertrotzte sich gegen das Deutsche. Ich habe das von 1885 bis heute im österreichischen Parlamente verfolgen können. Heute wird sich das wohl wieder bessern. Auch wurde viel zu wenig beachtet, mit welcher Kraft die tschechische Nation in hundert Jahren sich aus tiefster nationaler Erniedrigung heraufgearbeitet hat. Sie gab dadurch ein schönes Beispiel dafür, daß keine Nation an ihrer Zukunft zu verzweifeln braucht, wenn sie einen festen nationalen Lebenswillen hat. Ihr literarischer Aufschwung knüpfte unmittelbar an das deutsche Geistesleben an. Herder, der große Humanist, wohl der universalste Kopf Europas im 18. Jahrhundert, war ja gewissermaßen der Entdecker des Volksgeistes. Seine „Stimmen der Völker" zeigten zum ersten Male das Dasein und die Eigenart des Volksgeistes auf. Der universalistisch gerichtete Geist unserer klassischen Literatur spähte nach allen Fernen und in alle Winkel, um die Menschheit in ihren mannigfaltigen Formen zu suchen und zu finden. Derselbe deutsche Geist, der sich soeben aus den drückenden Fesseln des französischen Geistes befreit hatte und selbständig geworden war. Im Jahre 1897 erschien ein Buch „Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik", geschrieben von dem Slowenen Matthias Murko, das in streng wissenschaftlicher Weise die Abhängigkeit der tschechischen Literaturentwickelung von der deutschen Literatur erzählt. Es wäre interessant zu wissen, wie viele Deutsche in Österreich, von Fachleuten abgesehen, und wie viele deutsche Politiker dieses Buch gelesen haben. Natürlich Literatur, Romantik — was hat das mit Politik zu tun! Ich weiß, Du denkst nicht so, weil Du von der Wahrheit tief durchdrungen bist, daß alles Leben eines Volkes eine Einheit ist. Wir hatten kein Interesse für die geistige Entwickelung des tschechischen Volkes. Natürlich suchte die tschechische Literatur ihre Abhängigkeit von der deutschen abzuschütteln. Das haben wir Deutsche auch getan, aber da setzt der große Unterschied ein. Wir befreiten uns von der französischen Herrschaft, brachen aber die

Verbindung mit französischer Kultur und Literatur nicht ab. Wir fühlten uns alsbald als den Franzosen gleichwertig. Bei den Tschechen war es anders. Bevor sie eine eigene literarische Selbständigkeit errangen, fühlten sie sich aus politisch-nationalen Gründen von der deutschen Abhängigkeit bedrückt und wandten sich je länger je mehr von allem Deutschen ab. Sie suchten sich an andere Kulturen anzulehnen, insbesondere an die romanische und späterhin an die russische (Vrchlicky). Wir haben ihre Literatur viel zu wenig aufmerksam verfolgt. Was übersetzt wurde, war nicht gerade immer das Beste und Charakteristischeste. Der politische Gegensatz trennte uns auch kulturell. Das war unserem Zusammenleben wenig förderlich. So standen wir einander unmittelbar feindselig oder doch fremd gegenüber.

Als die Verfassung kam, wollten die Tschechen sie nicht anerkennen. Sie übten Abstinenz. Sie verließen endlich diese Politik und begannen die sogenannte Etappenpolitik. Was nicht auf einmal zu erreichen war, das sollte schrittweise erobert werden. Eine solche Politik erfordert Zurückhaltung, Klugheit, Langsamkeit. Das tschechische Volk ist aber sehr impulsiv und bis in tiefe Schichten hinein politisiert. Es wurde durch die vorsichtige Politik der Alttschechen ermüdet. Die Jungtschechen gewannen immer mehr an Anhang. Und so geschah es, daß in den Neuwahlen des Jahres 1891 die Alttschechen fast vollständig aufgerieben wurden. Es kamen lauter neue Männer.

Unter den Gewählten waren auch drei, die besondere Aufmerksamkeit erregten. Das waren drei sehr europäisch gebildete Männer, die alle drei an deutschen Universitäten studiert und sich auch schon literarisch betätigt hatten: Kaizl, Kramař und Masaryk. Sie bildeten im Parlamente eine eigene Gruppe und nannten sich Realisten. Man setzte große Hoffnungen auf sie. In der Tat vertraten sie im Parlament alle freiheitlichen und sozialen Forderungen, aber in nationaler Beziehung zeigte es sich bald, daß auch sie auf dem alten Standpunkt des böhmischen Staatsrechts standen. Sie hielten viele kluge Reden im Parlamente, aber national waren auch sie unerbittlich. Der Jungtscheche Julius Gregr hatte einmal gesagt: Das böhmische Staatsrecht sei ihm keine Pfeife Tabak wert. Das war nun längst vergessen, und die Jungtschechen forderten stürmisch das staatliche Selbständigkeitsrecht. Masaryk, Professor der Philosophie an der tschechischen Universität, galt als der besonnenste, am meisten europäische Politiker der Tschechen. Man lese seine Rede, gehalten am 20. März 1893, nach. Sie ist von Anfang bis zum Ende eine Verteidigung des böhmischen Staatsrechts. Es heißt da zum Beispiel: „Unsere staatsrechtlichen Forderungen, will ich kurz sagen, gipfeln in dem natürlichen Bestreben nach politischer Unabhängigkeit. Ein selbstbewußtes, größeres Volk, ein Volk, welches gebildet ist, ein Volk, das eine große Geschichte

hat, verträgt es auf die Länge der Zeit nicht, nicht Herr über seine politischen Geschicke zu sein, und gerade Sie, die Sie sich beständig als Staatspartei gerieren, die Sie beständig in der staatlichen und politischen Betätigung das summum in politicis erblicken, müßten am ehesten begreifen, daß das böhmische Volk nicht ruhen wird und nicht ruhen kann, solange es sich nicht als politische Nation betätigen kann." An einer anderen Stelle: „Die Verselbständigung unseres Staates werden Sie nicht hindern können." Und schließlich: „Sie können versichert sein, daß wir Ihnen Mähren und Schlesien entreißen werden; wir werden alle möglichen Mittel aufbieten, damit die slawische Majorität in diesen beiden Ländern ihre natürlichen und historischen Rechte erlange." Mit einer gewissen Absichtlichkeit sind die Ausdrücke „böhmisches Staatsrecht" und „Wenzelskrone" vermieden, aber der Sinn der Ausführungen Masaryks geht auf eine solche politische Selbständigkeit der „slawischen Länder", wie sie Ungarn hat.

Nichts haben die Tschechen mehr bekämpft als die Vorschläge auf eine Teilung des Landes nach nationaler Abgrenzung. Praktisch wäre das nicht allzu schwer. Aber wohin käme es dann mit der „Zauberpracht und Zaubermacht der großen unvergänglichen Geschichte" Böhmens? Ich bin nicht unzugänglich dem rührenden Scheine alter ruhmvoller Überlieferungen. Aber schließlich leben wir der Gegenwart und Zukunft. Was hat das deutsche Volk an ehrwürdigen Überlieferungen alles aufgeben müssen!

Endlich kam ein starker Mann, den Du offenbar auch jetzt herbeisehnst, und suchte in wichtigen Dingen die tschechischen Wünsche zum Teil wenigstens zu befriedigen Er erließ die berüchtigten Sprachenverordnungen. Was aber hernach kam, war nicht sehr erhebend. Zehn Jahre parlamentarischer Obstruktion! In jener Zeit, lieber Bahr, war der österreichische Hofrat wirklich eine nicht unbedeutende Nummer. Er war nämlich der einzige Österreicher. Es ist wahr, er konnte nichts tun, er saß in seinem Amte und weinte. Aber er war Österreicher. Sonst gab es in ganz Österreich nur mehr Deutsche, Tschechen, Polen usw. Daran hat auch das allgemeine Wahlrecht nicht viel geändert. Erst der Krieg hat Österreich wieder als eine Einheit gezeigt.

Freilich droht eine Gefahr, der schwer zu begegnen sein wird. Du schilderst eine gewisse Art von Politikern, die es immer und überall gibt, die aber in sehr ausgeprägtem Charakter unter den Deutschbürgerlichen in Böhmen zu finden ist. Das ist eine Gruppe von Leuten, die ohne jedes Verantwortlichkeitsgefühl und nur von nationalem Chauvinismus beseelt ist. Diese glauben, daß jetzt vielleicht eine Zeit gekommen sei, die dem Versuche günstig wäre, das tschechische Volk zu ducken. Gewisse Vorkommnisse während des Krieges, auf die hier nicht näher eingegangen werden

soll, lassen in ihnen die Hoffnung erstehen, man werde nach dem Kriege den Tschechen von oben her sehr abgünstig gesinnt sein, und das könne man vielleicht benützen, um wieder eine Art deutscher Vorherrschaft in Böhmen aufzurichten oder wenigstens auch den berechtigten nationalen Forderungen der Tschechen kräftig entgegenzustreben. Diese Leute benehmen sich so, als hätten sie alle deutschen Siege erfochten, und sind voll des unfruchtbarsten Hochmuts. Es ist weit entfernt davon, daß alle Vertreter der deutschbürgerlichen Politik in Böhmen so dächten. Aber der nationale Chauvinismus in Böhmen ist immer Trumpf gewesen und hat bisher alle Verständigungsversuche im Lande gestört. Es gibt auch unter den Deutschbürgerlichen viele besonnene Elemente, die die politischen Notwendigkeiten erkennen und ihnen entsprechend handeln wollen. Die auch genau wissen, daß jeder Versuch, das tschechische Volk zu demütigen, erfolglos bleiben muß. Es ist zu selbstbewußt, zu kraftvoll, zu zahlreich auch, um sich nullifizieren zu lassen. Außerdem hat es einen großen Vorzug vor den Deutschen dadurch, daß es durchaus demokratisch gesinnt ist. Auch im Bürgertum. Auf deutscher Seite sind die demokratischen Überzeugungen wesentlich schwächer und eigentlich nur durch die Sozialdemokratie vertreten. Der böhmische Landtag, der übrigens jetzt aufgelöst ist, hat eine wenig volkstümliche Wahlordnung. Er setzt sich aus der Vertretung von städtischen und ländlichen Wahlkreisen, in denen ein Zensuswahlrecht besteht, und aus Vertretern des Großgrundbesitzes zusammen. In dem Vordergrund der bisherigen Verständigungsverhandlungen stand immer auch die Frage der Landtagswahlordnung. Ihrer demokratischen Gestaltung würden sich die tschechischbürgerlichen Parteien nicht widersetzen. Wären auch die deutschbürgerlichen Parteien derselben Meinung, so würde dem vereinigten Willen dieser beiden Gruppen gegenüber der Widerstand des Großgrundbesitzes und der Regierung auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten sein. Natürlich würde eine demokratische Wahlreform das zahlenmäßige Übergewicht der Tschechen noch deutlicher als heute machen. Gefährlich könnte sie national den Deutschen wohl nicht werden, da eine Wahlreform allein ohne bestimmte organische nationale Schutzgesetze nie in Kraft treten würde. Daß die Deutschbürgerlichen an eine demokratische Lösung des Landesproblems nicht denken, beweist die Tatsache, daß im Januar von ihrer Seite eine Zusammentretung von „Notabeln", wenn man will, stattgefunden hat, die nur die bisher wahlberechtigten Schichten vertraten. Es wurden nämlich zu den Beratungen eingeladen die gewesenen Landtagsabgeordneten, also Leute ohne den Schatten eines Mandates. Siegt unter den Deutschbürgerlichen die nationalchauvinistische Richtung, so ist der so notwendige Verständigungsgedanke wieder auf Jahre vergiftet und das politische Leben Böhmens neuerlich zur Unfruchtbarkeit

auf lange hinaus verurteilt. Immerhin ist es nicht unmöglich, daß den nationalextremen Politikern insofern durch den Krieg die Rechnung verdorben wird, als auf die aus dem Kriege Zurückkehrenden die Gemeinsamkeit des Schützengrabens versöhnlich wirkt. Denn was man auch sonst sagen möge, deutsche und tschechische Soldaten haben oft zusammen dem Feinde die Stirne geboten. Der Krieg hat Österreich erst wieder als Einheit gezeigt.

Aber nun entsteht die große Frage: werden wir diese Einheit nach dem Kriege in Staat und Verwaltung herstellen können? Unmöglich so, daß alles beim alten bleibt. Es ist etwas gar zuviel Mannigfaltigkeit da. Abgesehen davon, was möglicherweise bei einem endgültigen Siege noch zur österreichisch-ungarischen Monarchie kommt, haben wir heute schon eine etwas reichliche Vielgestaltigkeit. Die Monarchie besteht aus drei Teilen: aus Österreich, Ungarn und den Reichslanden (Bosnien-Herzegowina). Ungarn besteht aus zwei Königreichen (Ungarn und Kroatien), Österreich aus siebzehn Kronländern. Ich spreche nur von Österreich. Wir haben acht Nationen. Ich will nur von den Deutschen und Tschechen sprechen. Wie wollen sie sich national einteilen? Soll an den Kronländern wirklich nicht gerüttelt werden? Dann schleppen wieder alle Nationen eine Kette am Fuß. Das heißt, da es wahrscheinlich so kommen wird, die Arbeit wird furchtbar ermüdend werden.

Am Brünner Parteitag der sozialdemokratischen Parteien Österreichs wurde zum ersten Male das Schlagwort der nationalen Autonomie ausgesprochen. Dr. K. Renner hatte sie formuliert. Sie war eigentlich gar nicht etwas so Revolutionäres. Palacky hatte schon im Jahre 1848 die Einteilung Österreichs in nationale Gebiete vorgeschlagen. Die Konstituierung der Nationen als Rechtskörper gäbe die Möglichkeit der von Masaryk geforderten politischen Betätigung der Nation. Sie könnte schließlich, wenn die Heiligkeit des Fortbestandes der Kronländer nun einmal feststeht, selbst unter ihrer Schonung durchgeführt werden. Aber die Tschechen müssen wollen. Wenn sie hartnäckig Widerstand leisten, ist es kaum zu machen. Man wird dann wieder die von Dir so geschmähten Politiker brauchen. Die Formen der modernen Demokratie sind nun einmal nicht zu umgehen. Die Sachen etwa einfach dekretieren, wird den Machthabern selbst nicht leicht angängig erscheinen. Vielleicht hat der Krieg eine bessere Stimmung für die Verträglichkeit erzeugt. Wer kann da prophezeien? Aber das eine ist sicher: man mag sich drehen und wenden, wie man will, fast alles hängt von den Tschechen ab. Wollen sie sich mit der absoluten Sicherung ihres Volkstums begnügen, den staatsrechtlichen Traum fahren lassen, so gebietet die Klugheit und die Gerechtigkeit, ihnen aufs äußerste entgegenzukommen. Im andern Falle werden wir mühsam weiterwursteln.

Zeigt sich aber irgendwie die Möglichkeit einer Verständigung, so muß an die Stelle der heutigen Feindschaft nicht nur Verträglichkeit treten, sondern herzliches Bestreben, einander zu verstehen. Wenn die Tschechen dann sehen, daß wir sie als ein tüchtiges und begabtes Volk achten, ihre Anhänglichkeit an ihre Nation als ein Zeichen der Treue einschätzen und ihrer nationalen Geistesentwickelung nichts in den Weg legen wollen, wird sich nicht plötzlich und unvermittelt, aber nach und nach und stetig das Zusammenleben unter einem gemeinsamen Dache nicht nur erträglich, sondern förderlich für beide Teile gestalten.

Ich fürchte, daß diese schöne Zeit nicht einmal Du als der Jüngere von uns beiden erleben wirst. Wir müssen uns damit begnügen, unablässig nach ihr zu rufen. Mögen unsere Stimmen auch jetzt verhallen, wir leben der festen Überzeugung, daß kein gutes und ehrlich gemeintes Wort ganz verloren geht. Ich finde mich mit Dir, dem ich in vielem widersprechen mußte, doch einig in dem Gefühle der Mitverantwortlichkeit für das Gemeinwesen, in dem wir nun einmal leben. Dabei verschlägt es nichts, daß die Grundstimmung, die in uns lebt, nicht ganz dieselbe ist. Du bist ein fanatischer Österreicher mit Leib und Seele. Ich bin ein Österreicher mit dem Kopfe, im Herzen bin und bleibe ich ein Deutscher.

Die Herzogin

Novelle von Kasimir Edschmid

Als der Dichter Villon in Armut und tiefstem Leben der Stadt Paris stand, sah er die Herzogin von Ventadron. Sie kam ihren Garten heruntergeschritten, und ihre Gestalt ergriff ihn so, daß er die Dirne, die ihn begleitete, von sich wies. Er schritt die Reihen des vergoldeten Stakets weiter, und sie kamen aufeinander zu. Sie aber bog ab, eh er sie erreichte, doch ihm gelang es, beim Wenden ihr Gesicht zu sehen. Der Schein ihres Gesichts fiel über sein Leben, um es nie zu verlassen.

Sein Herz verneigte sich tief vor ihr.

Sanftheit umgab seine kommenden Tage und umwölkte die Ausschweifungen und Tavernennächte. Eines Abends sammelte er Mondlicht und Sehnsucht mit seiner Seele und formte es zu einem Gedicht, das er der Herzogin sandte. Er legte einen Brief hierbei und bat, daß sie den Kopf wende, wenn sie bei der Auffahrt zum Schloß die vierte Baumreihe erreichte, denn dies zeige, daß der Vers ihr gefiele.

Sie neigte drei Tage darauf das Gesicht aus einem großen Fächer nach der vierten Baumreihe. Da sah er es noch einmal.

Sein Herz versank in Demut, alles für sie zu erleiden und Höchstes über sie zu sammeln.

Nach Tagen erst, weil er elend war, besann sich sein Hirn auf ein Geschenk für sie. Es schien ihm schön für sie. Er mußte es stehlen. Aber kein Stern dünkte ihn zu hoch.

Da er Geld zu den Vorbereitungen nicht besaß, verkaufte er zwei dem Chor entnommene goldreiche Kerzen wieder am Portal von Notre Dame einer inbrünstigen Frau und trug den Erlös in seine Taverne. Aufgescheucht von seinem Gelächter, tranken sie seinen Wein, hörten sie seinen Plan, gierig die Profile, die Augen funkelnd, ihn auszuführen.

Sie brachen mit Fackeln auf. Villon schritt ihnen voran. Barral stieß vor Wonne sein Messer in eine Tür. Die Gassen schwelten von Dunkel. In der Rue des Saints Pères stand vor einem öffentlichen Haus ein Mönch, der mit den Fäusten das Tor verbeulte. Sie gingen, ein Lied beginnend, das ihn verhöhnte, im gleichen Paßschritt auf der anderen Seite vorbei, und ihr Gesang dröhnte erzen durch die lange Gasse.

Der Mönch aber kam über die Pflastersteine herüber, stemmte die Fäuste auf die Hüften und begann mit normannischen Worten zu keifen. Er war groß und breit und die Augen brannten rot. Sie gaben wenig acht auf ihn und zogen singend weiter. Einer der letzten stieß ihn auf die Brust mit der Fackel, daß er, von Funken umsprüht, in eine Pfütze fiel. Auf-

jagend warf er sich auf den Angreifer, schrie, aber die anderen lösten ihn los und warfen ihn prallend ins Dunkel zurück.

Die Dirnen winkten aus den Fenstern und hielten Windlichter auf die Gasse, aber Villon erhob aufs neue den Gesang und schritt weiter. Wie die übrigen begannen, ihre Stimmen der seinen zu verketten, brach der Mönch noch ein letztes Mal aus der Torflucht und hieß, ihn erkennend, Villon einen Säufer und schlechten Dichter.

Villon zog den Fuß an, ihn beiseite zu treten, ließ es dann mit einer Grimasse und sang weiter. Der Mönch aber stieß einen Pfeil in seine Scham und rief: „Sohn einer Hure." Da erbleichte er, schwankte und warf ihm sein Messer in den Leib.

Während der Gesang wieder aufschwoll und dumpf die Gassen, hinuntergleitend, erfüllte, lag der Priester auf der Erde, schrie und stieß Arme und Beine in die Luft und goß langsam sein Blut in die Gosse. Die Weiber im ersten Stock des Hauses hängten sich weit aus den Fenstern und sandten ihm Einladungen hinunter.

Der Gesang war bis zur Seine gekommen. Villon betrat mit seinen Leuten ein Boot und fuhr dunkelrot beleuchtet den Fluß hinunter.

Villon sagte: „Ich habe kein Blut an mir," und wusch sich zufrieden die Hände, denn es schien ihm geringer als der Tod einer Krähe, einen fetten Mönch zu erschlagen. Plötzlich löschten alle die Fackeln, indem sie sie zu beiden Seiten der Kahnwände ins Wasser stießen, es zischte, weiße Blasen stürzten in die Höhe, und langsam legte sich das Boot ans Ufer der königlichen Gärten. Sie überstiegen einen Zaun und verteilten sich nach allen Seiten. Hinter Statuen und Bosketten lagen bald alle auf der Lauer.

Villon schlich allein vorwärts, der Wein sauste durch sein Blut, aber er fand die Richtung. Barral folgte ihm. Ein Truthahn neben ihnen begann zu schreien. Ärgerlich drückte ihm Villon den Daumennagel in den Hals, denn er hatte es nicht auf dies Tier abgesehen, das sich grundlos in den Tod hinein exaltierte. Es geht Sterben ohne Sinn von mir aus — dachte Villon, indem er die Tür zu den Tierställen aufbrach.

Aus weißem Stroh sahen ihn im Dunkeln unermeßlich und still glänzende Augen an. Unter rasch entzündetem Licht breitete sich das sanfte Fell einer Antilope vor ihnen aus. Villon löste mit der Linken die Schellen aus ihrem Geweih, während die andere über den Rücken streichelte. Dann nahm er behutsam das Tier in den Arm und trug es ins Boot.

Sie fuhren zurück und stiegen am anderen Seineufer aufs Land. Hinter dem Louvre hörten sie das Aufklappern der Lanzen von der Wache. Sofort brachen sie in Gesang aus, Villon mit dem Tier in der Mitte. Auf dies furchtbare Signal hin verschwand der Tritt der Wachen in der Ferne. Noch eine Weile gingen die Leute Villons taktmäßig im Paßschritt.

Dann verstummten sie, Villon ging allein vor bis an ein Schloß, öffnete das Tor und trat in einen Garten. Auf dem Rasen ließ er sich nieder, schlich bis an die Mauer, umkreiste den Flügel und band sein Geschenk, die Antilope, mit langer Kette an einen Rosenbaum auf der Rückseite, damit am Morgen nach dem Erwachen der Blick der Herzogin sich eine Sekunde sanfter färbe und kleines Glück sich über den Park ergieße.

Dann kehrte er um, sie zogen zurück und stiegen in eine Kellertaverne, wo sie würfelten.

Am Morgen zog eine Kompanie auf, umstellte das Loch und fing einen nach dem anderen der Herauskommenden ab.

Villon ward feig und fiel auf die Knie, als er sich gefangen sah. Sie schlugen ihm mit den Schäften über den Kopf und brachten ihn verquollenen Gesichts in einen der drei Türme. Er fiel die Stufen hinunter, die Wände waren feucht und überschimmelt, es gab kein Licht.

In den Tagen, die sich zu Wochen zerdehnten, die er hier lag, bekam sein Auge Macht über die Dunkelheit. Er erkannte den Wechsel des Tages und der Nacht und die Bewegung des kleinsten Ungeziefers an der Wand. Er sah Kreise und Strudel von blauem Licht, die Stille bekam Gewicht und sauste über sein Gehör und er versank in Zustände, die zwischen Schlaf und Wachsein lagen. Ihm wuchs ein Bart, indem sein Fleisch zerfiel. Ein pilziger Ausschlag sammelte sich auf seinen Knien. Er dachte an nichts. Das Dasein ohne Welt, das ihn weich dahintrieb, erfüllte ihn ganz.

Da sprang die Tür auf, zwei Männer mit Lichtern kamen. Hinter ihnen stand ein Herr in grauem Kleid. Er beugte sich neugierig über Villon. Hierauf ließ er die Laterne neben ihn stellen und nickte schräg nach oben mit dem Kopf, worauf die Männer lautlos ins Dunkle der Tür zurücktauchten.

„Man interessiert sich für Sie."

„Sie?"

„Nein . . .: man."

Da erhob Villon den Blick genauer und erkannte den Herzog von Ventadron und verbeugte sich tief und wurde feig und zitternd.

„Sie werden wohl verurteilt," sagte der Herzog leutselig; „obwohl es mich ergötzt, die Sache mit dem Klerk, geschieht hiermit Gesetz. Aus andrem Grunde aber möchte ich mich für Sie einsetzen. Kennen Sie den Abt vom St. Romacle? Ja?"

Villon, der den Ruf des Abtes kannte, nickte und zog ein schwaches Lächeln über sein bebendes Gesicht.

„Ich möchte ihn sehr kränken, verstehen Sie. Er hat ein Haus mit einem Olivengarten, daneben grenzt mein Gebiet. Da steht gerade ihm

gegenüber ein alter Bau mit vielen Zimmern. Sie kennen die Frauenviertel von Paris?"

Villon nickte.

„Sie werden wohl verurteilt. Ich aber möchte in diesem Bau ein Frauenkloster aufschlagen, wo jedem Mann freier Eintritt ist mit Gesang und Wein. Wollen Sie?"

Da Villon der Plan sehr gefiel und seine Augen funkelten und er zusammenzählte, wen er dazu gebrauche und welche Tavernen er leere, erschrak er im Bewußtsein, daß der Fordernde der Gatte der Herzogin sei. Er fragte sich, ob dies eine Falle sei, doch da er den Herzog kannte als edel, tapfer und einen großen Verführer der Frauen, stieß er mit dem Fuß auf vor Freude und sagte:

„Ich kann und will."

Aber im gleichen Augenblick verfinsterte sich sein Gesicht und zerfiel im trüben Schein gelben Lichts der Laterne, denn diese schlechte Sache, die er gern täte, lag zu nah dem Gefühl für die Herzogin und in Scham zergehend, lehnte er wieder ab.

Der Herzog stutzte.

Dann schwang er einen Schlüssel spielerisch im Kreise und sagte: „Kerl, dann wirst du gehängt."

Villon warf sich nieder und flehte hündisch ums Leben.

Er versprach dem Herzog Dinge sonst, von denen er nichts ahnte, obwohl er Paris kannte wie wenige, aber Villon wußte mehr.

„. . . . . oder — — — aufgeknöpft," achselzuckte der Herzog.

An dieser Kühle begriff Villon, was es heiße, nicht mehr zu atmen, bis in die Nerven seiner Zehen. Von dem Ungeheuerlichen des Todes gestürzt, fiel er auf die Füße des Herzogs, wand sich und küßte sie.

Er kämpfte mit sich, daß er den Plan ausführe, der seine Sinne reizte, doch er stritt vergeblich gegen das Gefühl, das es ihm verbot, und selbst die Grausamkeit des Sterbens war gering gegen dies Gefühl.

Es gelang ihm nicht.

Er fürchtete sich entsetzlich und wurde grün. Aber er sagte nicht wieder: Ja.

Der Herzog entfernte ihn mit dem Fuße von sich und ging.

Villon fiel auf die Knie und betete inbrünstig zu einem Bild, das, aus seiner Seele heraussteigend, sich durch die blauen Flammenkreise in das Dunkel hinabneigte, Tränen stürzten ihm im Jubel aus den Lidern. Dennoch schien es ihm zugleich, als ob er sich zerfleischen solle über den Wahnsinn, die schöne Einrichtung des Dirnenklosters ausgeschlagen zu haben.

Nicht mehr rauschte die dunkle Luft um sein Gehör. Zwischen Inbrunst und Schmähung schwankten die Tage. Dennoch kam an einem Morgen

die Nachricht, daß er begnadigt, aber verbannt, sei. Eine halbe Stunde darauf verließ er den Turm.

Zwei Wächter gingen neben ihm. Ohne Pause schritten sie bis zum Tor. Sie gaben ihm ein Papier. Er war auf fünfzig Lieue des Umkreises der Stadt verwiesen. Dann fluchten sie, lachten und ließen ihn laufen. Und er lief wie ein Hase in einem entsetzten Bogen in die Landschaft hinaus, bis ihm der Pulsschlag des Herzens in die Gurgel sprang. Dort hielt er sich an einem Baum. Es war ein junger Birnbaum und schwankte unter seiner Last. Er aber sah zitternd an dem schlanken Schaft hinauf, erblickte die gründunkle Krone, sah den überwältigenden Himmel, streichelte den Baum und fiel auf die Erde vor Übermaß.

Am Mittag ging er weiter. Die Sonne lag eine lange Straße hinunter überhell. Auf den Feldern stand Korn und rauschte. Vor der unerlebten Herrlichkeit der Landschaft ergriff ihn um so tiefer die Wut, daß die Stadt ihm versperrt sei. So rasch lief sein Herz im Kreis. Er sah sich an, wie er zerrissen dastand, ein Bach wies ihm stechende Augen in kalkenem Gesicht und wildes Bartwerk. Er wankte auf der Straße. Ein Strolch lachte über ihn, daß es schallte. Aus einem Bauernhof sprang ein Hund, der wütend in die leblose Gegend hinausbellte.

Er hob einen Stein. Aber er hatte nicht viel Kraft mehr.

Am Abend sank er vor Erschöpfung in einen Graben und schlief. Zwei Tage lief er sinnlos weiter. Als er am Mittag des dritten an einen Weinberg kam, in dem ein alter Mann mit stillem Gesicht Wasser goß und Spaten führte, blieb er neidisch stehen, Arbeit erbittend. Er erhielt sie. In wenigen Wochen war sein Gesicht braun und bartlos, das Auge erfrischt. Enges Kleid umschloß den gespannten Körper.

Eines Nachts schlich er an die Grenzen von Paris zurück. Doch schon ehe er verbotenes Gebiet betrat, erhob ein Kleriker Geschrei, der ihn erkannte. Er kehrte um. In einer Absteigschenke der Landstraße ließ er sich nieder und schrieb nach allen Seiten. Er schrieb an Barral, an die anderen, an Weiber und Wirte. Er flehte und drohte, ihm zu helfen, daß er in die Stadt zurückkehre. Dann wartete er.

Aber als Antwort kamen nur zwei Dirnen, die er geliebt hatte. Barral sei entsprungen, die anderen säßen. Er zitterte vor Zorn und schlug sie. Allein sie erstickten ihn mit Küssen. Schwer gepeinigt und ihrer Treue doch wieder süß entgegengebracht, schrieb er zwischen ihren Umarmungen und Scherzen einen Brief an die Herzogin, schrieb: wie sehr sein Sinn sich in das Hohe treibe und wie rasch er falle, denn sein Blut ziehe wie ein Blitz. Doch immer sei sein Herz voll Inbrunst.

Als die Dirnen den anderen Tag zurückwanderten, barfuß, sah er ihnen nach, die den Brief trugen. Sie hatten schöne Beine, er sah es wieder.

Dann aber weinte er auf dem Rasen sitzend, denn die Welt war weit zwischen ihnen und der Heiligen, und die Brücke des Briefes zwischen ihnen schmal.

In der Nacht verschwand er, ohne die Zeche zu zahlen.

Am Waldrand hob er, aus dem Schatten noch einmal tretend, die Hand steil gegen die Stadt.

Dann brach er in das neue Land vor ihm hinein, gestärkt im Inneren und festgefügt in der Entschlossenheit, daß sein Leben in großes Maß hineinwachse und gleichschwingenden Strömen sich füge.

Ihm, der nie die Stadt verlassen hatte, war Wandern unbekannt. Nie kam Gesang in seinen Mund. Sein Gang bewegte sich erfüllt vom Rhythmus seiner Gefühle. Kaum daß er, aufgescheucht, die Landschaft knapp musterte und in sich sog. Einmal dachte er zurück und sah sich wie ein entferntes Spiegelbild, bunt gekleidet, auf einer Straße den Kopf sanft gesenkt, weither durch ein unbezirkbares Gitter von Bäumen herkommen.

So erfüllte sich diese Zeit an ihm mit Stille.

Abends betrat er Sonntags eine kleine Stadt. Auf dem Platz glänzten viele Lichter. Zwischen zwei Bäumen zog sich ein Seil mit Tanzenden. Er mischte sich am Ende des Spiels unter die Gaukler. Sie kamen ins Würfelspiel. Trinkend und sich frei gebärdend traf ihn die lässige Haltung dieser Menschen beglückend. Das selbstgefällige Wiegen der Frauenhüften, die breite Sicherheit der Männer und beider geduckte Klugheit gaben ihm Wohlgefühl. Er schloß sich ihnen an. Sie waren aus Limoges, und die Weiber hatten heftigere Sitten, die seiner Nordischkeit erregend waren. Sein Können überstieg das ihre im Geschäft. Er gab schönere Positionen, elegantere Sätze, ihr Beifall wuchs. In Angers engagierte ihn die Bürgerschaft mit seiner Truppe.

Als sie die reiche Stadt nach Abenden des Triumphs verließen, folgte ihnen ein Ratsherr auf einem Pferd und bat Villon auf das Stadthaus zurück. Der Bürgermeister wies ihm einen grauen Mönch und bat, daß er ihn, der Pra hieß, unterstütze in der Einrichtung einer großen Passion. Villon musterte kurz den Saal.

Dann verließ er seine schweifende Gefährtenschaft.

Auf einem Faschingsfest der Stadt sprach er den Prolog, die Halbmaske vorm Gesicht, glühend, daß das Publikum ertobte.

Kommenden Morgens begann er still das Werk.

Dem steifen Redefluß des Priesters fügte er Fülle des Talents. In einer Woche wies er dem Kleriker Irrtümer der Mythologie nach, zog das Ereignis in Verse, Kinder sangen sie für geringes Entgelt auf den Gassen. Der Mönch verließ die Stadt.

Nun umfaßte er allein das Geschäft. Morgens früh begann er die

Dressur der Massen. Er lernte sie die Arme aufstülpen gegen den Himmel, die Gesichter verzerren und auf gekrümmtem Bauch zu schreien vor Entsetzen. Ein Rudel Zimmerleute fügte das Amphitheater zusammen in mächtig geschweiftem Bogen, nah der Kirche, auf dem Gräberfeld. Etage der Bühne, Mansion an Mansion, staffelte sich nebeneinander. Er lehrte die schöne Entzückung, den Schrei der Brunst und Stille der Ergebung. Er knetete den Teig der Menge, daß die Glieder des Stücks sich abrollend wie durch die Fadenziehung seiner Finger bewegten. Den Kostümen gab er Prunk, der Schminke Wahrhaftigkeit. Den Text bearbeitete er mit Glätte und gab ihm feurige Funken. Ein Hohngedicht auf graue Mönche fügte er ein.

Der Tag wuchs ihm vom Aufgang der Sonne bis ins Herz der Nacht. Wohlgefühl der Tätigkeit, die er umspannte, durchfloß ihn. Die kleine Weltkugel der Passion, die in seinen Händen allein ruhte, erhob ihn zu Begeisterung für sich selbst.

Dann durchfuhr, als das Werk endete, Geschrei die Stadt. Der König zog ein. Teppiche fielen aus den Fenstern. Binsen bedeckten den Gehsteig. Blumen lagen im Fahrweg. Quer über die Straße hingen Räucherpfannen.

Morgens begann das Spiel des ersten Tages. Aus dem Zelttuch, das das hölzerne Theater deckte, fielen zerstäubt gutriechende Wasser. Dann zog weißgegürtet Villon auf einem Esel über die Bühne. Hörner erhoben sich.

Der König betrat die Loge. Unter Schweigen vollendete sich bis zum Abend das Spiel. In der Dämmerung erst gab es Tumult. Ein Taschendieb schnitt einem Adligen den Ärmel ab und versteckte ihn. Villon ließ ihn auf einen Pfahl schnallen und verhöhnen, denn er gedachte streng zu sein in seinem Bereich.

Aber in der Nacht band er verkleidet den Sträfling ab.

Der zweite Tag begann mit Hitze, am Mittag schon wurden die Gesichter schlaff. Die Kinder auf den Brüstungen schrien. Das Volk hetzte Hunde in die Arena.

Gegen Abend fiel der Tod des Judas, den Villon spielte. Während sieben Teufel mit Hammelschädeln und Kuhglocken über dem Kopf tosten, erhob sich eine dunkele Sonne. Satan stand auf, goldbraun im Gesicht, mit einer Krone aus rotem Satin und orientalischen Perlen. Judas fiel weinend vom Gerüst. Und weil sein Mund zu niedrig war und verräterisch, die Seele zu entlassen, platzte der Bauch, dem sie entstieg.

Der König erhob sich Beifall winkend.

Zurücktretend hinter die Kulissen fühlte Villon einen Zettel, der sich in seine Hand schob. Er sah sich um. Als sei nichts vorgegangen stand hinter ihm eine der Sibyllen, deren Tanz sich den Morgen in sein Bewußtsein

geprägt hatte. Es war eine elende Dirne, aber ihr Mund glühte von Worten, wenn sie sprach.

Beim Austritt in die Stadt verhafteten die Leute eines Bischofs Villon wegen des höhnenden Verses auf die Mönche, allein ein Reitender des Königs machte ihn wieder frei.

Er betrachtete nun das Papier. Es war ein Bild: die heilige Susanne, ein Bein ins Bad setzend, mit den Augen lächelnd. Es gefiel Villon, daß er lachte.

Am letzten Mittag kam Villon, Christus spielend, auf das Podium.

Er war nackt, sie hingen ihn ans Kreuz, und der Schmerz entpreßte ihm Geschrei von den Lippen. Ihm zu seiten hingen die Verbrecher, stöhnend, Fratzen um die Nabel gemalt. Rechts gähnte eine Hölle. Links aber standen Knaben mit roten Binden um die Stirn und hinter ihnen eine Kette Engel mit den Instrumenten, alle herübergebeugt.

So groß waren Villons Trotz und Übermut, daß er das Haupt nach der Hölle wandte und das Unerhörte begann, mit aufschwellender wilder Stimme nach der Hölle zu reden.

In dem blassen Schweigen des Raumes löste sich da der Vorhang einer Loge neben der königlichen, Villons Blick traf den Scheitel einer Frau.

Der Vorhang fiel zurück.

Unsägliches füllte seine Lippen, als er das Gesicht erhob. Es war ihr Kopf.

So sah er ihn noch einmal.

Er begriff die Wonne nicht. Er verstummte.

Aber sein Kopf fiel herum demütig und sein Blick umklammerte die Kulisse des Paradieses. Maiwuchs und Orangenbäume sanken ihm in die Augen. Zwischen Rosen und Majoran erhob sich in Granaten eine Fontäne.

Sein Herz neigte sich.

Der Vorhang schaukelte, aber er zog nicht mehr auf.

Seine Stimme aber erscholl, hochgetragen und lind, unwahrscheinlich sich an das Brüllen schließend; der Kopf bog sich in die Höhe und spannte den Körper von den Füßen bis an das Genick wie einen Sprenkel. Worte entfuhren seinem verzückten Munde voller Ergebung und wuchsen wie aus breiten Trompeten zu einem ehernen Donner.

Dann neigte er auch den Kopf.

Vorhänge teilten die Welt von ihm ab. Es war dämmrig geworden.

Als er wieder aus der Garderobe heraustrat und dem Gerüst zuging, befahl ihn ein Ratsherr zum König.

An der Wand des Zaunes streifte jemand seine Hüfte. Er blickte flüchtig und sah die Sibylle.

„O," sagte sie und machte den Mund auf und biß auf die obere Lippe.

Villon dachte an das Bild und sah sie an. Dann legte er den Arm über ihre Schultern, denn die Achseln schimmerten weiß und erwartungsvoll durch das Tuch.

Sie ging zur Seite, wo die Friedhofkreuze gleich begannen, es ward ganz dunkel um sie. Ihre Hüfte streifte ihn. Er küßte sie und biß ihr in den Mund.

Sie lagerten hinter einem breiten Grabstein.

„Ich fürchte mich."

Villon lachte.

Dicht neben ihnen liefen die letzten scharfen Grenzen des Lichts. Die Menge tanzte lärmend auf dem Platze. Auf den Bänken des Amphitheaters begann Gelage. Funken sprühten gegen die dunkle Wand des Horizonts. Ein roter Dunst hängte sich um den Kirchturm.

„Willst du Geld? Nachher habe ich zwanzig Dukaten."

„Nein."

Sie schob die Zunge zwischen Zähne und Lippe. „Nimm mich mit. Heirate mich. Gib mir ein Kind."

„Lege die Hosen eines Franziskaners in dein Bett, da wirst du von selbst eines haben."

Villon lachte.

Sie gefiel ihm. Ihre Lippen schwellten sich vor Blut.

„Fünf Dukaten schenke ich dir."

„Ich fürchte mich."

„Du kaufst dir Armbänder und seidene Ärmel."

„Ich fürchte mich."

„Spei auf die Toten." Er preßte ihre Brust.

„Wie warst du schön, als du auf dem Esel, den du Rutebeuf nanntest, wie du mit dem weißen Gürtel auf dem Esel einrittest . . . . ."

Er küßte sie mit geschlossenen Augen.

Da aber stieg durch den Spalt der Dunkelheit ein Gesicht. Er preßte die Lider noch fester zusammen, um das Bild zu zerdrücken. Doch der selige Kopf wurde immer größer, die Herzogin neigte sich freundlich über ihn. Das Gesicht bedeckte seine Seele, indem er in immer wilderem Kuß sich ihm zu entziehen suchte. Ihr gütiges Lächeln zog sich über den Garten, die Kreuze und den Himmel.

Da stieß er entsetzt und bezwungen die Dirne mit den Füßen, sah von ihrer offenen Brust verzerrt in die Höhe, um das Bild zu erreichen.

Sein Herz neigte sich, und aufstehend, laut jammernd, lief er in die Nacht.

Er ließ die Dukaten und den König.

Sein Lauf währte Tage, die er nicht zählte.

Verwilderten Bartes kroch er nachts in eine Scheune. Als er einschlief, fiel durch das Gitter des Heus der Schein einer enthüllten Laterne über seine Augen. Er fuhr herum und umarmte Barral, den er so fand.

„Wo warst du?" sagte Barral und lachte.

„Ich lief –" sagte Villon.

Er schob sich Stroh über den Körper. Dann weckte er Barral noch einmal:

„Barral," sagte er und sein Gesicht leuchtete von bösem grinsendem Hohn, „ich möchte über die Welt hinkotzen in einem Strom. Mein Alter, wir wollen Frauen verführen, Ställe anzünden und es mit Tobsucht tun."

„Ja, mein Freund," sagte Barral und zog sich Stroh aus dem Bart.

Ihre Nahrung ward Feldfrucht und geraubtes Geflügel. Bauern erschreckten sie, indem sie das Land überquerten, des Abends auf ihren Feldern, daß sie brüllend wegliefen. Mönche prügelten sie mit dornigen Stecken und trieben lange ihr Wesen mit Frauen, denen sie die Röcke zuschnürten, daß sie als Statuen auf allen Straßen standen.

Einmal fiel Villon in eine Falle. Von allen Seiten plötzlich hervorbrechend, schlugen Burschen mit Gegenständen auf ihn. Knapp entwich er aus der verdunkelten Dorfgasse, einen blutenden Riß über die Stirn.

Die Nacht zündeten sie das ganze Dorf an.

Villon und Barral standen auf einem Hügel, während die dunklen Scheine über den Wald flatterten.

„Es ist ein schöner Anblick," sagte Villon und legte den Arm über Barrals Schulter.

„Es ist ein Schauspiel," sagte Barral.

Zur Zeit der großen Prozession erreichten sie nach Wochen solchen Daseins Toulouse. Sie fanden die Stadt gefüllt mit Fremden und reichen Klerikern, die heimatlichen Erwerb in leichtem Leben verströmten. Barral stahl in der vornehmsten Kirche Pelze und Steine. Sein Blick sah manche große Gabe in den Opferstock eingehn. Es prägte sich ihm ein. Er vergaß es nicht. Sie faßten abends rasch einen Plan.

Barral hieb wie ein Bär, nachdem sie die Tür erschlichen hatten, den Opferkegel in der Mitte durch. Neben Kupfer und einigem Silber überrollte vieles Gold den Boden. Sie teilten gemächlich. Als sie durch die blinde Tür des Chorgestühls hinaustraten, prallte ihnen ein leichter Ruf entgegen.

Villon sah Barrals Hand erhoben und, selbst von zehn Fäusten angepackt, vernahm und sah er beim Wenden des Kopfes eine Hellebarde, die breit Barrals Bauch durchstieß. Dann brachte ein kurzer Gang ihn zu der Dunkelheit des Turms.

Während die dauernde Nacht ihn umschloß, blieb sein Bewußtsein nicht ohne Trübung. Nicht unterschied er Tag und Abend. Kein Schweben der Seele zog ihn aus Welt und Gegenwart. Reue fraß ihn an und er bog den Kopf gegen die faulende Wand und sagte verzweifelt, während sein Blick ihm die Seligkeit freier Landschaften, der blühenden Bäume und des zinnobernen Herbstes vorspielte: „Warum wurde ich Bandit, wo ich Dichter sein könnte ..." Die schmerzende Qual dieser Wochen gab ihm aber Verse von Frauen, Wiesen und Mond.

Und unter der Beglückung dieser Tätigkeit weitete sich sein Herz. Er genoß in größter Entfaltung der Seele, die das Umgebende durchdrang, Horizont, Sonne und Meer.

In den Pausen aber schrie sein elendes Herz vor Sehnsucht und Qual. Er empfand Mitleid mit seinem Geschick. Er sah den Tod als Strafe sicher vor sich. Darum betete er zu Gott, daß dieser ihm helfend ein Mittel sende. Und sei es, daß einer den Vorschlag wiederhole, den er im ersten Kerker ausschlug. Er schwor, daß er ihn diesesmal packe und tue und mit noch tieferen Demütigungen dabei. Denn die gestand er Gott als Erschwerung zu.

Dann aber weinte er lange aus Scham über diese Schwäche und hatte nichts als Verachtung für sich.

Doch der Wille zum brünstigen Leben strahlte so stark in seinem Wesen, daß er um weniges später das Gebet um Hilfe noch erniedrigender von den Lippen stieß.

In dieser Nacht aber erfüllte sich sein Raum mit weißem Licht, und in seinem Traum wuchsen helle Figuren mit Kerzen in den Händen, und eine Stimme erfüllte das Zimmer, daß er erzitterte vor Bewegtheit: „dennoch, mein Armer, sollst du dem Lichte dich zuführen lassen." ... und erwachend, die Augen weit geöffnet, empfand er, wie eine Hand, die über seine Stirn geführt war, sich davon löste. Er empfand das rasche Hinweggleiten nach der Tür.

Da sprang er auf und bebend vor Glück erhob er den Kopf.

Die Tür öffnete sich zum Verlassen, er spürte den Luftzug.

Er warf sich auf die Knie nieder und schrie: „Laß mich!"

Die Gestalt aber wandte nicht ihr Gesicht (er bedurfte es nicht, um sie zu wissen), doch sie machte eine große Bewegung mit ihrer Hand und durchschritt die Tür.

Aufschwingend stürzte er nach: „Warum," schrie er, „warum verfolgst du mich mit Güte, — — — warum überlädst du mein Leben mit Licht? Ich bin hilflos dagegen. Aber ich will es nicht."

Die Tür war zu.

Er hämmerte die Fäuste dagegen und Schaum deckte sich über seine

Lippen: „Laß mich, verdammt, ich fluche dir, in meiner Niedrigkeit. Das Heilige an deinem Tun verzweifelt mich ..."

Und er bäumte auf und stemmte sich dagegen.

Allein der Raum war leer und nichts vollzog sich.

Böse und zornig setzte er sich in die Ecke.

Eine Furcht erfüllte seine ganze Nacht, die er verstockt und fluchend wachte: sie würden ihn befreien, ohne Gegenleistung, die er von Gott erbat.

Am anderen Morgen geschah es. Er wurde frei.

„Ich weigere mich," sagte er und verließ den Klotz nicht, auf dem er saß. Die Wächter stießen sich mit den Ellenbogen in die fetten Seiten und bestaunten ihn.

„Es ging um deinen großen Kopf," sagte einer und stemmte die Hände auf die Hinterschenkel.

Villon lief wie ein Marder auf und ab: „Wer fällt dem Recht in den Arm? Warum setzt Unrecht sich gegen Gesetz? Ich stahl. Möge man mich rädern. Aber es ist feig, mich laufen zu lassen ohne Buße."

Sie aber lachten und warfen ihn wie ein Tier auf die Straße.

Dort legte er sich auf die Erde aus Trotz. In der Nacht leckte ein Hund sein Gesicht. Er küßte ihn auf die Schnauze, umschlang den dürren Hals mit beiden Armen und schluchzte in das Fell.

Darauf gingen sie beide weiter aus der Stadt hinaus in das Feld. Sterne überklommen den Himmel nicht, den Nebel zudeckte, in dessen Schein ihre Schatten riesenhaft vor ihnen hingen. Da er das Tier liebte, nannte er es Joi-Novel.

Sie lebten lange im Wald ein einfaches Leben. Wandernd kamen sie an eine Jagdhütte, die eine schlichte Frau bewohnte. Sie bot ihnen Obdach, und sie gewöhnten sich daran und blieben. Einfache Liebe beglückte ihn. Eines Tages, als er jagte, teilten sich die Büsche und in den auseinandergeschlagenen Zweigen ritt eine Frau auf ihn zu. Sie hatte ein kastilisches Pferd mit weißen Füßen.

Sie hielt kurz an und er verbeugte sich.

„Ihr Name?" fragte die Dame.

„Villon."

„Villon ...," sagte sie und zog die grauen Augen zu einem Strich zusammen, warf den Blick von seinem Gesicht bis zu den Füßen, streichelte über den Pferdehals und ritt davon.

Sie hieß Loba. Sie bewohnte das Schloß in der Knickung des Waldes zwei Stunden von Marseille. Die Frau in der Hütte sagte es ihm, als er Joi-Novel eine Amsel zu speisen gab.

Am Morgen klopfte ein Diener und befahl ihn nach dem Schloß. Er

aber sagte, daß niemand von ihm zu fordern habe, schlug den Diener und jagte ihn.

Später traf er die Gräfin wieder im Walde.

„Warum kommen Sie nicht?" fragte sie. Ihr Zaumzeug aus limusinischem Leder und Silber blitzte. Ihr Gesicht war kühl und zugekniffen.

„Was soll ich dort?" sagte er ruhig. „Lassen Sie mich hier, wie es paßt für mich, niedrig und in elender Zufriedenheit!"

Sie warf den Arm mit der Gerte in einer ungestümen Bewegung nach aufwärts, folgte der Kurve mit einem großen Blick und ritt grußlos.

Nach einer Woche ließ sie ihn bitten, unter ein Bild ihr zwei Verse zu setzen. Er widerstand nicht. Aber es schmerzte ihn, daß es ihn hochzog. Doch da der Zug übermächtig war, folgte er. Sein Anzug vollendete sich wieder höfisch. Seine Bewegung entschälte sich dem Schweifenden und erhielt Maß. Sein Mund bequemte sich dem runden Fall schöner Vokale. Aus den Fenstern des Schlosses sah er das Meer als dünnen, blauen Rauch.

„Ich liebe das Tier nicht," sagte Loba und deutete auf Joi-Novel. Dies bedeutete des Hundes Verstoßung. Als die Sehnsucht ihn zurücktrieb, seinen Tod. Villon tötete ihn eifrig und unter Tränen.

Lobas Gatte kam einige Zeit erst, nachdem Villon sich seiner Gefolgschaft gereiht hatte, zurück zum Schloß. Seine breite Gestalt verteilte zufriedenes Gleichgewicht. Als er Villon sah – – und da er ihn nicht liebte und nicht haßte – – gähnte er, um seine leidenschaftslose Billigung darzutun. Auf Festen sang Villon Lobas Geist und Gestalt. In verschwiegenen Nächten hin und wieder schlich er sich zu Küchen und Dienerkammern, Würfeln und Wein und Geschwätz.

Scheu wie ein Hund wandte er den Blick weg von der vergangenen Zeit. Er zog den Hals schräg und blinzelte in die Sonne, wenn ihm der Gedanke kam. Durch den verhängten Raum seines Willens drang kein Laut in das untere Bewußtsein.

Traf er Loba morgens im Saal, kreuzten sich ihre Wege. Sie ging an ihm vorbei, ihn kaum sehend und doch mit einem Lächeln, das seine Knie erschütterte. Fernbleibend bewegte sie durch Duldung allein den Kern seines Wesens. Ihn zog es so hingerissen zu Loba, daß die Frau in der Hütte seinem Gedächtnis entschwand, daß er sich unter Loba breiten wollte, daß sie herrschend seinen Dienst nehme, in jeder Form.

Er nannte sich Wolf, damit sein Name dem ihren gleiche. Er zog ihr Wachtelgeier und Lerchenfalken. Ihre venezianischen Gläser zierte er mit gebogenen Sprüchen. Nie fehlte er, das Federkissen auf ihren Sattel zu schieben.

An einem Jagdmorgen nahm er die Haut einer Wölfin und schlang sie

um sich. Aufbellend nahm die Meute seine Spur. Er lief, als gelte es sein Dasein und hörte Lobas Schnalzruf an die Hunde. Quer lief er durch den Wald. An einer Lichtung kreiste ihn die Meute ein.

Ein schwarzgefleckter Jagdhund biß sich in sein Genick.

Hochspringend, als andere Hundeleiber sich über ihn wälzten, scheuchte er das Vieh zurück und stand blutend vor Loba.

Sie ritt den kastilischen Hengst wie zum ersten Male und zog die Augen zu einem schmalen Spalt. Er verneigte sich und verbiß Schreie. Sie lächelte ein wenig und sagte:

„Eilen Sie zurück!"

Heulend vor Schmerz, schweißend, erreichte er das Schloß, In den Fiebertagen näherte die Gräfin sich oft seinem Lager, entfernte die Binden und goß zyprisches Öl in die Wunden. Er, der nach Dienerinnen hieb, die laut die Diele überschritten, hielt den höllischen Schmerz aus mit ruhigem Gesicht und strich einmal über ihren Arm, die Seele geduckt in Erwartung, daß sie ihn ins Gesicht schlüge. Doch sie sah ihn nur an.

Wie es ihm besser erging, faßte ihn ein törichtes Glücksgefühl, für das es keine Rechenschaft, keine Begründung gab. Jedem Menschen erwies er Freude. Er sprach mit den Kühen. Er tanzte allein im Walde und rief: „Barral, hättest du Fleisch noch auf den Knochen, wie lachtest du über Villon — — —"

Dann wagte er in mondloser Nacht zur Gräfin hinaufzuschleichen. Auf der Treppe verließ ihn die Kraft, er wurde feig und kehrte um.

Das anderemal wusch er sich gründlich und badete lang, damit ihn nicht plötzlich Furcht überfalle, es möge Erde irgendwo an ihm sein, denn die Angst seiner Herkunft saß in seinem Blut. Sodann stieg er hinauf. Sein Herz drängte selig nach ihr. Er hatte Mut.

Beim Betreten des Gangs blieb er stehen. Etwas huschte an ihm vorbei und hielt lauschend an. Es war eine der afrikanischen Mägde, deren Haut goldbraun glänzte. Er sah es, wie sie sich durch den Lichtschein einer Tür bewegte. Er sah ihre weiche Hüfte und pfiff leicht. Sie wandte den Kopf und ganz gefüllt mit ihrem Bild folgte er ihr.

Lange trat er nicht vor Lobas Augen, von Reue angenagt. Sie sandte ihm aber einen arrasischen Teppich, daß er einen Spruch dafür zeichne. Er machte eine große Tirade und schöpfte aus ihr neuen Mut. Sein Spiegel wies ihm ein scharfes Gesicht schöner Männlichkeit. Er legte eine Schminke darauf aus Quecksilber, Bohnen und Pferdemilch, damit die Schläfen einen weicheren Ton erhielten.

Darauf wagte er es.

Ihr Zimmer war unverschlossen. Nähertretend sah er sie liegen, es kam

viel Licht vom Himmel, darum sah er sie genau. Er beugte sich nieder und küßte sie auf den Mund.

Schlaftrunken nahm sie die Hand von der Brust und hob sie zu ihm, und denkend, es sei ihr Mann, erhob sie sich und stand auf. Da sah sie Villon vor sich. Sie tat nichts zuerst. Sie sah ihn an.

Diesen Blick trug er wie ein Mal tief im Haß seiner Seele weiter. Er knallte ihn zu Boden.

Dann seinen schiefen Blick sehend, begann sie zu schreien. Türen schlugen. An Mägden vorbei, die mit Kerzen kamen, verließ Villon eilend das erregte und helle Schloß.

Er fühlte überall Schmutz an seinem gebadeten Leib.

Zweimal murmelte er: „Bande . . . Bande . . . — — warum, Villon, gabst du dich, Sohn einer Dirne, den Feinen hin — — — —?"

Die Nacht war schön. Wind blätterte sanft durch den Baumstand.

Durch den Wald irrend hob er die Hände zwischen den Stämmen und rief:

„O Joi-Novel, wo bist du nun?"

Bebend vor Zorn und in heißem Schmerz über des Hundes Tod, der seine Seele nun schwer bedrückte, eilte er nach Marseille. Im Hafen lebte er versteckt zwei Tage, bis eine Ruderbark nach Genua abfuhr. An den Mast gelehnt, das wundersame Meer umfassend und voll Angst, seekrank zu werden, verließ er aufgerichtet das heimatliche Ufer.

Den fremden Strand besprang er mit Gleichmut. Seine Erregung hatte die Bewegtheit der Wellen eingesogen. Er durchstreifte die Stadt und verließ sie. Auf und ab wandernd die Küste des Meeres, durchmaß er Italien und gab wenig acht auf Monat und Jahr.

Er schlief auf schlechtem Streu und in Betten, er ward verfolgt und Ehre umgab ihn wie Beleidigung. Lungernd trieb er sich im Gewühl der Häfen hin und gab sich tagelang dem Meere preis an heller Küste mit entkleidetem Körper, Sonne aufnehmend und in die geweitete Seele das Meer einspannend.

In einem Winter schloß er ein Quartett zusammen, das die Schelle, den Tamburin, eine kleine Orgel und die Querpfeife führte. Die Feuer mancher Höfe und Märkte, das Geschrei vieler Nächte umfuhr die vier seltsamen Gesichter. Dann löste er sich hiervon wieder, schwankte trunken und verkommen, geldlos die Taschen, in die Städte, bettelte alte Fische und zog Ringe von Damenfingern. Mancher Morgen aber umschlug ihn, auf einem Pferde sitzend, lässig die Haltung, ein Birett über dem Kopf und eine Harfe am Sattel, deren Kopf eine Wölfin war.

Als er Genua, von Syrakus kommend, durchwanderte einmal, sah eine volle Frau aus einem Fenster, und er blieb stehn. „Dein hoher Busen

reizt mich," sagte er. Sie betrachtetete ihn und schimpfte ihn: „Provenzale!" Doch er lachte und wies auf ihre Brust.

Er schlug einige schiefe Triller an und intonierte: „Dein hoher Busen . . ." Die Frau wurde rot vor Zorn und schrie: „Ich verstehe dich weniger als einen Berber, Deutschen oder Sarden." Jedoch nahm sie seine Hand und führte ihn in ihr Haus. Im Gange dann schlug er den Arm hoch um ihre Hüfte, und da sie dies verstand, entfremdeten sie sich nicht mehr.

Gut gepflegt nach Abenteuern des Wegs blieb er gern bei ihr. In den Jahren, die daraus entwuchsen, erhielt sie Gewalt über ihn. Wohl schlug er sie manchmal, wenn er trunken war oder eine andere zufällig genossene Frau ihn zu neuem Mut gespeist hatte, aber später ihr Blick duckte ihn wieder feig. Einmal prügelte sie ihn und warf ihn vor die Tür. Es war eine bittere Nacht und der Hahn schrie vor Kälte. Morgens kroch Villon wieder in das Haus. Er fühlte, daß sein Leben nicht mehr weit ausschlug, sondern im Kleinen hinschwankte, und trotz manchen Schmerzes befriedigte es ihn mit Wollust.

Sie besaßen einen Raum, in dem sie Wein ausschenkten. Menschen aller Gattungen schoben sich vermischt durcheinander zwischen diesen Tischen, die nie leer wurden. Hier traf er Babolin und Jaufre Rudel, die mit ihm waren, als er die Antilope holte im königlichen Garten. Doch er redete wenig davon und ließ sie ziehn. Fremde Herren, die mit den schlanken Weibern der unteren Viertel schwelgten, trafen sich in diesen Räumen. In den hinteren Zimmern, die sie später aufsuchten, entkam ihnen manches Kleid, viel Geld und Schmuck, der Villons Reichtum erhöhte.

Sein niederes fettes Leben gab ihm keine Verse mehr.

Da sprach eines Abends ein reisender Lombarde von der Fürstin von Tripolis, die niemand noch sah auf der Welt, und deren Güte und Schönheit an kein Maß reichte.

In dieser Nacht schlief Villon schlecht neben seiner hochbusigen Frau, und in den folgenden kämpfte er verbissen gegen sich selbst.

Am Mittag des vierten Tags ging er an das Meer, über dem die Sonne lag, und da überfiel es ihn Als werde er leicht und verliere sein Gewicht, erschien es ihm; der Himmel wurde heller und weißer, und es vollzog sich eine Klarheit des Gesichts in ihm, daß er bestürzt zu Boden fiel. Wo er gedacht hatte, sein Leben beschließe sich in ruhiger Niedrigkeit, entstieg es ihm steil und seinem Willen und wuchs in das Lichte des Himmels hinauf.

Taumelnd durchlief er die Straßen bis zum Abend, nahm dann viel von dem gesammelten Geld und verließ die Stadt.

Ein Schiff fuhr ihn. Das Meer glänzte. Die ferne fremde Küste

schwebte ihm entgegen. Als er ausstieg, war sein Herz nach oben hin beschwingt . . . nach Herrlichem lüstern, Gutes zu tun bereit, seine Seele voll Verachtung auf das Seither.

Der Strand war ungewohnt herrlich. Indigofarbner und blauer Zindel stand in den Gärten. Pferdestimmen riefen. Hörner und Klarinetten ertobten aus den Zelten.

Er mischte sich unter die Menschen. Doch hier war nicht das Hoflager der Fürstin. Tagelange Reisen brachten ihn zu ihrer Stadt.

Er fragte ihren Palast. Er klopfte an.

Allein die eiserne Tür bewegte sich nicht. Er sang und rief und trotzte. Doch sie blieb ihm verschlossen. In wochenlangen Listen erschöpfte sich sein Hirn, aber keine Klugheit brachte ihn näher. Er lernte die Sprache des Landes und die Dialekte der Städte. Er wurde schwach und wich vom Wege der Sehnsucht und besaß geringe Frauen, aber sein großes Gefühl erzitterte nur sacht unter ihnen und warf sich in weiter Flut von neuem nach der Fürstin.

Als er heißköpfig von Wein eine Nacht mit Edelleuten aus der Bretagne würfelte, spotteten sie auf seine Sehnsucht. Im Zweikampf ringend auf bretonische Art warf er den einen, der andere aber besiegte ihn. Da spie er ihm in das Gesicht vor Wut, daß dieser seine Hoffnung zertrete und auch im Gottesurteil über ihm sei.

Er versuchte es zu zwingen, daß er die Fürstin sähe.

Er ritt mit einem großen Hengst klirrend auf die Brüstung vor dem Schloß, warf den Arm auf und schrie hinauf nach den Fenstern: „Du Hure." Doch niemand nahm Acht davon. Da schäumte er und schwur bei seinem Gedärm und den Wunderzeichen von Compiègne, daß er die Fürstin besitzen werde. Doch der sonst menschenvolle Platz war ausgestorben und kein Fenster öffnete sich, keine Strafe kam.

Nun bestach er die Wachen mit Geld von verkauften Reliquien (deren Handel er großzügig an Europäer betrieb) und verführte liebend und mit Gesang Dienerinnen des Palastes, es war umsonst. Hingenommen von seiner Aufgabe überließ er seine Tapferkeit den Heerführern der Fürstin, streifte durch unerhörtes Gebiet, sah Tier, Waffen und Mensch, die er nie erahnte.

Als Belohnung erbat er, die Fürstin zu sehen, deren Ruf er, singend, tief in die Levante hinein erhob. Er bat, befahl und drohte. Es war umsonst.

Da ließ er, geruhiger, vom Trotz und lebte still verehrend in der Nähe des Palastes. Bald bekam er von ungefähr, ohne daß er die Hand nun danach streckte, eine Stelle in den Anlagen. Monate diente er, indem er Sklaven beaufsichtigte. Eines Morgens, als die Aussichtslosigkeit seiner Sehnsucht ihn bedrückte, in Verzweiflung und Ungeduld, schlug er eine junge Sklavin, daß sie schrie.

Während er schlug, erstarrte sein Arm. Ruhe überkam ihn mit strömender Gewalt. Er drehte sich.

Über eine Terrasse schritt eine Frau herunter, ganz in hellen und roten Farben. Ihr Gang betäubte ihn. Langsam verlief das Bild nach der Seite des Wegs. Er breitete die Arme hoch.

In diesem Augenblick wandte sie sich um. Ihr Gesicht strahlte kurz herüber. Der Garten begoß sich mit Licht.

Villon fiel nieder, demütig die Hände gefaltet. Sein Herz neigte sich. Er weinte in die Hände über seine Schlechtigkeit. Als er aufsah, machte die Fürstin eine leichte Bewegung dahin, wo wolkenloser Himmel stand, und ihr Bild erlosch hinter Gebüsch.

Drei Jahre sog Villon Kraft zu stiller Tätigkeit und Leben, das nach der Höhe des Herzens zielte, bis eine Pest die Landschaft überschwoll und die Fürstin mitnahm.

Bei ihrer Beisetzung stand er vor dem Sarg. Lange blickend und das ganze Bewußtsein auf sie zwingend, kam ihm ihr Gesicht durch den Stein des Sarkophags, unter dem sie lag, deutlich entgegen, wuchs durch den Deckel und erleuchtete ihn. Aber langsam löste sich das Bild und nahm eine andere Form, die er bebend gewahrte, ängstend und die Hände dagegen gekehrt. Denn seine Erinnerung sagte ihm, daß sie in dem Teil um das Kinn deutlich aussah wie Loba. Doch der Glanz um die Schläfen war von der Herzogin von Ventadron.

Da riß er sich weg von den Trauernden, lief hinaus und begriff es nicht. Vor dem Haus aber schrie er plötzlich:

„O, warum, mein Gott, gleichen sich die Frauen?"

Tief bestürzt sann er nach, aber im Grunde blieb nur das Bild der Herzogin. Der Gedanke an sie, gegen die er sich sträubte, ließ ihn nicht. Er kam in Trotz und irrte durch die Landschaft. An die Fürstin dachte er nicht mehr. Das Gesicht der Herzogin aber stand vor ihm, wenn seine Hände in den Haaren geringer Dirnen wühlten. Er floh davor. Und auch es sank zurück, wo er sich ganz dagegen wehrte.

Noch war nicht seine Zeit.

So trieb es ihn in das niedere Gedränge zurück, das er in stillem Leben verlassen hatte. Das Blut nur gab den Ausschlag seines Daseins, bald lobte er Gott und abends spie er ihn aus.

Irrend kam er nach Genua.

Er schlich an sein Haus. Als er es von anderen Menschen bewohnt sah, empfand er Erleichterung. Nach dem Weib, mit dem er Jahre hier lebte, frug er nicht. Es kümmerte ihn nicht, mochte sie aus diesem Leben getreten sein wie aus seiner Erinnerung. Einiges begann er, aber es mißlang, weil er wenig Trieb dazu fühlte. Eines Nachts band er eine Barke

ab, die eines Wüstlings, den er kannte, Namen trug und fuhr nach Marseille.

Gereifter im Antlitz, einiges Grau an der Schläfe, betrat er heimatliches Land. Nachdem er die Barke gut verkauft hatte, mietete er ein kleines Haus. Er beschloß zu bleiben und sah sich um. Bald legte er die große Kleidung ab, die er trug. Er griff zu blauen Hosen, dem Wollkleid und roten Rindlederschuhen und nahm Gürtel und Mütze. Den Orient kannte er zu gut, um ihm nicht über zu sein im Handel. Durch seine kaufmännischen Hände ging alle zweideutige Fracht: Speckseiten, Frauen und Gewebe, es gab keinen Unterschied. Er begann zu schielen und die Hände zu reiben. Oft machte er Bücklinge vor jedermann. Araber scheuten sich vor ihm. Spanische Juden nannten ihn den drohenden Finger.

Eines Tages brachte er Spitzen und Steine nach dem Schloß. Er sah Loba, doch sie erkannte ihn nicht.

Sie stand mitten in der Halle, breit geworden, kinderlos. Graupelz umsäumte kühl ihr Gewand. In dem dunklen aufgewellten Haar hoben sich stolz die Büschel der wunderbaren Pfeile des Stachelschweins. Sie herrschte ihn an, er solle sich beeilen.

Herantretend bückte er sich tief vor ihr. Während sie wählte, beschaute er sie von unten, schielend, diensteifrig. Sie rührte ihn nicht. Er dachte vergnügt an ein schmales baskisches Mädchen, das jung war und in vorgeschriebenen Zeiten ihn besuchte. Er zwang Loba einen unerhörten Preis ab und ging grinsend vor Wonne und Rache.

Im Park murmelte er einmal: „Joi-Novel."

An den Bettagen, wo Handel untersagt war, kamen Spaniolen, die eilend löschen wollten, und schlugen ihm günstige Bedingungen vor zum Kauf. Er folgte früh morgens auf das Schiff. Während er Häute musterte auf dem Verdeck, begann Geheul im Nachbarboot und griff um sich. Eine Frau rang hingekniet neben den Anker die Hände. Matrosen neben ihr sahen neugierig in das Wasser. Seinem Blick, der ihren folgte, begegnete der Kopf eines kleinen Kindes, der wieder auftauchte aus dem Wasser, — und sich schüttelnd sprang er nach und holte es heraus.

Als er das Kind hochhob mit beiden Armen, schien die Sonne über das weiße Gesicht, und plötzlich vergrößerte sich der Kopf und wurde, steigend, milder werdend und sich verklärend, das Gesicht der Herzogin.

Die Mutter wand sich vor ihm, doch er sah es nicht.

Sofort begab er sich auf die Flucht. Streifend lebte er im Bezirk Carcassonne, wanderte durch albigensisches Gebiet. Einen Winter war er auf Schloß Gaillac, und fütterte den Sommer Rehe und Eichhörner auf Schloß Fanjau.

Als Bote eines provenzalischen Dichters zog er mit goldenen Ringen,

mit weißen und schwarzen Bändern nach Norden. Es hielt ihn kein Ort. Die Unrast stieg. Manchmal bei kleinen Menschen mit tierischen Gebärden zog ihn die Sehnsucht unter Schreien weg nach Höherem. Aus den Sälen der Schlösser zwang ihn dumpfer Drang in die Niederkeit.

Unter gefälschtem Namen kam er zu dem Herzog von Burgund. Er trug den Titel eines tripolitanischen Adels. Er sprach die Mundart des Genuesischen, Neapels und des Orients. Sein Gesang umfaßte alle französischen Zungen. Geruch maßloser Unternehmung umgab ihn. So auffallend, erreichte er bald die Nähe des Herzogs. Er zog eine eiserne Linie von Feinden hinter sich her, indem er so rasch die Ringe um den Herzog sprengte. Doch dieser überhäufte ihn mit Nachsicht und Gnade.

Er wurde unentbehrlich für Feste und Beratung. Aus Alexandria ließ er Kunststicker kommen, die den burgundischen Hof im Schmuck an die erste Stelle brachten. Er verschaffte ihm Affen für die Boudoire seiner Damen. Für die Portalkäfige des Schlosses besorgte er tanzende Bären. Die Zwinger füllte er mit Löwen, denen der Herzog bei guter Laune unter den roſtroten Abenden der flamischen Landschaft Stiere zum Zerreißen vorwerfen ließ.

Er beschenkte Villon mit dem Goldenen Vlies.

Wenn er trunken war, überschüttete er Villon mit Wein und schlug ihn, Villon, der dann zitterte, der sonst glänzend an der Spitze seiner Kavalkaden ritt.

Je mehr aber sein Leben im Äußeren aufstieg, um so größere Sehnsucht trieb ihn weiter. Gefühl nach Ruhe war langsam in ihn gekommen, wo sein Haar mählich über dem herrlichen Kopf erblich. Doch die Unrast, die ihn trieb, war, wie wenn er einem blinden Stern gehorche, der ihn magisch zu sich führte aus einer unbekannten Dunkelheit her.

Geringer wurden seine Nächte. Der Schlaf schrumpfte. Es zog und zwang.

Da gab er nach und ritt auch aus dieser Stadt. Er wußte nicht wohin.

So kam er nach Paris.

Er ritt hinein. Sein Kopf erdröhnte. Das war die Stadt Villons, die Gärten der Jugend, Gassen und Tavernen. Er faßte nichts und ritt.

Sein Pferd hielt an. Wie einen Schlafwandelnden riß es ihn aus der Betäubung. Er sah durch Nebel und Erinnerung.

Sein Tier hielt vor dem Schloß der Herzogin. Doch sie kam nicht das Gitter hinuntergeschritten mit den vergoldeten Staketen. Keine Handbewegung erfüllte den mittäglichen Garten. Er wartete und kehrte um.

Fliegenden Mundes durchstürmte er die Keller, die Kneipen der Stadt. Er gab ein Schauspiel für viele in den Tagen dieser Suche und Fahrt. Er trug den Orden des Goldenen Vlieses durch die Spelunken verkommener Akteure und Mörder. Gier, Altes, Bekanntes zu sehen und zu be-

fragen, trieb ihn rastlos. Doch er traf keine Seele, keinen Kopf, von dem er wußte. Vertraut und durch die fehlenden Menschen unsäglich entrückt kamen ihm Bänke, Schilder, Räume ins Gesicht. Die Kirche Notre Dame jagte er vor Angst vergehend hinaus.

Der Herzog von Ventadron war lange tot. Niemand wußte um seine Frau.

Ihr Lächeln aber stand wie ein Mond, milder und heller werdend, über ihm. In einer Nacht hielt er sich nicht mehr, erhob sich, schlich den Weg durch den Garten zur Rückseite des Schlosses, erbrach es und durchwanderte es die ganze Nacht. Gegen Morgen quoll ein Zorn in ihm auf, daß er den Degen nahm und, vor Wut schreiend, das Zimmer zerhieb, in dem sie geschlafen haben mußte.

Dann sank er um, und als er erwachte, war nur eine große Müdigkeit in ihm und Sehnsucht nach Stille. Viele Tage blieb er im Bett seines Gasthofs, dachte, schlief und besah die Bäume im Garten, hinter denen blauer Himmel und Sternentfaltung sich vollzog. Er stand dann auf und ließ Bettler kommen und Insassen der Kneipen und schenkte ihnen seine Kleider. Sein Gold nähte er in den Mantel. Nur das Metall behielt er des Goldenen Vlieses unter grauer Wandrerkleidung auf der Brust. Er vergaß seine Schuld zu zahlen, müden Auges, fast ruhig im Innern, zog er wieder in die Welt.

Nach wenigen Tagen kam er an ein Kloster, das in fruchtbarer Ebene lag. Soweit, daß die Sonne die Kuppeln morgens mit Glanz enthüllte, schwebte der weiße Bau eines anderen Klosters gegenüber vor dem Horizont. Die Luft war klar und mild, es roch nach Blumen und Stille.

Da hielt Villon den wandernden Fuß an und beschloß sein Leben hier dem Ende zuzuführen. Dicht am Kloster war ein Konvent für Menschen der Welt, die, der Einsamkeit anheimgegeben, Gott suchten, die Gebräuche der Mönche teilend, ohne Klerks zu sein. Ihnen, die aus großer Welt kamen, schloß Villon sich an, denn der Geruch der Mönche und Tonsuren stach ihn fuchsend in die Nase und das die Ruhe Wollende seiner Seele überstieg noch nicht seinen Instinkt.

Er half dem Pförtner, den die Gicht angeschwellt hatte und der, mit vernichteten Gelenken, nur die Augen bewegte und vier Finger der linken Hand.

Seine Liebe war jedoch der Garten. Wenn er morgens erwachte, sah er über die Beete und die Ebene hinüber zum anderen Kloster, das sich aus dem Nebel schälte. Dann erhob er sich und begoß im Schatten, eh die Sonne Brand herunterwarf. Mit Messer und Schere zähmte er den schmalen Weinberg, umgrub die Wurzeln und schleppte schweißiger Stirne schwere Wasserkannen den Hügel hinan. Ihm unterstand die Hühnerzucht, und er mästete die Tiere, Körner vor sie streuend, und sandte manches fette Huhn als Geschenk ins andere Kloster. Oft half er den Käse bereiten.

Manchmal fing er Fischottern und briet sie und eines Morgens stand ein zarter Amarellenbaum im Garten, von dem niemand wußte, woher er kam.

In den freien Stunden des Mittags ging er ruhig durch den Hof und mit langen gemessenen Schritten hin zwischen den Beeten. Er sah Eidechsen die braunen Köpfe auf den weißglühenden Steinen sonnen, und hin und wieder saß eine Kröte unter dem Holunder.

Letzte Stille schien über sein Leben gekommen.

Da schlugen Zigeuner ein Lager auf, nah dem Konvent. In der Nacht sahen die Kleriker Villon berauscht in zuckenden Sprüngen im Feuerschein. Später durchtobte er das Haus, zerschlug die Scheiben und füllte die Kirche mit satanischen Rufen. Altardecken beschmutzte er, als er die Weinfülle wieder ausspie.

Sie waren erstaunt so sehr, daß sie Mitleid über ihn empfanden.

Der Abt sprach ihn ohne Buße frei.

Villon grübelte tagelang, dann ging er in die Zelle des Abts: „Ich stahl den Amarellenbaum nachts im Nachbarkonvent," sagte er und wies hinüber nach den weißen Mauern.

Der Abt befahl ruhig, den Baum hinüberzutragen.

Da brüllte Villon: „Strafe mich!" und trommelte die Fäuste auf die Brust. Der Abt verneinte lächelnd.

„Warum?"

„Du hast den guten Willen," sagte der alte Mann kühl.

Villon aber stand noch eine Weile, eh er die Zelle verließ, die Augenbrauen gegen die Schläfen hinaufgezogen, und starrte vor sich hin.

Als er am Mittag, den zagen Baum in der rechten Hand vor sich haltend, zum Frauenkloster ging, sah er durch die geöffnete Tür die Priorin den Hof durchqueren.

Da brach sein Herz, daß er aufschrie und Seligkeit ihn so erhob, daß er begann das Haar aus seinen Schläfen zu reißen und schrie.

Aber sie wandte ihm nur das Gesicht zu. Es war jung und strahlte groß. Ihre Haare waren weiß. Es war die Herzogin.

Sie staunte nicht. Sie lächelte nur und winkte einer Dienerin, die den Baum von ihm nahm.

Doch da schrie er schon nicht mehr, sondern kniete verzückt und wagte nicht aufzusehen. Lang blieb er so vor längst verschlossenem Tor.

Mit der Dämmerung erhob er sich und singend: Regina celi laetare aleluya — schritt er, die Arme ausgebreitet, nach seinem Haus. Dort schloß er sich ein und sang Tag und Nacht. Erleuchtung schien über ihm zu sein. Aber nach einiger Zeit kam er heraus, älter in der Haltung, aber froher, durchlebter von Geist, und wandte sich seiner Tätigkeit zu wie seither.

Er floh nicht.

Nichts änderte er an sich. Wochenlang sah er kaum nach dem anderen Kloster. Er sprach weniger zu seinen Genossen. Mittags einmal, als sie speisten, erschien ein großer Edelmann des burgundischen Hofs und ließ Hörner blasen. Der Abt erschien. Er aber wollte nur zu Villon, dem er die Bitte brachte, zurückzukehren. „Weiber und Löwen brüllen nach dir," schrie er hinauf nach Villons Fenster, der ihn in dieser Haltung empfing. Doch Villon sagte: „Gib ihnen Fressen" und machte eine Bewegung, eh er zurücktrat, lächelnd mit der Hand.

Nachts nach Wochen brach er einmal auf, er widerstand nicht mehr. Wie ein Dachs umschlich er das andere Kloster. Seine geschärften Augen nahmen die Steigung jeder Treppe, die Bewegung jedes Lichts auf. Er wußte bald um das Zimmer der Priorin.

Dann zog er sich wieder lange in sein Zimmer zurück. Seine einzige Genossenschaft waren zwei Tauben, gefleckt wie Falken mit langen Schweifen. Sie trennten sich nie mehr von ihm. Ging er in hellen Nächten über Land, saßen sie auf seinen Schultern, und sie umtanzten ihn im Garten, wenn er grub.

Eines Tags aber beendete er diese Art mit ihnen zu sein. Er zwang ihnen seinen Willen auf, daß sie aufstoben, sich in die strahlende Höhe warfen und verschwanden. Sie wußten ihr Ziel.

Jeden Monat einmal schob er Papier in ihre Federn, auf dem Verse standen. Doch schämte er sich dann ein jedesmal. Einmal aber hielt seine erstarrende Hand, die die Heimkehrenden aufnahm, beim Empfangen eine Blume fest.

Da nahm er das Höchste, was ihm blieb vom Leben, er trennte sich davon. Er löste von seiner Brust die Schnalle des Goldenen Vlieses und band es der Taube um. Heimkehrend die gleiche Nacht trug das Tier, flatternd vor eisiger Kälte, einen Ring aus Haaren geflochten, über die Flügelenden gestreift.

Aber die weiße Farbe der Haare schlug ihn nieder, daß er nie mehr wagte Dinge hinüberzusenden. Und was gab es noch, das die Unendlichkeit dieses Gefühls überträfe.

Nach einem Jahr gab ihm der Abt Auftrag, hinüberzugehn und mit der Priorin zu verhandeln um eine Orgel. „Es ist dein Fach," sagte er und wandte sich zu den Papieren um. Villon weigerte sich. Er schüttelte den Kopf.

„Ich will nicht."

Da drehte sich der Abt zurück und sagte klar: „Du sollst."

Als der Klang dieser Worte sich erhob, scholl eine Stärke darin, die dröhnte, daß Villon nachgebend sich beugte und ging.

Am Gitter traf er die Priorin. Gesenkten Blickes richtete er den Befehl aus und sagte ihn her ohne Stocken. Sie antwortete nicht. Sie hielt mit

einer Hand sich in der Höhe der Achsel am Gitter und sah ihn an. Er lehnte auf der anderen Seite gegen das Eisen. Dann hob er den Blick und traf ihr Auge.

Als dies eintrat, verwirrte sich sein Mund. Dunkel bog sich um seine Stirn und klammerte sie zu. Er wollte danken, daß sie Güte über sein Leben getan, aber ihm schienen unbegreiflich seine Lippen zu beben vor Flüchen. Doch aus der Seligkeit, die ihn erschütterte und hinstieß, daß das Eisen knirschte unter seiner Schulter, hob sich durch die Verwirrung der Gefühle ein Augenblick seiner Jugend. Und er sagte:

„Als Kind, wie ich Psalter sang . . .“

Sie wartete noch eine Weile, freundlich lächelnd. Sein Mund jedoch trug den Fluß der Gefühle, der riesenhaft anschwoll, nicht mehr. Er stammelte in die Luft.

Fern sah er sie noch einmal durch den Hof gehn. Sie wandte am Tor das Gesicht und wies leicht, ohne den Arm zu rühren, mit dem Finger nach oben.

Er wußte, daß er sie nie mehr sehen werde. Es war das Letzte.

Die Tauben allein flogen noch, bis ihr, als sie betete, ein schwerer Stein aus dem Gebälk im späten Sommer den Nacken zerschlug. Zehn Nonnen, steif in weißen Leinen, trugen ihren Sarg in die große Kirche des Männerklosters. Als die Prozession vorbeiging, losch der Himmel aus. Dunkelheit schoß an den Rändern des Horizonts herunter, band sich zäh an die Erde und trieb Nacht und Wolke vor sich, die brüllend heranwälzten.

Dann schloß die Kirchentür. Villon erhob an seinem Fenster den Kopf und sah die Sonne in einem Strahlenkranz, dessen Zacken alles berührten. Es wurde Abend!

Er ging hinein ins Land. Je tiefer er aber vorausschritt, um so leichter trugen ihn die Füße, und die Stoppelfelder legten sich wie Seidenwalzen vor ihn. Wälder wogten unten über dem Fluß in das Dunkel der blauen Dämmerung. Er dachte an Joi-Novel, denn ungezählte Mäuse überkrochen die Erde. Aus einer Hütte, um die Bohnen hoch schossen, trat ein Mädchen mit einer Hacke. Sein Blick fiel auf ihre Hüfte, die sich leicht wölbte. Der Bückenden bogen die Brüste sich aus dem Tuch und die Beine standen rund und straff vom Rock gehalten. Er sah in die Dämmerung weg, die den Wald schon einsog und rotbraun wurde, dann fiel sein Blick zurück. Wieder wandte er den Kopf. Aber in der Sanftheit eines ungewohnten Jahres war sein Blut angeschwollen und warf sich bäumend auf.

Doch er zwang sich und bebend sprach er sich vor: „Der Tod der Herzogin . . . der Tod der Herzogin . . :“ Allein die Worte waren ohne Klang. Sein Schmerz war vor ihm selbst zugezogen und sprang durch Reizung selbst nicht auf. Er preßte noch einmal sein ganzes Bewußtsein wie einen

Stempel auf, daran zu denken, daß sie in der Kirche liege, die Prozession, der Weihrauch, der schreiende Tod.

Aber es war nicht stark genug.

Seine Hände ergriffen das Mädchen und sein Blut sprang an das ihre wie an das keiner Frau.

In der Nacht kehrte er zurück, die Sterne anflehend, ihn zu erschlagen. Er ging in den Zwinger und löste die Hunde, die auf Wölfe geschult waren. Sie rissen die blutigen Lefzen auf. Aber keiner sprang zu, so sehr er die Gurgel wies.

Da schien es ihm, sein Herz selbst müsse springen und aufplatzen vor Traurigkeit und Verzweiflung. Er nahm ein härenes Hemd, band einen Strick um das Genick und legte sich auf den mit Asche bestreuten Boden und wartete so auf den Tod.

Um die dritte Nachtstunde, da er noch lebte, erhob er sich, mehr verzweifelt, und schlich an die Kirche. Dort horchte er. Dann ließ er die Befangenheit und stieß, sich aufrichtend, die dumpfe Tür mit dem Fuß auf und trat ein. Der offene Sarg stand zwischen wächsernen Kerzen. Ein fremder Mönch hielt die Vigilie. Er sah auf und wies ihn mit der Hand streng hinaus.

Villon hielt ihm sein Messer vor den Bauch.

Da zerfloß das hagere Gesicht des Mönchs in Mitleid: „Du mußt elend sein," sagte er.

Aber Villon, außer sich, achtete nicht auf ihn, sondern warf sich aufheulend wie ein Hund quer über das Fußende des Sarges und blieb so.

Jede Viertelstunde sang der Mönch einen Psalm und scheuchte ihn nicht. Plötzlich sah Villon auf und, vom Anblick der Toten geschüttelt, schrie er: „Schreier, mach das Maul zu! Schweig. Gib mir eine Antwort: kann es sein, diese Frau zu lieben und am Abend ihres Todes eine Hure zu umarmen? Kann es sein?" Er drohte mit der Stimme und stieß mit den Fußspitzen haltlos auf den Boden.

„Du hast die Inbrunst," sagte der Mönch.

„Sie hilft nicht durch," schrie Villon im letzten Zorn sich entgegenstemmend: „Ich habe die tripolitanische Heilige verehrt und nannte sie mit gleichem stinkendem Atem Dirne. Die Güte der Herzogin schien mich an, aber ich stahl und tötete."

„Ereifere dich nicht. Ich kenne dein Leben," sagte der Mönch.

Er war die Pfeiler hinabgeschritten, Lichter löschend, und wie er sich unten umwandte, schien seine Gestalt mit dem Plafond verschwommen, seine Kutte schwebte in einer dunkelen Glocke um ihn und verwuchs den steinernen Rippen der Kirche, und vor den Augenhöhlen seines riesigen Kopfes wogten die Schatten des Weihrauchs. Wie er jedoch, im Chor

stehend, nun die Stimme erhob, war seine Gestalt wieder klein und gewöhnlich, doch die Rede, die er begann, wurde vor seinem Munde so furchtbar, daß in der ertosenden Kirche sich die Echos blendend zerschlugen.

Es hieß aber, was er sagte: „Fast hast du Gott erreicht."

Aber Villon antwortete darauf ganz ruhig: „Du hast recht, aber ich will nicht mehr. Ich erreiche sie nicht, die kleine Spanne, die fehlt. Gott erkämpfen, gelingt mir nicht. Du weißt es, wenn du mich kennst, Gott soll zu mir kommen, denn er kann über mein Blut, aber ich kann es nicht. Gott soll sich entwickeln in mir, bis er reif ist. Ich will ihn nicht stören und verhindern, nicht in der Andacht, nicht im Gemeinen. Die Dinge sollen laufen. Ich schalte mich aus meinem Blut.

Gott soll mich suchen. Ich suche ihn nicht mehr. Ich warte."

Und auch der große Ruf des Engels im Traum, der ihn, dem Lichten zu, sich gleiten zu lassen, befahl, schien ihm, über das Blut und seine Gesetze hinaus, in diesem Sinne beschlossen zu sein.

Aufstehend legte er die Arme der Herzogin im Kreuz über die Brust. Dann nahm er Öl und Chrisma und salbte seinen Scheitel wie einem Neugeborenen.

Langsam ging er aus der Kirche, nach Ruhe gierig und sonst nichts.

Diesen Ort verließ er. Hier lebte es sich nicht länger.

Er ging durch den frühen Morgen, der noch dunkelte, hinab zum Fluß.

Einmal noch wandte er sich, und wie er den Arm steil gehoben gegen Paris, so hob er ihn rückwärts gegen sein ganzes Leben, weniger in Drohung und Trotz, aber voll Ablehnung. Es hatte ihn zu keinem großen Abschluß geführt, darum galt es ihm nicht, so voll und reich es auch war. Voll von Sehnsucht auf einheitliches Leben nach jenem folgend, das eben noch durch sein Blut bestimmt ward, fluchte er dennoch der Anlage zum Guten in sich, die das große Böse immer überquerte und nicht das eine werden ließ: den Heiligen — und nicht das andere: den schönen Teufel, sondern eines aufhob gegen das andere, ehe es recht begann.

Allein schon wurde ihm dies unwesentlich, da er nach Kampf nicht lüstern mehr war.

Er schob den Blick nach vorn.

Sich auf das harte Holz der Kahnbank pressend, stieß er die Ruder in das Wasser und fuhr — — — damit das Leben sich weiterhin über ihn stürze, solange der Rest Tage ihm noch blieb . . .; daß ein Bauer ihn, buhlend, hinter einem Zaun mit der Gabel ersteche, oder Gott ihn im feurigen Wagen wie Elias in den brennenden Himmel reiße. Denn dies alles, was sich noch vor den endlichen Abschluß schob, war ihm gleich und ihm lag nichts am Ziel. Es war kein Wollen in ihm. Nur Sehnsucht nach Klarheit und kleine Neugier auf das Ende.

Vom deutschen Drama

von Arthur Eloesser

Vor siebzehn oder achtzehn Jahren saß ich in Paris frühstückend mit einem jungen Manne zusammen, der mir während eines anspruchslosen Aufenthaltes an der See als höchst normales und darum aufschlußreiches Objekt der Beobachtung begegnet war; er trug einen sehr gewöhnlichen deutschen Namen, wußte aber nichts mehr von seiner deutschen oder elsässischen Abstammung, da die Familie, die viele Lehrer und einige Journalisten hervorgebracht hatte, schon seit mehreren Generationen in einer nordfranzösischen Provinzstadt saß. Der junge Mann war Kandidat der Philologie, zu welchem embryologischen Stande ich mich auch noch kurz vorher gerechnet hatte, und ich konnte vergleichend feststellen, daß uns auch nicht ein Zug unserer wissenschaftlichen Erziehung, unserer geistigen Übung, unseres innerlichen Erwartens und Zielsuchens gemeinsam war. Als reinliches Produkt der Université war er sozusagen ganz Grammatik, er hatte zum Examen Philosophie gelernt, ohne je zu philosophieren, und sein ehemals deutsches Blut war durch so viel lateinische Kanäle geflossen, daß er schon als Dreiundzwanzigjähriger die Klugheit, Reife, Eleganz des Horaz zu schätzen wußte, was uns wohl erst nach völligem Verblassen der Schulerinnerungen gelingen möchte.

Der junge Mann, der später recht geschmackvolle und erfolgreiche Plaudereien für unternehmende kleine Bühnen schrieb, hatte gerade ein Stipendium erhalten, er war für seine fünf jüngeren Geschwister – die Leute stammten eben doch aus Deutschland – zu einem Familienheiligen geworden, und ich hielt mich für verpflichtet, dieses glückliche Ereignis durch ein Frühstück in einem nicht allzu üppigen Restaurant zu feiern. Wir plauderten über Literatur, kamen von Horaz bis Renan, was mich immer wieder bemerken ließ, wie stark die für uns ebenso sichere wie inhaltsleere Rutine der französischen Schule die Geister formt, so daß etwa der Gebrauch des freien Verses noch als eine schauderhafte Revolution gegen Boileau vermerkt werden kann. Es schien mir, daß wir mit unserer Eckigkeit und Ungewißheit, mit unserem Chaos immer wieder ängstlich anfangenden Fragewesens um einige Jahrhunderte jünger wären als diese nach altem Stempel geprägten Jünglinge, von denen ich eins der besten und liebenswürdigsten Exemplare vor mir hatte. Wie auswendig, knapp und unbeschwerend lag ihm das geistige Kleid an, und um wieviel nackter, unklügger, umständlicher wird man als Deutscher in die Welt gesetzt!

Der junge Mann, der pflichtgemäß auch Deutsch und Englisch getrieben hatte, der aber von beiden Ländern gleich wenig oder gar nichts wußte,

wie ihn überhaupt kein Anders- oder Fremdsein beunruhigte, fühlte sich schließlich mehr aus Höflichkeit als aus irgendeinem Bedürfnis veranlaßt, nun auch nach den Dingen bei uns eine Frage zu tun. Nachdem er eine Weile in sich gesucht hatte, um eine ergiebige Bohrstelle anzuschlagen, fragte er mich endlich: Warum haben Sie kein Dezimalsystem? – Was! sagte ich, natürlich haben wir ein Dezimalsystem; die Mark hat doch hundert Pfennige. – Aber die Mark hat doch hundertfünfundzwanzig Centimes. – Das geht uns doch nichts an, wie ihr die Mark umrechnet. – Der intelligente junge Mann, der heute erfolgreiche Einakter schreibt, begriff nicht, was jeder deutsche Quintaner mühelos einsieht. Wir haben kein Dezimalsystem.

Über diese naive Beschränktheit habe ich noch öfter lächeln müssen, wenn es wieder einmal galt, eine Verbindung zwischen dem literarischen Leben Deutschlands und Frankreichs herzustellen. Was auch sehr redliche junge Leute von drüben, denen es namentlich unsere Universitäten angetan hatten, in dieser Hinsicht versuchten, es blieb immer dabei, daß wir zwar in Franken, die Franzosen aber nicht in Mark rechnen konnten. Unsere Werte fanden dort keine Valuta. Eine Zeitlang schien es anders, das war in den neunziger Jahren. Die Franzosen fühlten von Osten eine wärmere Welle herankommen, und sie glaubten ihren dürr gewordenen lateinischen Acker nicht nur mit slawischen, sondern auch mit germanischen Einflüssen befruchten zu können. Damals gab Antoine Gerhart Hauptmanns „Hannele", und er machte es recht gut; er gab auch die „Weber", und er machte es auf seine Weise nicht schlecht. Nur daß sie als moderne Proletarier auftraten mit einem zeitlich vorgerückten Klassenbewußtsein, und als sie bei dem Fabrikanten zu plündern begannen, rief einer von der Galerie ermutigend: Sie haben recht. Diese sehr praktisch gemeinte Zustimmung ist bei uns auch in keiner Volksbühnenaufführung laut geworden. Für uns sind diese Weber nicht von heute, sondern von gestern und von immer, ganz arme enterbte Wesen, die sich fragen: wozu leben wir, und wozu lebt man überhaupt? Auch der naive Zuschauer wird aus ihnen eine symbolische Bedeutung herausfühlen, die sich allein durch den Begriff Hungerrevolte nicht erschöpfen läßt. Die französischen Weber schienen ganz beredt; im Deutschen haben sie eine tiefere Stummheit, ein kinderhaftes Lallen, und aus ihren Augen klagt noch eine schwerere Not, als aus ihrem Magen knurrt. Das Pflanzenhafte des Naturwesens war ihnen in einer gutgläubigen Bearbeitung ganz unabsichtlich abgeschnitten worden; man hatte sie umgerechnet auf die kommensurable innere Verfassung des theoretisierten modernen Proletariats.

Immerhin man versuchte damals, versuchte sich auch am „Fuhrmann Henschel", der ebenso gutgläubig als ein schwererer George Dandin ausgegeben wurde, aber man kam an seine Ödipodeische Würde nicht heran,

an das ewige Fragewesen der leidenden Kreatur, der die Schöpfung wehtut, die die höhnische Gleichgültigkeit des Absoluten an der eigenen Haut empfindet, während sie ihr über die Ohren gezogen wird. Solche Unternehmungen haben in Frankreich immer ein schnelles Ende gefunden, wenn es sich zu einer nationalen Anstrengung zusammenspannte, die zunächst auch die geringsten Fremdkörper aus dem geistigen Leben herauszuwerfen begann. So ging es vor der großen Revolution, als besorgte Lateiner schon vor der Germanisierung und Anglisierung der französischen Literatur warnen zu müssen glaubten; so ging es bei anderen Gelegenheiten bis zur Dreyfuß-Affäre und zu der Überhebung des chauvinistischen Bewußtseins, das mit der angeblichen Überlegenheit der französischen Flieger plötzlich sehr hoch in die Lüfte stieg. Die geistige Feindschaft hatte sich längst vor dem Kriege vorbereitet, und ungefähr zu derselben Zeit, als mir ein paar junge französische Schwärmer ein im Namen ihrer Generation erschienenes Friedensmanifest überbrachten, erzählte mir einer der besten Kenner unserer Literatur, daß eine Art Anthologie deutscher Dichtung, zu der er auch von buchhändlerischer Seite ermutigt worden war, plötzlich keinen französischen Verleger mehr finden wollte.

Wir waren also vor dem Kriege schon wieder allein geworden, und in diesem Aufschub von Goethes Weltliteratur auf wahrscheinlich sehr ferne Zeiten sehe ich kein Unglück, am wenigsten für uns, die sich nicht anbieten sollen, bevor sie nicht gesucht werden. Es ist heute wiederum kaum anders als vor zweitausend Jahren, da die Römer in unsere heiligen Haine eindrangen, wo es zu ihrem Erstaunen keine Götterbilder gab. Unsere Götter sind den Romanen immer noch unsichtbar, und sind sie es nicht auch für uns, die wir sie mit geschlossenen Augen in uns suchen? Ich erinnere an die hübsche Anekdote von Grillparzer, der mit Hebbel nicht zusammen kommen wollte, weil er ihn durch die Frage in Verlegenheit setzen würde, ob es einen Gott gibt. „Ich weiß es nicht, aber Hebbel weiß es." Mit dieser seiner Ablehnung hat der Österreicher noch mehr sich selbst als seinen unbequemen Rivalen getroffen. Grillparzer war ein ausgezeichneter Dichter, einer von den wenigen Deutschen, die ihre Stücke zu Ende schreiben konnten. Uns liegt nicht viel an seinen antiken Nachgüssen in Stearin, aber er hat mit der „Jüdin von Toledo" eins der zugleich sinnlichsten und geistigsten Stücke geschrieben, voll und rund in seiner klugen Staatsräson und in seiner besten Sinnes jesuitischen Duldsamkeit, wie sie nur geprüfteste, reife Erfahrung gibt. Dieser Mann wird uns trotzdem mit einer ins Innerste bohrenden Frage kaum je unversehens begegnen, so wenig wie sein Meister Lope de Vega. Nach einigen Jahrhunderten war Grillparzer auf seine Art nicht viel weniger katholisch. Gott? Das ist eine Angelegenheit der Kirche, eine sehr anerkannte Einrichtung der Regierung. Der

Dramatiker hat Dringenderes zu tun, als ihn einzusetzen oder abzusetzen. Dazu gehört die rebellische Überheblichkeit eines protestantischen Barbaren, eines Holofernischen Lastträgers, der die Weltkugel auf seinen Buckel nimmt, um die Gesetze der Gravitation stöhnend und zerbrechend nachzuprüfen. Wozu die Last des Metaphysischen auf sich nehmen und den Mythos vom Werden des Menschen symbolisch erzählen wollen, der ohne gefragt zu werden in die Welt gesetzt wurde und nun, einigermaßen erwachsen geworden, nach den Gründen und Zwecken seines Daseins verlangt?

Wir werden es doch nicht unterlassen können, diese Rechenschaft zu fordern, und der deutsche Dramatiker, der von Zeit zu Zeit erstehen muß, wird sich auch nach Goethe, Kleist, Hebbel immer wieder als der verantwortliche Repräsentant der Weltseele finden, der den Schöpfungsakt in sich wiederholt. Wir werden immer wieder mit dem Anfang anfangen, den Menschen in die Natur zurückstellen müssen, auch wenn wir uns im Überbewußtsein verflüchtigen oder im Unbewußten verlieren. Je inkommensurabler, je unfaßlicher für den Verstand eine poetische Produktion ist, um so besser, sagt Goethe; er wollte also auch kein Dezimalsystem. Und wenn die Franzosen sich auch sehr respektvoll vor ihm verbeugen, sie haben für das Deutsche, Mythische, Weltschaffende in ihm doch keinen Sinn, wie sie den „Faust" immer wieder in die romantische Periode versetzen, aus der sie ihn empfangen haben, etwa zwischen Delacroix und Victor Hugo, den sie immer noch für einen Tragiker halten. Wir wollen als gewissenhafte Leute auch unsere kleinen Verpflichtungen und Verbindlichkeiten nicht vergessen, haben wir doch in den Zeiten der Mißernten von unseren Nachbarn unser täglich Brot für die notleidenden Theater bezogen. Aber steigen wir zu einem Gipfel, den ihnen Victor Hugo noch bedeutet, und wir treten in eine gänzlich quellenarme und vegetationslose Dürre, wo einige Maskierte mit klappernden Gebeinen gespenstern, Findelkinder, Hofnarren, Kammerdiener, die mit edlen Gefühlen ihr demokratisches Menschenrecht und mit gezückten Degen ihre aristokratische Satisfaktionsfähigkeit erweisen wollen. Das französische Drama ist im wörtlichsten Sinne von Gott verlassen, allerdings dürfen wir den vom Charlatanismus in die Mystik weisenden Balzac nicht vergessen, der sich neben Victor Hugo aufrichtet und der den Roman vor den Russen zum Träger der Entwicklung und zum literarischen Weltereignis macht.

Bei uns ging es umgekehrt. Da revolutionierte das Drama, das, mit metaphysischer Schwere belastet, häufig über die eigenen Wurzeln rein natürlichen, demgemäß mythischen Wachstums stolpernd sich immer nur sehr allmählich durch die enge Pforte zum Theater hindurchgezwängt hat. Die Stücke unserer Großen leben nicht allein für die Bühne und von der Bühne, die sie immer wieder mit einem Stück ungebändigter Natur oder undarstellbarer Seele

zu überfließen scheinen; sie führen auch außerhalb der Bretter ihre stille, problemhaltige Existenz, an der wir uns aufbilden und auferbauen. Im engen Bühnenhaus den ganzen Kreis der Schöpfung ausschreiten. Auf dieses fruchtbare Mißverhältnis, auf diese Forderung bleibende Inkommensurabilität können wir uns so gut wie auf die Quadratur des Zirkels noch eine Weile verlassen. Einem jungen Studenten, der den „Faust" durchaus verstehen wollte, riet Jakob Burckhardt, er solle ihn doch wie eine Legende oder einen Mythos gläubig hinnehmen. Dagegen meinte Stendhal, daß ein ausgewachsener Mann wohl nicht den Teufel brauche, um eine Modistin zu verführen. Dieses Nichtverstandenwerden müssen wir als einen behaglichen Vorzug, als Bestätigung eines ehrwürdig kindlichen Besitzes an Märchenschätzen hinnehmen; dürfen wir doch dafür im vollen Glück des Empfangens und ganz ohne ironische Einrede lächeln, wenn Faust von Gretchen katechisiert wird, damit sich die Verwandtschaft und Ebenbürtigkeit von Genie und Kind gefühlsmäßig und rein bestätigt. Und wenn sich das „Käthchen von Heilbronn" nicht so leicht wie die „Kameliendame" entwurzeln und verpflanzen lassen sollte, so werden wir da nichts zu bedauern finden.

Es ist eben die Zweigeschlechtigkeit, die die deutschen Genien auszeichnet, ihre mystische Fähigkeit, sich auch in das passivere und naturnähere Element des Weiblichen umzusetzen und so tiefer in den Mutterschoß der zeugenden Erde zu gelangen. Unser Drama ist zugleich männlicher und weiblicher als irgendein anderes, und wenn es kindlicher, anfänglicher, unerfahrener scheint als die anderen, so liegt es an diesem schweren Verantwortlichkeitsgefühl, das sich immer wieder am Anfang anfangend zunächst der ältesten menschlichen oder göttlichen Gesetzgebung versichern möchte. Sogar Hebbel hat trotz der gewaltsamsten Anspannung der Reflexion immer noch mehr Erdreich als irgendein fremder Autor, der die Einrichtung der Gesellschaft kritisiert, um irgendeinen Paragraphen in Frage zu stellen. Welche ehrwürdige Einfalt noch zwischen Herodes und Mariamne, die sich mit dolchspitzen Fragen kitzeln, aber doch die Unsterblichkeit durch die Liebe gewinnen wollen, und in jenem milden Gyges-Drama, welche äußerste Spannweite des Horizonts, die die drei großen Reiche der Sittlichkeit vom mythisch gebundenen bis zum rationalistisch glaubenslosen zugleich überdeckt! Wir haben das längere Gedächtnis, die älteren Erinnerungen, wir besorgen die dem Menschen aufgegebenen tieferen Abrechnungen, und so kann Tragik nur noch deutsch sein.

Ihr müßt noch einmal vom Baume der Erkenntnis essen, sagt Kleist, um wieder unschuldig zu werden, und damit wäre das letzte Kapitel von der Geschichte der Welt angefangen. Das dritte Reich ist schon vor Ibsen gesucht worden, und wo immer in unserer Dramatik eine Stimme aus

dem Tiefsten schreit, sie verlangt durch das Bewußtsein hindurch zur Unschuld zurück, zur Versöhnung mit der Natur. Sie wollte diese Erlösung nicht erschwärmen, sondern erkämpfen, sie ist mit Philosophie und Naturwissenschaft wacker kämpfend mitgegangen, sie hat die Forschung oft auf eigenen dunkleren Wegen überholt. Fand Kleist nicht aus alter mystischer Blutsverwandtschaft das Tiefste des Angelus Silesius wieder, noch bevor Schopenhauer ihn bewußt bestätigte? Als er eine lustige Farce von Molière übersetzte, verwandelte sich ihm der galante Monarch des Olymp zu dem Gotte, der bei dem Menschen um Liebe bettelt, der ohne den schaffenden Gebetshauch seines Geschöpfes vor Not den Geist aufgeben muß. Und so gibt Hebbel Nietzsches Übermenschen manchen Vorgänger, wie er sich sehr früh und ganz unabsichtlich neben Schopenhauer gestellt hat, wenn er die Individuation als die Erbsünde, als die uns eingeborene Tragik aufzeigt, wenn er die Überheblichkeit der Erscheinung in das Unendliche der Idee aufzulösen sucht. Hebbels aufgeschnelltes Überbewußtsein und Kleists Somnambulismus stammen aus derselben Wurzel eines metaphysischen Verhältnisses zur Welt. Der eine bohrt die Kristallgänge des Geistes aus, um zu den Müttern zurückzugelangen; der andere, der das Zauberwort kennt, läßt sich ins Unbewußte herabsinken als zu der reinsten Kraftquelle des Lebens. Es ist als ob sie sich in ihren Gestalten umgebären wollten, um einen sechsten Sinn zu suchen, mit dem die Welt wieder neu und unschuldig empfangen wird.

Ibsens Menschen bemühen sich, Jahrtausende alte Lasten von sich zu werfen, um wieder jung zu werden; die Kleistschen scheinen schon zu einem zukünftigen, leichteren, dionysischen Geschlecht zu gehören, und auch der Arme Heinrich hat von einem Wein getrunken, der einen anderen, feineren, unschuldigeren Rausch verspricht. Wenn man durch alle Abwege und Irrwege, an denen so viele Trümmer zerbrochener Werke liegen, das entscheidende Wesen unseres Dramas finden will, so ist es eben das Begehren nach einem neuen schuldlosen Verhältnis zur Welt und das tragische Ringen von Männern um Verjüngung und Voraussetzungslosigkeit, um das Wiederanlangen beim Kinde und ein spielendes Wiederanfangen. Es ist der Kampf eines trotzigen, gerüsteten Barbarentums, das aus allen Bitternissen seine Süßigkeit hervorbringen, das ins Reich der Freude, der Anmut gelangen will, das Hölderlin hellenisch nannte, das Schiller mehr erdachte als erdichtete, zu dem Heine betete, und um das wir nicht so gläubig werben und streiten könnten, wenn wir es nicht innerlichst besäßen.

Wir sind alle Partikuliers, sagt Goethe; jeder bohrt seinen eigenen Schacht an und läßt den anderen in seiner eigenen Einsamkeit schürfen. Dem Deutschen kann nun einmal nichts gelingen, was er sich leicht machte,

und er wird sich nicht einmal das bewährteste Handwerkszeug von einem anderen reichen lassen. Gerade das Drama ist das Werk der Einzelnen, der Einsamen geblieben, und es hat von dem Gemeingeist, den es bilden will, am wenigsten empfangen. Es haben uns auch schon andere Träume versucht. Wen verlockte nicht die Antike, der Zusammenklang aller Künste, die Zusammenstimmung aller Geister zu einer staatlich-kirchlichen Zeremonie, zu einem nationalen Dankopfer, als die Dichter die Kriege besangen, die sie mit gekämpft und selbst mit geführt hatten! Gerade jetzt möchte uns solcher Traum verlocken, wo wir in dem Verlangen, das ungeheuerste Ereignis unserer Geschichte zu verinnerlichen, es uns eigen zu machen, eine einheitliche neue deutsche Religion, Philosophie, Kunst, Dichtung suchen. In einer Zeit, da jede individuelle Verfügung über das Eigentum auch moralischer Art zugunsten des Ganzen aufgehoben scheint, glauben viele eine überindividuelle, jedem verständliche, jedem zugängliche Nationalkunst erwarten zu müssen, mit der Res publica als anonymer Sammler aller ihm zufließenden Kräfte das Volk zur gemeinsamen Andacht erhebt. War es doch ein Republikaner Gottfried Keller, der auf dem sittlichen Charakter des Volksfestes weiter bauend eine das Individuelle überwachsende chorisch-hymnische Dramatik forderte, und war es doch der Imperialist Richard Wagner, der die Universalität der deutschen Idee in der Majestät des Gesamtkunstwerkes abschließend zu gestalten glaubte.

Es wird, fürchte ich, nicht zu hoffen, oder, hoffe ich, nicht zu fürchten sein, daß irgendeine Kunst sich von der Wurzel des Individuellen, von der starken Not des Einzelnen ablösen kann. Wir werden auch jetzt nicht mit dem Schwunge der Ereignisse in das dritte Reich der unschuldigen Kraft hineingelangen; denn das verlorenste Paradies dürfte das wiedergewonnene sein, in dem überdies alles andere als das Drama gedeihen kann, das seinem Wesen nach Bruch, Entzweiung und darum Kampf voraussetzt. Wenn auch alle nach außen wirkenden Energien in Abwehr und Angriff zu einer härteren Einheit sich zusammenschmieden lassen, es wird den Dichtern, den Einzelnen schon gelingen, eine neue Not und ihre tragische Heilkraft zu finden. Das Irrationale, Unvergleichliche, Unverträgliche der Persönlichkeit wird uns nicht verloren gehen. Wir werden als Deutsche wie immer Mühe haben, uns gegenseitig zu verstehen, wie wir noch mehr darauf verzichten wollen, von anderen verstanden zu werden. Und so wird es uns im tiefsten gleichgültig bleiben, ob unsere seelischen Schöpfungen sich nach einem Dezimalsystem errechnen lassen.

Herman Bang, Briefe an Peter Nansen

Vorbemerkung. Die nachstehend abgedruckten Briefe Herman Bangs hat Peter Nansen erst jetzt seinen Briefsammlungen entnommen; sie stellen eine nicht unwichtige Bereicherung des biographischen Materials dar, das wir über Herman Bang in Händen haben.

Um die Urteile und Stimmungen Bangs, die hier zum Ausdruck kommen, nicht falsch auszulegen, hat man sich vor Augen zu halten, daß die Briefe sämtlich aus den Jahren 1885/86 stammen, aus einer Zeit also, wo das heutige Deutschland – zum mindesten auf künstlerischem Gebiete, wovon hier in erster Reihe die Rede ist – kaum in seinen Keimen spürbar war: die Gründung der „Freien Bühne" fiel erst in das Jahr 1889; wir schämen uns also nicht mehr, Bangs Urteil über das alte Berlin zu lesen und zu veröffentlichen. Daß Bang nicht als Skandinave etwa sich deutschen Zuständen vorurteilsvoll genähert hat, zeigt der erste dieser Briefe, nach welchem auch das norwegische Publikum seiner Kritik nicht standhält. Gelegentlich einer Aufführung von Ibsens „Gespenstern" in Bergen, in der Bang als Oswald gastierte, stieß er mit seiner dramatisch-naturalistischen Darstellungsweise auf den heftigsten Widerspruch: dort wie hier war das Publikum noch nicht reif. Trotzdem hatte er eine große Liebe für Deutschland gefaßt, die sich vielleicht nirgends so stark dokumentiert wie in diesen Briefen, der Geschichte seiner Ausweisung aus einem Lande, dem er seine Arbeit widmen wollte, weil er die großen, damals noch schlummernden Möglichkeiten erkannte. Ein Artikel, den er aus Unüberlegtheit und Spottsucht über ein Bildnis des alten Kaisers in einer Bergener Zeitung veröffentlicht hatte, wurde ihm zum Verhängnis. Er wurde unbarmherzig aus einer Stadt nach der andern ausgewiesen und mußte, trotz aller Versuche, sein geringes Verschulden wieder gutzumachen, zunächst auf seine Berliner Pläne verzichten.

1885

Du wirst die Zeitungen bekommen und daraus ersehen haben, wie man mich behandelt hat. Nicht, wie es mir ergangen ist. Aber darüber später. Die Stimmung ist nämlich schon umgeschlagen, und wenn ich wollte, könnte ich sicher sogar als Oswald es hier zu einem Erfolg bringen.

Als ich sah, daß ich nicht durchgedrungen war, – sank ich zusammen. Denn es ist, wenn man am Anfang zum Ende zu stehen glaubt, schwer, zu erkennen, daß man erst den halben Weg hinter sich hat.

Aber ich bin jetzt kein Kind mehr – wie vorm Jahr, – und ein Zusammensinken ist heute ein Ausruhen, kein Verzweifeln. Ich begann sofort Erwägungen zu ziehen.

Doch zunächst über den Verlauf des Abends. Ich spielte in einem Theater, wo man am Abend vorher schallend über die Effekte in „Eine Verlobung" gelacht hatte (dargestellt von den Schauspielern des Theaters). — Der Abend begann mit ein paar kleinen Novellen, die kühl aufgenommen wurden, was völlig gleichgültig ist. Dann folgten die „Gespenster". Ich spielte kräftig, aber viel gleichmäßiger und auch besser als in Helsingfors. Das Publikum saß während des ganzen Aktes in versteinerter Stummheit. Frau Alving sagte zu mir: „Die Leute sind andächtig." Und wir spielten. Als der Vorhang fiel, applaudierte man, worauf ganz leise gezischt wurde. Ich stand vom Boden auf und sagte: „Es wird ja gezischt" und blickte durch den Vorhang. Da — mit einem Schlage — waren sie förmlich geflüchtet.

Aber es war eine Panik ausgebrochen. Und in dieser Panik, in der Erregung und dem Mißverstehen (auf beiden Seiten) fielen alle über mich her: Es sei zu stark, so spiele man nicht. Am Morgen auf der Probe, bei meinem Auftreten, hatte Frau Alving mich gefragt: „Aber Herr Bang, sind Sie krank?" — „Nein, ich spiele meine Rolle — —" — — „Ach so — — aber sind Sie nicht wirklich krank?" Und abends, als Frau Alving zur Tür hinaus lief, sprang eine junge Dame, die das Stück nicht kannte, in der Loge auf und sagte: „O — o, sie ruft um Hilfe . . ."

Es ist ja an und für sich natürlich, daß so etwas eine Panik hervorruft. Ein Kritiker sagte: „Ich habe die halbe Nacht auf der Straße umherlaufen müssen und konnte mich nicht beruhigen . . . in eine solche Aufregung war ich gekommen."

Zwei Menschen kamen sofort zu mir. Der eine, ein junger Schauspieler des Theaters, sagte: „Ich danke Ihnen, es war genial." Ich lächelte und sagte: „Hm" — — da sagte er: „Ja, — denken Sie in einigen Jahren daran, daß ich Ihnen gedankt habe." Der Mann war nicht dumm. Am andern Tage schickte ich seiner Frau ein Bukett, und ich werde ihn nicht vergessen.

Der andere, einer der reichsten Männer der Stadt, sagte: „Entschuldigen Sie, — aber ich bin der und der. Ich habe alle Schauspielkunst der Welt gesehen, und ich sage Ihnen, daß Sie einer von den Größten sind."

Am nächsten Tage gaben alle Leute den Entrüsteten recht. Ich hätte Oswald auch gar nicht verstanden. Am Abend kamen die Zeitungen. Mich trafen sie nach heftigen Krampfanfällen im Bett. Ich las sie und sah, daß auch nicht soviel verloren war, denn diese Zänkerei ist nicht mit meinen Triumphen in Finnland zu vergleichen, wo die Theater reichlich so gut sind und wo das Publikum außerdem die beste Gelegenheit hat, in Petersburg die größten Künstler der ganzen Welt zu sehen. Man kann

nicht in der einen Stadt verrückt sein und in der andern genial. Man kann zur Not so bezeichnet werden. Das sagte ich mir und bekam von der Anstrengung, dies zu erwägen, von neuem Krämpfe.

Das Publikum, das seine Zeitungen las — wahrscheinlich wohl die Zeitungen, die es verdient — wurde verwirrt und begann auf die Kritiker zu schimpfen. Proteste begannen zu florieren — und ich zitierte den Arzt, der mir ein Schlafpulver verschreiben sollte. Heute abend soll ich über Sie sprechen. Heute sind die ersten zehn Visitenkarten gekommen, die erste Einladung und das erste Bukett ... Voilà le moment psychologique.

Du weißt, daß ich in solchen Dingen absolut nüchtern bin. Ich erstatte Bericht, damit Du ebenso klar sehen sollst wie ich, und ich verheimliche nichts, denn um eine Niederlage wettmachen zu können, muß man ihren Umfang und ihre Tiefe kennen. Der Abend war eine Niederlage. Künstlerisch werde ich daraus lernen, reell — dem skandinavischen Publikum gegenüber — ist es natürlich bedauerlich — nicht tödlich.

Wenn ich noch jung und aufbrausend wäre, würde ich in Versuchung kommen, darüber zu schreiben. Jetzt schweige ich und warte. Nur Dir habe ich einen klaren Bericht erstatten wollen über etwas, was Dir eine große — Überraschung sein muß.

— — — Und dann muß ich Dir danken für Deinen langen Brief, der mich hier endlich erreicht hat. Ich habe ihn viele Male gelesen und sozusagen seine Luft eingesogen, die so heimatlich ist. Jetzt will ich über die Dinge sprechen, von denen Du geschrieben hast, wie sie mir in den Sinn kommen.

Esmanns Buch. Ja — siehst Du — es ist vielleicht genau das, was es sein soll, — aber es ist nicht viel —; Dein Buch ist oft, wie es nicht sein sollte, aber es ist etwas. Dein Buch gibt etwas Neues vom Kopenhagener Leben; es gibt etwas Neues von französischem Geist und französischer Kunst. Findest Du dies dumm, so ist es ja doch nur zu Dir gesagt. Weißt Du, es freut mich oft, daß ich nicht mehr publiziere. Dann darf man in so einem Brief auch einmal Dummheiten sagen, und es steckt in diesem und jenem, das dumm klingt, oft soviel Wahrheit.

— — — Du schreibst, ob ich die Journalistik nicht entbehren werde. Hm, schwerlich. Sieh mal, Du weißt, ich rede bisweilen davon, daß ich versuchen möchte, etwas besser zu werden, — Du weißt vielleicht auch, daß ich hier und da versucht habe, wenigstens etwas Gutes zu tun — was eine schwache Form des ersten, des Besserwerdens, ist ... Nun, ich glaube bestimmt, daß für die Moral nichts so gefährlich ist wie die Journalistik. Deshalb werde ich sie nicht entbehren und mich ihrer so wenig wie möglich bedienen.

— — Ich fahre da fort, wo ich gestern aufgehört habe. Das Publikum war gestern zahlreicher als bei meinem ersten Vortrag — es waren wohl

vierhundert Leute da — und der Jubel war unbeschreiblich. Alle klatschten wie wahnsinnig. Ich grüßte bei meinem Auftreten nur durch ein Kopfneigen, und ich nahm nur en passant die Blumen auf. Zum Schluß klatschten sie wie rasend, aber ich zeigte mich nicht mehr.

— — Ich habe schon (es ist zehn Uhr früh) drei Sträuße bekommen und drei-, viermal werde ich gebeten, um Gottes willen doch noch einmal den Oswald zu spielen! Gestern abend nach dem Vortrage kam ein Rezensent, — er hatte in seiner Zeitung geschrieben, ich hätte den Oswald mißverstanden — zu mir: „Ich habe Ihnen einen Gruß zu überbringen." — „Danke sehr." — „Von unserm Psychiater. Er hatte den Wunsch, Ihnen zu danken." — „Wofür?" — „Für den Oswald. Er hat mir heute gesagt, jedes Detail in Ihrem Spiel sei wahr und meisterhaft."

Wie findest Du das? Das bestellt mir dieser Mann.

— — Du schreibst, ich sei fanatisch in meiner Freundschaft. Siehst Du, das kommt daher, daß ein Leben wie das meine der schonungsloseste Lehrmeister in bezug auf die gänzlich ideenverlassene Gemeinheit der Menschen ist. Man sieht soviel Niedrigkeit, Neid, leere Begeisterung, albernen Enthusiasmus, Mangel an Verstand, feiges Beugen vor dem, was andere für groß erklärt haben, soviel Verleugnung der eigenen Worte — daß man bis obenhin vollgestopft ist mit einem lauen Brei von Ekel und Menschenverachtung. In meinen besten Augenblicken kann ich die Verachtung in Mitleid umwandeln, — denn, siehst Du, es ist ein wahres Wort: Sie wissen nicht, was sie tun, — aber für gewöhnlich (alles was ich hier schreibe, ist nicht von meinem Oswald-Pech diktiert, das ich jetzt beinahe komisch finde) wird das Ganze zu einer halb höhnischen Gleichgültigkeit gegen den Pöbel des Lebens, der in moralischer Dummheit und Idiotie lebt.

Dann aber taucht auf diesem weiten Hintergrund die Erinnerung an einzelne Augenblicke auf, wo man einen Blick, einen Händedruck empfing, ein leises, fast tonlos gesprochenes Wort hörte, in dem eine wirkliche Zuneigung lag. Und die unendlich wenigen Menschen, bei denen man einer Zuneigung begegnet ist, die man erwidern konnte, diese unendlich wenigen, mit denen man dieses und jenes Schöne in seinem Leben zusammen erlebt hat, das von keiner Reue verschleiert wird, — ja an diese Menschen klammert man sich vielleicht fanatisch, oder besser, glaube ich, man möchte sie mit einer gewissen ruhigen, opferwilligen Sympathie umgeben. Stimmt das nicht ungefähr?

Berlin 1885

Schon längst, mein Freund, hätte ich Dir geschrieben, wenn ich nicht krank gewesen wäre — im Bett gelegen — Fieber gehabt und so weiter, alles nur, weil ich innerlich „krank bis in die Seele" gewesen bin. Und

in solchem Falle kann ein Gespräch mit Dir helfen — wenn Deine Ruhe, die mir gegenüber oft zur Milde wird, auf mich wirkt —, meine Briefe, selbst an Dich, werden nur affektiert und dumm. Es ist ein Beigeschmack in meinen Briefen, den mein Leben nicht mehr hat, etwas, das einen unechten Eindruck macht und mich selber schmerzt.

Aber da wir nicht miteinander reden können —

Ich bin seit Jahr und Tag nicht mehr so nervös gewesen. Das Geringste regt mich auf, tut mir physisch weh. Völlige Ruhe und Freiheit zum Arbeiten — bloß einen Monat lang — ach, das ist ja ausgeschlossen. Sei unter diesen Umständen nicht böse, daß ich nicht für „Politiken" schreibe, und daß das, was ich geschrieben habe, mäßig gewesen ist, ich werde schon wieder en train kommen. Die völlige Einsamkeit hat mich momentan niedergeschmettert. Man muß sich selbst sehr lieben, um, wenn man vollkommen allein steht, nie die Arbeit als etwas im Grunde äußerst Gleichgültiges aufzugeben.

Ich bin fünf Tage lang nicht aus dem Hause gewesen. Es ist sehr kalt, und ich leide unter der Kälte. Da sind die Tage sehr lang, — selbst wenn man mit Geheimrat Goethe zusammen ist, den ich augenblicklich lese. Man muß ja versuchen, die Menschen zu verstehen, zwischen denen man lebt, — oder richtiger: in deren Lande man lebt.

Neulich kam ein feiner Herr ins Zimmer und zeigte mir eine Polizeimarke. Er sagte: „Sie wissen doch, daß über Berlin der kleine Belagerungszustand verhängt ist?" — wovon ich keine Ahnung hatte. — „Sie sind also nicht Politiker?" — Nein, — nicht sonderlich. — „Aber Sie schreiben doch?" — Ja — über Theater . . . Worauf der Mann mit dem kleinen Belagerungszustand fortging.

Ich gehe manchmal ins Theater, um bei mir selber zu konstatieren, daß kein Publikum in der Welt so dumm und kindisch ist wie das Berliner. Das Theater hier hat nicht mehr Ähnlichkeit mit dem Leben, als eine Puppenstube mit der Welt — und treuherzig sitzt dies Volk, das Europa besiegt hat, und grinst über Dummheiten, die in Kopenhagen die Galerie auspfeifen würde. In einem Lande, wo die Kunst so tief steht, muß man ein Ibsen sein, wenn man nicht in Gefahr kommen soll, die Anforderungen an sich selbst herunterzuschrauben. Hier ist das Mittelmäßige von einem unserer Art das Außerordentliche. Ich glaube, Björnson kann seinem Aufenthalt in Deutschland einen Teil seiner Dekadenz zuschreiben. Ich muß mich sehr in acht nehmen, daß ich nicht sinke, und muß alle Fetzen zusammenhalten, damit ich steigen kann. Aber hier gibt es gar keinen Maßstab — denn alles ist mittelmäßig, und das Mittelmäßige wird gelobt. Ein junger Mann sagte zu mir: „Wir haben keine Literatur, und wir bekommen keine, ehe nicht ein Genie ein Schloß baut, an dem wir unsere Häuser

messen können" — so etwas Ähnliches hat er wirklich gesagt, — wenn Du auch immer behauptest, ich fabrizierte die Aussprüche.

Die einzige Freude, die ich hier habe, ist, manchmal Josef Kainz spielen zu sehen. Er ist ein Genie und das einzige. Es ist immer ein Glück, einen jungen Menschen so hoch kommen zu sehen und zu erleben, wie er unsere tiefsten Gedanken aus der Seele reißt und sie uns in Schönheit wiedergibt. Ein solcher Künstler vergrößert uns — er baut unsere eigenen kleinen Geschicke höher, und für einige Augenblicke glauben wir uns im Spiegel seiner Kunst zu sehen. Aber nicht wir sind es, mein Freund, er ist es. Wir sind die Kleinen geblieben, nur er war der Größere. Ich habe dies bei Rossi, Ristori, Sarah Bernhardt und Lindberg empfunden. Am meisten aber wohl bei Kainz, der uns an Jahren so nahe ist.

Nur die Gleichzeitigkeit schafft den gemeinsamen „Takt", in welchem die Musik unserer Gefühle gespielt wird.

Außerhalb des Theaters habe ich den Mann nie gesehen. Er soll höchst eigentümlich sein und immer lesen — wenn er sich nicht gerade photographieren läßt.

5. 1. 86. Meiningen

Jetzt — wo ich diesen Brief anfangen will, überwältigt mich fast der Schmerz. Ich will aber versuchen, kurz und ruhig zu schreiben. Dies ist wie ein Blitz gekommen. So wie Schlag auf Schlag die furchtbarsten Erschütterungen mein Leben heimsuchen.

Ich habe diesesmal nicht Neujahr gefeiert. Einsam, ein bißchen schlapp, sagte ich mir: Nun schön — ein Jahr voller Arbeit, unter Fremden, wahrscheinlich ohne große Erschütterungen.

Und am dritten im ersten Monat dieses Jahres bin ich mit der Wurzel ausgerissen und hinausgeschmissen.

Aber zur Sache. Ein paar Tage nachdem ich meine neue Wohnung bezogen hatte, kam ein Kriminalpolizist zu mir. Er fragte mich aus, und ich machte ihm alle gewünschten Angaben. Ich war mir nichts Böses bewußt. Das war am Freitag. Am Montag abend kommt wieder ein Schutzmann — er wolle mich sprechen. Ich war nicht zu Hause. Er kam abends spät noch einmal wieder. Ich war noch immer nicht zu Hause. Die Wirtin sagte mir beim Nachhausekommen nichts, um mir die Nachtruhe nicht zu stören. Ich war grade den Abend sehr vergnügt und sagte, als ich mich von Doktor Hoffory verabschiedete: „Ich sehe hier ein Ziel, auf das ich losgehen kann — ich glaube, ich werde es erreichen und mich hier nützlich machen." Ich hatte mich schon lange nicht so wohl gefühlt und war so guten Muts gewesen.

Am nächsten Morgen wurde ich um halb acht geweckt. Es war wieder

ein Schutzmann. Er würde mich um halb zehn abholen. Ich war sehr ruhig und nichtsahnend. Als ich aufs Präsidium kam, war die Uhr zehn, und man sagte mir, ich werde erwartet. Man führte mich hinein und las mir eine Ausweisungsorder vor: Sofort. Ich antwortete, ich sei kein Handwerksbursche, der mit einem Tornister reist. Ich hätte verschiedenes zu ordnen, und ich müsse mit dem Gesandten reden. Man gestand mir also eine Frist von achtundvierzig Stunden zu. Ich begab mich sofort zum dänischen Gesandten, der sehr bestürzt war und gleich zu Graf Bismarck fuhr. Alle meine Bekannten, das heißt die Leute am „Tageblatt" und so weiter, wurden in Bewegung gesetzt; und man war über die Ausweisung sehr empört. Ich ahnte nicht, warum ich ausgewiesen worden war, und es war nicht möglich, den Grund zu erfahren. Am Abend schrieb der Gesandte, er sei bei Bismarck gewesen und dieser wolle die Sache untersuchen lassen. Ich hatte wie er Hoffnung auf eine Beilegung. Der Mittwoch kam eigentlich mit strahlenden Aussichten: alle Liberalen waren erregt über die Ausweisung, die Federn der liberalen Zeitungen waren eingetaucht, um mir den Märtyrerkranz zu flechten; ganz Deutschland würde in vierundzwanzig Stunden meinen Namen kennen. Doktor Levysohn vom „Tageblatt" ließ mir sagen: jetzt hieße es nur, schnell schreiben; er nähme alles aus meiner Feder.

Und da kommt eine Botschaft vom Gesandten, es sei nichts zu machen. Ich fahre zu ihm: nichts zu machen — und außerdem müsse man um meinetwillen stillschweigen: ich hätte — in Bergen — ein paar Dummheiten über ein Porträt des Kaisers geschrieben! Der betreffende Artikel lag im Ministerium des Äußeren und hatte seit dem Oktober auf mich gewartet.

Ich sah sofort ein, daß die Schlacht verloren war. Alles über die Regierung, kein Wort über den Kaiser und die Seinen. Ein Mann von neunzig ist kein Mensch mehr. Er ist einem Gott zu vergleichen. Der Kaiser ist das Symbol von Deutschlands Größe und wird als solches von allen vergöttert. Das habe ich gewußt — aber ich wußte nicht, daß Bergen so nahe beim Ministerium des Äußern in Berlin liegt. Wenn der dumme Artikel hier abgedruckt wird, ist alles aus. Wenn das vermieden wird, ist Hoffnung.

Ich weihte schnell die Redaktionen — durch einen Brief — in die Sache ein: daß es eine Unvorsichtigkeit sei, die ich vor einiger Zeit über etliche von den Kaiserlichen geschrieben hätte. Brachte den Mittwoch abend im Deutschen Theater zu, wo „Emilia Galotti" gespielt wurde, und Donnerstag früh reiste ich hierher.

Ich bin während all dieser furchtbaren und wechselnden Gemütserregungen sehr ruhig gewesen. Du weißt, ich werde bei solchen Dingen

ziemlich still. Aber ich will nicht verhehlen, daß ich diesen letzten Schlag als den härtesten ansehe, der mich getroffen hat.

Man war mir hier mit einem Eifer entgegengekommen, der sich nur durch den völligen Mangel an deutschen Talenten erklären läßt, und man erwartete alles von mir. Deshalb benahm man sich fast, als sei man mir befreundet. Es sind aber nur Geschäftsfreunde, die einen schon im Stich gelassen haben, wenn sie fürchten, daß aus dem Geschäft nichts wird.

Nun – in „Schorers Familienblatt" kann ich wohl bleiben und unter einem Pseudonym schreiben. Mir ist es gleichgültig, ob man meinen Namen nennt oder einen andern. Morgen will ich mich aufraffen und über das Geschehene an „Politiken" berichten. Du wirst den Zweck erkennen, wenn Du den Artikel liest.

Wenn ich nach Berlin zurückkomme – weiß Gott, zurück will ich. Der sonderbare Ort, an den ich gegangen bin, steht in direktem Zusammenhang mit diesem Plan. Man ist hier in der Nähe eines Herzogs. Und dieser Herzog, der mit einer Schauspielerin verheiratet und selber Theaterdirektor ist, ist mit dem Hof in Berlin nah verwandt. Ich will bitten, diesen Artikel zu vergessen. Das ist das einzige. Es war eine Dummheit; einzusehen, daß es eine war, ist notwendig und auch das Würdigste.

Eben jetzt bekomme ich Deine letzte Depesche, die einen Tag hier gelegen hat. – Nein – mein Freund – humoristisch! Danke sehr! Man muß das Kleinere opfern, um das Größere zu erreichen, und ich will in Deutschland reussieren. Und Deutschland ist Berlin. Diese Stadt wächst, während die anderen hinsterben. Hier ist die Luft, welche die Willen stählt und stärkt. Und eines schönen Tages wird auch eine Literatur heranwachsen. Ich will diesen Frühling, der bevorsteht, mitsehen und miterleben.

Auf diese Art und um solche Kleinigkeit können und dürfen nicht all meine Pläne vernichtet werden.

Hier ist es still und gräßlich. Dein Herman.

Du wirst dir vorstellen können, was dies gekostet hat – du mein Gott!

Meiningen, 23. 1. 86

Endlich habe ich die Zeitungen bekommen. Dein Schluß ist ja vortrefflich. Was ich geschrieben hatte, weiß ich nicht mehr. Mir war das nicht das Wichtigste.

Ich glaube kaum, daß Du ganz recht hast, es einen „Bitte-um-Verzeihung-Artikel" zu nennen. Es ist eine Erkenntnis – eine erste Erkenntnis – eines Unrechts und eine Perspektive auf das hin, wofür ich hier zu arbeiten wünschte.

In beiden Hinsichten ist es der erste Stein zu einer langen, langen Brücke nach Berlin.

Du wirst mich fragen, ob ich denn berlintoll bin. Ja. Diese Stadt, die mir keine einzige glückliche Stunde geschenkt hat, ist die Hauptstadt der Welt, und dorthin muß man seine Arbeit verlegen.

In Eile Dein Herman.

Montag, Wien

— — — Und doch ist das Leben in dieser Stadt schön für den, der es leben mag. Gestern bin ich in den Prater gefahren. Es war ein Wetter wie im Mai, milde Frühlingssonne über dem blattlosen Park. In den Alleen ein unbeschreibliches Gedränge. Sechs Wagenreihen um die Rotunde, Hof und Volk. Wien hat alles verloren; aber ein verarmter Patrizier, hat diese Hauptstadt eines dezentralisierten Reiches — eines armen Torsos, der mitten in Europa hingeworfen ist, — noch alle Traditionen. Jeder Straßenjunge weiß, daß er „Wiener" ist, jede Frau weiß, daß sie die Verpflichtung hat, so hübsch wie möglich, oder jedenfalls ebensowenig häßlich zu sein. Und für den Raffinierten hat diese sterbende Weltstadt noch einen Charme: den der Dekadenz. Jede Frau ist voll Sehnsucht, und jeder Mann sieht aus, als möchte er am liebsten sie alle besitzen, — und tut, was er kann, um das — nach und nach — zu erreichen.

Und ich verbringe das Leben in verzweifelten Kämpfen mit der Sprache und — seltener — mit Gedanken. Ich sehe vieles Neue und meine doch, ich fühle nur das Alte. Und voll Angst sage ich zu mir: Wenn sie nun zu Ende wäre, deine Entwicklung? — Wenn du nun viele Jahre so leben solltest, mit diesen Eindrücken — und nicht die Möglichkeit hättest, weiterzukommen, größere Dinge zu tun, tiefer zu schürfen?

Großer Gott, so ein Elend. Was wäre mein ganzes Leben, wozu gelebt? wenn nicht eines Tages ein großes Werk aus so vielem Schicksal, etwas Talent und soviel Resignation geboren würde?

Ich gehe im Sommer in ein Bad, um an „Bernhard Hoff" [Zusammenbruch] zu schreiben. Ich muß in alle Eindrücke meiner Jugend hinuntertauchen und sie auffaugen wie ein durstiger Schwamm. Und der Schwamm muß sie gereinigt und geklärt wieder von sich geben. Es wird eine gräßliche Arbeit. Eure Geschichte und meine mit euch. So viele Hoffnungen, so viele Anstrengungen, so viele Wechsel — so viel Plattheit später, so vieles, was im Sande verläuft, soviel Sich-ans-Leben-Gewöhnen, „Sich-Entwöhnen" von den Idealen, oder wie Du sie nennen willst, die speziellen Hoffnungen, die jeder von uns gehegt hat.

Ich hatte mir für „Bernhard Hoff" viele Schlüsse ausgedacht. Verschiedene pathetische. Jetzt ist er nicht pathetisch. Er hat Gesellschaft gehabt, und es ist sehr spät. Ringsherum leere Flaschen, Gläser auf den Tischen, Gläser auf dem Fußboden. Er ist allein mit einem Freund.

„Woran denkst du?" sagt der Freund.

Bernhard Hoff am Klavier: „Ach — eigentlich an nichts ... ich habe nur so vor mich hingelacht. Ich dachte daran: als damals William Hög fortgegangen war, habe ich davon gesprochen, nach der Sahara zu reisen ... ich reiste nach Marienlyst ... Gute Nacht, du ..." Hoff pustet das eine Licht aus. — „Die Menschen sind wirklich sehr sonderbar" — und er blies in das zweite hinein — „und man hat einen Grund, mit ihnen vorlieb zu nehmen: man hat keine besseren ..." — Ende.

Na — so kann man ja nicht darüber urteilen. Aber Fleiß, wahnsinnigen Fleiß will ich aufwenden. Hab Dank für das, was Du über meine Artikel geschrieben hast. Ich schäme mich beinahe über jeden. Wann kommt die Zeit, wo ich gut schreibe? Ein paar von meinen Korrespondenzen machen in Europa die Runde — die über Bülow hab ich mindestens an zehn Stellen gesehen — so geistesarm ist „Europa". Straf mich Gott, man könnte lachen und man könnte weinen darüber.

Prag, Sonnabend.

Verstehe, lieber Peter, daß ich dies nur an Dich — und an Dich privatissime schreibe.

Die Sache setzt sich hübsch fort. Heute bekam ich die Aufforderung, ins Polizeibüro zu kommen. Ich wurde verhört und meine Aussage zu Protokoll genommen. Vergebens protestierte ich, und vergebens fragte ich, warum mir diese Unannehmlichkeiten bereitet würden. Man gab mir keine Antwort. Nach anderthalbstündigem Kreuzverhör, bei dem man mich über mein ganzes Leben ausfragte und ich alle meine Beziehungen angeben mußte — schickte man mich endlich fort. Das einzige, was man gegen mich vorbringen konnte, war: ich sei in Wien einer Zimmerwirtin zehn Gulden schuldig geblieben — sie hat mich um ein paar hundert geprellt —! —

Ich bat diese Herren, mir, falls ich ausgewiesen werden solle, es gleich zu sagen. Man antwortete mir: wenn ich mir nichts habe zuschulden kommen lassen, könne ich wohl bleiben.

Man wollte wissen, wie oft ich Geld bekäme und an welchem Tag im Monat ungefähr. Man glaubt, daß ich Mitglied einer geheimen sozialistischen Gesellschaft bin und Geld bekomme, um für diese Gesellschaft zu agitieren.

Seit Monaten hat man mich jetzt mit Polizisten umgeben.

Ich möchte auf keinen Fall, daß Du dies irgend einem Menschen erzählst. Denn das einzige, was man davon hat, ist, daß man — straf mich Gott — schließlich glaubt, ich sei ein Verbrecher geworden. Ohne Feuer kein Rauch, Du weißt ja. Was mich betrifft, so will ich hier zu erfahren

suchen, ob es nach österreichischem Gesetz zulässig ist, einen Menschen zu verhören, ohne zu sagen, warum es geschieht und wessen die geheimen Anzeigen ihn beschuldigen.

Die Geschichte hat vor drei Monaten plötzlich angefangen. Seit der Zeit hat man all meine Schritte bewacht und von mir alles mögliche und unmögliche in Erfahrung zu bringen gesucht. Wobei sehr wenig zu erfahren ist, weil nichts passiert.

Du wirst begreifen, daß ich hierunter sehr leide. Das Leben schwächt sehr. Mein Talent, zu leiden, hat das Leben noch nicht abzustumpfen vermocht — sonderbarerweise, denn ich habe wahrhaftig soviel gelitten, daß ich dickhäutig geworden sein müßte.

Aber von wem geht dies aus? Wer regt sich da von neuem? Es ist so vieles dunkel in der Geschichte der letzten acht Monate. Das „Wer" ist die größte und rätselhafteste Frage.

Wenn man mich hier ausweisen sollte, würde ich nicht eher ruhen, bis ich die Aufklärung in Händen hätte. Vorläufig will ich schweigen.

Wir leben in einer Zeit, wo das „Recht" Tag für Tag einen sanften Tod stirbt. Sooft ich daran denke, wie alles, was die Menschen in den letzten hundert Jahren erobert hatten, in unsern Händen Tag für Tag hinschwindet, könnte ich weinen.

Aber wenn ich meine Novellen schreibe, flechte ich die bittersten und doch lächerlichsten Kränze des Humors um die traurigen Geschicke. Ich habe in „Am Wege" einen Ehemann geschildert, der Deine Bewunderung erregen wird. Er ist das Wahrste, was ich bisher geschaffen habe, und vollkommen humoristisch in seiner Gräßlichkeit.

„Am Wege" wird sicher furchtbare Sensation machen: Nach dem Jahrmarkt gehen Mann, Frau und Liebhaber über den Kirchhof nach Hause. Der Mann geht voraus und „fuchtelte mit den Armen in der Luft, als wollte er Hühner unter den Büschen aufscheuchen". Die Frau geht hinterher (sie liebt, aber sie „fällt" nicht) und liest auf den Grabsteinen: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung" usw.

Als sie dann hinauskommen, zieht der Mann den Liebhaber beiseite: „Es ist wahrhaftig ein Skandal," sagt er — „das hätte ich doch nicht für möglich gehalten — — —" Er hat auf dem Wege Liebespärchen aufgescheucht!

Du wirst das wahrscheinlich „roh" finden, aber diese Szene ist die beste, die ich je geschaffen habe, und ist mit einer verblüffenden Ruhe geschrieben.

In diesem Buch ist die „Eingeengtheit" vorbei. Diese Leute nehmen, was sie kriegen können. Nur die Heldin — meine Mutter — bleibt rein und endet ihr Leben mit der Frage, warum sie es geblieben sei.

Lebwohl! Dein Herman.

Prag

Anbei schicke ich unter Kreuzband das fünfte Kapitel von „Am Wege". Lies es und schreibe mir. Ich weiß, daß die ersten acht Seiten mißlungen sind und unter großer Anstrengung geschrieben. Aber das übrige, hoffe ich, ist dänisch und gut. Ja — großer Gott — vielleicht ist es auch alles Dreck.

Im sechsten Kapitel stirbt sie. Im siebenten wird der leere Platz langsam ausgefüllt. Manchmal kommt es mir vor, als ob in dieser stillen Erzählung etwas von der lautlosen Verzweiflung liegt, die so richtig als Mark in den kleinsten Knochen dieses vergnügten Lebens steckt.

Ich habe die Erzählung so vergnügt wie das ganze Karussell, so trostlos wie jedes einzelne Leben schreiben wollen. Aber was nützt es, was ich gewollt habe?

Hat dies Buch Leben? Kennst Du diese Menschen? Und sind es Schicksale, was sich in „Am Wege" abspielt, auf diesem Fleck Erde? Ist es mir gelungen, anspruchslos zu sein wie die Szenerie? Das jedenfalls kannst Du jetzt beurteilen — — auch wenn erst das letzte Kapitel in all seiner „frohen" Ausgelassenheit mit Luise der Ältesten und dem „Grabsteinkauf" und der Reise des Witwers nach Kopenhagen die „Technik" der Erzählung zeigt. Eine trostlose Architektur. Die Melodie: „Des einen Tod . . ."

Nun, — warum reden. Ich weiß ja, Deine Augen werden es freundlich lesen — mit freundlicher Bekümmerung. Ebenso gewiß weiß ich, daß Du, wenn Du es gelesen hast, mir ohne Umschweife Deine Meinung sagen wirst.

Prag, Freitag

Heute, lieber Peter, kommt mein Buch [„Stille Existenzen", worin „Am Wege" zum erstenmal gedruckt wurde] bei euch heraus. Es ist ein wunderlicher Gedanke — hier, wo man ganz unbekannt und allein ist —, dort in der Ferne, wo man herstammt, gelesen — und vielleicht von einem einzelnen verstanden zu werden. Ich habe heute in meinem Buch gelesen. Ich fürchte, daß der Schluß von „Am Wege" unruhig ist. Doch gehören alle Szenen der Todesnacht zu dem Bedeutendsten, was ich geschrieben habe — und namentlich die Szene im Pfarrgarten scheint mir mit gradezu packender Gewalt erfaßt zu sein.

Es tut mir unbeschreiblich leid, daß „Ihre Hoheit" ein Buch belasten und herabdrücken soll, das sonst — bei allen Fehlern — mir lieb sein würde, wie ein Fortschritt mir lieb ist. „Ihre Hoheit" kann ich nicht vertragen. Kindheit und Schluß sind gut, rahmen aber nur einen toten Körper ein. Ihre Gefühlsohnmacht ist unter meiner Feder hingeschwunden. Und der Eindruck ist peinlich. Vielleicht wird der Charakter des Interieurs

etwas retten. Aber dem Künstler in mir ist die Erzählung qualvoll, und die „lieben Freunde" werden die ungünstige Kritik dieser Erzählung benützen, um „Am Wege" totzuschlagen. „Der Sohn der Witwe" ist bei aller Einfachheit schön.

— — Lieber Peter, ich habe eine Bitte an Dich. Setze unter meine „politischen" Artikel immer „Lecteur". Die letzten Zeitungen wurden drei Tage auf dem Postamt „aufgehalten". Und ich habe auf der Polizei eine Erklärung abgeben müssen, daß ich nie über Politik schriebe. Mir ist es also wichtig, die wohlklingenden Buchstaben „Herman Bang" nicht mehr unter „Politisches" zu sehen, — euch kann es gleichgültig sein. — — Und willst Du nicht am Montag oder wenigstens in der kommenden Woche die Wolter bringen? Weil man nämlich hier [in Berlin] auf den Artikel wartet, um ihn zu übersetzen. Und auch wenn Du ihn nicht „reizvoll" finden solltest, darf ich wohl die Verantwortung für die Spalten übernehmen. Es gibt außerdem sicher in den Winkeln und Ecken noch einige wenige, die gern meine Meinung über dies und jenes hören, auf das ich mich verstehe, und nicht nur lesen möchten, wie viele Cholerafälle in Szegedin erlogen werden. — Schicke mir Kritiken — selbst die schlechtesten — alle.

Dein Herman

Prag, Sonnabend

Danke für Deinen Brief, lieber Peter. Eine lange Woche habe ich vergebens mit einer schmerzlichen und müden Verzagtheit gekämpft. Du kennst mich, wenn ich nicht vom Schreibtisch weiche, wo ich in acht Stunden acht Zeilen geschrieben bekomme. Impressionistisch, getüpfelt — wie Sprache und Gedanken jetzt in mir liegen, kämpfe ich verzweifelt, um zu größerer Ruhe, Gleichmaß im Vortrag und Fülle zu kommen. Großer Gott — daß dies das Leben ist! Alle diese Leiden, und dann einmal gelesen werden, einmal und auf ein Regal gestellt und in einer Literaturgeschichte aufbewahrt, das heißt vergessen werden. Ich las gestern Jens Peter Jacobsens Buch [„Gedichte und Skizzen", erschienen 1886]. Da steht an einer Stelle etwas wie: „vielleicht werden in vielen vielen Jahren zwei Studenten meine Lieder singen, während sie auf den Sund hinausblicken". Mich wandelte die Lust an, über diese Seele zu lächeln. Wenn die dänische Sprache in „vielen vielen Jahren" noch existiert, — werden „zwei Studenten" etwas anderes zu singen haben. Nicht einmal seine Verse werden sie singen. Aber das Ganze ist im Grunde zu idiotisch. Und zwanzigmal am Tage sage ich mir: Lebe, während Du lebst. Nütze dies Leben, das sich fortsetzt. Die Taten der Nachkommen wachsen auf den unseren. Also tue etwas. Und ich würde das vielleicht können, wenn ich nicht in allen Ansichten über Taten euch so fern stände — nur in einem bin ich euch nah: in der

Verteidigungsfrage. Sonst — na, Gott helfe uns. Jetzt bin ich in der Fremde und „dichte“. Ich messe mich jeden Tag mit sehr geringen Seelen und finde mich — — geringer als diese.

„Bernhard“ wächst in meinem Kopf. Wenn ich ihn doch schreiben könnte! Der Stoff ist so groß, daß mein fleißiges Talent — Du Glücklicher: Du hast ein „fleißiges Talent“ — wie eine Biene um einen Berg summt. Aber die Arbeit soll geschafft werden. Sie liegt wie etwas so Schreckliches vor mir, daß ich jeden Morgen krank bin, wenn ich meinen Schreibtisch sehe. Aber die großen Szenen stehen mir so klar vor Augen, daß ich zu ihnen hin muß. Die Kulmination des Buches ein Abend im Viktoriatheater, die Stadt Kopenhagen hat einem Kongreß ein Diner gegeben. Im Frack, mit Orden und Sternen kommen die Mitglieder von dem Diner und sitzen auf dem Balkon — man hat in der Glasveranda am Garten gespeist und auf die Weltstadt Kopenhagen getoastet. Es ist alles da, was wir an Aktien und Gold haben. Mit der königlichen Familie an der Spitze im Stucktheater. Es wird — mit der „Prinzessin von Bagdad“ eröffnet. Berauscht, gierig, zitternd sehen sie Louise Holst mit den Armen in Lionnes Gold wühlen. Es soll sein, als liefe ihnen allen eine Gänsehaut über die Seele, beim Anblick dieser Rechenpfennige, die sie ausstreut . . . In dem Theater, das mit Wechseln erbaut ist und mit falschen Wechseln betrieben wird.

Wenn ich einmal in meinem Leben meine Ideen ganz fassen könnte. Und nicht nur mit den Fingern danach greifen. Ich würde gern an diesem Buch zehn Jahre schreiben, um jede Stimmung mit dem Tiefsten meines Könnens zu sättigen. Aber — großer Gott — man kriegt achtzig Kronen für den Bogen. Das heißt: ich bekomme vierzig. Manchmal sage ich: der Staat könnte mir etwas geben. Mir ist, als sehe ich meinen Freund, den Staat, auf diesen Einfall kommen.

Das Buch besteht aus zwei Teilen. Erstens der Goldregen, zweitens der Aschenregen.

Große Worte und — fetter Speck.

Gelesen habe ich „Stuckenbergs Gedichte“. Das ist eine seltene Poesie. Reich und original.

Diese Seele wird wie Tyrtaios im „Kampf“ der heiligen Sache der Freiheit riesig helfen: „Blüh auf, du kleines Dänemark“. Von J. P. Jacobsens Buch finde ich alles das groß, was ich verstehen kann. Aber ein größerer Teil verschwindet für mich in Gegenden, wo ich mit meinem Verständnis nicht Fuß fassen kann. „Die wenigen Auserwählten“ werden wahrscheinlich diese „Farbenpracht“ sublim finden.

Dein Herman

Prag, Sonnabend

Du mußt doch glauben, daß ich der größte Esel unter der Sonne bin. Lasse Dich an Lungenentzündung liegen und rühre mich nicht. Aber erst gestern abend habe ich es erfahren.

Ich bitte Dich aber um Gottes willen, mich den richtigen Zusammenhang wissen zu lassen. Sehr wenige Dinge, das mußt Du doch wissen, beunruhigen mich so wie alles Schlimme, was Dir zustößt . . .

Nun, Immanuel [Peter Nansens Bruder] schrieb, das Schlimmste sei jetzt vorüber. Aber Deine Rekonvaleszenz mache große, große Vorsicht nötig. Also nimm Dich in acht, hörst Du! Weiß Gott, wo Du liegst. Sie schreiben „im Hospital", aber das ist wohl das Garnisonshospital, wo auch Otto [Otto Larssen] voriges Jahr gelegen hat. Das ist nun natürlich ein ungesundes Nest, wo alle möglichen und unmöglichen Ansteckungen an den Wänden sitzen.

Was soll ich Dir sonst schreiben? Leider — es gibt so gar nichts Erfreuliches. Schon [der Verlag, in dem „Stille Existenzen" erschien] hat die Geduld mit meinem Buch verloren. Und das Buch kam dann zu Paul [Paul Langhoff, während einiger Jahre Inhaber des Schubothschen Verlages, war ein persönlicher Freund von Bang und wurde nun Herausgeber seiner Bücher], der sehr erbaut davon ist und schreibt, daß das schon Gelieferte — vier Kapitel von zehn — dem „Am Wege" völlig ebenbürtig sei.

Ja — mein Freund — dies würde ein „großes" Buch werden, wenn nicht mein Gehirn sehr krank wäre. Meine Einbildungskraft, die im Buche wirkliche Triumphe feiert, verursacht mir im Leben schwere Leiden. Ein ewiger Verfolgungswahnsinn beherrscht mich immer mehr und mehr. Und gerade jetzt — wo mein Talent in vollster — und sehr reicher Blüte stehen könnte, hemmt mich dies, bedroht mich und jagt mir Angst vor der Zukunft ein.

Es sind im „Stuck" (Zusammenbruch) entzückende Dinge. Aber ob es mir noch drei ganze Monate gelingen wird, mein Hirn auf diese Arbeit zu konzentrieren, — das ist eine große, große Frage. Wahrscheinlich ist, daß ich zum ersten Oktober nach Hause komme, um zu versuchen, ob ein Aufenthalt daheim — ein paar Monate — beruhigend auf die krankhaften Vorstellungen wirkt. Aber hierüber sowie über die ganze Krankheit zu niemandem ein Wort! Ich bade, gehe spazieren, und versuche zu schlafen. Denn ich möchte für mein Leben, daß dies Buch gelingt.

Na — das sind wahrhaftig auch heitere Dinge, mit denen ich einen Rekonvaleszenten unterhalte.

Rundschau

„Das Ziel"
von Samuel Saenger

I

Achtzehn ‚Aufrufe zu tätigem Geist' sollen das Ziel angeben. Aufrufende sind: Heinrich Mann (Geist und Tat), Hans Blüher, Leonhard Nelson, Rudolf Kayser, Kurt Peschke, Alfred Kerr (Aufgaben für die Friedenszeit), Max Brod (Organisation der Organisationen), Eduard David, Franz Werfel (Brief an einen Staatsmann), Ludwig Rubiner, Gustav Wyneken (Schöpferische Erziehung), Rudolf Leonhard, Walter Benjamin, Ernst Joël, Hedwig Dohm, Alfred Wolfenstein, Arthur Drey, Kurt Hiller. Unter den Manifestanten, die sich vor der Öffentlichkeit bereits bewiesen haben, ist Eduard David der einzige praktische Politiker; aber ich tue ihm sicher kein Unrecht, wenn ich seinen Aufruf — ‚der Krieg und das Bevölkerungsproblem' — einen regelrechten Essay nenne, der irgendwo sonst ein burgfriedliches Heim gefunden hätte. Die anderen sind Dichter, Kritiker, philosophische und pädagogische Schriftsteller. Mancher ihrer Aufrufe rutscht ebenfalls ins Essayische ab, aber die protestlerische Stimmung läßt ruhiges Argumentieren nicht zu: sie rütteln auf, werten und fordern. Doch diese ‚Bewiesenen' bilden die Minderzahl der politischen Davidsbündler, Jünglinge stehen im Vordergrund, zerstampfen drohend laut die Überlieferungen, auch die heiligst gehaltenen, und sie heischen Umkehr der deutschen Welt: ihre Politisierung durch das reine Mittel der Philosophie. Der Geist soll tätig werden, der Geist. Doktor Kurt Hiller ist der Philosoph des Zieles, in seinem Kopf ist die Idee der Sammlung offenbar entstanden. Er ist Herausgeber, Chorführer, Programmatiker; Georg Müller in München hat das vielköpfige Manifest verlegt.

Manchem Leser werden die Aufrufe einen Ruck geben: ich rechne mich zu dieser Gruppe. Mit beneidenswerter Sicherheit und Selbstgewißheit beschreiten zum Teil noch ganz unbewiesene Jünglinge die schmale Brücke zwischen Geist und Leben. Sie suchen die Einheit, nein: sie wollen sie mit fletschenden Gebärden und der Unrast eifervoller Fanatiker. Sie verfluchen

die bequeme Trennung, die von den technischen Fachsimplern und den ästhetischen Genüßlingen aller Schattierungen bis zu dem Augenblick der Katastrophe mit Wollust betont und aufrecht erhalten wurde.

Soweit sich ihre Anklagen gegen die bisherigen Methoden der Intellektuellen richten, sind sie gerechtfertigt, und es drückt sich in dem grimmen Haß dieser Stürmer und Dränger die ganze Verzweiflung aus, die wir Älteren empfanden, als wir uns von der reinen Idee der Praxis, dem Leben, dem Staat, der Gesellschaft, der Politik zuwandten, ohne, wie ohne Überhebung gesagt werden darf, den Zusammenhang mit dem Geist aufzugeben. Ich begreife den Ausgangspunkt, weil ich seit Jahren die empörend stolze Isolierung der Zünftigen beklagt und das Getöse des Betriebes in der Literaturschmiede als unfruchtbare Kraftvergeudung verachtet habe. Viele Zünftige, Gelehrte oder Forscher, verloren sich meist ganz an die mechanische und materielle Bewältigung des Lebens, oder an die Dialektik der Idee, die Sprachmörder Weltanschauung nennen, und scheuten die Berührung mit der praktischen Politik, ohne zu merken, daß unsere ganze Atmosphäre ringsherum sich in gefährlichster Weise politisierte; daß Leviathan, der furchtbare, uns umspann; daß unsere staatsfreien Minuten immer spärlicher wurden; daß Bildung, Schönheit, Weisheit, Kunst wie faule Schafe zwischen Kannibalen gelagert waren – sagen wir: zwischen Homer Lea (The Day of the Saxon) und General Bernhardi –, und die Politik der Tummelplatz tüchtiger aber unschöpferischer Bürokraten und plebejischer Streblinge wurde. Die Literaten aber hielten das Literatur- und Kunstgeschwätz in Zeitungen und Zeitschriften für die Vorbedingung höherer Menschlichkeit, ohne den Wunsch zu hegen, durch bessere geistige und wissenschaftliche Rüstung und durch die veredelte Zucht ihres Charakters den neudeutschen Staat und die neudeutsche Wirtschaft reiner, schöner, bewohnbarer zu machen. Nach dem deutsch-französischen Krieg wirkte der Ruf nach ‚mehr Goethe‘, weil er philiströs-philologenhaft eingeengt war, wie das Etikett für ein Volksnahrungsmittel, und es war grotesk, zu sehen, mit welcher Affenhaftigkeit Dissertationsphilologen die Scherersche Naivität nachlallten, daß nun das irdische Reich in vollkommenster Endgültigkeit da und des Politisierens genug sei. Das Resultat war nicht mehr Goethe, nicht gestalteter Traum und gelebte Weisheit, ach nein; Resultat war ein furchtbarer Dilettantismus in Weltgeschichte, der im Gelehrtentum, unter Literaten und dichtenden Epigonen besonders heimisch wurde und im schmockhaften Feuilleton den Gipfel erklomm. Nun sammeln, mitten im furchtbaren Weltgericht, die Hiller-Leute, was sie für die frischesten, die jüngsten (nicht dem Jahrgange nach), die mutvollsten Gegenkräfte des Geistes und des Willens in Deutschland halten, zum Ansturm auf diesen Dilettantismus. Ist diese Sammlung abermals Papier, oder ist sie Vor-

stufe zu erhöhtem Leben? Ich antworte mit Notizen, die der willig Horchende bei der Lektüre gemacht hat.

2

,Aufrufe zu tätigem Leben': klingt das nicht wie die Absage an den faulen Frieden, in dem wir die grüne Zeit unserer Jugend in der Fülle unserer Kräfte und unserer Scheingesundheit verbracht haben? Und darüber setzt Kurt Hiller, der Chorführer des neuen Protestantismus, der Geist gegen Zeit setzt, in roter Flammenschrift: „Das Ziel". Klingt das nicht wie die Verheißung des goldenen Zeitalters, in dem statt der Politikaster Ökonomisten Mächler Händler Feuilletonisten Advokaten Philister Bourgeois und ihres Parasitentrosses (vgl. Rubiner) der Geist und seine Verwalter auf Erden die cäsarischen Züchter der neuen Gesellschaft sein sollen?

Wenn man gleich zu Anfang stutzt, geschieht es nicht aus Furcht vor der ,Aktion', vor der Tat. Man war ja selber in Gefahr, dem Verführungszauber des ,reinen' Geistes zu erliegen; aber man ist ihm entronnen, weil sich bald zeigte, daß aus ihm und seinem Idealreich keine Brücken zum Leben hinüberführen, das nicht rein und nicht Geist ist. Da haben wir gleich von vornherein Unterschied und Gegensatz, den kein dialektisches Spiel, den nichts als ein leiderfüllter Sack Erfahrungen und Erlebnisse ausgleichen kann und hoffentlich eines Tages ausgleichen wird. Jene Verheißung ist, sooft sie in und von der Geschichte begraben wurde, immer von neuem auferstanden, immer von neuem verführt sie, betäubt sie, berauscht sie, — aber führt sie auch, hat sie je geführt? Alle Geschichte ist die Geschichte der unauflösbaren Spannung zwischen Tat und Geist. Diese Spannung ist die Formel für den Irrationalismus der Geschichte, für den unauflösbaren Bruch, gegen den jedes neue Geschlecht von Keulenschwingern anstürmt. Es bleibt der Trost, daß sie den neuen Anlauf, den neuen Gewissenstrieb, den neuen bösen Blick gegen alles Gewesene, Aussichtsperrende, mit Erbgut Belastende, Lahm-machende nicht hemmen kann. Den aufsteigenden Saft in der Pflanze Mensch kann sie nicht austrocknen, die Bereitschaft zu Erneuerung und Revolution nicht brechen. Daß sie unsere Aufrufe durchglüht, Hans Blühers ,Untaten des bürgerlichen Typus', Ludwig Rubiners ,Änderung der Welt', Kurt Hillers ,Philosophie des Ziels' und manchen anderen, charakterisiert ,das Ziel' als Willen zu Erneuerung und Umbau mit den abstraktesten Mitteln des reinen Geistes, wie sie bisher keine Geschichtsrevolution in die Wirklichkeit gepeitscht hat. Die amerikanische Unabhängigkeitserklärung umschreibt, in naturrechtlichen Abstraktionen die Gemeinbesitz der Zeit waren, das ganz konkrete Ziel staatlicher Verselbständigung; und dieses Ziel wurde von Tatmenschen verkündet, die der

Stickluft des Anglikanischen Gefängnisses entflohen waren, die Wälder gerodet, Städte gebaut, Urbevölkerungen bezwungen und tausend lokale Heimstätten nicht für ‚den' Menschen und ‚die' Freiheit, sondern für die Freiheiten ihres Alltags und ihrer engen Bedürfnisse errichteten. Ihr geradgewachsenes legitimes Kind ist das vertrustete Amerikanertum von heute, das noch immer von den naturrechtlich stammelnden und puritanisch gestimmten Praktikern von damals geleitet wird. Geist und Tat? Meinetwegen: aber es war kein reiner Geist und keine messianisch erlösende Tat, wie gütige Schwärmer meinen, die im Drüben weltreisend das Gelobte Land für uns Europäer entdecken möchten. Die Erklärung der Menschenrechte ist eine Sammlung naturrechtlicher Selbstverständlichkeiten, beim Übergang aus dem englischen ins systematisierende französische Gehirn nur explosiver gemacht und allgemein-menschlicher gefaßt: aber wir wissen, welche Klasse sie formulierte, und welche elementaren Forderungen der persönlichen und dinglichen Freiheit und der bürgerlich verstandenen Rechtsgleichheit sie erstrebte. Wie lächerlich, darin die Einheit von Geist und Tat zu sehen: es war der Zusammenhang von Leben und Geschehen. Freilich liefen die Mißversteher nebenher, die Geist und Tat ‚ineinssetzen' wollten und ihren Irrtum durch das Blut der andern bezahlen ließen. Die wahren, die baumeisterlichen Revolutionäre der Geschichte waren immer nur diejenigen, die ihre Jünger vor eine bestimmte Wand trieben und sagten: reißet die nieder; die vor einen bestimmten Berg führten, und riefen: erklimmt ihn; die auf die Bastionen einer wurmstichig gewordenen Herrenschaft wiesen, und befahlen: erstürmt sie. Die Wortführer unserer Stürmer, die Zieldeuter unserer Manifestanten — es sind nicht Heinrich Mann, nicht Alfred Kerr, nicht Eduard David und auch nicht die Jüngsten wie Arthur Drey, der über den grausen Jammer unserer bisher vergeblichen Emanzipationen erschütternd klagt (in ‚Zeit gegen Zeit'), es sind die offenbar starken, zu starken Köpfe und Meister der Wortgebärde Hiller, Rubiner, Blüher. Zu ihnen spreche ich hier: über die andern gestatte ich mir später ein Wort. Denn diese noch jungen Stürmer verschwenden Kräfte, die, in engere Kanäle geleitet, hilfreich und nützlich werden können.

3

Wer in dem Buche auch nur oberflächlich blättert, bemerkt Widersprüche, unaufhebbare und nicht wegzudisputierende. Da werden zum Beispiel in dem Aufruf von Ludwig Rubiner, den er vor seine ‚Änderung der Welt' setzt, mit dem Dynamit von tausend Flüchen die Utopisten und Symbolsüchtigen aus dem Felde gejagt, alles Gewesene, als Gewesenes, in hemmungsloser Überbietung des Rousseau der Preisschriften, verächtlich beiseite gestoßen, da wird der Statik und der Verewigungstendenz des Geistes

in Kunst, Philosophie und Dichtung als Hemmung des Wirklichkeitsgewissens der Strick gedreht: und ein Weilchen hinterher entfaltet Hiller, der eigentliche Wegweiser, die unsterbliche Fahne der platonischen Utopie, indem er die Einführung der Monarchie — des Besten, also der Aristokrateia Platons, bevor- und befürwortet. „Bevor nicht in den Staaten die Philosophen Könige sind oder die Machthaber und Könige Philosophen, tüchtige übrigens und tiefe, bevor nicht in eines zusammenfallen der Geist und die Macht —, jenen vielen aber, die heute auf beides getrennt ausgehen, die Straße dorthin verlegt wird . . . eher nimmt das Elend kein Ende, mein lieber Glaukon, der Staaten nicht, nicht des Menschengeschlechts.“ Wie stimmt das zusammen? War Plato nicht der Vater — aller Platoniker? leuchtete nicht sein hellstes Licht den Logospharisäern in Alexandrien? verdämmerte nicht sein Bestes in den ekstatischen Rasereien des Mittelalters, und sitzen nicht die Tüchtigsten seines Geschlechts, die Liebhaber der ‚Aktion‘, heute in Oberkirchenräten beisammen, um die Ineinssetzung von ‚Geist und Tat‘ zu besorgen? Ein paar Stufen höher: und wir stoßen wieder auf Hillers unentwegt Tiefsinnigen, die weltfern begriffestrickenden Magier, die Anhänger molkichter Transzendenz: da haben wir wieder die Brut Platons, die unser Stürmer zertreten will. Hiller und Rubiner nennen sich Telluristen: Platons Aristokraten sind Transzendentalisten. Platon war ein großer Zärtling der Idee: unsre Telluristen stellen sich beherzt vor die Massenprobleme, sie suchen den Demos. Mit aristokratisch-platonischen Mitteln die Sphinx der Demokratie bezwingen wollen, — ich sehe keinen Weg zu diesem Ziel. Ich verstehe darum nicht, wozu der bilderstürmerische Scharfsinn Hillers mit den esoterischen Vokabeln Platons, die seit unzähligen Geschlechtern gebraucht werden, um Verantwortungen auszuweichen, seine ‚unheiligen‘ Ziele verbrämt.

4

Wenn also der Erdbund der Telluristen den Geist verwaltet, um Staat und Gesellschaft umzugestalten, dürfen wir ein Programm erwarten. Von allen Manifestanten gibt Kurt Hiller allein eines, das viele der großen Staats- und Gesellschaftsprobleme wirklich im Zusammenhang zu umfassen sucht. Seine funkelnden Zuspitzungen sind verblüffend; aber sie vermeiden es nicht immer, ins Leere und Spielerische zu greifen, die Freude an der Fähigkeit zur nackt-machenden Analyse und zur Organisation von Formeln erstickt zuweilen die Verantwortung gegen die Sache. Eine große Gefahr liegt also doch in solcher Begabung, weil sie zu sehr an die formale Funktion des Geistes gebunden scheint und vom Gesetz des Lebens abführt. Sie organisiert Formeln fürs Leben, ich sagte es schon.

An die Spitze seines Programms stellt Hiller den Satz: Bevor wir

Kosmopoliten, sogar bevor wir Europäer sind, sind wir Deutsche. „Wer das bestreitet, lügt oder ist ein seelischer Krüppel. Noch der ‚radikalste' Franzose, und gerade er, wird ein ... radikaler Franzose sein; nur in Deutschland kann es geschehen, daß umgekippter Chauvinismus seine Scheuklappen mit den Farben des Feindes bemalt und, statt ein Regime zu bekämpfen, die Seele der Heimat lästert. Wir lieben Deutschland inniger als die Welt – und müssen darum dringender als die Durchgeistigung der Welt die Durchgeistigung Deutschlands wünschen. Die nächste Aufgabe wäre darum nicht: ein hysterisches Ausstrecken internationaler Fangarme; die nächste wäre: Gründung des Bundes der Geistigen deutscher Zunge." Sehr schön. Aber mit der Fackel dieser Erkenntnis bitte ich Herrn Hiller die Sammlung seiner Aufrufe zu durchwandern: er wird finden, daß man die Seele der Heimat auch lästert, indem man die Herkunft und die erdgebundene Geschichte dieser Seele strafend an den Hieroglyphen einer fremden – der französischen – Seele mißt. Das tut z. B. Heinrich Mann, von dem ein Rausch auf einige der unbewiesenen Manifestanten übergegangen zu sein, der sie in den Strudel der Phrase und Pose gerissen zu haben scheint. Doch gleich hinterher schwingt mit unerbittlich abstrakter Moralität Ernst Joël die deutschmeisterliche Geißel Fichtes gegen unsere Heutigen: der Gebrauch einander ausschließender Maßstäbe heiligt nicht einmal der Zweck, denn er kann nicht der gleiche sein. Davon später. Vorher soll der Leser Ziel und Einzelheiten des Programms erfahren.

Zunächst das Ziel. Es ist das reinste Glück derer, die zum Glück begabt sind. Die zum Glück begabt sind? Man denkt etwa an den Eudämonismus der mittleren Linie, an eine Synthese zwischen Epikur und Bentham, an das Maximum von Behagen für die größtmögliche Menge, dosiert von den bewährtesten Lebenskünstlern ... Unsinn. Der Hiller-Bund verkündet unheilige Zwecke mit den heiligsten Mitteln, er kehrt also das jesuitische Verfahren um. Es darf einem dabei auch einfallen, daß Auguste Comtes Positivismus in einen Katholizismus ohne Papst mündete. Doch sicherer ists, zu hören. „Die Dummheit der trivialen Eudämonistik liegt darin, daß sie glaubt, den Menschen dieses Glück so mir nichts dir nichts, ohne Umweg, vorsetzen zu können. Klebemarken machen in der Tat nicht selig, Einführung der Arbeiter in Biologie und Biographie ebenfalls nicht, nicht einmal künstlerischer Hausrat; (– so verkehrt es auch wäre, das immerhin Beglückende von Sozialpolitik, Aufklärung, volkstümlicher Kunst außer Betracht zu lassen). Der unumgängliche Umweg zum Paradieses-Glück ist der Geist. Das ‚Glück' des sozialen Utilitariers, eine platte Erbärmlichkeit, ist von diesem Glücke weiter entfernt, als die ‚glücks'fremde Aktivität des Melioristen. Nur wer aufs Ganze geht, hat Aussicht, es zu erreichen – wenn auch erst in der Person eines fast undenkbar späten Nach-

fahren. Der Geist ist die Kraft, die aufs Ganze geht; nicht mit blasierter Verschmähung alles Vorläufigen und alles Teilweisen, doch mit brennendem, bohrendem Blick hindurch durch das Vorläufig-Teilweise ... zum Ganzen." Das Glück der Melioristen erschaue ich noch immer nicht, — nun erst recht nicht. Ich stelle fest, daß die ‚Totalität' eines Zustands, der aus unzähligen leid- und lustvollen Teilzuständen der Zukunft zusammengesetzt sein wird, nach den Gesetzen der Psychologie unvorstellbar ist: und daß ich ein in alle Ewigkeit Unvorstellbares nicht erstreben noch als Wertmaßstab meiner Tätigkeiten und Unterlassungen gelten lassen kann. Bleibt ‚der Geist' als Gesinnung, Grundsatz, Gemütsdispositon, Methode: gibt es so etwas? Ja: als Literatur. Er führt, dieser Geist, auf Staat, Gesellschaft, Zwecke des privaten und öffentlichen Lebens — auf Zeit und Ewigkeit angewendet, in alle Himmelsrichtungen auseinander. Er vereinigt nicht: er veruneinigt. Er begründet die Anarchie. Er geht aufs Ganze, ja; aber nur negativ, kritisch; besserwisserisch, aber nicht besser-machend. Er zeugt das zweibeinige Tier, das man Literaten nennt. Hiller und Rubiner und die anderen aber hassen, Besserer oder Melioristen die sie sein wollen, den Literaten, ihm schreiben sie allen Jammer, alle Liebedienerei gegen bestehende und, als solche, natürlich verseuchte Gewalten, alle Zerstückung rein menschlicher Zusammengehörigkeit in diesem zerschundenen Europa aufs Konto. Sie haben recht: der europäische Nihilismus ist sein Werk. Und nun soll er das rettende melioristische Prinzip sein, wofern er nur rein ist und den fluchwürdig mit Natur und Kunst sich abfindenden Genießern, Beschauern, Erlebern fernbleibt. Wie er das zustande bringen soll, habe ich bis heute nicht begriffen.

Doch endlich zu den Einzelheiten. An der Spitze steht, als Forderung aller Forderungen, unbedingte Abschaffung des Krieges. Begründung: hätte Rußland gesiegt: Herr Scholovjev bliebe gegen Nietzsche doch ein Stümper. Aber Herr Hiller! Die Überlegenheit Nietzsches liegt nicht an seinem reineren Geiste, sondern daran, daß seine Intuition den sehr unreinen Triebkräften des Lebens, wie es ist, näher auf den Leib gerückt ist als die des Russen; und diese Intuition enthüllte die Tatsache, daß Macht — nicht Idee, Wille — nicht Geist, Physiologie — nicht Platonismus den Ablauf menschlichen Geschehens reguliere: daß die Geschichte der Ideen die Geschichte des Verrats der Ideen sei. Man korrigiere Nietzsche durch Marx: und ist auf der richtigen Spur. Wir kennen den Triumph der Seele — in der Kirche (und im Puritanismus); des reinen Geistes — in der französischen Revolution, der Liberalität — in der Bourgeoisie, aber der Triumph der Liebe und des reinen Geistes war — ich glaube, der Girondist Vergniaud sagte es mal im Konvent — blutiger und befleckter als der Sieg der reinen Gewalt. Lassen wir dies böse Kapitel: aus ihm

wird nicht eine neue Travestie der Idee, sondern der blutige Beweis führen, daß der heutige Krieg unter Brudervölkern ohne Nutzen und positive Bilanz, das heißt sinnlos geworden ist. Dann, erst dann wird der Imperialismus ideellere Geltungsmittel finden.

Hören wir weiter. Beförderung des Ausleseprozesses durch gleichmäßigere Verteilung ber äußeren Lebensgüter. Gewährung eines Existenzminimums an jedes Staatsmitglied, auch an das geistig schaffende. Befreiung aller Liebe. Rationalisierung aller Kindererzeugung nach eugenischen Gesichtspunkten. Beschränkung des Strafrechts auf Interessenschutz. Abschaffung der Todesstrafe. Schutz vor Psychiatrie, das heißt vor den Gepflogenheiten einer „Wissenschaft", die aus Vorliebe für das Mittelmäßige nicht gewillt ist, die Begriffe des Regelwidrigen (Abnormen) und des Krankhaften (Pathologischen) zu unterscheiden. Umgestaltung der höheren Erziehung: statt Lernschulen: Denk- und Kulturschulen; an Stelle grundsätzlicher Bindung an die Vergangenheit – grundsätzliche Bindung an die Zukunft. Herstellung der wahren Universitas literarum; also Erlösung der bestehenden aus alexandrinischem Wuste; Freilegung des wirklich Geistigen in ihr, das fast überall unter Haufen positivistischen Schuttes begraben liegt: sie verwandle sich aus einer Fabrik, die dem Staat Beamte, Advokaten, Geburtshelfer liefert, in eine Anstalt zur Aufzucht von Platonikern, in eine Hochschule und Hochburg des Geistes – ähnlich platonisiert auch Rudolf Leonhard in seiner „Sezession der Universität". Kampf gegen das Kirchentum, wofern es fortfährt, sich dem Willen des Geistes zu widersetzen. Kampf gegen die Parlamente, wofern sie fortfahren, sich dem Willen des Geistes zu widersetzen. Kampf gegen alle Sterne bürgerlicher Gebildetheit, wofern sie es wagen, fortzufahren, sich dem Willen des Geistes zu widersetzen. Einführung der Monarchie – des Besten: s. o. Platons Wille geschehe: auf verfassungsmäßigem Wege. Darum: Schaffung eines mit gesetzgebender Gewalt ausgestatteten deutschen Herrenhauses aus den geistigen Führern der Nation. Staatsrechtliche Vereinigung aller Staaten. Unbedingter Schutz der Gedanken-, Rede- und Preßfreiheit; um ihretwillen, wo erforderlich, Bündnisse mit jeder überhaupt oppositionellen Richtung, Gruppe, Partei. So werden wir aus dem gutgemeinten aber reichlich mißglückten Staat durch den Geist zum Paradies des Glücks zurückgeführt werden.

Ein köstliches Bekenntnis beschließt das Programm des Melioristen. Da Negation um der Negation willen verabscheuenswert ist, darf auch eine Regierung nicht angegriffen werden, bloß weil sie Regierung ist. Es lassen sich, ruft Hiller aus, aktive Minister, es lassen sich selbst Generale denken, mit denen sich der Meliorist leichter verständigen könnte, als mit manchem demokratischen Professor der Bio-, Psycho-, Zoo- und Soziologie. Woran das wohl liegt, Herr Hiller? Daran, daß sie nicht ins Geratewohl der

Begeisterung rasen; daß sie dem Geist als Geist, dem reinen Geist, der platonischen Idee als Konstruktionsmittel des Lebens mißtrauen; daß sie ihm, wenn sie der Rede wirklich wert sind, als Hinter- und Untergrund der Gesinnung huldigen, als Beschwinger und Befruchter ihres ‚intelligiblen Ich', für die bauende Tätigkeit ihres empirischen Ich aber die Weisungen und Warnungen der Erfahrung und der Geschichte beachten und verwerten. Nicht aus Beschränktheit oder Philistrosität verengt der Staatsmann und Politiker — der den Namen verdient — seinen Horizont, sondern als Techniker der Lebensgestaltung, der am Leben den Fluch des Zu-weit-ausgreifens, der den Segen der Bescheidung und Konzentration kennen gelernt hat. Der Instinkt dafür macht den Schöpfer und Baumeister. Ihr Programm, Herr Hiller, auszuführen, ja, auch nur dem Wesentlichsten Ihres Programms eine spürbare Anfangsgeschwindigkeit zu geben: dazu reichten die vereinten Kräfte von Luther und Stein, von Mirabeau und Napoleon, von Lassalle und Bismarck nicht aus —: sie wären zu dumm dazu, einfach zu dumm.

5

Max Brod, der Prager Dichter, häuft Beschwörungsformeln gegen den Imperialismus. Hofft wirklich noch heute jemand, der die letzten zehn Jahre westlicher Demokratie und Kongreßresolutionen als Nachprüfender erlebt hat, daß auf diese Weise der Lindwurm zu erlegen ist? Das Wort hat, als imperialism, in der britischen Entwicklung der letzten vierzig Jahre einen ganz eindeutigen wirtschaftspolitischen und staatsrechtlichen Sinn erhalten, es konnte scharf definiert werden, umschloß ein knappes wenn auch in die fernste Zukunft weisendes Programm. Das Merkmal der Gewaltübung war ursprünglich dem Worte ganz fremd: es bedeutete ein neues Organisationsprinzip für ein Staatsgebilde, das als zu locker verknüpft und als zentrifugal empfunden wurde. Dann aber wird der Ausdruck, beim Übergang auf den Kontinent, zum Symbol eines weltwirtschaftlichen Eroberungsprinzips, das sich dem kapitalistischen Prozeß ganz organisch einbaut, seinen besonderen Bewegungsrhythmus hat, dem Nationalismus und, paradoxerweise, dem Internationalismus sich vergeschwistert und von Laune und Willkür einzelner Bösewichter so fern ist, wie die Wanderung des Planeten auf seiner Bahn. Er hat lange auch aufgebaut, wie der Kapitalismus lange aufgebaut und Menschenkräfte frei gesetzt hat: kein geringerer als Jaurès hat, in „Die Neue Armee", sein hohes Lied gesungen; jetzt zerstört er sein Werk, er verschlingt wie Saturn die eigenen Geschöpfe und gibt nun der Gegenbewegung, dem Sozialismus — im weitesten Sinn des Begriffs — endlich die Gelegenheit. Da liegen die Hoffnungen, aber auch die Verpflichtungen, die durch Wortgespiel, auch das ernstgemeinte

eines so Begabten und ehrlich Bemühten wie Brod, nicht eingelöst werden können.

6

An Franz Werfels Brief an einen Staatsmann darf sich dagegen der Leser unbefangen heranwagen. Ich habe ihn als Befreiung empfunden; nicht deshalb, weil sein Bekenntnis im banalen Sinne wahr ist oder allgemeingültig, sondern der notwendige Ausdruck wahrhaftigen Weltgefühls. Er steht fremd da in seiner mit Geist und Trotz und Protest übersättigten Umgebung. Ein Aufruf zu tätigem Geist? zum Anschluß an die tellurische Bruderschaft? Ach nein. Die Poesie hat keinen engen politischen Sinn, sie kann nie politisches Medikament sein, sie ist kein Seminar für Tendenzbären, sie hat der action directe, die der Staatsmann sich nach polizeistaatlichem Vorbild erhofft und die Melioristen rings herum erstreben, abgeschworen: sie erlebt die dichterische, die gar nicht mitteilbare Zeit, die unter einer anderen Gravitation als die chronometrische der Mechanik und Atomistik steht, und drängt den Geweihten schmerzlich aus jener Welt hinaus, an der die übrigen teilnehmen. Was hat, fragt Werfel, der Seher, den das tragische Bewußtsein des ‚Mißlungenheitskoeffizienten' niederdrückt und der dessen Korrektur sein möchte, mit dem Politiker zu tun, jenem ‚Glaubensekstatiker' des Ichs Fürdieanderen, ‚das entweder mechanisch sich irgendwie einer Gemeinschaft einordnet oder komödiantisch vor ihr einhertanzt'? Des Dichters Zweck scheint ihm keinesfalls der zu sein, für die Revolution die Trompete zu blasen, Vereine und Zusammenschlüsse zu gründen, in der Voraussetzung, das Heil der Welt liege in tumultuarischer Dialektik. Genug. Ich prüfe Werfels Sätze nicht auf ihr Gewicht an logischen und geschichtlichen Allgemeingültigkeiten: sie sind mit allerhand Unverdaulichem durchwachsen, wie da, wo er behauptet, der Dichter sei ohne Ende destruktiv, sei maßloser Anarchist und ohne Auge, um das Gefüge des Staates zu verstehen, wahrscheinlich, weil er die Bosheit der Macht verkörpert. . . Destruktiv wäre der Begnadete, der durch Intuition und Wirklichkeitsgewissen der Zukunft vorbaut? Aber es kommt auf die Einzelheiten nicht an. Wichtig ist der Punkt, an dem, und die Worte, mit denen Franz Werfel protestiert. ‚Es ist eine Gewaltsamkeit, wenn der Outsider von 1914 ein Jahr später nationalökonomisch denkt, Barrikaden aus Sätzen baut, ohne daß das Uhrwerk der Hysterie in seiner Seele einen anderen Gang geht als früher.' Ich sprach vom Dilettantismus in Weltgeschichte: hier haben wir seine Psychologie.

7

Heinrich Manns Aufsatz ‚Geist und Tat' steht an der Spitze der Aufrufe. Ich las ihn am Orte seiner ersten Veröffentlichung, im 1. Jahr-

gang von Kerrs ‚Pan‘ (1910/11), und war angezogen und abgestoßen zugleich, heftig zustimmend und noch heftiger ablehnend. Der erste Eindruck hat sich nun verstärkt. Es ist die blendendste Verführung zur politischen Gebärde und zur ‚Attitüde‘ der Weltverbesserung, die sich denken läßt. Mann kniet bewundernd vor Rousseau, dem verklärten Kämpfer, dessen Roman vom Staate so wahr und so gerecht ist, ‚daß ein ganzes Volk, das geistigste und tätigste, das je da war, seinen Kampf weiterkämpft‘. Ihre feurige Naivität, ihr Glaube an den Geist macht die Franzosen fähig, den Traum eines Dichters auf die Erde herabzureißen; und seit 1790 hat ihre Geschichte — hat die Geschichte keinen anderen Sinn mehr, als jener großen Stunde Dauer zu geben und dem Geist, der das Geschlecht jener Zeit beseelte, die Welt zum Körper. Anderswo — sagen wir in Deutschland — ist nicht Freiheit die Losung: sondern nur Lebenkönnen nach den Gesetzen der Entwicklung, der harten, kalten, grausam gewalttätigen Natur; nicht Gerechtigkeit: nur Lebenkönnen; nicht Menschenwürde: nur Lebenkönnen. Dort, bei den Galliern d'outre Rhin, hat der Geist die Revolte gegen die Natur eingeleitet, hat er Generationen verschwendet ‚für einen Funken vom Brand des Ideals‘ . . . Da haben wir das auserwählte Volk, und die Literaten, von Rousseau bis Zola, waren seine Priester, die Vollstrecker seiner Sehnsucht nach Wahrheit und Gerechtigkeit, nach Brüderschaft in Geist und Gott. Gibt es irgendwo auf Erden einen Fleck, an dem dem Machtfieber der Vordrang in die gesellschaftliche Wirklichkeit versperrt ist, von dem die Verknechtung durch Gewalt und die Foltermittel des Autoritätsstaates durch den Gegenstrom des Geistes gehemmt ist: hier suche man ihn, im doux pays des Rolandsliedes und der Marseillaise. Sein Wirken hat ‚im Ganzen der Nation einen Ausgleich und Gewinn errungen an Menschenwürde und sittlicher Kraft. Mögen sie, kaum daß ein Freiheitskampf beendet, sich in neuen Ketten sehen, mögen Freiheit und Gerechtigkeit zurückweichen vor dem, der ihnen entgegengeht, und erst mit dem letzten Atemzug der Menschheit erfüllt sein: wenigstens verbaut hier nicht mehr die eiserne Wand der Autorität die Zukunft . . .‘

In diesem Wirbel geht es weiter, jedes Wort ein Pfeil gegen die Geschichte des deutschen Volkes, des deutschen Staates und des deutschen Geistes. Polemik gegen dieses Gewitter revolutionärer Rhetorik ist nutzlos. Vor dem Krieg gab es keine Handvoll Franzosen, die der Rede wert waren, keinen Politiker, keinen Gelehrten, dem die Schöpfung hundertjähriger Unruhe, dem die Heldenlieder des esprit frondeur nicht Beklemmungen auslösten und die Beglückungsarbeit der im Palais Bourbon schaltenden Advokaten nicht Ekel erregten. Über Rousseaus Werke spreche ich hier nicht: seine Symbole und Formeln taumeln heute fast seelenlos durch die Völker, noch mächtig genug, um Schwärmer, Rhetoriker, Literaten durch posthume Anregungen

und genialische Einfälle zu berauschen, ohnmächtig zu helfen, wie man aus lauter Freiheit und Souveränität Massengemeinschaften zusammenhalte. Von Taine bis Aulard, von Marx (Klassenkämpfe in Frankreich) bis Jaurès hörten wir von Denkern und Wollern stärksten Kalibers ein andres Lied. Die ganze nachrevolutionäre Geschichte Frankreichs liefert das Protokoll für die Entseelung der revolutionären Formeln und des reinen Geistes; sie führt aus dem Bourgeoisparadies Philipps durch wüste Klassenkämpfe und imperialistische Komödien in vorübergehende kommunistische Krampfzustände, sie führt weiter zum heute regierenden Salonjakobinertum, zur Verbrüderung von Advokatur und Finanz, zur Syndikalisierung des Proletariats: bis daß in jeder Krise bei den ‚Autoritären', den Nationalisten und kirchenmystischen Anbetern des renouveau verstohlene Anleihen gemacht werden und regierende Rousseauiten wie Briand und Clémenceau Kanonen gegen Volk auffahren lassen: um die Autorität des Staates zu retten. Laßt uns das kristallklare Kapitel des französischen Imperialismus, und wie diese rousseauitischen Machthaber ihn verwalteten, lieber nicht berühren. . . . Daneben und dahinter, dem Geist und der suchenden Unruhe fern, lebte das Volk in behagliches Provinzlertum und Phäakentum versunken, mit kleinbürgerlich abgestecktem Horizont, nach dem Geheiß ganz ungeistigen Lebenwollens, kirchlich oder freimaurerisch beschränkt: welche gläubige Phantasie und welch guter Wille gehören dazu, hier den Vorzugsacker für Heroisches zu suchen.

Ich weiß, Heinrich Mann ist nur scheinbar ein Fremdling im deutschen Hause. Er schmält aus Liebe. Er betet, als Künstler, französischen Geist, als Mensch den französischen Besserungsfanatismus an: wer täte es nicht? Er hat auch ein Recht, zu klagen, daß zwischen unseren Kasten und Klassen große Eisberge von Fremdheit liegen. Das ist seit Jahren unsre Klage: das Mißtrauen als oberster Regierungsgrundsatz verzwergt auch das private Menschtum und macht die Politik unfruchtbar. Das Wissen um Alles und Letztes drückt zentnerschwer auf das deutsche Gewissen, es funktioniert wundervoll wie nirgends in der Welt, es triumphiert im Organisatorischen, in allem Gemeinschaftswerk, aber der Verkehr und das Verhältnis zwischen den Menschen wird darum nicht beschwingter, freier, beseelter. Das fehlt noch. Aber der deutsche Bau ist, staatlich und gesellschaftlich, noch nicht fertig, der neudeutsche Mensch ist von Endgültigkeit noch fern, die letzte Form seiner Freiheit noch ein unentdecktes Land. Doch was hülfe solche Feststellung. Unsere wichtigsten politischen und erzieherischen Aufgaben liegen darum vor uns, der deutsche Genius, tief und langsam, allumfassend und in alle Weiten ausgreifend, schreitet einsam in tragischer Größe auf seinen Wegen zur Humanität. Doch nur aus seinem Geiste heraus und dem Gesetz, nach dem er angetreten, können wir ihm helfen, sich zu erfüllen.

Der Bürger
von Moritz Heimann

Früher sagte man „Bourgeois", wenn man den Zeitgenossen bezeichnen wollte, der in seinem satten Behagen gegen die Unruhe des Geistes, gegen die Leidenschaft des Gedankens und gegen die Wahrheit des Gefühls siegreich bleibt, — und auch dann noch siegreich bleibt, wenn er scheinbar unterlegen ist und klein beigegeben hat. Als aber der Bourgeois von der Sozialdemokratie einer Standesgesinnung bezichtigt wurde, hatte er also doch wieder eine Gesinnung immerhin; und die Verachtung, die in dem Worte liegen sollte, schwächte sich ab; um sie wieder aufzufrischen, bedurfte es eines neuen Wortes, und man übersetzte den Bourgeois in den Bürger. Zugleich erweiterte man damit den Begriff, und während der Bourgeois ein Mensch war, dessen Beziehungen zu seinen Mitmenschen einer moralisch-geistigen Kritik nicht standhielten, versteht man unter dem Bürger einen solchen, dessen Leben, dessen Seele von seinen Beziehungen zum Mitmenschen ausgemacht wird. Auch wo man diesen Beziehungen Kleinlichkeit, Verlogenheit, Schlappheit und Feigheit gar nicht erst vorwirft, und sie also nicht aus Gründen verachtungswert findet, spricht man mit Geringschätzung von dem „Bürger" als einer in der Gesellschaft und nicht in den Urmächten des Daseins wurzelnden, als einer Oberflächenerscheinung.

Es gehört viel Hochmut dazu, zwischen den Menschen große Unterscheidungen zu machen, und Hochmut betrügt sich fast immer selbst. Aber in der Tat gibt es einen Typ, an dem der Geist, und gerade in dem Augenblick, wo er es am tiefsten und ernstesten meint, seine Ohnmacht und Vergeblichkeit zu spüren bekommt, gegen ihn haben auch die Nach- und Vorsichtigsten, die Gütigsten von jeher ihre Geduld verloren. Ob man ihn heute den Bürger nennt oder gestern den Bourgeois, es ist der alte, wohlbekannte, unveränderliche Philister, der niemals ein Gegner und immer ein Feind war.

Wenn ich wissen will, was ein Philister ist, rufe ich mir ein Erlebnis ins Gedächtnis zurück, das ich vor mehr als zehn Jahren hatte und das, ein Nichts an Ereignis, doch nicht abgeblaßt ist; einen Sommernachmittag im Zoologischen Garten. Der Himmel leuchtete, die Frauen waren hell und locker gekleidet, die Militärkapelle spielte die Tannhäuserouvertüre mit Pikkoloflöten an Stelle der Violinen, alle Stühle vor den Bier-, Wein- und Kaffeetischen waren besetzt, und an den Käfigen drängten sich Kinder und Erwachsene. Vor dem Königstiger, im unbewegten Strahl seines Auges bemerkte ich einen Husarenleutnant, eine schmale, straffe Gestalt in der schwarzen, beschnürten Uniform. Er stand, ohne sich zu rühren, es

wäre nichts an ihm aufgefallen, aber da sah ich ihn sehen. Seine Augen begegneten denen des Tigers mit einer völlig ebenbürtigen Kraft, sein Gesicht schien von der verzehrenden Lust der Energie magerer geworden. Er stand lange in demselben stummen Kampf, in demselben Forschen und Messen; wie lange, weiß ich nicht. Als ich weiterging, fühlte ich einen Zwang, in den Mienen der Besucher zu lesen, und trieb mich stundenlang von Käfig zu Käfig. Die Ausbeute war kümmerlich. Ein zarter, etwa siebenjähriger Knabe erschrak jedesmal bis zum Zittern, wenn der Löwe unerwartet dicht an den Stäben vorbeistrich; eine große starke Frau mit schwarzen Haaren und tiefem Schatten auf der Oberlippe ließ sich von einer Giraffe die Hand bis zum Armansatz lecken, — wie der Wärter mir erzählte, kam sie fast täglich, und sobald das Tier sie gewahrte, liefe es zum Gitter und suchte mit der Zunge die Hand des Weibes.

Das war alles; in weiter keinem einzigen Gesicht fand ich einen Zug des Erstaunens vor dem Tier, des inneren Begegnens, welcher Art es auch gewesen wäre. Es waren lauter Philister; sie sahen auf Löwen und Panther, auf Bären und Wölfe wie auf Hämmel und Kälber, — doch das Gleichnis ist falsch, sie wissen auch ein Schaf nicht richtig anzusehen. „In dein Auge schaute ich jüngst, o Leben", — wer diesen Nietzschischen Vers nicht irgendwie, in irgendeiner Form von Seelengrauen, aus dem Auge des Tieres holt, ist ein Philister.

Ja; der Philister hat das Grauen verlernt. Er ist der wahre Übermensch; er ist die vollkommenste Überraschung der Welt, ihn allein hat Gott nicht vorausgesehen, als er die Schöpfung besann. Alle Mächte legen sich in ihm zur Ruhe; sie kommen in ihm „zur Erlösung", es gibt kein tieferes Nirwana. „Die Seele ist eine Art Krankheit des Leibes, von der sich die Philister gegenseitig kurieren", und sie gelingt erstaunlich gut, diese Kur. Ein Indianer starrt so tief in das blutglühende Auge eines Büffels, bis er Götter erfindet; ein Philister weiß, daß es keine gibt. Aber Zeitungen gibt es, worin alles steht, und Illustrationen von allem, was kreucht und fleucht. Wie kommt man zu einer eigenen Meinung? Indem man vergißt, wo man sie gelesen hat.

Wir kennen also den Philister, den „Bürger"; — kennen wir ihn wirklich? Und wenn wir dieses Kind mit dem Bade ausschütten, machen wir da nicht vielleicht denselben Fehler, den wir ihm vorwerfen? Ist nicht auch er ein Tier, trotz seiner Übermenschlichkeit, und haben wir ihm recht ins kreatürliche Auge gesehen? Der „Geist" wählt seiner Natur nach die exzeptionellen, und wenn er kritisch ist, sogar die negativen Seiten des Menschenlebens zur Betrachtung aus; die positiven können gar nicht dargestellt werden. Jedes Urteil, die Sprache selbst fälscht, unterschlägt das eigentliche, strömende, ungeteilte Leben, und noch der tiefste Dichter urteilt

und spricht. Wer urteilt und spricht, verleumdet auch, immer. Diese Wahrheit soll uns den Mund nicht verbieten, aber wohl könnten wir sie, zum Vorteil jedes Gedankens, durch jeden Gedanken hindurchschwingen lassen, und mir scheint, Goethe hat es getan. In Leonhard Franks „Räuberbande", einem Buch von echtem Ernst, gibt es einen Lehrer, namens Mager, den Schrecken und Vitzliputzli ganzer Generationen von Kindern; er prügelt teuflisch, er mordet die Seelen durch die ausgesuchten Demütigungen seiner Strafen. Wir sehen ihn nur, wenn er prügelt; nur weil er prügelte, ist er zum Thema des Dichters geworden. Aber hat er nichts weiter getan als geprügelt? Er hat doch zum Beispiel Jahre und Jahrzehnte hindurch unterrichtet. Das Abc, der Katechismus, das kleine und das große Einmaleins, – zwischen zwei Fingern davonzutragen; aber jeden Tag viele Stunden, jedes Jahr viele Tage, und Jahr um Jahr, bis die Haare grau werden, immer wieder denselben Lehrstoff in widerstrebende Gehirne pressen, das ist etwas, das ist kein Kleines, und es kostet im langsamen Opfer so gut einen Menschen, wie im schnellen ein heroischer Entschluß. Aber man kann es nur nennen und sagen; es darzustellen vermag keine Kunst. Ich weiß außer Jeremias Gotthelf keinen Dichter, der imstande gewesen wäre, von der letzten, tiefsten und wahrsten Wirklichkeit des Lebens, vom täglichen Verlauf in Arbeit und Mühsal, wenigstens eine Ahnung zu geben, und auch er nur für seine Hauptgestalten, die andern kann auch er nur in der Verkürzung zeigen.

Wenn schon der Dichter summieren, auswählen und urteilen muß; wenn er Geist geben muß, auch wo er Leben geben möchte, um wieviel mehr der „Geist" selbst! Wann immer er den Bürger betrachtet, er nimmt ihn im Augenblick der Muße. Der Kaufmann, wenn er liebt, der Postassistent, wenn er im Kränzchen ein Couplet vorträgt – das ist nicht der Kaufmann, das ist nicht der Postassistent. Auch wenn der Postassistent mir Marken verkaufen soll und mich unverständlich lange vor dem geschlossenen Fensterchen warten läßt, ist ers noch nicht. Erst darin hab ich ihn, daß er vierzig Jahre lang Marken verkauft und Briefe einschreibt und Telegramme nachzählt. Jeden Tag seine Pflicht tun, das ist eine große Sache, und die „vielen Jahre" sind das Wesen der Pflicht, nicht die einzelne Handlung.

Die Wahrheit ist, daß gerade der „Geist" den „Bürger" gar nicht kennt. Um ihn zu verstehen, müßte man sich gleichnisweise einer Hypothese bedienen, die Gustav Theodor Fechner über das Wachstum der Pflanzen aufgestellt hat. Die Tiere, so deutet Fechner an, wachsen, ohne dessen als einer wesentlichen Äußerung ihres Lebens inne zu werden; ihre Form ist von der Geburt an fertig, und daß sie sich festigt und ausbildet, gehört nicht zum Bewußtsein ihrer Seele; es wird als ein Nebenbei

erlitten, doch nicht als das Wesentliche erlebt. Die Pflanzen aber, daß sie wachsen, das ist vielleicht ihre Seele und Begierde selbst, ihr Bewußtsein und ihre Lust. Eine Hypothese immerhin, aber ein Gedanke, der, jenseits seiner naturwissenschaftlichen Gültigkeit oder Ungültigkeit, wahr ist; ja in einer Hinsicht der tiefste ist, der in einem europäischen Gehirn aufglimmen kann: denn er durchbricht die Haft des anthropozentrischen europäischen Denkens, worin wir gefangen liegen.

Verstehen wir, von ihm bedeutet, uns auch dem moralisch Anthropozentrischen zu entziehen, so kommen wir vielleicht dazu, vom ungeheuern Lebensstrom und seinen mächtigen, unendlich pochenden Pulsen einiges zu ahnen, wovor der „Geist" sich blind macht. Es leben anderthalb Milliarden Menschen auf der Erde. Wenn wir auch aus dem Meere nur soviel schöpfen können, wie der Eimer faßt, vergessen dürfen wir doch nicht, daß das Meer nicht im Eimer ist. Ein Leben, wenn es hoch kommt, sind es siebzig Jahre, und sie wollen gelebt sein. Wir sehen den „Bürger" nur, — wenn wir ihn sehen; das ist wenig, das ist nichts.

Zwischen anderthalb Milliarden Menschen gehen Fäden, von jedem einzelnen viele zu jedem einzelnen hin; ein göttliches Gewebe auch dieses. Nehme ich mir ein paar heraus, so ist es nicht schwer, sie dünn und schlecht gedreht und zerreißlich zu finden. Dann spreche ich vom nur sozialen Menschen und schätze ihn gering; denn ich, ich weiß um die „Mächte"; ich ankere in einem Gott, auch wenn dieser Gott nur Ich heißt.

Aber, wer weiß, ob nicht dieser oder jener sich in einen Überbürger verkleidet, der nur ein Unterbürger ist! der nicht Drüse genug hat, Fäden zu schlagen, zu binden und zu gittern! Wie der Dichter sagt:

Die Wasserfläche spiegelt auch von innen,
und mancher glaubte schon, als luftges Wesen
zu schweben über ihr, der unten tief
im Dunkel und gemein als tauber Fisch
sich tummelte.

Futuristen

von Theodor Däubler

Picasso ist Geständnis, Einsturz, melodisches Insichversinken. Seelischgefaltetleben, Stimmung. Seine Tat wird in einem Innerlichsten geboren; die Bejahung vollstreckt sich durch künstlerisches Ergriffensein: der Kristall bleibt unterweltlich. Futurismus behauptet, legt los; nie-

mals bekennt er, sondern er entblößt sich. Keine Melodie, kaum eine Symphonik: Futurismus durchschrillt jedes Wittern irgendeines Vergewisserwerdens absichtlich. Soviel läßt sich grundsätzlich über ihn sagen; im übrigen können wir bloß von Futuristen reden: keiner gleicht dem andern.

Carrà: eine eigentlich unmöglich vorherzusehende Steigerung des Impressionismus. Nicht seine Erfüllung! Die deutete Pissarro an, Cézanne trug sie zu uns empor, denn er überatmet sozusagen das Impressionistische seiner Umgebung; er ist ja noch viel luftvoller, leichter als Monet, bedeutend erdhaft abgründiger als Courbet. Carrà hingegen gelingen bloß persönliche Folgerungen seines Impressionismuserlebnisses. Er verliebt sich ins „morceau de peinture"; auch ihm gelingen zauberhafte, zu malerischster Einzelhaftigkeit staunenswert befähigte „centimètres carrés". Seine Anschauung in Grau belebt sich, wie unvorhergesehn, mit reizvoll mikroskopischen rosa Plötzlichkeiten oder zitterhaften Grüngebildchen, die so zart sein können wie perlendes Hervoräugen irgendeines traumversunknen Augenblicks. Das kann jedoch auf einem taufeuchten Blatt ebenso rein geschehn wie auf dem schweißbenetzten Hals einer Tänzerin oder in der Pupille eines Kindes.

Nun sieht aber Carrà, der Italiener, hervorwälzend plastisch, barock: daher mußte ihn, den Temperamentmaler mit bildhauerischem Auftürmungsbewußtsein, der Mangel an Bildnismäßigkeit bei den französischen Impressionisten besonders empfindlich beunruhigen. Der Impressionist hilft sich immer durch die Stimmung, die Stunde, die ist sein Bild. Was bei einem Landschafter im gleichmäßigern Süden fast selbstverständlich erscheinen könnte, wird im wetterwendischeren Nordfrankreich bereits verwegen. Immerhin stehn ausgezeichnete Bilder von Monet, Pissarro, Sisley als packende Gesamtheiten vor uns. Die offenkundige Treue der Jahreszeiten in der Provence erzog sich jedoch schon damals das kindliche Gemüt Cézannes zu jener südlichen Unbeirrbarkeit und Festigkeit, durch die sich eine Tat, unsre junge Bildhaftigkeit ereignen sollte. An der Rhone wurde ursprünglich der neue Standpunkt eingenommen.

Carrà hielt aber am prickelnden „morceau de peinture" der Pariser fest. Ja, er vereinzelte, verselbständigte es immer mehr. Monets naturalistische Voreingenommenheit konnte noch eine Landschaft zu bildhafter Betrachtung zueinanderräumen; Carrà empfand jedoch, durch seine schrittweise Ergriffenheit beim Beleben eines malerischen Erlebnisses wach gemacht, solche Festlegungen im Raume von zeitlich auseinanderliegenden Eindrücklichkeiten, bereits für sich als unstatthaft. Er zählte die Ergebnisse seines Schauens auf, reihte sie aneinander, überstufte sie in zeitlicher Reihenfolge, verwarf aber zugleich als klarer Plastiker ihre musikalisch rhythmische Emporgipfelung, indem er zuerst seine eingeprägten Eindrücke durcheinanderwürfelte und dann sofort miteinander raummäßig ordnen konnte: dabei ergab sich

das analytische Bild. Carrà hielt es fest in der Hand. In greifbaren Splitterungen entrollte sich ihm die eigene Kunst.

Carrà ersann sein Porträt. Wir alle verleiblichen unsern Ruck in die Welt. Bei jedem ist er bestimmbar, weil grundverschieden. Als erster erhascht ihn Carrà: stenogrammatisch setzt er charakteristische Gebärden der zu einem Porträt von seiner Hand geeigneten Persönlichkeit als rhythmischen Grundzug fest. Dieses Hauptgehaben eines Menschen wurzelt er aber überall an der Bildfläche an. Alle Gelenkigkeiten des Körpers werden in die Ebne übertragen. Diese Aufteilung des Raumes geschieht, damit Aufbau da sei, denn im übrigen ist ein Porträt von Carrà rein analytisch. Die Persönlichkeit des Dargestellten behauptet sich bloß durch Impressionen des Künstlers. Ein Netz persönlich bewegter Reflexe und Beziehungen der in ihrer Mechanik durchschauten und zerspaltenen Einzelerscheinung wird entsponnen: bei einem Porträt kann sichs nur um rhythmische Aufzeichnungen einer in sich geschlossenen Einheit drehn. Die verborgne Dynamik des Menschen wird bei Carrà zum Kernpunkt. Und wenn wir seine Porträte umdrehten: er ließe uns durch abgelauschte Zickzackstellungen dennoch die gleichen Wesentlichkeiten erkennen: was er an seinem Modell erschließt, bleibt nämlich bodenlos.

Zurück zum Maler, zum Impressionisten! Das am Darzustellenden gewonnene morceau de peinture genügt: der geprägte centimètre carré verträgt keine sich heranähnelnden Nachbarschaften, daher wird er isoliert, in der Bildfläche spontan richtig eingestellt, damit er sich in einer vorgefaßten Farbenskala immer noch selbständig wirkungsvoll einordnen lasse. Carrà beobachtet nämlich in jedem Menschen, den er analytisch erbringen will, ein vorherrschendes Pigment. Auch dieses sammelt, unterwirft sich alle Farbeneindringlichkeiten, damit im Bilde ein koloristischer Wiegepunkt entstehe.

Die Morceaux de peinture beschweren, wo sie eingesetzt werden, ihre rhythmisch vorgemerkten Bewegungsgespinste; aber sie tragen sich dabei zugleich auch selber samt ihrer bereits bauchig angedeuteten Aufrißanlage, aus der Bildfläche kristallhaft vorspringend, dem Betrachter überplastisch entgegen. Eigentümlich und barock wälzen sich somit Carràs Kernpositionen aus ihrer eignen Einheitlichkeit hervor. Wir denken plötzlich an unsichtbare Rückenhaftigkeiten, wittern nach koloristischen Achselbetrachtbarkeiten, erfinden plastische Schulterenthüllungen, selbst dann, wenn wir auf Nase und Nabel blicken sollen.

Carrà benützt seine sich überkrümmende Anschauung aller Gegenständlichkeiten zu abenteuerlichen Neuversuchen: ein Dahinter gibts nicht mehr; alle koloristisch rhythmischen Erlebnisse bei seinen Darzustellenden haben ihren Niederschlag in einem morceau de peinture gefunden und werden nun vorgeführt, aufgerollt. Von rückwärts nach vorn geholt. Mund und Haar, Hand und Nacken, Finger und Ferse, Augen und Ellenbogen können

zu koloristisch einträglichen Beieinandern werden, damit sie sich gegenseitig abtönen und töten oder auch steigern und ergänzen. Alle Beziehungen des Künstlers zum Porträtierten im Laufe unendlicher Sitzungen und verschwiegener Beobachtungstage wirken rhythmisch zu einem hervorquellend Bildhaften zusammen. Keine Stunde zur Rettung der natürlichen Zusammenhänge wird mehr, wie zu Zeiten der Impressionisten, vorgetäuscht, das Künstlerische feiert Orgien: Minuten von Busenschwärmereien, Halsträumereien, Sekunden von Schulterneinprägungen tanzen, reihen sich um eine rhythmisch plastische Grundeinheit und erwirken die Phantasmagorie eines Menschen in allen seinen Gelenkigkeiten und Farbenspiegelungen.

Carrà malt nicht bloß Personen: auch Städte, Stadtkristallisierungen, wie die Mailänder Galerie, zwingen ihn zu analytisch malerischer Zurechtlegung. Auch da farbenprächtige Entfaltungen, wirklichkeitssilbern durch das zersetzerisch vorsätzliche Grau seiner Grundveranlagung; perlende Sonnenblicke durch die mechanistischen Umglasungen des Alltäglichkeitenbelebers!

Severini ist ein entschlüpfter Akademiker. Er wollte das Zeichnerische aufgeben und ist kalligraphisch geblieben. Seine Farben sind bunt und laut, blutlos; und obschon unnaturalistisch in Gebrauch genommen, dennoch von der absoluten Farbe himmelweit entfernt. Zwischentönen geht er aus dem Weg; das Scheinen des elektrischen Lichtes erbringt er auf erfinderische Art, durch spezielle, divisionistische Malweise. Seine Farbenanlagen sind insgesamt kalt, tulpenfeldmäßig; eigentlich ungewöhnlich, nicht neu. Trotzdem ist ihm das futuristische Paradestück, der „Grand pan pan“, ein hochkennenswertes Bild, gelungen.

Um den „Pan pan“ zu verstehen, hieß es, bei seinem ersten Erscheinen, solle man sich in die Vorstellung eines Angeheiterten, bei dem die Bilder zerflitzen, durch dessen Brummschädel Vormalungen und Erinnerungen durcheinander geschnitzelt fetzen und fegen, hineindenken; heute ist man weiter: wir finden vor diesem „Schinken“ das freudige Lächeln, das ein tollkühnes Stilunternehmen begrüßt. Immer wieder anlächelt, immer noch begrüßt. Es handelt sich auf dem Bilde um eine Zusammenkunft von Gecken, Tänzerpärchen, Freudenleutchen, kurz von aufgeregten, zerfahrnen, in sich zerrißnen Menschenkindern; weg daher mit der naturalistischen Aufklärung, mit dem langweiligen Angeheiterten, weg mit jedem Kompromiß des Herumdokterns; der Stil des Milieus in Montmartre ist gerade durch severinisches Amputationsverfahren auf das angemessenste hervorgespiegelt, angeschlagen und festgenagelt worden.

Wie feingeputzt, wie nagelneu die Farben blenden: allerletztes neoimpressionistisches Verfahren! Die Farbflächen, in der Größe einer Skatkarte, sind noch säuberlich eingeteilt: jedesmal, wenn man Kontrolle anlegt, der Eindruck, man mache eine Bonbonschachtel auf. Und doch, wie gelungen

der Zusammengang, der Ineinanderklang von Lokal, Mädchen, Dandys, Zigeunergeklimper, Tellergeklirr, alles bei elektrischem Licht! Ja, das ist elektrische Beleuchtung. Zigeunermusik ist das, das sind befrackte Spieler, befrackte Kellner. Gecken, ohne Gesichter! Höchstens ein Auge: das andre haftet irgendwo im Bild auf der Wade der Tänzerin in Hochrot. Schwarz spielt aus, das ist eine Kartenpartie. Also Schwarz, ein Lappen-Frack. Rot! Rot legt drauf. Rot sticht. Rot sticht fast immer. Schwarz kommt nochmals, Schwarz winkt nach Schwarz. Schwarz nochmals, hoch oben, in der Ecke des Bildes. Ein Pikkönig in der Erinnerung! Wo? Auf der Schulter der Herzdame. Nun Rot hintereinander: ein ganzes Schnittmuster für ein Rotbein. Zwischen neoimpressionistisch aufgetragnem Lilalicht. Ist diesmal Schwarz Atout? Unten eine ganze Reih Treffbuben, alles als Kartenblatt aus dem Kartenkranz hervorgrinsend, selbstverständlich zerschlissen, nur uns, die hier kiebitzen, sichtbar. Die Roten, oben im Bild, wissens gar nicht. Übrigens spielt Rot gegen Schwarz? Niemals! Doch der Treffkönig schließt sich soeben an die Karodame an. Nein, es sticht der Pikbub. Er heimst die Herzdame ein. Oder die Karodame? Ja, aber der Treffkönig. Der Treffkönig die Schenkel, der Pikbub den Hals. Zigeunermusik, elektrisches Licht. Der Futurismus kommt dran. Pik-As! Er hats gewagt. Er gewinnt die Partie. Pik-Zehn! Und die Musik, dieser Tanz, welche Freude, beim Tanz der Roten dabei zu sein. Glücksfall, Zufall: futuristischer Totentanz.

Soffici: ein dichterischer Maler und ein malerischer Dichter, sehr reich an Pariser Kenntnissen. Er verfocht noch die Richtigkeit des Impressionismus, solange lebte er im quartier; eine gute impressionistische Grundlage sah jedenfalls dabei für ihn heraus! Eigentlich liegt ihm aber das vorletzte Paris nicht besonders, viel eher steht er toskanischen Primitiven nah. Bevor er sich seine letzte Unterlage schuf, begleitete seine eklektischen Streifzüge von der Staffelei allzu leicht ein Schwung ins Dekorative; das war seine Schwäche. Futuristische Umgebung gebar in ihm eine künstlerische Leidenschaft: das Peripherische. Seine Farbe hat nämlich den impressionistischen Fleck aufgesogen; beziehungslos zum Divisionismus behauptet er das Farbenperipherische: niemals versteigt er sich ins Absolute! Dazu ist Soffici zu skeptisch: ein bester Rest von Impressionismus hält ihn ab, aus dem natürlich Gegebnen und hergebracht Plastischen ins Farbenmetaphysische hinüberzusetzen. Er sattelt überhaupt nicht um, mit seinem heftigen Temperament, das leicht zum Dilettantismus verleiten könnte, wittert sich Soffici auf Grenzwegen zwischen einen innersten Frühern und seinen vorweggenommenen Futuristischen zurecht. Geschmack hilft ihm dabei, und Geschmack wird seine Gefahr werden!

Soffici sammelt Eindrücke, stimmt sie langmütig ab, wiegt sie bei geschlossenen Augen aus und setzt sie dann, wenn sie den Grenzbereich des

Tatsächlichen zu verlieren drohn, wie farbige Entscheidungen, letztpersönliche Richtersprüche hin. Er benutzt die Farbe gewissermaßen im äußersten Augenblick ihrer Dienstbarkeit; noch ein Aufzucken künstlerischer Unweltlichkeit, und seine Farbe wäre nicht mehr tatsächlich, sondern sie hätte sich zur Flamme entickt, sie wäre Licht, selbstleuchtende Bedeutung, reine Unbedingtheit geworden! Demgemäß bleibt Soffici auch Landschafter, die frischen Überraschungen des eignen Pinselstrichs halten ihn von seiner intellektuellen Liebhaberei für Abstraktheiten immer noch ab: das heißt aber, genau im Peripherischen fest. Seine Analysen sind ebenfalls peripherisch. Er malt Stilleben. Erläutern wir an der Blume als solche: wie die Knospe sich erschließt, um ihrer Rundhaftigkeit willen, als Blume aber über den Saum nicht hinaus kann, in diesem Sinne entfaltet, zergliedert Soffici Gegenstände. Er zweifelt gewissermaßen seine Kunstbeschlüsse, seine Vorwände zum Bilden noch an: darum zergliedert er sie. Am liebsten Geschliffnes, das läßt sich am vernünftigsten bis an die Grenzen des Abstrakten herauskanten. Er entknospt sozusagen Flaschen, kapselt Gläser auseinander. Die den Dingen innewohnende Rundmöglichkeit soll erbracht, ausgelegt und bis an ihr letztes Deutungsmaß veranschaulicht werden. Der äußerste Raum aller Sachlichkeit wird nervisch wahrgenommen. Nervisch ist Soffici in starkem Grade.

Eigentümlich: Soffici liebt die Peripherie der Großstadt am allermeisten. Nichts reizt ihn mehr als der letzte übers Land hinauswachsende Saum einer modernen Großstadt: und zwar geschieht das ebenso programm-futuristisch als hergebracht landschaftlich. Das Farbenkunterbunt schreiender Stadtreklamen, zwischen Milchwirtschaften im Grünen, um Endbahnhöfe der Elektrischen, dazu deren bunte Signalscheiben, Vorstadtmenschen, alles das ist für Soffici unvergleichlich. Er verheißt immer eindringlicher den Kubismus der Brandmauern. Die immer neue Farbeneigentätigkeit der wechselnden Reklame auf Holzgerüst, Anschlagsäule oder als Mauerwand wird für ihn, kurz vor dem Verblassen der Farbigkeiten ein lebhaftester Ausdruck eines mechanistisch Peripherischen.

Boccioni: der erste futuristische Bildhauer. Seine Malereien blieben lange im Symbolisch-Sentimentalen befangen. In der Bildhauerei hat er aber plötzlich einen einzigartigen Standpunkt eingenommen: und nun kann er auch malen. An Stelle des Sentimentalen ist ein kühnliterarisches Element getreten: das Symbolische löste futuristischer Fanatismus ab. Jahrelang gebärdete er sich phantastisch ohne zwingenden Ausdruck: wir sehn, zum Beispiel, vor uns, in Gips, eine Mühle mit den Zügen des Müllers, oder besser den Müller mit dem unbeseitigbaren Tagesbild und Traumesausdruck seiner Mühle, dazu die fixe Idee des Wetters, die Besorgnis um Wind und Sonne. Unmögliche Plastik: und doch, aus

diesem krausen Durcheinander von Metaphysik, von futuristischer Besessenheit und plastischer Stellungnahme ergab sich schließlich für Boccioni ein neuartig kantig gestaltetes Barock.

Wir stehn vor seinem letzten Werk: ein schreitender Mensch in seiner fernsten Bedeutung. Unser tagtägliches Schreiten will Eingehn in die Sterne! Haben wir eine Bestimmung? Wir sollen unsre Bestimmtheit erwandern. Daher sind Pilger, Bettler poetisch. Boccionis schreitender Mensch beseelt seine plastische Behauptung im Raum durch das Gehn: bisher gabs bloß Menschen in Ruhe, die zufällig ausschreiten konnten, nun ists aber das Schreiten als solches, das den Leib beherrscht, sich selbst als Leiblichkeit einnimmt, das Verkörperte sozusagen überhaupt aus seiner Möglichkeit zu hasten heraushebt. Ein Knie, Hüften sind dabei am wenigsten beschäftigt; Knöchel hingegen möchten eigentlich Richtung sein, hervorbrechen; Fersen meinen ein gewaltiges Beharren; Sohlen schleppen Raum mit sich; Brüste symbolisieren ein Sichschmiegen des Mikrokosmus Mensch zwischen Sternbildern: der Hals ist die Absicht einer Verlängerung des beinegetragnen Rumpfes ins Unermeßliche; der Kopf aber bleibt eine ewige Überraschung durch die im Geistigen tatsächliche Verwirklichung einer Unentwegtheit. Im Haupt wälzen wir eine ganze Welt durch unsre Bahnen: ungeheure Vorstellungen gehn mit uns gleichen Schritts, Urerinnerungen segeln mit dem Instinkt als Steuer, wie eine Schutzflottille um den Schreitenden durch Straßen, über Brücken, zum Gebirge, bis ans Meer. Wir sind durch Boccioni ein Plastikum von Dynamik, Geistigkeit und zu Bewußtsein emporgewirbelter Kreiselgesetzlichkeiten des eignen Körpers. Ein Vielzuviel ist der Mensch, sein Weltwittern ist aber bereits das annäherungsweise Einsammeln der Einzelkreisungen der absonderlich verwickelten Leibhaftigkeit: auf plastischer Einfachheit, auf einem räumlich allgemein Faßbaren beruht das Bewußtsein. Mit unsern Bewegungen brechen wir unaufhaltsam in beseelte Geometrien ein: auf Schulter und Schenkel tragen wir noch nicht ausgesprochne Raumkristallisierungen in unsre Schreitungsrhythmik hinein: drum stehn wir als plastisches Moment beim Schreiten, insofern durch unser Gehn der Raum überhaupt erst erwirkt und begrenzbar wird, entsteht.

Hierbei gebiert sich der Stil einer energetisch erfaßten Epoche vor unsern Blicken.

Durch Boccionis plastische Weissagungen werde ich immer wieder an Doktor Mieses Buch vom Leben nach dem Tod erinnert.

Die Generation

von Franz Blei

Ein Verlagsprospekt empfiehlt einen neuen Dichter und tut das wie üblich mit dem Abdruck lobender Äußerungen über den Empfohlenen. Ich lese: „Die vorliegenden Bände des Dichters X. sind Proben einer außerordentlichen Trunkenheit der sprachbildenden Zentren. Der Begriff ist so sehr zermahlen in Ausdruck, Erguß, bebendes Gestammel, daß auch dort, wo Begriffswerte einfließen, das Blaßgedankliche den Aggregatzustand des Leidenschaftlichen, der tathaften Gebärde hat. Eigentlich sind alle diese großgeschauten Städtevisionen, diese Anrufungen Mariä, diese kleinen Bitten aus verlorener Tiefe nie Gedichte, nie Versgebilde, sondern plötzliche Herausstülpungen der seelischen Eingeweide, Zersetzung der Knochen und des Knochenleims: Auflösung des Ich." In einem Buche über den literarischen Expressionismus, das der Verfasser des Zitierten vorbereitet, soll, wie er sagt, „der Fall X. seinen hervorragenden Platz finden". Mehr im üblichen Rezensentenjargon sagt ein anderer über diesen X.: „Wenn irgendwo, so stellt sich hier die Persönlichkeit eines Dichters vor den Leser, dessen Feuer ein dunkler Drang schürt." Ich lese, daß der Kritiker an X.ens „Ehrlichkeit glaubt und vor allem an sein dichterisches Können und daß seine Worte nebeneinander wie Quadern stehen". Bei einem dritten steht X. „jedem Ästhetentum ferne". Bei einem vierten „kommt er aus dem Leben her". Bei einem fünften ist die Rede von den „ungeheuerlichen Ausbrüchen der wüststrotzenden Begabung des X., den Verfall und Triumph der auf ihn schamlos eindringenden Umwelt zu den zerhackten, hinausgeschrienen, schwebenden, dröhnenden Versen eines fäkalischen Barock, zum anklagenden Taumeltanz auf den verwüsteten Leib der Gegenwart aufreizt". Der erste und der letzte Rezensent peitschen die Sprache zu der Höhe ihres interessanten Objektes auf, während die andern sich mit den Gemeinbegriffen der Buchbesprecher – Leben, Ästhetentum – bescheiden. Ich zitiere nun aus dem Dichter X. selber: „Georg Quadro dehnt sich! Ein klein wenig nur, daß die Gerade fällt. Aufgeschleudert sofort. Geschwank auf überkompensierter Ebene. Mehr dann, tiefer, einmal am 25. Juni um fünf Grade gleich (und ohne wieder hochzukommen); auf-ab, auf-ab; zickzackschnell dolomitik; bald aber entscheidend dunkelsten Küsten angenähert, wo heulend in tausendfacher Gestalt die Zauberinnen verschlüpft in simpelsten Gebrauchsgegenstand . . . wo heulend Sirenen locken." Dies ist aus einem Vorworte zum „Tagebuch italienischen Fähnrichs Quadro", Sätze nicht besonders gewählt, sondern worauf gerade der Blick fiel. Nun die Schlußstrophe eines Programmgedichts mit politischer Tendenz, betitelt „An Europa":

Zu Sonnenlüster brodelt auf ihr finsteren Generale!
Endloser Galerien Porträts, sie tösen von der Wand.
Jetzt rücken heimwärts sie gen Schwalbentale.
Ein Frühjahrsdorf erglänzt auf welkester Hand.
Europa du . . .! Nationen aufgestrahlter Bau!!
In dir der Brüder neue Phalanx brennt!
(. . . einst Spiegelbild du gloriosen Firmaments . . .)
O —: daß zu dir so bald die Schlacht auftau!!!

Der anständige Leser wird immer Grund und Schuld bei sich suchen, wenn er in ein Gedicht nicht eingeht. Er wird bescheiden sagen: ich bin zu dumm dazu, oder: mir fehlt das Organ dafür. Und wird bestärkt darin, wenn er solchen Gedichtes Kritik liest, eine wie etwa die Eingang zitierte, die wieder ihm nicht eingeht. Der einfache anständige Leser ist übrigens viel häufiger als die unanständigen Literatoren Gelegenheit haben, ihn kennen zu lernen. Ist der einfache von obigem Gedicht und seiner Kritik verscheuchte Leser in seinem Beruf ein Lokomotivbauer, so sei ihm gesagt, daß in der obigen Kritik vom Dichtwerk genau das ausgesagt wird, was einer über die Lokomotive folgendermaßen aussagte: Sie ist ein verschiedengroßes Gehäuse aus einem eisenartigen Blech und wird mit Kohlen geheizt, die den zur Fortbewegung nötigen Rauch erzeugen, der oben herausströmt. Das Feuer der Kohlen erhält ein Mann mit einer Stange in rüttelnder Bewegung. Wird es zu heiß, dann gießt man, meist in den Stationen, Wasser auf, wie man an dem Zischen merkt, das aus einigen kleinen Öffnungen der Lokomotive strömt. Ein zweiter Mann reguliert an einem Hebel die Schnelligkeit der Räder usw. — Die Ausführlichkeit der Zitate ist nicht von der Bedeutung veranlaßt, die ich dem „Falle X." zuschreibe, um mich so medizinisch wie X.ens Kritiker auszudrücken. Ich weiß, die waltende Zeit schiebt solche Nichtigkeiten beiseite, und von ihnen zu sprechen, gibt ihnen scheinbare Bedeutung. Aber es sind — und besonders in litteris — unsere Verhältnisse keineswegs so stabiliert und in sich selber gesichert, daß man von ihnen aus eine fast automatisch schaffende Ordnung erwarten müßte oder könnte. Und es haben gerade jene Freigelassenen, die sich auf nichts als auf ihr Talent berufen, ein Interesse daran, daß Unordnung bestehen bleibe und sich vergrößere, denn nur in ihr ist es ihnen möglich, sich jeder Verpflichtung des Talentes zu entheben, als welche sind: Arbeit, Zucht, Wille, Ehrfurcht, Gesinnung. Daß es statt dessen genüge, „rasend" zu sein, wird behauptet; daß eine „neue Generation" dieses Programm des „Rasens" erfülle, wird erklärt; und in diesem Begriff „neue Generation" wird eine ästhetische Tatsache behauptet. Däubler, Werfel, Pulver, Ehrenstein, Kraft, Otten, Lasker-Schüler, Wolfenstein, Stadler, Burte, Adler, Geiger, Schmid-Nörr: wer nur einige Seiten dieser jungen und jüngeren Dichter gelesen hat, dem braucht man es nicht zu sagen, daß hier gemeinsam nur die sehr weit-

fassende Tatsache „Dichter" ist, und daß sich die deutliche Unterschiedenheit dieser Einzelstimmen nie zu einem generativen Chorsingen vereinigt, wie eine wilde mitlaufende Schar von Altersgenossen behauptet, die den Chor jener Einzelnen haben möchte, um ihrem eigenen falschen Mitsingen Ansehen und Würde zu geben. Der ästhetisch absurde Begriff „junge Generation" wird von jenen gebraucht, die eines mit guten Namen beschriebenen Plakates bedürfen, um sich bemerkbar zu machen: heute so wie zu den Anfangszeiten Hauptmanns, wo die Kirchbach und Tovote und Kretzer mit dem Plakate herumliefen; wie zu den Anfangszeiten Georges, der auch seine zahlreichen Tovotes hatte. Nie hat ein Dichter seinen Anspruch auf den allgemeinen Umstand gestützt, daß er gestern zwanzig Jahre wurde, und nie haben die Dichter einer Zeit das sie Bestimmende darin gesehen, daß sie im selben Jahre oder Jahrfünft zur Welt kamen. George, Hauptmann, Rößler, Skowronnek, Bahr sind Altersgenossen. Gutzkow, Stifter, Nestroy, Mörike, Grabbe, Laube sind um 1805 herum geboren. Wer sich mit dem Phänomen Dichter mit dieser Einstellung auf die Generation, der er zugehört, beschäftigt, wird über ein Allgemeinstes nie hinauskommen, das sich dahin definiert, daß der Dichter immer nur mit seinem Hinfälligsten der Zeit und seiner Generation verbunden ist und daß er mit seiner Zeit verschwindet, wenn nichts als die „Zeit", das heißt seine „Generation", ihn bestimmt hat. Mit nichten wandelt sich der Begriff der Ewigkeit in „Zeiten" ab. Goethes Schwager tat seiner Zeit genug, da er ihr gab, was sie mehr verlangte als die „natürliche Tochter": Räuber- und Schauergeschichten; ganz nur von seiner „Zeit" bestimmt, ist Vulpius nur aus ihr bestimmbar und für die Zeit verschwunden. Die nichts als grob-sensualistische Verblüfftheit des Chores, der als „neue Generation" eine „alte Generation" zu widerlegen meint — als ob der Dichter den Dichter widerlegen könnte! — ist nervöses Erliegen des vom Lande in die Großstadt Gekommenen, Staunen vor der Quantität, Rausch der schnellen mechanischen Bewegung, Reizbarkeitsstörung der Sehnerven vor Lichteindrücken, Schwindel vor der wirtschaftlichen Unsicherheit, Erregtheit vor den sexuellen Möglichkeiten der Straße, Melancholie aus den Kontrasten von Fassade und Hinterhaus, Gefühl der Einsamkeit, das sich mit Verinnerlichung verwechselt, aus dem brutalen Sich-Nicht-Kümmern des Maschinenrades: um gegen all das irgendwie zu bestehen, ist der Chor wehleidig-humanitär heute, autokratisch-brutal morgen, heute ästhetisch, morgen politisierend, heute feierlich, morgen kabarettistisch, heute mystisch, morgen zynisch, heute orphisch, morgen „schwertlos": alles was es nur gibt zum Plakate wie als einem Schilde nützend gegen einen Gegner und Feind, der nirgend sonst wo ist als in ihnen selber, die sich in einem Kollektivbegriff der „Generation" retten und darin zu bestimmen meinen, weil anders sie überhaupt nicht da sind.

Chronik: Bündnisfähig/ von Junius

Mit einem Blick über den großen Graben hinweg entscheidet Hans Delbrück, die sozialdemokratische Partei sei in Zukunft bündnisfähig. Sie habe, durch ihr Verhalten bei Ausbruch und während des Krieges, diesen materiell und moralisch möglich gemacht. Ohne ihre Einbeziehung in das positive politische Leben, ohne das Zusammenwirken mit ihr sei also deutsche Friedensarbeit in Zukunft nicht mehr denkbar. Delbrücks Formulierung ist nicht so scharf wie diese hier, aber es kommt auf den Geist und die Gesinnung an. Und dieser Geist und diese Gesinnung, die ja, wie man weiß, im politischen Eklektizismus stecken geblieben sind und sich nicht bis zur grundsätzlichen Forderung der großen deutschen Linken aufgeschwungen haben, deren Geburt die Verhältnisse schließlich herbeizwingen werden, herbeizwingen müssen: sie haben unsere Konservativen verwundet und die Industrie-Liberalen um Fuhrmann mißtrauisch gemacht. Ein Symptom. Unendlich wichtiger aber scheint mir dieses: daß die Sozialdemokraten der Minderheit nicht bündnisfähig werden wollen.

Ihr Protestlertum stützt sich auf jene Auffassung der Internationalität, die, aus der Kinderzeit der proletarischen Bewegung und dem Glauben an die Katastrophentheorie stammend, durch das Kommunistische Manifest verkündet wurde: der Proletarier hat kein Vaterland, man kann ihm nicht nehmen, was er nicht hat. Vor zwei Menschenaltern war das, vor Einsetzen der Reformarbeit, in den kapitalistisch entwickelten Westländern eine Wahrheit, die jedem Romanleser geläufig war: das Leben des Proletariats war öde und grau, je goldener die Tage der Bourgeoisie verliefen. Heute ist dieser Standpunkt eine Lüge oder eine Illusion. Heute modert das Wesentlichste des kommunistischen Manifestes in der historischen Rumpelkammer. Überall ist die Arbeiterschaft an den industriellen Monopolgewinnen beteiligt, überall in den westlichen Demokratien sitzt sie behaglich, das heißt mit absichtlich verdunkeltem Bewußtsein, auf dem kapitalistisch ausgebeuteten kolonialen Boden, der mit Gewalt erobert wurde und mit Gewalt behauptet wird; und überall nimmt dort die Intelligenz des organisierten Proletariates an der nationalen Verwaltung in den überlieferten Formen teil, mit der Absicht, von Ministersesseln aus nach innen zu sozialisieren, nach außen: den staatlichen Machtbesitz zu erhalten und zu erweitern. Der Zukunft wird es überlassen, für die internationalen Beziehungen Rechtsformeln zu finden: wir spüren, wohin diese außenpolitische Abstinenz aus Grundsatz geführt hat. Es ist eine Tatsache von weltgeschichtlicher Bedeutung, daß schon vor der Katastrophe die deutsche proletarische Bewegung sich dem allgemeinen Bewegungsschema einzugliedern begann und

die deutschen Gewerkschaften sich zu Staat und Gemeinde positiv stellten; der Moment wurde reif, da die große Volkspartei an der nationalen Verwaltung im großen wie im kleinen teilnehmen konnte, ja durch das Schwergewicht der erhöhten Masse, die doch nicht mehr durch die bloße revolutionäre Gebärde und das Klassendogma zusammenzuhalten war, teilzunehmen gezwungen wurde. Vor den Folgen dieser Entwicklung, die durch Parteitage nicht aufzuhalten war, zitterte alles, was das reaktionäre Antlitz trug; die Abstimmung vom 4. August hat den Strom, der die Linke an das nationale Steuer heranführen kann, unaufhaltsam gemacht, wenn die Parteileitung fest und des Zieles bewußt bleibt. Und dieses ist: bündnisfähig zu sein. Sonst ist Chaos und Reaktion. Sonst ist nicht einmal für die Regelung der auswärtigen Beziehungen eine Partei da, die zum Frieden hin einer maßvollen Regierung das Rückgrat steifen und einem möglichen Internationalismus den Rechtsboden vorbereiten helfen kann. Die um Wilhelm Kolb sind die einzigen, die klar sehen: nicht aus Feigheit und nationalistischem Rausch, sondern aus der Einsicht, daß man mit der geschichtlichen Zwangsläufigkeit zu rechnen habe.

Wenn also die Minderheit noch heute Treue gegen die internationale Idee will, sie noch heute den deutschen Genossen mit der Phraseologie des Kommunistischen Manifestes und der Lehre von der proletarischen Interessengemeinschaft ins Gewissen schreibt: so will sie etwas, was, bei der Stimmung und Gesinnung unserer Gegner, die nationale Selbständigkeit des deutschen Volkes gefährdet, dessen Selbstbestimmungsrecht opfert. Das ist sonnenklar. Und darum würde diese Taktik, um die seit dem Dresdener Parteitag mit den stumpfen Waffen alexandrinischer Dialektik gestritten wurde, nicht die Katastrophe der bürgerlichen Gesellschaft herbeiführen, sondern den Bankrott der Sozialdemokratie. Sie bringt sich auf diese Weise um die Mission, die Geburtswehen der neuen Gesellschaft abzukürzen.

Es sei an die Haltung Friedrich Engels während des letzten deutsch-französischen Krieges erinnert: der richtige Analogieschluß ergibt sich von selbst. In dem berühmten Briefe an Karl Marx, datiert Manchester 15. August 1870, sagt er unter anderem: „Deutschland ist durch Badinguet in einen Krieg um seine nationale Existenz hineingerissen. Unterliegt es gegen Badinguet, so ist der Bonapartismus auf Jahre gefestigt und Deutschland auf Jahre, vielleicht auf Generationen, kaputt. Von einer selbständigen deutschen Arbeiterbewegung ist dann auch keine Rede mehr, der Kampf um Herstellung der nationalen Existenz absorbiert dann alles, und bestenfalls geraten die deutschen Arbeiter ins Schlepptau der französischen. Siegt Deutschland, so ist . . . der ewige Krakel wegen Herstellung der deutschen Einheit endlich beseitigt, die deutschen Arbeiter können

sich auf ganz anderem nationalen Maßstab als bisher organisieren. ... Die ganze Masse des deutschen Volkes aller Klassen hat eingesehen, daß es sich eben um die nationale Existenz in erster Linie handelt und ist darum sofort eingesprungen. Daß eine deutsche politische Partei unter diesen Umständen a la Wilhelm (Liebknecht) die totale Obstruktion predigen und allerhand Nebenrücksichten über die Hauptrücksicht setzen kann, scheint mir unmöglich.' Schiene ihm, lebte er heute, noch unmöglicher. Er wettert gegen den ‚Blödsinn', die ganze Geschichte seit 1815 und besonders seit 1866 rückgängig machen zu wollen. Bismarck, ruft er aus, tut immer auch ein Stück von unserer Arbeit; auf seine Weise, versteht sich, aber er tut sie, da die Bourgeoisie in ihrer Misere stecken blieb. Bismarcks Werk danken wir heute immerhin den Deutschen Reichstag, das machtvoll organisierte und mehr als man Wort haben will einflußreiche deutsche Proletariat; ihm danken wir ein beträchtlich größeres Wirtschafts- und Solidaritätsgebiet. An dem Wirtschaftsimperialismus, der tieferen Ursache des Krieges, sind alle Regierungen und Proletariate der an ihm beteiligten Reiche gleich schuldig oder unschuldig; was bleibt nun übrig, als weiterzukämpfen, bis Deutschlands und seiner Verbündeten Lebens- und Entfaltungsrecht anerkannt ist, und bis die Lügenfahne höherer Menschlichkeit und zivilisatorischer Mission der Gegner zerfetzt ist, die das nackteste Machtinteresse bindet? Wehe den deutschen Arbeitern, wenn ihr Schicksal den internationalen Genossen zur Gestaltung übergeben würde — der Rheinbund wäre die mildeste Form deutscher Verknechtung und Erniedrigung, und sicher wäre auch der Rückfall ins Elend vor 1866, dessen Schnitt dieser Krieg zu heilen bestimmt ist. Können Einsicht und Gewissen des Sozialisten zweifeln, auf welchen Posten ihn das Schicksal in dieser tragischen Stunde stellt?

Anmerkungen

Die Restauration in China

In einem Bericht über die chinesische Krise vor zwei, drei Jahren, wies ich auf die Wahrscheinlichkeit hin, daß der Präsident Juan schi kai über kurz oder lang das Kaisertum wieder einführen würde; das war nicht schwer vorauszusehen, und hat sich ja auch jetzt ereignet, ohne Spur von Unruhen oder Widerstand von irgend einer Seite.

Weltpolitisch betrachtet war die Revolution in China ein Ausdruck für das Vordringen und die Macht der westlichen Zivilisation; die Wiedereinführung von Chinas uralter Verfassung unter einer neuen Dynastie, eben jetzt, läßt den Schwächezustand ermessen, in den Europa aus eigener Initiative eingetreten ist.

Für Chinas eigenen augenblicklichen Vorteil ist die Veränderung sicher günstig. Keiner konnte daran glauben, weder in China, noch außerhalb, daß ein Reich, dessen einzelne Elemente sich noch in einem Urzustand befinden und das durch seine enorme Bevölkerungsmenge unhandlich gemacht ist, für die Republik reif wäre. Ein Volk wächst von innen heraus zu einer Konstitution heran ... und wie reif ist man eigentlich im Westen dafür? Neben dem konstitutionellen Massenfallit in Europa, unter dessen Eindruck wir augenblicklich leben, stellt es sich wie ein Ganzes dar, daß man in China mit nationaler Unschuld zu der unbeschränkten Herrschergewalt zurückgekehrt ist.

Die demokratischen Formen fanden keinen rechten Boden in China, selbst nicht als sie legal waren, und jetzt denke ich mir, hat man sie mit einem Seufzer der Erleichterung, der überall Widerhall gefunden hat, fallen lassen. Nicht alle Rollen sind gleich leicht zu erlernen. Als ich im Frühjahr 1913 nach Peking kam, hatte ich Gelegenheit, mir selbst einen Begriff von der Verlegenheit der Leute zu bilden. Es traf sich, daß gerade eine Volksversammlung, Reichstag, oder wie so eine Herde in China hieß, einberufen werden sollte, um eine Staatsanleihe zu bewilligen oder andere volksmündige Bestimmungen zu treffen. Unglücklicherweise kam einer der vornehmsten Deputierten auf dem Wege zur Hauptstadt ums Leben, er wurde auf einer Eisenbahnstation erschossen, soweit ich mich erinnere, und der Mord wurde, natürlich ganz unnachweisbar, mit dem Gerücht in Verbindung gebracht, daß Juan schi kai 30000 Mann Truppen in diesen selben Tagen um Peking herum zusammengezogen hatte. Es wurde ein geschwächter Reichstag. Viele Abgeordnete wurden im letzten Augenblick verhindert, schickten Absagen, schützten Unpäßlichkeit vor; allein schon die Schwierigkeit, alle Repräsentanten an einem Ort, nach langen, oft unsicheren Reisen, zu vereinigen, ließ sich nicht überwinden. Juan schi kai bekam die Staatsanleihe zu seinen eigenen Bedingungen. So ist dieser Mann.

In der Eisenbahn von Tientsin nach Peking fuhr ich mit mehreren Honoratiores zusammen, die bei der Beisetzungsfeierlichkeit für die verstorbene Kaiserin Witwe (nicht die alte Tau Hai, Chinas Schwiegermutter, sondern eine jüngere) repräsentieren sollten, und ich muß noch immer mit Staunen an diese Menschen zurückdenken, wenn ich mir gleichzeitig vorstelle, daß China damals wirklich Republik war. Es war das

Mittelalter, in das ich hineingeraten war, ein Stück leibhaftiges Mittelalter, die Physiognomien, die Trachten, ich empfand es wie ein Hoffmannsches Märchen, daß ich Wagenabteil und Datum mit verschiedenen Individuen teilte, die nach meinen eigenen Begriffen bereits vor vierhundert Jahren gestorben und begraben sein mußten. Am auffallendsten und widerstreitendsten gegen die übliche republikanische Auffassung war der unübersteigbare Rangunterschied, der die verschiedenen Personen so augenfällig voneinander trennte, obgleich es für den Uneingeweihten unmöglich war, einen Unterschied zu entdecken. Einige beugten sich in tiefster Unterwürfigkeit ganz bis zur Erde und drückten sich selbst innig die Hand, andere nahmen in gleichgültiger Herablassung diese Kriecherei entgegen, und dabei sahen für menschliche Augen beide Parteien ganz gleich aus, in denselben Seidenröcken und wattierten Mänteln mit Pelzwerk bis über die Ohren. Besonders war da ein ganz junger, unverschämt aussehender Mensch, der von allen Seiten Ehrerbietung entgegennahm; alte gebrechliche Herren mit der Rinde von dreiviertel Jahrhunderten auf dem Rücken, aber empfindlich wie Mimosen in bezug auf Auszeichnung und Stand, machten dem Bengel die Kur, der in einem fort europäische Zigaretten aus einem silbernen Zigarettenrohr rauchte und sabbelte und sich mit seinem Brokatärmel abwischte, während ein alter gebeugter Diener, mit edleren Zügen als der verdorbene Bursche, mit dem Teetopf dastand und wartete, ob die junge Herrschaft geruhen würde, durstig zu werden. In einem republikanischen Lande konnte dieser Auftritt nur so ausgelegt werden, daß der junge allmächtige Pöbel sich von dem uralten Adel des Landes aufwarten ließ.

Tags darauf bei der großen Beisetzungsfeierlichkeit sah ich unter anderm Bilder von Pferden in natürlicher Größe aus Holz und Pappe verfertigt, die in Prozession durch die Straße geführt wurden, Votivpferde, die zum Heil der Verstorbenen verbrannt werden sollten, damit sie im Jenseits die Pferde nicht zu missen brauchte — wahrlich, hier war man mit seinem Altertum noch nicht fertig. Und jetzt ist man ja auch mit dem Recht der Natur dahin zurückgekehrt.

Langsam und gradweise, in Übereinstimmung mit dem passiven chinesischen Naturell, hat Juan schi kai es verstanden, China wieder in seinen eigenen Gleisen zur Ruhe kommen zu lassen, die heilige Ruhe — bis auf weiteres — während er selbst sich ebenso langsam und unmerklich auf den Gipfel des Reiches hinaufgeschraubt hat. Seiner Karriere nachzuspüren, dem langen, ausdauernden und klugen Spiel, bald voll List und bald voll Gewalt, bald offenkundig und bald unterirdisch, ist jetzt, wo er unantastbar als Sohn des Himmels auf dem Thron von China sitzt, sowohl überflüssig wie unpassend. Der Kaiser hat, ebenso wie Frauen, wenn sie heiraten, keine Vergangenheit. Sein Vorgehen ruft übrigens die Erinnerung an zwei so ansehnliche Vorgänger wie Cäsar und Napoleon wach, die sich auch durch vorläufige formelle Amtstitel, geeignet die volkstümliche Empfindlichkeit zu beruhigen, der Alleinherrschaft näherten; Juan schi kai ähnelt Cäsar in der edlen Bescheidenheit, mit der er sich sogar nötigen läßt, die Kaiserwürde anzunehmen. Aber offen gestanden, eilte es damit ja auch nicht so sehr, da er sich in Wirklichkeit schon längst zu Chinas Stier gemacht hatte ... ich bitte um Entschuldigung, aber ich meinte S t i e r, gerade Stier, zu Chinas kräftigem und goldgehörntem, himmelgeborenem und einzigdastehendem omnipotentem Apis! Es wäre ganz berechtigt, und ich scherze jetzt nicht, wenn Juans Name dem Herrscherbegriff überliefert würde ebenso wie Cäsars, sodaß man künftig in China Juan würde, hat er doch selbst den Würdengrad geschaffen, den er jetzt einnimmt, und ihn mit seiner Persönlichkeit durchdrungen.

Das muß man sagen, ein echter Chinese

ist es, der an die Spitze von China gekommen ist. Eine Charakteristik Juan schi kais gibt eine erschöpfende Darstellung von fast allem, was man von Chinesen weiß, er umspannt mit seinen Instinkten sowohl Chinas Vergangenheit wie Gegenwart, und sein Schicksal wird von jetzt ab Chinas Schicksal werden. Als Mensch nimmt er durch eine gesunde primitive Einfachheit für sich ein, ist ein kräftiger Familienvater, hat acht Frauen, wovon die erste Kaiserin ist und die vielen anderen legitime Nebenfrauen, die nach liberaler chinesischer Sitte von der Kaiserin selbst für den Herrscher gewählt werden. Die Nachkommenschaft ist, soweit augenblicklich bekannt, durch 28 Prinzen und Prinzessinnen gesichert.

Der Staat ruht in China noch ausschließlich auf der Familie. Der Geschmack des Kaisers und seine eigenen Haustraditionen stimmen darum völlig mit dem überein, was in China als Staatsgedanke gilt, die Familie im erweiterten Sinn; hierin unterscheidet er sich vorteilhaft von dem Idealisten Sun Yat Sen, um den unfruchtbaren und jetzt verbannten Mitbewerber um die Macht in China in Erinnerung zu bringen. Natur geht über Erziehung.

Und von jetzt ab soll Juan jedes Frühjahr mit dem Goldpflug im Tempel für Ackerbau zu Peking eine Furche pflügen, wie die alten Sagenkaiser, jene hübsche Zeremonie, durch die der Sohn des Himmels als der erste Bauer und seines Landes Brotherr den Haupterwerb in China adelt. Er soll allein, ganz allein, auf den Altar des Himmels steigen, der sich unter freiem Himmel befindet, und dem Raum über sich das Sonnwendopfer darbringen, jener in seiner Einfachheit ergreifende heidnische Gottesdienst, der, wenn man es sich recht überlegt, eine furchtbare Prüfung der Seele ist, eine Konfrontation mit der Ewigkeit — womit will er sie ausfüllen?

Abgesehen davon, daß er seines Landes erster Familienvater, Bauer und oberster Priester ist, ist und bleibt Juan schi kai aber das, was er von Anfang an war: Soldat, Krieger, und jetzt seines Landes oberster Kriegsherr. Den Grund zu seiner Macht legte er dadurch, daß er das Militär in der Provinz, deren Gouverneur er war, reorganisierte. Er hat scheinbar ein wohldisziplinertes Heer für die beste Konstitution gehalten, die man China bieten konnte, wenn alles andere fehlschlug. Und er hatte recht; solange eine Nation sich nicht aus eigenem Antrieb zu zentralisieren vermag, muß die Sammlung von einem Mittelpunkt ausgehen.

Johannes V. Jensen

Edvard Munch

Früher Ruhm und späte Anerkennung ist das Schicksal des Malers Edvard Munch. Ein zweifelhafter Ruhm, der den Namen des noch nicht Dreißigjährigen als Kampfeszeichen emporträgt, ein halb zögerndes, halb staunendes Begreifen, das in den Werken des Fünfzigjährigen die Hand des Meisters erkennt. Berlin hat alle Phasen dieser Entwicklung gesehen, denn hier fanden die entscheidenden Ausstellungen statt von jener berüchtigten ersten im Verein Berliner Künstler, die nur wenige Tage währte und unter Protest geschlossen werden mußte, bis zu denen der letzten zwei Jahre, die in der Herbstsezession die Wandbilder für die Universität in Kristiania, bei Gurlitt einen Überblick über die malerische Leistung und nun bei Neumann eine reiche Auswahl des graphischen Werkes vorführt. Es wäre nicht uninteressant, die Geschichte dieser Ausstellungen zu schreiben und der Wirkung nachzugehen, die sie übten. Man würde finden, wie wenig wahres Verständnis die begeisterte Zustimmung der ersten Freunde und Verehrer trug. Man würde es begreifen, daß die Wege der meisten, die damals für den jungen Künstler eintraten, sich später von dem seinen trennen mußten.

Sie ahnten die Offenbarung eines genialen Geistes. Aber sie konnten nicht seine Bedeutung im Zusammenhang des gesamten künstlerischen Schaffens seiner Zeit ermessen, denn die Wege der Entwicklung werden erst dem Rückschauenden offenbar. So ging es Cézanne, nicht anders Van Gogh. Sie alle mußten den Mitlebenden zunächst als Sonderlinge gelten, weil sie sich in den Stil ihrer Zeit nicht fügen wollten. Es sind Unzeitgemäße, deren Wert erst in seiner Wirkung ganz sich erschließt. Zu Munch fand nicht das offizielle Kunsturteil, fand zuerst das freie Literatentum den Weg. Aber damit ward eine falsche Einschätzung begründet, da nicht die neue Form, sondern allein der besondere Inhalt dieser Kunst gewürdigt und ausgedeutet wurde. Man übersah, daß dieser Inhalt nur Leben erhielt durch seine Form, daß nicht das Erlebnis, sondern erst seine künstlerische Realisierung die Tat des Malers bedeutete. Nur langsam bahnte sich das Verständnis dieser eigentlichen Leistung des angeblichen Sonderlings. Und wie Schuppen fiel es erst von den Augen, als jüngere Künstler Munchs Gold in Scheidemünze umzusetzen begannen. Es ward offenbar, daß neue Wege gewiesen, neue Möglichkeiten künstlerischen Ausdrucks erschlossen waren, daß dieselbe Form, die vielen als das unzulängliche Kleid genialer Ideen erschienen war, gerade das Wesentliche der Leistung bedeutete. Munchs Malerei war das Prädikat schön vorenthalten worden, weil sie sich von der zu ihrer Zeit modernen unterschied, und es brauchte mehr als zwei Jahrzehnte, bis zögernde Zustimmung ihre eigene Schönheit zu erkennen beginnt. Munchs graphischem Werk erging es nicht anders. Und gerade hier mag auch der Widerstrebende erkennen, daß künstlerische Arbeit etwas anderes ist als genialische Improvisation. Erstaunlich ist der Reichtum verschiedenartiger und oft kompliziertester Techniken. Kupferdruck und Steindruck in jeglicher Form wird genutzt. Dem Holzschnitt sind neue Ausdrucksmittel erschlossen. Die in jüngster Zeit so folgenreiche Erneuerung dieser Technik nach dem Holzstich vom Anfang, dem japonisierenden Buntdruck vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts geht von den Anregungen aus, die Munch gegeben hat, und ein paar Köpfe, die er geschaffen hat, sind weitaus das Großartigste und Bedeutendste, das dem Holzschnitt unserer Zeit gelang. Auch das mag man verfolgen, wie Bildthemen oft wiederholt werden, wie nicht ein Einfall dem Künstler genügt, sondern wie der Gedanke abgewandelt wird, wie immer reinere Formen seines Ausdruckes gesucht werden. Es sind die kleinen Geister, die rasch fertig werden mit den Dingen. Sie verbrauchen äußeren Stoff, um an ihm ihr geringes Können zu erproben. Und so viel sie um Abwechslung sich bemühen, so öde bleibt endlich das Einerlei ihres Werkes. Munch besitzt den inneren Reichtum, der eine künstlerische Entwicklung verbürgt. Von dem Schaffen des Jünglings bis zu dem reifen Werke des Mannes ist es ein weiter Weg. In allem aber, was er gab, lebt sein Geist. Mit seinem Namen verbindet sich die Vorstellung einer Welt, die nur die seine ist. Und sie lebt im Gedächtnis eines jeden, der sie sah, weil ein Meister der Kunst ihr die einprägsame Form gab.

Curt Glaser

„Zwei neue Zeitschriften"

Deutsche Politik. Wochenschrift für Welt- und Kulturpolitik. Herausgeber sind die Herren Ernst Jäckh, Paul Rohrbach und Philipp Stein. Diese Zeitschrift löst das Größere Deutschland ab, eine Unternehmung des gleichen Verlags (G. Kiepenheuer in Weimar) und wesentlich derselben Publizisten. Die Bescheidung im Titel tut wohl. Rohrbach ist spiritus rector; sein großer Ernst, sein konzentriertes außenpolitisches Interesse, seine literarische Sachkenntnis, sein leidenschaftliches Streben nach Erweiterung der deutschen terri-

torialen Wirtschaftsbasis sind bekannt. ‚Deutschland unter den Weltvölkern‘ war publizistisch eine tüchtige Leistung, aber sein ‚Deutscher Gedanke in der Welt‘ hat, glaube ich, vor der Katastrophe doch sehr unklare, ja neblige und schwärmerische Vorstellungen von den deutschen Möglichkeiten geweckt und darum in besonneneren Politikern gemischte Gefühle geweckt. Die neue Zeitschrift dient, wie die alte, dem deutschen Imperialismus, ihrer Tendenz nach schwebt sie über den Parteien, — den bürgerlichen, versteht sich. In Einzelfragen wirkt sie sicher aufklärend und wegweisend. Ich persönlich halte Rohrbachs Art, die endgültige Regelung unserer östlichen Beziehungen herbeizuführen, für äußerst bedenklich, weil sie nicht einmal zum Mischprodukt einer vorübergehenden Regelung führen kann: ich denke zum Beispiel an seine „Lösung" der ukrainischen Frage. Außerdem scheint mir die ausschließlich machtpolitische Einstellung, weil sie durch den militärischen Verlauf des Krieges eine starke Korrektur erfahren hat, wenig fruchtbar. Aber wir müssen abwarten.

‚Demain. Pages et documents‘ heißt die Genfer Monatsschrift, die der Kreis mutvoller Europäer um Romain Rolland bei J. H. Jeheber, 28 rue du Marché, herausgibt. Henri Guilbeaux, der in seiner lesenswerten Sonderschrift des gleichen Verlags — Pour R. R. — die Haltung seines edlen Freundes gegen französische Anwürfe verteidigt und verdeutlicht, ist verantwortlicher Redakteur. Wie ein Märchen aus verklungener Zeit mutet der Glaube an die Zukunft Europas und des Europäismus an, dieses gefesselten Prometheus, den zu befreien Vernunft, Geschichte, Religion, Interesse aufgerufen werden. Es ist gleichgültig, zu sagen, welches Maß von Glauben ein einzelner dieser Botschaft inmitten dieser Hölle von Feindschaft und Mißverständnis entgegenbringt; aber es ist auf jeden Fall tröstlich, aus den faits et documents zu ersehen, daß auch jenseits der mitteleuropäischen Festung Menschen wohnen, die sich schützend vor kulturelle Gemeinsamkeiten stellen, auch wenn sie von Deutschen herrühren.

S. Saenger

Der orientalische Mensch

Charakterisieren wir zuerst den orientalischen Menschen — den Türken ebenso, wie noch den Asiaten, den Wolga-Russen, und schon den syrischen Levantiner — am raschesten (und natürlich oberflächlichsten), indem wir an seine andere Moral-Grundlage erinnern.

In diesem Augenblick stellt sich schon ein scharfer Gegensatz auf die andere Seite: der occidentalische Mensch.

In sich ist der Occidentale ja allein schon außerordentlich ungleich. Er umbindet so getrennte Weltverständnisse, wie die (zum Beispiel) des Deutschen und die des Franzosen. Und es sind in seinen Rahmen so getrennte Temperamente eingefaßt, wie die des Schweden und des Italieners.

Aber alle diese Nationen haben die (ungefähre) Gemeinsamkeit einer Moral. Und sie werden alle zu dem einheitlichen Typus: occidentaler Mensch, in diesem Augenblick, da man ihnen den orientalischen rund gegenüberstellt.

Auch der orientalische Mensch setzt sich aus sehr Heterogenem zusammen. Er kann ebenso Buddhist sein, wie Mohammedaner oder orthodoxer Christ.

(Wir lassen, um rasch zu wiederholen, nur einen Unterschied hier nicht gelten, den der Rassen: konträre Rassen, wie die germanische, die lateinische und die westslawische; oder die ostslawische, mongolische und etwa levantinisch-jüdische bilden jeweils geschlossene Typen: einmal den occidentalen, einmal den orientalischen Menschheitstypus. Ja, selbst eine einzige Rasse gehört manchmal beiden Menschen an: eben die jüdische. Der deutsche Jude ist längst Occidentale. Der Jude Süd-

europas und aller andern nichteuropäischen Länder immer noch Orientale.)

Die Moralgrundanschauung trennt sie: das zeigt sich am gröbsten und populärsten in der Annahme von „Bestechungsgeldern".

Der Orientale — der Türke ebenso, wie der Ostrusse — faßt das als eine Sache auf, die zwar angenehm, aber auch harmlos ist. Er ist überhaupt nicht so rasch, wie der occidentalische Mensch, dazu zu bringen, daß er alles Angenehme, wenn es mühelos erworben wird, gleich irgendwie verdächtig findet. Er hat eine primitiv-gesetzfreiere Moral, eine hintergedankenlos-naivere, kann man sagen; es bleibt lächerlich, ihn deswegen gleich schon unmoralisch zu finden.

Anderer Gegensatz: der orientalische Mensch ist phlegmatischer als der occidentalische, er ist deswegen auch irgendwie philosophischer. Denn Philosophie ist im ursprünglichen, geklärtesten Gehalt gewiß eine Vegetation des Müßiggangs, des Nichtstuns.

Etwas zu wahllos nur verbindet der Orientale dieses Nichtstun mit Träumen. Während der Philosoph nichts tut, und denkt. Der Orientale, wie ich schon andeutete, denkt nicht so sehr, als daß er sitzt. Er freut sich, daß er sitzt; und daß er, wenn er will, hintergrundlose, wenig geformte Bilder aus dem Rauch der langen Pfeife zusammenfließen lassen kann. —

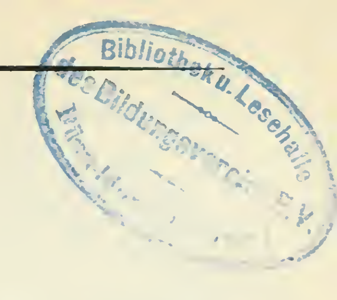
Ich lese jetzt ein interessantes Experiment über den orientalischen Menschen: das Buch von Willy Haas „Die Seele des Orients" (Diederichs). Haas versucht, die Seele des Orientalen mit jenem kolossalen und modernen Apparat einzufangen, der ihr am fremdesten ist: mit dem Apparat der (im großartigsten Sinn) wissenschaftlichen Philosophie; sie reicht von der Geschichtskritik bis zur Pathologie, und die Instrumente, mit denen sie ihre exakten analytischen Operationen vollführt, sind geschliffen und nicht mehr zu überzählen. Es stellt sich aber natürlich bald heraus, daß diese intellektuelle Chirurgie versagt, das heißt: man verschneidet leicht einen so unintellektuellen Körper, wie es die orientalische Seele ist.

Ich zweifle nicht, daß sich das Haassche Buch selbst nur als einen Versuch ansieht, und in dieser Einschränkung ist es schon interessant. Man lese etwa gleichzeitig Keyserlings „Kulturprobleme des Orients und Occidents"; um sich zu erinnern, wie ein intuitiver, idealistischer Philosoph guter Schule dieses Thema zu einem großen, bedeutsam-lebendigen Gefüge aufzubauen weiß. Nach Haas wirkt er fast dichterisch.

Man liest aber Willy Haas schließlich durch. Der Widerwillen, zusehn zu müssen, wie sich die vielen, nicht ersparten -ismen auf die Seele des Türken und Chinesen stürzen, wird einmal überwunden. (Gerade der Deutsche gewöhnt sich an so etwas rasch, vielleicht schon zu rasch.) Dann stellen sich bei Haas viele gute Beobachtungen ein. Da ist zum Beispiel gut die Genesis der falschen, süßlichen Anschauung, die wir vom Orient bis zum russisch-japanischen Krieg hatten. Gut ist auch die Ablehnung, daß der Orientale als das „Konservative und Stagnierende an sich, das entwicklungs- und fortschrittsunfähige" anzusehen sei. Aber ich kann mir nicht helfen, daß ich in diesem Buch doch wieder jenes Kapitel am besten geschrieben finde, in welchem Haas plötzlich alles Theoretisieren und Formulieren, fast erschrocken, aufgibt. Er bekam, sichtbarlich, auch schon genug davon in dem Augenblick, da ihm die Seele des Orientalen in ihrer visionären Faßbarkeit erschien. Hier dringt der geschulte Schriftsteller, (die Schule überwindend) zu ihrem tiefsten Verstehen vor; um in ein paar hervorragenden Abschnitten die nicht mehr neue Gegenüberstellung von Würde (des Orientalen) und Ehre (des Occidentalen) neuartig und sehr lebendig zu gestalten.

Theodor Tagger

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Die Entstehung der großen amerikanischen Vermögen

von Max Schippel

I

Auf eingehende Schilderungen des fabelhaften amerikanischen Reichtums und seiner Anhäufung bei einzelnen Familien und Personen stoßen wir auch in der deutschen Literatur und Tagespresse recht häufig. Scheidet einer der namhaftesten Yankeemilliardäre aus dem Leben, so werden wir jedesmal über Einzelheiten seines Lebensganges, über die Schätzungen seines Vermögens und Einkommens, die soziale und wirtschaftliche Rangstellung seiner Erben auf das genaueste unterrichtet: genauer wie über die Schicksale und Gepflogenheiten manches Herrscherhauses bei uns daheim oder in unserer Nähe. Sonst unnahbare aristokratische Kreise, erst Frankreichs, dann Englands, mehr und mehr auch Deutschlands lernten die belebende, gebrestenheilende Kraft dieser überseeischen Goldjungbrunnen längst überaus zutreffend bewerten, und manchem tüchtigen diplomatischen Vertreter von europäischen Großstaaten und Staaten – von bloßen Figuranten und Lückenbüßern ganz abgesehen – hat die Dollarprinzessin die Bahn zu einer weniger beengten, großzügigeren Betätigung auf den Höhen der Gesellschaft und der Politik erst erschlossen. Vielsagende Listen sensationeller Verbindungen zwischen jüngstem neuweltlichen Geldadel und ältesten europäischen Adelsgeschlechtern werden regelmäßig von Zeit zu Zeit bekanntgegeben.

Dabei fiel seit jeher mancher zweiflerische Seitenblick auf diese auffälligsten Blüten des amerikanischen Wirtschaftslebens. Spott und Entrüstung haben für die äußerlich gleißende, innerlich oft unfertig hohle Scheinkultur und die zweifelhafte Vergangenheit dieser Emporkömmlinge niemals gefehlt. Mit einem Gemisch von Staunen und Abscheu lesen wir die endlos sich wiederholenden Berichte über die erschreckende Gewissenlosigkeit ihrer geschäftlichen Machenschaften, über die schonungslosen, bis zum Verbrecherischen rohen Kämpfe der Spekulantenringe untereinander und gegen die Massen der Schwächeren, über die unerträglichen Ausschreitungen der Truste, die schamlose Vergiftung der Wahlen, der Gesetzgebung und Verwaltung, im Bunde wie in den Einzelstaaten und Gemeinden, durch den zersetzen-

den Einfluß der „großen Interessen": von übermächtigen Bahnsystemen und städtischen Verkehrs- und Versorgungsgesellschaften, von liebesgabenhungrigen Industrien und Großindustriellen, von beutelüsternen Finanzhäuptlingen und einzelnen überragenden Finanzkönigen. Das non olet! dürfte unsere öffentliche Meinung deshalb am allerwenigsten jenem Gelde zuzusprechen geneigt sein, wie es sich bei den Spitzen der Dollarokratie angesammelt hat.

Können wir also über einen Mangel an Einzelmitteilungen und Einzeleindrücken auf diesem Gebiete wahrlich nicht klagen, so fehlt es trotzdem an zusammenfassenderen Darstellungen, die einerseits ein unbefangener abwägendes Gesamturteil ermöglichen, andrerseits die außerordentliche allgemeine Reichtumsbildung und die noch ungewöhnlicheren Einzelauswüchse in ihrem Zusammenhange mit den Besonderheiten der amerikanischen Wirtschaftsentwicklung klarlegen. Das ist um so überraschender, weil gerade die letzte Aufgabe eine ungemein lehrreiche und fesselnde Ausbeute verspricht. Denn sowie man dem Gegenstand nur halbwegs näher rückt, fühlt man seine Bedingtheit durch die eigenartige neuweltliche Wirtschaftsgrundlage ohne weiteres heraus, wenn sich auch nicht gleich die schärferen Umrisse von Ursache und Wirkung enthüllen. Und ferner spürt man sehr bald, abermals in Verbindung mit den tieferen, in den Vereinigten Staaten rasend raschen Wirtschaftsumwälzungen: wie bestimmte Reichtumsformen neben- und nacheinander aufkeimen und sich entfalten, wie einzelne dieser Formen für frühere oder spätere geschichtliche Entwicklungsstufen in erster Linie kennzeichnend sind, bis schließlich das allermodernste Finanzkapital (Wallstreet, wie es der Amerikaner gern kurz ausdrückt) alle älteren und jüngeren Reichtumsarten und kapitalistischen Sondergruppen in sich vereinigt oder durch seinen einheitlichen Willen maßgebend, bis zum Verzicht auf ihre frühere Selbständigkeit, beeinflußt. In den Blüten und Kronen erkennen wir das nährende Erdreich wieder, und geschichtlich sich folgende Erdschichten sind durch stufenweise sich verdrängende und ablösende Pflanzenarten charakterisiert.

Die hervorragendste publizistische Leistung in der erwähnten Richtung bedeutet bisher wohl das weitangelegte Werk von Gustavus Myers, History of the great American fortunes (deutsch bei S. Fischer, Verlag, Berlin), das soeben durch eine Übersetzung erstmals breiteren deutschen Leserkreisen zugänglich gemacht wird. Der Verfasser schrieb vor reichlich einem Jahrzehnt eine vielbeachtete, grundlegende Geschichte von Tammanyhall, dem verrufenen demokratischen Korruptionsherd für die Stadt und den Staat New York, und der leidenschaftlich anklagende, mit allen dunklen Seiten des amerikanischen öffentlichen Lebens vertraute Parteimann verleugnet sich in seinem letzten Werk gleichfalls nicht. Dennoch ist es eine Fundgrube für zweifelsfrei feststehende Tatsachen, obwohl sie mitunter unerhört und unglaublich erscheinen. Zugleich ist es ein politisches Dokument, denn die Auffassung

Myers' über das vergangene Werden und das gegenwärtige Wirken der sichtbarsten Riesenvermögen wird selbst da, wo sie uns einseitig übertrieben vorkommen mag, in allen ihren Wesenszügen seitens vieler Hunderttausender von Farmern, Kleinbürgern und Arbeitern geteilt und in erregten Protesten und Wahlen, in kommunal-, staats- und bundespolitischen Reformbewegungen und Agitationen immer von neuem zu mitunter recht stürmischem und bedrohlichem Ausdruck gebracht. Selbst wo man die Tatsachen in anderer Beleuchtung und Verkettung erblicken kann, behält somit das Werk seinen Wert als Ausdruck weitverbreiteter Stimmungen und argwöhnischer Befürchtungen, nicht nur unter den radikalen Sozialisten, zu deren Grundanschauungen sich der Verfasser bekennt. Dazu eröffnet die gut herausgearbeitete Unterscheidung der verschiedenen Wirtschaftsstufen und der dafür charakteristischen wechselnden Reichtumsarten manchen tieferen wirtschaftsgeschichtlichen Einblick.

Um zum Lesen anzuregen und einen Überblick über das, mit sensationellem Tatsachenstoff fast überladene Ganze zu erleichtern, seien dem Buche einige orientierende Ausführungen gewidmet.

2

Neue Welt und Neuland: in diesem letzten Unterschied von den unvergleichlich konsolidierteren, ruhiger und stetiger sich verändernden Verhältnissen Alteuropas wurzeln, bis nahe heran an die allerjüngste Gegenwart, noch immer die meisten Überraschungen, die den Vereinigten Staaten bisher eigen waren, beruhen vor allem die verblüffenden, gleichsam aus dem Nichts entspringenden Reichtumsbildungen.

Am Anfange seiner wirklichen Kulturgeschichte, das heißt am Beginn der umfassenderen Europäersiedlung, war ganz Nordamerika noch ein unangebrochenes, weltabgeschiedenes Riesengebiet, das zum Teil zwar dichter von Bauern- und Bürgerdemokratien besetzt, vielfach jedoch an Günstlinge der Höfe und Regierungen und an Kolonialgesellschaften in ungeheuren Strecken weggeschenkt wurde: „von einem Meere bis zum andern", wie es nicht selten in den ursprünglichen Freibriefen und Schenkungsurkunden hieß, die also die erste größere Festsetzung an der Europa zugekehrten Küste sofort durch den ganzen Kontinent hindurch eigentumswirksam sein ließen. Was zunächst nur eine leere Formel und ein nichtssagendes Versprechen schien, gewann durch die ungeahnte tatsächliche Entwicklung, trotz allen zahlreichen späteren rechtlichen Einschränkungen, einen wirtschaftlichen Wertinhalt, mit dem der übliche und selbst der außerordentlichste Wohlstand sowohl daheim wie in den angrenzenden demokratischen Kolonialgemeinwesen keinen Vergleich mehr wagen konnte. Mit jedem weiteren Vordringen in das Innere wiederholte sich jedoch jedesmal ein ganz ähnlicher Verlauf. Schier unendliche Landstriche konnte, vor wie nach dem Bürger-

krieg, jeder wagemutige oder verschlagene Privatmann für einen Pappenstiel erwerben. Oder sie wurden den ersten Eisenbahngesellschaften und — ständig weiter westwärts, schließlich bis zum Stillen Meere fortschreitend — von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer neuen Bahngesellschaften oder ähnlichen Korporationen und im Vordergrund stehenden Großkapitalisten abermals an den Hals geworfen. Diese mißachteten Ländereien und sonstigen Besitzrechte schnellten jedoch unter der westwärts und südwestwärts, besonders seit dem Bürgerkrieg geradezu sturmhaft vorstoßenden Entschleierung und Besiedelung des Erdteils immer wieder zu blendend hohen Werten empor und warfen den Günstlingen dieser Entwicklung immer neue Riesengewinne in den Schoß. Auch wir in der alten Welt sehen ruckweise eine außergewöhnlichere Wirtschaftsumwälzung unvorhergesehene Reichtumssteigerungen erzeugen. In manchen Bezirken, die ausnahmsweise rasch aus dem üblichen langsam-gemächlichen Wachstum in den Vollstrom irgendeiner plötzlichen Wirtschaftsumwälzung hineingleiten, erleben wir in zwerghaftem Zuschnitt zuweilen manches, was wir einen „förmlich amerikanischen Aufschwung" zu nennen belieben. Aber im großen und ganzen setzen wir bei unserer Kapitalsakkumulation langsam und mühsam Stein auf Stein, reihen wir allmählich Haus an Haus und Straße an Straße, während in der wirklichen neuen Welt, alle früheren Phantasievorstellungen und alle heutigen europäischen Durchschnittserfahrungen überholend, ganze Städte und reiche Staaten wie über Nacht aus der wertleeren Einöde emporschießen. Würden unter der heutigen Wirtschaftsordnung diese unbegrenzten neuentstandenen und in ununterbrochenem Fluß ewig neuentstehenden Wertmassen überall begünstigten Einzelnen oder ihren organisierten Verbindungen, den Aktiengesellschaften und anderen Korporationen, in erster Linie zufallen, so gilt dies erst recht unter den eigenartigen amerikanischen Voraussetzungen, die dem großkapitalistischen Individuum oder den großkapitalistischen Verbänden seit jeher eine unbeschränkte Vorzugsstellung einräumten, weil hier die lange vorherrschende Geistesrichtung wenig oder gar nichts von der Staatsgewalt, um so mehr jedoch von der persönlichen Initiative findiger und geschäftskundiger Kapitalbesitzer erhoffte und ihnen deshalb jederzeit entsprechend großmütig-verschwenderisch entgegenkam.

Trotz diesem einheitlichen Grundzug heben sich, alle berechnende und verwirrende Korruption vorläufig beiseite gelassen, bei näherem Zusehen mit der Zeit recht verschiedene Etappen, sowohl der allgemeinen Wertentstehung wie der persönlichen Wertaneignung, scharf gegeneinander ab.

3

Bis zu den Unabhängigkeitskämpfen mit England und teilweise noch weit in das neunzehnte Jahrhundert hinein stand der alte feudale und feudal-

ähnliche Großgrundbesitz weitaus an der Spitze der Reichtumsverkörperungen: nur daß die ersten Landerwerbungen, nicht nur der voll- und halbsuveränen Kolonialgesellschaften, sondern auch der angesehenen englischen und holländischen Familien, trotz der Loslösung von den meist recht kümmerlichen Hafen- und Küstenstädten, überwiegend mit dem Handel zusammenhingen.

In den Neuniederlanden, also wesentlich im Stromgebiet des Hudson mit Neuamsterdam (New York) als Einfallstor, finden wir sowohl die holländische Westindienkompanie wie die „Patrone" mit ausgedehnten Grundherrschaften und weitgehenden ausschließlichen Grundherrschaftsrechten ausgestattet. So war Kilian van Renſſelaer, an dessen Namen heute noch verschiedene Orts- und Grafschaftsbezeichnungen erinnern, ein Amsterdamer Perlenhändler und einer der Direktoren der Westindischen Kompanie — man behauptet allerdings, daß er selber niemals in Amerika geweilt habe, sondern Zeit seines Lebens einer der absentee landgraves geblieben sei, die ihren Besitz lediglich durch Agenten verwalten ließen. Für einen ganz nominellen Kaufpreis erwarb van Renſſelaer ein Riesengebiet von Indianerland am Westufer des Hudson: gegen 700 000 Acre groß, etwa mit den heutigen Grafschaften Albany, Renſſelaer und Teilen vom Kolumbiakreis und vom heutigen Massachusetts zusammenfallend. Ähnlich wurden zwei andere Direktoren, Godyn und Bloemart, Besitzer großer „Mark- und Landgrafschaften". Wegen der gefährlichen Nachbarschaft der Indianer wurden solche Herrensitze meist wie förmliche Festungen ausgebaut, mit schirmenden Pfahlwerken und Gräben, mit Feuerrohren und Schießscharten versehen.

Der eigentliche Anbau des Landes war, wie erwähnt, keineswegs der Hauptzweck solcher Gründungen. Aus dem Handel geboren, blieben sie dem Handel verbunden: weniger durch den Absatz von Ackerbauerzeugnissen, die schwer und kostspielig zu befördern und dazu wenig begehrt waren, um so mehr durch Holzschlag und Waldausnutzung, hauptsächlich für den Schiffsbau, und durch Ausübung der glänzend lohnenden Fluß- und Küstenfischerei. Auch im Pelzaustausch, dem zeitweise wichtigsten Kolonialverkehr, spielten sie häufig wenigstens eine vermittelnde Rolle: denn das gewinnreiche Monopol des eigentlichen Handels ließ sich hier die holländische Westindiengesellschaft nicht so leicht aus den Händen winden.

Um den Nahrungsbedarf für die Herrschaft und den Schwarm der Diener und Sklaven zu decken, ferner zum Waldschlag und zur Fischerei waren freilich weiße Nachbarn und Pächter, also Einwanderer, nötig. Aber gemäß dem Zuge der Zeit blieben sie ohne Volleigentum an dem ihnen zugewiesenen Land, persönlich bestenfalls in etwas gemilderter Leibeigenschaft, tatsächlich und selbst nach dem Wortlaut der Gesetze ohne Bürger- und Stimmrecht, ohne wahre Freizügigkeit für sich und ihre Familienglieder, fremdem herrschaftlichen Gerichtsstand unterworfen. Doch mit ihrer

Zuwanderung, ebenso mit der Entfaltung des nahen Küsten- und Seehandels, hob sich trotzdem der Reichtum ihrer Gebieter immer höher über das gemeine Maß hinaus, so daß selbst die alte Handelsaristokratie daheim in Holland zuweilen von heller Eifersucht gepackt wurde und die Vorrechte des Patrontums zu beschneiden suchte, das in manchen Gepflogenheiten bereits die heutige Geldmagnatenoberschicht vorausahnen ließ: „Welch ein Schauspiel: dieselben Händler, die in der alten Welt zur Mittelklasse gehörten, ahmten nicht nur nach, nein, überboten die Gebräuche und Anmaßungen der eigenen heimischen Aristokratie, gegen die sie sich sonst oft genug aufgelehnt hatten, und setzten sich in der neuen Welt selber als eine erste mächtige Landaristokratie ein. Diese Patrone schlossen sich in Pomp und Dünkel von der Umwelt ab. Wie so viele kleine Monarchen hatten sie ihre Flaggen und Wappen. Jeder machte seine Herrschaft zu einer kleinen Festung, rüstete sie mit Feuerwaffen aus und bemannte sie mit Söldnern. Gegen ihn waren die Kolonisten nur armselige Knechte, sie waren ihm unmittelbar untertan und hatten den Treu- und Lehenseid zu leisten".

Unter der nachfolgenden englischen Regierung veränderte sich die Lage in den Hudsonkolonien durchaus nicht: die stärker auf den Mittel- und Kleinbesitz gegründeten Siedelungsdemokratien behielten ihren Bereich zunächst weiter nordwärts, im eigentlichen Neuengland.

Südlich der Mason- und Dixons-Linie, der vielgenannten späteren Grenzscheide zwischen den freien und den Sklavenstaaten, in Virginia, der „old dominion", setzte sich vollends eine geschichtlich denkwürdige Besitzaristokratie fest: die Vorfahren des südstaatlichen Pflanzertums, das, nach langen erbitterten Kämpfen um die Führung der Unionspolitik, zum offenen Abfall schritt, weil es sein Wirtschaftssystem der Negersklaverei nicht mehr beliebig aufrechterhalten und nach dem Neuland des Inneren hin ausbreiten konnte. Der fruchtbare Boden und die Möglichkeit, für den Weltmarkt erst Tabak, Reis und Zucker, später mehr und mehr Baumwolle in extensivem Großbetrieb zu produzieren, schuf hier, auf der Grundlage der unfreien Arbeit importierter und selbstgezüchteter Neger, eine herrschende Klasse, die, an Besitz viel reicher, mit der europäischen Bildung und Literatur oft in viel engerem Zusammenhang, in allen Lebensgewohnheiten ungleich aristokratischer, bis zu ihrem politischen Untergang geringschätzig auf die rauhen Hinterwäldler und Pfahlbürger des Nordens herabblickte. Noch lange nach ihrer Errichtung, bis zur Revolution, bestand in den südlichen Kolonien, wie in New York, das Erbrecht des Erstgeborenen und die Unteilbarkeit des Grundbesitzes, und wahrte und steigerte so den Vorrang des großen Grundherrentums.

Eine andere Besitzklasse, die schon frühzeitig die Mittelschichten, den Kern des amerikanischen Volkes, hoch überflügelte, stammte aus der Kauf-

mannschaft der Küstenstriche: mitunter aus den Kreisen der Geldhändler und Zahlungsvermittler, die zugleich an privaten und öffentlichen Notstandsdarlehen Wucherzinsen zu verdienen wußten, vor allem jedoch aus den Reihen der Schiffseigner, die ihre damals viel bewunderten Segler dem Fischfang und dem Seetransport widmeten.

Schon während der ersten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts entsprangen aus dieser Schicht einige der berühmtesten Vermögen. Boston, Salem und Plymouth sandten ihre unternehmenden Seefahrer in alle Richtungen der Windrose hinaus, und die Bürger von Massachusetts verstehen noch heute recht wohl, warum in dem Abgeordnetensaal ihres Staatshauses, zwischen den Säulen gegenüber dem Sitze des Sprechers, der Stockfisch als Wahrzeichen hängt. Die Verfrachtung der aus den nahen Waldzonen herbeigeflößten und sonst herangeführten Holzmassen stand für diese kapitalistische Betätigung an zweiter Stelle. Die allgemeine goldenste Erntezeit brach alsdann mit den großen europäischen Kriegen herein. Die napoleonischen und englischen Handelsverbote, die plötzlich alle alten, unentbehrlichen Handelszusammenhänge zu zerreißen drohten, machten den Schmuggel zu dem denkbar einträglichsten Geschäft. Je mehr die Kriegführenden ihre eigene Schiffahrt gegenseitig schädigten und lahmlegten, desto freiere Bahn gewannen die Neutralen, deren Führung in jenen Tagen ganz naturgemäß den rührigen und erfahrenen Reedern von Neuengland gebührte.

1791, zwei Jahre vor dem Ausbruch der zwanzigjährigen französisch-englischen Feindseligkeiten, betrug der auswärtige Handel der Vereinigten Staaten im ganzen 48 Millionen Dollar, 1801 dagegen 205 Millionen. Die Ausfuhr allein stieg in diesem Jahrzehnt von 19 auf 94 Millionen Dollar. Ähnlich wie in der Gegenwart steigerten sich bei Weizen, Mais und Fleisch Nachfrage und Preise im Handumdrehen. Wenn dabei schon die besser gerüsteten und organisierten Händler und Verfrachter, viel weniger die örtlich zerstreuten, geschäftlich hilfloseren Farmer, weitaus den besten Schnitt machten, so kam ihnen erst recht zustatten, daß sehr bald die naheliegenden westindischen Kolonien Frankreichs, Spaniens und Hollands, die noch vor kurzem meist jede fremde Schiffahrt durch Gesetz ausgeschlossen hatten, sich vollständig auf fremden Beistand für Ausfuhr wie Einfuhr angewiesen sahen. Durch die Umladung in nordamerikanischen Häfen und die Ausstellung neuer Schiffspapiere schlug man den englischen Kapern nach Kräften ein Schnippchen; 1801 entpuppte sich so die volle Hälfte der Ausfuhren als bloße Wiederausfuhr. Der Friede von Amiens (1802) bewirkte zwar eine kurze Unterbrechung, aber bereits 1803 mit der Erneuerung der Konflikte schwamm man wieder im alten, abnorm günstigen Fahrwasser. 1807 war der Gesamtaußenhandel von neuem und zwar bis auf 247 Millionen Dollar angewachsen, die Ausfuhr auf 108 Millionen.

längere Zeit belief sich, wie man schätzte, der jährliche Frachtgewinn auf etwa 32½ Millionen Dollar. Unter diesem Anreiz erhöhte sich die im Fremdhandel beschäftigte Tonnage von 123893 Tonnen im Jahre 1789 auf 749341 Tonnen in 1805. Hatte man im Anfange dieser Periode 25 Prozent des Außenhandels mit eigenen Schiffen betrieben, so war am Schlusse der Anteil auf nicht weniger wie 91 Prozent gestiegen. Auch der Schiffsbau, damals einer der blühendsten Produktionszweige Nordamerikas, nahm an diesem beispiellosen Aufschwung teil; zwischen 1798 und 1812 wurden über 200000 Tonnen eigengebauter Schiffe an das Ausland verkauft. „Das Wachstum der amerikanischen Reederei zwischen 1789 und 1807," urteilt Professor H. C. Adams, „steht ohnegleichen in der Geschichte der Handelswelt da."

Freilich, von der Geschäftsmoral der hierdurch zu den höchsten Höhen der Gesellschaft emporgetragenen Unternehmer und Glücksritter entwirft Myers kein schmeichelhaftes Konterfei. Am allerwenigsten von dem glücklichsten aller damaligen Freigeister und Freibeuter: Stephen Girard, von dem selbst bewundernde Biographen zugestehen, daß er „als Privatmann zeitlebens die Rauheit und Bedürfnislosigkeit eines alten Seemanns zeigte", was nur als zarte Andeutung des wirklichen Sachverhaltes verstanden werden kann — der aber, ein echtes Kind jener Zeit, seine Schiffe Voltaire, Rousseau, Helvetius und Montesquieu taufte und schließlich durch testamentarische Verfügung das Girard College, eines der bedeutendsten Erziehungshäuser der Welt schuf. Seit langem finden hier über 1600 Zöglinge, Waisenkinder aus dem Norden und dem Süden, Aufnahme, Pflege und Erziehung. Doch ist nach Girards letztem Willen keinem Geistlichen der Eintritt in die Anstalt gestattet, sei es auch nur zur Besichtigung: um das Unternehmen vor dem Zankapfel des Sektenwesens zu hüten. Solche Widersprüche zwischen langjähriger Lebens- und Geschäftsführung und schließlicher öffentlicher Betätigung wiederholen sich bei den amerikanischen Nabobs überraschend häufig . . . .

Doch um zu unserem eigentlichen Gegenstand zurückzukehren: der alte Reichtum sowohl der Grundherrschaften wie der Reeder hat meist keine lange Dauer gehabt. Günstigsten Falles hat er sich in andere Kanäle ergossen — wie auch Girard später zu gewagten Finanz- und Bankgeschäften überging, während wir anderen seiner ehemaligen Berufsgenossen von neuem bei der Gründung von Wegenetzen, von Kanalanlagen, von städtischen Verkehrsmitteln, von Eisenbahnen und Expreßkompanien begegnen.

Die Grundherrschaften weckten mehr und mehr die lebhaftesten politischen und sozialen Kämpfe und wurden mit der Zeit in Farmen amerikanischen Zuschnittes aufgelöst: zuletzt sogar im eigenen Interesse der Besitzer, denn je weiter westwärts der billige Schienenweg und die

leistungsfähige Farmsiedelung sich vorschoben, desto weniger konnte die altertümliche agrarische Produktionsweise fortgesetzt werden, die mit den geschilderten Großbesitzungen unlösbar zusammenhing. Die südlichere Pflanzeraristokratie, trotz allem äußerlichen Glanze gleichfalls innerlich schon längst zermorscht, versank in Schulden und ging zuletzt in der Sturmflut des Bürgerkrieges unter. Die amerikanische Schiffahrt aber, die mitunter alle Nebenbuhler übertroffen hatte, verschwand von den Weltmeeren, als der Dampf und das Eisen neue Konkurrenzverhältnisse auf diesem Gebiete weckten und als alle kapitalistischen und persönlichen Kräfte Amerikas sich der inneren Entfaltung, der Erschließung eines ganzen jungfräulichen Kontinentes für Produktion und Verkehr zuwandten.

4

Diese im einzelnen so widerspruchsvolle und dennoch im Endergebnis so großzügig-einheitliche Erschließung war wiederum, ganz im Einklang mit dem neuweltlich-kolonialen Gepräge aller dieser Vorgänge, von eigenartigen, in Europa wenig oder gar nicht gekannten Reichtumserwerbungen und Reichtumszuwendungen begleitet.

Die grandiosesten Wertentstehungen und Wertzuweisungen sind dabei zweifellos mit der Geschichte der Eisenbahnen verbunden. Mit kleinen Lokalbahnen und verhältnismäßig bescheidenen Verschleuderungen öffentlicher Gelder und Ländereien fing es bereits in den dreißiger und vierziger Jahren an, nachdem eine Periode fieberhaften Chaussee- und Kanalbaues vorangegangen war. Mit Überlandbahnen und der Opferung ganzer Provinzen und Staaten, nach unseren festländisch-europäischen Größenvorstellungen, spann es sich seit dem Bürgerkriege fort. Und wenn der Bund und die Einzelstaaten die bedenkenlos preisgegebenen Ländereien und Ausbeuterechte nach Wert und Inhalt kaum kannten und sie jedenfalls niemals nach ihrer baldigen Zukunftsbedeutung zu würdigen verstanden, so wußten die berufsmäßigen Gründer und Beutesucher über die „unbegrenzten Möglichkeiten" der in Frage kommenden künftigen Acker- und Weideflächen, Städte- und Bergwerksgrundlagen häufig nur allzu gut Bescheid. Der Vertrauensseligkeit und Geberlaune im Kongreß, in den Legislaturen und Städteverwaltungen stand die erstaunliche Gerissenheit gewerbsmäßiger Gründer und Beutemacher gegenüber, die unermüdlich um Landschenkungen und Privilegien warben und die im Notfalle, weil es sich bei dem Feilschen und Makeln zuguterletzt immer um schwindelerregende Wertziffern drehte, durch Bestechung, Ämterversorgung oder auch durch Drohungen und Einschüchterung fügsame parlamentarische Mehrheiten ganz nach ihrem Willen erzwangen. Kamen, wie in den alten Küstenstaaten, weniger die Landschenkungen in Betracht, so gierte

man nach wertvollen Benutzungsrechten für Straßen und Plätze, nach hochbezahlten Postbeförderungen und anderen Aufträgen, nach künstlichem Ausschluß der Konkurrenz, nach Abwälzung der unvermeidlichen (bei den unaufhörlichen sturmschrittartigen amerikanischen Umgestaltungen doppelt unvermeidlichen) Umbaukosten von älteren Linien und Bahnhofsanlagen auf die Allgemeinheit, und immer wieder war der Steuerzahler in Gemeinde, Staat und Bund der Leidtragende, während die Riesenvorteile, die jedesmal in Rechnung kamen, auf wenige einzelne als Millionen- und Milliardensegen sich ergossen. In welchem anderen Lande, vor allem in welchem Staate unserer alten Welt, hätten die gleichen Erfahrungen auch nur annähernd gemacht werden können?

Die Tatsachen, die Myers hier ausgräbt und zu einem niederschmetternden Bild allgemeinster Vergeudung und Korruption vereint, sind an sich kaum bestreitbar. Untersuchungsausschüsse in Washington und in den Einzelstaaten haben sie jedesmal festzustellen versucht, wenn nachträglich das öffentliche Bewußtsein und Gewissen die volle Tragweite der vorangegangenen Entschlüsse und die beschämenden dunklen Begleitumstände zu ahnen begann. Dennoch glaubt man bei diesen Schilderungen zuweilen ein wüstes wildwestliches Filmdrama vor sich zu haben, obwohl alle diese Finanzabenteuer, Treibereien und Beutezüge, die sich hier und da bis zur frechsten Gaunerei und zur brutalsten wirtschaftlichen Abwürgung steigern, unter den glänzendsten Namen an uns vorüberziehen. Neben Cornelius und William Vanderbilt, Jay Gould, Russel Sage, John J. Blair, John W. Garrett und Johns Hopkins erblicken wir die ersten Überlandbahngründer Collis P. Huntington, Leland Stanford, Charles Crocker und Mark Hopkins, endlich den Eisenbahnkönig des Nordens und Nordwestens James Hill.

Das Land, das Bund und Einzelstaaten mit heute unverständlicher Freigebigkeit an abgebrühte Bahnunternehmer — oft bloße Gründer und Aktienspekulanten, aber keineswegs wirkliche Erbauer — immer von neuem in den jüngeren Gebieten der Vereinigten Staaten weggaben, war zunächst kaum etwas anderes wie unangebrochene Wildnis: im Mittelwesten und Westen noch von Büffelherden durchschweift und von Indianerhorden lebensunsicher gemacht. Welche Regierung und welche Volksvertretung hätte hier um Quadratmeilen und selbst um ganze Grafschaften und Provinzen knausern wollen, wenn nur endlich das heißersehnte Ziel näher rückte: die Ausweitung des alten östlicheren Kulturkreises und die Aufeinweckung jenes toten unendlichen Brachlandes im Westen, das als public domain vorwiegend dem Bunde, zum Teil auch den Einzelstaaten gehörte. Riefen doch die Siedelungsbegehrenden, seien sie Bauern und Bürger der Oststaaten, seien sie Neuzuwandernde Europas, regelmäßig am lautesten

nach dem befreienden, lebenspendenden Schienenweg, ohne den sie einerseits nicht vordringen konnten, andrerseits ihren rückwärtigen Anschluß an Markt und Kultur nicht verbürgt sahen. Erhielt doch zugleich jede Bahngesellschaft durch die Landzuweisungen den kräftigsten Antrieb, produzierende und damit frachtenschaffende Farmer und Gewerbetreibende tunlichst rasch und planmäßig nach sich zu ziehen. Im Hochgefühl der winkenden großen Zukunft und des unerschöpflich scheinenden Vorrates an öffentlichen Ländereien kannte deshalb die Spenderlaune des Kongresses und der Legislaturen Jahrzehnte hindurch überhaupt keine Hemmungen mehr.

Wie natürlich, daß in buntestem Wechsel überall Spekulanten auftauchten, die mit Verkehrsprojekten nur deshalb hausieren gingen, weil sie Subventionen ergattern und möglichst eilig weiterveräußern und zu Geld machen wollten, und daß jede, oft willkürlich herbeigeführte Unterbrechung und Gefährdung irgendwelchen Eisenbahnbaues zu weiteren Erpressungen gegen den Bundes- und Staatenschatz ausgenutzt wurde: wenn nicht von den ursprünglichen Konzessionären, die sich vielleicht längst mit der Beute in größere Sicherheit zurückgezogen hatten, dann von ihren ebenbürtigen Nachfolgern und Schülern.

Das hervorstechendste Beispiel dieser früheren Landverschleuderungspolitik gewährt noch immer die Geschichte der ersten großen Transkontinentalbahn, und was Myers über die Machenschaften des „pazifischen Quartetts" (Huntington, Stanford, Crocker und Hopkins) in Washington und Kalifornien berichtet, brandmarkt zugleich das unvermeidliche Drahtziehertum hinter den Kulissen. Die Union Pacific-Bahn, der als Aufgabe die Verbindung von Omaha bis Ogden zufiel, erhielt zwölf Millionen Acre aus den öffentlichen Ländereien. Der Central Pacific-Bahn, die von Sacramento, der jungen Hauptstadt Kaliforniens, ostwärts den entsprechenden Anschluß zu schaffen hatte, fielen acht Millionen Acre zu. Mit den ergänzenden Schenkungen an die Kansas Pacific und ähnliche Gesellschaften ergeben sich nicht weniger als dreiunddreißig Millionen Acre, ausschließlich einem Bahnsystem zugewendet, das aber vom Bunde, wegen der behaupteten Schwierigkeiten der Geldbeschaffung, weiter noch mehrfach mit riesigen Darlehn unterstützt wurde. Im ganzen sind (nach Bogarts „Wirtschaftsgeschichte der Vereinigten Staaten") während der einundzwanzig Jahre von 1850 bis 1871, wo derartige Landschenkungen im allgemeinen aufhörten, durch den Bund mehr als 159 Millionen Acre, durch die Einzelstaaten 55 Millionen, ohne mit einer Wimper zu zucken, auf die Bahngesellschaften übertragen worden.

Als die Eisenbahnen die Sahne abgeschöpft hatten, folgten ihnen in den mehr inneren Landstrichen des Westens die Holz- und Weidekönige, die in der Übergangszeit der Bodenwertlosigkeit enorme Landflächen, unter dem Scheine des Rechts oder mit den rechtswidrigsten Tricks, in ihren Besitz zu bringen verstanden, um dann die Werterhöhung der herannahenden Kultur lachend

in müheloseste Eigenbereicherung umgewandelt zu sehen. Auf die Bergwerksmagnaten, die in ähnlicher Weise zu rechter Zeit zuzugreifen wußten, geht Myers in den vorliegenden Teilen seines Werkes noch nicht ein.

Als endlich die ehemals spanisch-mexikanischen Kolonialgebiete, in Kalifornien, Arizona und Neumexiko, von dichteren Besiedelungen umrahmt und durchsetzt wurden, schufen die überlieferten, bis zur Unentwirrbarkeit unklaren Besitzrechtsverhältnisse – eine Folge teils der vollkommen versagenden Hidalgoverwaltung, teils der unglückseligen spanischen Koloniallandpolitik – stetig erneute Gelegenheiten zu spekulativen Riesengewinnen, die bei der Endlosigkeit und Kostspieligkeit der gerichtlichen Auseinandersetzungen selbstredend vorzugsweise den wagehalsigsten Abenteurern und den mit ihnen verbündeten geriebensten Rechtsanwälten verblieben. Aus einer der berühmtesten dieser tollen Streitigkeiten, um den vielgenannten Maxwell-Landgrant in Neumexiko, ist unter anderem das Vermögen des Multimillionärs Stephen B. Elkins hervorgegangen, der nachher als Politiker wie als Unternehmer in dem aufstrebenden Westvirginien allmächtig wurde.

5

Nach einer anderen Entwicklungsrichtung war der riesengewinnbringende Umschlag aus der geringschätzigen Verschleuderung in die Hochwertung und die förmliche Unbezahlbarkeit nicht minder groß und rasch: bei dem städtischen Bauland.

An manchen, selbst an recht wirkungsvollen Gegenstücken zu solchen amerikanischen Erlebnissen fehlt es zweifellos in der Alten Welt gleichfalls nicht. Aber alles reckt sich in den Vereinigten Staaten auch hier zu viel riesenhafteren Größenverhältnissen auf, weil die Mehrzahl der neuweltlichen Großstädte in wenigen Jahrzehnten und Jahren aus den bescheidensten Anfängen und dem Nichts wie mit einem Zauberschlage emporgeschossen ist und weil – abermals im allgemeinen von der Küste nach dem Innern und dem Stillen Ozean fortschreitend - jede jüngere Stadt die Bereicherungserscheinungen der älteren Gemeinde von neuem durchmacht. Zwei Gruppen des auserwähltesten Dollarfürstentums wurzeln vor allem in diesem unerschöpflichen Wertsammelbecken: die Astor-New York und die Marshall Field und Leiter-Chikago; ähnlich noch die Longworth-Cincinnati, deren einer Sprößling, Nicholas, bekanntlich die Tochter Roosevelts als Gattin heimführte.

Der erste große Astor (John Jakob, 1764–1848) war bereits im Pelzhandel reich geworden, als er die Aufschwungsmöglichkeiten New Yorks mit richtigem Augenmaße übersah und, meist zu Spottpreisen, den Boden Manhattans und New Yorks Block um Block und heutiges Stadtviertel um Stadtviertel in seine Gewalt brachte: „Binnen weniger Jahre nach der Panik von 1837 vermehrte sich der Reichtum Astors in unerhörter

Weise. Die Geschäfte lebten auf, die Werte schnellten empor. Erst jetzt stieg die Einwanderung zu voller Flut. 1843 landeten 60000 Einwanderer im Hafen von New York, vier Jahre später waren es jährlich 129000; dann schwoll die Jahresziffer auf 300000 an und seitdem blieb das Wachstum ununterbrochen. Ein großer Teil dieses Zustroms blieb in der City. Das umliegende Acker-, Fels- und Sumpfland der alten City von 1812, mit ihren 100000 Einwohnern, wurde zu der dichtbesiedelten Hauptstadt von 1840, mit 317712 Einwohnern, und 1850 mit beinahe einer halben Million. Land war in Nachfrage wie nie zuvor. Die City dehnte sich weiter und weiter aus. Bauplätze, die ein paar Jahre zuvor leer geblieben waren, überfüllten sich mit einer eng zusammengepackten Bevölkerung. Der Grundbesitzerreichtum und die Armenviertel blühten gemeinsam auf, eines das andere bedingend."

Die unerschütterliche Korruption der New Yorker Stadtverwaltung kam dem glücklichen und von vornherein mit großen Mitteln ausgestatteten Terrainspekulanten dabei stets auf halbem Wege entgegen. Die Gemeinde hielt damals noch viel Grund und Boden in eigenem Besitz. Aber auf der Manhattaninsel breiteten selbst da, wo heute die Wolkenkratzer in langen dichten Reihen ihr Haupt gen Himmel erheben, an zahlreichen Stellen Sümpfe und Tümpel und zeitweise überflutete und überschwemmte Bodenstriche sich aus. Die Stadt schenkte solches Land in unbestimmten Umrissen, einfach gegen das Versprechen der Trockenlegung, hinweg, und da die Grenze zwischen trockenem und feuchtem Grund selbst ohne Handsalben eine recht schwankende war, so öffneten sich dem unverhohlenen Betrug Tore und Türen. Meister im Handsalben und im Gebrauch alles sonstigen Einflusses war aber der ehemalige Pelzgroßhändler, der schon vordem Indianer, Agenten und Abnehmer in gleicher Weise zu übertölpeln verstanden hatte. Viele der später so unentbehrlichen Landungsplätze am Hudson wußten die Astors der Gemeinde abzulisten, und oft war das großgewordene Gemeinwesen genötigt, das dereinst verschwendete Gemeingut später zu Notstands- und Wucherpreisen aus Privathänden zurückzuerwerben. Der erste Astor hinterließ so bereits zwanzig Millionen Dollar, der zweite (William B. Astor), der ganz in den Fußstapfen seines Vaters wandelte, 1875 hundert Millionen. Er besaß mehr als 700 Wohnhäuser und andere Gebäude, die vielen Flächen unbebauten Geländes ganz beiseite gelassen. Seitdem ist der Familienbesitz, durch Geldheiraten wie durch weiteren Neuerwerb, bis zu fabelhafter Höhe angestiegen.

Für Chikago waren die Leiter und Marshall Field (der manchem Leser zugleich als der Inhaber des größten, viel bestaunten dortigen Warenhauses bekannt sein wird) die glücklichen Gewinner.

Chikagos phänomenaler Aufstieg bot der Grundstücksspekulation vielleicht ein noch lockenderes Feld als New York. Denn wo heute an der letzten

Südwestecke des Michigansees ein kraftstrotzendes städtisches Gemeinwesen von etwa zweiundeinhalb Millionen Einwohnern, mit zahllosen engverbundenen Vororten sich ausbreitet, gewahrten noch am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die paar gelegentlich hierher verschlagenen weißen Kanufahrer und Pelzhändler nichts wie eine trostlose Sumpfecke. 1804 siedelte sich hier der erste Weiße, ein kanadischer Pelzhändler namens John Kinzie, an. Erst 1833 verließen die letzten Indianerschwärme diese Ecke, um den „fernen" Missouriländern zuzuwandern. 1848, als sich mehr und mehr ein bevölkertes und wirtschaftlich lebendiges Hinterland in immer weiteren Ringen um die Großen Seen und weiter westwärts herumgelegt hatte, rollte auf den Schienen die erste Getreidefracht nach Chikago herein: später passierten jährlich nicht selten dreihundert Millionen Bushel den Hafen und die Bahnhöfe. Große Industrien entstanden. So stieg denn die Bevölkerung 1870 auf fast 300000, 1880 auf über 500000, 1890 auf über eine Million, 1900 auf über einundzweidrittel Millionen, 1910 nach dem Zensus auf 2185283 Einwohner. In einem der anziehendsten Kapitel seines Werkes zeigt Myers, wie Marshall Field zu rechter Zeit ganze Stadtteile Chikagos seiner Verfügung unterwarf und den Gewinn an den inneren Ländereien immer wieder zu neuen Erwerbungen in den Außenzonen der Stadt benutzte, bis er schließlich auch zur Beherrschung industrieller Betriebe, wie der nur scheinselbständigen Pullmanwerke, weiter getrieben wurde: nur um eine Anlagemöglichkeit für seine sich aufstauenden Überschüsse zu finden.

6

Auf die gewaltigsten Gipfel der modernen Reichtumsauftürmung stoßen wir jedoch auf einem noch anderen Gebiet: dem des Finanzkapitals, das den Kredit des Landes, oder vielmehr ganz Nordamerikas und der westlichen Erdhälfte, eigenmächtig leitet und über Effekten- und Warenbörsen sein Zepter schwingt, das auf allen Feldern der Produktion und des Verkehrs unermüdlich junge, neugegründete Betriebe hervorzaubert und ebenso unaufhörlich alte Unternehmungen in den Schmelzkessel der Vereinigung und Vertrustung wirft, um immer ausgedehntere Grundlagen für das zu unerhörtem Umfange angewachsene Börsentreiben zu gewinnen — das in Amerika zwar in ganz besonderem Maße als Verkörperung aller zersetzenden, gemeinschädlichen Plutokratie verschrien, gehaßt und befehdet ist und das trotz alledem Rang und Macht nicht nur wahrt, sondern lawinenhaft vermehrt.

Der überragendste Vertreter dieser auffälligsten und einflußreichsten Kapitalschicht, J. Pierpont Morgan, rief in Deutschland erst neuerdings ausführliche Darstellungen und Würdigungen seiner Laufbahn und seines Wirkens hervor, von denen die Myersche Beurteilung und Entwicklungsschilderung allerdings wesentlich abweicht. Auch sonst ist das amerikanische

Bank- und Börsentum mit seinen Abenteuern und Erfolgen und mit seinen reichvergoldeten Spitzen bei uns nicht unbekannt. An dieser Stelle sei jedoch mit einigen allgemeineren Betrachtungen noch auf die tiefere Frage eingegangen: aus welchen Ursachen das amerikanische Finanzkapital und die führende amerikanische Finanzaristokratie eine, mit Europa verglichen, so außergewöhnliche wirtschaftliche und soziale Machtposition erobern konnte.

Schon die Gestaltung des Geld- und Zahlungsverkehrs bildete in den Vereinigten Staaten seit jeher einen treibhausmäßigen Nährboden für das außerordentliche Gedeihen des Bankgeschäftes. Zwar jene Zeiten sind längst vorüber, wo Hartgeld wegen seiner Seltenheit zeitweise wucherisch hoch bewertet und wo die umlaufenden Münzen aus aller Herren Ländern mit wechselndem Kurswert gehandelt wurden und so den Geldhändlern den ersinnbar weitesten Spielraum für Spekulationen und Gewinne außergewöhnlicher Art ließen. Aber dann kam die Ära der wilden Bankengründungen und Banknotenausgaben, die allen Zahlungsabwicklungen, abermals zu Nutz und Frommen der vermittelnden und leitenden Bankwelt, eine überaus starke spekulative Beimischung gab. Der Bürgerkrieg brachte vollends die zügelloseste Papiergeldwirtschaft, mit einem schwankenden, zuletzt ganz enormen Aufgeld der Goldmünzen: in der zweiten Hälfte des Jahres 1864 betrug dieses nicht weniger als 250 Prozent, das heißt zweieinhalb Dollar Papier waren nötig, um einen Dollar Gold zu kaufen. Die Preise aller Waren und Leistungen waren wie vom Veitstanz erfaßt und spiegelten jedes dauerndere Aufundab des Geldwertes in ihren Zuckungen wieder. Für verwegene finanzkapitalistische Ausnutzung von Preis- und Wertschwankungen boten sich kaum jemals ähnlich günstige Vorbedingungen: konnte doch eine so toll-verbrecherische Finanzorgie wie die „Goldverschwörung" Jay Goulds nur unter der Edelmetallnot des Bürgerkrieges und der nächstfolgenden Übergangsjahre ausgeheckt werden. Die Wiedereinrenkung des aus den Fugen gegangenen Geldsystems und das notwendig damit verbundene Wiedersinken der Preise schuf jedoch von neuem, obwohl abgeschwächt, ähnliche Voraussetzungen. Und immer blieb, fast bis zur allerjüngsten Gegenwart, die politische Gefährdung der Goldwährung, der Kampf zwischen dem Gold und dem, nach Auffassung der Farmer und Reformer wundertätigen Silber und Papier, blieb der Mangel einer Zentralbank mit ausschließlichem oder fast ausschließlichem Notenausgaberecht, fehlte deshalb jahrzehntelang eine staatlich-einheitliche, zielbewußte Diskontpolitik, an deren Stelle die neue finanzkapitalistische Herrenschicht von Wallstreet, viel mehr als es sonst zu fürchten gewesen wäre, ihre Sonderinteressen und Sonderbestrebungen zu setzen vermochte. Die rapide Aufschließung und Wirtschaftserweckung des mittleren und ferneren Westens vollzogen sich zum großen und größten Teil, unmittelbar oder

mittelbar, mit dem Geld und Kredit des älteren Ostens und nährten so ihrerseits gleichfalls jene unheilvolle Zentralisation, die jedesmal förmliche Zins- und Kreditkrisen hervorruft, wenn ein hoher Zahlungsmittel- und Kreditbedarf zum Umtrieb der inneren Ernten zusammentrifft mit lebhaften Ansprüchen der Börse und des sonstigen Geschäftstreibens im Osten und im ganzen Bereich der Vereinigten Staaten. Selbst eine an sich anerkennenswerte Errungenschaft: das starke Vorwiegen des Bankabrechnungsverkehrs bis hinein in die kleinsten Farmer- und Handwerker-, ja sogar Arbeiterkreise, statt der Bargeldverschwendung wie bei uns, hat dazu beigetragen, dem Bankkapital eine noch viel breitere, tragfähigere Grundlage und eine noch viel weitergehende Verästelung zu verschaffen.

Seine stärkste Wurzel besitzt aber das amerikanische Finanzkapital in jener grenzenlosen privatwirtschaftlichen Mobilisierung aller Anlagen, die der Börse, dem Markt für alle beweglich fließenden Kapitalsanteile einen unendlich weiteren Wirkungskreis und eine ganz andere soziale Machtstellung gewährt. Schon der eine Unterschied zwischen uns und den Vereinigten Staaten müßte eine gewaltige Kräfteverschiebung in dieser Richtung nach sich ziehen: unsere Bahnen sind Staatsbahnen und damit den pessimistischen und optimistischen Erwartungen, den organisierten Konkurrenzkämpfen, dem Gründungsfieber und den schwarzen Tagen an den Börsen entzogen. In den Vereinigten Staaten überragte der Kapitalswert des ungeheuren Eisenbahnnetzes lange Zeit den Gesamtwert aller Industrieanlagen und ebenso aller Farmwerte, und alle diese zahllosen Millionen (die Interstate Commerce Commission bezifferte für 1913 den Kapitalswert der railroad securities auf 19796 Millionen Dollar, also auf über 82 Milliarden Mark) sind fast bis auf den letzten Dollar in den ewig brodelnden Hexenkessel des Börsenhandels hineingeschleudert. Unsere Telegraphen sind in Reichsbesitz und Reichsbetrieb; in den Vereinigten Staaten waren 1912 27 Aktiengesellschaften oder „Systeme" tätig: mit einem Kapitalstock von 164 Millionen Dollar und einer fundierten Schuld von 63 Millionen. Unser Telephonwesen, weil in Staatshand, hat mit der Börse nichts zu tun; in den Vereinigten Staaten wird 1913 für das größte der konkurrierenden Systeme, die American Company, der Kapitalstock auf 345 Millionen Dollar, die fundierte Schuld auf 159 Millionen angegeben. Was zu einem wesentlichen Teil bei uns der Post als Paketbeförderung zugewiesen ist, übernahmen bis vor wenigen Jahren in Amerika die großen, den Privateisenbahnen eng angeschlossenen Expreßgesellschaften, so daß die zwölf wichtigsten Unternehmungen 1911 bei einer Gesamteinnahme von 153 Millionen Dollar über 15 1/3 Millionen als Reingewinn verteilen konnten. Erst ganz neuerdings bricht sich in Amerika der Gedanke Bahn, Schlachthöfe, Wasserleitungen, Gas- und Elektrizitätswerke, Straßen- und

Vorortskleinbahnen auf die Gemeinden oder Gemeindeverbände zu übernehmen; auch diese public utilities waren bisher ganz und gar dem Aktienkapital und damit den kleineren und größeren Börsen überantwortet, die, selbst wo ihr Wirkungskreis zunächst mehr ein örtlicher und provinzieller ist, ihren letzten Finanzrückhalt immer wieder bei den vielgeschmähten und doch unentbehrlichen gold-bugs im Osten suchen müssen.

Es ist sonach keine engerumgrenzte See mehr, sondern ein uferloser Ozean, auf dem die zahllosen, zu selbständigem Kursleben erwachten Unternehmungsanteile, Schuldverschreibungen und Wertanweisungen aller Art ihren glückhaften oder verhängnisschweren Weg hinaussteuern, in Sturm und Ruhe auf und nieder schwanken, auf dem sie heute zu großen Interessenverbänden sich zusammenschließen oder morgen zu schweren Einzelkämpfen und ausgedehnten Gruppenschlachten sich gegenüberstellen. Und jedes solches Vorgehen, sei es eine künstliche Wertbeeinflussung oder eine sachentsprechende Wertberichtigung gegenüber früheren künstlichen Verzerrungen, sei es eine Kapitalserweiterung, eine Neugründung, eine Verschmelzung und Vertrustung, setzt stets die Führung und Beihilfe, die Mitbeteiligung und den Löwenanteil jenes Finanzkapitals voraus, das bereits in früheren Jahrzehnten in Europa seinesgleichen suchte und in der Gegenwart den Gipfel aller Reichtumsbildung darstellt.

7

Ob die Vereinigten Staaten damit nicht schwereren sozialen Kämpfen entgegengehen wie das alte Europa, in dem die Gegensätze zwischen arm und reich viel weniger weit auseinanderklaffen, in dem der hervorstechendste Reichtum vor allem viel weniger mit Schmutz und Korruption besudelt erscheint?

Gegen alle plutokratischen Auswüchse fand Amerika jederzeit das denkbar stärkste Gegengewicht in seiner neuweltlich-kolonialen Grundlage: in der unaufhaltsamen Ausbreitung seines Farmertums, in der unschätzbaren Stütze, welche durch die Siedelungsmöglichkeit auch die Lebenshaltung und die Einkommenshöhe seiner Arbeiterschaft erhielt. Seitdem der Landvorrat im erlösenden „goldenen Westen", zum Teil durch kurzsichtigste und gewissenloseste Verschleuderung, bis auf kümmerliche Überreste zusammengeschmolzen ist, wankt diese Stütze ganz allgemein, wie sie längst schon für einzelne Industrien und Industriereviere hinweggefallen ist, und nur unter schweren Umwälzungen dürfte sich der soziale Ausgleich anbahnen, der in einem demokratischen Gemeinwesen schließlich unvermeidlich ist.

Soweit das Werk von Myers einer bereits vielverbreiteten Volksstimmung nicht nur der Arbeiter-, sondern auch der Farmerklasse, Ausdruck gibt, ist es zugleich ein Sturmzeichen, das dem bequemen kapitalistischen Gehenlassen der bisherigen amerikanischen Wirtschafts- und Sozialpolitik zur Warnung dienen sollte.

***

Der rechte Liebhaber des Schicksals

Roman von Albert Steffen

(Fortsetzung)

Klara führte ihn mit allen ihren Freunden zusammen. Sie wollte ihm die Möglichkeit verschaffen, noch vieles zu erleben, bevor die Blindheit ihn gänzlich vereinsamte.

Er liebte besonders die Kinder. Der Knabe von Thekla schloß sich innig an ihn. Denn Friedrich hatte stets eine Sagen- oder Abenteuergeschichte für ihn bereit.

Hugo berichtete sie der Mutter, die dadurch eine große Sympathie zu Friedrich faßte. Er merkte es und fühlte sein Gedächtnis zuweilen stundenlang an sie gebunden.

Einmal sah er auf der Straße, wie Thekla mit Hugo bei einem Fruchthändler Bananen kaufte und trotz der bittenden Begier des Kindes sie in einem Täschchen zu verpacken im Begriffe war. Friedrich sagte sich, daß sie wohl deshalb sie nicht jetzt verzehren ließ, weil sie wußte, daß in einer anderen Umgebung sie festlicher schmecken würden. Zwei Bananen waren es. Eine fiel sogar aus dem bescheidenen Papier. Hugo hob sie eiligst auf.

Friedrich grüßte und fühlte sich von einem munteren und einem gütigen Blicke aufgefordert, ein wenig mitzugehen.

Doktor Walzel, den sie alle kannten, kam des Weges. Hugo lief ihm entgegen, fiel auf die Nase und fing zu heulen an, als er die Hand, die hinauffuhr, blutig zurückbrachte. Walzel rief: „Hurra, Blut!" Hugo schaute ihn verwundert an, vergaß den Schmerz und stimmte schließlich in den Ruf begeistert ein.

Friedrich glaubte zu merken, daß der Doktor von Mutter und Sohn viel mehr als er bewundert wurde, und wandte sich deshalb mit heiteren Gefühlen wieder Eugenie zu.

Die Liebe nahte sich in allen Formen, um von ihm verschmäht zu werden. Eine Frau liebte ihn, weil sie in ihm einen geistigen Wikinger empfand, eine weil sie ihn dem Leben wiedergeben wollte, eine weil sie einen guten Vater für ihr Kind suchte, eine weil er ihr selber wie ein Kind vorkam. Er aber war zu allen der geistreiche Gesellschafter, gepanzert mit Scherz und Kühle, wie er sich vor sich selber rühmte.

Immer, wenn er ein solches Erlebnis glücklich absolviert hatte, reiste er in jene Stadt, wohin die Geliebte seit einiger Zeit gezogen war. Er fühlte dann das Bedürfnis, ihr auch räumlich näher zu sein. Er mußte abends in Verborgenheit vor ihrem Fenster, das erleuchtet war, auf und nieder gehen und das Erlebte noch einmal, zum letztenmal, triumphierend in der Erinnerung betrachten.

Einmal hatte er versucht, eine Begegnung herbeizuführen. Er sah sie aus dem Hause treten und eine bestimmte Richtung einschlagen. Er überholte sie auf einer Nebengasse und kam ihr von der anderen Seite entgegen. Aber im Augenblick, als er sie grüßen wollte, wandte sie sich einem Kleiderladen zu. Er mußte die zum Gruße schon erhobne Hand wiederum sinken lassen. Das nächste Mal, als er ihr, jetzt zufällig, begegnete, war er es, der absichtlich, um ein bißchen Rache zu nehmen, zu grüßen versäumte, obwohl sie ihn mit ihren Augen dazu aufzumuntern schien. Von nun an beeilten sich beide, einander höflich und gemessen zu begrüßen, ohne sich jedoch anzureden. Jetzt schien eine Verständigung und Versöhnung immer unmöglicher zu werden. Weil ihn solche Begegnungen stets sehr erschütterten, suchte er sie zu vermeiden. Auch wurden seine Augen immer schlechter, so daß er von dem geliebten Antlitz keinen Trost mehr hatte. Und von ihrem Innern vermochte er im Wirrwarr der Straße wenig zu erhaschen.

Nun ging ihm auch das Glück verloren, das ihre Kleider ihm gewährten. Ihr Hut, ihr Pelz, ihre mehr oder weniger breiten Spitzenkragen sagten ihm stets, daß sie die Seele hatte, die zu seiner paßte. Er achtete fast ängstlich auf solche Merkzeichen. Aber nie entdeckte er etwas, das auf eine Änderung ihres Geschmackes, ihrer Sitten und ihres Charakters schließen ließ. Denn ebenso wie sie unvornehme Farben von sich wies, so müßte sie auch häßliche Gefühle und die Träger derselben sich ferne halten. Das war ja auch der eigentliche Grund gewesen, warum sie damals zu ihm selbst gesprochen hatte: „Geh!"

Er aber – er wollte den Beweis liefern, daß er anders geworden war. Sie sollte es erkennen, wenn nicht mit körperlichen Augen, so doch mit Geistesblicken. Er wollte sich zum heitersten, tiefsten und treuesten Menschen machen.

„Gut, daß ich diese Lektion empfangen habe," sprach er ohne Bitterkeit zu sich. „Nur dadurch konnte ich erfahren, welche Beseligung in der Selbstvervollkommnung liegt. Ich seh in dieser Not eine Notwendigkeit, ohne die ich nicht den rechten Weg gefunden hätte. Eugenie der Dank, Eugenie allein."

Er wußte, daß sie morgens stets auf einer Bank, die sich um eine Linde zog, saß und sinnend sich in deren Duft verlor.

Er ging abends hin, wenn es dunkel wurde, um nachzuerleben, was sie morgens fühlte. „Sie löst ihre Seele in die Geister auf, die von der Sonne kommen," sagte er zu sich. „O ihre Seele ist ein Sonnenwesen. Sie ist es besonders hier in diesem Haine. In diesem Haine aber bin auch ich ein Sonnenwesen. Und als solche Sonnenwesen sind wir beide vereint. Wo ist der Priester dieses Haines? Wo ist der Versöhner? Du bist es selbst, milder, gütiger, ewig gebender Sohn der Sonne."

In der Stadt befand sich eine Sammlung antiker Statuen und Büsten. Sie wurde in einem tempelähnlichen Gebäude aufbewahrt, das von einem Ulmenhain umschlossen und dadurch von der lauten Straße abgesondert war. Um die mächtigen Bäume herum waren Bänke angebracht, auf denen sich die arbeitsmüden Menschen der nahen Mietshäuser auszuruhen pflegten.

Eines Tages (da Klara in einer andern Stadt verweilte), trat Artur von der Straße, deren wirres Treiben ihn ermüdet hatte, in den Tempel, um sich an den herrlichen Gestalten zu erfrischen. In dem hohen, kühlen, aus bräunlichem Marmor gebauten Raume, wo die lichten Statuen auf erhöhten Sockeln standen, strömte sofort Ruhe und Kraft in ihn. Die Brust dehnte sich, die Muskeln empfanden sich stolzer, der Blick wurde selbstbewußter, das ganze Wesen unbesieglich. Er schloß die Augen, um sein Äußeres, das ihm noch anhing, seine Kleider, seine Schuhe und die Bewegungen, die sie bedingten und die ihm unleidlich geworden waren, zu vergessen, und öffnete die Lider nur, um sich den Anblick zu erneuern.

Er sah in diesen Gestalten sein Menschheitsideal.

Nach langer, genießender Betrachtung trat er aus dem Tempel in den Ulmenhain. Er wollte etwas ruhen und blickte sich nach einer Bank um. Weit hinten sah er eine unbesetzte. Auf den andern saßen altgebückte, abgeplagte Leute. Er mußte die schlaffen Gestalten unwillkürlich verachten, da er so viele herrliche in seiner Seele trug, und schritt achtlos an ihnen vorbei.

Auf der leeren Bank angekommen, setzte er sich hin und schloß die Augen, um sich der griechischen Kultur noch länger hinzugeben.

Die Schatten des Parkes wurden dunkel. Die Invaliden griffen nach den Krücken und hoben sich hinweg.

Artur blieb, von Schönheit, Kraft und Sicherheit erfüllt. Es bildete sich in seinem Innern ein Volk, das ihn förderte und neu erschuf. Er suchte fernzuhalten, was ihn am Nehmen hinderte. Er wollte nur genießen. Er wies die Gegenwart der Wesen ab, die nebenan gelagert waren, die Laute, welche von der Stadt herüberdrangen, die eigene Vergangenheit und die damit verbundenen peinlichen Gefühle. Und es gelang ihm leicht.

Er fiel in Schlaf, und träumte, daß er durch eine finstre Grotte schritte. Er vermochte nichts als einige Mauerflächen zu erkennen, die von dunkelgähnenden Löchern fast verschlungen wurden. Plötzlich fühlte er sich angeweht von einer großen Angst, als ob ihm etwas feindlich nahte. Aus dem Dunkel formten sich die Linien zu einer Schreckgestalt. Sie schwebte

kurze Zeit vor ihm. Ein Brausen wie von einem Wasserfall erhob sich und erfaßte ihn mit Wucht. Dann tauchte die Gestalt in seinem Leibe unter.

Im gleichen Augenblick erwachte er und mußte zu sich sagen: „Ich trage dieses Wesen in mir selbst."

Denn daß er mehr als einen Traum erlebt hatte, war ihm gewiß. Es schien ihm ein Zusammenhang zu sein zwischen jenem nächtlichen Erlebnis, das ihn veranlaßt hatte, das Geständnis niederzuschreiben und dem heutigen Traumgesicht.

Er sah sich um. Der Hain war leer geworden. Auf der fernsten Bank, am Ausgang der Allee, von der Laterne der Straße schon beleuchtet, saß noch ein Mensch.

Artur ging an ihm vorbei und erkannte den Hülsenaufleser einer Schießgesellschaft, die in der Nähe des Schlößchens ihre Übungen abzuhalten pflegte. Es war ein alter Mann, gutmütig, aber schwachsinnig, der nur über wenige, kaum verständliche Kehllaute verfügte und der Sitte des Dorfes gemäß von Haus zu Haus verdingt wurde, um eine Schlafstätte zu haben, während des Tages aber betteln gehen mußte, um Nahrung zu finden und der bei solcher Lebensweise immer mehr verkümmerte.

Auf einmal, wie ein Blitz, kam der Entschluß in Artur, ein Sanatorium für Irre zu errichten. Und dieser Bettler sollte der erste sein, der darin aufgenommen wurde. Er sprach zu sich: „Wie durfte ich vergessen, was auf der Erde noch getan werden muß! Wie konnte ich die Nöte der Zeit aus dem Bewußtsein verbannen! Als ich von den Statuen kam, verachtete ich die gegenwärtige Menschheit. Ich fühlte mich erhaben über sie. Doch weshalb wohl? – Weil große Geister sich herabgelassen hatten, mir zu geben. Sonst wär ich leer geblieben. Was ich empfangen habe, will ich nicht benutzen, um andre zu verachten und mich zu verhärten. Ich will es weitergeben. Es soll in mir nicht nur ein Volk leben, das mich fördert, sondern auch ein solches, das ich fördern werde. Ich will Vermittler sein. Nur dadurch leb ich in der Gegenwart und nicht in früheren Epochen. Nur dadurch kann ich in die Zukunft schauen. Nur so kann ich mein Inneres mit allen seinen Eigenschaften, sogar den Fehlern, nutzen. Nur so wachs ich an Kräften und Erkenntnissen. Nur so büß ich die Schuld. Nur so bin ich der Freundin wert. Nur so bin ich – ich selbst."

Der Bettler ward ihm zum Symbol. Er forderte ihn auf, zu kommen, um morgen schon in seinem Haus zu wohnen. Denn er wollte so bald wie möglich den Plan verwirklichen.

Er sah sein Leben zurück. Da drohte Ohnmacht, Wahnsinn, Niedergang.

Er sah nach vorwärts, dem Entschluß entgegen, und fühlte, wie sich sein Wesen erweiterte.

„Ich öffne mir den Weg nach oben nur, indem ich ihn nach unten bahne," dachte er. „Mein früheres Leben hat Beziehungen zu den größten Verbrechen. Wenn ich diese Tat vollbringe, dann weiß ich sicher, daß ich und mit mir jeder, der Verbrecher ist, die Möglichkeit besitzt zu freiem Weiterleben, daß keiner verloren geht, daß es ein Recht gibt, neugeboren zu werden."

Er erkannte deutlich die Mächte, die seit den Griechen in uns eingetreten sind. Nichts von ihnen konnte ihm verloren gehen. Er sah sie aber noch durchpulst von jenem Willen, der nicht nur sich, sondern alle Menschen zu Göttern will.

Jetzt – angesichts des Tempels hier und angesichts der offnen Straße dort, aufrecht stehend, sich seiner selbst im Innersten bewußt, fühlte er sich hoch emporgeführt in ein Gewoge unaussprechlicher Empfindungen, die ihn mit lindem Säuseln trugen hoch über die Straße, den Hain, den Tempel – zum Sternenmeer empor.

Achtzehntes Kapitel

Am nächsten Tage beschäftigte ihn die Frage, ob die Anwesenheit des Bettlers Klara nicht widerwärtig sein würde. Er mußte antworten, daß er etwas in sich trug, das vielleicht häßlicher war als der Anblick dieser Gestalt. Klara würde ihm recht geben und die Tat begreifen, wenn sie im Innersten mit ihm verbunden war.

Er machte die nötigen Gänge zu den Behörden wegen der Übernahme des Bettlers. Hierauf schrieb er an einen befreundeten Architekten wegen des Baues.

Als Klara von ihrer Reise zurückkehrte und den Park betrat, war der Bettler das erste, das sie erblickte. Sie erstaunte sehr, ein solches Wesen auf ihrer Lieblingsbank beim Rosenbusch zu finden. Einige Laute, die es ausstieß, folgten ihr bis in das Haus hinein. Sie waren für das Ohr, was die Gestalt für das Auge. Befremdet fragte sie Artur, was dieser Mensch vor der Tür bedeute. So kam gleich im ersten Augenblick eine Aussprache zustande.

Er legte den Plan deutlich dar, ohne vorerst von dem Erlebnis im Ulmenhain zu reden.

Ihr wurde sonderbar dabei zumute. „Dieses Wesen soll also täglich um uns sein," sagte sie und trat zum Fenster. „Dann kann ich nicht mehr in den Garten gehen," rief sie mit jähem Rucke.

„Dieser Entschluß hängt mit meinem frühern Leben zusammen."

„Soll denn das Alte niemals ruhen?"

„Daß ich zu schweigen und zu vergessen suchte, hinderte nicht, daß die Vergangenheit sich in Wirkungen äußerte, worin ich gewisse Gesetze lesen konnte. Eine Zerstörung erwuchs aus ihr, die sich am besten vergleichen läßt mit der Verkümmerung des Bettlers. Ich gebe meine Bereitschaft zur Sühne zu erkennen, wenn ich ihn dem gänzlichen Untergange entreiße."

Nun erzählte er den Vorgang vor dem Griechentempel.

Sie hörte schweigend, anfangs widerstrebend, zu, wurde aber immer mehr von einem geistigen Lustgefühl ergriffen, wie immer, wenn sie in tiefe Lebenszusammenhänge blicken durfte.

Gleichwohl blieb eine gewisse Bitterkeit in ihr, weil er alles ohne sie getan und sie nicht einmal um Rat gefragt hatte. Es schien ihr, als verachtete er, was sie bis jetzt gedacht und gewollt hatte, als ließe er ihr Wesen gar nicht gelten. Sie sagte deshalb: „Du verlangst, daß ich mich aufgebe und deinen Zielen unterordne."

„Nein," versetzte er. „Ich stelle keine Forderung an andere Menschen. Ich habe kein Recht dazu. Mein Gewissen redet nur für mich. Du wirst anders wirken als ich. Du hast bis jetzt auch anders gelebt. Die großen Musiker sind deine Freunde. Bei diesen wohnst du, dort ist deine Heimat, dort verrichtest du deine Taten. Ich freue mich, daß du eine Aufgabe hast, die schöner ist als meine. Deswegen aber darf ich doch den Plan nicht aufgeben. Wir sind zwei Welten. Jeder läßt den Anderen in seine eintreten. Deine ist mir das Herrlichste, das ich erleben kann. Ich möchte sie in gar nichts anders. Willst du dich nicht ebenso verhalten? Nur dann liebst du mich doch. Ich verlange nichts, als daß du weißt, wen du in mir zum Freunde hast, und daß du mich liebst und nicht ein Bild, das du dir von mir machst und das nicht stimmt. Lassen wir uns gegenseitig gelten."

In allem, was er sagte, war die Wirklichkeit so scharf ausgedrückt, daß man nicht daran rütteln konnte. Sie drückte ihm die Hand und ging dann in den Wald, bewußt, daß sie nie einen andern Menschen als einen solchen lieben könnte. Sein einheitliches, geschlossenes und undurchdringliches Wesen trat ihr bildhaft wie ein Turm entgegen.

Sie fing zu singen an, hörte ihre Stimme und verstummte. Denn sie verglich sie unwillkürlich mit der seinen und ihre klang ihr plötzlich leer.

Ein banges Gefühl, als ob das Innerste von ihr ganz wertlos wäre, kam in sie.

Ihr Schreiten befreite sie nicht. Sie setzte sich auf eine Bank.

Artur schien ihr so fern.

Sie wollte schluchzen. Doch ihre Seele war zu öde.

Es erwies sich bald, daß sie nicht imstande war, die Begeisterung, die sie für Arturs Plan gezeigt hatte, zu einem dauernden Gefühle zu

machen. Sie konnte zwar die Bedeutung dieser Tat erkennen und sich sogar, solange sie in ihrem Zimmer war, dafür erwärmen. Aber sie mußte sich gestehen, daß sie eine Begegnung mit dem Bettler vermied, weil sie bei seinem Anblick Widerwillen empfand. Ihr Abscheu vermehrte sich noch, als sie sein Schicksal vernahm. In früherer Zeit hatte er mit Fellen, die er auf einem Hundefuhrwerk fuhr, hausiert. Dann waren aus den Fellen Lumpen geworden. So war er immer mehr verkommen.

Sie konnte ihn nicht betrachten, ohne jede seiner Bewegungen mit zornigen Gedanken zu begleiten. Der leiseste Laut, den er ausstieß, rief ein abweisendes Gefühl in ihr wach. So formte sich in ihrem Innern eine Sprache der Auflehnung, die stetig auszubrechen drohte, die bald wühlte, bald stichelte, bald wieder sich verbarg hinter einer leeren Gleichgültigkeit, die aber auf die Dauer nicht zu unterdrücken war.

„Ich kann dies Geschöpf nicht ertragen," sagte sie.

Artur erwiderte: „Ich will dir etwas erzählen. Der Vater meiner Mutter, der Arzt war, hatte eine zarte Frau zur Gattin. Immer wenn sie krank wurde, spürte sie vorher einen Chloroformgeschmack auf ihrer Zunge. Warum? — Die Frauen der Ärzte müssen viel Leid sehen, viele Erschütterungen sinken in ihr Unbewußtes hinunter, wirken dort und kehren wieder, verwandelt in Schwermut, Schlaflosigkeit, Migräne und andere Schmerzen. Drum soll sich jede prüfen, ob sie fähig ist zu leiden. — Wenn du den Bettler nicht erträgst, wie kannst du dann die übrigen Kranken, die zu mir kommen, ertragen?"

„Also willst du mich doch anders?"

„Du mußt wissen, wie ich bin, um zu sehen, ob du es aushältst bei mir. Das übrige ist in deinen eigenen Willen gelegt."

Er hielt es für seine Pflicht, äußerst deutlich zu sagen, worauf es ankam. Er verzichtete dabei von vornherein auf jede Klugheit, Klara zu gewinnen, obwohl die Versuchung dazu sehr groß war, denn sie wartete förmlich, überredet zu werden.

„Wenn sie eine Frau wäre, die Hilfe nötig hätte, so müßte ich mich anders verhalten. Jedoch, sie steht auf eignen Füßen," dachte er.

Er prüfte sich strenge, ob er wirklich ihre Eigenart, wie sie ihm vorgeworfen hatte, nicht verstehen und nicht dulden wollte. Ihr Wesen zog in vielen Erscheinungen an ihm vorüber. Er sah sie in der Küche, im Salon, auf der Eisbahn, als Hausfrau und Tänzerin, ach, er liebte sie viel zu sehr, als daß er verlangt hätte, sie wäre anders, obwohl sie manchem Menschen sicherlich zuweilen ein bißchen sonderbar vorkommen mußte durch die überfeine Kultur ihrer Bewegungen, die den einzigen Zweck zu haben schienen, ihr eigenes Wesen melodisch zu empfinden. Nun, er wußte, sie wollte mehr für sich, als für andere schön sein.

Obwohl er es gerne sah, wenn sie sich unter den lebensfröhlichen Menschen, von denen sie bewundert wurde, bewegte, so durfte sie doch nicht verlangen, daß er gänzlich in ihr und ihrer Umgebung aufging. So selbstverständlich es für ihn war, ihr das Recht zu allen Genüssen zuzugestehen, da diese die Grundlage zu denen waren, die sie der Welt verschaffte, so fühlte er doch etwas wie Selbstvorwürfe, wenn er sie mitmachte. Er erblickte im Geiste beständig die Bewegungen der Menschen, die für ihn arbeiteten. Er sah sie spinnen, weben, hämmern, pflügen. Er fühlte sich von den Empfindungen, die sich an solche Tätigkeiten knüpften, berührt. Da mußte er auf Gegendienste sinnen. Sonst wurde ihm das Leben unerträglich. Sonst konnte er sich nicht mehr achten. Immer wieder dankte er dann dem Schicksal, das ihm jene Aufgabe gesandt.

Klara fühlte die Kluft zwischen sich und ihm besonders deutlich, wenn er in den Kreis ihrer Freunde trat, mit seinem unheimlich ruhigen Wesen, aus dem jede Empfindung gelöscht schien. Es war ihr immer, als käm er aus dem Grabe. Desto merkwürdiger berührte sie dann die weltgewandte Art, womit er ihre Gäste behandelte. Sie las darin Geringschätzung. Nachher suchte sie ihn stets zu reizen, daß er sich ungünstig über diese Leute äußere. Jedoch, er war in seinem Urteil sehr zurückhaltend, oder dann so sachlich, daß sich nichts erwidern ließ — was Klaras Unmut noch vermehrte.

Sie ertappte sich beständig dabei, daß sie imaginäre Gespräche mit ihm führte, worinnen sie scheinbar willig und verständnisvoll auf seine Gedanken und Absichten einging, um ihn hierauf durch Winkelzüge und Scheingründe in Widersprüche zu verwickeln, so daß er sich eigensinnig, selbstsüchtig, scheinheilig und undankbar nennen mußte, an welche schemenhaft hin und her fahrende Vorwürfe sie selber einige Augenblicke glaubte, bis sie sich plötzlich besann, daß alles das ihrer doch ganz unwürdig war.

In Arturs Gegenwart konnte sie nicht auf solche Weise denken. Sein Gesicht war zu ernst und tiefdurchdacht, als daß sie derartige Kleinheit dahinter hätte vermuten dürfen. Und im Dispute vermochte sie der Logik seiner Darlegungen nicht zu entrinnen.

Einst, wie meist nach solchen Gesprächen, geschah es, daß Klara heftig sich selber angriff, weil ihr Haß auch jetzt nicht schwinden wollte. „Ist dieser Haß vielleicht mein Innerstes?" grübelte sie. „Ist die Freude, die ich an den Blumen habe, oberflächlich? Wurzeln die Entzückungen, die mich ergreifen, wenn ich Musik höre, nicht so tief?" Es war ihr, als hätte nichts vermocht, ihr ewige Gefühle einzuflößen, seit sie dem Bettler begegnet war.

Die ersten Schritte, die sie hierauf, um sich zu befreien, aus dem Hause tat, waren zögernd von düsterer Nachdenklichkeit.

Plötzlich erblickte sie mit einem seltsamen Aufleuchten des Gemütes eine rote Orchidee in der Tiefe des Tannentobels, an dessen Rand sie schritt, und kletterte sofort von Baum zu Baum hinunter, stets in Gefahr zu stürzen, brach eine Blüte nach der andern, von jeder in höhere Entzückung versetzt, bis sie mit einer mächtigen Blumengarbe im Arme wiederum emporstieg.

Nun tanzte sie über die Wiese.

Wenn sie diesen Tanzschritt innehielt, war sie von diesem Seelenzwang befreit. Dann konnte sie jedermann befreien. Sie hatte nicht nur ihre Sicherheit zurückgewonnen, sondern auch den Willen und die Kraft, die Arturs Sinn und Absicht ändern mußten. Was er gesagt und geplant hatte, schien ihr von der Lebensohnmacht eingegeben. Es stellte sich ihr die Pflicht dar, dagegen anzukämpfen. Ein Schrecken packte sie, daß sie auf Augenblicke sich von seinem Wahnsinn hatte verführen lassen. Sie war gewiß, die Bäume, die Wiesen und Wolken würden seine Seele umgeschaffen haben, wenn er dreimal mit ihr da oben geweilt hätte. Es schien ihr, als suchte die ganze Welt durch sie den Weg zu ihm. Sie brachte sie ihm wiederum zurück.

Sie vermied hinfort Dispute, denn sie sah ein, daß sie dabei doch unterliegen mußte. Sie fing deshalb an, da ihr die Wahrheit, die sie in der Schlucht gefunden, unerschütterlich schien, das Denken als lebensfeindliche Macht, als peripherisch von vornherein zu betrachten und stimmte Artur bei, nur damit er endlich schwiege, befreite sich hernach von jedem Hauche seiner Gedanken, sang, spielte Klavier und machte Spaziergänge, um ihre Kräfte zu erhöhen, denn sie mußte siegen.

Friedrich kam wöchentlich zweimal ins Schlößchen. Er war glücklich, daß Artur und Klara ihn mit ihrer Freundschaft ehrten. Dieses Glück steigerte sich noch, wenn er zu Hause es bedachte, wie denn eigentlich erst das Erinnern, durch Denken vertieft, den Wert des Lebens für ihn bildete. Aber der Dank, daß er solches Vertrauen sich verdient hatte, gebührt Eugenie. „Wenn man geliebt sein will, muß man den Urgrund in sich suchen," sagte er zu sich, „die Treue, dann zieht man unwillkürlich alle guten Menschen zu sich hin."

Es war ihm nach und nach zu einer lieben Gewohnheit geworden, Klara von dieser Treue zu sprechen und sich dadurch zu festigen, daß er sich sagen ließ, es sei sonderbar, absurd und töricht derart zu leben.

Erst hatte Klara geglaubt, er scherze, bald aber merkte sie, daß die heitere Dialektik, worin er sich gefiel, Lebensernst für ihn geworden war.

„Wer die Liebe nicht erlebt, hat überhaupt kein Leben," sagte sie.

Er versetzte: „Richtig! Die Frage ist nur: Was heißt Liebe? Soll

man die ganze Liebe erleben oder nur einen Teil derselben? Ist Treue ein Bestandteil der Liebe? Und wenn sie ein solcher ist, wie schöpft man ihn aus? Wenn man untreu ist, schöpft man die Treue nicht aus. Die Treue, und folglich auch die ganze Liebe, ist unerschöpflich."

„Wenn Sie aber die Treue anderswo besser anwenden könnten!"

„Das wäre der Gedanke eines Gecken. Man braucht die Treue wirklich nicht anderswo, als eben dort, wo man sie halten soll. Es gibt allerdings Momente, wo solche Versuchungen kommen. Aber nehmen wir an, ich wollte einer andern Frau ‚treu sein'. Dann müßte ich ja zu ihr sprechen: Die erste war der Treue nicht mehr wert! Ich muß sie verachten, seit ich dich kenne. Sie war gewöhnlich, häßlich, seelenlos, deshalb verließ ich sie. ‚Wie? Deine Liebe hat sie nicht besser gemacht?' würde die zweite Frau da fragen müssen, ‚da kennst du ja den eigentlichen Sinn der Liebe nicht.' Nein, nur nie grübeln, ob Treue Verschwendung ist oder nicht. Das wär ein Zeichen innerer Armut."

„Man vermag nur treu zu sein," fuhr er fort, „wenn man ein schöpferischer Mensch. Treue ist Liebe im Gedächtnis und in der Hoffnung, sie ist die Liebe im reinen Geist. Wenn man treu ist, geschehen alle Dinge unter dem Aspekt der Ewigkeit. Keine Weisheit kann sich verbergen, wenn man die Treue durch alle Zustände des Lebens: durch Einsamkeit, Müdigkeit, Krankheit und Sterben bewahrt. Man bekommt alle Probleme des Lebens gelöst. Man entdeckt in sich die richtigen Verhältnisse zwischen Körper, Seele und Geist. Man überwindet den Raum, man schaut über die Zeit hinaus, indem man für die Freundin denkt und fühlt. Träume offenbaren einem Wahrheiten, die durch die Sinne unzugänglich sind. Man erlebt, was sich hinter dem Tode verbirgt."

„Vielleicht ist Ihrer Freundin diese Treue peinlich?"

„Nein. – Ich bat sie, mir die Briefe, worin ich ihr Treue gelobte, zurückzuschicken. Sie tat es nicht. Was macht sie mit ihnen? Liest sie noch darin? In ihnen hat sie meine wahrste Seele. Sie soll nicht sagen dürfen: Ich habe das Versprechen der Treue nur auf dem Papier. Nein, sie hat mich ganz, in einem viel wirklicheren Sinne als diese Briefe. Und wenn sie meine Worte noch so oft lesen sollte, ich bin noch viel öfters bei ihr."

„Warum heiraten Sie sie eigentlich nicht?"

„Welche Frage! Bin ich nicht im Innersten mit ihr vermählt? Als äußern Menschen aber hat sie mich ja gar nicht nötig."

„Aber Sie die Freundin."

„Darüber denke ich grundsätzlich niemals nach!"

Friedrich gestand sich nicht, daß hinter dem Gewebe dieser Dialektik ein heftiges Gefühl für Klara glühte und daß sein Denken im Grunde

ein Kampf dagegen war. Diese Gedanken schienen aus der Liebe zu Eugenie zu fließen; sie wären aber ohne Klara nie entstanden. Er rief Klara in der Einsamkeit zu sich, um mit ihr von Eugenie zu reden, und fühlte sich dadurch befriedigt. Hätte er dieses nicht gedurft, so wäre er in Apathie verfallen.

Klara ihrerseits horchte meistens gar nicht darauf, was er sagte, sondern fühlte nur den Trost und Zauber seiner Gegenwart. Sie vergaß sofort den Sinn von seinen Worten und lebte ganz in den Empfindungen, die aus ihnen flossen, obschon sie wußte, daß sie Eugenie gehören sollten.

Artur gegenüber litt sie furchtbar, weil sie sich nicht mehr geben konnte, wie sie war. Sie hatte immer das Gefühl, sie heuchle. Schon darin, wie sie in das Zimmer trat, worin sie ihn wußte, lag eine gewisse Verstellung. Sie verbarg ihr Wesen zu leicht unter der Geschäftigkeit der häuslichen Arbeit. Es war ihr stets, als schädige sie ihn durch diese Unaufrichtigkeit, als müßte er den zugefügten Schaden in sich entdecken, und sie spürte den heftigsten Drang, ihm mitzuteilen, woher er stamme.

Unter diesen kranken Gefühlen, die im Widerspruche zu ihren Körperbewegungen, dem Klange ihrer Stimme und ihrem Plaudern standen, litt sie, wenn sie allein war, bis zu dumpfer Ermattung.

Das einzige, was sie erlöste, waren die Besuche Friedrichs.

Eines Nachts träumte dieser, daß ihm Artur gegenüberstände und mit ernsten Augen, welche ihm die Leidenschaft für Klara zum Vorwurf machten, auf ihn herniederschaute. Er fühlte diese Blicke, die ihn nicht lassen wollten, so schmerzlich, daß er gleichsam in das Wachen floh. Und im Wachen mußte er sich seine Liebe selber eingestehen.

Er beschloß zu Ehren Eugenies das Haus zu meiden. Mehrere Tage verstrichen, während er sich alles vor die Seele stellte, was er über Treue je gedacht. Er fühlte sich mit Eugenie mehr als je verbunden. Sie sollte sich des Sieges freuen.

Da erhielt er einen Brief von Artur, ihn und Klara doch wieder zu besuchen. Er leistete ihm Folge, denn er glaubte sich so stark, daß er nicht nur sich selber überwinden, sondern auch Klara mit Artur wieder vereinigen könnte. Die inneren Konflikte der Freunde waren ihm natürlich nicht entgangen.

Klara trat ihm allein entgegen, unruhig und aufgewühlt, bekam ganz plötzlich dunkle Augen und fragte ganz rauh: „Wie geht es Ihrer Dulzinea?"

Sich als Don Quichote von Klara so unzart verspottet zu sehen, berührte ihn sehr schmerzlich. Gleichwohl blieb er heiter und fragte seinerseits nach ihrem Wohlergehen.

Und nun gestand sie alles.

„Wenn ich singe," sagte sie, „ist mir, als horchte Artur nicht mehr so innig zu wie sonst. Früher war sein Antlitz stets vom Widerscheine meiner Lieder bewegt. Jetzt bleibt es unveränderlich und seine Stimme, wenn er dankt, klingt kühl. Ich kann ihm nichts mehr geben. Er will gar nichts von mir. Ich bin nicht einmal mehr imstande ihm wehe zu tun. Er bleibt sich immer gleich: heiter, höflich, scheinbar gütig. Jedoch, ich weiß, das ist nur so, weil ich ihm gleichgültig geworden bin."

Sie starrte mit leeren Augen zum Fenster hinaus. „Ich werde nie mehr auf der Erde Freude haben. Dieser See da draußen, wie öde ist mir seine Fläche nun . . ."

Allmählich zeigte sich auf ihren Lippen ein bitteres Lächeln, das sich verwandelte in ein hartes, dann in ein fast verzerrtes. „Ich sitze Artur gegenüber," fuhr sie fort, „zurückgezogen in mein Inneres. Äußerlich, da kann ich mich beherrschen. Aber in der Seele, Fürchterliches geht da vor: ich hasse den Bettler. Von diesem springt mein Haß auf Artur über. Von Artur auf mich selbst zurück. Dieser Kreislauf macht mein ganzes Leben aus. Anderes findet nicht mehr Platz in mir. Ich vermag kein hohes Buch zu lesen. Vorher müßte ich ja lieben lernen. Ich darf nicht scherzen, denn ich habe nur so viel Recht auf Heiterkeit, als ich dem Idioten gönne. Und dessen Lachen ekelt mich. Auf jedem Spaziergang, den ich mit den Freunden mache, wünsche ich, ein Dämon trüge mich in öde Gegenden."

Friedrich bat sie, daß sie sich nicht quäle. „Selbst heilige Menschen," sagte er, „haben an solchen Zuständen gelitten."

Sie lachte auf.

„Dieses Lachen ist Ihrer nicht würdig," sagte er.

„Ich weiß es," rief sie, „und weil ich es weiß, leide ich so sehr. Es ist Schwäche, Haß und heimliche Rachsucht. Deshalb fort von hier. Meine Aufgabe ist erfüllt. Ich mußte Artur das Leben retten, als er sich zerstören wollte. Das habe ich getan, damit will ich zufrieden sein. Sonst kann ich ihm nichts nützen. Auch ohne mich geht alles hier wie sonst. Soll ich darum traurig sein, mich quälen, auf Selbstzerstörungsgedanken verfallen? Das wäre Egoismus. – Und bin ich denn nicht schon getrennt von ihm, in einer gänzlich andern Welt? Ich plaudere lieber mit Ihnen, ich singe fröhlicher bei meinen Freunden. Wenn er nicht da ist, fühl ich mich so frei. Innerlich bin ich ihm längst entrückt. Nur mein Körper weilt noch hier, traurig, daß er seine Kräfte nicht mehr nutzen darf. Ich habe die Wahl, hier unterzugehen oder anderswo zu wirken. Nein! das mächtige Lebensgefühl, das in mir lebt, soll nicht verflackern, es soll eine Stätte finden in andern Menschen, soll stärken und begeistern."

Friedrich versetzte, daß sie einen vorübergehenden Zustand für einen dauernden ansehe. „Solche Übergänge hat jede Liebe zu überwinden. Eine

Liebe soll nicht nur für die seelischen, sondern auch für die geistigen Regionen geknüpft werden. Was heißt das aber? Es heißt, daß, wenn wir sie aus Natur verlieren, wir sie aus freiem Willen neu erschaffen sollen. Sie wollen Artur aus Haß verlassen. Besiegen Sie den Haß und Sie haben die Gewähr, daß der Haß auf der Erde keine Bedeutung besitzt. Sie haben dadurch bewiesen, was alle andern Taten der Welt nicht zu beweisen vermögen.

Ich hatte solche Übergänge," fuhr er fort, „unzählige. Jahre lang lebte ich nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich getrennt von Eugenie. Stets träumte ich von einem Hause, an dem sich Tor und Fenster schlossen, sobald ich nahte. Jetzt endlich sehe ich zuweilen die Geliebte herausschauen. Einige Male reichte ich die Hand hinauf, sie streckte die ihre herunter. Wir wurden beide von gleicher Wehmut erschüttert."

Wie er von seinen Schmerzen zu erzählen begann, vergaß Klara die eigenen. Ihre Augen fingen teilnehmend zu glänzen an. Friedrich sah es und rief: „So wie jetzt sind Sie im Grunde beschaffen. Versprechen Sie zu warten."

Er streckte ihr die Hand entgegen. Sie küßte sie, bevor er es verhindern konnte. „So bin ich," sagte sie mit einem traurigen Blick.

Artur trat ein. Friedrich fuhr von Eugenie zu sprechen fort. Aber etwas Unaufrichtiges kam in seine Worte. Er wurde unruhig, unsicher, sein stilles Lächeln schien ihm wie ein Krampf. Gegen Artur, der ihm ernst und schweigsam gegenübersaß, begann ein Haßgefühl emporzusteigen. Er ging, sobald es nur die Höflichkeit erlaubte. Kaum war er draußen, so strömte seine Seele ungehindert in die Landschaft aus. Er lief und jauchzte: nur die Tränen, die Blicke und den Kuß von Klara in dem Sinn, voll ihrer Schmerzen, die in seiner Brust zu brausenden Glücksgefühlen wurden. Er breitete die Arme in die Mondnacht aus.

Artur war für ihn nicht mehr vorhanden.

In dieser Nacht träumte Friedrich, daß er am Hause Eugenies emporschwebe und zum Fenster hineinschaue, jedoch einen ganz fremdartig ausgestatteten Raum erblicke. Es hingen Gemälde an den Wänden, welche die Freundin nie in ihrem Zimmer geduldet hätte, von gröberen Formen und grelleren Farben. Er sah sich hierauf weitergehen, durch viele Gänge, Treppen auf und nieder, um die Geliebte anderswo zu suchen, bis sich der Traum im Ungewissen verlor.

Am nächsten Tage fuhr er in die Stadt, in welcher Eugenie wohnte. Als er vor ihrem Hause vorüberging, sah er am Eingang einen kleinen Möbelwagen stehen, von dem zwei Männer eben einen Schreibtisch hoben, um ihn hierauf zum Tor hinein und die Stiege hinauf zu tragen. Er

folgte ihnen nach und fand an der Türe einen fremden Namen. Eugenie war fortgereist.

In den folgenden Wochen bemerkte er in sich eine zunehmende Unlust, über sie nachzudenken. Er bekam keine neuen Gedanken über die Treue und die alten waren ihm nicht gegenwärtig. Um so mehr fanden die Einwände und Vorwürfe, die Klara gemacht hatte, Zutritt zu seiner Seele. Daß er geglaubt hatte, mit Eugenie im Traume zusammen zu kommen, erschien ihm immer mehr ein ungeheuerlicher Selbstbetrug.

Unterdessen war der Bau des Sanatoriums beständig vorgerückt. Es sollte aus mehreren kleinen Einzelhäuschen, die zerstreut im Parke liegen würden, bestehen. Ein größerer Pavillonbau war für spätere Zeiten in Aussicht genommen.

Eines Tages saß Artur mit dem Architekten über den Plänen. Klara trat herein und glaubte zu merkten, daß sie ungelegen kam. Drum ging sie wiederum hinaus.

Jetzt stand sie am Küchenfenster, schaute auf den Hof hinunter und dachte, daß sie Artur gern in allem beistimmen würde, wenn er um ihren Rat und ihre Hilfe bäte. Aber es schien ihm so wenig an ihrer Meinung gelegen. „Ich glaube, ich könnte sogar den Bettler ertragen," sagte sie zu sich.

Da sah sie diesen auf dem Hofe unter einer Schar von Kindern stehen. Sie schauten einer Bäuerin zu, die am Gartenhage den Hühnern nachlief, eines fing und festhielt und ihm mit einer Sichel den Kopf abschnitt. Hierauf hob sie es bei den Füßen auf und trug es fort. Das Messer ließ sie liegen. Gleich faßte es der Bettler, fuhr damit in der Luft herum, drang auf die Kinder ein und jagte ihnen nach, als wollte er ihnen wie die Frau dem Huhne tun. Sie flohen schreiend fort, der Bäuerin nach. Diese kehrte um. Der Bettler ließ die Sichel fallen und machte sich grinsend davon.

Haß und Abscheu raubten Klara das volle Bewußtsein dessen, was sie hierauf tat. Sie ging in die Apotheke, nahm Opium und goß es in ein Glas voll Wein. Sie wußte, daß der Bettler jedes Restchen trank, das er erlangen konnte.

Er kam herauf, entdeckte das Glas und hob es sofort an die Lippen. Klara kam zu sich und schlug es ihm vom Munde weg, daß es zu Boden flog und zerschellte. Der Bettler schrie laut auf. Artur öffnete die Türe und schaute Klara fragend an. Sie sagte nur: „Ich gehe," und trat hierauf ins Freie.

Dann lief sie schweigend über die Ebene, bis sie außer Hörweite war, stand stille, richtete sich hoch empor, streckte die Arme zum Himmel und sang einen gleichmäßig hohen, aber immer mächtiger anschwellenden Ton,

holte hierauf tiefen Atem und sang auf gleiche Art in einer höhern Lage. In diesen Tönen war der Dank, daß sie nicht Mörderin geworden war und das Glück, daß sie ihre Entschlossenheit und ihre Aufgabe wiederum gefunden hatte. Sie wollte Artur für immer verlassen.

Sie verstummte, fühlte sich schweigend noch viel inniger in ihrem Eigensten und pries ihr Leben. „Nun darf ich wiederum sein, wie ich bin. Nun darf ich wiederum wirken."

Sie lief über die ganze Ebene und kam in die Stadt. Das Leben, das sie hier umdröhnte, ließ sie die Kraft in ihrer Brust nur unbesieglicher erscheinen. Alle diese Menschen, die hasteten, schrien und kämpften, die gerasselt kamen auf Wagen und Automobilen, sie konnten in den festlichen Saal treten, worin sie bald wiederum singen würde. Kein einziger war, den ihre Stimme nicht bezwingen konnte. Alle wollte sie begeistern, von allen würde sie geliebt werden. Die Stadt barg Künstler, die Ähnliches erstrebten, mit denen man sich verbünden konnte, denen man geben, von denen man empfangen durfte, indem man sang, jubelte, lachte und Liebesworte tauschte. Das war das wirkliche Leben.

Als sie die Augen eine Weile schloß, glaubte sie unaufhörliches Händeklatschen zu vernehmen.

Neunzehntes Kapitel

Artur versuchte, nachdem sich Klara von ihm getrennt hatte, sowohl unter den Dorfbewohnern als den städtischen Kolonisten eine Praxis zu gewinnen.

Mit den Bauern war es schwierig anzuknüpfen. Die meisten gingen zu einem Kaplan, von dem sie sich gesund beten ließen. Erst nahmen dessen Hände die Talerstücke in Empfang, dann legten sie Kuhmist auf das kranke Bein, zuletzt hoben sie sich zum Himmel empor und flehten Hilfe herab. Ein Sterbender gestand einmal ein ganzes Vermögen in Kuhmist ausgelegt zu haben. Für Geisteskranke pflegten sie fast niemals einen Arzt beizuziehen, obwohl sich fast in jeder Familie ein derartig Leidender befand.

Die Städter fanden sich viel schneller ein. Artur besaß unter ihnen Patienten, die türkische Bäder nahmen, bis der Geist zu verdampfen schien; Damen, die Entrunzlungspasten entkorkten, bis sie hysterisch wurden; Broschüranten, die von Lügen lebten, bis sie plötzlich den Verfolgungswahn bekamen; Ärzte der Leiber und der Seelen, die sich selbst nicht mehr zu helfen wußten; denkfaule und charakterbrüchige Menschen aller Art. Er fand immer mehr, daß das ganze Zeitalter einen pathologischen Zug besaß, der im Wachsen begriffen war und mit dem man zu rechnen sich genötigt sah. Er beschäftigte sich mit diesen Menschen auf ernsteste Art, mochte der Wahn, worin sie lebten oder sich gefielen, noch so verächtlich und lächer-

lich sein. Er wollte die Mittel finden, die gefährlichen Geister der Zeit zu bannen.

Gegenwärtig verlangten die meisten Berufe, mit denen man sein Brot verdienen konnte, daß man kleinlich intrigierte, log und betrog oder sich knechtisch unterwarf und ausnutzen ließ. – Artur wollte die Gelegenheit schaffen zu Lebensmöglichkeiten, welche die Seelen und die Körper ausbildeten und nicht wie bisher zerstörten. Er hatte nun einen benachbarten Bauernhof und alles Dazugehörige erworben. Hier sollte also eine Anzahl von Menschen als Heuende, Erntende und Holzhackende Beschäftigung und Erholung finden und den Ertrag unter sich teilen können.

Er mußte, um sich seinen Zielen zu nähern, viele unsympathische Dinge durchmachen. Es lebte in dem Dorfe ein Bauer, der zugleich Vorsteher einer Vereinigung gegen den Alkohol war und von welchem Artur ein Wiesenband kaufen wollte, das als sogenannter Schikanierungsstreifen an die Landstraße stieß und sein Besitztum von dieser trennte. Eines Tages sah er diesen Mann und seine Frau des Weges kommen. Er holte sie herein, um endlich den Vertrag zu schließen. Als es geschehen war, stellte er noch einige Fragen über den Verein. Beide wichen seinen Augen aus, schauten auf die Füße, traten auf diesen verlegen hin und her. Endlich platzte die Frau los: „Wir sind nicht mehr dabei. Wir sind ihnen zu fromm.“ Der Mann erzählte hierauf, daß er den Antrag gestellt hatte, in den freien Versammlungsstunden, statt zu singen, zu musizieren, zu rauchen und Kaffee zu trinken, – auf die Knie zu sinken und zu beten, aber abgewiesen worden wäre mit der brüsken Bemerkung, das sei dummes Zeug. Sofort habe er den Austritt angekündigt.

Artur fragte, ob er nicht glaube, daß sich der Geist zuweilen ausruhen müsse durch Gesang und Spiel usw.? Der Bauer hob erstaunt den Bart. Solche Antwort hätte er niemals erwartet. Artur lenkte ein und sagte: „Vielleicht würden Sie einen günstigen Einfluß ausgeübt haben, wenn Sie geblieben wären. Ist es richtig, seine Gaben so zurückzuziehen?“ „Ich habe Gaben,“ sprach der Bauer, „aber ich werde sie anderswo verwenden.“ „Ja, du hast Gaben,“ sagte die Frau. „Große Gaben,“ riefen beide. Artur glaubte es höflich. Da luden sie ihn für den Abend ein.

Er ging hin, mit einem unbehaglichen Vorgefühl, mißmutig, daß er zugesagt hatte. In die Wohnstube tretend fand er einige Gestalten auf den Knien liegen mit scheelsüchtigen und heuchlerischen Gesichtern nach ihm blickend, ohne jedoch zu grüßen. Der Bauer trat auf ihn zu und sagte: „So verwenden wir unsere Gaben, ungesehen von der Welt, aber nicht von Gott“ und wollte Artur niederziehen. Dieser sprach: „Ich bin das ungewohnt.“ „Sich zu demütigen?“ fragte der Bauer. Artur schwieg. Es entstand eine peinliche Stille. „Dann wollen wir Sie nicht aufhalten,“

sagte der Bauer. Die andern senkten die Köpfe noch tiefer. — Dieser Mann stellte Artur hernach Hindernisse in den Weg, wo er nur konnte.

Höchst seltsam war, wie Artur zu seinen Hausmeistersleuten kam. — Eines Morgens wurde er durch das Telephon so eilig wie möglich in das Dorfwirtshaus gerufen. Die Frau eines Bierfahrers, die Kellnerin dort war, hatte sich den Hals durchschneiden wollen. Ihr fürchterliches Schreien drang Artur schon von weitem entgegen. Sie lag in ihrem Blute. Der Gatte wollte sie verbinden. Sie stieß ihn weg und stöhnte: „Nur nicht mehr leben." Artur, der hereintrat, fragte sofort nach einem Fuhrwerk, um sie in ein Krankenhaus der Stadt zu schaffen. Ihr Mann stürzte zur Türe hinaus, wo ein Kraftwagen mit Bierfäßchen beladen stand und rollte eines nach dem andern auf das Pflaster. Eins zersprang. Da bekam er plötzlich eine Herzschwäche und mußte sich setzen, um nicht selbst hinabzustürzen. Nun kam Artur mit der notdürftig verbundenen Frau und hinter ihm einige Leute mit Federdecken heraus. Sie wurde gebettet, und hierauf fuhr Artur mit dem Fahrer auf dem donnernden Wagen in die Stadt. — Später stellte sich heraus, daß die Frau ihren Mann, oder vielmehr die Sphäre des Rausches, die ihn beständig umwogte (denn er mußte täglich, von Wirten, Kunden und Freunden genötigt, einige Liter Bier trinken), nicht mehr hatte ertragen können. Sie hatte jahrelang gekämpft, ob sie sich scheiden lassen sollte oder nicht. Sie zweifelte lange, ob ihre Seele würdig wäre, ewig zu bestehen, wenn sie immer von dem Dunste, den ihr Mann verbreitete, berührt würde. Sie erkannte aber als Liebende, daß er besser war, als sein Beruf ihn zu sein nötigte, und beschloß, getreulich mitzutragen. — Da wurde die Last zu schwer. Sie griff in der Verzweiflung nach dem Messer.

Vorläufig begnügte sich Artur, Seelenkranke, die der Aufsicht bedurften, in Pension zu nehmen. Das befreite Ehepaar nahm das Landhaus in Pacht und besorgte die Gartenarbeiten des Schlößchens. Ihr ältestes Töchterchen servierte an dem Mittagstische. Die bisherigen Dienstboten blieben.

Der erste Patient war ein Millionär, der lange Irrfahrten von Kurpfuscher zu Kurpfuscher gemacht hatte, da ihm die Ärzte längst nichts mehr zu raten wußten, wie er behauptete. Schließlich aß er nur noch kalte, ungekochte Speisen, indem er dabei den Bauch von außen mit heißen Tüchern erwärmte. — Er machte die Heuernte mit und war bald geheilt, baute sich ein Häuschen in der Umgebung und unterstützte Artur aus Dankbarkeit mit seinem Gelde.

Ein Zweiter kam hierher, um sich eine krankhafte und häßliche Eigenheit abzugewöhnen. Er mußte sich nämlich, weil ihm das ganze Dasein so sinnlos schien, beständig vor Grinsen schütteln. — Er war Beamter

auf der Bibliothek und hatte in einem Lesesaal die Aufsicht zu führen. Teils aus Pflicht und teils aus Wißbegierde las er alle die Zeitungen, wurde aber nach und nach von der Flut des Nichtssagenden so leer, daß er anfing, abends, wenn er seinem Häuschen außerhalb der Stadt entgegenging, zu lachen, nur um etwas in sich zu fühlen und sich dadurch ein wenig zu erfrischen. Erst tat er dieses nur, wenn er allein war, besonders, wenn er zu Bette ging und die Decke über die Ohren zog. Dann in Gegenwart von seinen Freunden. Schließlich sogar vor den Vorgesetzten, worauf ihm diese Urlaub erteilten. – Artur fand solchen Drang und Zwang begreiflich. Der Mann hatte lange Jahre kein einziges Buch, das Geist enthielt, gelesen, sondern immer nur Zeitungsartikel. In der Pension erwarb er sich die Fähigkeit, die leeren Meinungen des Lesesaales an Weltgedanken zu messen und dadurch zu ordnen und sogar nützlich zu machen. So gelangte er zu einer richtigen Wertung des Gebietes, worin er zu wirken hatte.

Ferner weilte hier die Gattin eines Malers, der sich selber den Verwesungskünstler nannte. Er hatte die Geister der Kloaken an die Sichtbarkeit gezogen, bis er überhaupt nichts anderes mehr als gräßliches Zeug zu denken vermochte, ohne eine Ahnung zu haben, daß er zerstörend wirken könnte. Plötzlich wurde seine stille Frau wahnsinnig. – Hier ging es ihr bald besser. Eines Tages kam der Maler, sanft und schüchtern, ganz verwandelt, denn früher war er laut und rücksichtslos gewesen, mit einer Mappe zartester Naturstudien unter dem Arme.

Bei vielen war die Heilung schwieriger. Einige gingen sofort wiederum weg, weil sie nicht fanden, was sie suchten, zum Beispiel ein Instinktlügner, der hier keine Gelegenheit zu seinen Intrigen hatte.

Typisch in dieser Beziehung war ein großer, dicker, mürrischer Philologe, der stundenlang im Parke auf- und niederwandelte und dabei in einem schwarzen Hefte die verschiedenen Antipathieempfindungen verzeichnete, die er gegen die anderen Pensionäre empfand, und sie durch Sprüche aus der Literatur ergänzte und bekräftigte. – Er reiste bald hinweg in einen Alpenkurort, um dort das gleiche zu tun.

Artur empfand das Bedürfnis, alle diese Menschen mit ihrer ganzen Eigenart, ihrer Scheu, ihrer Schwermut und Lebensangst unangetastet in sich zu erleben. Ihm war als müßten sie dadurch von selbst erwachen. Dieses Verhalten allein vermochte ihnen den Mut zu geben, sich selber wieder zu vertrauen.

Wenn er allein war, dachte er über jeden nach und vergegenwärtigte sich seinen Charakter, seine Erlebnisse, seine Bekannten, sein Wirkungsgebiet, den Klang der Stimme, den Ausdruck des Auges, die Gangart, die Schrift – alles, auch das scheinbar Unwesentliche wurde ihm so bedeutungsvoll wie dem Astronomen das Spektrum der Gestirne.

Er war dankbar über jeden neuen Ankömmling, dessen Verhältnisse er kennen lernen durfte.

Er wußte aber, daß er diese Seelenstärke nur dann bewahren konnte, wenn er ganz auf sich allein zu stehen vermochte. Nur wenn er sich selber treu blieb, wurde sie immer wieder von innen genährt, so daß er wissen konnte, daß er im Sinne des göttlichen Selbstes handelte. Erst dann auch konnte er die andern Menschen in Freiheit erleben.

Wie froh war er über seine starke Brust, über das heiße und freudige, unermüdlich schlagende Herz, dessen Blut von solcher neuen Kraft durchdrungen war!

Zwanzigstes Kapitel

Nun von Klaras Leben. — Am Tage, da sie sich von Artur trennte, bot ihr Friedrich Altschuh seine Hand. Sie sagte sofort unbedenklich ja. Es war eine unbeschreibliche Sehnsucht in ihr, die innerlichsten Kräfte, an die sie des fürchterlichen Hasses wegen nicht mehr hatte glauben können, wieder zu empfinden, indem sie für den Freund, der so lebensunbehilflich war, zu schauen und zu sorgen sich gelobte.

Eines Tages, als Friedrich mit ihr in einer Konditorei Tee trank, sah er plötzlich Eugenies weißen Mantel an einem Kleiderhaken, und plötzlich diese selbst. Sie saß im Nebenraume und betrachtete ihn durch einen Spiegel. Er vermochte nicht mehr zu plaudern und kaum mehr zuzuhorchen. Eugenie war also in dieser Stadt. Warum? Die Sehnsucht, an sie zu denken, kam übermächtig zurück. Er stand auf und sprach: „Ich muß nun gehen." Klara fragte, ob er sich krank fühle. Er schüttelte den Kopf, zog die Uhr, murmelte etwas von Arbeit, gab ihr überhöflich, als ob er nicht mit ihr verlobt wäre, die Hand und eilte von dannen, froh über diese Rücksichtslosigkeit, denn er wußte, daß Eugenie alles gesehen hatte.

Kaum zu Hause angelangt, holte er die Briefe Eugenies hervor und fand eine mehrfach unterstrichene Randbemerkung, die er selber hingeschrieben hatte. Es war das Gelöbnis der Treue.

Wie hatte er den wichtigsten Augenblick des Lebens, durch den allein sein Dasein sich über das Alltägliche erhob, vergessen können! Wie bitter bereute er, daß er überhaupt jemals von Eugenie gesprochen hatte! Sie schweigend im Herzen tragen, das wäre ehrenhaft gewesen. Er hatte von der Treue geschwätzt, um von neuem zu betrügen. Auch sein Benehmen gegen Artur erschien ihm jetzt ganz unverantwortlich.

Der Brief, den er hierauf schrieb und worin er Klara bat, ihm sein Wort zurückzugeben, machte diese erst wehmütig und zornig. Dann aber wurde sie von einem heftigen Widerwillen erfaßt, sich länger mit solchen psychischen Spitzfindigkeiten, wie sie es nannte, abzugeben. Sie beschloß

ein für allemal, niemals mehr weder zu bekehren noch sich bekehren zu lassen, sondern sich einem natürlichen Leben, ihren Fähigkeiten gemäß, hinzugeben, sich zu freuen, zu singen und schön zu sein. Die Natur hatte sie mit Gaben ausgestattet, die sie nicht verkommen lassen durfte. Jedermann bekam sein Pfund, womit er wuchern mußte. Wenn es Gewissenskrittler gab, warum nicht? Sie konnten eine mehr oder weniger angenehme Bangigkeit verbreiten. Sie aber hatte diese Periode hinter sich.

Der gleichen Meinung war auch Herr Breitinger, mit welchem sie die ganze Angelegenheit besprach. Sie wohnte in derselben Pension wie er. Nachdem sie alles erzählt hatte, dachte sie nicht mehr an den Konflikt. Ja sie versäumte sogar, den Brief von Friedrich zu beantworten.

Das Leben der neuen Tischgesellschaft war gerade wie sie es wünschte. Sonntags pflegte man aufs Land zu fliegen. Es war gewöhnlich so, daß je ein Herr und eine Dame sich anerboten, eine Lustpartie auszudenken, dabei das Sehenswerte an Aussichtspunkten, an historischen und geologischen Merkwürdigkeiten usw. ausfindig zu machen.

Einmal taten sich Klara und Breitinger zusammen. Sie übernahm bescheiden alles Ökonomische. Während die Gesellschaft noch auf dem See herumfuhr und sich von Breitinger die chemischen Ursachen der Wasserfarbe erklären ließ, schmückte Klara einen Saal im Strandwirtshaus. „Die Befriedigung, die mir das Vergnügen der Heimkehrenden bereitet, einen gut gebratenen Fisch und einen richtig gemischten Salat zu finden, überwiegt die Freude, die ich am Rudern hätte," sagte sie.

Die Zurückkehrenden bekamen jedoch vorerst nur ein Täßchen Tee mit etwas Gebäck, um sich ein wenig zu erfrischen. Ein ganzes Souper konnte einer beweglichen Tanzstimmung schädlich sein.

Im Saale war ein leichtes Büfett aufgestellt. Die großen Fenster schimmerten, der Boden glänzte, die Wände waren mit hellgelber Seide überzogen, auf der die Lichter glitzerten. Die Gesellschaft schwamm in lauter hellen Gefühlen. Das Geplauder war wie ein Brunnengeplätscher. Jedermann hatte seinen besonderen Schimmer, ein Lächeln, eine Geste, eine Seelennüance eigener Art, zur großen Freude Breitingers. Er verstand alle die Menschenerscheinungen am innigsten zu genießen mit seinen heiteren Blicken, vor allem die weiblichen und unter diesen am meisten Klara. Sie war die reizendste. Er bat sie um den ersten Tanz.

„Ich habe Ihr Schicksal bedacht," sprach er dabei zu ihr. „Sie brauchen nichts zu sein, als was Sie jetzo sind. Mit Ihren Augen zu strahlen, mit Ihrem Munde zu lächeln, mit Ihrem Teint zu entzücken und die Bewegungen dieser lieblichen Musik mitzumachen. Ihr Leben ist im Tanz erfüllt."

Als die Musik verstummte, führte er sie in den Garten. Ein Kätzchen, das sie fand und auf den Arm nahm, gab den weiteren Gesprächsstoff ab. Er erklärte ihr, warum sie (man wußte nicht recht, ob Klara oder die Katze) keine unschöne Bewegung machen konnte. Sodann befahl er: „Pflücken Sie Blumen", stellte sich abseits und schaute zu. Und Klara pflückte Blumen, hielt den Strauß gar zierlich in den Händen, einen Binsenhalm noch zierlicher im Munde, ordnete sie und band sie und schaute zwischen den Blüten hindurch auf den Dichter.

„Halten und behalten Sie die Blumen," rief sie nun, reichte ihm den Strauß, schwang sich auf die Krippe eines Baumes, warum? Sie mußte sich über sich selber verwundern. Noch nie im Leben hatte sie sich so gebart, nur heute; es war der Mann, dem dies gefiel, das fühlte sie.

„Sie haben Geschmack," sagte Breitinger. „Wenn ich das sage, dürfen Sie sich rühmen. Der Geschmack ist mein Gebiet. Jeder Mensch hat seine Sphäre, die er wie keiner kennt: der Milchmann, der Pferdescherer, der Klavierstimmer . . . jeder besitzt ein Reich, worin er heimisch ist. Ich wohne im Lande des Geschmackes."

Klara wurde es unbequem auf ihrem Aste. Sie wollte hinunterspringen, wagte es jedoch nicht mehr, denn sie fürchtete seinen Tadel. „Ich kann nicht mehr hinunter," jammerte sie, obwohl sie schon gefährlichere Sprünge getan hatte. Aber sie könnte so fallen, daß es sein Gemüt beleidigte. „Helfen Sie mir," bat sie und ließ sich anmutig vom Baume heben, wodurch sie Breitingers Verehrung vollends gewann.

In der Folge freute sie sich sehr seiner Gesellschaft. Er pflegte über alles geistreich, aber anspruchslos zu scherzen. Nur wenn das Gespräch auf den Geschmack geriet, wurde er ernst, unerbittlich und sogar hart und richtend. Aus seinen Äußerungen schien hervorzugehen, daß er das Weib, das seiner wert war, noch nicht gefunden hatte, obschon er sich beständig auf der Suche befand. Alle hatten den Geschmack irgendwie verletzt.

Klara sagte zu ihren Freundinnen, daß sie durch diese Bekanntschaft viel von der Wesensart des Mannes zu erfahren hoffe. Aber sie freute sich doch sehr, daß sie vor seinem Blick so gut bestand, und sah sich vorläufig ganz durch seine Augen. Sie saß, wenn sie auf der Straßenbahn fuhren, gern auf dem Geländer, weil er es liebte, obschon es verboten war. Sie sprang durch den Wald und ruhte im Moose und betrug sich immer derart, daß es ein kleines Bildchen gab, das ihm gefallen mußte, unter das man schreiben könnte: „Mädchen, das einen Kahn ans Land zieht", oder „Dame, die vor einem Windstoß flieht". Sie freute sich, daß sie so trefflich rudern konnte, löste die Ketten, legte die Ruder ein, kehrte das Boot mit Eleganz. Er saß am Steuer, schaute zu und hielt ihr eine Rede über ihr Gesicht, das so lebhaft und doch so ruhevoll, so gleichmäßig

hellrot war. Sie wurde sich wie fremd dabei. Ferner trug sie Blusen „gemäß ihren Seelenzuständen".

Sie merkte bald, daß es ihm vollständig gleichgültig war, was sie sagte, und daß er keine Ahnung hatte, was sie dachte. Es schien ihn nicht im geringsten zu interessieren, ob ihr Betragen von Herzen kam oder nicht. Das war der Grund, daß sie ihre tieferen Gedanken nie aussprach. „Ich werde lediglich dazu benutzt, um in ihm eine Reihe schöner Empfindungen hervorzurufen," sagte sie zu sich. „Nun — es soll mir selbst Vergnügen machen." Er pflegte sie lächelnd und aufmerksam vom Kopf bis zu den Füßen zu betrachten, das Haar, das Ohr, die ganze Gestalt. Einmal dachte sie dabei: „Wie blöde schaut er drein!" Da fragte er, ob er ihr Auge küssen dürfe, „weil es so selig schimmere"; „ich müßt es zudrücken," versetzte sie.

Trotzdem er die angenehmsten Dinge über sie sagte und ihr auf Augenblicke viel Vergnügen bereitete, fühlte sie sich meist wie ausgesogen, wenn er ging. Gleichwohl bereitete sie sich auf das nächstemal vor, so daß er in Holland zu sein glaubte, wenn er mit ihr in der Küche aß, oder in Marokko, wenn sie vor ihm auf dem Teppich kauerte. Sie fürchtete, daß er sie verachten könnte. Eine kaum zu bezwingende Scheu war in ihrem Auge, wenn es an seinen geistreichen Lippen hing.

Einst fragte er: ob sie heute unproduktiv sei in ihrem Berufe, die Welt zu verschönern? Sie lächelte bänglich: „Wieso?" — „Nun, der Unproduktive beißt sich eben die Fingernägel ab." — „Ich habe sie nicht abgebissen." — „Aber auch nicht poliert. Übrigens verzeihen Sie, daß ich so häßlich rede, ich selbst bin heute unproduktiv gewesen und schein es immer noch zu sein. Die Stadt kam mir so schmutzig vor. Ich war recht froh, daß ich zu Ihnen kommen durfte. Seien Sie nicht böse."

Einst, als er finster vor sich hinblickte, denn sie hatte ein Kleid gewählt, das nicht nach seinem Geschmacke war, fragte sie: „Reut Sie die Zeit nicht, die Sie hier verbringen?" Er antwortete: „Die Zeit, die man bei einer schönen Frau verbringt, bereut man nie, und wenn man auch nur nichtige Dinge triebe. Nichts ist nichtig, sobald eine schöne Frau dabei ist. Man kann sie ja betrachten, dies ist das Wichtigste der Welt. Oder nennt mir einen wichtigeren Gegenstand. Ich darf mir gestatten, stundenlang bei Ihnen zu sein — vorausgesetzt, daß Sie nicht diesen englischen Kragen tragen."

Es wurde Klara nach und nach doch etwas peinlich, so fest im Gehirn eines Menschen zu existieren als etwas, das sie gar nicht war, und demgemäß behandelt zu werden.

Eines Tages, als sie mit ihm Tee trank, kam unerwarteterweise Doktor Walzel auf Besuch. Klara war nicht imstande, ihre gezierten Gebärden plötzlich abzulegen.

Nachdem die beiden Männer fortgegangen waren, griff sie sich heftig an. „O, wie ich den Hals drehte, den Mund büschelte, den Arm über den Tisch hin legte und immer andere Verlogenheiten ersann. Keine Bewegung, kein Blick, kein Wort war echt. Wie bin ich doch gesunken.“ Ihr war, als müßte der Doktor in ihr eine Kokette sehen.

Glücklicherweise kam unmittelbar darauf Thekla, seine Frau. Klara gestand ihr diese verdrießlichen Gefühle. Thekla erwiderte: „Breitinger trägt die Schuld. Man muß in seiner Gegenwart sich so betragen. Man kann nicht anders als falsch sein.“

„Ich habe mich stets gewundert, dich mit ihm zusammen zu sehen,“ fügte sie hinzu. „Hast du nicht gemerkt, er pumpt die Menschen förmlich aus. Er sucht nur junge, schöne und gesunde auf, die kranken kann er nicht ertragen. Wer einen Schnupfen bekommt, den läßt er im Stiche. Wir sind ihm nicht mehr wert als eine gute Zigarre oder ein Gläschen Malaga. Er nennt uns auch danach. Die jungen Mädchen heißt er den Salat der Empfindung. Die Dienstboten den Alltagskohl. Ich bin ein Glas voll Wasser, das er zwischen den verschiedenen Törtchen leert. Und du bist so ein Törtchen. Hat er dich verspeist, so kommt er zu mir, um sich zu neutralisieren, und hierauf sucht er einen andern Leckerbissen. Nie denkt er daran, seine Seele, die soviel genommen hat, irgendeinem Wesen anzubieten. Er ist der ärmste dabei. Wenn er nicht gerade von irgendwem etwas empfangen hat, ist er ganz leer.

Mein Mann hat recht,“ fuhr sie fort, „wenn er sagt, daß die schöpferische Kraft erst erwacht, wenn man nicht mehr nehmen, sondern nur noch geben will.“

„Was heißt geben?“ fragte Klara.

„In diesem Falle heißt es, daß man dem Menschen, der nicht so gebildet ist wie wir, in der eigenen Seele eine Stätte läßt und ihn nicht sofort geschmacklos nennt und verachtet.“

Klara wußte kein anderes Mittel, um ihn loszuwerden, als sich in seinen Augen zu vernichten. Das tat sie, indem sie beim Essen schmatzte und beim Trinken gurgelte; indem sie die Butter auf gewaltige Brotscheiben strich, diese durch große Bisse in allerlei Figuren verwandelte, den Mund an der Hand abwischte und die Hand am Haar; indem sie das Obst nicht mehr von oben nach unten, sondern rund herum schälte; indem sie sich am Schluß der Mahlzeit zurücklehnte, den Bauch beklopfte und sprach: „Jetzt habe ich für drei gegessen.“

Breitinger zog sich wortlos zurück: Klara war doch nur ein verkleideter Löffel.

(Fortsetzung folgt)

Vernunft und Geschichte

von Karl Joël

Der alte Meister Kepler phantasiert einmal von gewissen Planetenstellungen, bei denen die Erde gewaltsam zucke und feurige Dünste ausstoße — da, meint er, würden die Menschen unruhiger, das Wort der Leidenschaft packe sie leichter, der kriegerische Mut schwelle — Wahrlich, wenn irgendein Geschlecht der Menschen, so leben wir heute in solcher vulkanischen Epoche. Und wenn ein Zuschauer von einem andern Planeten die Wirkungen dieses Krieges betrachten könnte, er würde finden, daß die Erde in Zuckungen liege wie höchstens in ihren Wandlungszeiten vor aller Menschengeschichte. Die Luft durchdröhnt von Donnern, durchzuckt von Blitzen, Dämpfen, Flammen, wie Menschen sie noch nicht hervorgebracht, der Boden zerwühlt und bis ins Mark zerspalten, die festesten Mauern, die dichtesten Wälder durchschlagen und eine Welt von Städten, Dörfern, Schlössern, Schiffen in Brand und Zerstörung versunken, an ökonomischen Werten an einem Tage oft mehr verbraucht als früher in ganzen Kriegen. Was die Jahrhunderte der Völkerwanderung, die Jahrzehnte des dreißigjährigen oder der Napoleonischen Kriege an Kämpfermassen, Schlachten und Leiden brachten, entladet dieser Krieg mit zehnfach größerer Zahl in zehnfach kürzerer Zeit. Längst ist die Million an Todesopfern überschritten, die man allen Kriegen Cäsars und der ganzen französischen Revolution zuschrieb, und wahllos blind hat die Ernte des Todes eine geistige Ernte vernichtet, einen heiligen Frühling schöpferischer Jugend geopfert, der vielleicht ausgereicht hätte, ganze Völker und Zeitalter mit Erkenntnissen und Kunstwerken zu beglücken. So hat dieser Krieg, gegen dessen Verwüstungswerk Gewohnheit uns stumpfer gemacht, an Menschen und Menschenwerten mehr vernichtet als in geschichtlicher Zeit alle Vulkane, Erdbeben, Stürme und Fluten zusammengenommen, und so erscheint er an Raserei der Zerstörung als der wildeste, blindeste aller Naturprozesse, aus der rohesten Urkraft des Geschehens, als das Gegenbild der Vernunft, als der wahre Antilogos.

Und doch sind es nicht taube Kräfte, nicht tote Massen, die da gegeneinander schlagen, sondern lebendige Geschöpfe; der physikalische Prozeß erhebt sich zum biologischen — aber erscheint er dadurch nicht noch unvernünftiger, sinnloser, wenn die Lebendigen in Massen einander in den Tod stürzen und so das Leben selbst sich seinem Widerpart in die Arme wirft? Doch der biologische Prozeß erhebt sich zum psychologischen; denn in den belebten Massen, die da gegeneinander wüten, wohnen ja Seelen — nicht nur der Einzelnen, auch Seelen der Völker. Seelen toben in diesem

Krieg die ganze Gewalt ihrer Leidenschaften aus, die nun nach psychischem Massengesetz zu Weltflammen emporlodern, die Leidenschaften, — die alten ewigen Widersacher der Vernunft. Nun aber nimmt die Leidenschaft auf ihrer Sturmesfahrt die Vernunft selber zum Vorspann, der psychologische Prozeß schärft sich schließlich zum intellektuellen. Alle berechnende, planende, erfindende Kunst, ja Genialität der Menschen arbeitet im Dienste dieses Krieges wie noch in keinem andern Menschenwerke. Wird dieses Werk darum vernünftiger? Ach, als Genie kann sich auch Mephisto fühlen. Kant lehrt es mit dem ersten Satze seiner ersten ethischen Hauptschrift, daß der beste Verstand auch zum Bösen wirken kann, und Schopenhauers Intellekt im Dienste des Willens, des gierigen, unvernünftigen, lehrt erst recht, daß selbst die Vernunft der Unvernunft dienen kann. Solange die Vernunft nur Mittel ist, kann sie für alles und gegen alles wirken und darum auch gegen sich selber schlagen. Gewiß, dieser Krieg wird zugleich mit höchster Schärfe des Bewußtseins, mit unendlichen Erörterungen, Aufklärungen, Begründungen geführt gleich einem riesigen Gerichtsprozeß. Doch könnte man sich nicht einen Advokatenstreit denken als rein geistigen Prozeß, abgeschnürt von aller Materialität des Lebens, ausgefochten nur mit den feinsten Waffen klügsten Verstandes, doch rein sophistisch — er wäre mit all seiner Geistigkeit doch an Vernunft das Leerste, das auf dieser Erde geschehen könnte. Nun aber wird ja dieser Krieg nicht nur mit allem Aufwand des Geistes geführt, sondern auch mit aller Leidenschaft der Seele, mit Einsetzung der Lebenskräfte der halben Menschheit und mit Inanspruchnahme gewaltigster Kräfte und Massen der Natur. Die Elemente toben, die Erde dröhnt, und ringsumher rauchen die Schlachtfelder; Hunderttausende frieren, hungern, verbluten — wir aber hier im warmen Zimmer weit hinter der Front fragen nach der Vernunft in der Geschichte! Ists nicht ein Hohn angesichts der Ströme von Blut, der Meere von Tränen, der Berge von Leiden? Ja, die Geschichte, deren stürmischste Entladung nur dieser größte der Kriege ist gerade in dem Zeitalter, das sich das vernünftigste nennt, die Geschichte, deren gegebene Folge dieser Krieg ist für jeden, der historisch zu denken weiß, die Geschichte erscheint so als eine einzige gewaltige Empörung gegen die Vernunft, ja als das verachtungsvolle Hinwegschreiten eines Giganten über einen ohnmächtigen Räsoneur, der gegen ihn so klein dasteht wie die Erde in der Gestirnwelt, wie die Lebewelt auf der Erdmasse, wie der Mensch in der Lebewelt, wie der stolzeste Einzelne gegen die Menschheit.

Aber nicht nur die Geschichte stürmt so gegen die Vernunft, auch die Vernunft hat ja, seitdem sie erwacht ist, Protest erhoben gegen die Raserei der Geschichte und gegen ihre Übermacht sich gewehrt, seit der alte Heraklit gegen die Politik seiner Mitbürger eiferte, die blind und taub seien gegen

die Allvernunft, seit Sokrates als der größte Märtyrer der Vernunft den historischen Mächten seiner Heimat erlag, seit Platon in tragischer Resignation über die heimische Politik, nach dem Scheitern seiner Staatspläne den Idealstaat der Vernunft hoch über alles irdische Geschehen baute, seit Aristoteles jenes große, für Hellas so tief gültige Wort sprach, daß die Poesie wahrer sei als die Geschichte. Ja, in ihrer erbärmlichen Zerrissenheit mutet die ganze Geschichte von Hellas wie ein wilder Hohn an auf die hellenische Vernunft und Idealität, und die ganze hellenische Philosophie tönt wie ein Aufschrei gegen die hellenische Geschichte. Doch wo sich wirklich Vernunft und Geschichte zu finden scheinen, wird ihr Verhältnis so widerspruchsvoll, daß man nicht weiß, ob dabei mehr die Geschichte ihr Spiel mit der Vernunft treibt oder die Vernunft mit der Geschichte. Als ein Proteus erscheint die ruhige, klare, ewige Vernunft, da sie sich in die buntesten Rollen kleidete und mit den feindlichsten Mächten der Geschichte verband. Staatsbürokratie und Geistesfreiheit, China und Hellas, Konfuzius und Sokrates beriefen sich gleicherweise auf die Vernunft; Scholastik und Aufklärung, Absolutismus und Demokratie, Restauration und Revolution entrollten gleicherweise die Fahne der Vernunft, und Scheiterhaufen und Guillotine taten mit gleichem Schwunge ihr Werk im Namen der Vernunft, und wenn sie so allen Parteien der Geschichte sich vermietete, ist dann die Vernunft mehr als ein kahles Symbol, mehr als ein leeres Sieb, durch das der Strom der Geschichte ungehindert hindurchbraust? Und das spätere neunzehnte Jahrhundert hat in seinen lautesten Richtungen die Konsequenz gezogen; der Naturalismus wie der Pessimismus und schließlich auch Nietzsche haben die Macht des Irrationalen verkündet und die Geschichte von allen Banden der Vernunft gelöst. Nur im Sozialismus noch träumte die alte Hegelsche Vernunft fort und doch auch hier schon umgeschlagen aus einer segnenden, sanktionierenden Vernunft in eine kritisierende und sich empörende. Nun aber scheint auch der internationale Sozialismus zusammengebrochen; der letzte Traum der Vernunft scheint ausgeträumt, nun scheint im Weltkrieg die Unvernunft ihre höchsten Orgien zu feiern auf dem Grabe aller Geschichtsphilosophie. Wie meilenfern, wie uralt verschollen klingt es, was erst vor hundert Jahren der größte aller Geschichtsphilosophen verkündete: „Der einzige Gedanke, den die Philosophie mitbringt, ist der einfache Gedanke, daß die Vernunft die Welt beherrsche, daß es also auch in der Weltgeschichte vernünftig zugegangen sei." Heute aber steht die Vernunft wie ohnmächtig gelähmt vor dem wildesten Aufruhr der Geschichte und wer noch ein Herz hat, fühlt es zentnerschwer belastet von der Frage, die heute als die quälendste, tiefste der Zeit durch alle denkenden Seelen klingt: Gibt es denn noch eine Vernunft in der Geschichte?

Doch nur ein hartes Nein kann die Antwort sein, solange man die Vernunft als eine nützliche, freundliche Friedensbringerin versteht, die ein behagliches Lebensglück beschert und sichert. Dann allerdings erstirbt die Stimme der Vernunft in der Geschichte wie im Donnersturm die Schalmei des Hirten. Was fragt auch die Vernunft nach dem ungestörten Mittagsschlaf und den Schäferstunden von Hinz oder Kunz? Wer die geschichtliche Vernunft in die Polster der Gefühle bettet, läßt sie in ihnen einschlafen, und wer die ruhigsten Zeiten der Geschichte die vernünftigsten nennt, muß die allervernünftigsten Zeiten die geschehenslosesten nennen und so die Vernunft ganz von der Geschichte entleeren. Gegen solche Denkart hat gerade, der am meisten von allen Denkern, ja von allen Menschen Vernunft in der Geschichte erkennen wollte, hat Hegel das schwere Wort gesprochen: „Die Weltgeschichte ist nicht der Boden des Glücks. Die Perioden des Glücks sind leere Blätter in ihr." Und wer weiß schon so sicher, ob die Vernunft überhaupt nach unserm Glück, ja ob sie auch nur nach unserm Leben fragt, ob nicht der Tod der Einzelnen, der Tod von Völkern, ja nach den Pessimisten der Tod der Menschheit vernünftiger ist? Mag es uns auch das Herz abdrücken, wir müssen den lockenden Hoffnungen eines billigen Optimismus widerstehen, aber nicht minder den ebenso subjektiven Enttäuschungen eines anspruchsvollen Pessimismus, wir dürfen das Vernünftige nicht nach unsern Gefühlen bestimmen und unsere egoistischen oder ästhetischen und noch so idealen Wünsche hineinschmuggeln, wir müssen mit Kantischer Strenge allen subjektiven Inhalt aus der Vernunft verbannen und sie nur objektiv nach ihrer Form bestimmen und rein sachlich ihr Verhältnis zur Geschichte festlegen. Dann aber zeigt sich der Riß zwischen beiden nur noch schärfer und klaffender. Denn die Vernunft, wie wir sie mit all ihren Hauptverfechtern, mit Heraklit und der Sokratik, mit Descartes und Spinoza, mit Kant und Hegel bestimmen, gibt das Allgültige, das einheitlich Bindende, Gesetzliche, kurz die Ordnung des Allgemeinen. Die Geschichte aber — und gerade eine neuere Schule hat es ja schärfer erkannt und betont — gibt den Wechsel des Besonderen. Kann es größere Gegensätze geben? Die Vernunft bietet eine Welt des Einheitlichen und Universalen, die Geschichte eine Welt des Vielfältigen und Individuellen, die Vernunft eine Sphäre des Gesetzlichen, die Geschichte eine Sphäre der Freiheit und Willkür. Die Vernunft öffnet das Reich des Gleichen und Bleibenden, die Geschichte das Reich des Wandelbaren und Vergänglichen. Und der blutgetränkte Strom der Geschichte rauscht an den Normen der Vernunft vorüber wie an kalten Felsenmauern. So scheinen sie ewig aneinander abzuprallen, der ewige Eleatismus der Vernunft und der ewige Heraklitismus der Geschichte, und so tut sich zwischen Vernunft und Geschichte die größte Weltspanne, der metaphysische Grund-

gegensatz auf zwischen dem Absoluten und dem Relativen, zwischen dem Ewigen und dem Zeitlichen.

Aber nun fragen wir: können diese Gegensätze wirklich ewig geschieden bleiben? Die Vernunft muß ja in die Geschichte eingehn, schon darum, weil die Träger der Geschichte ja auch Träger der Vernunft sind, weil es Menschen sind, denkende Wesen. Aber ach, der Gegensatz von Vernunft und Geschichte erscheint dadurch statt lösbarer vielmehr nur noch tragischer. Denn sonderbar, das Denken, diese Allgemeinfunktion des Geistes, die doch logischen Normen folgend in allen Menschen gleich sein sollte, mögen sie in ihrem Fühlen und Wollen noch so verschieden sein, die Vernunft, diese Kraft des Allgemeingültigen, das allen Menschen als das große Selbstverständliche eingeboren sein sollte, diese Vernunft muß erst in jedem Menschen neu geboren werden, in jedem Kopfe neu erwachen und gleichsam im Privatzimmer der Seele aufwachsen zur Selbständigkeit des Geistes — und dabei kann schließlich der herangereifte Bekenner dieser allgemeingültigen Vernunft unter den Menschen so bestritten, so einsam dastehn, wie einst Heraklit vor seinen Mitbürgern, wie einst Sokrates vor seinen Richtern, wie einst Spinoza unter seinen Zeitgenossen. Und schlimmer noch. Geht nicht die ruhige Einheit und feste Allgemeinheit der Vernunft in der Geschichte weit auseinander in den Streit und Wechsel der Vernunftansichten? Und welche Geschichte ist bunter als die des Denkens, und welche Denker wieder haben mehr streitende Schüler hervorgebracht als gerade die größten Lehrer der Vernunft, als Sokrates, Kant und Hegel? Und zeigt sich nicht überhaupt in der Geschichte das intellektuelle Leben gerade als das beweglichste und individuellste, und die Vernunft eher als Antrieb zu Wechsel und Streit, und das Denken noch fortstreitend, wenn sonst die Geschichte einmal eine Friedensstunde auf Erden beschert hat? Und ganz allgemein gesprochen: Hat nicht der Mensch mit der Gabe der Vernunft statt eines Bandes der Einigkeit eher ein Messer der Kritik erhalten? Und ist nicht der Mensch mit all seinem Denken ruheloser, friedloser, uneiniger in sich und mit andern als das unvernünftige Tier? So zeigt sich die Tragik der Vernunft, daß sie aus ihrem ewigen Reiche ins Leben der Geschichte strebend in Untreue gegen sich selbst, ja in Umkehrung ihres eigensten Wesens sich löst in tausend Vernünfte, sich zersplittert im bunten Wechsel individueller Meinungen und so den Streit vermehrt, den zu schlichten sie berufen war.

Nun aber öffnet sich die andere Seite der Welttragik — auch die Geschichte strebt aus sich heraus, strebt aus ihrem schäumenden Wechsel des Einzelnen ins Monumentale und Absolute, die Geschichte möchte sich kristallisieren in bleibenden Ordnungen, sammelt sich zu Völkern und Reichen,

türmt sich zu Burgen, Tempeln, Palästen, erbaut Staatsformen und Rechtssysteme – doch auch was sie für die Ewigkeit baut, erliegt dem Fluch des geschichtlichen Werdens. Die Staatsformen wanken und stürzen, die Reiche zerfallen, die Völker verderben, und nur die Tempel und Burgen bleiben als Ruinen. Ja, alles wahrhaft Geschichtliche ist tragisch; denn in unentrinnbarem Widerspruch ringt es beständig zum Absoluten und Ewigen empor und muß doch seinem Wesen nach beständig zurückfallen ins Relative, sich auflösen ins Vergängliche, in des Werdens unendlichen Strom. Und so offenbart sich eine doppelte Tragik: die Vernunft, die ewige, absolute drängt in das vielfältige Leben der Geschichte, und die Geschichte, die bunt rauschende, drängt zu allgemeinen, bleibenden Formen gleich der Vernunft. Und sie müssen doch beide scheitern, weil sie damit beide sich selber widersprechen.

Nun aber kommt die Tragik erst zu ihrem Höhepunkt, aber auch zu ihrem Umschlag, wenn wir erkennen, daß Vernunft wie Geschichte, indem sie sich so entgegenstreben, ihrer Natur gar nicht widersprechen, sondern sie erfüllen, daß sie an diesem Widerspruch nicht kranken, sondern von ihm leben, daß sie ihn in sich tragen als treibenden Stachel und spannende Kraft. Geschichte ist nun einmal mehr als bloßes Geschehen in der Menschenwelt, als vergängliches Wellenspiel des Lebens. Doch der Historiker weiß es: aus der Unendlichkeit täglichen menschlichen Tuns und Leidens seit Jahrtausenden bis heute zieht er aus wenigen Wirkungen weniger Menschen und Menschengruppen in wenigen Völkern und Zeiten nur einen schmalen Strang des Geschehens als Königslinie hervor, die er Weltgeschichte nennt, das heißt Geschichte von Weltbedeutung. Denn nur die bedeutungsvolle Auslese menschlichen Geschehens ist Geschichte. Und so teilt der Historiker in der Masse des Werdens Akzente aus, die das Bedeutsamere hervorklingen lassen. Jeder Komparativ aber ist gewollt oder ungewollt ein Hinweis auf einen Superlativ. Indem das Relative in Graden sich abstuft, hört es schon auf, rein relativ zu sein, orientiert es sich am Absoluten. Und wirklich ohne die Sehnsucht nach dem Absoluten ist auch die Geschichte nicht zu verstehen. Man braucht wahrlich nicht nur an Martyrien und Religionskriege zu denken, um zu erkennen, daß auf jene Berge des Lebens, die allein in den geschichtlichen Horizont hineinragen, die Menschen zuletzt doch nur stiegen für das eine, das not tut und, was es auch war, für ein absolutes Ideal. In tausend Trieben und Gestalten ist es immer noch das alte Titanische oder Heroische, das in der Geschichte zum Himmel ringt. Der Enthusiasmus, meint Goethe, ist die Wirkung der Geschichte; aber er ist es, weil er schon Ursache der Geschichte ist, weil die Geschichte im Enthusiasmus, den sie erweckt, nur die Kraft weitergibt, von der sie selber erweckt

ward. Oder hat nicht der Glaube tausendmal mehr Geschichte gemacht als der Unglaube, der Fanatismus tausendmal mehr als der Skeptizismus, der Geist Cromwells mehr als der Geist Humes, des Aufklärers, der Geschichte doch höchstens geschrieben hat? Aber auch der Historiker der Aufklärung läßt nicht die Geschichte verdämmern im gleichmütigen Wellenspiel, läßt sie heller und höher ansteigen und sich ausspinnen zu allgemeineren, festeren Zusammenhängen. Und mag heute die Geschichtsphilosophie, die in den letzten Jahrzehnten viel weniger bebaut als bestritten war, noch ein Kampfesfeld methodischer Richtungen sein, auch die sogenannten Kollektivisten, die nur das Allgemeine und Zuständliche der Geschichte in ganzen Völkern und Zeiten sehen wollen, behandeln doch als geschichtlich nur Völker und Zeiten, sofern sie sich auch unterscheiden, sofern sie als Individuen und durch Individuen wechselnd sich entfalten, und andererseits auch die historischen Individualisten wissen, daß der Einzelne geschichtliche Bedeutung doch nur erlangt auf dem allgemeinen Grunde der Zeit und des Volkes, als Glied eines allgemeinen Zusammenhanges und gesehen im Lichte allgemeiner Werte. Geschichtlich ist nur das Individuelle in allgemeiner Beleuchtung oder das Allgemeine in individueller Gestaltung.

Und tausend und tausend Einzelfäden webt so die Geschichte, aber zu einem allgemeinen Gewebe menschlicher Lebensformen und Wertbildungen, und dabei hält sie mit einer Hand das Gespinnst der Vergangenheit fest, während sie mit der andern den Faden der Zukunft spinnt. Ewig neuernd und ewig alternd beharrt die Geschichte im Fortschreiten und schreitet fort in der Beharrung. Denn sie will ja nicht nur sich wandeln, sie will auch im Wandel sich festhalten. Sie trägt den Helden Fahnen voran, aber sie setzt ihnen auch Denkmäler. Wie Blätter im Winde verwehen die Geschlechter der Menschen, so klagt Homer, und doch, er selber hat hier sein Wort durch seine Tat widerlegt, hat seine Menschen verewigt auf unverwelklichen Blättern. Homer, der Urvater der Geschichte! Denn daß die Geschichte bewahrt und erzählt wird, ist nicht nur eine Zutat, sondern wesentlich für die Geschichte. Geschichtlich lebt nur, wer erinnerungswert lebt, wer da lebt für den erhaltenden, für den wissenden Geist. So liegt eine tiefe Lehre im Doppelsinn des Wortes Geschichte, das sowohl das Geschehen wie seinen geistigen Niederschlag, das Wissen, ja die Wissenschaft vom Geschehen bedeutet. Geschichte ist zugleich geschichtliche Erinnerung, geschichtliches Bewußtsein. Geschichte ist eben die große Erfahrung der Menschheit, der Spiegel, in dem sie sich erst erkennt, die Schule ihres Lebens, in der sie zur Erkenntnis reif wird, der Augenaufschlag der Menschheit zur Vernunft.

Ja, die Geschichte ist blind ohne die Vernunft; aber auch die Vernunft

ist leer ohne die Geschichte. Denn wie die Geschichte nach Bedeutung, so strebt die Vernunft nach Entfaltung. Ist doch die Vernunft auch nach Kant wahrlich kein selbstgenügsames Schema, sondern eine Formung, die auf Inhalt wartet zur Erfüllung ihrer Funktionen, und die bei Kants Nachfolgern geradezu in geschichtliche Entwicklung eingehn mußte. Aber man braucht da noch nicht mit Hegel an die metaphysische Vernunft zu glauben, die sich selber als Geschichte, ja als Welt entfaltet. Man nehme zunächst nur die Vernunft, wie wir sie alle kennen, als die Hochkraft des Denkens – ist nicht das Denken so gut Besonderung wie Verallgemeinerung, so gut Analyse wie Synthese, so gut Induktion aus dem Einzelnen wie Deduktion aus dem Allgemeinen? Ja, die Vernunft bindet und trennt, sie versagt nur, wo alles eins ist und wo alles verschieden ist; denn in der bloßen Einheit wie in der bloßen Vereinzelung gibts keine Ordnung und keine Formung. So ertrinkt die Vernunft im einen Absoluten des mystischen Glaubens, und sie zersetzt sich in der Anarchie der Skepsis. So arbeitet die Vernunft als die große Mittlerin zwischen den Extremen und baut die Brücke zwischen Glauben und Zweifel, Absolutem und Relativem, zwischen Einheit und Vielheit, Allgemeinem und Besonderem. So ist Vernunft nimmermehr bloß das starre Schema allgemeiner Ordnung, Feind aller Besonderung und aller Bewegung. Hätte wohl sonst gerade dem ersten Verkünder der Weltvernunft am lautesten der Strom der Welt in den Ohren gerauscht, und hätte sonst auch der größte Verkünder der Weltvernunft gerade am größten von allen Denkern geschichtlich gedacht? Und ebenso zeigt die Geschichte des Denkens, wie die universale Vernunft doch dem Individuellen so wenig abgewandt ist, daß gerade die universalsten Denker zugleich die individuellsten waren, gerade die am meisten das Allgemeine der Vernunft betonten, zugleich am meisten Eigenheit, Selbständigkeit und Freiheit vertraten. Oder war nicht jener Heraklit, der zuerst die Allvernunft über die Welt spannte, der eigenwilligste und selbstbewußteste der älteren Denker, gar stolz bekennend, daß er sich selbst erforscht? Und Sokrates, der mit allem Vergleichung, mit allen Verständigung suchte zu allgemeinen Begriffen, heißt bei Platon selber der einzig Unvergleichbare und Absonderliche und lauschte der Stimme seines Innern und forderte die Selbsterkenntnis. Und dann Descartes, der ja in der Neuzeit die Vernunfterfassung der Welt begründet, beginnt in der Einsamkeit mit der Erfassung der eigenen Existenz. Und Spinoza, der doch alles Einzelne einspannt, einsenkt in die strenge Vernunftordnung des Universums, lebt selber wie entwurzelt, losgerissen von seiner, von aller Gemeinschaft nach seinem Ideale menschlicher Freiheit. Und Kant gründet gerade auf die allgültige Gesetzgebung der Vernunft die Freiheit des Willens, und Hegel, dem sich die Welt ganz zur allgemeinen Vernunftordnung vergeistigt, findet doch

eben das Wesen dieser Geistigkeit in der Freiheit. Und so kann uns die Bestimmung der Vernunft als bloßer allgemeiner Ordnung so wenig genügen wie vorher die Bestimmung der Geschichte als bloßen individuellen Wechsels.

Allgemeine Ordnung ohne Freiheit gibt nimmermehr Vernunft, gibt höchstens Natur. Oder steht nicht die Natur da als das Reich der strengen Ordnung, die das Allgemeine als Masse bindet durch Gattungen, Ursachen und Gesetze? Der Natur gegenüber zeigt sich schon die Geschichte als die Sphäre der Freiheit, als die Bahn für individuelle Entfaltung. „Die Historie verfolgt die Szenen der Freiheit," lehrt Ranke mit allen großen, deutschen Denkern! Ja, die Geschichte beginnt mit der Tat und das heißt mit dem Wollen und das heißt mit der Freiheit. Der freie Wille geschichtlicher Taten wars, der den Menschen erhob aus den Sitten der Naturvölker wie aus den Instinkten der Tiere. Doch über blinden Instinkt und dumpfe Gewohnheit erhebt zuletzt nur die Vernunft, die Aufklärerin der Geschichte. Wie die Geschichte aus den Banden der Natur, so befreit die Vernunft wieder aus den Traditionen der Geschichte. Und was ist auch freier als das Denken? Denn eben „das Wesen des Geistes ist Freiheit". So hat schon mancher Denker den Aufstieg von der Natur durch die Geschichte zur Vernunft als eine Stufenfolge gezeichnet von der Bindung zur Freiheit. Und dennoch – und nun stürzen wir wieder herab in alle Schrecken der Problematik – gilt denn nicht ebenso die umgekehrte Stufenfolge? Sahen wir nicht eben die Geschichte wie die Vernunft auch ihren Gegensatz in sich tragen? Und wie kam es wohl, daß sich alle, die gegen die Konventionen der Geschichte anstürmten, gerade auf die Natur als Vorbild der Freiheit beriefen, auf die Natur, die doch wahrhaft strotzt von wilder Ungebundenheit? Und war nicht auch aller Zwang, den Tradition, Autorität und Gewalt im Lauf der Geschichte ausübten, drückender, härter, grausamer als aller Zwang der Natur? Aber wie schmilzt wieder all dieser Zwang der Geschichte als unverbindlich zusammen vor dem unverbrüchlichen Zwang der logischen Gesetze, der strengsten Ordnung der Vernunft? So zeigt sich nun wieder die Vernunft bindender als die Geschichte und die Geschichte bindender als die Natur. Und so stehen wir vor einem dreifachen, sich steigernden Widerspruch, indem die Gegensätze Freiheit und Bindung in allen drei Sphären erscheinen und dabei zusammen immer höher steigen von der Natur durch die Geschichte zur Vernunft. In der Vernunft kommen diese Gegensätze zur höchsten Spannung und tiefsten Durchdringung. In der Vernunft oder vielmehr im Geiste, dessen bloße Formung ja die Vernunft ist, verdichtet sich das Problem, schürzt sich der Knoten der Welt, sammelt sich die ganze Tragik dieses Widerspruchs, und in ihm erst entladet sich der ganze furchtbare, fruchtbare Zauberborn des Lebens.

Der Geist ist die bindendste Kraft der Welt, und der Geist ist die lösendste Kraft der Welt, der Geist allein ist die Quelle der Freiheit, aber auch der Geist allein die Quelle der Ordnung und Einheit. Denn nur das geistige Band einigt, während die Teile, die materiellen, auseinanderfallen. Nur durch den Geist ist ein Heer ein Ganzes, und ein Volk lebt nur im Volksgeist. Nur im Geist wird jedes Ganze wahrhaft ein Ganzes: aber sonderbar, auch nur im Geist wird jedes Eigene wahrhaft ein Eigenes, und wie der Geist am höchsten einigt, so sondert er auch am tiefsten. Unser Leib noch gehört unsrer Gattung und trägt seine Besonderheiten an sich wie zufällige Zutaten, in unserm Geist erst wird unsere Besonderheit wesenhaft, in unserm Geist erst bilden wir eine Individualität, wachsen wir zur Persönlichkeit, erringen wir Eigenart, Innerlichkeit, Selbständigkeit, Freiheit, in unserm Geist erst gehören wir uns selbst, und doch gerade erst in unserm Geist werden wir auch wahrhaft sozial, ja universal, fassen wir uns in der Gemeinschaft und im Ganzen der Welt. So ist der hohe, der geniale Geist eben zugleich der eigenartigste und der umfassendste, und so wäre der höchste, der reinste Geist, der Gottesgeist zugleich der besonderste und der allgemeinste; ganz Person wäre er und doch ganz Allgeist, ganz Freiheit und doch auch ganz Weltordnung, Das Ideal als die höchste Vergeistigung wäre demnach die tiefste Durchdringung von Individualität und Universalität, der innerste Ausgleich von Besonderheit und Allgemeinheit, von Eigenheit und Einigkeit, von Freiheit und Ordnung. Zeigt nun die Geschichte einen Fortschritt in dieser Richtung, dann ist ihr der Stempel des Geistes aufgeprägt, dann trägt sie Vernunft in sich. Sonst lasse man alle Hoffnung fahren und bekenne mit Schopenhauer, daß die Geschichte in tausend Verkleidungen immer nur dasselbe Spiel treibe, im Grunde nur ein leeres Wellenspiel wie in der niedersten Natur. So schwebt und ringt die Geschichte der Menschheit zwischen Geist und Natur als ein Reich der Mitte, das nun die bange Frage herausfordert, ob es sich aufringt zur Vernunft oder absinkt zur Natur.

Die Leiter aber, an der Abstieg oder Aufstieg der Geschichte geschieht und meßbar wird, ist der Gegensatz von Bindung und Freiheit, der in der Vernunft am höchsten sich spannt und ausgleicht, der aber in der Natur noch mehr oder minder versunken ist in dumpfer Indifferenz. Gewiß, auch die Natur erscheint zugleich frei in ihrer Wildheit und gebunden als Mechanismus, aber sie erscheint uns so aus dem Gegensatz, den wir lebendig schon in uns tragen. Aus unsrer Freiheit heraus finden wir die Natur gebunden, und aus unsern Verpflichtungen heraus fassen wir die Natur als frei. Sie selber aber, die Natur, weiß weder von ihrer Freiheit, noch von ihrer Bindung. Und doch beginnt die Natur schon in ihren Tiefen aus dem leeren Gleichgewicht heraus zu pendeln in

Anziehung und Abstoßung, in Sammlung und Zerstreuung, kurz in einem Rhythmus wechselnder Gegensätze, der in der Entwicklung nicht wieder verschwindet, sondern fortklingt als Untergrund alles Lebens, dem noch die Melodie der Geschichte fehlt. In solchem rhythmischen Wechsel fallen die Gegensätze noch fremd auseinander; doch je höher die Natur ansteigt zum Lebendigen, um so mehr schlagen sie ineinander, setzen sie sich aneinander ab zur Wesensbildung, zum Aufbau eines Organismus, in dem die Durchdringung der Gegensätze zuerst offenbar wird. Denn der Organismus zeigt ebenso Einheit in seiner Ganzheit, wie Vielheit in seiner Gliederung, der Organismus ist eine Bindung gelöster Glieder, ist ein System von Organen und Funktionen, das doch sich selbst bewegt, und so zeigt er sich als Ordnung, die sich in Freiheit entfaltet, und gerade in diesem Ausgleich von Ordnung und Freiheit, von Bindung und Lösung, von Einheit und Gliederung besteht das Leben, das wir nun einmal als organisch kennen; aber wahrlich nicht nur als leibliches Leben, wie man das Organische einseitig mißversteht, während schon die Aristoteliker wußten, warum sie gerade das Logische organisch nannten. Ist doch die Organisierung in ihrer Zweckmäßigkeit selber schon die werdende Vernunft, wie die Vernunft selber nur die bewußt gewordene Organisierung, das heißt eben der bewußte Ausgleich von Einheit und Gliederung, von Bindung und Lösung, von Ordnung und Freiheit. Und wenn sich so in der Organisierung die Brücke spannt zwischen Natur und Vernunft, wie verhält sich dann die Geschichte, die doch zwischen beiden schwebt und strebt? Wenn die Geschichte in ihrem Aufstieg der Natur folgt, so muß sie Fortschritt sein in der Organisierung. Und wenn die Geschichte in ihrem Aufstieg der Vernunft folgt, so ist sie nicht minder Fortschritt in der Organisierung; denn Geist ist eben die höchste Kraft der Organisierung und damit der höchste Quell des Lebens, wie das Göttliche das Allerlebendigste ist. Ob wir also die Geschichte naturalistisch aus ihren niederen Ursachen oder idealistisch aus ihren höheren Zwecken auffassen, der Fortschritt der Geschichte kann nur ein Fortschritt in der Organisierung sein und das heißt in der Entwicklung und Ausgleichung von Einheit und Gliederung, von Bindung und Lösung, von Ordnung und Freiheit. Bezeugt nun die Geschichte diesen Fortschritt, den ihr die Natur als Erbe der Vergangenheit und die Vernunft als Vorbild der Zukunft darbieten? Nehmen wir nur die gröbsten Typen der Geschichte, die Charaktere der Zeitalter.

Alle Geschichte beginnt mit einem Zeitalter des Absolutismus, mit einer Entladung des Machttriebs. Schauernd steht der Moderne vor diesem Trieb zur Macht, dessen gewaltigen Hauch er noch heute empfindet und mit dem er gar mannigfach sich abfindet. Düsteren Tones beklagt ihn

der Pessimist; denn die Macht sei böse an sich. Der Nietzscheaner dagegen jubelt den Willen zur Macht empor zum schaffenden Welttrieb. Der Friedens- und Freiheitsfreund aber glüht voll Hoffnung, diesen veralteten Machttrieb mit der Wurzel auszurotten, während der moderne Historiker ihn kühl registriert als eine durchgehende Grundtatsache, als eine Wurzel der Geschichte selber. Ob aber die Modernen den Machttrieb beklagen oder bejubeln, aufheben oder hinnehmen wollen, sie fassen ihn alle eben nur als einen Trieb, als eine dumpfe, leidenschaftliche Lebensentladung im Gegensatz zur Vernunft, und damit bleibt die Geschichte, die so laut und voll die Macht in Szene setzte, nur ein Schauspiel der Unvernunft. Aber ist es denn wirklich so, daß nur ein trunkener Frevler im Taumel der Leidenschaft auf den Thron drängte? Mag er uns noch so fremd, noch so verhaßt, noch so verschollen erscheinen, wir müssen auch im Absolutismus eine geistige Bedeutung suchen, wenn ein Sinn sein soll in der Geschichte. Jene Hochspannung des Lebens, die da Geschichte heißt, beginnt eben, indem das Absolute einkehrt auf Erden, das erst die Spannung wirkt, weil es in seiner Einheit und Ewigkeit dem buntwelligen Fluß der Geschichte widerstrebt. Und nun ist es, als ob das in Veränderung gerissene Leben vor sich selber erschrickt, als ob die erwachte Geschichte sich selbst entfliehen, sich selbst überwinden will durch Stauung des dahintreibenden Lebens, durch Stillstellung des brandenden Geschehens. An den ägyptischen Monumenten, an Pyramiden, Mumien, Hieroglyphen mag mans erkennen, wie ein unendlicher Drang nach Festlegung des Gelebten, nach Entlassung, Erhebung aus der irdischen Vergänglichkeit, nach monumentaler Verewigung das absolutistische Zeitalter beherrschend durchzieht. Über dem Rhythmus der Nilüberschwemmungen steigt der Steinberg der pyramidalen Masse zur einen Spitze empor, ein Werk und ein Ausdruck der absoluten Herrschaft, eine Ausprägung der Einheit für die Ewigkeit. Indem aber der Absolutismus so das Leben in seinem vielfältigen Wechsel staut und bannt, bringt er es gerade durch den Gegensatz, ja durch den Zwang zum Bewußtsein. Oder erwacht nicht alles Bewußtsein erst am Gegensatz, mit Fichte zu reden, durch den Anstoß? Ja, der erste Akt des Bewußtseins ist selber absolutistisch, kommt wie ein inneres Erschrecken, kommt als eine aufraffende Sammlung aus dem lösenden Schlaf und zerstreuenden Traum, kommt als eine herrische Konzentration, mit der das Ich seine Herrschaft begründet und als Subjekt sich straffend die Umwelt zu seinen Objekten unterwirft.

So wird auch im Absolutismus das Leben zuerst Geschichte und zugleich Bewußtsein, indem ein Lebenszentrum sich auftut für alle Untertanen, indem das Gemeinschaftsleben ein Gesicht erhält und seis nur ein Herrschergesicht. Das Absolute verkörpert sich eben zunächst in massivster

Gestalt als Person, der Ausgleich des Allgemeinen und des Individuellen beginnt in naivster Form, indem das Individuum sich selber als das Allgemeine proklamiert und spricht: der Staat bin ich. Und doch bringt der Absolutismus darin eine innere Sammlung, eine wenn auch noch so dürftige Vergeistigung des Lebens, seine erste, wenn auch noch so grobe bewußte Formung und darum auch seine erste Stilisierung als Kunst, wie seine erste Ordnung als Staat und Ausweitung als Reich. Und sofern die Vernunft auf bindende Geltung, auf feste und allgemeine Regelung, kurz auf Ordnung geht, so fern diente der Absolutismus wahrlich der Vernunft. Und darum stieg mit dem Absolutismus die Vernunftmessung der Welt, die rationale Methode auf, nicht erst im absolutistischen Frankreich des siebzehnten Jahrhunderts, sondern schon in der Mathematik eines babylonischen oder ägyptischen Reiches und schon in Konfuzius, dem chinesischen Lebensordner, der den Gehorsam verkündet als Forderung der Vernunft. Und wer da erkennt, wie in so vielen Zeiten und Ländern Herrschaft und Ordnung, Macht und Kultur zusammen aufstiegen, der kann sie nicht länger bloß als Gegensätze auseinanderreißen. Wem die Macht nur vom Teufel stammt, der hat nie einen Gott gekannt; denn ein Gott ohne Macht ist ein Götze, ein Phantom. Nein, die Macht ist nicht böse an sich, ist darum noch nicht gut an sich, sondern ein Keim, der sich zu beidem entfalten kann, zum Guten wie zum Bösen. Und wer kein parteiisches Ketzergericht halten will über die Seelen und Taten der Menschen, der wird anerkennen, daß nach den Kronen der Macht gewiß oft eitle Ichsucht, flammender Ehrgeiz und wilde Gier nach Gewalt mit unreinen Händen griffen, daß aber oft auch im Streben nach Macht wie im Streben nach Kunst ein Talent sich ankündigte, daß da ein sozialer Bautrieb zur Betätigung drängte, ein Meister der Verwaltung, ein Künstler der Ordnung sich berufen fühlte. Selbst Hellas brauchte seine Herrschernaturen, und selbst auf der glühenden Stirn des blutbefleckten Tyrannen erglänzt noch der goldene Reif der Vernunft. Nicht bloß, daß der Tyrann seine nur durch überlegene Klugheit errungene Herrschaft durch Pflege geistiger Kultur, zumal der Kunst zu veredeln suchte, nein, er selber fühlte sich als Künstler, als Meister des Staates, als dessen Retter aus aristokratischem Druck und Parteiwirren, als dessen Einiger und Ordner er vielfach auch begrüßt wurde. Ja, auch in Hellas ging die Herrschaft, die den Staat zum Bewußtsein brachte, zusammen mit einer Rationalisierung des ganzen Lebens, und nicht zufällig berührt sich der Tyrann mit den ersten großen Weisen und Gesetzgebern. Denn Gesetz, so erklärte damals der Vernunftprediger Heraklit, heißt auch dem Sinne eines Mannes folgen.

Und dennoch mußte der Tyrann fallen ob seiner Hybris wie der Held in der griechischen Tragödie, die ja doch nur das geformte Bild der griechischen

Geschichte, ja des griechischen Lebens ist, das den Menschen steigerte zur Macht und dann den Mächtigen stürzte. Die Vernunft in der Geschichte mußte Gericht halten über den Absolutismus, weil er eine Forderung der Vernunft nur erfüllte auf Kosten der andern, weil er Ordnung nur wirkte auf Kosten der Freiheit. Die Vernunft aber kann dauernd nur atmen im Lichte der Freiheit. Doch in der bleibenden Herrschaft gehen leicht die Vernunftmomente auseinander, und Ordnung und Freiheit, Bindung und Lösung kommen im Absolutismus nicht mehr zum Ausgleich. Denn die Freiheit wohnt da bei dem einen, und die Ordnung bei den Vielen als fremd auferlegte äußere Bindung. Und die Vielen bleiben nur Bausteine, nur Material, nur Objekte für das eine zwingende Subjekt. Und so entartet die Freiheit zur rohen Willkür, und die Ordnung sinkt in die dumpfe Masse, das heißt aber, das Leben sinkt aus der Geistigkeit in die Natur zurück, die eben rohe Willkür und dumpfe Masse ist. Und Vernunft wird Unsinn, und Wohltat Plage —

Da rettet Hellas die Vernunft, indem es die Freiheit rettet. Und in Hellas tut die Geschichte einen weiteren Schritt der Durchgeistigung, indem nun das Bewußtsein aus der absoluten Einheit sich erweitert in die freie Mannigfaltigkeit; die Organisierung wächst, indem das Leben nun in seine Organe einströmt und seine Gliederung ausbildet. Die Vernunft entfaltet sich, indem sie, kantisch zu sprechen, aus der Kategorie der Einheit in die Kategorie der Vielheit, aber auch überhaupt aus den Kategorien der Quantität in die der Qualität eintritt, indem die Geschichte nach der mathematischen, hierarchischen, despotischen Unterordnung des Orients nun selbständige Typen herausbildet, indem sie aus der babylonischen Türmung und pyramidalen Masse nun Säulen und Statuen herausschneidet wie aus dem Weltreich Stadtstaaten, aus dem Staat Bürger und Menschen und aus dem dumpfen, mythischen Weltbild klare Elemente und Atome, Begriffe, Ideen und Formen. Doch in all dieser Sonderung und Sichtung, Gliederung und Ausformung des Lebens schwang doch noch ein Zug zum Großen und Ewigen, ja zum Absoluten, und in diesem Gegensatz erst rang sich das klassische Hellas empor, erlebte es seine goldene Stunde, fand es seine plastische Prägung. Auch der machtarme Bürger im kleinen, schwankenden Staat wollte des Lebens bunten Schaum abklären zu dauernden Formen, zu leuchtenden Statuen, wollte zur Ewigkeit aufsteigen gleich den Göttern, die ihm die Unsterblichen waren, wollte hervorglänzen im Wettkampf, der ihm das Leben war, und er wurde groß, gerade weil ihn die andern nicht groß werden lassen wollten, und er wurde frei, gerade weil „jeder Grieche Tyrann sein wollte". Der von außen gehemmte Herrschertrieb schlug nun nach innen als Selbstbeherrschung, und die ordnende Vernunft, die als praktische Macht sich nicht durchsetzen konnte, lebte sich nun als geistige

Macht weltweit aus in der Theorie, und in der Seele des Menschen baute nun Platon den Staat, den im Leben zu verwirklichen ihm versagt war. So trat nun in Hellas die Vernunft aus dem beengten und bedrängten Leben zurück in das Ideal, in den Geist, in den Kopf des Einzelnen, und hier erst im Denken ward die Vernunft ihrer selbst bewußt als Philosophie. Als Vernunftwesen frei stand nun der Mensch erhobenen Hauptes auf der alten Erde. Ja, zum ersten Male wahrhaft frei als Mensch — doch darüber löste sich das Band, das den Menschen an den Menschen band und den Menschen an den Staat, und den Einzelstaat wieder an den Landesstaat. Ja, die Freiheit, die herrliche, war mit der Vernunft errungen, aber auf Kosten der Ordnung, die doch nicht minder im Wesen der Vernunft liegt. Logisch gesprochen, die Vernunft offenbarte sich in Hellas mehr als Kraft der Scheidung, der Analyse und ließ darüber die Synthese zurücktreten; sie entfaltete wohl die Unterschiede der Qualität, aber noch nicht die Kategorien der Relation, sie klärte wohl die Substanzen, aber sie ließ noch nicht ihre Beziehungen wirken, und über der plastisch enthüllten Statik des Lebens vernachlässigte sie seine Dynamik. Noch band in klassischer Zeit der Typus die Formen und der Staat die Bürger wie das Haus die Sklaven; noch ward die Besonderung nicht zur Vereinzelung. Und das Leben grünte und prangte, solange es noch einen festen Stamm, ein Maß von Geschlossenheit hatte. Schließlich aber trieb doch die Gliederung zur Zerspaltung, die Sonderung zur Zersetzung, die Befreiung zur Auflösung, und tragisch klingen die Schlußworte von Xenophons griechischer Geschichte: nach dieser Schlacht wurden Wirrnis und Zerrüttung in Hellas nur noch größer.

Da rief die Vernunft der Geschichte wieder die Macht auf den Plan zu einer neuen Ära bindender Ordnung nach der hellenischen Lösung; doch eben diese Vernunft der Geschichte ließ das Erbe von Hellas nicht wieder versinken. Nein, was die hellenische Vernunft in einzelnen Köpfen ideal erdacht, ward nun sozial-praktische Wirklichkeit, und was die Vernunft durch die Vertiefung in den Menschen, in den Mikrokosmos gewonnen, lebte sie nun weitatmend aus im Makrokosmos der Menschheit, in der Geschichte. Des Aristoteles geistiger Welthorizont ward nun mit der Tat erfüllt durch seinen Schüler, den Weltreichsgründer Alexander. Dauernder noch realisierte der römische Staat, erwachsen aus dem festen Gewebe seines Stammesgeistes, bewußt oder unbewußt auch heraklitischen Gesetzesgeist, pythagoreischen Ordnungssinn und die praktische Vernunft der Stoa; ja im stoischen Kaiser Mark Aurel erfüllte sich Platons Traum vom Herrschertum der Philosophen, und ward nicht Platons Staat in vielen Stücken vom Mittelalter verwirklicht, das auch Aristoteles aufgriff als Stütze der Kirche? So hat die hellenische Vernunft, weit über das

kleine, kurzlebige Hellas hinauswachsend, in anderen Räumen und Zeiten für ihre Saat den Boden der Geschichte gefunden. Das von Hellas befruchtete Rom konnte nun nicht mehr zurückfallen in den orientalischen Absolutismus; nur dessen Bestes und Ewiges, die religiöse Vergeistigung des Absoluten ließ es verschmelzen mit der hellenischen Geistigkeit und Freiheit. Und Rom festigte den christlichen Glauben in der katholischen Kirche und formte den hellenischen Gedanken in Schule und Sprache und band die hellenische Freiheit in Reich und Recht. Wohl waren es äußere Regelungen, aber doch schon deutlicher als Vernunftformen geistigen Inhalt zu freieren Bindungen austragend. Rom ward das Band der Menschheit, in das sich nun auch der Freiheitssinn der jungen germanischen Völker fügte mit jener angeborenen Treue, in der sie eine neue verheißungsvolle Möglichkeit des Ausgleichs von Bindung und Freiheit mitbrachten. Und das germanisch durchströmte, romanisch durchformte Mittelalter wußte gar meisterlich das bunte, wechselnde Leben einzufangen und aufzureihen, und es band Staat und Wirtschaft in Feudalismus und Zunftwesen, und es band Glauben und Wissen durch Hierarchie und Scholastik. Und über den von Hellas ausgemeißelten Säulen und Figuren wölbte sich nun das Leben immer höher zur umschließenden Kuppel und türmte sich schließlich zur gotischen Spitze. Und mit dem Siege der geistlichen Macht war auch die germanische Naturkraft gezügelt und vergeistigt im großen Dom des Lebens —

Und das Leben lauschte und lernte, horchte und gehorchte im Zauberbann hoher und heiliger Mächte, bis es sich nicht mehr bannen ließ, bis es, gerade im Schutz dieser hohen Mauern erwachsen, in der Schulung dieser geltenden Regeln gebildet, die Formen nur noch als Formen und darum als drückend, die Worte nur noch als Worte und darum als leer empfand, und nun aus den Lehrjahren zu den Wanderjahren ausschreitend hervorbrach in neuer Freiheit, die zugleich den Geist des alten Hellas wiedergebar und die doch vor hellenischer Zersetzung geschützt war durch die ererbten Bande des Mittelalters. Das vergeistigte, dadurch verallgemeinerte und zugleich verselbständigte Leben strömte nun wieder schwellend aus seinem Zentrum in die befreiten und doch noch gehaltenen Glieder. Von den hohen Domen löste sich nun der Schmuck der Figuren und Farben und ward von schöpferischen Meistern ausgebildet zu selbständigen Künsten, in deren Formen doch noch die alte Bauordnung ausklang zu freieren Harmonien. Aus den priesterlichen Kathedralen strahlte nun das Licht des Glaubens in die Kammer des Mystikers, in Herz und Gewissen des Einzelnen, der sich nun frei fühlte von der äußeren Kirche und doch getragen von der Gottesmacht in seiner Seele, die ihm zur inneren Kirche ward. Weit hinaus schaute nun der Mensch des Kolumbus und Kopernikus ins

freie Weltmeer und von der gelösten Erde ins weite Weltall, und suchte doch gleichzeitig als Mensch der Reformation um so tiefer den inneren Halt. Konnte er doch jetzt freier noch ausschweifen als der antike Mensch, persönlicher noch sich bekennen, selbständiger noch auftrotzen, weil er doch noch die Hand des Absoluten über sich fühlte und eben zu höherem Ausgleich in der neuen Lösung den Geist der alten Bindung festhielt. Nun befreite sich auch die Wissenschaft von der Autorität der Scholastik kraft derselben Logik, die sie von ihr empfangen hatte. Und aus den allgemeinen Banden des römischen Reichs, der römischen Kirche und der römischen Sprache entsprangen jetzt die selbständigen Volksgeister, die besonderen Konfessionen, Literaturen und Staaten; doch atmeten sie weiter die gemeinsame Lebensluft des Abendlandes und mußten sich selber einzeln wieder festigen in Schulen, Kirchen und Herrschaften.

Weil aber Italien und Deutschland in der befreienden Gärung der Renaissance und Reformation ihre beste Kraft erschöpft hatten, erlagen sie nun müde gelöst den fester sich formenden Staaten und Kulturen des Westens, und die Restauration des siebzehnten Jahrhunderts brach an als ein neues Zeitalter der Macht, der bindenden Disziplin, der Zucht bis zur Grausamkeit des dreißigjährigen Krieges. Doch diese Macht wieder ließ den Schwung der Renaissance nicht fallen, sondern schwellen zum Barock, und all die Bewegungsfülle, all die rauschende Weltlichkeit dieser Renaissance, all ihren Natur- und Kunstsinn hat das siebzehnte Jahrhundert abgeklärt zu sachlicher Ruhe, zum festen Stil, zu straffer Methode, zu absoluter Einheit und strenger Gesetzlichkeit in Geist und Natur wie in Staat, Glauben und Sitte. Kurz, seine Macht ward auch zur geistigen Macht und suchte in der Ordnung Vermählung mit der Vernunft, die nun in Staat und Welt den Absolutismus rechtfertigte.

Doch gerade diese durchdringende Rationalisierung des Lebens ließ die Vernunft sich von oben nach unten verbreiten und aus dem Ganzen wieder die Glieder durchdringen; denn es ist eben die Vergeistigung, die immer zum Umschlag führt aus dem Allgemeinen ins Individuelle oder auch umgekehrt, weil doch der Geist beides in sich trägt und beides immer wieder zum Ausgleich drängt. So schlug jetzt die Vernunft der allgemeinen Ordnung um in die Vernunft der Aufklärung, deren Vorherrschaft ja dem achtzehnten Jahrhundert den Namen gab. Das bindende System löste sich nun in die kritische Analyse. Und gleichzeitig löste sich der schwere Ernst der massiven Formung im lachenden Spiel des Rokoko, und gerade die Härte der Zucht trieb schließlich wieder die individuellen Kräfte hervor, die aber jetzt schon zu Staatsbewußtsein und Ordnungssinn erzogen waren. Aus der gesetzlichen Ordnung von Staat und Natur trat wieder der Mensch hervor, nun immer lauter kraft seiner Vernunft seine Freiheit

fordernd, bis durch den wilden Sturm der großen Revolution der Grund des Volkes aufgewühlt war.

Da wars an der Zeit, daß die in der Freiheit entfaltete Vernunft in weiterer Ausgleichung wieder zur Sammlung der Kräfte, zur Ordnung und Einheit rief. Aus den Revolutionsheeren ließ das Genie Napoleons die Einheitsmacht wieder aufsteigen. Und schon hatte Kant nach den skeptisch gewordenen Analysen der aufklärenden Vernunft die einigende Kraft der Vernunft aufgerufen, die nun sich spannte zu spekulativen Weltsystemen, während gleichzeitig die klassischen Meister alles, was da die Schöngeister des achtzehnten Jahrhunderts frei und bunt austönen ließen in Tänzen und Spielen, in Stürmen und Drängen, in Bekenntnissen und lyrischen Ergüssen harmonisch zusammenschlossen zu monumentalen Weltdichtungen und Symphonien. Und wie in seinem klassischen Anfang, so suchte das neunzehnte Jahrhundert ja in seinem ganzen Verlauf die Synthese auf allen Wegen und auf allen Gebieten die Bindung zur Einheit. Es proklamierte die Einheit des Geisteslebens, ja der Welt von Hegel und Schelling bis Spencer und Hartmann und begründete die Einheit der Naturkräfte durch Robert Mayer und Helmholtz, die Einheit der Lebewelt in ihrem Stammbaum durch Darwin und Häckel, die Einheit des Wirtschaftslebens durch den Sozialismus, die Einheit der Nation durch Bismarck und Cavour, die Einheit der Kirche durch den „unfehlbar" gewordenen Papst, die Einheit der Weltgeschichte durch Ranke, die Einheit der Künste durch Richard Wagner, und in tausend und tausend Assoziationen, Föderationen zu tausend wirtschaftlichen, humanitären, wissenschaftlichen und sonstigen Zwecken brachte das neunzehnte Jahrhundert Trieb und Kraft der Einigung, Verbindung und Ordnung zu einer in der Geschichte unerhörten Steigerung, — mit der aber eine in der Geschichte ebenso unerhörte entgegengesetzte Steigerung der individuellen Betätigung, der privaten Rechte, des spezialistischen Betriebs, kurz der Differenzierung des Lebens fast gleichwertig zusammenging oder vielmehr in beständiger Auseinandersetzung einen Ausgleich errang wie etwa beim Kampfe zwischen Absolutismus und Demokratie im monarchischen Verfassungsstaat. Und so hatte im Vergleich mit früheren Zeitaltern unser Leben insgesamt gewonnen an Ordnung wie an Freiheit, an Bindung wie an Lösung, es war universaler, sozialer und zugleich individueller und so eben insgesamt vernunftvoller geworden. Und wenn wir noch einmal die Kantische Logik heranziehen dürfen, so entfaltete jetzt erst die Vernunft auch voller die Kategorien der Modalität und baute über der bloßen Wirklichkeit aus tieferen Notwendigkeiten freiere Möglichkeiten. Aus strengeren Methoden und Regeln gerade erweckte nun erst die Wissenschaft das kühnere Experiment und die fruchtbare Hypothese; aus den ehernen Gesetzen der Mechanik,

aus dem Eisenklang der Technik stiegen frei die Zauberflügel der Erfindung auf; aus reicheren Metallschätzen wuchs freierer Kredit, und aus dem tieferen Blick für historische Begebenheiten weitete sich der Sinn für Zukunft und Fortschritt. Allüberall gewann so das Leben durch tiefere Bindungen höhere Freiheiten. Und nun fragen wir: Ist dieses sonnige Bild jetzt durch den Krieg völlig verdüstert und verwüstet in ein Schreckbild der Unvernunft? Ist sie nun ausgespielt, die Rolle der Vernunft in der Geschichte?

Lassen wir vor dem ernstesten Antlitz der Geschichte alle Schönmalerei, aber auch alle Schwarzfärberei der Gefühle. Was erwartete man von der geschichtlichen Vernunft? Daß sie als eine Kupplerin um jeden Preis alle Gegensätze zur Umarmung führe? Daß sie ein Kinderlied summe, auch die feindlichsten Kräfte in den Schlaf zu wiegen? Nein, die Vernunft mindert und lindert nicht die Gegensätze, sondern schärft sie zum Bewußtsein, läßt sie zur Höhe, zum Kampfe kommen und dann erst zur Durchdringung, zum Ausgleich. Indem die Geschichte aus dem Reich der Natur sich aufringt ins Reich der Vernunft, wächst ihre Arbeit, ihre Spannung, wächst ihre Lebensfülle und damit die Not ihrer Lebenseinheit. Je größer die Freiheit, um so nötiger, schwieriger die Ordnung, und je größer die Ordnung, um so dringender ist uns die Freiheit. Gewiß, schon die Natur hat ihre Gegensätze, ihre Tiefen und Höhen. Aber wie friedlich zumeist liegen sie auseinander! Wenn uns das Toben des Krieges die Seele sprengen möchte, wie ruhig erglänzt vor uns das Meer, wie ruhig prangen die Berge. Und doch, auch das Meer kann zur Höhe schäumen, auch der Berg kann aus der Tiefe Feuer speien, und wunderbar, gerade die Meeresnacht bringt reiches Leben hervor, und gerade an den zerstörenden Vulkanen gedeihen Schönheit und Fruchtbarkeit. Und vielleicht gilt es höher noch in der Geschichte, im Leben, in der Seele, daß die herrlichste Blume am Abgrunde wächst und daß die größte Tat aus der Not geschieht, die zwischen Himmel und Hölle schwebt, und daß mit Jakob Böhme auch die Wahrheit nur aufsteigt, so wie mitten aus dem Tode das Leben geboren wird. Und so mag noch heute und heute erst recht der Satz des alten Mystikers gelten, daß Leiden das schnellste Tier ist, das uns zur Vollkommenheit trägt. Die Vernunft weiß es; sie ehrt das Leiden, indem sie es erkennt; sie will kein Morphium sein, das nur durch verschleiernden Trug für Augenblicke den Schmerz versinken läßt. Sie erkennt die Notwendigkeit der Gegensätze, sie hört ihren rhythmischen Wechsel noch friedlicher aus der Natur heraufklingen. Sie sieht auch den Atem und Puls der Geschichte schwingen im wachsenden Vortreten der Triebe zur Bindung und Lösung, zur Ordnung und Freiheit,

zur Einigung und Besonderung. Doch die Gegensätze, die in der Natur noch mehr in rhythmischer Folge auseinanderklingen, wollen in der Geschichte mehr und mehr sich durchdringen, zusammenschlagen zu höherem Ausgleich. Zusammenschlagen aber können die Gegensätze zur Dissonanz wie zur Harmonie. In Kampf und Ausgleich bildet sich, steigert sich so das Leben, und die Gegensätze des Lebens sind auch die Gegensätze des gesteigerten Lebens, der Geschichte und zugleich auch die Gegensätze der Vernunft, die ja nur Formung des höchsten Lebens, des Geistes ist. Ja, geistigste Artikulierung des Lebens selber ist die Vernunft und damit Klärung und bewußte Ausgleichung der Gegensätze, die im Leben selber liegen, der Bindung zur Ordnung und der Lösung zur Freiheit, der Einigung und der Gliederung, die beide zur Bildung und zum Wesen des Organischen und das heißt eben des Lebendigen gehören. Der Weg von der Natur zur Vernunft durch die Geschichte ist der Weg immer höherer Organisierung, und als Ziel der Geschichte ergibt sich damit die höchste organische Bildung, die Organisierung der Menschheit.

Doch zeigt nicht gerade der Weltkrieg dieses Ideal als einen phantastischen Traum und seine Verwirklichung heute ferner als je? Ich meine, der Weltkrieg gerade hebt dieses Ideal erst ins volle Bewußtsein seiner Wünschbarkeit, seiner Dringlichkeit und seiner fernen Möglichkeit. Ist doch noch nie ein Krieg mit solchem geschichtlichen Bewußtsein geführt worden, unter solcher Aufwühlung der Völkerwurzeln, der Rassenvergangenheit, aus solchem Zusammenhang nicht nur der Zeiten, auch der Räume, in solchem Mitschwingen aller Zonen. Zum erstenmal in diesem ersten Weltkrieg bebt die ganze Erde, fühlt die Menschheit in der Erschütterung ihrer Grundlagen ihr Gesamtleben. Zum erstenmal fühlt unser Geschlecht den vollen Hauch der Weltgeschichte, sieht es aus der Tiefe der Zeiten einen Riesen heraufkommen, beladen mit den Sünden der Jahrtausende und gestärkt durch den Heldenwillen der Jahrtausende, sieht es diesen Titanen der Menschheit, der als Prometheus die göttliche Fackel der Vernunft entzündet, kämpfen und leiden, fühlt es, daß die ganze Menschheit ein Wesen ist mit einem leidensfähigen Leib und einer schmerzzerrissenen Seele. Und eben dieser Schmerz des Kampfes, der Lebensscheidung drängt die Lebenseinheit zum Bewußtsein. Gerade die schrille Dissonanz, die über die Erde zieht, schreit am lautesten nach der Harmonie. Und gerade weil dieser Krieg die größte Scheidung bringt, könnte er eine letzte Scheidung bringen vor seiner ersten Einigung. Zeigt er doch am wenigsten ein anarchisches Chaos, einen Krieg aller gegen alle, ein Auseinander und Durcheinander lokaler Fehden, sondern in zwei geschlossenen Schlachtreihen stehen die beiden Hälften der Menschheit sich gegenüber und ringen um die Weltgestaltung. Siegen aber wird, wenn es nun wirklich eine Vernunft gibt in der Geschichte, wer die

höchste Kraft der Organisierung zeigt; denn er hat die Vernunft für sich. Siegen wird, wer die Ordnung bringt in der Freiheit und die Freiheit bringt in der Ordnung; denn er hat das Leben für sich, das erstarrt in der Ordnung ohne Freiheit, sich auflöst in der Freiheit ohne Ordnung. Und alle Freiheitsbacchantik mit noch so lockenden, dröhnenden Fanfaren wie aller Anprall vorgetriebener dumpfer Massen, kurz aller Ansturm von links und rechts wird zerschellen an jener Kraft der Organisierung, die eben die Extreme demokratischer Freiheit und absolutistischer Einheit ausgleicht und die in Wahrheit die Kraft der Vernunft und darin die Kraft des Lebens ist.

Ja, des Lebens! Und ist wirklich nun die Vernunft noch dem Leben so fremd, daß sie, wie es im Anfang uns drohte, mit kalter Nichtachtung über die Lebenden hinwegschreitet und ihrer Opferung zusieht? Nein, die Vernunft fördert das Leben, nicht weil wir es wünschen, sondern weil sie selber das Lebensbewußtsein, sie selber Hochform der Organisierung ist, durch die alles Leben sich bildet, sich erhält und sich steigert. Und nur vernunftvolle Organisierung in Politik, Ökonomie, Technik und Hygiene hat ja das Leben an Dauer verlängert und an Zahl so vermehrt, daß unser Land, das zu Tacitus Zeit kaum zwei Millionen dürftig nährte und zum Teil noch zur Auswanderung trieb, heute fast 70 Millionen reichlich erhält. Aber nun tötet der Krieg, was der Friede geboren! Doch wir dürfen durch alle nur zu berechtigte Trauer uns nicht das Auge verschleiern lassen bis zum Gespenstersehen. Und wenn auch der Krieg schon vielleicht etwa ein hundertstel von den Bewohnern der kämpfenden Länder getötet, selbst der schwärzeste Pessimist wird auch bei längerer Kriegsdauer keine Entvölkerung erwarten, wie sie der dreißigjährige Krieg etwa brachte. Doch mag auch der Krieg noch so unvernünftig sein, wenn nur der Sieg vernünftig ist, wenn nur der Friede reichere Lebensbahnen öffnet! Schließlich aber lehrt gerade die Vernunft das Leben nicht nur zu zählen, auch zu wägen, zu werten und über der Lebensmehrung Lebenserhöhung zu suchen Denn auch das Leben hat noch einen Wert über sich, dem es sich opfern darf: das höhere Leben. Das Höhere aber ist gerade für die Vernunft das Allgemeine, dem sich das Einzelne einordnet, das Ganze, dem sich die Glieder hingeben. Und eben im Kriege opfert sich das Einzelleben dem Höheren, seinem Gesamtleben, seinem Volke. Und die Vernunft segnet dieses Opfer, diesen höchsten Sieg des Allgemeinen über das Besondere. Aber segnet sie damit nicht für alle Ewigkeit den Krieg, in dem eben diese höchste Hingabe an das Allgemeine geschieht? Doch lassen wir nur die Vernunft ihren Weg fortsetzen. Gewiß, sie unterstellt das Einzelne dem Allgemeinen, der Gattung, und eben die Gattungen streiten im Krieg; aber geschieht dies nun ganz im Sinne der Vernunft? Sie streiten ja gerade,

weil sie noch zu sehr Besondere, auch als Völker noch Individuen, noch nicht allgemein genug sind. Die Vernunft aber einigt gerade die Gattungen zu höheren Gattungen, die Völker zu höheren Allgemeinheiten, zu Völkerbünden der Rassen und Erdteile, und wenn auch diese noch streiten, zur allgemeinsten Gattung, zum Ganzen der Menschheit, und da, im Universalsten, in der höchsten Einheit, wenn so nicht nur die Individuen im Volke, sondern auch die Völker in der Menschheit aufgehen, da ist doch wohl der Friede gewonnen unter dem Zepter der Vernunft, die das Allgemeine sucht?

Ja, da ist der Friede, aber da ist auch der Tod und die Leere; denn das Allgemeinste bleibt leer ohne die Besonderung, und das Ertrinken der Individuen im Volk wie der Völker in der Menschheit ließe eine Menschheit übrig ohne Menschen, eine uniforme Masse. Wäre wirklich die Organisierung der Menschheit nur ihre Einigung, ihre Vereinheitlichung, dann würde die Organisierung zu ihrem Gegenteil, zur Mechanisierung, dann brächte sie keinen Segen, sondern schlimmsten Fluch, keine Freiheit, sondern schlimmsten Zwang, kein wahres Leben, sondern geistigen Tod. Denn der Geist atmet seine Universalität eben aus seiner Individualität, und die Vernunft will das Allgemeine eben am Besonderen entfalten, und das Leben, das organische, lebt eben aus dem Ganzen in die Glieder und aus den Gliedern ins Ganze und hat sein Wunder gerade darin, daß nicht bloß der Makrokosmos den Mikrokosmos trägt, sondern auch umgekehrt. Und darum schwingt auch die Geschichte als das zum organisierenden Vernunftausgleich hinstrebende Leben der Menschheit in den Jahrhunderten wechselnd von Einigung zu Gliederung und von Gliederung zu Einigung.

Doch an der einen Spannung des Ganzen und Einzelnen ist es ja längst nicht genug. Das logische Denken und ebenso das organische Leben setzen nicht nur einmal genus und species heraus, sondern suchen auch hier den Ausgleich, indem sie Zwischenstufen bauen, Stufen der Allgemeinheit und Besonderheit in größerer und kleinerer Gruppenbildung. Wie der Baumstamm erst durch die Äste zu Zweigen wächst, so wächst das organische Leben der Geschichte durch Mittelglieder und entfaltet zwischen Mensch und Menschheit in konzentrischen Kreisen noch Familie, Gemeinde, Staat, Bundesstaat und Staatenbund, und die stärkste Bundeskraft wird dereinst die Organisierung der Menschheit anbahnen.

Aber auch damit nicht genug; wie die Begriffskreise der Logik nicht nur konzentrisch sich umfassen, sondern auch sich schneiden, ohne doch die Ordnung der Vernunft zu zerstören, wie jeder Begriff sich in mehrere Gattungen einordnen läßt, so hat die Geschichte neben der staatlichen Gliederung ja noch andere ausgewirkt, die religiöse, die ständische, die berufliche.

Denn die absolute Einheit etwa von Religion, Staat und Nation mag ein Ideal sein, doch gewiß nicht das höchste, wie es ja auch nur auf den Unterstufen der Geschichte ganz verwirklicht ist und weiterhin nur durch absolutistischen Zwang sich festhalten läßt. Aber seine ganze Fülle und Fruchtbarkeit offenbart ein geschichtliches Gesamtleben erst, wenn es bei voller Wahrung seiner Wurzeleinheit und seiner sozialen Bindekraft doch seine Gliederungen, seine Gruppenbildungen sich vervielfältigen und sich kreuzen läßt. Doch eben mit der wachsenden Besonderung wächst die Gefahr des Widerstreits, der Gegensatz der Interessen bis zur Feindlichkeit. Und so droht nun jetzt am Ende noch einmal der ganze Abgrund des Problems aufzubrechen. Denn der Weg zur Besonderung führt zur Scheidung, zum Kriege, der Weg zur Einigung, Verallgemeinerung aber führte ins Leere.

Aus dieser Zweifelsnot gibts nur eine Rettung, nur eine Zuflucht für den Ausgleich dieser unvermeidlichen Gegensätze: es ist das Geistige. Im Geiste nur fassen wir uns selbst, aber auch im Geiste nur fühlen wir uns eins mit unserem Volke, und im Geiste nur ahnen wir das Band der Menschheit. Im Geiste nur leben wir zugleich individuell und sozial, ja universal. Im Geiste eröffnet sich so das Friedensreich, das die Einzelgeister im Volksgeist, das die Volksgeister im Menschheitsgeist nicht aufsaugt, sondern aufnimmt und aufschließt, und eben solcher Ausgleich des Besonderen und Allgemeinen ist Aufgabe der Vernunft als der Organisierung des Geistes. Und um kurz das Letzte zu fragen: Zeigt sich nun wirklich die wachsende Vernunft der Geschichte in einer wachsenden Friedensstiftung? Alles Grauen der Gegenwart kann uns doch nicht blind dagegen machen, daß im Lauf der Geschichte der Krieg aus einem normalen Zustand in einen abnormen, aus einer Regel in eine Ausnahme zurückgetreten und daß höchstens noch Jahre des Krieges aus Jahrzehnten des Friedens herausschreien. Wir können auch das Auge nicht davor verschließen, daß der Krieg in sich selber wieder mehr und mehr Beschränkung übt und jetzt mitten im Kriege Friede gehalten wird gegen die Verwundeten, gegen die Gefangenen, gegen die unbewaffnete Masse der Bevölkerung, und diese Vernunftgrenzen selbst zwischen erbittertsten Feinden werden ja gerade bekräftigt und beleuchtet durch die empörten Proteste, die ihre zeitweilige Überschreitung erregt. Wir können allerdings auch nicht abstreiten, daß der Krieg neben der Beschränkung auch einen Zug zur Verallgemeinerung zeigt: nach dem Zeitalter der Ritterfehden, der Städtekämpfe trieb das siebzehnte Jahrhundert schon stärker zu territorialen Fürstenkriegen, das achtzehnte Jahrhundert führt Zehntausende zu Königskriegen um die Erbfolge, das neunzehnte Jahrhundert führt Hunderttausende zu nationalen Kaiserkriegen, das zwanzigste Jahrhundert führt Millionen zum imperialistischen Weltkrieg. Doch diese Vergrößerung des Krieges

bedeutet und beweist ja zugleich seine Verringerung. Ist doch der Weltkrieg selber nur möglich, weil der Landfrieden schon immer tiefer durchgedrungen, immer breitere Massen geeinigt hat, sodaß sich der Krieg nur noch im allergrößten entladen kann. So blasphemisch es heute klingt: der Weg der Geschichte vom Faustrecht der Raubritter bis zum Weltkrieg erscheint zugleich als der Triumph einer ungeheuren Friedensarbeit. Endlich aber wollen wir bedenken, wie doch der Krieg sich selber vergeistigte: erst ein Vernichtungskrieg, der da tötete, um zu töten, dann ein Invasionskrieg, der tötete, um das Land frei zu machen für die Eroberer, dann ein Herrschaftskrieg, der schon die Besiegten leben ließ, erst noch als Sklaven, dann in immer freierer Lage, geht nun der Krieg immer mehr um die Einflußsphäre bis zum Vorrecht der Erziehung minder entwickelter Völker. Und so ward insgesamt der Krieg in seinen Zwecken zugleich immer immaterieller und geht immer weniger auf Leibesvernichtung und Massenraub, immer mehr nur auf praktische Durchdringung und geistige Beherrschung und Förderung aus. Von den Mongolen, die im Lande nichts übrig ließen als ein Denkmal aus den Köpfen der Erschlagenen bis zu der Verwaltung, die heute im okkupierten Gebiet Volkswirtschaft und Schulwesen pflegt — welch eine Wandlung der Kriegführung vom Negativen ins Positive!

Gewiß, der Krieg wird drohen, so lange die Menschen Leiber tragen, so lange sie materielle Interessen haben. Und lehrreich ist, wie der klardenkende Hobbes im grausamen siebzehnten Jahrhundert in der Welt nur Körper und damit zugleich nur Krieg sehen konnte und aus tiefer Sehnsucht es gleich Spinoza als erstes Gebot der Vernunft verkündete, Frieden zu suchen. Ja, die Vernunft stiftet Frieden, aber nicht durch Abtötung, sondern durch Beherrschung der Leiblichkeit und nicht Frieden um jeden Preis, nicht tote Ruhe. Nein, die Vernunft will das Leben, das immer höher, immer vernunftvoller sich organisierende, und der beste Organisator des Krieges wird auch der Organisator des Friedens werden. Trägt doch das Leben selber Krieg und Frieden in sich und bedarf der Gegensätze und Spannungen gerade zu seinen Ausgleichen, und je geistiger es ist, um so mehr; denn wer nicht geistig gerungen, hat nicht geistig gelebt. In der bloßen Friedlichkeit des Geistes aber läßt der stürmende Strom des Lebens sich nimmermehr zur Ruhe betten. Das Leben wird nicht verhauchen in der Klause des Mönchs, nicht verduften im Salon des Ästheten, nicht verstauben in der Bücherwelt des Gelehrten. Nein, das Leben wird weiter seine Ströme, seine Stürme brausen lassen, die Welt wird weiter ihre rauhe Macht und Körperlichkeit entladen und die Geschichte weiter jene unerschöpfliche, unergründliche, unbezwingliche Gestaltenfülle gebären, in der ihr höchster Reiz, in der ihr tiefster Schauer wohnt. Wer aber darum meint, daß heute die Sturmgewalt des Geschehens dem Menschen über den Kopf gewachsen,

daß heute das Schiff der Menschheit steuerlos dahintriebe auf dem uferlosen Meer der Geschichte, der ist ein Kleinmütiger und ein Kurzsichtiger, der über dem Leiden des Tages und über dem Jammer des Jahres den Blick verlor für den Gang der Jahrtausende und, mit Lessing zu reden, für jenen unmerklichen Schritt der Weltvernunft, der da vorwärts schreitet, auch wenn er rückwärts zu gehen scheint. Wer sind wir, daß wir aus unsern Leiden den Weltgang richten? Und doch der Mensch, der Träger der Vernunft wie der Geschichte, und darum der Diener der Weltvernunft hat jetzt die Erde bezwungen von der Wüste bis zu den Polen, und er sollte nicht immer höher sich selbst bezwingen kraft derselben Vernunft? Dann wird in noch so fernen Zeiten das Leben sich aus einem Chaos des Kampfes zu einem organischen Kosmos gestalten, dann wird Keplers Traum wieder sich erfüllen, daß die stöhnende Erde eingeht in die göttliche Harmonie der Sphären.

Der Ruf

Novelle von Richard Maximilian Cahen

Sowie ein Blitz oftmals ein ganzes Land erhellt, so kann auch ein Gedanke wohl die ganze Welt erleuchten, daß man ihre Dörfer und Täler, ihre Hochöfen und Genossenschaften in einem Augenblick zusammensieht, so daß die bewohnte Erde aussieht wie eine Tafel, unendlich reich besetzt und bedeckt, eine erhellte Tafel vor den Augen eines Wahnsinnigen. – Alles Schlechte auf Erden sollte die Liebe erlösen. – So stand es in den alten Schriften, aber noch waren die staatlichen Einrichtungen stärker als die Liebe, die Liebe war nur eine Geringfügigkeit und half noch nicht über Tod und Beschämung hinweg.

Man greife nun aus all den gekräuselten Worten, Signalen und Sichbewegenden auf dieser Welt einmal einen heraus, der sich in Amerika nachts in einem Bette wälzte und nicht schlafen konnte. Es war Watson, der reich genug war, um die ganze Nacht in einem Café zu sitzen und einen drink nach dem anderen zu sich zu nehmen, reich genug, um in einem Auto, solange es dunkelte, spazieren zu fahren, reich genug, um zehn öffentliche Bälle hintereinander zu besuchen, reich genug, um sich der Einsamkeit zu entziehen, die Gesetze der Menschen zu mißachten und die ganze Nacht bei Licht und Gesang zu verbringen. – Manchmal lachte er auf, wenn er des Nachts auf seinem Lager schlaflos lag, er lachte laut über diese sonderbare Einrichtung, gerade die Nacht zum Schlafen zu benutzen, er lachte über die Menschen, die den ganzen Tag gestikulierten, sich ereiferten, bis sie plötzlich ein ungeheures Signal zur Ruhe donnerte, daß sie alle Kleider, Tand, Parfüms, Spitzen und Seide beiseite legten und sich geheimnisvoll und ganz klein machten, um nichts anderes zu sein als ein leise Atmendes, ein sich hebender und senkender Punkt, eine unnahbare Peripherie von Erschöpfung und Genuß. Wenn man mit einem plötzlichen Entschluß aufstand, das große ungehütete Rad der Welt in Bewegung setzte, die Welt übertölpelte, man könnte mit ihr hinfahren, wohin man wollte, man kutschierte sie aus diesem System heraus, man konnte sie entführen, und wenn die Menschen am anderen Morgen die Augen öffneten, so würde jeder fragen: Wo bin ich, hier ist nicht mehr die Welt, nicht wahr? Und man würde antworten: Nein. Aber wie heißt es denn, wo wir sind? Nenn es wie du willst. – Dies alles hätte keinen Sinn, die Menschen würden auch unter anderen Bedingungen sich keineswegs ändern, ihrer Arbeit und ihren Kümmernissen nachgehen, deshalb war es zweifellos besser, die Welt stehen zu lassen, für Tisch und Schrank zu sorgen und Obacht zu geben, daß die Ziegel nicht von den Häusern fallen und einen kleinen Hund totschlagen.

Hinhorchend in das Ungewisse der dunklen Nacht, hörte Watson einen Ruf an seinem Ohr. – Was war das? Man las von Leuten, die nachts ermordet wurden und vorher noch einmal schrien, als ob sie ihr ganzes Entsetzen und ihre ganze Freude noch einmal vor dem Tode entströmen lassen wollten. – Tausende schrien des Nachts auf See und auf Expeditionen, aber dieser Ruf klang anders, er war wie eine Mitteilung einer geheimnisvollen Telegraphie, wie hingehaucht durch ein Kabel, mitten durch die schleimigen Ungeheuerlichkeiten der Ozeane. – Dieser Ruf klang aus ihm, aus seinem ganzen Leib und allen seinen Gliedmaßen, er klang gleichsam wie eine Stimme und formte sich zum Wohllaut. – In die Elektrizität seiner Wahrnehmung – in Beobachtung versenkt, – abwechselnd lauschend, wie in seinem linken und rechten Ohr summende Signaltöne waren, sich gegenseitig riefen und wie abgetönte Schellen durcheinander tönten, und war er selbst nichts als eine Zentralstelle, ein Amt, in dem Tausende Drähte Morsezeichen gaben, während er selbst, seine Masse, im Schwergewicht der Dunkelheit unbeweglich und mit einsamen Gelenken erstarrte.

Nun überlegte er und kramte in seinem Leben herum, da waren Tage, die man farblos vergeudete und über die man nichts berichten konnte. Das bißchen, was man tat, schien nichts, jeder andere tut mehr als ich, dachte er. – Zum Schluß sagte man, das war eine Epoche, und dabei hatte keiner irgend etwas getan, was nicht auf seinem Weg gelegen hätte, und man beschrieb in ungezählten Worten, was geschehen war, bis die Gebeine im Boden jauchzten und sich freuten. – Sie wußten von alledem, was man von ihnen behauptete, nichts! – Was konnte so rufen, daß es seine Sinne erschwingen ließ, was hatte genug Melodie im Hals, um rufen zu können, wer besaß genug Melodie im Hals, um sie nachts an das Ohr eines Mannes zu bringen, das konnte nur ein Kind sein, das unbewußt das All zusammenschrie und begehrte, oder eine Frau, die man geliebt hatte und noch nicht vergessen.

Wie jeder vermögende junge Mann hatte Watson schon so viel Liebe genossen und eingeflößt, daß er sich der einzelnen Trägerinnen nicht mehr entsann. – Die Hingabe der Frau, der Genuß, alles war ihm zum Ornament, zu einer Formel geworden, die man auswendig kannte und deren Entstehung man nicht mehr nachzuforschen brauchte. So war alles, was das Weibliche anging, ihm wie ein bestimmtes Liniengewirr, das man nicht mehr zu entziffern brauchte, weil er klar in diesem Labyrinth sah und seinen Inhalt, seine Grundzüge und ersten Erscheinungen deutlich erkannte. – Seitdem er keine Geldsorgen mehr hatte, war ihm der Gedanke aufgeblitzt, daß er überhaupt keine Frau mehr brauchte, um glücklich zu sein. – Das Weib war nur für die Unglücklichen, meinte er in einer Periode seines Lebens, und weil es so viel Unglück gab, so viel Menschen, die sich über

etwas hinwegzusetzen hatten, deshalb war das Weib so begehrt, deshalb genoß man es als Medizin und starb trotzdem daran. Wer jedoch im Besitze von Gesundheit und genügender Geldmittel war, was brauchte dieser Medizin oder Illusionen, die man Liebe hieß. — Man lebte bewußt, und in dieser bewußten Welt der Tätigkeit und Erkenntnis war kein Raum für den Naturlaut eines Weibes oder überhaupt irgendeiner Brunst. — Die Welt sollte sich erneuern, verändern, so verkündeten die Ingenieure. Man könnte anfangen, die Dinge zu lieben, die in wechselvoller Mannigfaltigkeit ertönten, in den Dingen lag Anmut und keine Gefahr, was ihnen an Leben fehlte, ersetzten sie durch Grazie und Trauerlosigkeit. — Die Dinge waren schön und geduldig, bei ihnen gab es keine Enttäuschungen.

Sollte er sich anstrengen und überlegen, sollte er zur Nacht die einzelnen Frauen seines Lebens, angetan mit Kleidern und Pelzen, mit dem Duft ihrer Jahre, dem Gelächter und den Bewegungen ihrer Berufe, heraufbeschwören und sie vor seiner Bindehaut bekleidet oder entblößt, mit dem liebenswürdigen Geplauder der Restaurants oder mit der Ekstase letzter Erregungen hervorzaubern! — Für das, was man geschenkt erhält, hat man das beste Erinnern, alles, was man ohne Mühe erringt, gewinnt man doppelt lieb, weil man das mit Recht als Ausnahme des Daseins empfindet. Alles, zu dessen Erlangung man nur die Lippen zu spitzen oder die Hand zu öffnen braucht, ist unsagbar köstlich. — So entsann sich denn Watson eines Sonntags, den er auf einer Reise in Mitteldeutschland verbracht hatte. Er hatte dort auf einer Straße ein bildschönes Mädchen gesehen, das einen Kinderwagen schob, er hatte sie angesprochen und von ihr verlangt, daß sie ihn begleiten sollte. — Gewiß, sie lachte, das hätte sie gerne getan, aber wohin mit dem Wagen und dem Kind. Halt, ein Gedanke, den stellen wir in ein Café. Ja, laßt uns ihn in ein Café stellen. — Er mietete einen ganzen Saal für zwei Stunden, sie stellten den Wagen hinein und schlossen beide Türen ab. — Dann flog sie ihm zu. Es ging alles so schnell. Auf einmal waren sie wieder bei dem Kind, das unversehrt mitten im Lokal in seinem Wagen schlief, unbekümmert wie ein junger Bierbrauer.

Von so viel Schönheit, Keckheit und unbekümmertem Vergeuden überrascht, hatte Watson das Mädchen liebgewonnen und ihr in einem Modehaus für einige hundert Mark Kleider gekauft, sie sich anziehen heißen und, als sie vor ihm stand, die fröhlich Glühende auf seinen Schoß gesetzt und sie sein Geschöpf, sein Werk genannt. — Sie aber sagte: Ich bin deine Puppe, du darfst mich auch entzwei machen. — Wie leicht es ist, eine Frau zu zerstören, das wußte Watson ganz genau, man konnte ihr die Knöchelchen einzeln brechen, man konnte sie leichter zum Weinen bringen als ein Kind, aber das wollte er nicht, er wollte nur das Land, den Augen-

blick und seine Allmacht genießen, mehr nicht, aber er wollte auch alles tun, was ihm dazu verhalf, denn wenn man ein Land genießen will, irgendein Land in der Welt, mit dem wahren Ungestüm eines Liebenden, so wird man lange grübeln, wie man ehestens zu den Quellen gelangen kann. Soll man heiß begehrend wie Brutus seine Erde mit dem Munde berühren und seine Steine und Gräser schlürfen, soll man seine Weine trinken und überquellend vom Genossenen den heimischen Mond anschauen oder soll man Frauen nehmen und daraufhin betrachten, was in ihnen das Land und diese Erde an Duft und Grazie, an Schwere und Entbehrungen, an Glut und Abweisung niedergelegt hat? Kann man vielleicht im Dasein einer Frau den Himmel ihres Landes trinken und das Geheimnisvolle seines Lebens wie einen Geschmack auf der Zunge spüren?

So hörte Watson auf einmal aus allem Ungewissen deutlich ihre Stimme, die Stimme des kleinen deutschen Mädchens, dessen rührendes Gesicht und Ärmchen einst dem seinen nahe gewesen, bis ihn der Ozean und der Donner sich entfernender Gegenden, Generalversammlungen und Klubs, der Geruch unzähliger anderer sich bemühender Menschen von ihr trennte. Er spürte die entfernte Stimme und ahnte deutlich, daß zusammen mit ihrem geheimnisvollen Rufen er eine unbeschreibbare Sehnsucht nach ihr hatte, und er durchlebte urplötzlich einen der Augenblicke, in denen man sich gerade nach einem Menschen seltsam hingezogen fühlt und meint vergehen zu müssen und muskellos vor Verlangen zu werden, wenn man ihn nicht erreichen kann. – Als sie ihm noch einmal geschrieben hatte, in welchem Geschäft in der Stadt sie war, hatte er diese Mitteilung als aufdringlich und lächerlich betrachtet. – Jetzt sprang er mit beiden Füßen erbarmungslos aus seinem Halbschlummer und suchte die Adresse und den Brief. – Die Nacht war ruhig. – Die Straße war vom Lärm wie leer gefegt. – Nichts lastete auf dem Leichtbekleideten als die Sehnsucht, bis er plötzlich ein Blatt Zeitungspapier entdeckte, das die Überschrift: Der europäische Krieg trug. Das schlug ihn wie mit Knüppeln. – Europa war im Krieg. – Die Wiege allen Lichtes, die schönen Straßen und Städte, der Schauplatz unzähliger Rassen und Wanderer brodelte von Blut und Gefahr. – Wenn man die Zeitung las, wußte man genug. – Europa war schon nicht mehr, Dreiviertel war verbrannt, Millionen verwesten, leere Brandstätten schwelten ihr letztes in die abgehetzten Abende, und darüber lagerte das Volk im Freien, brüllend vor Verzweiflung wie das Vieh, das herrenlos umherirrte, brachen die Leidtragenden dieser Zeit über sich selbst und ihrem Unheil zusammen.

Mitten in seinem ruhigen und eleganten Zimmer empfand er alles Grausige so innig, wie nur ein Mensch, der sich gesichert fühlt, das Leben Ungesicherter mitempfinden kann. – Glück und Unglück standen höchst ein=

fach und sachlich geschieden vor seinen Augen und er, Watson, war der Mittelsmann, der beide schied und erkannte.

So packte er noch in der Nacht seine Koffer, ohne seine Diener zu wecken; er wollte nach Deutschland und jenes Mädchen suchen, er, der stets jenseits von Treue und Untreue, von dem Glauben an Reinheit und Unberührtheit lebte, konnte in einer Frau Rettung von Zweifeln finden, er war kein Idealist und dennoch glaubte er viel. Sobald noch keine Fäulnis eingetreten ist und keine Leichenstarre, kann der Patient am Leben erhalten bleiben, so dachte die Medizin und ebenso — ist dies nicht eigentümlich — dachte der Bankier Watson.

Er überquerte das Meer und gelangte nach Amsterdam, das war die alte Stadt, rissig und ernüchtert, mit Erinnerungen an Ratten und brüchige Häuser, aber auch an Kommandeure und Seefahrer, eine graue Qualle, eine Vorrede zu Europa, dort wo es zu feilschen und handeln beginnt.

Den Hut in der Hand ging er durch das Judenviertel, und seine Nerven beruhigten sich etwas, als er den beizenden Geruch des Unrats, der Zwiebel und der Kleider tief einsog, hier war das Gift ganzer Jahrhunderte, die Bedrückung, das Abstoßende unzähliger Zeitläufe versammelt, hierhin war nichts von jener Eleganz gedrungen, die Europa im Laufe langer, langer Jahre geschaffen hatte, keine Frau in Seide und Düften, kein Mann tadellos erzeugt und beschient, war aus diesen Straßen hervorgegangen, noch hatten hier Zünfte pokuliert und Fahnenträger Trinksprüche ausgebracht. — Das, was übrigblieb, der Satz, war hier zusammengelaufen, und hohe Drehorgeln verkündeten jubilierend den Triumph getragener Hosen und Jacken, die sich hier aus aller Welt vereinigt im Bann kleiner verwelkter Häuser bescheiden offenbarten.

Watson durchfuhr Holland und kam nach Deutschland, er sah den Rhein: unverblühte Städte standen an seinen Ufern. — Obst duftete an den Wegen, nichts war zerstört, nur Leben rief ihm die leere Ebene entgegen. Leben ist billiger als Früchte, prahlten die Städte. Wo ist das Furchtbare, allzu Furchtbare? dachte Watson, während sein Herz klopfte. — Solange die Welt die Liebe im Solde hat, muß sie bestehen. — Und so kam er in die Stadt, in der er das Mädchen damals angetroffen hatte. Die Stadt war voller Leben. Große Kirchenglocken schwangen den duftigen Wind warmer Abende in ihren Armen. Er fühlte, daß die Welt immer noch gut war; starben viele, so merkte man es jedenfalls nicht. Alle starben lautlos. Wenn man wollte, so brauchte man nicht zu glauben, was in den Zeitungen stand. — Hier in dem eleganten Hotel, in dem er sich eine halbe Etage gemietet hatte, konnte er irgendeinen Traum träumen, man konnte das glauben, was man wollte, das war ein ruhiger und bescheidener Genuß, das war ein Teil der Freiheit, die es noch nicht gab. — Wenn

er abends durch die Zimmer ging, empfand er es wie ein Glück, das einen zum Weinen zwingt, daß Europa noch nicht zerstört war. Das Wasser lief in die Badewanne, es lief kalt und warm, das Licht ging auf ein Signal an, das Messingbett war tadellos weiß, flankiert von einem Telephon, durch das man überallhin sprechen konnte, was man wollte. — In den Schrank konnte man Kleider hängen, man konnte ihn auf- und zumachen und sah davor einen Spiegel, der über die Einsamkeit und das Schale der Hotelgerüche hinweghelfen mußte. Wenn er sich in den Salon setzte und ein Bein über das andere legte, sich eine Zigarre anzündete und zurücklehnte, so fühlte er, daß er sich immer noch an Europa anlehnen konnte. — Aber irgend etwas fieberte aus ihm, und wie aus einer kleinen verborgenen Quelle entsickerte ihm Unruhe, und er fühlte, wie er trockner wurde als Holz, und sein Herz im Halse klöppelte inmitten dieser feindlichen gemieteten Dinge.

Als das letzte Glockenspiel ertönt war und die Konturen der Kirchen und Häuser sich der Dunkelheit fassungslos verbündeten, wollte er schlafen, da sah er plötzlich am Himmel einen breiten Lichtstreifen, den er sich nicht erklären konnte. In solchem Licht waren früher die Männer erschienen, die etwas offenbaren wollten. — Tatsächlich konnte etwas Ungeheueres geschehen, wenn ein solches Licht aus einem Menschen und nicht aus einer Maschine brach. Er löschte das elektrische Licht und ließ das Lichtband des Scheinwerfers über sein Bett gleiten, und während er im Lichtkegel lag, empfand er es, als ob er selbst gesucht würde, und ein Gefühl des Unheils hieß ihn das Licht wieder aufflammen lassen, so entglitt er diesem Angriff auf seine Seele (wie er meinte) und schlief glückstrahlend im Licht geringer Kerzenstärke ein.

Des Morgens erhielt er vom Portier bald Bescheid, wie er in die Straße komme, die er sich als Adresse des Mädchens aufgeschrieben hatte, denn er meinte das fragen zu müssen, und empfand es wie ein Glück. — Die Straße bestand also und es war soweit alles richtig. — Jetzt ging er ganz ruhig durch den Morgen und sah ohne Staunen Hunde und Leute mit Karren, die keine anderen Gesichter machten wie die Karrenzieher in anderen Ländern. — Die Spaziergänger hüpften über die Wege, die Häuser, die Straßen, die Schaufenster waren scheinbar ohne Erregung. Ein Mann mit einer Drehorgel kam aus einem Hofe und stellte sich irgendwo auf. Pferde kamen mit Wägelchen und liefen durch die ganze Stadt, seine Hände zitterten, wenn er daran dachte, daß er sie gleich wiedersehen würde, denn er fand es unrecht, es war nicht richtig, einen Menschen zu suchen, mit dem man nichts gemein hatte, als eine Stunde Genuß. — Sie kannte ihn sicher nicht wieder, er fand es komisch, sich auszurechnen, wie oft sie wohl mit andern das gleiche getrieben hatte wie mit ihm.

Nun war er schon in der Straße angelangt und begann die Häuser

zu prüfen, Zahlen zu lesen; er dachte darüber nach, wie er sie am besten sprechen konnte; er mußte einfach in das Geschäft hereingehen und etwas kaufen. Das Schönste wäre, wenn sie ihn gar nicht wieder erkennen würde. Wie glücklich wäre er gewesen, wenn er als einfacher unbeteiligter Käufer da hätte hereingehen können, als ganz einfacher Mann. Sein Herz klopfte; wenn er nur wirklich etwas aus dem Geschäft gebraucht hätte, er brauchte aber gar nichts, er war nie so satt, nie mit allem so versorgt, wie in diesem Augenblick, er hatte alles siebenmal, er meinte ein Warenlager von allen Dingen zu besitzen, die man überhaupt kaufen konnte. Als er im Laden stand, erkannte er sie sogleich und empfand deutlich, mit dieser Frau Gemeinschaft gepflogen zu haben und so durch sie gleichsam mit ihrem Leben und allen Dingen, die sie betraute, verbunden zu sein. Sie hatte das sicher alles vergessen, wie das natürlichen und sehr einfachen Menschen eigen ist, nicht länger als nötig bei der Liebe zu verweilen.

Nun stand er linkischer als ein Bettler im Laden, und jäh erfaßte er ihre ganze Gestalt. Das, was er seinen europäischen Besitz nennen konnte, war hier in dieser Stadt, war hinter diesem Tisch, klein und zierlich voller Bewegungen, behangen mit allen Wünschen und Gerüchen ihres Geschlechts – eine Frau, und deutlich sah er auf ihrem Gesicht noch die gleiche Schönheit jenes fernen Nachmittags. Unverwelkt erwuchs dieses Gesicht aus Augen und Mund, es stand mitten in der Zeit unangetastet, unbekümmert und lächelte vor sich hin. Es lächelte grundlos wie das Angesicht einer Frau, die nichts verrät. Er hatte sie getroffen, von weit her hatte er eine Linie bis zu ihr gezogen und hatte sie erreicht. – Kein Gesicht ging verloren, Europa bestand!

Sie hatte ihn nicht erkannt und auch kaum gesehen, denn er war schnell herausgetreten, so als ob er sich in dem Geschäft geirrt hätte, und da das doch geschehen kann, wunderte sich niemand darüber, so etwas kann jeden Tag vorkommen, jede Stunde. Er stand auf der Straße und meinte froh zu sein, da er wußte, daß bei allem Grausigen der Mensch auf seinem Platz ist. Kein Stäubchen und kein Kuß gehn im All verloren, alle sind vereint unter dem Banner des Sichfindenkönnens, und selbst die Toten liegen in unserer Erde, uns allen nah!

Solches ging wie eine Melodie aufrecht in Watsons Geist einher, als er wieder das Schiff betrat, um wieder ruhiger, innerlich gestählt und zufriedener die Heimreise anzutreten. Hier ging er mit anderen Zigarettenrauchenden an Bord spazieren und ließ das Flutende unter sich zurück, verschlang den Ozean, der zu seinen Füßen versank, zurückblieb wie ein grünes unbekanntes Land. So saß er oft ganz still unter dem Verdeck und fühlte, wie Trennungsschmerz und Wiedersehensfreude ineinander zerflossen, eins wurden, wie man sein Leben vollgefüllt und ohne Einbuße mit sich

trug, und betrachtet mit dem Glück und dem Verfall jeder Stunde in jede weitere Zeit hineinwuchs.

Eines Tages, als man die englische Küste soeben aus dem Gesicht verloren hatte, ging ein ungeheurer Ruck durch das Schiff, zuerst wußte niemand, was geschehen war, bis sich endlich Stimmen lösten und steigerten. „Wir sind auf eine Mine gelaufen.“ Ein fast lautloses Hasten begann, während das Schiff noch einmal von unten her hochgeworfen wurde. Das Meer schüttelte sich und barst, wie von einem ungeheuren Gelächter aufgewühlt. Watson bemerkte kaum, was um ihn her vorging, er fühlte eine steigende Glut in sich und sah, wie man Rettungsboote löste. Vereinzelte Schreie wurden laut. Zugleich mit dem Feuer kamen Sturm und Regen.

Wie hingerissen stand er allein in seiner Ecke, er schlug den Kragen hoch, als ginge es einem trüben Spaziergang entgegen, und sah rechts und links von sich zwei Flammen, noch jung wie Kinder, schüchtern emporschlagen. – Doch als plötzlich ein Kanonenschuß über das Wasser dröhnte, war es ihm, als riefe man ihm ein Signal zu, und er hob die Arme, in denen er die jähe Lust des Ergreifens und Umfangens spürte, und ihm war, als ströme durch seinen so gereckten Leib unendliche Gesundheit und Stärke. Europa bestand, das wußte er, die Einheit war gewahrt, der Elendeste war gesegnet und verflucht, und wälzten sich Generationen im grausamsten Vernichten, so erfüllten sie das gleiche Gesetz der Liebe und des Umarmens, dem sich kein Sterblicher entwinden kann.

Und während eine heiße Liebesglut seinem Herzen entwuchs, stürzten die Wasser des Geschehens durch seinen Leib. – Geschlechter kamen und gingen; in Frauen jung und unberührt suchten sie ihr Heil. Sie erbauten Häuser und Kirchen, das Stampfen ihrer Rosse, das Läuten ihrer Schlitten, Glocken und Herzen strömte mit dem Duft des Gebäcks und ihrer Sehnsucht durch die Gezeiten. Fenster öffneten sich nach Morgen und Abend, der Duft des Wassers und des Haares, die Zeit, in der sie der Ruhe, der Arbeit frönten, formte sich zu Gesängen. Ihre Liebe mißglückte in tausenden Malen. Volk sickerte durch die Jahrhunderte, Verlorene und Verklingende, übertönte die Stimme eines Geistes oder eines Herrschers, Musik, Musik donnerten die Sphären, Liebe, Liebe erdröhnte die Stimme der Menschheit, die von Pol zu Pol reichend ins Unendliche wuchs.

Die Luft wurde enger und heißer. Orden, Gebete und Flüche durchdonnerten den Raum. Glückverheißende Lippen hämmerten Kuß auf Kuß in die Unendlichkeit. Es strömte der Koloß von Worten und Bildern unzähliger hinreißender Jahrtausende an sein Ohr.

Dann in einem erschütternden Springbrunnen von Planken, Nägeln und Leichnamen verschwand er wie ein geheimnisvoller Kapitän.

Er versank inmitten, er versank mitten in die Welt.

***

Makao

Eine portugiesische Kolonie

von Friedrich Perzynski

Zwischen Kanton, Hongkong und Makao, der drolligsten europäischen Kolonie, die satirische Phantasie sich ausdenken könnte, bin ich, flügellahm vom tropischen Sommer, verfolgt vom Typhusgeier, der über diesen Breiten schwebt, auf der Suche nach kühlen Brisen hin- und hergependelt. Zu Wasser natürlich, auf den bequemen und eleganten Dampfern der vielen Schiffahrtslinien, die in Hongkong miteinander rivalisieren. (Bald wird ein japanisches Syndikat unter chinesischer Flagge sie alle aufgekauft haben.) Man geht am Abend in Hongkong an Bord, fährt an kahlen Inseln, die die Form kauernder Raubtiere haben, vorbei, und erwacht früh auf dem Perlfluß vor Kanton. Irgend etwas, das Vorgefühl eines ungewöhnlichen Eindrucks, treibt einen beim Morgengrauen an die Fensterluke der Kabine. Was man sieht, ist schön wie die Einfahrt in den Hafen von New York, nachts, wenn Tausende von kletternden Lichtern die Ufer erhellen. Der breite Fluß, zartgrau wie eine sterbende Perle (er könnte seinen Namen davon haben) verengert sich allmählich. Auf die dunkleren Obstbaumpflanzungen der flachen Ufer sehen niedrige Hügel, melodiös geschwungen, grau im Dunste des Frühlichts herab. Schmale Halbinseln bilden kleine Buchten, von denen sich winzige Kähne, zitternde Striche, mit einer Vertikallinie darauf, dem stehenden Fährmann, ablösen. Das Ganze wirkt wie die vaporose Landschaft eines Sungmalers, gedämpft und verblaßt vom Alter, in dem die Stille, der Morgenfrieden fast hörbar wird.

Doch der Fluß verengt sich, die Ufer fallen, die Farben werden trüber, ein eigentümlicher Geruch, von Tang, von nassem Holz, von Fett? durchdringt die Atmosphäre. Laute erwachen, raunend unbestimmte zuerst, dann hellere, tiefere, breitere, bis es heranbraust wie ein Strom, dessen tolles Kreszendo die Nerven unerhört anstachelt. Dschunken knattern vorbei mit tabakbraunen geflickten Segeln, wahre Sindbadschiffe mit breit herausgewölbtem gegitterten Bug. Boote mit tonnenförmiger Verdachung schieben sich dazwischen, belebt von nackten Kindern, von kreischenden Frauen gerudert; ein paar Fahrzeuge erst, dann Dutzende, schließlich Hunderte, die den Fluß aufwühlen, ihn mit gellen Stakkato-Lauten füllen, mit Gestank von herumtreibenden Abfällen, aus brodelnden Pfannen, mit dem Rauch von Holzfeuern, mit Düften, die undefinierbarer werden, je mehr der Dampfer dem Wirbel des krabbelnden Hexensabbats zusteuert. Zornige Schreie, weil nur geschicktes Steuern viele dieser schwimmenden Arbeiterwohnungen vor dem Gerammtwerden bewahrte, brechen sich an den Wänden

des Dampfers, der unaufhörlich Warnungssignale abgibt; Tuten von Motorbooten überbietet das Menschengekreisch, Feuerwerkskörper knallen, die Ahnung fremdesten Lebens dämmert inmitten dieses chaotischen Getriebes, noch ehe Kanton selbst erreicht ist, wie ein beklemmendes Traumbild herauf.

Die Fahrt nach Makao ist erheblich friedfertiger. Äußerlich wenigstens: der Himmel blaut, nackte Inselberge von rötlichem Gestein schimmern freundlich herüber, man liegt im Korbstuhl und sonnt sich oder hält die Nase in die Brise. Aber man kann ein kleines chinesisches Kanonenboot entdecken, wenn man Glück hat. Denn der Kantonfluß wie vor allem der Westfluß, die mit ihren vielen Armen und Kanälen die fruchtbaren Reisgebiete der Halbinsel zerschneiden, sind die bevorzugten Jagdgründe südchinesischer Piraten. Jede Woche fast ereignet sich irgendein hübsches Abenteuer. Die Seeräuber nehmen als biedere Passagiere Fahrkarten auf den Dampfern, holen, wenn das Schiff im Gange ist, ihre Waffen aus dem Versteck hervor und bemächtigen sich zunächst des Schiffspersonals. Dann wird eine erfolgreiche Subskription veranstaltet. Überfälle auf Dampfer europäischer Linien sind weniger beliebt, doch scheut man bei günstiger Aussicht auch vor ihnen nicht zurück. Ob man wenigstens Menschenleben schone, frage ich unsern Kapitän. It depends, antwortet er achselzuckend. Wer Widerstand zeige, würde sofort erschossen. Ein Missionar habe vor ein paar Jahren versucht, in bestem Südchinesisch auf die in voller Tätigkeit begriffenen Seeräuber einzureden. Der Hund versteht zu viel, war die Antwort, nebst einer Kugel durch die Schläfe. „Sein Name?“ „Doktor M.,“ entgegnet der Kapitän, der ihn kannte. Ich beschreibe ihn; der Kapitän nickt: mit diesem Missionar habe ich vor Jahren auf einer langen Seefahrt Shuffleboard geübt.

Mehr als einer der Piraten hat auf Makao seinen Wohnsitz und erfreut sich eines behaglichen Rentierdaseins. Man kriegt Appetit, sich ihnen anzuschließen, wenn der Leuchtturm, der älteste europäische an chinesischen Gewässern, das Haus des Gouverneurs, die hübsche Kurve der Praia grande mit ihren südlich-hellen Häusern, das Hotel, hoch gelegen wie ein Räuberschlupfwinkel, über dem Ufersaum auftauchen, und kecke Erwartungen werden noch übertroffen, sobald der versandende innere Hafen mit seinen Fischbarken, den übel duftenden Trockenplätzen für frisch gemachten Fang, erst überstanden ist.

Es geht in Rickschas holprige Gassen hinauf durch ein Stück alten Portugals, das vor Hunderten von Jahren von kühnen Kauffahrern und Jesuiten auf diese Südspitze Chinas verpflanzt wurde. Ich hielte am liebsten überall. Blaue, fleischfarbene, ockergelbe Häuser mit grünen Läden, weißen Stuckfriesen, Girlanden, Festons, mit Vasen auf den breiten Freitreppen, mit Rampen, über die Oleander und Planea schwer und dunkel

hängen, Durchfahrten mit orthodoxen Namen: Traversa do Bom Jesus, Pateo da Eterna Felicedade, Jesuitenseminare für Knaben und Mädchen, aus denen herrlich bigotte Gesichter sehen — nur ein Hotel „Zu den Wonnen der Liebe" fehlt noch, wie es Graf Keßler in Mexiko entdeckte.

Das „Boa Vista", über Orangenbäume und Meer hinwegschauend, wo Ehlers seine Reise durch Indochina niederschrieb, hat indessen auch seine Qualitäten. Hier ist fadenscheinigste Pracht. Schreibpapier wird karg zugemessen, für den Mangel an Tageszeitungen entschädigen zehn Jahre alte Nummern unmöglicher englischer und französischer Zeitschriften. In den portugiesisch möblierten Zimmern wohnen „Ehepaare", die stark echauffiert zum gemeinsamen Imbiß herunterkommen in den von Tropenlicht überfluteten Speisesaal, wo sechs Punkas wehen, von einem unsichtbaren Knaben unter dem Saal an langer Leine gezogen. Vom Tische aus hat man das Meer, eine riesige schokoladenbraune gewellte Fläche, auf der Dschunken gondeln, Silhouetten aus dem achtzehnten Jahrhundert, mit tabakbraunen Segeln, grell von der Sonne umgrenzt. Der sehr aufmerksame Wirt geht umher, ein englischer Apotheker a. D., der erstaunliche Sachen aus dem Boxerkrieg, wie den Raub von unsignierten chinesischen Banknoten oder die Geschichte von Lady Macdonalds chinesischem Perlenhalsband, mit der Trockenheit des geborenen Geschichtschreibers zu erzählen weiß. Sein Stil wird portugiesisch, wenn er die Zähne stochert, ein Fleischrestchen aus einem Backzahn holt und es wie eine Fahne viertelstundenlang graziös am Zahnstocher herumschwenkt. Er macht mich mit den Gästen bekannt: einem Portugiesen mit acht Zentimeter hohem Kragen, „Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten" Makaos, der einen Lord an Anstand der äußeren Erscheinung beschämt und wohl wegen seines edlen Profils zu seinem Posten berufen wurde, einem amerikanischen Ingenieur aus Hongkong, der an Schlaflosigkeit leidet und schwitzend, nilpferdgemütlich, kragenlos von der Veranda durch den Speisesaal trottet, wo er mir für den Rat dankt, sich kalte Genickumschläge zu machen, einem deutschen Ingenieur aus Kanton, der sich in der Südsee anthropologischen Studien gewidmet hat, deren Wiedergabe (beim fünften Vormittagswhisky) Somali erröten ließen, Portugiesinnen in Waschblusen, die nach dreißig wie Teigberge aufgehen und greller als die Sonne lachen, zwei Japanern, mit distingiertem englischen Bürstenschnurrbart, Abiturienten der guten Lebensart, die in Angelsachsen gelernt haben, tadellos zu essen und deren Mission selbst meinem Wirt unbekannt blieb.

Ich feiere Orgien der Ironie in diesem Milieu. Sonntags kommt eine Dame aus Schanghai herüber, und der Wirt öffnet diskret die Tür des Speisezimmers, die in einen Rouletteraum führt. Ich lasse die aus Hongkong herbeigeeilten Kaufleute abenteuerlich setzen und verlieren (Hongkong

steht Sonntags unter englischem Sittengesetz), spiele zäh und gewinne. Dollar schlenkern klobig in meiner Tasche. In der Bar, wo ich meinen Durst lösche, sitzt ein Chinese an einem Tisch. In ölpapierartiger schwarzer Seide, mit einem vom Opium ausgemergelten Körper, habgierigen alten Augen unter unheimlich geschliffenen schildpatteingefaßten Brillengläsern. Ein ordinäres Spieldiagramm liegt vor ihm, ein Würfelbecher daneben; der Südseeinselingenieur, der aus den Taschen Banknotenballen holt und in seinem Rausch lärmt, wenn er verliert, ist das Opfer. Ich setze ebenfalls, verdoppele, verfünffache, spiele und verliere wie ein Cowboy.

Ärgerlich schlendere ich die pompöse Auffahrt zum Hotel herab. Soll ich abreisen? Gehe ich, nach dem großen Erlebnis, das mir Nordchina bereitete, schon jetzt hüftentief in europäischem Schlamm unter?

Rickschas bieten sich an, umringen mich: ich fahre langsam die Staatsstraße entlang, die leichte Brise genießend. Im benachbarten Hongkong brütet jetzt Backofentemperatur. (Man muß dort die Korridortüren des Hotels öffnen, um einen Luftzug zu spüren; nachts versucht man es verzweifelt, pyjamalos zu schlafen, wobei man wasserübergossen aufwacht. Die elektrischen Fächer, die letzte Zuflucht, holen die verborgensten rheumatischen Anlagen heraus, wie es Johannes V. Jensens famose, gottlob noch nicht realisierte Zentralkühlung ebenfalls tun würde. Bleibt das Peakhotel auf der Bergspitze, wo mittags Tropensonne auf Asphaltwege brennt und abends Novembernebel in die Fensterritzen hineinkriechen.)

Der Rickschakuli unterbricht diese Erinnerungen und winkt voller Respekt mit der Nase. „Der Gouverneur". Zwei Rickschas halten vor einem Haus mit breiter Auffahrt. Ihre Wagenführer tragen ungefüge blauweiße Schärpen, deren Enden bis in die Kniekehlen reichen. Es sieht grotesk aus, aber auffallend und vermögend. Ein Herr steigt ein, hinter ihm, diskret wartend, sein Adjutant. So viel Würde auf diesem Operettenboden ergötzt mich, ich lasse ostentativ halten und freue mich sichtbar. Stechend blickt der Gouverneur herüber. Wird er mich verhaften lassen? Ich käme in hübsche Gesellschaft. Der Generalpostmeister Makaos wurde vor kurzem eingesperrt. Die Portugiesen, die diese Kolonie von den Millionenabgaben der Spielhöllen erhalten, dürfen nicht jeuen. So blieb dem Postmeister nichts anderes übrig, als Hunderte von eingeschriebenen Briefen eigenhändig zu erbrechen und sich ihres Inhalts zu bemächtigen.

Mit dem Sündengeld, das von den Spielhäusern einkommt, hat man immerhin den gefälligen, kurbadhaften Aspekt zu bewahren gewußt. Neues zu schaffen ist Aufgabe reicherer Völker. Die würden vor allem die verschlammenden Häfen ausbaggern. Dafür aber gibt es einen Park (am Nordende der Stadt) mit schönen Ruhebänken und gut gehaltenen Wegen, auf denen sich die elegante portugiesische Welt, eine nordafrikanisch=

südeuropäisch-chinesische Mischlingsrasse, trifft, längst an Glanz überflügelt von den Familien der reichen chinesischen Villenbesitzer, einen Badestrand, wo das olivgrüne Portugal und das gelbe China auf heißen Kieseln hockt und warme Schlammbäder nimmt, den zeylonhaft üppigen Camoensgarten in der Nähe des inneren Hafens mit Grotten, Aussichtspunkten und der Büste des Dichters, der in diesem subtropischen Exil an seinen Lusiaden schrieb. Von einer Höhe darüber kann man den Hafen übersehen, der von Masten starrt, die humusleeren Felsketten der Halbinsel hinter ihnen, das schmuddlige chinesische Leben in den Uferstraßen, aus denen im Sommer ein garstiger Geruch von toten Fischen heraufsteigt.

Wunderbar genug verträgt sich China mit Portugal. Keiner, weder Chinese noch Portugiese, gibt sich irgendwelchen Illusionen darüber hin, daß dieser Landzipfel, der so anmutig mit Jesuitenkultur gedüngt ist, der heruntergekommenen Republik nur durch die Gnade der Großmächte, vor allem Englands, gehört. Eins der Turistenvergnügen ist es, die operettenhaften Befestigungen, die verrosteten Kanonenrohre und die Disziplin der zigarettenrauchenden, mit tadellosen Gummizugstiefeln ausgerüsteten Soldateska zu bewundern. Diesem Geist fühlt sich der Chinese seelenverwandt. Die hochgelegene Ruine der Sao Paolokirche, von der nur noch die Fassade, ein prächtiges Beispiel subtropischen Jesuitenbarocks, mit der breiten Freitreppe steht, erinnert ihn angenehm daran, daß nicht nur chinesisches Menschenwerk dem Verfall entgegengeht. Es wird ihm leicht, sich einer Regierung unterzuordnen, die notdürftig erhält, was ehrgeizige Vorväter geschaffen haben, damit es grade noch bewohnbar bleibe. Mit solchen Grundsätzen fraternisiert ein Chinese besser als mit nörgelndem Ordnungs- und Reinlichkeitssinn. Der Reisende muß dafür dankbar sein. Denn die Einheitlichkeit des Lebens, die sich schon äußerlich in dem kaum merklichen Übergehen portugiesischer in chinesische Straßenzüge ausdrückt, berührt ästhetisch wohltuend. Tsingtau ist eine prachtvolle Leistung deutschen Fleißes und deutscher Organisation. Aber wer wollte leugnen, daß seine Architektur (Architektur etwa vom Jenenser Landgrafenberg), in eine urchinesische Landschaft hineingestellt, befremdend und vielleicht sogar aggressiv wirkt?

Makaos architektonische Schroffheiten sind also längst chinesisch abgeschliffen, und was herausfällt, deckt der subtropische Pflanzenwuchs ausgleichend zu. Gemächlich schreitet man aus den verschlafenen Bergstraßen Alt-Makaos herab auf den mosaikgepflasterten Hauptplatz der Stadt, an dem das Senatsgebäude, ein paar verkümmerte Palmen und wundervollerweise kein Denkmal steht, hinein in engere Straßen, in eine bewegtere Welt. Lange Schilde mit Goldbuchstaben hängen herunter; blitzende Spiegelscheiben locken an den Treppen, gestikulierende Ellenbogen streifen sich. Es stinkt. Portugal hat aufgehört, und China beginnt.

Alle möglichen Dialekte des Südens hört man. Es strömt aus den reicheren Häusern, vor denen Dutzende von Rickschas warten, die engagiert werden, ohne daß man, wie sonst in China, lange handelt. Je weiter der Tag vorrückt, um so dichter wird das Gedränge, um so betäubender der Lärm, um so heller die Straßen. Um zehn Uhr abends hat der Chinese Makaos nur noch einen Gedanken: Fan tam.

Spielhaus reiht sich an Spielhaus; in allen wird Fan tam gespielt. Es gibt solche erster, zweiter und dritter Klasse, aber der Gang der Dinge ist derselbe. Unten im Parterre sitzen die Kuli um einen länglichen grünbespannten Tisch mit Setzfeldern; zum ersten oder zweiten Stock, wo die feineren Leute Platz nehmen, führen Wendeltreppen hinauf, und man kann von hier den Schacht hinunter auf den Setztisch sehen und verfolgen, was gewinnt. Am Tischende, hell beleuchtet, thront der Croupier, nackt bis zum Nabel. Seine Ruhe ist bezaubernd. Er hat eine Menge gelber, durchlochter Münzen vor sich, über die er einen Messingdeckel stülpt. Ein langes Stäbchen ist in seiner feinnervigen Hand.

Ich lasse mich an den schmalen Tischen im obersten Stockwerk nieder. Ein Chinese neben mir fragt mich, was ich zu trinken wünsche. Es gibt Bier, Ginger Ale, Whisky, Limonaden, alles mehr als lauwarm, und wer dagegen protestiert, bekommt ein nicht immer sauberes Eisstück mit zuvorkommender Miene ins Getränk geworfen. Der Kellner schiebt dem Gast Zigarren, Zigaretten, Melonenkerne hin. Rechnungen werden nicht präsentiert, und wer sein Reisegeld verliert, erhält Geld für die Rückfahrt in die Heimat ausbezahlt. Man ist nicht nur in Monte Carlo nobel.

Die Gewinnchancen scheinen mir dabei hier bedeutend größer. Ich blicke hinunter auf den Setztisch, wo das Spiel beginnt. Der Croupier stellt die henkellose Teetasse, aus der er geschlürft hat, beiseite, greift eine Anzahl Münzen aus dem Haupthaufen, legt den Messingdeckel darüber und spuckt. Er spuckt mit beängstigender Konzentration. Mein Nachbar sekundiert ihm, und der Geschäftsführer, ein gesichtsloses Mensch-Insekt in zerbeultem Gehrock und verrutschter Krawatte, der mich auf intelligente Weise zum Trinken ermuntert, fügt sich donnernd ein ins Spuckterzett.

Es geht los. Der Croupier zählt mit dem fast senkrecht erhobenen Stäbchen die Münzen ab, immer vier zu vier, und je mehr er sich dem Ende nähert, um so stiller wird es am und über dem Tisch. Ein paar Kuli, die Kupfer gesetzt haben, stehen gespannt auf. Es bleiben zwei Münzen übrig. Zwei hat gewonnen.

Betrug ist ausgeschlossen. Jede kleinste Bewegung der Croupiers wird von Dutzenden von Blicken verfolgt, und der Haufen Münzen, den er faßt, ist zu groß, als daß er das Endresultat überschauen könnte.

Ich will setzen. Mein Nachbar reicht mir einen Zettel, auf dem die

Ergebnisse der letzten zehn Spiele verzeichnet sind. Vier hat zehnmal nicht gewonnen. Ich setze Vier. Zwei Dollar. Ein Körbchen wird über die Barriere an einem Seil hochgezogen und ich tue meine Dollar hinein. Der Geschäftsführer ruft: „Vier, zwei Dollar," und der Korb wird unten ausgepackt, das Geld gesetzt. Links neben mir machen sich drei chinesische Schöne breit, in dünner, fischblasenartiger Seide, mit schweren Nephritarmbändern und Ohrringen behängt. Sie kauen unaufhörlich Melonenkerne, spucken die Schalen von sich, entledigen sich ihres Auswurfs, so daß ich meine Beine unwillkürlich hochziehe, blasen Tabaksrauch aus den Nasenlöchern und schlürfen kunstgerecht Tee aus henkellosen Deckeltassen.

Zwei gewinnt.

Ich setze wieder vier. Fünf Dollar.

Während der Croupier die mageren Finger bewegt, habe ich Muße, im Lokal Umschau zu halten. In allen Ecken gibt es Ruhenischen, kleine Appartements mit Schriftpanelen, geschnitzten Stühlen, Hockern, schön marmorierten Tischen, kissenbelegten Sofabänken von einladender Tiefe mit einem niedrigen Rauchtischchen darauf. Ein alter Herr liegt da, schnarchend, die halbentblößten Beine an den Leib gezogen, den Ellenbogen unter dem Kopf. Ihm gegenüber halbwach ein Mensch von Dreißig, ein wahres Skelett mit tiefeingefallenen Schläfen, die Opiumpfeife am Mund. Seine Backen werden noch hohler, wenn er den Rauch einsaugt. Verlorene Augen stieren aus dem gespenstischen Gesicht.

Eins gewinnt und ich setze zehn Dollar, wieder auf Vier.

Der Raum füllt sich. Die Weiblichkeit, die mit großen Pausen spielt, wird beiseite genötigt. Europäer und Amerikaner aus Hongkong langen an, Schiffskapitäne, Kommis, Turisten. Sie setzen stehend, gewinnen große Beträge und verlieren sie ebenso schnell. Viele werden hier ihr Monatsgehalt los. Auch ich verliere, immer auf Vier.

„Nehmen Sie Drei," sagt der Geschäftsführer gönnerhaft.

Er triumphiert, als der Croupier drei Münzen übrig behält.

„Jetzt kommt wieder Drei."

Er hat recht. Ich aber bleibe bei Vier. Achtzehnmal ist es nicht gekommen. Die Luft wird erstickend. Wachsgelb und fahl scheinen die Gesichter der Menschen durch den Dunst. Der Opiumraucher ist in tiefe Narkose gesunken.

„Hundert Dollar auf Vier!" rufe ich herunter. Ich fülle den Korb mit Noten englischer, deutscher, portugiesischer, japanischer Banken. Die Kupfer setzenden Kuli sind über meine Halsstarrigkeit entzückt. Ich bin meiner Sache sicher, blicke gleichmütig umher und kaue Melonenkerne wie ein Chinese.

„Vier ist da! Vier!" rufen alle Kuli lachend. Voller Verwunderung

starren sie auf den überfrachteten Korb. Ich streiche ein paar Hundert Dollar ein und beginne mein System von neuem.

Ich gewinne jeden Tag. Das Ganze ist für den Europäer lediglich eine Probe, wie lange er ein unleidliches Milieu, die Nähe chinesischer Körper, die Rachentöne, mit denen sie ihren Auswurf begleiten, ihre von keiner Hemmung beinträchtigten Manieren aushält. Wenn er dagegen gefeit ist, kann er sich als Privatier auf Makao niederlassen wie die fetten Kompradores Hongkongs. Der Sensiblere versagt nach wenigen Tagen.

Zumal wenn, wie es zur Zeit des Südwest-Monsums öfters vorkommt, die Brise, die Makao umfächelt, selbst des Abends aussetzt. Feuchtwarme Dünste strömen dann von den bunten Häusermauern aus. Auf der Praia grande sitzen zur Dämmerung die Kuli in ihren Rickschas matt und gleichgültig wie verspätete Moskitos, die eine letzte überwarme Herbststunde herausgelockt hat. Nacktheit ist kein Schutz mehr. Die Augen brennen, das Herz klopft unruhig, Meer, Himmel, Dschunken verschwimmen in phosphoreszierenden Tönen. Die Luft ist still wie vor einem Taifun. Große rötliche Wolken vor violettem Blau schweben unbewegt, wie Boten eines Schwefelregens, über der glorreich erleuchteten Küste.

Das Gehirn gerinnt, die hektische Landschaft, so apokalyptisch sie prangt, wird zur Qual. Und selbst in dem Menschen, der die Tropen liebt, steigt Überdruß auf über die Fülle, die sich so verschwenderisch mitteilt, die alle Phantasie in Bande schlägt, die wunschlos macht, die Existenz zu einem vegetativen Hindämmern herabschraubt. Ertötet ruht, was der Norden je in uns weckte: der Drang nach Aufwärts, Wille zu harter Leistung.

Alte und neue Mystik
von Carl Jentsch

I

Myein bedeutet schließen. Mysterium ist das Verschlossene, Verborgene. Da der Fromme mit dem Allerverborgensten, dem Weltgrunde, verkehren will, so ist alle Religion Mystik. In der Zeit jedoch, da die göttlichen Dinge als Gegenstände einer Wissenschaft mit dem Verstande bearbeitet wurden, kam der Brauch auf, dieser räsonierenden Scholastik unter dem Namen Mystik die Lehre und Praxis derer entgegenzustellen, die, auf Schlußfolgerungen verzichtend, Gott mit dem Gefühl, der Phantasie und dem Willen zu ergreifen strebten; wunderbare Erlebnisse, die sich dabei einstellten, ergaben die Mystik im engeren Sinne.

In Indien fielen Wissenschaft, scholastische Theologie und Mystik in eins zusammen, und mit dem ersten Schritt war man gleich schon am Ende angelangt: Atman (der Atem, die Individualseele) ist identisch mit Brahman, dem Weltgrunde, der sich eine Scheinwelt vortäuscht; wer sich vom Elende dieser Scheinwelt erlösen will, der muß sich in sein eignes Selbst, also in den Urgrund zurückziehn. Am Endergebnis dieser Philosophie: Welt- und Selbstverneinung, kann alle Poesie der Fassung und alle tiefsinnige Spekulation, womit es die Dichter und die Denker umhüllt haben, nichts ändern, und so schroff der Buddhismus anfangs dem Brahmanentum opponiert hat, die Erlösungspraxis beider Schulen ist dieselbe. „Den Sitz nach Lotosart wählend, die Nasenspitze fixierend, Hände und Füße angeschmiegt, das Manas (das Denken) allerwärts zügelnd, soll der Weise die Silbe Om ohne Unterlaß bedenken, herzumschließend den ewigen Gott", (Deußen), lautet eine Yogavorschrift; und Buddha spricht: „Ein kundiger edler Hörer des Worts wendet sich ab von der Körperlichkeit, wendet sich ab von Empfindung, Vorstellung, Gestaltung, Erkennen. Indem er sich davon abwendet, wird er frei vom Begehren, durch des Begehrens Aufhören gewinnt er die Erlösung." (Oldenberg.) Etwas Übernatürliches ist nicht dabei; die Konzentration des Daseins auf die Nasenspitze erfordert nur eine starke Anspannung der Willenskraft, die manchem matten Tropenmenschen von der Unlust zum Regen der Glieder erspart werden mag.

Die jüdischen Propheten hatten Visionen und empfingen Offenbarungen, nicht zu eignem Genuß, sondern zum Wohle ihres Volkes und der Menschheit. Sie waren Männer von politischem Scharfblick, welche die Weltlage durchschauten und den Regierenden nützliche Ratschläge erteilten; Jeremias wurde als Hochverräter behandelt, weil er vom aussichtslosen Widerstande

des Zwergstaates gegen die babylonische Großmacht abmahnte. Doch in Visionen schweifte ihr Blick weit hinaus über die Grenzen der Nachbarstaaten und über die Schranken der Gegenwart, so daß sie als die ersten den Begriff der Weltgeschichte erschlossen, der den Griechen niemals aufgegangen ist: sie erkannten den Zusammenhang der Weltbegebenheiten, den Zweck des Entstehens und Vergehens der Reiche, das Hinstreben des Völkerlebens zu einem Ziele. Mag die moderne Bibelkritik noch so viele dieser Prophetien in die Zeit nach der Erfüllung verlegen, die Vorhersagung zweier weltgeschichtlicher Tatsachen bleibt als unantastbare echte Prophetie bestehen: daß alle Völker die Gotteserkenntnis und das Gesetz von Jerusalem empfangen würden (denn die Religion des weltbeherrschenden Erdteils, soweit dieser noch Religion hat, ist von Jerusalem ausgegangen), und daß die Israeliten zerstreut werden würden unter die Völker und daß sie Gott zurückführen werde in ihr Land. Auf die erste Erfüllung dieser zweiten Prophezeiung ist eine andre größeren Maßstabes gefolgt, die noch der Vollendung harrt. Wilhelm Wundt versucht in der „Völkerpsychologie" zu erklären, wie der Prophet durch Halluzinationen zu der Vorstellung kommen konnte, eine andre Person, Gott, spreche in ihm oder zu ihm, bemerkt jedoch: „Unzulänglich wäre es, wenn man das Wesen der Prophetie bloß in die Halluzination und Sinnestäuschung verlegen wollte. Der echte Prophet kann vielmehr eben nur da auftreten, wo gewaltige die Gemüter aufregende religiöse Bewegungen und nationale Ereignisse in geistig hervorragenden Persönlichkeiten zu jener abnormen Gesamterregung des seelischen Lebens führen, die dann allerdings als eine Begleiterscheinung zugleich eine Steigerung der Sinnesfunktionen mit sich führt, aus der die Wachvision hervorgeht." Nur soll man nicht erwarten, daß auch unsre große Zeit echte Propheten hervorbringen werde; die vierhundert Jahre lang währende Wirksamkeit jener Propheten, deren Niederschlag die für Religion, Geschichte und als Literaturdenkmäler unschätzbar wertvollen sechzehn Prophetenbücher sind, ist ein Phänomen sui generis, dem keine andre Zeit, kein andres Volk etwas Ähnliches an die Seite zu setzen hat.

Dem helläugigen weltfrohen Hellenen lag Mystik fern. Seine Götter waren keine unheimlichen jenseitigen Wesen, sondern Geschöpfe seines poetischen Gestaltungstriebes: potenzierte irdische Menschen. Das kindliche Volk freilich ehrte sie als Mächte, die helfen und auch schaden könnten, aber den weisen Homer habe ich im Verdacht, daß er mit klarem Bewußtsein in Athene jene Einsicht und besonnene Überlegung personifiziert habe, die den Odysseus in den schwierigsten Lagen Rat finden läßt und den erzürnten Achill zur Selbstbeherrschung zurückruft. Apollinisch hat Nietzsche diese in Athene symbolisierte Geistesverfassung genannt; sie wurde zuerst durch den aus Thrazien eindringenden Dionysoskult getrübt, der den Rausch und Orgias-

men lieben lehrte. Und als dann die zart organisierte Griechenseele, reflektierend geworden, von Gewissensängsten gequält zu werden anfing, suchte sie sich durch Sühnungen nach orientalischem Muster ein gutes Plätzchen im Jenseits zu sichern. Das geschah in theatralischen Veranstaltungen, die durch Schrecken und äußerliche Reinigung zu entzückenden Bildern der zu erwartenden Seligkeit emporführten. Davon bekam das Wort Mysterium die Bedeutung eines Brauches, der an sich nichts Verborgenes, Unerforschliches, Geheimnisvolles ist, sondern nur vor Uneingeweihten geheim gehalten wird. Die Religionsmengerei, die in der alexandrinischen Periode um sich griff, brachte vielerlei Mysterien in Mode, hinter deren manchem sich verbrecherische Orgien verbargen, so daß die römischen Behörden dagegen einschreiten mußten. Daß den Christen die Reinheit ihres Kults, den sie ängstlich vor Spott und Entweihung verbargen, nicht geglaubt wurde, war eine der Ursachen der Christenverfolgungen. Die Mithrasmysterien haben eine Zeitlang dem Christentum Konkurrenz zu machen vermocht.

Mit der politischen und poetischen Kraft des Griechengeistes war auch seine Denkkraft erschöpft, und die Philosophie schlug in Theosophie um. Diese bewegte sich in zwei Hauptströmungen. Beiden gemeinsam sind Spekulationen über das Hervorgehen der Welt aus Gott und ihre Rückkehr in Gott. Die Neuplatoniker lehrten die Einzelseele, auf dem Wege einer reinigenden Askese zu Gott aufzusteigen und im liebenden Anschauen der Ekstase mit Gott eins zu werden; damit haben sie sicherlich mancher edlen Seele zur sittlichen Reinigung und Erhebung und, wenn auch nicht zu Ekstasen, so doch zu Stunden beglückender Andacht verholfen. Die Gnostiker dagegen wirkten durch phantastisch-mythologische Ausschmückung der beiden Stadien des Weltprozesses, der Emanation und der Zurücknahme der Seelen in die Gottheit, auf die Massen und gründeten Sekten.

Als bleibendes Ergebnis ließ diese Gärung das Christentum zurück. Paulus war ein Visionär; er fühlte sich, „ob mit dem Leibe, ob außer dem Leibe, ich weiß es nicht, Gott weiß es," in den dritten Himmel entrückt und vernahm Worte, die sich in menschlicher Sprache nicht wiedergeben lassen. Und die ganze Urgemeinde sowie die von Paulus gestiftete korinthische Gemeinde erfreute sich jener Charismen (der moderne Psychiater spricht: litt an jenen halluzinatorischen Zuständen), über die das Neue Testament berichtet: Prophezeien, Zungenreden, Visionen haben, Wunder verrichten. Der Enthusiasmus ebbte ab, und eine straffe kirchliche Organisation zwang das Leben in feste Gleise. Alles Obszöne, Wüste, Orgiastische war durch das Wesen des Christentums von vornherein ausgeschlossen; aber auch die fromme Ekstase wurde gezügelt, die gnostische Phantastik abgewehrt, von der neuen Mythologie behielt man nur die zwei Dogmen der Trinität und

der Inkarnation. Die Gläubigen wurden angehalten, Gott zu dienen in stiller Erfüllung bescheidner Berufspflichten und durch Werke der Nächstenliebe. Das Alltagsleben ward streng geregelt; der Sonntagsgottesdienst bestand nicht in ekstatischem Schwärmen, sondern in Vorlesung aus der Heiligen Schrift, Erklärung des Gelesenen, Psalmen- und Hymnengesang und dem symbolischen Mahle, das man die Eucharistie nannte. Das Wort Mysterium wurde viel gebraucht und erhielt zwei neue Bedeutungen. Einmal nannte man die oben erwähnten beiden Dogmen so, weil sie zwar als tatsächliche Wahrheiten offenbart, aber der Vernunft unzugänglich seien und nicht begriffen, sondern nur geglaubt werden könnten. Die beiden kirchlichen Riten aber wurden so genannt, weil man sie nicht als bloße Symbole auffaßte, sondern eine übernatürliche Wirkung daran geknüpft glaubte. Das Taufbad sollte wirklich von Sünden reinigen und zu sittlichen Leistungen befähigen, die über die natürliche Kraft hinausgingen, die Eucharistie mit Christus vereinigen. Erst nach Jahrhunderten ist die Art dieser Vereinigung dahin definiert worden, daß ein mit den Sinnen nicht wahrnehmbares Wunder geschehe, die Substanz des Brotes und des Weines in den Leib Christi verwandelt werde, während „die Gestalten" von Brot und Wein zurückblieben, so daß der Kommunizierende den verklärten Leib des Gottmenschen genieße. Entsprechend der altchristlichen Lebensführung trägt die elementar lehrhafte, moralisierende patristische Literatur das Gepräge anspruchsloser Schlichtheit und praktischer Brauchbarkeit. Von den hausbackenen Gestalten der übrigen Väter hebt sich Augustinus nicht durch mystischen Überschwang ab, sondern durch feurigen Schwung, glühende Leidenschaft und Genialität. Seine die Psychologie und Metaphysik bereichernden Konfessionen muten mystisch an, weil er ihnen die Form einer Anrede an Gott gegeben hat, aber kein Wort läßt vermuten, daß er eine andre Antwort als die eines beruhigten Gewissens empfangen habe: seine Unterhaltung mit Gott ist ein Soliloquium geblieben.

Gedanken, die an den Neuplatonismus anklingen, dringen in die Kirche ein durch ein Buch, das zum ersten Male erwähnt wird in einem von Justinian 533 veranstalteten Religionsgespräche. Als seinen Verfasser nennt es einen Dionysius, dem der Zuname Areopagita geblieben ist, weil unkritische Leser in dem Unbekannten das Apostelgeschichte 17, 34 erwähnte Mitglied des Areopags vermuteten. Nach ihm gelangt die Seele durch die mystische Erhebung über alle Sinneswahrnehmungen und über alles Denken zu dem überwesentlichen Einen, dem alle Eigenschaften sowohl abgesprochen wie zugesprochen werden müssen; abgesprochen, sofern sie an einzelnen Dingen haften, zugesprochen, sofern dieses Eine alle einzelnen Dinge in sich hegt. Bei diesem Einen wohnt die Seele im Dunkel der Unwissenheit, sofern dieses Eine aller natürlichen Erkenntnis

unzugänglich ist, aber zugleich in dem Lichte, aus dem alles irdische Licht seinen Ursprung nimmt. Aus dem Einen, dem Urquell, sprossen, ihn zum Vater machend, Sohn und Geist wie Blumen und Lichter. Aus dem dreieinigen Gott quillt dann weiter die Welt, indem er sich gleichsam vervielfältigt, aber doch er selbst bleibt. Die Wesen haben je nach ihrer Stufe mehr oder weniger Anteil an Gottes Gutheit und Schönheit. Das Böse kennt Gott nicht als solches, sondern nur als eine Kraft, die Gutes wirkt. Die überirdischen Geschöpfe, die himmlischen Geister, sind so in eine Hierarchie geordnet, daß die höheren den niederen das Sein vermitteln und auch die Rückkehr zum Ursein; das Urlicht also stufenweise abwärts verbreiten und es dann wieder durch Reinigung, Erleuchtung und Vollendung (oder Vereinigung) aufwärts, zu seinem Urquell zurückleiten. Der Prozeß setzt sich nach unten hin fort, in die irdische Region, wo die kirchliche Hierarchie als Abbild und Dienerin der himmlischen waltet.

In der Mystik, die, wie eingangs bemerkt wurde, der Scholastik entgegentrat, machten sich diese Gedanken anfangs wenig bemerkbar. Die sogenannten Mystiker nahmen die Dogmen der Scholastiker an und unterschieden sich von diesen nur dadurch, daß sie mehr auf das Herz als auf den Verstand wirkten und ihre Lehren in fließender Rede statt in Thesen und syllogistischen Beweisen vortrugen. Um nur die beiden bekanntesten zu erwähnen, so hat Bernhard von Clairvaux seine Jesusliebe in Predigten über das Hohe Lied ausgeströmt, Bonaventura in einem schönen Gedicht die Nachtigal zur Botin seiner Liebessehnsucht erwählt; außer theologischen Werken schrieb Bonaventura Anleitungen zu einem gottseligen Leben, die von seiner Zeit an mystisch genannt zu werden pflegten. Sein gemütvoll poetisches Naturell hatte ihn in den Orden des Heiligen von Assisi, zu Plato (soweit dieser damals bekannt war) und zum Areopagiten geführt, während Thomas, der andre große Doctor Ecclesiae in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, Dominikaner und Aristoteliker war.

Im folgenden Jahrhundert lenkt der Meister Eckhart ganz entschieden in die Gedankenwelt des Areopagiten, der Neuplatoniker und der (ihm selbstverständlich unbekannten) Inder ein, die dann dreihundert Jahre später der Theosoph Jakob Böhme und der Dichter Angelus Silesius wiedererweckt haben. Aus einigen seiner Redewendungen scheint hervorzugehn, daß Gott erst in den Geschöpfen Gott geworden ist; als bloßer Gott, für sich allein, könne er mit aller seiner Gottheit nicht einmal einer Fliege Erfüllung und Genüge bringen. Andrerseits muß der Mensch, um zu Gott zu gelangen, alles Geschöpfliche von sich abtun. Er muß ganz arm werden, „alles Wissens so quitt und ledig, wie er war, als er nicht war . . . Alles, was dir geoffenbart wird, damit belade dich nicht; hindre dich auch selbst nicht durch irgendeinen Dienst, den du dir auferlegst. Nur deiner

reinen Natur gehe nach und dem unbedürftigen Nichts und suche keine andre Stätte ... Um Gott gleich zu werden, müßte also die Seele ein Nichts werden? Ganz recht! ... Ich wurde einst gefragt, was der Vater im Himmel täte? Da sprach ich: er gebiert seinen Sohn; und dieses Werk ist ihm so reizend und gefällt ihm so gut, daß er nichts andres mehr tut; und aus beiden erblüht der Heilige Geist. Wenn der Vater seinen Sohn in mir gebiert, so bin ich dieser Sohn und kein andrer." Gottes Wochenbettlein nennt Eckart die Menschenseele. Er ist 1324 gestorben. Zwei Jahre vor seinem Tode wurde er bei der Inquisition angeklagt und verantwortete er sich. Nach seinem Tode wurden von achtundzwanzig aus seinen Schriften (er hat nur lateinische veröffentlicht; die deutschen Predigten blieben durch Nachschriften von Zuhörern erhalten) gezogenen Sätzen siebzehn als häretisch, die übrigen als der Häresie verdächtig verurteilt. Die Geburt des Gottsohnes in der Menschenseele und die Vergottung des Menschen sind nichts weniger als Häresien; an beide Mysterien wird der Priester täglich in der Messe erinnert. Am Weihnachtstage hat er drei Messen zu lesen; die erste, in dunkler Mitternacht, bedeutet die ewige Geburt des Sohnes aus dem Schoße des Vaters; die zweite, beim Morgengrauen, die Geburt des Gottmenschen zu Bethlehem, die der Nacht der Unwissenheit und der Sünde ein Ende machte; die dritte, am hellen Tage, die tägliche Geburt in den Menschenherzen. Häretisch wird die symbolische Deutung erst, wenn damit die geschichtliche Tatsache der Geburt des Gottmenschen aus der Jungfrau geleugnet werden soll, wozu Eckhart und mancher seiner Anhänger geneigt gewesen zu sein scheint. Auch Dante wollte sein Gedicht allegorisch-symbolisch verstanden wissen, damit aber die Existenz der drei jenseitigen Orte nicht geleugnet haben. (Den Anleitungen zu einem geistlichen Leben und zur christlichen Vollkommenheit wurden und werden noch heute die vom Areopagiten genannten drei Stadien oder Stufen der Reinigung, Erleuchtung und Einigung zugrunde gelegt, und die hat Dante symbolisieren wollen. Die Hölle sinnbildet den qualvollen Zustand des Sünders und zugleich den Zustand der Seele, die sich durch die Betrachtung des Sündenelends von der Sünde reinigt – ein Gedanke, der sich auch bei Jakob Böhme findet; der Berg des Purgatoriums den Aufstieg zu Gott durch fortschreitende Erleuchtung; das Paradiso endlich schildert die Seligkeit der mit Gott geeinten Seele.) Das andre in Eckharts Schriften, was vor dem kirchlichen Tribunal nicht bestehen konnte, waren die pantheistische Färbung und die bedenklichen praktischen Konsequenzen.

In einer Zeit, da der Klerus ein schlechtes Beispiel zu geben anfing, und entartete Bettelmönche, auf irdischen Gewinn bedacht, das Volk mit den Märlein abspeisten, über die Dante zürnt und Boccaccio spottet, in

einer solchen Zeit dem deutschen Volke die tiefste, kühnste und erhabenste Philosophie predigen, mit so hinreißender Begeisterung und so erschütterndem Ernst predigen, daß Tausende den ihnen gezeigten schwindelnden Pfad zu gehen versuchten, das war etwas Großes. Aber die kirchliche Zensur konnte nicht ausbleiben, denn in kurze und klare Fassung gebracht, ergeben seine Predigten ungefähr die folgende Lehre, die so ziemlich mit der ihm unbekannten Weisheit der Inder zusammenfällt. Das Urwesen ist ein indifferentes, qualitätloses Eins. Dieses Eins läßt die Fülle der Wesen aus sich herausströmen. Der Schöpferwille ist aber kein anderer als der Wille der Einzelwesen, die ein Sonderdasein erstreben und dadurch nicht bloß ihre eignen Schöpfer werden, sondern auch Gott erschaffen, der erst durch den Ausfluß der Geschöpfe zum Gottvater wird. Unter dem Sohne ist einerseits die Gesamtheit der Ideale zu verstehen, denen die Kreaturen nachgebildet sind, andrerseits die Menschenseele, das heißt ihr innerster unsterblicher Kern. Obwohl von Ewigkeit vorhanden, wird dieser Sohn doch eigentlich erst geboren in dem Augenblicke, wo er sich seiner Identität mit der Gottheit bewußt wird. Mit diesem Bewußtsein fließt er in den Urquell zurück und nimmt alle Kreaturen mit: das Sonderdasein der Kreatur ist aufgehoben, der Kreis des Weltprozesses geschlossen. Die Kirche von der einen, die europäische Lebenslust von der andern Seite haben diesen Überschwang gezügelt und den in christliche Dogmen verkleideten Hinduismus nicht zur Herrschaft gelangen lassen, und wir sind beiden Mächten dankbar für die Abwehr. Außerordentliche Naturen wie Eckhart konnten das Widersprechendste: Selbstauflösung in Gott und eine reiche äußerliche Tätigkeit, miteinander vereinigen. Aber man stelle sich vor, wie ein schwach begabter Gymnasiast die Mahnung, alles Wissens ledig zu sein, befolgen würde. Und wenn der Handwerksgesell vernahm, daß der Mönch, so oft Gott ihn heimsuche, die „Arbeiten" seines Berufes, Gebet und Bußübungen, einstellen solle, mußte er diesen Rat nicht auch als an ihn gerichtet auffassen? Handarbeit zieht doch wohl noch mehr von Gott ab als Gebet. Sich eine Verzückung einbilden, wenn man lieber im warmen Sonnenschein müßig brüten als seine Arme rühren möchte, wie nahe liegt das dem andächtigen Hörer solcher Predigt. Wenn gewöhnliche Menschen es überhaupt über sich bringen, pantheistisch-mystische Predigten zu hören, dann ziehen sie, je nachdem sie trägen oder lebhaften Temperamentes sind, entweder quietistische oder libertinische Folgerungen daraus. Zu den zweiten ladet die Lehre ein, daß der mit Gott Geeinte nicht mehr sündigen könne. Man braucht sich also nur die Einigung mit Gott einzubilden, dann darf man ohne Gewissensbedenken tun und genießen, wonach einen gelüstet. Die Brüder und Schwestern vom freien Geiste und andre Sekten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts wurden von der Kirche als laster-

hafte Menschen verfolgt; es wird nicht alles wahr, aber auch nicht alles erlogen sein, was man ihnen nachsagte; entschieden unrecht war es nur, daß die Verfolgung auch auf die harmlosen, gemeinnützig wirkenden Beginen und Begarden ausgedehnt wurde.

Der große Prediger Johann Tauler, Eckharts Geistesverwandter, verstand Konflikten mit den Kirchenbehörden auszuweichen, und der Gottesfreund Heinrich Suso (Seuse, gestorben 1366) hielt sich streng innerhalb der Schranken der Rechtgläubigkeit. Grausam gegen sich selbst — mit unerhörten Martern hat er seinen armen Leib gepeinigt — floß er von Liebe zu allen Geschöpfen über. In einer „Abrechnung mit Gott" charakterisiert er sich. „Herr, du weißt, daß mir von meiner Mutter Leib an dieses eigen ist, daß ich jederzeit ein mildes Herz gehabt habe. Ich sah nie einen Menschen in Leid oder Betrübnis, ich hatte denn ein herzliches Mitleid mit ihm. Die beschwert zu mir kamen, fanden Rat und Tröstung, so daß sie fröhlich von mir schieden. Selten ward von mir gehört, daß ich eines Bruders Sache böser gemacht hätte mit meinen Worten, sondern aller Angeschuldigten Sache besserte ich, sofern ich konnte; konnte ich das nicht, dann schwieg ich oder floh, um von der Sache nichts zu hören. Und von den Menschen zu schweigen — aller Tierlein und Vöglein und aller Kreatur Mangel und Traurigkeit, so ichs sah oder hörte, ging mir ans Herz, und wenn ich ihnen nicht helfen konnte, so seufzte ich und bat den höchsten milden Herrn, daß er ihnen helfe." Im achtzehnten Jahre erlebte er seine Bekehrung, nicht von Lastern, sondern vom unbefangenen Weltsinn des Jugendalters, und wurde dann öfter mit Ekstasen beglückt. Diese Erlebnisse in Worte fassen, bemerkt er einmal, das ist so unmöglich, wie Musik beschreiben, die man gehört hat. Oft hatte er Visionen: die Personen der heiligen Geschichte zogen an ihm vorüber; Engel besuchten ihn, umarmten ihn, musizierten und tanzten vor ihm. Einmal wurde ihm sein Leib durchsichtig; im Herzkämmerlein sah er sich selber sitzen, von seinem Gespons, der göttlichen Weisheit, liebend umfangen. Zu den Offenbarungen, die ihm zuteil wurden, gehörte der Befehl, von der Selbstpeinigung abzulassen.

Das Verdienst Eckharts, Taulers und der übrigen Mystiker, die in ihrem Geiste wirkten, bestand darin, daß sie die Veräußerlichung bekämpften, der die Kirche verfallen war, und die Überzeugung verbreiteten, der Gottesdienst in der Kirche und der Sakramentenempfang hätten ohne Herzensfrömmigkeit und ohne Meditation über die göttlichen Dinge keinen Wert. Die wachsende Abneigung gegen die Methode, sich von wenig achtungswerten Pfaffen durch handwerksmäßig gespendete sogenannte Gnadenmittel und durch Ablässe in den Himmel befördern zu lassen, kamen in der Reformation zum Durchbruch. Aber diese Verinnerlichung, die in der Ablehnung kirchlicher Äußerlichkeiten bestand, hatte zugleich eine Veräußer-

lichung zur Folge, indem der Verkehr mit Gott auf den Akt des Glaubens eingeschränkt und der Seele gestattet wurde, sich in allem übrigen der Welt und den weltlichen Geschäften restlos hinzugeben. Welche totale Verweltlichung sichtbar wurde, als im siebzehnten Jahrhundert die rabies theologorum verrauchte, die im Reformationszeitalter die Weltlichkeit maskiert hatte, die aber nicht tiefer Religiosität, sondern der Gelehrtenrechthaberei entsprungen war. Nun ist es, wie Ranke ausgeführt hat, ein Vorzug Europas, daß niemals eine Idee die Alleinherrschaft erlangt, sondern jede Idee in dem Maße, wie sie erstarkt, ihren Widerpart hervorruft, und der solchergestalt nie endende Kampf entgegengesetzter Ideen uns hindert, in den Schlaf der Orientalen zu versinken. Der Zug zum Unendlichen, Überweltlichen, man mag ihn Metaphysik, Religion oder Mystik nennen, ist ein unausrottbarer, zur Vollständigkeit des Menschentums gehörender Urtrieb, und der wurde nun durch die von der Reformation vollzogene Veräußerlichung und Verweltlichung des Lebens aufs neue geweckt. Der konfessionellen Spaltung entsprechend, erzeugte er zwei verschiedene Strömungen.

Die katholische des Südens ergriff am heftigsten die Spanier. Loyola ist so bekannt, daß die Nennung seines Namens genügt, aber bei Teresa von Jesus müssen wir verweilen, weil es keine andern Urkunden gibt, die das Wesen der katholischen Mystik so hüllenlos darstellen wie ihre Selbstbekenntnisse und Briefe. Sie wurde 1515 als das sechste von den zwölf Kindern des Ritters Cepeda zu Avila in Altkastilien geboren. Von ihren Eltern erbten die Kinder schwärmerische Frömmigkeit, und sehr jung noch entwarf Teresa mit einem ihrer Brüder abenteuerliche Pläne zu geistlichen Heldentaten. Vierzehnjährig verfiel sie auf das Lesen von Ritterromanen, wurde kokett und nahm im Verkehr mit Männern so bedenkliche Manieren an, daß es ihr Vater geraten fand, sie zur Erziehung in ein Kloster zu schicken. Nicht dieses jedoch, sondern eine schwere Krankheit bekehrte sie und bestimmte sie, nach zweijährigem Aufenthalt im Elternhause gegen den Willen ihres Vaters in das Karmeliterinnenkloster zu Avila einzutreten; zugleich mit ihr floh ihr Bruder Antonio in ein Männerkloster. Der Vater gab nachträglich seine Einwilligung und nahm sie, nachdem ihr die Abtötungen des Noviziats eine neue Krankheit zugezogen hatten, wieder in sein Haus auf. In einem Kurort verschlimmerten ungeschickte Ärzte ihren Zustand dermaßen, daß sie, nach Hause zurückgekehrt, vier Tage in einer starrkrampfartigen Ohnmacht lag, so daß schon die Anstalten zu ihrer Beerdigung getroffen wurden. Aber sie erwachte aus der Betäubung, legte eine Generalbeichte ab, mit der ihr inneres Leben begann, und hatte damit auch die leibliche Krisis überstanden. Doch konnte sie vorerst nur einen Finger der rechten Hand bewegen, und ins Kloster, wohin

sie zurückverlangte, mußte sie in einem Leintuche getragen werden, weil ihr jede Berührung Schmerzen verursachte. Noch acht Monate lag sie fest, dann begann sie Gehversuche auf allen Vieren. Mit Magenschwäche, Neigung zum Erbrechen und „Getöse" im Kopfe blieb sie zeitlebens behaftet. Auf Befehl ihrer Beichtväter hat sie beschrieben, wie sie die drei Stufen zur Vollkommenheit erklommen habe. Sie bedient sich dabei origineller Bilder, vergleicht zum Beispiel die drei Abschnitte des Weges zur Vereinigung mit Gott mit den verschiedenen Arten der Bewässerung eines Gartens. Zuerst wird mühsam jeder Eimer Wasser einzeln aus dem Brunnen geschöpft; vervollkommnete Technik erleichtert und beschleunigt die Arbeit mit Maschinen, und zuletzt wird der Garten so mit Gräben durchzogen, die vom Quell oder Fluß gespeist werden, daß der Gärtner gar nichts mehr zu tun braucht. Von der dritten Stufe wird sie durch Verzückung auf die vierte gehoben. „Sie fühlt mit lebhafter und süßer Freude, wie mehr und mehr ihre leiblichen Kräfte schwinden, der Atem ausgeht, und wie sie in eine selige Ohnmacht versinkt. Sie kann ohne Anstrengung kein Glied mehr rühren. Die Augen fallen zu, und würden sie geöffnet, so würde man dennoch so gut wie nichts sehen." Wenn sie zu lesen versucht, erkennt sie zwar Buchstaben. aber keinen Zusammenhang, keinen Sinn. Die Sinne verrichten ihren Dienst nicht mehr, höchstens stören sie im Genuß der Wonne. Vergebens würde sie versuchen zu sprechen. Die hohe Wonne, die sie genießt, gibt sich nach außen hin kund. Wer sie gekostet, schreibt sie, „und erfahren hat, daß sie endloser Steigerung fähig ist, der würde gern im irdischen Leben alle erdenklichen Martern erdulden, wenn er wüßte, daß er dadurch seine dauernde Seligkeit im Himmel um einen Grad erhöhen könnte. Der Gesundheit schadet dieser Zustand niemals; erleidet man ihn in einer Krankheit, so fühlt man sich nach dem Erwachen aus ihm besser. Er dauert niemals lange, höchstens eine halbe Stunde." Viele Nonnen hatten stundenlang andauernde Ohnmachten, die sie für Ekstasen hielten. Teresa versichert, das seien keine Ekstasen, sondern entweder gewöhnliche Ohnmachten infolge von Krankheit oder übermäßigem Fasten, oder es sei ein Schwelgen in angenehmen Phantasien, das die Oberinnen verbieten sollten. Nach dem Erwachen erlangten die leiblichen und die Seelenkräfte nicht sofort ihre volle Leistungsfähigkeit wieder, sondern blieben noch eine Weile wie von einem süßen Rausche gebunden.

Daß die Verzückungen auch vor Zeugen eintraten, verursachte ihr Pein. Sie wehrte sich aus Leibeskräften dagegen, was ihr jedoch nichts nützte. (Das spricht gegen Willy Hellpachs Erklärungsversuch: die Hysterische sieht und hört, was sie sehen und hören will.) Lebensgefährlich nennt sie einmal die Ekstase; im ersten Moment erschrecke sie so, daß sie schreien müsse. Höchst unangenehm war es ihr, wenn sie sich, was einigemal

geschah, in die Höhe gehoben fühlte, so daß sie den Boden nicht mehr berührte. Auch schärft sie ihren Nonnen ein, sie sollten solche Zustände nicht etwa verlangen, erstreben, von Gott erbitten, herbeizuführen sich bemühen. Sie seien keine Leistungen der Frömmigkeit, sondern reine Gnadengeschenke Gottes, zu deren Erlangung man nichts tun könne und auch nichts tun dürfe. Ja sie seien nicht einmal ein Beweis besonders hoher Vollkommenheit. Was der Mensch, der nach Vollkommenheit strebt, wünschen und wollen müsse, das sei einzig und allein die Vereinigung seines Willens mit dem göttlichen, deren Bewährung in der Meidung jeder, auch der kleinsten Sünde und in treuer Pflichterfüllung bestehe. (Hier wäre, wenn es der Raum gestattete, eine Kritik der katholischen Lehre von der Sünde einzufügen.) Vor allem solle man nicht fliegen wollen, ehe einem Flügel gewachsen sind, nicht die Maria spielen wollen, ehe man das Marthapensum erledigt hat. Der Weg der Martha sei der sichrere und für die meisten Menschen allein gangbare. Man müsse abwarten, ob einen Gott auf den höheren Weg berufe. Übrigens ließen sich beide Wege miteinander verbinden. Sie habe lange Zeit hindurch alle ihre äußeren Obliegenheiten auf das genaueste verrichtet und sei doch keinen Augenblick genötigt gewesen, ihre Vereinigung mit Gott zu unterbrechen, die natürlich nicht ekstatischer Art gewesen sei. Sie habe in solchen Zeiten gewissermaßen zwei Seelen gehabt, die verschieden beschäftigt gewesen seien. (Solche Zweiseelenzustände kommen auch sonst oft genug vor.) Sie könne das nicht erklären, aber es würde ja auch vermessen sein, alles Wunderbare erklären zu wollen, was in der so komplizierten Menschenseele vorgeht, und sie habe nicht einmal Philosophie studiert; daß sie dies nicht habe tun können und darum nicht imstande sei, ihre innern Erfahrungen, über die sie auf Befehl ihrer Beichtväter berichte, mit der wünschenswerten Klarheit und Deutlichkeit zu beschreiben, bedauert sie sehr. Wie sie denn überhaupt manchmal bedauert, daß sie kein Mann sei und nicht als Mann wirken könne, sondern zu den Weibern gehöre, die nur beten können und zu sonst nichts taugen, und sie möchte auch ihre geistlichen Töchter zu tapferen Männern erziehen. Die Offenbarungen, die sie empfängt, beschränken sich darauf, daß ihr jeweiliges Vorhaben gebilligt und sie gemahnt wird, sich darin nicht irre machen zu lassen. Sie hört nicht Worte, sondern wird den Inhalt auf unbegreifliche Weise inne. Mitunter scheint sie doch Worte vernommen zu haben, so das schöne: „Seele, suche dich in mir, und mich such nirgends als in dir." (Wie würde sie gelacht haben — sie lachte oft und gern —, wenn sie erfahren hätte, daß Gott durch Kopernikus unterstandslos geworden sein solle.) Die Nähe der drei göttlichen Personen fühlte sie; Visionen hatte sie, aber nicht oft; sie sah dann Jesus oder einige Heilige. Auch die Hölle sah sie, aber keine Folterszenen, wenigstens schildert sie keine. Von den er-

freulichen Visionen schreibt sie einem ihrer Beichtväter, Gott habe ihre Schwachheit geschont und seine Herrlichkeit nicht auf einmal enthüllt, sonst würde der Anblick sie getötet haben. „Hochwürden werden meinen, es könne doch keine Kraft dazu gehören, ein Antlitz zu beschauen. Aber die verklärten Leiber sind so schön, ihr übernatürlicher Glanz strahlt so blendend, daß bei ihrem Anblick die Seele außer sich gerät. Zuerst befiel mich heftiges Entsetzen und große Aufregung, allein die gute Wirkung der Vision auf mich verwandelte bald die Unruhe in ruhige Zuversicht. . . . Aber kann nicht die Einbildungskraft solche Visionen erzeugen? Das ist die unmöglichste aller Unmöglichkeiten. Einen solchen Flug nimmt unsre Einbildungskraft nicht. Geht doch schon die Schönheit und die Weiße einer der Hände des Herrn über alle Vorstellungskraft." Hier darf man wohl die oben erwähnte Ansicht Hellpachs heranziehen und sagen, mag auch der „Kranken" die Vision wider Willen aufgedrängt werden, auf die Gestaltung des Bildes hat ihr Wille Einfluß, da sie ohne Zweifel Schönes zu sehen verlangt. Es enthüllt sich uns hier eine der Wurzeln der Askese: eine starke ästhetische Anlage, die positiv und negativ wirkt: positiv durch die Schaffung schöner Bilder, negativ durch den Widerwillen gegen das Allzumenschliche. Unähnlich der Pflanze, deren Blüte duftet, und deren Frucht alle Sinne erfreut, wird der Mensch durch die animalischen Funktionen und die physiologischen Prozesse, denen sein Leib unterworfen ist, andern und sich selbst zum Ekel. Vergiftet doch selbst das reinste Kind, in einen engen Raum eingeschlossen, schon durch seinen Atem seine Atmosphäre. Daher das Streben, den Stoffwechsel auf das noch mögliche Mindestmaß einzuschränken (Teresas geistlicher Freund, Peter von Alcantara, nahm nur jeden vierten Tag Nahrung zu sich), und der Horror vor dem Geschlechtsakt: als Reinheit wird die absolute Keuschheit geliebt. (Die indischen Weisen rechnen zu den Früchten der Askese guten Geruch und Minderung des Kotes und Urins.) Teresas Hymne an die göttliche Schönheit, O hermosura que excedeis, hat Diepenbrock übersetzt und in seinen Geistlichen Blumenstrauß aufgenommen; ebenso einige wunderschöne Liebeslieder ihres zweiten Seelenfreundes Johannes vom Kreuz.*

* Dieser Johannes erinnert mich daran, daß andrerseits Nächstenliebe den Asketen zwingt, sein ästhetisches Gefühl zu mißhandeln. Er zeigt, daß man alle Sinnesorgane abtöten müsse, auch die Nase, die sonst Werke der Barmherzigkeit hindere, weil die armen Leute schlecht riechen. Bekannt ist, daß heilige Krankenpflegerinnen sich für Anwandlungen von Ekel durch Trinken von Eiter gestraft haben. Ein amüsantes Gegenstück zum Zartsinn der Heiligen liefert neben Luthers Derbheiten die Kurfürstin Sophie von Hannover, die Gönnerin Leibnizens und Mutter der ersten Königin von Preußen. Ihre Nichte, die Liselotte, beschwerte sich in einem ihrer Briefe darüber, daß sie das unangenehmste aller Geschäfte nicht abmachen könne, ohne von ihrem ganzen Hofpersonal beobachtet zu werden; sie finde überhaupt diese

So bereit Teresa auch war, ihre äußeren Pflichten zu erfüllen, verursachte ihr doch die Rückkehr aus der Ekstase in die „traurige Komödie des Lebens" jedesmal Pein. Besonders lästig waren ihr die juristischen und Geldgeschäfte und die ewige Briefschreiberei, die sie sich durch ihre Klosterreform und Klostergründungen zuzog. Sie stieß dabei auf heftigen Widerstand und half sich durch resolutes Schaffen von faits accomplis, führte zum Beispiel die Verhandlungen über einen Hauskauf im geheimen, nahm von dem gekauften Haus des Nachts Besitz und erklärte: j'y suis, j'y reste. Sie freut sich dann sehr, wenn sie ihren Töchtern ein behagliches Heim geschaffen hat, freut sich besonders in dem einen der gekauften Häuser über die schönen Zimmer, den reizenden Garten und die prachtvolle Aussicht.

Im Verkehr mit ihrer Familie und mit Bekannten bewährte sie sich als teilnehmende Freundin und kluge Ratgeberin. Vorteilhafte Verlobungen förderte sie. Für einen entgleisten Bruder legt sie beim Bruder Lorenzo, der nach des geliebten Vaters Tode das Haupt der Familie war, Fürbitte ein. Diesen bigotten Lorenzo mahnt sie, sich nicht durch Kasteiungen, namentlich nicht durch Abbruch am Schlaf, zu schwächen; ein alter Mann brauche mindestens sechs Stunden Schlaf. Und wie er wegen eines Gutskaufs Bedenken trägt: da die Gutswirtschaft seine ganze Zeit in Anspruch nehmen würde, sei es doch für sein Seelenheil zuträglicher, als Rentner zu leben, schreibt sie ihm: ein Landgut bewirtschaften, sei viel besser; die darauf und auf die Erziehung der Kinder verwendete Zeit sei nicht verloren, sondern eben so gut angewendet, wie wenn sie mit Gebet ausgefüllt würde; der von der Wirtschaft zu erwartenden Mehrung seines Einkommens bedürfe er, denn als Familienvater von Stand müsse er ein Haus machen und seine Kinder versorgen. Dagegen tadelt sie einen andern Edelmann, daß er aus Besorgnis, mit seinen bescheidenen Mitteln in der Stadt nicht standesgemäß auftreten zu können, auf dem Dorfe hocken bleibe, anstatt an einen Ort zu ziehen, wo er Schulen für seine Kinder finden würde. Bei Hofe enttäuschte sie. Anstatt durch Berichte über ihre Visionen die Neugier zu befriedigen, lobte sie die schönen Straßen Madrids, und einen Jesuiten, der sie auszufragen versuchte, behandelte sie als Luft; sie wandte sich einem Gutsbesitzer zu, mit dem sie über Landwirtschaft plauderte. Mit Männern verkehrte sie ganz unbefangen; einen jungen

---

ganze Einrichtung der Natur recht häßlich; bei Pferdeknechten lasse man sichs gefallen; aber que le roi chie, que le pape chie, que les belles jeunes dames chient — und so fort sechsundzwanzigmal — das sei doch abscheulich. Worauf die Tante: sie sei ein dummes Ding; chier sei das Angenehmste von der Welt, und das Produkt höchst wertvoll für die Landwirtschaft; sie sei überzeugt, qu'à cahacun son étron sent bon.

Mann, der ihr gute Dienste leistete, wählte sie einmal zum Reisebegleiter. Einen Brief an den König schließt sie mit dem nach Inhalt und Form originellen Wunsche: „Die göttliche Majestät erhalte Sie soviele Jahre, als die Christenheit Ihrer bedarf."

Zum Könige nahm sie nämlich ihre Zuflucht, als die Gegner ihrer Klosterreform und Klostergründungen einen Sturm gegen sie erregten. Sie kam dabei noch glimpflich weg. Schlimmer erging es wegen ähnlicher Reformbestrebungen ihrem Freunde Johannes vom Kreuz. Die Brüder sperrten ihn in ein enges, fensterloses, stinkendes Kämmerlein (darin hat er seine innigen und zarten Liebeslieder gedichtet), und geißelten ihn täglich dermaßen, daß sie nach einiger Zeit einsahen, sie müßten, wenn sie ihn nicht umbringen wollten, die Mißhandlung auf zweimal in der Woche beschränken. Aus einer seiner Strophen leuchtet recht deutlich hervor, daß Liebesglut das Wesen der katholischen Mystik ist. „Alle Schönheit auf der Welt wird mein Herz niemals gewinnen, sondern nur — ich weiß nicht was — das sich wohl noch einmal findet." Dieses je ne sais quoi, diese überirdische Schönheit, die nach vergeblichem Suchen in der Welt der Liebende endlich findet, ist eben Gott. An die Stelle der schattenhaften platonischen Ideen setzt der Christenglaube, wie man besonders bei Augustin erkennt, als Urbilder alles Guten und Schönen die drei göttlichen Personen, den Gottmenschen, die Engel und die Heiligen, in denen man alle seine Ideale verwirklicht sieht, und die Liebe zu diesen Wesenheiten macht den Lebensinhalt des Mystikers aus.

Man wirft der Kirche vor, daß sie zweierlei Maß angewendet habe, indem sie Teresa und deren Freunde heilig sprach, den Molinos, dessen Anleitungen zu einem vollkommenen Leben sich von denen der drei kanonisierten Heiligen nicht wesentlich unterscheiden, im Kerker sterben ließ, überhaupt die Alombrados (zu diesen zu gehören, ist auch Loyola angeklagt worden und hat einige Zeit gefangen gesessen) und die späteren Quietisten verfolgte. Nun geht es ja bei der Kurie selbstverständlich menschlich zu, und persönliche Beziehungen, Sympathien und Antipathien, Feindschaften und Intrigen wirken bei den Inquisitionsprozessen mit, und von Fénélon zum Beispiel ist es bekannt, daß es seine bei Hofe mächtigen Feinde, besonders Bossue, gewesen sind, welche die Zensurierung einer seiner Schriften in Rom durchgesetzt haben. Aber im allgemeinen ließ sich die Kirche in ihrem Verhalten der mystischen Schwärmerei gegenüber von gesunden Grundsätzen leiten: sie verurteilte, wo die Schwärmerei ganz offenbar auf Quietismus und auf Verachtung des äußeren Kirchenwesens hinauslief. Mit der Bekämpfung des ersten handelte sie als Mandatarin Europas, dessen Energie sich die Verbreitung asiatischer Schlaffsucht und Traumseligkeit verbitten muß; die Verteidigung der „institutionellen Religion"

lag zwar in ihrem eigenen Interesse, aber doch auch zugleich in dem des Volkes, das nicht aus lauter religiösen Genies besteht, die sich ihre Religion selbst schaffen können. Wo die Religion in Äußerlichkeiten erstarrt und entartet, müssen ihr Erwecker, Pfleger der inneren, subjektiven Religion zu Hilfe kommen. Aber sie dürfen nicht soweit gehen, dem Volke zu rauben, was es braucht. Als Luther diese Gefahr drohen sah, erklärte er den Schwarmgeistern, er haue ihren Heiligen Geist über die Schnauze, und ersetzte die zerschlagene alte Kirchenordnung durch eine neue.

Manche Ekstatische wurden aus Liebe zum Heilande in dem Grade eins mit ihm, daß sie seine fünf Wundmale an ihrem Leibe trugen, die Freitags bluten. Man zählt gegen 300 Stigmatisierte; Franz von Assisi eröffnet die Reihe, Luise Lateau schließt sie vorläufig. Die bekannteste von allen ist die 1824 verstorbene Dülmener Nonne Katharina Emmerich. Ganz in schwärmerischer Liebe zu Jesu aufgehend, durchlebte sie seinen ganzen Erdenwandel mit ihm. Clemens Brentano, der einige Jahre an ihrem Krankenbette zubrachte, hat ihre Kenntnis des Lebens Jesu aus den Apokryphen ergänzt, und was sie, so belehrt, dann im Geiste schaute, als „Offenbarungen" aufgezeichnet und herausgegeben. Diese Offenbarungen sind vom katholischen Volke Deutschlands jahrzehntelang als Erbauungsbücher geschätzt worden. Eine vom Oberpräsidenten von Vincke eingesetzte Untersuchungskommission glaubte ermittelt zu haben, daß die Stigmatisation nicht existiere, Katharinas Arzt behauptete das Gegenteil. Der phantastische und wenig wahrheitliebende Brentano ist freilich kein zuverlässiger Zeuge; doch für eine Betrügerin vermag ich die Ekstatische deswegen nicht zu halten, weil drei geistesmächtige Männer, an deren Charakter sich nie eine Anzweiflung herangewagt hat, für sie eingetreten sind: der Bischof Sailer, sein Jünger Diepenbrock, und Overberg, der Organisator des Münsterschen Schulwesens. Sollte ihre bigotte Umgebung durch Nachhilfe an den autosuggestiv geröteten Hautstellen die Blutungen hervorgerufen haben, so ist das sicherlich geschehen, ohne daß sie es gemerkt hat.

2

Wenden wir uns nun der protestantischen Strömung zu, so ist der mystischen Theorie Jakob Böhmes und des Dichters Angelus Silesius schon gedacht worden. Die Pietisten standen, als Pfleger der subjektiven Religion und des innern Lebens, der Mystik nahe, und einzelne exaltierte Seelen wie Tersteegen († 1769) schwangen sich zu ihr empor. Sozusagen would be Mystiker waren die Quäker, denn sie wollten alle ein inneres Wunder erleben, mit dem jedoch nur wenige begnadigt wurden. In einem schmucklosen Saale sitzen sie (nach einem Bericht aus ihrer ersten Zeit) des Sonntags, ganz in sich gekehrt und schweigend, beisammen, das

Einströmen des inneren Lichtes erwartend. Stundenlang kann das währen, ohne daß etwas anderes vernommen wird als das Seufzen und Stöhnen einiger, die sich vom Geiste innerlich bewegt fühlen. Endlich ergreift einer das Wort und läßt seine Empfindungen in einem Gebet oder einer Ansprache ausströmen. Manchmal geht die Versammlung auseinander, ohne daß einer mit Inspiration begnadigt worden wäre, aber sie behaupten, daß sie sich auch an solchen Tagen innerlich gesättigt fühlten. Zu verwundern ists, daß diese Schwärmer in ihrem bürgerlichen Berufe ordentlich und tüchtig und sogar erfolgreiche Geschäftsleute gewesen sind. Einem Teile des englischen Volkes, dessen Staatskirche die Kraft zur Einwirkung auf die Massen verloren hatte, haben sie die Religion erhalten, und um die ganze Christenheit haben sie sich verdient gemacht durch Schaffung der Oase Pennsylvanien in der Wildnis des Konfessionshasses, von wo das Evangelium der Duldung ausging, das den Völkern eine neue Ära verhältnismäßiger Vernünftigkeit bescherte. Die Bekehrungen, die der Methodismus durch methodische Bearbeitung der Seelen mit schreckenden und lockenden Phantasiebildern erzielte und heut noch erzielt, sind an sich so wenig etwas Wunderbares wie die Wirkungen der ignatianischen Exerzitien. Der Revivalism griff nach Deutschland über, wie denn überhaupt mancherlei Beziehungen die deutschen Pietisten und Herrnhuter mit den englischen Sekten verknüpfen, und in einem Kreise „erweckter" pommerscher Junker hat Bismarck bekanntlich den Glauben und die Gattin gefunden. Als vereinzelte Erscheinung ist der 1880 verstorbene württembergische Pfarrer Johann Christoph Blumhardt zu verzeichnen, der in dem Rufe stand, durch Gebet und Handauflegung Kranke heilen zu können. In Nordamerika blüht der Revivalism bis auf den heutigen Tag, und die von England ausgegangene Heilsarmee praktiziert ihn für soziale Zwecke.

Das Werk von William James über die Mannigfaltigkeit religiöser Erfahrung enthält soviele Fälle von Bekehrungen, die unter visionären Erscheinungen vor sich gegangen sein sollen, also ins Gebiet der Mystik reichen, daß man annehmen muß, dergleichen gehöre in den angelsächsischen Ländern zu den Alltäglichkeiten. Er berichtet auch über die Praxis der mind cure, die auf der Überzeugung beruht, daß die sogenannten Übel nur subjektiv Übel seien, durch unsre Vorstellung zu solchen gemacht würden, und schwänden, wenn wir sie als nicht vorhanden behandeln; sich mit Gott, dem Unendlichen, eins wissend, vermöge der Mensch namentlich alle Krankheiten durch Machtspruch zu bannen. Diese neuesten Mystiker geben die Weisung: behaupte dein Ich, und das Universum wird deinem individuellen Bedürfnis entgegenkommen. Von den Vertretern dieser Gemütskur sind Carpenter und Ralph Waldo Trine durch die Übersetzung einiger ihrer Schriftchen in Deutschland bekannt geworden. Ob, wie der Berliner

Prozeß gegen Jüngerinnen der Miß Eddy zu glauben nahelegt, die mind cure unter dem Namen Christian Science in gemeinen Kurpfuscherschwindel ausgeartet ist, will ich mir zu entscheiden nicht anmaßen.

Ein besonderer Aufsatz würde erforderlich sein, die Spuren der Mystik in der Philosophie zu verfolgen von Scotus Erigena über Spinoza und Fichte bis Bergson, in der Naturphilosophie von Giordano Bruno und Paracelsus über Schelling bis zu den heutigen Okkultisten, und den Anteil darzustellen, den die Romantiker und Josef Görres an der Erneuerung der Mystik gehabt haben. Karl Joël zeigt in seinem Buche „Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik", wie, von der jonischen Naturphilosophie angefangen, in jeder Periode großer Fortschritte der Naturwissenschaften diesen die Mystik vorgearbeitet habe; wenn die Wissenschaft den Zusammenhang der Erscheinungen auffinden wolle, so setze sie voraus, daß ein geordneter Zusammenhang bestehe, dieser aber setze die Einheit von Gott, Welt und Menschenseele voraus. Die erste Hälfte dieser Behauptung ist richtig, die zweite schießt übers Ziel hinaus; nur die Beherrschung von Welt und Menschenseele durch die Urvernunft muß geglaubt werden, nicht die Einheit der drei: also darf man zwar den theistischen Glauben, nicht aber die Mystik als Voraussetzung der wissenschaftlichen Forschung proklamieren. Gegen Joëls Buch hat Wilhelm Ostwald lebhaften Widerspruch erhoben und an verschiednen Orten ausgeführt, die Mystik rege sich allemal dann aufs neue, wenn die Forschung bei einem Problem angelangt sei, das sie noch nicht zu lösen vermöge. Der große Chemiker verwechselt da die Mystik mit der Metaphysik. Stößt der Forscher auf eine Lücke in der Kausalkette, dann pflegt er den Zusammenhang durch eine Hypothese herzustellen, und die Hypothesen tragen in der Regel metaphysischen Charakter. Das Atom (das Ostwald freilich verwirft, aber die Mehrheit der Physiker und der Chemiker trotz seinem Einspruch für unentbehrlich hält), ist ein ebenso metaphysisches Ding wie Gott, denn es kann so wenig wie dieser mit den Sinnen wahrgenommen werden. Dem Mystiker als solchem andrerseits (nebenbei kann er ja auch Naturforscher sein) sind Kausalzusammenhänge und die Erklärung von Naturvorgängen vollkommen gleichgültig; er hat es nur mit Gott zu tun, der für ihn nicht metaphysische Hypothese, sondern Gegenstand der Erfahrung ist. Wenn heute hochmoderne Menschen die alten Mystiker ausgraben und neu herausgeben, so geschieht das nicht zur Ausfüllung von Lücken in Kausalketten, sondern zur Befriedigung von Gemütsbedürfnissen, die in der Periode allzu ausschließlicher Herrschaft der Naturwissenschaften zu kurz gekommen waren. Mystiker kann man diese „Gottsucher", Sucher nach einer neuen Religion oder einem „neuen Mythus", nicht nennen; den Meister Eckhart lieben sie, weil sie bei ihm Pantheismus finden und eine rein innerliche Religion;

die Bedürfnisse der Massen mißachtend, wollen sie von institutioneller Religion nichts wissen. Dagegen haben es die Spiritisten und Okkultisten auf Mystik abgesehen. Nach dem Vorgange des edlen Carl du Prel versuchen die theosophischen Zeitschriften, den Glauben an vorgebliche okkultistische Erscheinungen mit den Hilfsmitteln allermodernster Naturwissenschaft zu rechtfertigen; die Damen Blavatzky und Annie Besant sollen als Schwindlerinnen entlarvt worden sein.

James stellt in dem genannten Werke den richtigen Grundsatz auf: der Wert mystischer, überhaupt religiöser Erlebnisse ist lediglich nach ihren praktischen Wirkungen abzuschätzen; wie sie entstanden sind, ob auf rein psychologischem Wege, durch Krankheit oder durch übernatürliche Einflüsse, das ist für die Wertung gleichgültig. „Unmittelbare Gewißheit, philosophisch erweisbare Vernunftgemäßheit und ethische Bewährung sind die einzigen brauchbaren Kriterien. . . . Hält die Religiosität einer Teresa diesen Kriterien stand, dann dürfte es sehr gleichgültig sein, wie hysterisch und nervös überreizt sie war." Ähnlich Willy Hellpach: es nimmt der Perle nichts von ihrem Wert, daß sie ein Krankheitsprodukt des Muscheltiers ist.* Sodann wirft James die Frage auf, ob und wie weit mystischen Erlebnissen Beweiskraft zukomme für die Wahrheit der religiösen Überzeugung. Er antwortet vollkommen richtig: Für die Person, der ein solches Erlebnis zuteil wird, ist es unbedingt beweiskräftig. Für andre hat es keine Beweiskraft. „Immerhin aber brechen diese Erlebnisse die Alleinherrschaft des nicht mystischen, des rationalistischen Bewußtseins, das sich ausschließlich auf den Verstand und die Sinne gründet. Sie zeigen, daß dies nur eine bestimmte Art des Bewußtseins ist, und weisen uns auf andre Arten von Wahrheit hin, an die wir getrost weiter glauben können, solange sie in uns Widerhall erwecken." Die Fassung dieses Satzes ermangelt — wie die ganze Darstellung des Amerikaners — der Genauigkeit und Klarheit; der Satz deutet eine Voraussetzung an, die ich bekämpfen werde; ich stimme ihm nur bei, soweit er besagt: die Männer der Wissenschaft hätten kein Recht, dem, der sich durch solche Erlebnisse überzeugen lassen will, das zu verbieten. (Nur die Überzeugung von der Existenz einer überirdischen oder jenseitigen Welt ist gemeint, nicht etwa die von der Wahrheit einzelner Kirchendogmen.) James pflegt in solchem Zusammenhange „die Wissen-

* Dieses Bild hat schon Heinrich Heine gebraucht. Er charakterisiert die Dichtungen von E. T. A. Hoffmann und Novalis als krankhaft, wirft sich jedoch ein: „Aber haben wir ein Recht zu solchen Bemerkungen, wir, die wir nicht allzusehr mit Gesundheit gesegnet sind? . . . Oder ist die Poesie vielleicht eine Krankheit des Menschen, wie die Perle eigentlich nur der Krankheitsstoff ist, woran das arme Austertier leidet?"

schaft" zu schreiben. „Die Wissenschaft" gibts jedoch nicht, sondern nur verschiedene Wissenschaften und gewisse Gesetze, die alle Wissenschaften verpflichten, allen gemeinsam sind. Diese Gesetze schreiben vor: genaue Ermittelung der Tatbestände, logische Verknüpfung der gefundenen Ergebnisse, Einfügung jeder Erscheinung in eine Kausalreihe, so daß keine Erscheinung übrig bleibt, die nicht mit anderen Erscheinungen als Wirkung und Ursache verknüpft wäre. Den religiösen Tatsachen gegenüber lassen sich nun manche Männer der Wissenschaft zu Kompetenzüberschreitungen verleiten durch eines oder das andre von drei Vorurteilen.

1. Daß die Wissenschaft voraussetzungslos sein müsse. In Wirklichkeit fußt jede Wissenschaft auf Voraussetzungen, deren Darlegung eine erkenntnistheoretische Abhandlung erfordern würde; die Voraussetzungslosigkeit, die von gewisser Seite gefordert wird, ist nur die Maske der Voraussetzung, daß der Atheismus recht habe gegen den Theismus.

2. Daß Begebenheiten, die gegen ein Naturgesetz verstoßen, nicht vorkommen können. Das Naturgesetz wird als eine gebietende Macht aufgefaßt, der sich nichts in der Welt widersetzen dürfe. Diesem Trugbild gegenüber hat Lotze das wirkliche Wesen des Gesetzes klar gemacht. Das Naturgesetz so gut wie das bürgerliche und das Strafgesetzbuch ist nichts als eine Regel des Geschehens und für sich ohnmächtig. Was die Dinge oder Personen zwingt, die Regel zu beobachten, das ist eine hinter ihr stehende Macht. (Bei menschlichen Gesetzen kommt der Exekutivgewalt gewöhnlich der gute Wille der Untertanen entgegen, es nicht zu Zwang und Strafe kommen zu lassen.) Die Naturgesetze sind nicht etwa Denknotwendigkeiten; unsre Vernunft hätte zum Beispiel gar nichts dagegen, wenn sich die einander anziehenden Körper anfangs schnell und dann immer langsamer bewegten, wie oft Menschen tun, die einem ersehnten Ziele zustreben, statt umgekehrt; sondern diese Gesetze müssen, wie zuletzt noch einmal Ernst Mach hervorgehoben hat, durch Erfahrung ermittelt und korrigiert werden, wenn eine neue Erfahrung der bisherigen Formulierung widerspricht. Nun gibt es in der ganzen Welt nur eine einzige Macht oder Kraft, die wir wirklich kennen: das ist unser Wille. Wie er es anfängt, durch Innervation der Muskeln des Armes, der Hand und der Finger diese Glieder so zu bewegen, daß sie einen Hammer ergreifen und zuschlagen, wissen wir zwar nicht, aber daß er es tut, daß er die Kraft ist, die den Hammer schwingt, das wissen wir. Die in der Natur wirksamen Kräfte kennen wir nicht; die Namen, die wir ihnen geben, sind nichts als zusammenfassende Bezeichnungen der unbekannten Ursachen gewisser Arten von Wirkungen. Wir wissen also auch nicht, ob wir alle die Regeln kennen, nach denen die eine Grundkraft wirkt, von der wahrscheinlich die Gravitation, die chemische Affinität und wie die sogenannten Naturkräfte sonst heißen,

nur Ausstrahlungen sind, noch auch, ob diese Grundkraft sich immer und unter allen Umständen an die von ihr selbst gewollten Regeln bindet. Für gewöhnlich und im allgemeinen tut sie es ohne Zweifel, weil sie, wie der Augenschein lehrt, nicht ein Chaos, sondern einen Kosmos will, und außerdem dem Menschen die Kenntnis dieses Kosmos und das Wirken in ihm ermöglichen will.

3. Das dritte Vorurteil ist die Einbildung, die Naturwissenschaft habe die Natur zu erklären. In Wirklichkeit erklären die Naturwissenschaften gar nichts. Kirchhoff hat es im Jahre 1874 ausgesprochen: nicht zu erklären, sondern zu beschreiben hat die Physik die Naturvorgänge. Auch die Aufdeckung der Kausalverkettung ist nur Beschreibung: Beschreibung der Ordnung, in der gewisse Reihen von Erscheinungen verlaufen, Angabe der Bedingungen, die erfüllt sein müssen, wenn eine gewisse Erscheinung eintreten soll. Aber was dabei eigentlich vorgeht, wissen wir nicht: die innere Natur des Geschehens und die es hervortreibende Kraft bleiben uns verborgen. Niemals werden wir erfahren, wie die Urkraft es anfängt, die Planeten so um die Sonne herumzuschleudern, daß sie ihre Bahnen und ihre Zeiten genau innehalten; was Kepler und Newton gefunden haben, das sind ja nur die arithmetischen Formeln für diese Bahnen und Zeiten. Niemals werden wir erfahren, wie die Zelle der Darmhaut es anfängt, aus den dargebotenen Stoffen die geeigneten auszuwählen und den Blutgefäßen, die übrigen den Ausgängen zuzuführen. Niemals werden wir erkennen, wie eines jener Spermabläschen, von denen 500 Millionen im Raume einer Kubiklinie Platz haben, es anfängt, den Aufbau eines Menschenleibes aus den ihm zugeführten Nahrungsstoffen so zu leiten, daß der Sohn die Nase, die Augenfarbe, die Statur des Vaters bekommt. Nur das begreifen wir, was wir selbst gebaut haben oder bauen können wie Maschinen; begriffen wir den Organismus, dann könnten wir ihn auch bauen. Nach alledem haben wir, wenn uns ein Vorkommnis berichtet wird, das sich nicht in die uns bekannten Kausalreihen einfügen läßt, noch nicht das Recht, sofort zu erklären: das ist erlogen oder Betrug; wir sind sehr weit davon entfernt, das Universum zu über- und zu durchschauen.

Nun hat ja die neuere Psychophysiologie durch die Feststellung des Phänomens der Sinnestäuschungen sehr viele von den Vorkommnissen, die ehedem für mystisch in dem Sinne von wunderbar galten, in bekannte Kausalreihen eingefügt. Schon vor fünfzig Jahren las ich in einem irrenärztlichen Buche, daß eine gewisse Dosis eines Medikaments (ich glaube, es war Belladonna genannt) schöne glänzende Dinge wie Edelsteine, eine andere häßliche und furchtbare Erscheinungen wie Kriechtiere vorzaubere. Daß der Alkohol-, Opium- und Haschischrausch ähnlich wirkt, war lange vorher bekannt. Aber auch ohne Narkotika entstehen aus krankhafter

Reizung der Sinnesnerven oder aus krankhafter Disposition des gesamten Nervensystems Halluzinationen. Ein mir bekannter Pfarrer hatte jahrelang einen Zustand zu erdulden, den er als sehr peinigend empfand: er sah unbekannte Personen in sein Arbeitszimmer eintreten, darin umherstehen, umhergehen, zusammensitzen. Er war ein frommer, naiv gläubiger Mann, hat aber nicht einen Augenblick an Übernatürliches gedacht, sondern diese Erscheinungen sofort als Halluzinationen erkannt. Religiöse Inbrunst, die sich nach dem Verkehr mit himmlischen Wesen sehnt, kann Visionen durch Autosuggestion hervorrufen, und von den Hysterischen sagt, wie schon erwähnt wurde, Hellpach: sie sehen und hören, was sie sehen und hören wollen.

James nimmt als weiteren Erklärungsgrund für mystische Erfahrungen das Unterbewußtsein zu Hilfe; er bezeichnet als den wichtigsten Fortschritt der neueren Psychologie „die 1886 gemachte Entdeckung", daß es psychologische Tatsachen gebe, die außerhalb des gewöhnlichen Bewußtseins lägen, und die Myers in dem Ausdruck subliminal, unterschwellig, zusammengefaßt habe, kurz, daß es ein Unterbewußtsein gebe. Gefalle dieser Name nicht, dann könne man ja das gewöhnliche Bewußtsein auch Bewußtsein A, das andre Bewußtsein B nennen. Aus diesem zweiten Bewußtsein brächen Visionen und andre außergewöhnliche Vorstellungen in das gewöhnliche Bewußtsein ein, und manche Menschen seien besonders befähigt, solche Einbrüche zu erleiden. Ich kenne die psychopathischen Erscheinungen, die zur Annahme eines Unterbewußtseins bewogen haben, zu wenig, um mir ein Urteil über die gesamte Theorie anmaßen zu dürfen, aber zweierlei weiß ich ganz bestimmt. Erstens, daß ich kein Unterbewußtsein habe. Wenn ich einmal, was bei der robusten Gesundheit meines Nervensystems sehr unwahrscheinlich ist, von Visionen oder „Stimmen" geplagt werden sollte, so würde ich dem Arzte melden, daß ich an Halluzinationen, also an einer körperlichen Krankheit, litte. Zweitens, daß mit der Religion ein angebliches Unterbewußtsein rein nichts zu schaffen hat, und daß es das Überflüssigste von der Welt ist, zur Erklärung religiöser Erfahrungen ein solches Bewußtsein zu konstruieren. Die religiösen Überzeugungen und Gefühle entstehen aus bekannten Erwägungen und Bedürfnissen in einem vollkommen durchsichtigen psychologischen Prozesse, werden, wenn sie feste Gestalt für den Gemeinschaftsgebrauch angenommen haben, durch Erziehung und Milieu von einem Geschlecht dem andern überliefert, und durch persönliche Lebenserfahrungen bei den einen gestärkt, bei den andern geschwächt oder vernichtet.* James wendet die Theorie auch auf den Fall an, wo

* Pius X. hat in der Enzyklika gegen die Modernisten die Lehre von der Entstehung der Religion aus dem Unterbewußtsein verurteilt. Darin stimme ich ihm bei, er

wir uns empfangener Sinneseindrücke nicht im Augenblicke des Empfangs, sondern erst später bewußt werden, weil in dem Augenblicke, da wir das Menschenantlitz sahen oder den gesprochenen Satz hörten, unsre Aufmerksamkeit durch Arbeit, Genuß oder Gespräch an einen andern Gegenstand gefesselt war. Aber die Vorratskammer, in der solche Eindrücke aufbewahrt werden, samt allem, was wir wissen und woran wir nicht in jedem Augenblicke denken, ist doch nicht ein Bewußtsein, sondern das Gehirn.

Was die Erfinder des Unterbewußtseins meinen, das hat Eduard von Hartmann das Unbewußte genannt. Er hätte es ebensogut Gott nennen können, denn sein Unbewußtes (das er in seinen letzten Jahren überbewußt nannte) leistet alles, was wir Theisten unserm Gott zuschreiben. Verlegt man die unerforschliche Kraft, welche die Erscheinungswelt schafft, in deren einzelne Bestandteile, so kommt man zu der ungeheuerlichen Vorstellung, daß die Trillionen, Quintillionen, Dezillionen Atome nicht bloß bewußte und mit höchster Weisheit begabte Wesen sein, sondern auch mit wunderbarer Einmütigkeit und Beharrlichkeit einen gemeinsam entworfenen Plan ausführen müssen, um den Kosmos und die organischen Gebilde zustande zu bringen. Einfacher und natürlicher ist es, einen vernünftigen Willen anzunehmen, der die Elemente nach seinem Plane verwendet. Die großen Physiker des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben sich Gott als einen Mechaniker vorgestellt, der die Weltmaschine so eingerichtet habe, daß sie, nachdem sie den Anstoß zur Bewegung empfangen, von selbst weiter läuft, ohne einer Korrektur oder Nachhilfe zu bedürfen. Ähnlich hatten die Scholastiker geglaubt, die causa prima lasse die von ihr geschaffenen und geordneten causae secundae ungestört wirken und behalte sich nur vor, hie und da einmal zum Heile der Menschen durch ein Wunder in das Getriebe einzugreifen. Lotze schien mir diese Auffassung zu stützen, und ich dachte mir das Weltgeschehen ähnlich wie einen Stoß auf dem Billard: mit der Anfangsstellung der Bälle ist die von dem Stoßenden gewollte Endstellung gegeben. Beschäftigung mit der Physiologie und der Biologie überzeugte mich jedoch von der Unhaltbarkeit dieser Annahme. Gott muß in jedem Augenblick in jedem Wesen wirkend gedacht werden nach des Paulus „in ihm leben, weben und sind wir" und Goethes „was wär ein Gott, der nur von außen stieße," und wie auch Hartmann sich sein Unbewußtes gedacht hat. Doch wird dadurch die relative Selbständigkeit nicht aufgehoben, die der Schöpfer seinen Geschöpfen gönnt; Paulus schreibt zwar: Gott wirke in uns das Wollen und das Vollbringen, aber Augustin ergänzt:

---

oder sein theologischer Ratgeber hat nur darin geirrt, daß er sich einbildete, es gebe in Europa eine weitverzweigte Sekte, die diese Lehre zu ihrem Grunddogma erkoren habe, und alle Theologen, die an der Theorie oder Praxis der römischen Kirche irgend etwas auszusetzen haben, gehörten dieser von ihm „Modernisten" getauften Sekte an.

ich weiß, daß ich es bin, der da will, also bin ich für mein Wollen verantwortlich.

Von dieser Voraussetzung aus lege ich mir die Erscheinungen, um die gestritten wird, folgendermaßen zurecht. Den Spiritismus und Okkultismus halte ich so lange für Schwindel und Selbsttäuschung, bis ein Gutachten sämtlicher Akademiker Europas die okkultistischen Vorkommnisse für real erklärt. Paul Bjerre tut das für seine Person im Septemberheft 1907 der „Neuen Rundschau" und beschreibt ein von ihm beobachtetes Klopfphänomen. Zu seinem mir sehr anfechtbar erscheinenden psychopathisch-physikalischen Erklärungsversuche habe ich mir in der „Wiener Zeit" einige Glossen erlaubt. Die allermeisten Visionen, die aus früheren Zeiten berichtet werden, sind gewöhnliche Halluzinationen gewesen.

Bekehrungen durch erschütternde Predigten wie die der Methodisten und die bei katholischen Volksmissionen gehaltenen, oder durch Lektüre oder durch Lebensschicksale sind Ereignisse, die nach psychologischen Gesetzen vor sich gehen und des Eingreifens einer überirdischen Macht nicht bedürfen, abgesehen davon, daß nach dem oben Gesagten auch der gewöhnliche gesetzmäßige Vorstellungsverlauf unter Gottes Leitung steht. Wird die Bekehrung durch eine Vision bewirkt, wie bei Paulus und dem 1884 verstorbnen französisch-jüdischen Freidenker und späteren Priester Alphons Ratisbonne, so ist zunächst zu bemerken, daß es sich in beiden Fällen nicht um die Ablegung von Lastern handelte, sondern um einen unter schweren und heftigen Seelenkämpfen vor sich gehenden Wechsel der Überzeugungen. Die bessere Überzeugung trug den Sieg davon über tief wurzelnde Vorurteile, und die Macht des siegenden Gewissens mag in der nervösen Aufregung die Gestalt einer Vision angenommen haben.

Ein außergewöhnliches Eingreifen Gottes nehme ich bei zwei Kategorien von Erlebnissen an. Einmal bei der Erzeugung der affektiven Liebe zu Gott. Jene Liebe zu Gott, die vom Neuen Testament gefordert wird, vermag jeder normale Mensch zu leisten, da sie nur in der Nächstenliebe und der Beobachtung der übrigen göttlichen Gebote besteht, philosophisch ausgedrückt, in der freiwilligen Einfügung des eignen Ich und des eignen Handelns in die göttliche Weltordnung. Aber den Affekt der Liebe vermag der natürliche Mensch nur gegen Menschen und in Menschengestalt gedachte Wesen zu empfinden. Gott wird als gestaltloser, unendlicher, allgegenwärtiger Geist gedacht. Ihm mögen wir uns zu Gehorsam, Ergebung, Dankbarkeit verpflichtet fühlen, den Liebesaffekt bringen wir nicht zustande. Einen verstorbenen Menschen, den man nur aus der Lektüre kennt, kann man lieben; darum ist Liebe zu Jesus möglich; sie wird dem Katholiken um so leichter, da er Jesum noch lebend und sogar körperlich gegenwärtig glaubt; die Gottesliebe des Verfassers der Imitatio Christi offenbart sich

deutlich als Jesusliebe. Aber bei Augustinus und Teresa haben wir es mit einer leidenschaftlichen Liebe zu dem unsichtbaren rein geistigen Gott zu tun, und deren Zustandekommen vermag ich mir anders als durch ein Wunder nicht zu denken. Und sie scheint auch bei schlichten Personen aus dem Volke, selbst bei ganz jugendlichen, hie und da vorzukommen. Die meisten Frommen bilden sich allerdings ihre Gottesliebe nur ein. Sie haben von Jugend auf vernommen, daß es Pflicht sei, Gott zu lieben, daß er aller Liebe würdig sei, sie wiederholen unzähligemal die Gebetbuchphrasen, in denen der Betende dem Unendlichen seine Liebe beteuert, und glauben dann, sie empfänden wirklich im Herzen, was ihr Mund spricht. Beim Gottesdienst treten wirkliche Empfindungen hinzu: Rührung bei der Betrachtung der göttlichen Wohltaten und der Leiden des Erlösers, Sehnsucht nach der verheißenen Seligkeit, die Wirkungen einer erhebenden Musik, einer imposanten Architektur, schöner Bilder, eines sinnvollen religiösen Dramas. Ist dieser Komplex von Gefühlen nun auch keine wirkliche Gottesliebe, so reinigt und erhebt er doch das Gemüt und hinterläßt Stimmungen und eine Willensrichtung, die das Handeln in heilsamer Weise beeinflussen. Die Gottesliebe der Betschwestern ist eine wertlose Empfindelei und oft nur Vorwand für frommen Müßiggang. Was die Stigmatisationen betrifft, bis zu denen sich die Jesusliebe steigern kann, so wird, wenn dergleichen auch in Zukunft noch auftauchen sollte, die Wissenschaft festzustellen haben, ob es sich um Tatsachen oder um Betrug oder um Einbildung handelt; und falls die Tatsächlichkeit erwiesen würde, ob Autosuggestion nicht bloß Nervenkrankheiten, sondern auch offene Wunden zu erzeugen* vermag.

Die wirkliche Ekstase endlich läßt sich meiner Überzeugung nach weder psychologisch noch physiologisch und pathologisch erklären. James gebraucht einmal das gute Bild, sie öffne ein Fenster. Ja, wohin? Ins eigne Bewußtsein? Dahin braucht man doch kein Fenster, möchte es auch ein Unterbewußtsein sein. Mitunter beschreibt er das Unterbewußtsein als eine Erweiterung des gewöhnlichen Bewußtseins zu dem des uns umgebenden Alls, zu der unsern Sinnen unzugänglichen Welt, die diese unsre irdische Welt

* Und zu heilen vermag. Daß Wunden, die den Eiter literweise vergießen, plötzlich sich schließen und heilen, soll in Lourdes vorkommen. Der dänische Dichter Johannes Jürgensen, der als anfangs Ungläubiger die dortigen Vorgänge beobachtet hat, glaubt es konstatieren zu müssen und weist die natürlichen Erklärungsversuche Charcots und Bernheims in seinem 1912 bei Kirchheim und Schott in Mainz erschienenen Büchlein zurück. Aber er ist wenig glaubwürdig, er ist konvertiert und vom Konvertitenfanatismus besessen, wie sein Kriegsbuch beweist, in welchem er alle französischen Lügen auftischt und nach dem Vorbilde des klerikalen Verleumdungspamphlets La Guerre Allemande et le Catholicisme den Krieg als einen Krieg des deutschen Atheismus gegen das Christentum darstellt.

trägt und aus der diese hervorgeht. Das wird das Richtige sein. Nicht aus dem Unterbewußtsein der Ekstatischen brechen Visionen in ihr rationell-sinnliches Bewußtsein ein, sondern diesem ihrem Bewußtsein, dem einzigen das sie haben, erschließt sich die übersinnliche Welt; in diese schauen sie wie durch ein Fenster hinein. Und zwar glaube ich, daß ihnen Gott das Fenster öffnet, um durch ihr Zeugnis andere von der Realität eines jenseitigen Lebens zu überzeugen, wie denn bei den Katholiken, welche die Lebensgeschichten ihrer Heiligen fleißig lesen, der Jenseitsglaube fester wurzelt und lebendiger, farbenreicher ist als in der protestantischen Welt. Da der Glaube an eine jenseitige Welt, in der die unlösbaren Rätsel der diesseitigen gelöst werden, von wo aus der Erdenwandel eines jeden gelenkt wird, in welcher ein jeder das Los zu erwarten hat, das er sich durch sein irdisches Verhalten bereitet, da dieser Glaube vom heilsamsten Einfluß ist aufs diesseitige Verhalten, so erscheint eine solche Veranstaltung zu seiner Festigung durchaus zweckmäßig. Neunundneunzig der hundert Verzückungen, die Männer, und neunhundertneunundneunzig von den tausend, die Frauen gehabt haben wollen, werden gewöhnliche Halluzinationen gewesen sein. Aber es bleiben als wirkliche Ekstasen die übrig, durch welche, wie ehedem die alttestamentlichen Propheten, so später die großen Ordensstifter und Kirchenreformatoren zu ihrer weltgeschichtlichen Aufgabe berufen und gestärkt worden sind. Selbstverständlich führe ich auch die nicht visionäre Anregung Luthers, Calvins, Zwinglis und der großen protestantischen Sektengründer zu ihrem Werk auf eine spezielle Einwirkung Gottes zurück, wie überhaupt das offenbar providentielle Wirken aller großen Männer. Bei Dichtern und Künstlern ist man ja von jeher gewöhnt, Inspiration, „einen heiligen Wahnsinn", anzunehmen, was jedenfalls ehrenvoller für sie ist, als wenn man sie, wie Lombroso tut, unter die gewöhnlichen Narren verweist.

Obgleich sich augustinische Aussprüche schon durch die Klangfarbe von indischen unterscheiden, mag der Metaphysiker immerhin behaupten, des Kirchenvaters großes Wort: Tu fecisti nos ad te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te, laufe auf nichts anderes hinaus als die Sehnsucht nach Nirwana. Theoretisch mag das zutreffen, aber praktisch liegt die katholische Mystik auf dem Gegenpol indischen Denkens und Fühlens. Hier Welt- und Ichverneinung, dort kräftigste Welt- und Ichbejahung. (Diese ist mit der leidenschaftlichen Liebe gegeben; auch der sinnlich Liebende verliert sich nicht, sondern findet und fühlt sich erst vollkommen im andern.) Hier, ähnlich wie bei den Stoikern und bei Spinoza, eiskalte Impassibilität, dort das verzehrende Feuer leidenschaftlicher Liebe. Hier der traumlose Tiefschlaf als das höchste auf Erden erreichbare Glück gepriesen, dort intensivster Wonnegenuß erstrebt und erreicht. Der indische

Heilige will ins Urwesen, das ein indifferentes Nichts ist, zurückkehren, der christliche als bewußte Persönlichkeit in der Anschauung Gottes ewig leben. Der Inder entflieht dem Weltleid, den Christen treibt pflichtmäßige Liebe, dieses Leid zu bekämpfen. Daß Buddha seinen Jüngern die Mission zur Pflicht gemacht, sich also nicht gleichgültig gegen das Schicksal seiner Mitmenschen verhalten hat, ist anzuerkennen, und Oldenberg spendet in seinem letzten Buche der Kraft des Buddhismus, soziale Gebilde zu schaffen, hohes Lob. (Es ist möglich, daß die Buddhisten den Menschen niederer Kasten vorübergehend ihr hartes Los erleichtert haben. Für besonders wohltätigen Einfluß auf die Mongolen scheint der soziale Zustand der ostasiatischen Länder nicht zu sprechen; die Energie der Japaner ist offenbar eine Rassentugend und nicht dem Buddhismus zu danken.) Aber in der „Deutschen Rundschau" vom 15. März 1908 hat der genannte Sanskritforscher die Überlegenheit der christlichen über die indische Ethik kräftig hervorgehoben. Wahlspruch des indischen Heiligen sei: „Was sollen uns Menschen? Werfen wir ab, was an sie bindet! Ohne Lust, ohne Hast, kühl laßt uns von dannen ziehn. Fort vom Sohne und von der Tochter! Wen niemand schützt, wer niemanden schützt, dem ist wohl." „Man vergleiche," schreibt Oldenberg, „die großen Gestalten hüben und drüben! Hier Sankt Franziskus oder Vinzenz von Paul, den Gottesliebe und Nächstenliebe treibt, den Geringsten der Geringen, den Elendesten der Elenden aus warmer persönlicher Nähe zu helfen; dort Sariputta oder Ananda, der sich in der Waldeinsamkeit zur Kontemplation der Maitri (des Wohlwollens) niedersetzt und von der kühlen Ruhe des Nirwana, dem er sich nahe weiß, sein Wohlwollen für alle Kreaturen sich über alle vier Weltgegenden erstrecken läßt. Das Wohlwollen eines, der es erstrebt und erreicht hat, nichts Liebes in der Welt zu haben." Der Verzicht auf die Güter und Genüsse der Welt, den die christlichen Ordensleute leisten, bedeutet keineswegs Verzicht auf das Wirken in der Welt; heutzutage sind fast alle Mönche und Nonnen sehr tätig, die rein Kontemplativen sind auf eine ganz unerhebliche Zahl zusammengeschmolzen. Und die Kirche lehrt, daß solche Entsagung nur Sache der wenigen Berufenen, und daß der an sie ergehende Ruf nicht ein Gebot, sondern nur ein Rat sei. So wird durchs Christentum die bürgerliche Tätigkeit nicht gestört und der wissenschaftliche und technische Fortschritt nicht gehemmt, der die äußere Lage des homo europaeus stetig bessert. Wenn freilich heute dieser Fortschritt besonders deswegen geschätzt wird, weil er die wirksamsten Mittel liefert zur Vernichtung von Menschenleben und Kulturgütern, so darf die Orthodoxie diese Wendung der Weltgeschichte als den schlagendsten Beweis für die erbsündliche Verderbtheit des Menschengeschlechts buchen; der Fortschrittschwärmer aber mag wehmütige Betrachtungen darüber anstellen, wie höchste Zivilisation einen schmach-

vollen Niedergang der Kultur, des intellektuellen, ethischen und ästhetischen Lebens, wenn auch vielleicht nicht gerade zur unvermeidlichen Folge hat, so doch nicht ausschließt.

Selbst Bismarck, der erfolgreichste Mann seines Jahrhunderts, hat bekannt, daß ihm dieses unzulängliche Erdendasein die Mühe des täglichen An- und Auskleidens nicht lohnen würde ohne die Aussicht auf ein ergänzendes, versöhnendes, vollendendes Jenseits. Von den Millionen, die das gleiche Bedürfnis fühlen, bescheiden sich die einen beim schlichten Bibelglauben oder bei einer Wahrscheinlichkeit, die sich auf metaphysische und geschichtsphilosophische Erwägungen und auf Lebenserfahrungen wie Fügungen und Führungen stützt. Die andern, weniger resigniert, wollen das Jenseits im Diesseits erleben oder es wenigstens durch Erlebnisse andrer verbürgt haben. Vom persönlichen Geschmack eines solchen Anspruchsvolleren hängt es ab, ob er die Bürgschaft bei Klopfgeistern, bei indischen Gauklern oder bei katholischen Heiligen sucht.

Erweckung

von Walter Hasenclever

Noch blasen die Trompeten,
Der Erde Bauch bricht Blut.
Aus Städten, in die wir treten,
schwefelt die stinkende Glut.

Heraus aus den öden Kaminen!
Heraus aus dem Schädel der Nacht!
Ihr Geister, einst mir erschienen,
erhebt euch über der Schlacht.

Ihr Freunde in endlosen Massen,
du Geliebte in Schwesterntracht,
ihr Menschen, ihr Völker, ihr Straßen,
seid wieder ans Licht gebracht.

Ich selbst hier im dumpfen Kote,
ich letztes erbärmliches Tier,
ich Hund vor einem Stück Brote –
ich rufe, ich schreie zu dir.

Ja ich – und in dieser Stunde
stehe ich auf vom Tod.
Ein Atem in meinem Munde
gibt Kraft noch der bittersten Not;

aus den verzweifelten Flächen,
wo wir das Leben gebüßt:
Auf, die Toten zu rächen!
Ihr Lebendigen, seid gegrüßt.

Ermannt euch von dem Gestirne,
um das die Verwesung kreist.
In den Totentanz der Gehirne
stoßt die Fackel: es werde Geist!

Steigt ab von dem finstern Trosse,
des Sturz die Hölle verschlingt.
Steigt auf zu dem weißen Rosse,
dessen Flügel im Äther singt.

O denkt, o gedenkt, wenn ihr lieget
in dem Froste am ersten Tau,
eh der Strahl noch das Dunkel besieget,
an den Blick einer ewigen Frau.

In Armut, Hunger und Krampfe,
wenn die Woge dir steigt und fällt:
du wirst nicht sterben im Kampfe,
dich hält eine bessere Welt.

Ich hab dich als Jüngling verlassen
zur höchsten Liebe erkannt;
jetzt, Bruder, im tiefsten Hassen
ergreife ich deine Hand.

Von sinkenden Orkanen
dieser verirrten Flut
zu unvergänglichen Bahnen
rette den alten Mut.

Halte wach den Haß; halte wach das Leid.
Brenne weiter am Stahle der Einsamkeit.

Glaub nicht, wenn du liest auf deinem Papier,
ein Mensch sei getötet, er gleiche nicht dir.

Glaub nicht, wenn du siehst den entsetzlichen Zug
einer Mutter, die ihre Kleinen trug

aus dem rauchenden Kessel der brüllenden Schlacht —
das Unglück sei nicht von dir gebracht.

Heran zu dem elenden Leichenschrein,
wo aus Fetzen starrt eines Toten Bein.

Bei dem fremden Manne, vom Wurme zernagt,
falle nieder du, und sei angeklagt.

Empfange die ungeliebte Qual
aller Verstoßnen in diesem Mal.

Ein letztes Aug, das am Äther trinkt,
den Ruf, der schon in Verdammnis sinkt;

die brennende Wildnis der schreienden Luft,
den rohen Stoß in die kalte Gruft.

Wenn etwas in deiner Seele bebt,
was dieses Grauen noch überlebt,

so laß es wachsen und auferstehn
zum Sturm, wenn die Zeiten untergehn.

Tritt mit der Posaune des jüngsten Gerichts
hervor, o Mensch, aus dem tobenden Nichts!

Wenn die Schergen dich schleppen aufs Schafott;
halte fest die Macht! Vertrau auf Gott.

Daß in der Menschen Mord und Verrat
einst wieder leuchte die gute Tat;

des Herzens Kraft, der Edlen Sinn
schweb am gestirnten Himmel hin.

daß die Sonn', die auf Gute und Böse scheint,
durch soviel Ströme der Welt geweint,

gepulst durch unser aller Schlag,
einst wieder strahle gerechtem Tag.

Halte wach den Haß. Halte wach das Leid.
Brenne weiter, Flamme! Es naht die Zeit.

Ein gewaltiger Zweck hat dich gestaltet,
da die Menge roh sich um dich schart,
und die höhere Gewißheit waltet,
wenn du sie erkennst, auf deiner Fahrt.
Seis auch nur um auf der Flucht des Sterbens,
rückwärts schauend deiner Jahre Pfad,
aus dem blinden Zufall des Verderbens
dich emporzumeistern durch die Tat.
Diese Tat, die nicht der Sinn des Lebens,
doch ein Ziel ist, dem du näher kreist;
bis im Kampf des schrankenlosen Lebens
eine Richtung siegt in deinem Geist.

Mein Hund, da liegst du am Ofen und bist mir im Dunkel nicht fern,
wo alle Fraun mich verließen, und wo mir nicht glänzt mehr der Stern.
Da glühen die Kohlen zu Asche vor der vergangenen Zeit;
mein Hund, jetzt schließt du die Augen und siehst in die Lande weit.
Siehst Brüder und Schwestern zerfallen in Haß und Feindschaft der Welt,
und manchen von deinesgleichen, der jetzt auf den Schlachtfeldern bellt.
Und manchen mit seidenen Haaren, der sterben mußte in Not,
als in die Gemächer brüllte Granate und Brand und Tod.
Mein Hund, so tief mir verbunden durch kalten und finsteren Raum:
wie stehst du in manchen Nächten erschüttert auf Wolke und Traum.
Ich hör die gewaltge Attacke der Reiter im rötlichen Schein –
ein kleines Hündchen am Abend muß bei dem Gefallenen sein.
Das Pferd liegt tot auf dem Rasen und der Reiter in seinem Blut,
und nur das Hündchen am Leben bewacht und beschützt ihn gut.
Sein Winseln schrie ohne Ende Trost durch die verlassene Nacht;
ein Kanonier hats gefunden und heimlich nach Hause gebracht.
Mein Hund, jetzt da ich dich streichle, der du leise zuckst in der Ruh –
eine ungeheure Treue erfüllt mich von neuem: auch du!
Und ich weiß, daß einmal geliebt sein, stärker als Tod oder Sieg,
das Schmerzliche überdauert und auch diesen schrecklichen Krieg.
Wo in dem großen Hause all Leben zum Schlafen geht,
der Engel mit seinen Flügeln mir wieder zu Häupten steht.

Eile, eile,
rötliche Stunde aus den Bergen
der Heimat zu!
Eine Weile
den frierenden Särgen
entfliege, singende Stunde du!
Eine Schar Wildgänse schwebt
an des Himmels gläserner Spur,
und zu größerer Klarheit strebt
ihres Flugs begriffne Figur.

Eile, eile,
gekröntes Haupt, das in trüber
Wolke der Hoffnung gedacht;
schon ziehen die Seile
dein Leben hinüber
aus den Schluchten der Donau-Nacht.
Unter der Nacht allmächtigem Sternbild
schwebe auch du
wieder dem süßen Fernbild
der Erfüllung zu.

Du hast mich aufgerichtet.
Gestalt – ich danke dir.
Ich war in Staub vernichtet;
du sprachst ein Wort zu mir.

Ein Fühlen ohne Ende,
das Freud und Schmerzen weiß,
schließt deines Kindes Hände
mit in den heiligen Kreis.

Bis zu des Geistes Triebkraft
ein mächtiger Glaube brennt
und aus der kleinen Liebschaft
aufgeht am Firmament.

Bis meines Rufs Erweckung,
die dieses Werk vollbringt,
durch Elend und Verdreckung
zu allen Menschen dringt.

Rundschau

Isonzobibel
von Robert Müller

Wir sind Frontleute. Und nachdem oft geschildert war, wie bescheiden wir in unserm Glauben an unsere Taten sind, wie demütig wir den Erfolg unserer trostlosen Arbeit in Empfang nehmen, wollen wir einmal fröhlich sein und den Mund mit großen Worten volltun, um unserer geschichtlichen Tat die volle Ehre harter Männer und Soldaten zuteil werden zu lassen. Ja, dies eine muß man vorher wohl wiederholen. Wir hatten geduldet, wir waren klein geworden. Wie eine Zeit biblischer Heimsuchung, alttestamentlichen Jammers liegt es in seiner Größe, seiner Menschenmöglichkeit, seiner abgrundtiefen Grausamkeit und Zerfahrenheit über dem Gestern, wenn wir so aus der räumlichen und zeitlichen Ferne zurückblicken. Liegt es nun dort, zugleich begriffen, gehoben und gestaltet, im vollen Bilde der weltentwickelnden Einordnung, das uns damals in seiner Allzunähe vor den getrübten geistigen Augen verschwamm. Wir verstanden das menschliche Leid seit eh und je, gedachten gar manche unter uns da des erlittenen Menschheitstyps im alten jüdischen Volke, als es durch die Wüste zog? Was hätte es mehr gelitten denn wir? Hunger, Seuche, Verfolgung und Gottverlassenheit waren seine Plagen wie die unsern. Das Glück war nicht mehr im Menschen, noch für ihn; tieferes Sollen deutete sich an; alle Berechtigung, die sonst im Menschen und Einzelnen wurzelte, war in ein Außen verpflanzt, das die matte Seele nicht mehr zu bewältigen vermochte. Die Seele schrie, es gäbe einen Sinn zu dem allen, es müsse einen Sinn geben; wie und wo ist dieser Sinn? Winde, Dünste, Hitze, Kälten beizten und dörrten den Leib, damals an Jehovas Volk wie gestern an uns. Wie es damals, redeten wir gestern in Psalmen, sangen uns sprechend in Klagen an, verzweifelten, haderten und suchten Trost zu spenden. „Wo ist meine Stärke hin? Wo ist der Trotz meines Leibes? Wo liegt das Land Ur zu diesen Ländern des Schmerzes, der Qual, zu diesen Regionen der Prüfung? Herr, wer und wo bist du? Idee, bist du ein Götze, oder ist ein Götze,

der sinnliches Behagen und geruhsame Mittel dem Leibe leiht, sinnvoller als du, höchster formgewordener Sinn, Idee, für die sich hier alles erniedrigt, um in ihr erhoben zu werden?"

Wir duldeten, was ewig und immer Menschheit duldet, und wozu jener Judenzug durch die Wüste Sinnbild ist, wir duldeten Pein an Seele und Leib. Was aber über Friedensjahre und auf Ärmste verteilt ist, Proletarier und Ausgestoßene, duldeten in Tage verdichtet nun die verwöhnten Söhne unseres Volkes, unsere Mächtigen, unsere Geistigen, unsere Behaglichen. Es war nicht mehr als dies versprengte und ausnahmsweise Friedensdulden, was wir zu tragen hatten, nicht mehr als auch die Qual des alten Volkes, aber just ebensoviel, ebenso schwer und ebenso furchtbar. Aber waren wir nicht weniger wehleidig? Machten wir nicht weniger Wesens daraus? Es soll noch geschehen. Wir wollen hernach, in den friedlichen Jahren, ein Wesens daraus machen, zum ewigen Gedenken und zur Erbauung und Besinnung behaglicherer Menschheit. Wir wollen unsere Bibel noch in Demut und Bescheidenheit erst schreiben, nicht eine prunkende Geschichte aus dem Ärmel geschüttelter Siege. Denn diese Schwere überlebter Zeit ist ja unser Christenstolz, unser Inhalt, unser Geschmack am Leben, unser ganzes Erlebnis. Unsern Sieg wollen wir nur feiern, weil er uns instand setzt, unsere Bibel zu schreiben, unsere Psalmen zu sammeln, unsere Choräle zu erheben. Denn der Sieger schreibt die Geschichte. Und er ward erwählt zu siegen, weil er der Menschheit der bessere Lehrer über Art und Preis der Siege sein wird, über Elend, Bedenken, Selbstzucht, Demut, Verlassenheit, Todesfurcht und Todesfreude als ihren Voraussetzungen! Und so wollen wir denn unsern Sieg feiern in einer alltäglichen soldatischen Sprache und Art.

Die Geschichte wird über die Feldwachenschlacht am Isonzo die schwerstgefalteten Schleier des Mythos hängen. Als die italienischen Brigaden in die Berge westlich des Isonzo gekommen waren, war ihnen ein plötzliches Halt geboten. Ihr Aufmarsch dauerte lange, obwohl ihnen ein durchaus überlegenes Netz von Straßen und Wegen zur Verfügung stand. Er war nervös, aufgeregt, überwach, und dann wieder einmal grenzenlos vernachlässigt, in einem richtigen Detail falsch kalkuliert, verpfuscht oder von einem Unterkommandanten verschlafen und veramüsiert. Diese italienischen Unterkommandanten sind einer der Krebsschäden des italienischen Heeres, von dem man weder als feig, noch als minder gerüstet oder grundlegend schlecht geführt sprechen kann. Die Figur des italienischen Gefangenen war stets günstig, von seiner auffallenden körperlichen Zartheit abgesehen, die ihn denn auch unsicher machte, ihn den Bajonettkampf meiden oder sich inmitten des Handgemenges verhältnismäßig verlegen und unentschieden benehmen ließ. Er schimpfte dann maßlos und in endlosen Tiraden, sprang

in Übermacht auf einen Gegner los, zauderte im übrigen, wie man es bei Kinderspielen und Bubenschlachten gewahren kann, wo keiner in der Ungewohntheit und dem Ekel vor körperlicher Berührung angreifen will, und rannte schreiend davon, sich Kappe, Gewehres, ja sogar Überschwungs entledigend; wenn er es nicht vorzog, lächelnd, oft burschikos, oft verschreckt äugend die Hände hochzuhalten. Im Infanteriefeuer, muß man sagen, ging er tapfer auch bei großen Verlusten vor. Das Bajonett, den Kolben, die Faust, wenn man ganz psychologisch sein will aber: das Auge des Gegners fürchtete er. Er war im mechanischen Kampfe tüchtiger, wie es seinem Naturell, das sich leicht gräbt modelliert chauffiert, entspricht, als im Kampfe Mann an Mann. Ähnliches hat man auch an den außerordentlich wilden und buchstäblich blutgierigen Serben beobachtet. Der „wilde" Soldat fürchtet am meisten die Intelligenz, das feindliche Auge als Machtkünder. In dieser Beziehung ist auch der sonst so anmutige und geschickte Italiener wild; im Gegensatze zum etwa deutschen Soldaten, der als frech, unimponiert und im Gefecht göttlich selbständig erscheint — Züge, die von Deutschmeistern hier festgehalten sind — und dessen überlegene Intelligenzwut auf den Gegner geradezu panikverbreitend wirkt. Das geistig vornehme Gesicht deutscher Truppen, mit ausgebildeterer Denkkraft und Strenge statt Wildheit in den Linien, entnervt den nahen Gegner. Die Haltung der italienischen Angreifer war denn auch sofort geändert, wenn Alpini eingesetzt waren. Es ging ruhiger, systematischer und mit plötzlich und dann alles einsetzender Energie zu. Die Bersaglieri entpuppten sich als maßlose Brüller; sie waren körperlich schön und kräftig, kriegerisch und wirksam angezogen, aber ihre physischen Eigenschaften blieben, wenn sie nicht bis nahe vor Volltrunkenheit besoffen waren, die gleichen minderwertigen wie jene der gewöhnlichen Infanterie. Von dieser unterschieden sich als die untüchtigeren wieder jene Regimenter, die der Brigade Napoli angehörten. Es war Mißwachs, eine schlimme Sorte, gemein, überläuferisch, schwächlich und verlogen. Jeder, den man fing, beteuerte, er habe gerade in diesem Augenblicke desertieren wollen. Die Angst schlotterte an ihnen und sie begannen unaufgefordert Buße zu tun, befetzten Sonnino, Salandra, d'Annunzio, schworen Krieg und König ab und taten schrecklich verhungert. Gleichwohl ist Mangel an Tapferkeit nicht das Hauptmerkmal des Italieners, und nicht ihm sind die seltsamen, geradezu unverständlichen Mißerfolge einer mehrfachen Übermacht zulasten zu legen. Die Offiziere sind durchwegs tollkühn und ehrgeizig. Ein gefangener Leutnant weinte vor Scham; er beteuerte, seine Leute hätten nicht weitergewollt und die Waffen fortgeworfen. Die Offiziere gehen stets der feindlichen Schwarmlinie voraus, was wohl auch nötig ist, denn verräterisches Rufen und Pfeifen, Zurechtweisungen, Anfeuerungen melden nicht nur

automatisch den Angriff — nur die Alpini benehmen sich feldmäßig — sondern zeigen auch die innere Haltlosigkeit der Angriffsenergie, des Planes, des Willens und des Könnens an. Die italienische Infanterie ist zwar also nicht feige, wie man nach den ersten Paniken feuer-ungewohnter Truppen gemeint hat, wohl aber untüchtig.

Beppo, Beppo! Vieni qua! Avanti! Coraggio! Diese Rufereien gehen regelmäßig einem angesetzten Infanterieangriff voraus. Ist der Angriff abgeschlagen, steckengeblieben, im Feuer verendet, dann hört man im Gestein den Galopp wahnsinnig Flüchtender, die wohl ihre führenden Offiziere verloren haben, und hinter ihnen drein erschallen gepeinigte, markerschütternde Schreie, langgezogenes Heulen und Betteln: mamma mia! madre mia! Ajuto, ajuto! Italienische Vokabeln singen durch die dunkelblaue Isonzonacht, schön, herzergreifend, dämonisch, Worte des Sinnes: entsetzlich! unerträglich teuflisch! Die gleichen Ausbrüche entlockt ihnen das Feuer zielsicherer Artillerie. Sie lachen sorglos, sie steigen auf die Böschung, sie haranguieren, wenn es daneben geht. Der erste Treffer blädbert sie auseinander, ganze Züge und Kompanien strömen aus einem Loch, einem Schützengraben, wo ein haushoher Geiser schwarzer Erd- und Gesteinsstrahlen Wirkung verrät.

Was also ist wohl die wirkliche faule Stelle am Körper des italienischen Heeres? Das sind die Unterkommandanten. Sie sind bravurös und ehrgeizig, aber sie sind untüchtig, genußsüchtig, fahrlässig. Ein fleißiger Artilleriebeobachter beobachtet eines Tages ihrer eine Schar in einem Hause, aus dem Rauch aufsteigt. Jeden Abend um sechs beginnt dort der Schlot zu qualmen; es ist ein Bahnhofsgebäude. Ist es eine Offiziersmenage? Und nun stehen sie eines Nachmittags nach dem Mittagsschläfchen vor der Tür, rauchen, lachen, schwatzen, setzen Ferngläser an und ab und unterhalten sich über unsere Stellungen. Man sieht sie im Scheren-Fernrohr zappeln. Der Artillerieaufklärer beginnt in die Phonkassette zu mahnen, er zirkuliert und lokalisiert die amüsierte Gesellschaft auf einen Buchstaben in der Landkarte aus: „Drei Millimeter knapp nordöstlich vom oberen Rande des a im Worte P . . . . . .“ — Zehn Minuten später girrt, trillert, karriolt anschwellend bis zu einem beinschneidenden Sirenenlaut ein „Stellwagen“, wie Deutschmeister das schwere Mörsergeschoß nennen, im Kilometersprung auf den Bahnhof herab. Es ist zu spät, noch weit davonzulaufen. Die Herren hauen sich hin. Ein dumpfer Fall, Erdspritzer, ein dickes, metallisches Klingen, dann ein Gelächter aus dem Bauch der Karstfelsen, kein Getöse, nur ein grauenhaftes, robustes Knirschen und eine meilenweit verspürte Erschütterung; wie ein grauschwarzer Schwamm schwillt es unendlich empor, Explosionen balgen Klötze im Feuerwirbel, zu Kegeln aufschießende Weißglutpunkte treten unkenntliche Stümpfe in

den Weltraum hinaus, die erst nach Sekunden, ja Minuten niederfallen werden. Die Herren sind fort; einer verschwindet um die Ecke. Andere brachen, die Hand vorm Gesicht, in den Rücken; einer stützt sterbend die heile Hand auf, während im blutschwarzen Brei seiner Oberschenkel ein riesiges heißgeschwungenes Sprengstück verzischt. Der Stab einer Brigade, einer Division vielleicht ist dezimiert.

Die Berichte der italienischen Unterkommandanten, streberischer oder furchtsamer Leute, die Mißerfolge umredigieren wollen, sind stets ungenau, ja verlogen. Die Heerführung, auch die Berichterstattung Cadornas erscheinen falsch eingeschätzt. Die Führung ist mehr gründlich als findig, sie macht einen schwerfälligen, ehrlich bemühten, soldatischen Eindruck. Die Anordnungen, wie man sie entlang einer Linie, auf der zwanzig feindliche Divisionen massiert sind, übersichtlich verfolgen kann, zeigen stets ernsthafte Erwägung, Entschluß, Vorarbeit und summarische Unterstützung, aber nie ein eigentlich geniales Manöver. Die Berichterstattung, die nach rückwärts laufend und instanzenweise stets ins Optimistische anschwellend, sich bemüht, sachlich und geographisch aufrichtig zu sein, färbt in der Berechnung, daß der Gefechtsbericht der kleineren Einheit aus der Front stets egozentrisch, schwarzseherisch, stimmungsmäßig belastet sein muß, jede widrige Tatsache ins Harmlose, ein Akt, dem das Bewußtsein der geborgenen Kraft inmitten noch unverbrauchter Reserven entgegenkommt; und vergröbert unter dem Gesichtspunkt, daß eine kleine poetische und stimmungmachende Steigerung, eine Korrektur vom Relativen ins Absolute die Wahrheit eines verhältnismäßig so kleinen Vorgangs, wie es ein einzelnes Frontgefecht ist, nicht trübt, die oft unwägbare Feinheit und Delikatesse eines Vorteils über den Feind. Wenn aber bereits der Kleingefechtsbericht aus der Front übertreibt, sei es aus Ehrgeiz, sei es aus Angst, zu mißfallen, so ist daraus, bis er zum obersten Generalstab gelangt, ein Fehler von mächtigem Ausschlagswinkel geworden. Auf diese Weise entstehen die berühmten, von Irrtümern starrenden Schlachtenberichte Cadornas, das Gelächter der Männer an der Front, die mit Staunen und Genuß die phantasievollen Angaben ihrer angeblichen Niederlagen lesen. Man kann nicht annehmen, daß diese Cadornaschen Verbildungen der Wahrheit Absicht oder nur Bewußtheit sind. Sie sind durch die elende und unsoldatische Mogelei der Kreaturen entstanden, der kleineren Kommandanten, die vielleicht einige Begabung zu Parfüms und zu d'annunzianischem Stil, aber keinerlei soldatische Ehrlichkeit und Strenge besitzen können.

Eines Tages waren von uns in der Nähe eines Ortes — und es liegt schließlich alles in der Nähe eines Ortes — ein paar provisorische Feldwachstellungen geräumt worden, die den Zweck hatten, den rückwärtigen Ausbau eigentlicher Stellungen zu sichern. Es war nichts zurückgelassen

worden als die Spuren kräftiger menschlicher Verdauung und höchstens einige in den Lehm verstampfte Patronen. Nach vier Tagen erschien der berühmte Cadornasche Bericht, der die Einnahme der beiden Dörfer Z. und Z. und einer Menge von Beute, darunter ein Maschinengewehr, meldete. Er wurde von unseren Leuten, die gemütlich ein Dutzend der gerade damals ganz ungefährlichen Angriffe auf die Stellung abgeschlagen hatten, mit Hurra! begrüßt. Was war geschehn? Vermutlich hatte eine Patrouille die Löcher (Graben waren sie nicht zu nennen) leer gefunden; die Löcher wurden besetzt. Der Kommandant der Kompanie, dessen Zug diesen „Vorstoß" gewann, machte sich großartig und gab die Parole einer Eroberung meldungsweise nach rückwärts; vermutlich hatte er sich auf die Aussagen seines Leutnants oder Unteroffiziers verlassen und war nie selbst nach vorn gegangen, hatte die Sache verschlafen oder mit Kameraden verspielt.

Der Kommandant des Bataillons, des Regiments, der Brigade, der Division, des Korps, der Armee hatten noch weniger Anlaß, dies zu tun. Sie mußten d'Annunzios zeitraubende Kriegsgesänge auswendig lernen. Als der Bericht, der wohl mit der schon einer Aufschneiderei gleichkommenden Meldung zu leben anfing: „Wir haben bei Z. zwei feindliche Gräben besetzt und zurückgelassene Beute vorgefunden!" – als dieser Bericht endlich zu Cadorna kam, war er wie eine Lawine angeschwollen. Bei Z., das heißt wohl die Stellungen von Z. Die Stellungen von Z., das hieß wohl das Dorf Z. selbst. Nachgesehen auf der Karte. Stimmt. Kolossale Sache, gelinde gesprochen ein Sieg, ein strategischer Vorteil? Beute? Was einer gerne wünscht, das glaubt er bald. So wurde von ganz Italien träumerisch an unser Maschinengewehr geglaubt. In Wahrheit: Wir hatten gar keins gehabt. Das nächste Maschinengewehr stand 2000 Schritt vom Fleck.

So vollzog sich denn der Aufmarsch der italienischen Brigaden. Vielmehr, er vollzog sich nicht. Es wurde hin- und hergeschoben, vorgestoßen, zurückgenommen, abgelöst, die abgelösten Brigaden, die sich an einem Orte nicht bewährt hatten, wurden am anderen Orte eingesetzt, die eigenen Kräfte und die des Gegners wurden probiert; es war im Grunde eine recht emsige und geschäftige Arbeit, wir spürten zahlreiche und oft frische Ideen gegen uns arbeiten, aber diese Ideen waren immer banal, ein schlichter Artillerie-Aufklärer, der ein bißchen mehr überblickte, als man gewöhnlich in der Schwarmlinie merkt, und im übrigen fleißig war, konnte jedes Unternehmen an seinem Beginne, jede Falle an ihrer Straßenschlinge, jedes Manöver an seiner artilleristischen Schattierung und Abweichung sofort berechnen. Er hörte in einer Nacht fideles Schreien, Karrengeräusch, Rasseln von Metall, Befehle, Singen; er legte sich mit Aug und Ohr auf die Lauer

und paßte scharf auf; verfolgte ein scheinbar einsames Wassertragtier auf seinem wiederholten Wege; nahm einen Schwarm brottragender Männer ins Scherenfernrohr; erwischte einen spähenden Offizier, der im Busch steckte und unsichtbar gewesen wäre, wenn nicht die Sonne sich im Brennpunkt seines Binokels gefangen und im Umkreis von Kilometern alle Aufmerksamkeit auf diesen übertrieben gleißenden Punkt gelenkt hätte. Der Aufklärer, der dort einen italienischen Konkurrenten, eine Beobachtungsstation witterte, ließ eine Haubitze schießen und folgte gespannt bis zum Endziel, dem die Vertriebenen zustrebten, bis zu den Unterkünften. Am dritten Tage setzte er sich mit mehreren Batterien in Verbindung. Er grenzte seinen Ort ab, zwischen dem Walde, nördlich der Kote soundso in der Tiefenlinie östlich vom einzelstehenden Haus des Dorfes T. Sprengpunkt, Distanz, Seitenverschiebung: die Batterien schossen, er korrigierte fieberhaft, einige Schüsse, dann waren sie drin. Eine 15 cm-Granate saß. Nach einigen Sekunden quollen schwarze Massen von Fußgängern aus Niederung und Wald. Kavallerie saß auf und jagte davon. Train blieb stehen, Radfahrer radelten wie verrückt über den weißen Streifen Straße, der von uns aus eingesehen war. Das Auto des Brigadiers plumpste über Ackerboden und fuhr in die tollgewordene Infanterie hinein. Eine Brigade war ausgehoben worden. In der Nacht störten unsere Haubitzen, die sich eingeschossen hatten, die Bergungsarbeit des zurückgelassenen Materials.

Und warum kamen die Brigaden des Gegners nicht vom Flecke? Warum dauern ihr Aufmarsch, ihre Proben, Versuche nun schon seit sovielen Monaten, ohne daß es zu einer Ganzoffensive gekommen wäre? Welche mächtigen österreichischen Heere in welchen mächtigen Verschanzungen haben der gesamten Volkskraft Italiens die Stirn geboten? Wir lächeln nur. Noch ist es nicht Zeit, mit unseren Ansprüchen an Kriegsruhm hervorzutreten und die ganze fast übernatürliche Wahrheit laut werden zu lassen. Nur sovieles darf verraten werden: Die Heere, die den italienischen Brigaden Halt geboten, waren: österreichische Feldwachen. In Feldwachen aufgeteilte einige Bataillone, Brigaden, Divisionen hielten eine Linie, von der man sie beim ersten, absolut nicht mehr erträglichen Ansturm in eine glänzend und luxuriös ausgestaltete Stellung zurücknehmen sollte. Das war die große Rechnung, durch die der Italiener einen Strich machte. Er hatte kein Mitleid mit uns, er wollte uns aus unserem ganz stellungslosen Vorstellungsgebiet absolut nicht in unsere schönen wahren Stellungen nach rückwärts lassen. Regimenter, Brigaden splitterten an den trotzigen Klümpchen unserer Feldwachen, die derart monatelang die Offensive an das Westufer des Isonzo bannten — auch wo ihr am Ostufer ein Blick ins verheißene Land gegönnt war. Heute ist das anders und es ist zu spät. Heute haben sich die rührigen Feldwachen schon zu Stellungen ausgewachsen.

Stilbemerkungen zu moderner Kunst

von Adolf Behne

In einem besonderen Zimmer sind bei Cassirer die Zeichnungen zusammengestellt, die Liebermann nach seiner Familie gemacht hat, Zeichnungen, die bestimmt nicht die gleichgültigsten für den Künstler waren. Was in ihnen zunächst als zufällig erscheinen könnte, fällt schließlich bei ständiger Wiederholung als etwas Bedeutungsvolles notwendig auf, daß nämlich fast ausnahmslos die Dargestellten mit einer Arbeit beschäftigt sind: sie lesen, schreiben, nähen; und wenn sie das nicht tun, so schlafen oder träumen sie. In beiden Fällen ist für den porträtierenden Künstler das Objekt in sich gesammelt, es hat seine Beziehungen zur Außenwelt aufgehoben, ist isoliert. (Für den, der die Ausstellung nicht gesehen hat, läßt sich diese Beobachtung leicht nachprüfen in dem authentischen Liebermann-Buche Erich Hanckes im Verlage Bruno Cassirer, Berlin 1914, das viele Zeichnungen reproduziert.) — Ich glaube, daß sich von dieser Wurzel aus die doch nicht selbstverständliche Tatsache erklärt, daß der in kaufmännisch-vornehmen, jüdisch-aristokratischen Verhältnissen aufgewachsene Liebermann zum Maler von Schustern, Netzflickerinnen, Flachsspinnerinnen, Kartoffelbuddlern wurde. Das kann man nicht mit dem Hinweise auf die Verehrung des jungen Liebermann für Millet und erst recht nicht als „soziale Tendenz" abtun. Für den Künstler sind stets nur künstlerische Motive entscheidend, Dinge, die seinen Formungswillen angehen. Alle anderen Erklärungen gleiten auf der Oberfläche. (Überdies: weshalb verehrte denn Liebermann Millet?) Wenn wir aber erkennen, daß Liebermanns Kunstgefühl Wesen bevorzugt, die in sich beschäftigt sind, die nicht ausgreifend in Verbindung stehen mit der Umwelt oder mit anderen als Gegenspieler wirkenden Wesen, so können wir verstehen, weshalb die in ihrer Arbeit am Schustertisch, am Spinnrad, beim Graben abgeschlossenen Personen ihm besonders willkommen wurden.

Liebermann sieht Menschen und Dinge scharf und klar, aber er liebt es nicht, wenn sie seinen Blick erwidern. Es ist nicht das Ausstrahlende der Dinge, das Liebermann interessiert, sondern ihr Leib, die Grenzen, die Wandungen, auf die der Blick von außen trifft, der abschließende Körper. Das Eigenleben der Personen und Dinge, die er zeichnet, bringt er im Moment zum Stillstand (die Kutsche!), nicht die Dinge sollen sprechen, sondern Liebermann.

Nicht im geringsten denke ich daran, diese Besonderheit der Liebermannschen Zeichnungen als ein Nichtkönnen zu interpretieren. So plumpes Urteilen ist abzuweisen, gleichviel ob es sich um primitive Kunst der Trecen-

tisten, um Expressionismus oder um Liebermann handelt. Selbstverständlich ist ein Künstler, der so außerordentliche Beweise eines seltenen Könnens gibt wie Liebermann, technisch befähigt, auch offen in die Welt schauende Menschen zu zeichnen, wofür es übrigens auch das eine oder andere Beispiel gibt. Es handelt sich um Dinge des Wollens, nicht des Könnens. Beides ist für den Künstler untrennbar. Der Künstler, und überhaupt der Mensch, kann unter allen Umständen das, was er will — was freilich etwas anderes ist, als was er möchte —, so wie das Gehen selbstverständlich ist, wenn der Wille da ist, es zu tun.

Auch darauf kommt es mir nicht an, alle Dinge unter einen Hut zu bringen. Der Mensch ist keine Maschine. Es gilt nur, die wesentlichen, die entscheidenden Züge zu erkennen, das sind die einheitlich zusammenklingenden, jene, die von selbst eine Einheit geben. Jede von außen, unter irgendeinem „Gesichtspunkt" herangebrachte Einheit ist eine Fälschung. So bedeutet es keinen Fehler, wenn einzelne Schöpfungen Liebermanns nicht eine unbedingte Bestätigung meiner Darstellung geben. Nur das möchte ich ausdrücklich hervorheben, daß Werke wie die „Judengassen", wie der „Pferdeknecht am Meere" keinen Widerspruch zu dem oben Gesagten bilden. Auch das Gewimmel der Judengasse und ähnlicher Themen rotiert in sich, von festen Wandungen eingeschlossen, ist mehr passiv als aktiv. Und der Pferdeknecht, bei dem man wohl von einer ausgreifenden, Kraft gegen Kraft arbeitenden Bewegung — wenngleich nicht mit einem Menschen — sprechen muß, ist doch mit dem Tier sofort wieder isoliert; als Silhouette stehen sie vor der Fläche des Meeres. — „Simson und Delila": wohl eine menschliche Handlung zwischen Spieler und Gegenspieler, aber der Mann ist leblos im Schlaf.

Mit unserer ersten Beobachtung geht eine zweite zusammen: Liebermann stellt Personen und Dinge mit auffallender Häufigkeit von hinten dar. Ich erinnere an den Bauern mit der Kuh, den Karren in den Dünen und verweise auf die Staffagefiguren seiner Zeichnungen, bei denen dieser Zug stets wiederkehrt. Auch seine Tochter, reitend, zeichnet er so. Er läßt also die Dinge nicht gern auf sich zukommen; erst wenn sie abgeschlossen sind, wenn sie sich in Ort und Zeit entfernen, beginnen die Vorgänge ihn zu interessieren. Von hier aus verstehe ich den Stil Liebermanns, den er selbst ausgezeichnet charakterisiert hat in dem vielzitierten Satz: „Zeichnen ist die Kunst, wegzulassen." Liebermanns Zeichnungen gehen nicht aus einer Keimzelle hervor, die aus eigener expansiver Kraft nach einem vorausbestimmten Plane sich mehrt und ausbaut, sondern lassen sich von dem Fertigen, Rückwärtigen anregen. Es läßt sich auf den Zeichnungen ganz deutlich erkennen, wie ein Strich, ein Fleck, eine Lücke, ein zurückgelegtes Stück das nächste Schritt für Schritt zur Auswahl nahelegt. Auch der

Stil ist also von der Neigung, anzuknüpfen an das „Passé", bestimmt. „Ich denke nie ans Malen, außer wenn ich ein fertiges Motiv erblicke." (Hancke S. 480.) Nicht aus einer vorausgeschauten Idee entfalten sich die Mittel, sondern sie bedingen sich in ihrer eigenen Sphäre, eines das andere. Eine Liebermannsche Zeichnung ist ein sich fortwirkendes Gewebe von Strichen, bei dem an einen Faden verschiedene neue angeknüpft werden können. Den geeignetsten auszuwählen ist für den Künstler eine Sache des Taktes und des Geschmackes — Eigenschaften, an denen es Liebermann nicht mangelt. Weil es nun hierbei im wesentlichen darauf ankommt, unter mehreren Möglichkeiten die störende, fremde auszuschließen, so enthält Liebermanns oben zitierter Satz tatsächlich eine vortreffliche Selbstcharakteristik.

Ein Künstler mit diesen Grundneigungen muß in den Voraussetzungen und Möglichkeiten der Perspektive die gegebene Ausdrucks- und Darstellungsweise erkennen. Auch hier sage ich: nicht weil die Perspektive „richtig" ist oder weil sie einfach und bequem ist, bedient sich Liebermann ihrer Mittel, sondern weil sie das ermöglicht, was er will, weil das System der Perspektive einschließt einen Standpunkt außerhalb der Dinge, genauer: hinter den Dingen, örtlich eine relative Abgeschlossenheit in sich, zeitlich Vergangenheit. Ich erinnere hier an die große Rolle, die unter Liebermanns Bildern Alleen, Reihungen gleichartiger Dinge in die Tiefe haben.

Wer perspektivisch sieht, richtet das Auge auf einen Punkt und sieht die Ränder des Sehfeldes unscharf. Das Objekt entzieht sich zu den Seiten der Beobachtung; es geht zwar in Wirklichkeit allseitig ins Unendliche fort, ist aber für den festgelegten Blick nicht weiter da. Keine bestimmte Grenze schneidet es ab, es erblindet an den Seiten. Und so sind notwendig auch die Ränder Liebermannscher Zeichnungen: kein Rahmen umschließt sie, sie hören auf, ausgezackt, unregelmäßig; allmählich gehen sie in ein Nichts über. Die *Bilder* Liebermanns können das nach der Konvention nicht, sie müssen den Rahmen füllen, müssen betont umgrenzt sein — obwohl in einigen seiner besten Malereien Liebermann sich entschloß, an den Seiten aufzuhören, sobald ihn das Nächste nicht mehr interessierte. Es liegt in der Natur der Dinge, daß Liebermann seine Gemälde nur abschließen kann, indem er die dargestellten Menschen und Dinge kurzerhand isoliert, abreißt, heraustrennt. Ich sagte schon: die Objekte gehen ja in Wirklichkeit allseitig weiter in das Unendliche; was Liebermann gibt, ist stets dem Wesen nach ein Ausschnitt. Wie dieser Ausschnitt durch den isolierenden Rahmen zu führen ist, ist wieder Sache des Geschmackes, den Liebermann an den Japanern und an Degas schärfte. Die Komposition eines Liebermannschen Bildes ist also grundsätzlich wieder ein „Weglassen" dessen, was für die Hauptsache entbehrlich, nicht notwendig ist.

Das Unscharfe der Ränder fällt dem harmlosen Auge nicht weiter auf im Himmel und zu den Seiten, wohl aber am unteren Rande — beim Vordergrunde. Liebermann muß hier ganz logisch mit einem „Aufhören" anfangen. Über diesen Zwiespalt ist er selten hinweggekommen. Selbst ein so enthusiastischer Verehrer seiner Kunst wie Hancke tadelt den Vordergrund am „Altmännerhaus", an der „Bleiche", dem „Biergarten", der „Flachsscheuer", der „Allee von Overveen" — Werken, die sonst zu den glücklichsten Liebermanns rechnen.

Daß Liebermann durch seine Vordergründe zur Kritik Anlaß gibt, hängt mit seiner ganzen Kunstauffassung eng zusammen. So seltsam es zunächst klingen mag: der Künstler, der in der Perspektive seine Sprache findet, wird niemals des Vordergrundes völlig Herr werden. Wir erinnern uns, daß Perspektive einschließt einen Standpunkt außerhalb der Dinge. Zwischen dem Auge und dem Objekt ist ein Graben. Es ist ein vielleicht verbreiteter, aber völlig irriger Glaube, daß das System der Perspektive einen natürlichen unendlichen Rhythmus gebe. Nein, die Perspektive gibt kein Band zwischen hüben und drüben, hat vielmehr nur einseitige Geltung. Sie fängt an einem bestimmten Punkte vor mir an, nicht mit mir selbst. Ich bin außerhalb der Perspektive.

Es gibt für diese Behauptung einen einfachen, tatsächlichen Beweis, der überzeugender sein dürfte als lange Theorie. Wer mit der Bahn durch eine schnurgerade Straße fährt, achte einmal vom Hinterperron aus auf den Rhythmus der Straßenlaternen. Er wird bemerken, daß wohl die letzten, hintersten sich zu einer Kette reihen, daß aber die zuletzt passierte, die nächste, außer jedem Verhältnis zu den anderen steht. Das rhythmisch-perspektivische Bild fängt erst — hinter dem Vordergrunde an. Und genau gilt das auch vom Liebermannschen Gemälde: erst an einer bestimmten Stelle innerhalb des Bildes fassen die Dinge und die Personen sozusagen Tritt. Die Perspektive gebraucht ein Sprungbrett.

Wie sehr Liebermann repräsentativ ist für die Kunst seiner Generation, lehrt die Betrachtung der Thomaschen Zeichnungen bei Gurlitt. Das gleichzeitige Nebeneinander beider Ausstellungen ist außerordentlich wertvoll. Wir erkennen, daß alles das, was an einem Bilde zunächst wirkt — Gegenstand, Stimmung, Stoff — für die geistige Struktur nicht entscheidend ist. In allem Stimmungsmäßigen (im weitesten Umfang) könnten Liebermann und Thoma als Gegensätze gelten. Richten wir jedoch unseren Blick auf die Bauart ihrer Bilder, so werden wir entscheidende Züge bei beiden ganz ähnlich finden, in der Art, wie sie ihre Bilder organisieren. Und dann kommen wir notwendig zu der Überzeugung, daß es eine typische, überpersönliche Kunstauffassung der Epoche Lieber-

mann: Thoma gibt, der wiederum eine typische Geistesverfassung allgemeiner Gültigkeit zugrunde liegen muß. Auf die historische Untersuchung, wie die Epoche genauer zu umgrenzen sei, namentlich gegen ihren Beginn, wollen wir hier nicht eingehen.

Eine ganz deutliche Übereinstimmung ist bei beiden Künstlern das Versagen im Vordergrunde. Fast ausnahmslos weisen Thomas Blätter eine weite leere Fläche im Vordergrunde auf; auch für ihn beginnt das Bild erst an einer bestimmten Stelle innerhalb des Bildes. Und auch er ist, wie Liebermann, ganz wesentlich abhängig vom „Passé!" Es fügt auch Thoma nicht nach einer vorausgeschauten, rückwärts bestimmenden Idee planmäßig die Organe, schreibt nicht nieder, was schon fertig im Geiste ruht, entfaltet nicht aus dem Ganzen die Teile — lies, was Jakob von Uexküll über das Wachsen der Keimzelle in ein vorausbestimmtes Ziel hinein sagt — sondern läßt sich anregen von dem, was hinter ihm liegt, was bereits materiell gegeben ist. Lobt man den unleugbaren Geschmack in Thomas Zeichnungen, so trifft man gerade diese Eigenschaft seines Geistes. Man verfolge nur, wie eine Landschaft Thomas angelegt ist. Zunächst schieben sich von den Rändern her Abschnitte gegen das Innere, ein Hügelrücken, ein Weg, ein Baum, eine Landzunge, ein Haus, eine Wasserfläche; weitere Abschnitte schließen sich an. Die gegebene Fläche wird nach den Anweisungen des Geschmackes sozusagen „parzelliert". Daß hierbei nicht ein ballender, zwingender Wille sein Ziel verfolgt, sondern das nächste Stück, die nächste Linie, die nächste Fläche sich an der rückliegenden, zuvor gezeichneten anregen läßt, das eben ist das Entscheidende. Nach dem, was ich bei Liebermann sagte, dürfte es verständlich sein, wenn ich Liebermanns Satz vom „Weglassen" als auch für Thoma geltend ausspreche.

Ich sage zusammenfassend: Thoma zerlegt die gegebene Fläche, er grenzt sie in einzelne Teile ab, teilt sie ein, zerkleinert sie. Und damit stoßen wir auf ein Charakteristikum, das Geltung hat für die allgemeine Kunstauffassung der Zeit. Das im einzelnen auszuführen sei einer anderen Arbeit überlassen. Aber ich nenne wenigstens ein Beispiel der Architektur: Messel — und noch deutlicher vielleicht: Peter Behrens. Man kann sich die zwingende Kraft gleicher Geistesverfassung auf alles Bildnerische kaum besser vergegenwärtigen, als wenn man die Säulenfront der Petersburger Botschaft mit Liebermanns „Schulgang in Laren" vergleicht. Klassizist hier, Naturalist dort, Monumentalität — Impressionismus, das alles ist untergeordnet dem gemeinsamen Zeitstil: Abgrenzen und Einteilen. Die Phrase von dem Auseinanderfallen des neunzehnten Jahrhunderts in konträre Stile zur gleichen Zeit ist nur möglich, wenn man den Blick auf der Oberfläche läßt.

Freilich, trotz stärkster Gemeinsamkeit bestehen Unterschiede der Individuen. Auch dafür ist die Gegenüberstellung Liebermann—Thoma lehrreich. Liebermann stellt resolut eine Sache in den Mittelpunkt. Seine Schwierigkeiten beginnen, je näher er dem Rande kommt. Thoma stößt von den Rändern her zur Mitte. Seine Schwierigkeit ist, ob er in der Mitte noch Kraft genug besitzen wird, ob die Mitte noch Leben erhält. Es drückt sich darin aus, was auch sonst die Zeichnungen bestätigen, daß Liebermann sachlich ist, Thoma geschmackvoll. Das Gemeinsame steht unsichtbar darüber.

Im „Sturm" fanden wir Zeichnungen und Gemälde der Jacoba van Heemskerck.

Diese Bilder sind nicht perspektivisch. Das bedeutet: der Künstler steht nicht außerhalb der Dinge. Es ist kein Hüben und Drüben in der Bildauffassung, keine Distanz zwischen Standpunkt und Ferne. Infolgedessen erhält die Fläche eine elementare Bedeutung, wird nicht in Schichten größerer oder geringerer Nähe verbogen und zerlegt. Die Fläche bleibt eine Einheit — und einheitlich, gleichzeitig wird sie lebendig, ein Wasserspiegel, der mit eins in Bewegung übergeht. Es sind nicht die Stellungs-Unterschiede zwischen den Dingen, nicht ihr „Vor" oder „Zurück", auf die der Künstler ausgeht, sondern die Dinge selbst. Diese Kunst verwendet keines ihrer Mittel darauf, plausibel zu machen, daß dieser Baum vorn, jener Berg weit hinten ist. Denn alle Dinge sind ihr gleich nahe. In diesen Bildern steckt eine große Liebe zu den Dingen und Wesen. Kühle Beobachtung ist nicht ihre Sache. Keineswegs, weil sie aus einem Nicht-Können ihrer nicht fähig wäre, sondern weil sie einem anderen Impulse, einem wirklichen *Impulse*, folgt: der Liebe. Die Beobachtung trennt sich vorteilhaft von den Dingen, stellt sich über sie, hat überhaupt einen festen, bestimmten Standpunkt. Die Liebe stellt sich mitten hinein in die Dinge, läßt sie einen Kreis um sich schließen und ist nicht überlegen genug, auf einem Flecke stehen zu bleiben. „Beobachtung" und „Liebe" — das sind die großen Gegensätze — Gerechtigkeit und Gnade nennt sie Strindberg.

Der kubistische Künstler — denn Kubismus nennt man mit einem sehr äußerlichen Schlagworte diese Auffassung — liebt die Dinge nicht aus Sentimentalität und nicht so sehr aus Freude an ihrer Erscheinung, sondern weil sie alle, ausnahmslos, geboren sind aus der anbetungswürdigen Unendlichkeit der Welt. Sie alle haben teil am Kosmischen. Kein Ding ist für sich voller Sinn. Der Kosmos, das Vorhandensein des Ganzen, ist Voraussetzung. Die Dinge stehen für etwas, das hinter ihnen als herrliche Kraft glüht. Sie leiten weiter! Es gibt also für den kubistischen Künstler nicht Gegenstände. Gegenstände sind isolierte, begrifflich fixierte

Einzelheiten; für ihn existieren nur Glieder. Und diese greifen ineinander, bewegen sich und eines das andere.

Wie sie raumlos ist, ist diese Kunst auch zeitlos. Nicht ein isoliertes Stückchen Erde, von einem bestimmten Standpunkt aus, in einer bestimmten Stunde ist ihr Wollen, sondern die Schönheit, die Unendlichkeit, der Glanz der Welt.

Die kubistische Kunst will nicht das Abgeleitete, nicht das Bedingte, nicht das Wie, nicht die Erscheinung, nicht eine Deutung, sondern das Elementare, und vor allem: sie will. Sie strebt einem Ziele zu, das vor ihr steht wie eine Form, in die nur das Erz noch zu fließen braucht. Eine Zeichnung der Heemskerck ist nicht davon abhängig, wo die Künstlerin begonnen hat und welche Anregung die fortschreitende Arbeit gab; wo immer der Anfang war, und wenn selbst aus allen vier Ecken abwechselnd der Fortschritt kam, entstünde das Bild als Einheit, als Vollendung, raumlos und zeitlos.

Ist die Natur denn wirklich nur Spiel des Lichtes, Dämmer der Ferne, Schleier der Atmosphäre, Reflex und Abglanz? Ist sie nicht auch ein Glanz?! Und sind wir denn schon so erfüllt von ihrer Herrlichkeit und Größe, daß ihr Bild uns nur noch interessiert, wenn es unter tausend „Wenns" erscheint? Lohnt es nicht, ihr großes, reines, wunderbares Sein zu feiern? Ganze Wälder von „Wäldern" sind in einem Jahre Sezession gemalt worden; Jacoba van Heemskerck malt einen Baum. - Sie will nicht seine Erscheinung, nicht den Gegenstand, nicht den Begriff, der mit blutwenig Strich und Farbe genügend klar so gegeben ist, daß der Betrachter erkennt: es handelt sich tatsächlich um einen Baum, sondern sie will das Wunder: stehen, sich breiten, Blätter tragen, ausgreifen in den Raum, sich bewegen, ein Stück Welt sein.

Ein Stück Welt! Ist nicht die Welt Ordnung, Gesetz, unlösbare Verknüpfung aller Bewegung, aller Elemente? Ist es also nicht kurzsichtig, dem Kubismus Unnatur vorzuwerfen, weil er Ordnung, Gesetz und Verknüpfung ist? Er läßt die Dinge ineinandergreifen durch Wahl verwandter Elemente (die gelegentlich auch „Kuben" sind); so wird es möglich, statt der perspektivischen eine ideelle Tiefe zu geben, hinauszuweisen über das Einzelne.

Was dem Kubismus als geistige Kraft zugrunde liegt, ist eine Auffassung der Welt, die — wenn man sie gedanklich darstellt — für keinen Menschen etwas Lächerliches, etwas Unmögliches hat. Daß sie es in der Kunst, wie die Erfahrung lehrt, so leicht bekommt, hat seinen Grund darin, daß es nicht einem jeden gegeben ist, durch das Materielle — Farbe, Stoff, Erscheinung usw. — die geistige Grundkraft zu erkennen. Auch machen polemische Schlagworte die Atmosphäre trübe. Mit einem billigen

Gegensatz: Realismus — Dekoration hat das Problem nur sehr wenig zu tun. Realismus ist von Rechts wegen ein Mittel der Kunst, das auch der Kubismus gern benutzt. Gibt es realistischere Dinge als so vieles bei Chagall?, bei Essig? Und ich erinnere daran, daß Edgar Allan Poe in seinen unwirklichsten Erzählungen den Realismus bis zur wissenschaftlichen Trockenheit treibt.

Spieloper
von Oskar Bie

Eine Sehnsucht danach geht durch die Musik und die Anzeichen mehren sich. Gleichwohl fühlt der Ernst, nicht nur unserer Tage, einen gewissen Widerstand. Vielleicht widmen wir — unter der furchtbaren Gewitterwolke doch dieselben Menschen, die wir immer waren — dem Gegenstand einige Seiten, nicht zu laut und doch mit nachdrücklichem und unverwirrtem Ton.

Mitten in der tragischen Welle des Wagnertums kam diese Sehnsucht, in der tragischen Welle unserer Zeit mag sie wachsen. Reaktion ist der beste Dünger. Damals sproß es irgendwie im deutschen Gemüt: freundlich und einfach zu sein gegen die großen Tiraden und Affekte. Es ist die historische Stellung von Cornelius' „Barbier von Bagdad", auch von Götzens Bezähmter Widerspenstiger, von Urspruchs „Das Unmöglichste von Allem", selbst von Hugo Wolfs „Corregidor". Aber es war nicht positiv genug. Heute können wir positiver fühlen: die Kunst von der Nachahmung der pathetischen Selbstenthüllungen loszureißen, sie zu retten von der Gemeinschaft mit dieser grausamen Welt, sie auf eine Insel von seliger Freundschaft zu pflanzen, in der die Ideale eines feinen und leichten Spiels gepflegt werden.

Was ist denn Spieloper? Man ist sich gewiß nicht klar. Es ist nicht eine komische Oper oder eine mit Konversation oder eine mit Dialog und mit Schauspiel. Es ist eine Oper, die in sich und mit sich selbst spielt, die vor allen Dingen Musik macht und daran sich freut, die das dramatische Moment der Musik nicht vom Wort her, sondern vom Ton her anerkennt: musikalisches Spiel.

Der alte Unterschied der Seria und Buffa war weise. Die Seria erhöhte den Ausdruck, die Buffa verhüllte ihn. Jene benutzte die Musik, den leidenschaftlichen Akzent der Sprache zu übertreiben, diese: ihn zu ironisieren. Aber die Ironie war in dem Ernst der Musik an sich ent-

schuldigt. Das Elementare der Musikform überwand alles Persönliche, milderte es, verewigte es und machte jede Katastrophe zu einem Liedrefrain. Die Mission der Buffa war eine heitere Religion, die aus den rücksichtslosen Gesetzen der Musik verfuhr. Ihre heidnische Klassik beschämte jede schreiende Geste der Romantik. Sie war unendlich fein, weil sie über die Nachahmung und Unterstreichung der Wirklichkeit hinaus die Formel eines Expressionismus fand. Fassen wir sie so auf. Sie liegt in unserer Richtung. Sie ist ein hohes Symbol.

Aber sie war von der Rasse abhängig. Die karnevalistische Kultur des Südens befähigte zu solcher ornamentalen Umkehrung des Lebens. Der Südländer verstand sie, weil er sich ausschalten konnte. Der Nordländer, stets auf Wirklichkeit, Unmittelbarkeit, Nachahmung gestellt, belächelte sie, aber nahm sie nicht zu eigen. Höchstens auf Umwegen. Als Komödie der Oper, während sie doch so viel mehr ist. So ist Rossinis „Barbier" als einzig lebensfähige alte Buffooper bis in unsere Jahre geblieben. Weil man genug Spaß zu belachen und hübsche Melodien zu lieben hat. Die gewaltige Heiterkeit dieser Musik- und Lebenseinstellung ahnen wenige. Sie überlegen kaum, warum sie den Beaumarchais geschlagen hat. In dieser Oper gibt es nicht eine einzige Gefühlsunterstreichung, niemand singt expektorativ, das Orchester hat nur einmal und zwar an unpassendster Stelle (nach der Nasenkitzelei) eine Wendung von Schubertscher Empfindung. Die göttliche Commedia dell' Arte hält noch den Rahmen zusammen. Alles trifft sich, in Musik zu baden und Musik zu atmen und Musik zu sprechen, und das bißchen Leben beeilt sich, diesem Rhythmus zu folgen. Es ist der einzige Rest, mißverständlich.

Mit Mozart ist es nicht so einfach. Seine Buffoopern sind schon vom deutschen Gefühl wundervoll beschattet. Im Figaro wird es zusehends ernster, im Don Juan kämpft er hart mit dem Buffostil, reinlicher ist, von Stil wegen, Così fan tutte. Aber allein die Zauberflöte, ein ausgebreitetes Singspiel, ist hierzulande wirklich ganz Volksbesitz geworden. Den Italienern ist er zu beschwert, den Deutschen zu buffonesk. Sie rühmen ihn hier, aber sie verstehen ihn nicht im geringsten. Es wird nicht leicht sein, den Standpunkt Rossinis (der ein himmlischer war) modernen Bestrebungen wieder nahe zu führen, wie man sagt mutatis mutandis. Aber bei Mozart müßte es doch gelingen: weil hier nichts Fertiges zu übernehmen, sondern etwas genial Unfertiges zu vollenden wäre. Mit allem Ausdruck, den wir indessen gelernt haben, auf die Linie der kleinen Mittel, des bewegten Ensembles und der sinnlichen Melodie zurückkehren. Es genügt nicht, die Genialität Mozartscher Erfindung im Munde zu führen. Es handelt sich um ein System. Das Genie kann man wünschen, das System aber wollen. Die Wagnersche Unterstreichung der dramatischen

Leidenschaft durch den Ton und die Symphonie ist nun vollendet. Sie schnitt den Faden ab, den Mozart selbst nicht einmal zu Ende führen konnte: weil er keine Probleme hat und weil er so früh davonging. Er hat eine ungeheure Erbschaft hinterlassen, die jetzt Problem wird. Unser Publikum amüsiert sich über Basilio und Leporello, und es findet den Text von Così fan tutte albern. Das Reinmusikalische ist ihm zu fein. Darum muß unsereiner immer wieder betonen, daß in diesem Reinmusikalischen Welten von Operngestaltung verborgen liegen, die noch eine ganze Zukunft in sich tragen. Und es bleibt etwas unausdenkbar Wunderbares: das Leben mit Musik zu messen.

Grenze und Entscheidung liegt heut zwischen dem Stil der Meistersinger und dem des Falstaff. Heiterkeit und Moral der musikalischen Form war dort auch angestrebt, aber doch dauernd betont, noch bersten die Leute von Seelenausgabe, singen und singen Erklärungen und Deutungen, unterwerfen sich geistigen Forderungen und schwanken zwischen wundervoll echten Lyrismen und mißverstandenen Resten burlesker Komik — der dritte Akt allein erhebt sich in unerreichter Höhe des Formwillens um das Quintett herum zu einer Transzendenz inhaltlicher Kleinigkeiten in die Sphäre der Musik. Der Falstaff stellt sich sofort auf andern Boden. Er vermenscht nicht Figuren, er figuriert Menschen in dem suveränen Bewußtsein ihrer Einordnung in allgemeinere musikalische Zwecke, verkürzt die Empfindung auf einige Atemzüge, erhöht den Stil nach den Gesetzen einer unumwundenen Theaterkultur, wirft ein tolles Bild des Lebens als abstrakte Projektion auf die Wand der Bühne und begleitet sie mit Geist. Die Meistersinger wurden eine Aussprache, mit aller Wucht auf die Bühne gedrängt — der Falstaff ein Lächeln, vom Stil der Bühne in die weite Welt gespiegelt. Der Falstaff war mozartscher in seinem Sinne, obwohl die Meistersinger sich bestrebt hatten, es in ihren Mitteln zu werden. Man vergißt diese immer, wenn man Wagner das Wagnerische vorwirft. Aber sie sind doch wagnerisch, nur nicht so rein.

Inzwischen hat sich tatsächlich nicht viel verändert, weil man für das Erstrebenswerte wohl durchaus den Stilsinn, aber keineswegs den Stil hatte. Die Versuche bewegten sich auf allen möglichen Bahnen. D'Alberts „Abreise" blieb in der Konversation, Blechs „Versiegelt" verbürgerlichte Meistersingerliches, mancher dachte an Lortzing zurück, mancher an die Opéra comique (und beide mit gutem Recht), Strauß im „Rosenkavalier" strebte stellenweise in einen modernen Mozart hinein, Weingartner in der „Dame Kobold" kehrte anmutig zum spanischen Intrigenspiel zurück, Wolf-Ferrari nahm die archaische Wendung auf, aber erreichte im „Liebhaber als Arzt" eine entzückende Lösung des Stils: das glücklichste Falstaffkind. Die Gattung wird bevorzugt, die Formel ist noch nicht

da. Und mehr noch: der Erfolg ist nicht durchgreifend, einschließlich Falstaff.

Die alte Buffooper setzte sich durch, wo sie Tradition hatte, und eben durch diese. Sie gab Stil, ihrem Wesen und ihrer Geschichte nach. Da war sie nichts Zufälliges, nichts Geistreiches, sondern Bauglied und Notwendigkeit. Die neue Spieloper hängt in der Luft. Sie hat den schwersten Stand gegenüber der pathetischen Oper, die durch die Kraft der Leidenschaft und die unmittelbare Wirkung alles Emotionellen die Gemüter erregt und wach hält. Diese Leidenschaft kann vom Persönlichen ausströmen und sie stärkt sich nur darin. Die Spieloper, je persönlicher sie ist, desto entfernter ist sie von den Instinkten der Zuhörer, desto mehr appelliert sie an ein musikalisches Verständnis, das nicht allgemein ist. Das Schicksal aller feinen komischen Opern bei uns war, daß sie nach geistreichem Aufblitzen verschwanden. Die Oper mit Mord und Rache, mit Liebe und Eifersucht schlug sie tot. Die Leute erregten sich stofflich und nahmen die Musik in diesen Erregungszustand mit auf, je besser sie war, desto dauernder. Wohl sehnten sie sich nach dem anderen Genre, aber wenn sie es hatten, erkannten sie es nicht. Sie mißkannten die Operette, die die modernen Komponisten widerwärtig nach der schlechten Oper hin entwickeln. Die wahre Operette ist eine Krone der Spieloper, aus dem Geiste des Rhythmus geschaffen. Die gemischte moderne Operette ist ein ekelhafter Instinktfang, der das Schicksal der ganzen Gattung nur noch trüber macht.

Durch die Verschiebung der Musik aus dem Stil in die Persönlichkeit, die kaum aufzuhalten ist, erklärt sich dieses Schicksal. Es bleibt bei der allgemeinen Sehnsucht und bei einzelnen Fällen. Die Gattung hat den modernen Ästhetiker ganz für sich, das Publikum wird ihm aber nur mißverständlich folgen. Es bleibt eine gute musikalische Angelegenheit, auf den Namen Mozarts getauft, wie vieles oft Ausgesprochene, niemals Erreichte. Und immer wieder, am Anfang der Rede, wird uns dieser Kristall von Musik aufsteigen, in dessen Form die menschlichen Widerstände als klingendes Ensemble aufgelöst sind. Und am Ende werden wir wissen, daß es nicht geht. Wir schreiben darüber: Spieloper. Leichtes, feines Gehen von Tönen zueinander, ineinander – um ihrer selbst willen. Und so viel mehr, als um ihrer selbst willen.

Franz Marc
von Theodor Däubler

Unsre Zeit hat ein großes Vorhaben: einen neuen Ausbruch der Seele! Das Ich schafft sich die Welt. Der Bedingtheit gilt der Kampf. Die Widerstände sind belanglos.

Franz Marc ist vorangeritten, um seine Farbenflagge zu hissen. Er selbst war der „blaue Reiter"; das Roß, das er ritt, hatte eine blaue Seele wie er. So trug er seine Fahne über blaue Gletscher, über blau beblümte Wiesen, durch das weiße Wolkenvolk hindurch, ins Blitzblaue. Plötzlich stand er still: blau wogte ihm das Meer entgegen. Dort pflanzte er seine Standarte in den weichen Sand; denn Franz Marc war ein Fähnrich!

Wir brauchen keine Ereignisse, um sie zu illustrieren, wir haben unsern Ahnenkult im Blut; jede gut getroffne Farbe ist ein Sieg über das Chaos. Jeder Buntblitz eine Warnung an den Philister, er solle sich nicht in seiner Welt allzu weich einbetten. Weg mit allen Daunen und Kissen der Bequemlichkeit: sie sollen davonfliegen, Wolken werden, Blitze mitführen, Gewitter entladen! In uns ist der Hagel, das Wettern, der Donner. Rot soll eine Wolke über Mittagswiesen dahinkollern. Rot, als obs Abend würde, denn der Weltenbrand wird auf einmal, um die Mittagswende, aus uns Menschen hervorbrechen. Ein großgeöffnetes Herz soll ihn dann nach oben schreien. Das kündigt uns Franz Marc bereits an.

Er wird bei uns bleiben. Er hat uns seine Tiere zurückgelassen: wir sollen sie liebhaben und ihren Schöpfer nicht vergessen. Tiere vertreten hier, bei den Menschen, das Ausdrückliche im Charakter, denn sie sind einfach. Jedes Tier ist die Verkörperung von seinem kosmischen Rhythmus. Die Arten hängen von den Sternen ab. Wenn eine Gattung Tier von der Erde verschwindet, so kommt etwas Besondres dort oben, in den Tierbildern aus Sternenangst und ihrem Erflammen, vor. Nur der Mensch kann von den Sternen, die ihn einst in die Lotrechte emporgehoben haben, nicht zu Tode getroffen werden, denn der Mensch ist frei. Das weiß Franz Marc.

Jedes Ding verleiblicht seinen Sternenrhythmus, das Tier trägt ihn mit sich herum. Jedes Tier birgt in sich den Keim zu einer Seele. Wo mag sie sich wohl offenbaren? In einem Übers-Tier-hinaus? In seinem Sternbild? Hier bei uns ist das Tier noch keine Erfüllung seiner selbst, wohl aber sein tragischer Beginn. Die meisten Tiere sind schön, jedoch nicht glücklich. Ihre Verkörperung geschah vielleicht aus Schreck vor ihrer unabwendlichen Zukunft in den Sternen. Am Anfang steht die Angst. Bei den Tieren. Beim Menschen ists der Beschluß. Darum steht der

Mensch aufrecht, und die Sterne sind bereits seine Krone: vielleicht erreicht nur er sein Ziel. Vorläufig trägt er es noch in sich über Kriege, Gebirge und Meere.

Das alles wittert der Lyriker Marc. Und noch viel mehr weiß er uns zu erzählen. Aber grade weil die Tiere ein Abgrund sind, weil ihr Wesen in Frage steht, liebt er sie. Er will sie streicheln: Marc glaubt nicht an ihr Verkümmertsein. Es bleibt sehr bezeichnend, daß er ein wunderschönes Bild „Tierschicksal" genannt hat.

„Affenfries" heißt eine andre Schöpfung von Marc. Die Gleichartigkeit der Bewegungen beim Affen, sein unaufhörliches Emporklettern, sein unausgesetzt handliches Herabsteigen, das tragische Einerlei der baumbewohnenden Beweglichkeiten: Affe, veranlaßte Marc, seinen Fries zusammenzukegeln. Der Affenrhythmik entsprechend, wurde da jedes Blatt, jeder Zweig ein plastischer Ausdruck von Gelenkigkeiten. So kommt man durch den modernen Stil auf Abstraktionen.

Die „Hasenangst" heißt ein andres Tierstenogramm von Marc.

Seine Wölfe sind schwarze Tragik und roter Heißhunger. Eigentlich nur noch Köpfe und Zungen. Diese Tiere sehen ihren Hungerschmerz als rote Flecken vor den Sinnen; sie beißen sich, wo sie können, fest, damit ein Blutstern hervorstruble und zerrinne, denn ihr Hungerstern zerleuchtet niemals. Die Wolfsseele ist tot und läßt die Zunge hervorlechzen. Wir wissen: die Abkunft der Zunge geht auf die Flamme zurück! Werden wir nochmals teleologisch?

Das Merkmal des Fuchses ist auch Rot. Ein andres Rot. Herbstrot. Das Tier scheint der Durchbruch seines Seelenfeuers zu sein. Da der ganze Körper brennt, ist das Tier kein Lechzer mit der Zunge. Der Fuchs wurde in sich verkrümmt, nicht zungenblitzhaft zugespitzt. Also, der Fuchs ist überhaupt eignes Rotsein, nicht davonzüngelnder Heißhunger, heißhungriges Flammenbeschnuppern wie der Wolf. Der Fuchs kann durch sein Rotsein sogar ausruhen. Oder besser, er beruht auf ihm. Er krümmt sich zusammen: sein Rot liegt dann in sich geschlossen da. Es kann sich abrunden. Der Fuchs ist somit beruhigte Fieberhitze: er gilt als schlau, weil er das Rot, das sich in ihm durchgesetzt hat, verteidigen muß. Der Wolf hingegen hat seine Wesensart noch nicht erhascht, und züngelt ihr noch immer nach. Blutsternig funkelt sie, seine unerhaschbare Zukunft, unabwendlich vor ihm herum. Es gibt Kühe in allen Farben, aber die Kuh bei Marc ist einmal gelb. Sie trägt einen Tropfen Sonne in der Seele. Die Gemütsart der Kuh ist gut. Oft etwas wetterwendisch. Der Stier scheint für sie da zu sein. Er erscheint ihr schwarz, denn er soll sie als ihre Nacht ergänzen: wir meinen die gelbe Kuh. Wie beschaulich die Kuhseele dahingelbt zwischen Wiesen und

Bächen, die jedesmal blau werden, wenn sie, die Kuh, gelb ist. Da Tiere bunt sind, so dürften sie die Umgebung in verschiednen Farben, je nach dem wie sie selber sind, unterscheiden. Die gelbe Kuh sieht die Welt blau. Blaue Wiesen, bläuliche Menschen! Bei Marc sind Tiere ein Vorwand zum Buntmalen. Vielleicht erkannte er dabei, daß Tierseelen Farbenbewußtheiten sind. Wir können durch Marc sagen: wenn auf der Stirn eines Stieres ein Stern emporflammen kann, so muß das Tier etwas von einem innern Ersternen wittern. Vielleicht wissen wir davon, weil in uns keine Sternungen auf dem Körper sichtbar werden. Dem Menschen geht der Stern im Geist auf.

Der Volksmund spricht von Mondkälbern. Wie komisch! Wir nehmen die Bezeichnung wörtlich und wollen an Mondkälber glauben. Wir haben ja silberne Kälber bei Marc gesehen. So ein Kalb springt da, mit Kopf und Schweif, lustig nach hinauf, durchs Bild, als obs eine Sichel im Bauch versteckt hätte. Es ist ja sogar, als ob die Sichel das Tier immer wieder veranlaßte, wie eine verliebte Welle über den Plan zu setzen. Später kriegt das Kalb Hörner; die sicheln sich dann überm Kopf zusammen: die Sichel tritt aus der Seele in den Leib über, das Tier kann sich innerlich beruhigen. Der Stier bekommt etwas von der Furchtbarkeit der Nacht, er wird bei ganz edlen Rassen sogar gesternt, die Kuh hingegen bemondet und besternt sich nur weniger. Sie tritt sonnig ins Leben: Sie soll fruchtbar werden, spenden. Weiße Milch strömt aus ihren Kugeleutern: wir denken an das Lichtschenken der Sonne. Ochsen tragen bald eine riesenhafte Mondsichel, das Zeichen der Unfruchtbarkeit, über die Weide. Nicht wahr, Marc, das ist unsre Phantastik? Das Roß scheint das Wappenwesen, das Geheimnistier bei Marc zu sein. Er schaut in seine Seele. In großen Gesamtwogen weitet sich die Ebne vor den Sinnen des Pferdes bergauf. Es überfällt geradezu seinen Weg; wie auf immer wechselnde Stutenrücken stürzt es sich. Diese sind ihm immer unerreichbar, sie entwischen ihm unterwegs, daher heißt die Seele des Pferdes: Ins-Rasen-geraten. Sein innres Weiter-Muß erfaßt es in Spiralen, die sich an sein eignes Weg-Wittern heranbauchen. Das Pferd erlebt den Raum beinahe leiblich. Das Pferd soll das Gelb zu Füßen klar erkennen, um gut und gefahrlos davon zu können, daher ist seine Seele ganz gewiß blau. Blau, um sich am klarsten gelben Sonnenpfaden entgegen zu bäumen. Überdies scheint es dem Pferde, daß die Landschaft geradezu in sein Davonrennen hineinstoße. Sein Durchsichtig-Blausein streift sich dabei gelb, und das tut ihm wohl, und so galoppiert es Straße auf, Straße ab, scheinbar immer in sich selber hinein geratend. Staub schäumt auf vor seinem Blaukiel; das Pferd fühlt sich halb Schwimmer, halb im Flug.

Es gibt Menschen fürs Gebirge, und es gibt Menschen vom Meer.

Auch Menschen aus der Wüste, die sind hier, unter uns, die Einsamen. Der Pilger, der Wandrer, der Seemann sind Spielarten, ebenso der Reiter. Wer zum Pferde paßt, hat eine emporblauende Seele. Für ihn kreist die Welt wolkenweiß, staubgrau heran. Wenn er rastet, so besinnt er sich der Farben; und die sind dann ganz Farbe, ganze Buntheit. Wenn der Reiter fliegt, so wird sein Blau silbrig durchzuckt. Wer zu reiten versteht, findet seine blaue Verzücktheit.

Marc ist ein Dichter durch die Farbe. Der Spieler mit der Farbe: ein kühnes Kind. Else Lasker-Schüler hats gesagt.

Chronik: Tschandalapolitik/ von Junius

Das mitteleuropäische Problem und die Krise des Sozialismus fesseln immer stärker die Geister; die Literatur darüber, die ernste und berufene, ist mehr als bloß geist- und lehrreich. Das hole in dieser Stunde der Teufel. Sie zeigt vielmehr den aufgewühlten Zustand unseres politischen Denkens, das sich von der bloßen Arbeit der militärischen Maschine keine glatten Lösungen verspricht und sich auf das Kommende, das heißt auf den Weg des kleinsten Widerstandes besinnt.

Das Sammelwerk, das Heinrich Herkner im Auftrag des Vereins für Sozialpolitik über ‚die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem Deutschen Reich und seinen Verbündeten' herausgegeben hat (zwei Teile; bei Duncker und Humblot), enthält alle Temperaturen der Zustimmung, aber auch abwartenden Zweifel, ja die kaum verhüllte Warnung jener, die von einer mitteleuropäischen Zollunion eine Verewigung der feindlichen Koalition und eine Erdrosselung des deutschen Überseehandels befürchten. Ich komme auf dieses Werk gelegentlich zurück. Unseren Zwecken erscheint es heute angemessener, zwei hervorragende Sozialisten gegeneinander ins Feld zu führen, zwei Männer, die geschlossene Weltbilder und Gesellschaftsideale im Kopfe tragen und von einem Standpunkt beide Probleme betrachten.

Karl Kautsky hat gegen ‚die Vereinigten Staaten Mitteleuropas' ein Bekenntnis abgegeben, das auch bürgerlichen Zweiflern Freude machen wird (bei J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart). Er spricht im Namen des proletarischen Klasseninteresses und vom internationalistischen Standpunkt, als ob der europäische Krieg eine bürgerliche kapitalistische Angelegenheit sei und die übernationale Arbeiter-Solidarität nicht berühre. Er behauptet den reinen Marxismus zu vertreten und im Namen des Geistes zu sprechen, der die Sozialistenbibel belebt. Also! Darnach geht der Kampf der natio-

nalen Bourgeoisie um die Herrschaft auf den internationalen Märkten, geht die Konkurrenz der rivalisierenden nationalen Kapitalistengruppen das Proletariat nichts an: es ist gleichgültig, in welches Joch es gespannt und von welcher Gruppe her es die Frone erleide. Es ist stets der leidende Teil. Es bezahlt immer die Zeche. Die Expropriierung und Kapitalkonzentration innerhalb der nationalen Grenzen hatten ihren Sättigungsgrad erreicht, sie drangen über diese hinaus, wurden weltwirtschaftlich und, weil unter nationalem Vorzeichen stehend, imperialistisch: es beginnt der Versuch einer Expropriierung der rivalisierenden Kapitalistengruppen gegeneinander. Man kennt den Gedankengang. Er hält, von den geschichtlichen Tatsachen unbelehrt, an der Auffassung des Kommunistischen Manifestes starr fest. Der Arbeiter hat kein Vaterland; auch heute nicht. Er nimmt, das gibt auch Kautsky zu, an den kulturellen und ideologischen Leistungen der bürgerlichen Gesellschaft teil; aber solange diese Ideologien mit dem nationalen Gewaltstaat verknüpft sind, der ein Klassenstaat sei und bleibe und den Gebrauch von Gewaltmitteln nach außen so gut zur obersten Regel mache, wie er die Ausbeutung des Lohnempfängers zur obersten Regel des Produktionsprozesses erhebe: so lange hat das Proletariat in der Verewigung dieses Staates ein reaktionäres Instrument menschlicher Vergesellschaftung zu sehen. Doch nicht der Kapitalismus ‚an sich' ist schuld am imperialistischen Mißbrauch des Staates, ihn bejaht vielmehr das marxistisch orientierte Proletariat als technisch vollkommene Form gesellschaftlicher Bedürfnisbefriedigung: wird der Staat im Zentrum sozialisiert, so wird kapitalistische Technik aus einem Mittel der Versklavung nach innen, der kriegerischen Ausbrüche nach außen zu einem Mittel der Interessenharmonie nach innen und der internationalen Verbrüderung nach außen. Über das orthodoxe Einmaleins kommt Kautsky also nicht hinaus. Er hat den Mut, fatalistisch die Arme zu kreuzen und zu warten, bis die national geschiedenen Proletariate, die Nutznießer des bürgerlichen Imperialismus, entzaubert sein werden.

Kautsky fragt sich an keiner Stelle seiner Schrift, wie die auffallende Erscheinung zu erklären sei, daß im August 14 die Proletariate aller am Kriege beteiligten Länder beinahe geschlossen hinter die bürgerlich-imperialistischen Regierungen traten, obwohl sie heute, in unvergleichlich stärkerem Maße als zu Lebzeiten Marx' und Engels, die Masse der Industrievölker bilden und sich als deren Stamm und Kern tatsächlich fühlen. Er fragt sich nicht, dem das ungeheuere Gewicht geschichtlicher Assoziationen und tief eingesenkter nationaler (nicht nationalistischer!) Triebe sehr leicht wiegt, woher es komme, daß die stärkste sozialistische Opposition gegen den Krieg sich gerade in Rußland geltend mache, dem kapitalistisch und industriell am schwächsten entwickelten unter den Ländern, die sich eben zerfleischen. Er

macht sich keine Gedanken über die Tatsache, daß in den politisch entwickeltesten Demokratien Europas, den Westländern, hervorragende Arbeiterführer in bürgerlich-kapitalistische Kabinette getreten sind, um an Regierungen teilzunehmen, die jahrzehntelang die Außenpolitik ihrer Länder nach rein machtpolitischen Rezepten geführt, steigende Wehrlasten votiert und zielbewußt mit Gewaltmitteln die imperialistische Aufteilung des Planeten betrieben haben: bekanntlich nicht immer nur, um jungfräuliche Länder mit primitiven Kulturen, die sogenannten Länder ‚nullius', kolonisatorisch anzugliedern.

In England wurden die Gewerkvereine, die einflußreichsten der Welt und die im Klassenkampf siegreichsten, nach platonischen Protesten gegen die allgemeine Wehrpflicht, durch Einrichtung von Werbebüros und Entsendung von Werberednern, deren praktische Stützen. Der englische Krieg ist der reinste Defensivkrieg nach den Bestimmungen des Begriffs. Der englische Arbeiter sah seine Heimat nicht angegriffen. Er übte an der verhüllten Bündnispolitik seiner bürgerlich-kapitalistischen Regenten jahrelang die schärfste Kritik. In seiner normalen Verfassung nahm er die Warnung seiner Macdonalds vor den Gefahren der russischen Verbrüderung sehr ernst; und er hatte zuguterletzt einen politischen Einfluß, dessen sich sein deutscher Genosse nicht entfernt rühmen durfte. Und nun wird er, gerade er, dem in tragischer Notwehr handelnden deutschen Arbeiter als Muster internationaler Solidarität, als der am wenigsten vom imperialistischen Aussatz Befallene vorbehalten, er, der unter allen Europäern noch das verhältnismäßig größte Maß freier Selbstbestimmung genoß. Er allein konnte, mit Aussicht auf Erfolg, protestieren, er allein konnte seine Regierung zwingen, die Rolle des Schiedsrichters zwischen den Kontinentalstaaten zu übernehmen, er allein konnte seine ‚liberalen' Regenten zwingen, das ererbte Schema der merkantilistischen Raubkriege zu zerreißen, jenes Schema, das schon Kant in seiner unsterblichen Abhandlung über den ewigen Frieden als die Schnur darstellt, die uns Europäer periodisch stranguliert. Läßt sich die Gedanken- und Würdelosigkeit weiter treiben? Jeder Tag macht eine deutsche Niederlage katastrophaler für die deutschen Arbeiter, und jeder Tag sieht die internationalische Verblendung der deutschen Minderheit sich maniakalischer gebärden. Als ob die zur Mehrheit gehörige Parteigruppe und die Masse der Bürgerlichen, die ihr gefühlsmäßig nahe steht, den hemmungslosen Gebrauch der Gewaltmittel als Glückszustand empfände. Und vor allem: als ob es an uns läge, durch Mäßigung Frieden und Verträglichkeit in diesen von entfesselten Begehrlichkeiten und Anmaßlichkeiten zerwühlten Erdteil herbeizuzaubern. Das ist Pariaweisheit und Tschandalapolitik. Die Wahrheit sieht anders aus.

In England und Frankreich unterstützen die Arbeiterparteien Friedens-

ziele, die auf die politische und industrielle Verstümmelung Deutschlands, auf die Verarmung und Verlumpung des deutschen Arbeitsvolkes hinauslaufen. Dort hält man als humanes und demokratisches Konstruktionsprinzip für das zukünftige Mitteleuropa den Grundsatz der Nationalität in Bereitschaft – im Bunde mit dem durch Raub und Eroberung verklammerten Nationalitätenstaat Rußland. Deutsche Poeten wie Heinrich Mann und deutsche Politiker wie Kautsky verlieren die Besinnung und wüten gegen das eigene Blut, sobald die Gegner die demokratische Maske vorhalten.

Hier wird die Blindheit zu einer gewollten. Wir, die wir ebenso wie Kautsky eine rechtliche Friedensordnung wenigstens unter den Ländern des gleichen Kulturbereiches und mit Bevölkerungen der gleichen oder sehr ähnlichen ethnischen Mischung für möglich und politisch für unbedingt erstrebenswert halten, wir hielten den Kongreßpazifismus schon vor der Katastrophe für eine Illusion: heute halten wir ihn für eine Farce. Aber Worträusche sind bequemer als der Versuch, die Wege aufspüren, die nach psychologischer Erfahrung und geschichtlichen Gesetzen einmal zum Ziele führen können.

Uns kommt der Reichsratsabgeordnete Karl Renner, der ausgezeichnete Wiener Politiker, zur Hilfe. Er zählt zu den feinsten, kenntnisreichsten, phantasievollsten politischen Schriftstellern Österreichs. Seinen Arbeiten über die Erneuerung der Donaumonarchie, die er zum Teil unter dem Pseudonym Springer veröffentlichte (bei Ignaz Brand in Wien), fügt er nun eine Sammlung politisch-programmatischer Aufsätze hinzu, die im Laufe des Krieges in der Wiener Arbeiterzeitung erschienen sind und sofort die stärkste Aufmerksamkeit erregten. Ihnen gibt er den Gesamttitel „Österreichs Erneuerung". Von seinen früheren Versuchen, die Nationalitätenfrage und das österreichische Problem zu lösen – Der deutsche Arbeiter und der Nationalismus; die Nation als Rechtsidee und die Internationale; Staat und Nation; Staat und Parlament; und andere – hörte man oft sagen: er suche die politische Quadratur des Zirkels zu lösen; oder er widme seine Seelsorge hoffnungslosen Fällen. Man kennt den Witz der gesalzenen Wiener Kaffeehauszunge, das feuilletonistische Geraunze des ausgehöhlten politischen Willens. An Renners Ernst, an seiner leidenschaftlich und von bauendem Eifer beschwingten Gelehrsamkeit, an der Klarheit seines mit spärlichem aber echtem Schmuck verzierten Stils wird der norddeutsche Leser seine Freude haben. Und mehr als das: er wird sich angeregt, bereichert, von den Weite des politischen Horizonts angezogen und dem Adel der durchaus realistischen Zielsetzungen erfrischt fühlen. In dem neuen Buch spricht er von beiden Problemen, die uns hier beschäftigen. Über die Krise des Sozialismus, besser: in der Inter-

nationale äußerte er sich eben noch besonders deutlich im Märzheft der von ihm mitherausgegebenen Zeitschrift: „Der Kampf".

Renner nennt die Auffassung der Vorwärtsgruppe reaktionär, — auch Eduard Bernstein gehört dazu, der Kritiker Marxens, der vor dem großen Bruch sehr eifrig dem Paradies der bürgerlichen Harmonieapostel zusteuerte; denn er hielt die Kluft zwischen Kapital und Arbeit für allmählich überbrückbar und liebäugelte mit der Vorstellung des Fabrikkonstitutionalismus Naumannscher Herkunft. Reaktionär ist diese Gruppe aus mehreren Gründen. Einmal widerspricht sie in vielen Punkten der überlieferten Haltung der Heiligen. Darauf wurde hier oft verwiesen. Marx und Engels waren in der Beurteilung des Zarismus, der Polenfrage, der Wehrpflicht, der sogenannten belgischen Neutralität, des Friedens um jeden Preis, des Krieges als geschichtlichen Faktors und der geschichtlichen Stellung der deutschen Nation anderer Meinung als die Minderheit. Das Kapitelchen, das Kautsky Rußland widmet, ist in dieser Hinsicht sehr merkwürdig (S. 29). Seit es in den Bereich der modernen Produktionsweise gezogen wird und die primitive Demokratie der Dorfgemeinde mehr und mehr ins Geschichtliche zurücksinkt, sind zwar die einzelnen Nationalitäten zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht: dadurch sind die Probleme des vielköpfigen Nationalitätenstaates für das Zarenreich erst entstanden. Aber nun hat es keine Neigung mehr, sich neue Nationalitäten mit modernem politischen Leben einzuverleiben. Seit einem Jahrhundert hat es keine Vergrößerungen mehr im Westen gesucht, — bis auf den Fetzen Beßarabien. Den Krieg gegen die Türkei (1878) hat es für die Verselbständigung der Balkanstaaten unternommen; sagen wir: getrieben vom christlich-slawischen Missionsgedanken, ohne jede Spur imperialistischer Hintergedanken. Galizien? Es wollte (und will) sich nicht zwei neue Nationen einverleiben, sondern für zwei Nationen, von denen es schon den größten Teil umfaßt, den Polen und den Kleinrussen, die nationale Anregung und Anziehung ausschalten, die von dem einem anderen Großstaat eingegliederten Reste jener Nationen ausgeht. Über den letzten Punkt, über die Motive des großrussischen Angliederungswillens wird niemand anderer Meinung sein; Kautsky scheint ihm jedoch das Recht zuzuerkennen, einen Nachbarstaat zu zerschlagen, um Rußland „zugehörige Nationalitätensplitter' der Gesamtmasse einzuschmelzen. Macht aber diese Tendenz, die man sonst panslawistisch nannte und für aggressiv hielt, vor den räumlich und geschichtlich völlig getrennten Tschechen und Serbokroaten, macht sie vor den Bulgaren halt? Die jüngste Geschichte des Balkans vom Berliner Kongreß an, die Stambulow-Episoden, der Kampf um Armenien und die Meerengen scheint Kautsky vergessen zu haben; auch daß Preußen und Schlesien Polen zu Einwohnern haben, der großrussische Angliederungswille demnach das

Recht als Sturmbock gegen einen westlichen Großstaat hat. In welch reaktionären Schmelztiegel die Evangelisten den Meister werfen! —

Reaktionär ist ferner die ungeschichtliche Auffassung des geschichtlichen Prozesses, das heißt die lippengläubige Auslegung der Rolle, der das ökonomische Motiv in Marxens Geschichtsphilosophie zukommt. Es ist das wichtigste der geschichtlichen Triebkräfte, die sich abtasten, kontrollieren, nachrechnen lassen, aber weder kann es rein isoliert werden, noch ist es den Meistern oder der Schule (Kautsky, Mehring u. a.) irgend gelungen, den ‚ideologischen Überbau' rein aus dem Wirtschaftsverhältnis abzuleiten. In der politischen Praxis haben die Meister nirgends die Nation als einen amorphen, gestaltlosen, vom Zufall zusammengewehten Haufen betrachtet und behandelt. Im Gegenteil: sie haben bekanntlich die Nationen nach Entwicklungsstufen und Entwicklungswerten klassifiziert. In der großen Tatsache ihrer staatlichen Form und Sonderexistenz liegen Hemmungen des ökonomischen Prinzips, insofern als die Gemeinsamkeiten von Profit und Lohn, von Ausbeutern und Ausgebeuteten, von Herren und Sklaven in einer Krisis wie der jetzigen das Trennende rein elementar überwiegen, auch wenn das Klasseninteresse einen Wechsel des Ausbeuters gleichgültig oder sogar erwünscht erscheinen ließe. Es wäre zum Beispiel denkbar, daß unter rein ökonomischem Gesichtspunkt die englische Weltherrschaft der schnellen Aufhebung des jetzigen Produktionsverhältnisses am günstigsten wäre: für die Fronklasse selbst, für den Freihandel als Vorstufe des ‚ewigen' Friedens, für die internationale Arbeitersolidarität, und wofür sonst noch. (Lies, bitte, nur Kautsky aufmerksam: du wirst solche Gedanken nicht mehr für Hirngespinste halten.) Da nun, wie Renner mit Recht behauptet, die sozialistische Erziehung bei den deutschen Arbeitern tiefer geht als bei den anderen Völkern, da sie noch heute unvergleichlich weniger nationalistisch verkrüppelt sind als ihre fremdbürtigen Genossen: so müßten sie für solche goldnen Lockungen einigermaßen empfänglich sein. Nun aber hat sich, die Literatur beweist es so stark wie jede lebendige Äußerung, ein Groll gegen die ‚freien' englischen Genossen eingegraben, so tief und unauslöschbar, daß er die Willensrichtung der deutschen Proletarier noch lange bestimmen wird. Ihre nationale Haltung, ihre ‚Vaterländerei' ist also kein von außen mit Gewalt aufgezwungener Zustand, sondern das Bekenntnis: daß die bisherige Internationale kein reiner Spiegel ökonomischen, geschichtlichen oder ideologischen Tatsachenbestandes ist. Wir stehen vor einem Anfang. Doch diesen Gedanken müssen wir im nächsten Heft weiterspinnen.

Anmerkungen

Kunstverwaltung in Frankreich und Deutschland

Es ist merkwürdig still geworden in der Entente-Presse von der Zerstörung der Reimser Kathedrale, die wir Deutschen mutwillig begangen haben sollten, und derentwegen uns die französische Künstler- und Kulturelite in die Barbarei erklärt hat. Nicht als ob die Stimmen englischer Offiziere Eindruck gemacht hätten, die da sagten, Beschießung von Kirchen sei manchmal zwingend nötig; nicht als ob die Anklage einiger französischer Zeitungen Erfolg gehabt hätte, die einsahen, daß die Franzosen selber nichts, aber auch gar nichts zum Schutz der Kathedrale getan hätten, und daß erst infolge dieser Unterlassungssünde der Brand des Gerüstes verhältnismäßig so beträchtlichen Schaden anrichten konnte. Dergleichen einzelne Wahrsager in der Wüste verhallen, scheint es, in Frankreich heute ungehört. Sondern der Grund dieses Stillschweigens ist wohl der, daß die Feinde mit der Legende vom Mord durch Unterseebote eine noch wirksamere Waffe gegen Deutschland zu haben glauben. Ist diese Nummer erst einmal abgespielt, so holen sie vielleicht die andere, die Barbarennummer, wieder hervor. Inzwischen haben wir Zeit, uns gründlich zu fragen, wie es mit der deutschen Barbarei eigentlich aussieht.

Otto Grautoff*, der viele Jahre in Frankreich lebte und die Dinge kennt, hat ein Buch mit vielen Dokumenten und Abbildungen herausgegeben, aus dem man mancherlei lernen kann. Man blättert in den Photographien und ist ein wenig erstaunt, daß Bauten, die längst in Schutt liegen müßten, vollkommen unberührt dastehen. Man liest in den amtlichen, von unsrer Regierung und den von ihr eingesetzten Denkmalspflege-Kommissionen (von Bode, von Falke, Clemen) ausgegebenen Berichten und findet, daß unendlich viel weniger beschädigt ist, als der Welt vorgelogen wurde. Daß die Türme von Reims beschossen werden mußten, weil einwandfrei festgestellt wurde, daß dort oben mindestens Scheinwerfer arbeiteten; und daß Joffre diese auch von den Feinden bezeugte Tatsache abgeleugnet hat. Daß deutsche Soldaten und Offiziere in Dutzenden von Fällen unter Lebensgefahr und mit Blutopfern Kunstwerke in Belgien und Frankreich gerettet haben. Und dann liest man, was alles geschieht, um diese Denkmäler zu schützen und zu erhalten — genau als ob Friede wäre und als ob das in Deutschland geschähe. Jetzt, wo man es im Zusammenhange liest, begreift man, daß hinter diesen Taten nicht nur jedesmal der Kultursinn des einzelnen Oberstkommandierenden steht, sondern daß die deutsche Denkmalspflege mit ihrer in jahrelanger Arbeit erprobten Organisation am Werke ist, und daß dieser Friedensapparat nur einfach auf Kriegszustände umgeschaltet und auf feindliches Gebiet übertragen wurde. Da wundert es einen auch nicht mehr, daß die Deutschen Kirchen und sonstige Baudenkmäler schützen, die von den Gegnern beschossen werden oder beschossen werden müssen.

Es gibt auch in Deutschland Leute, die

* Kunstverwaltung in Frankreich und Deutschland. Bern, Max Drechsel.

solches als leere Ruhmrederei bezeichnen, superkluge Leute, die, weil sie französische und englische Zeitungen lesen können, so tun, als seien diese Feststellungen nur offizielles Beruhigungswasser, trotzdem gerade in diesem Punkte auch neutrale Stimmen, wie die des Amsterdamer Professors A. Lanz, ein Loblied auf die deutsche Kunstverwaltung angestimmt haben. Solche Leistungen gelten in Deutschland als so selbstverständlich, daß man, wenn man sie betont, gleich argwöhnisch wird und den feigen Satz „qui s'excuse s'accuse" anwenden möchte. Gewiß ist dies für uns selbstverständlich, weil wir es nicht anders gewohnt sind, und in dem Buche von Grautoff möchte man nur eines missen: die Korrespondenz zwischen Clemen und Bartholomé. Denn Bartholomé ist kein Mensch, auf den es irgendwie ankommt. Der mag doch denken, wie er will. Die offizielle Mittelmäßigkeit sollte man allerdings nicht widerlegen, nur weil man sich irrtümlicherweise früher einmal mit ihr zu weit eingelassen hat. Ein Urteil bekommt man erst, wenn man sich fragt, wie das, was bei uns selbstverständlich ist, denn nun bei unsren pharisäischen Gegnern in Wirklichkeit aussieht. Und diese Frage beantwortet zu haben, ist das größere Verdienst des Grautoffschen Buches.

Wer Frankreich kennt, weiß schon lange, wie böse es dort mit der Denkmalspflege und im Museumswesen aussieht. Den Deutschen würde man dies heute gar nicht so ohne weiteres glauben, aber französische Zeugnisse sind doch mindestens unverfänglich, wenn sie vor dem Kriege niedergeschrieben sind. Rodins Angstschrei über den grausamen Verfall der französischen Kathedralen ist auch in Deutschland bekannt geworden. Heftiger kann man sein Volk nicht wegen Schändung und Mord anklagen, als Rodin es getan hat. Wie soll eine Regierung aber die ihr unterstellten Kunstschätze pflegen, wenn sie nicht einmal weiß, was sie besitzt? Als Maurice Barrès in der Deputiertenkammer vom 17. Januar 1911 den Regierungsvertreter Augagneur interpellierte, was es eigentlich mit der Pflege der Kirchenschätze auf sich habe, erklärte dieser allerdings, daß alle künstlerisch wertvollen Kirchen Frankreichs inventarisiert seien. Das war aber nicht wahr: es gibt in Frankreich 1566 künstlerisch wertvolle Kirchen, und von ihnen sind, wie Sar Peladan nachwies, nur 372 inventarisiert. Also noch nicht ein Viertel des Vorhandenen ist überhaupt aufgenommen und auch nur der Regierung bekannt. Briand, der damals Ministerpräsident war, fand die ganze Angelegenheit mit den Kirchen überhaupt unwichtig, und der Abgeordnete Beauquier hielt folgende witzige Rede:

„Da Gott allmächtig ist, muß er dafür sorgen, daß seine Kirchen nicht zusammenstürzen und sie selbst ausbessern ... Wenn er dieses Wunder nicht vollbringt, so will er nicht, daß es geschieht, und wenn er es nicht will, müssen wir uns vor seinem Willen beugen."

Auf diese schamlose Rede fand niemand die passende Antwort oder Ohrfeige, sondern die ganze Horde der Deputierten brüllte vor Entzücken über Beauquiers Geist, wie Maurice Barrès empört feststellt.

Das sind die Regierungen und Volksvertretungen, die uns zu beschimpfen wagen. Man findet noch viele andre Vorkommnisse ähnlicher Art aus der französischen Kunstpflege. Und alles ist einwandfrei mit französischen Zeugnissen und Akten belegt.

Wie es im französischen Museumswesen aussieht, wissen wir. Die Mona Lisa-Angelegenheit hatte ja nicht nur eine heitere Seite, sondern auch eine ernste, und der französische Kunsthändler, der nicht gerne an den Louvre verkauft, „parce que ces messieurs sont trop nombreux", ist keine Erfindung, sondern eine lebende, sehr bekannte Persönlichkeit, und die vielen alten französischen Bilderrahmen, derentwegen die Händler mit den Unterbeamten

des Louvre so gut stehen, werden eines schönen Tages doch einmal irgendwo fehlen. Aber damit mögen die Franzosen sich selber abfinden, und das gehört eigentlich nicht ins Gebiet der Denkmalpflege. Aber an etwas andres könnte man bei dieser Gelegenheit einmal wieder erinnern, an etwas, das die ganze Kunstwelt angeht. Frankreich besaß einmal einen wirklichen Monumentalmaler (außer Puvis de Chavannes), Théodore Chassériau. Dem wurde ein einziger ganz bedeutender Staatsauftrag zuteil, die Fresken in den alten „Cour des Comptes", dem Pariser Rechnungshof, in den Tuilerien. Im Jahre 1870 wurde das Gebäude durch Kommune zerstört, auch die Fresken zum Teil beschädigt. Bis zum Jahre 1897 standen die kahlen Mauern, dem Wetter schutzlos ausgesetzt und die Fresken verdarben langsam weiter. Da mußte plötzlich das Gebäude innerhalb einer Woche niedergelegt werden, und man ließ den wenigen Kunstfreunden, die sich dafür interessierten, wie Roger Marx, Theodore Duret und anderen nicht die nötige Zeit, um alles zu bergen, nur wenige Teile der Malerei konnten gerettet werden, der größere Rest fiel der Spitzhacke zum Opfer, und Frankreichs einziger großer Monumentalmaler ist nur in kümmerlichen Resten erhalten. Aus zynischer Gleichgültigkeit und gemeiner Geldgier des Staates. Leute, die dergleichen Roheiten auf ihrem Konto haben, besitzen nicht mehr das Recht, über die Höhe der Zivilisation andrer Nationen zu urteilen. Und nicht an Frankreich wendet sich dieses Buch, sondern an Deutschland und an diejenigen Deutschen, denen immer alles selbstverständlich ist.

Emil Waldmann

Die Gedichte Albert Ehrensteins

Als Tubutsch, Ehrensteins Vorstadt-Don Quichotte, in seines Nichts durchbohrendem Gefühle abgetreten war, stimmte der Dichter melancholisch, gereizt, sehnsüchtig, höhnisch und voll Demut „Wanderers Lied" an. Ist es wenig oder herrlich viel? In den vier Strophen dieses Gedichts erscheint der Gefühlsinhalt der nunmehr vorliegenden Bücher „Die weiße Zeit" (München, bei Georg Müller) und „Der Mensch schreit" (Leipzig, bei Kurt Wolff) in zauberhafter Weise vorweggenommen. Kein Künstler könnte sich reichere Erfüllung seiner Schöpferahnungen wünschen als: in einem Werk die Vielfalt des inneren Chaos kristallisiert zu wissen.

Jetzt steht „Wanderers Lied" mitten unter den Versen der „Weißen Zeit", und es erübrigt uns, vom Vollendeten auf das es Vorbereitende und Fortsetzende zu reden zu kommen.

Scheint durch zweckdienliche Verwechslung von Wille und Gefühl in der jüngeren Lyrik ein von bürgerlicher Einzeleinsicht auf Allgemeinförderliches abzielender unlyrischer Ton die oft recht unbändigen Naturlaute schmerzlichsten Erlebens dämpfen und Lügen strafen zu wollen, so muß Albert Ehrenstein die Zugehörigkeit zu den leicht mit ihrer Entscheidung fertigen Weltordnern abgesprochen werden. Er ist, bei aller Ursprünglichkeit seines starken, doch trägflüssigen Talents, einer von den Halben, für die kein Hier, kein Dort geschaffen ist; denn sie „leben stets denselben Höllenort". Für ihn ist das Leben eine Hölle; qualvoll, je süßer die Pein. Er weiß von Bösem, das er getan, eh ihn die Erde gebar — und er weiß von der Unabänderlichkeit des Schicksals: „Leben ist der andere Tod." Er weiß, daß die weiße Zeit, die ihm ins Haar brach, „Herz und Hirn verfärbend", mit dem Wissenden nicht anders verfährt als mit den Dumpfen oder den dreist sich Verändernden.

Ahnung, daß irdisches Sein, den Menschen abwechselnd nichts und alles bedeutend, nur ein Zerrspiel nie zu erfassenden Willens außerirdischer Lenkkraft ist; schmerzliches Erinnern und zerschmetternde Voraussicht greift diesem Exterritorialen an das menschliche Herz. Und es gibt sich dem Blutrinnen preis, pocht hell und dumpf, wie die innere Stimme befiehlt. So wird Ehrensteins Gedicht bald zart, bald peinvoll grausam in rücksichtsloser Absage an überkommenes Empfinden, bald ironisch eindeutig, bald melancholisch dahintobend.

„Töte dich!" spricht in „Wanderers Lied" sein Messer zu ihm, und es ist dieselbe Stimme, die aus dem Stiefelknecht Philipp den leidenden Tubutsch anrief, die plötzlich aller Dinge Sprache wird, werbend um den Verfemten, der durch die irdische Ordnung stolpert und sich wegsehnt von den Menschen seines Bereichs, zur Natur hin — „Land zu sein ist Begier" — zu den Träumen des Knaben, dem die herbe Erkenntnis noch nicht geworden, zu den Geistern toter Völker, in ihr „fernes Geseel" sich zu mengen, zu den Märchen des Morgenlandes und zu den verachtetsten Wesen, den niemals geborenen, von hochmütiger Menschenhand geschaffenen Dingen, denen nur er allein Freude zu bringen vermag, wie jenem armen, alten, dreibeinigen Sessel, den sein zartes Niedersitzen erquicken soll.

Der Dichter, im Kampfe gegen die Erkenntnis, Mensch zu sein, verleugnet die Infektion durch Menschentum nicht. Hartnäckig gibt er sich unlyrischen Eingebungen hin, formt, von fixen Ideen und Wortwitzsucht gekitzelt, Spottverse und antiliterarische Literatenstrophen. Freundlos, weiblos, kämpft er gegen die Anfechtungen des Eros an, indem er sich ihnen brünstig preisgibt. Pariahaft, dabei vom tiefinneren Glanze ungebrochenen Stolzes durchglüht, sind die umfangreicheren Dichtungen, zeitlos einige der Zeitgedichte, unvergeßlich die Verse auf den Dichter Trakl und auf Oskar Kokoschka, der einmal dem Hausierer Ahasver in „Tubutsch" die Züge des erdwärts verirrten Exterritorialen Albert Ehrenstein geliehen hat.

Otto Pick

Notiz der Redaktion

Im Januarheft der „Weißen Blätter" sagt René Schickele von dem Aufsatz Otto Flakes über „Jüngste Literatur", der in unserm Septemberheft 1915 erschien, er bedeute die Ausführung eines redaktionellen Auftrags, dessen Sinn nicht mißzuverstehen wäre. Will Schickele damit sagen, daß unsere Redaktion ein Interesse daran hat, die kritische Einsicht eines Mitarbeiters in irgendeiner Weise zu lenken, so ist das eine ebenso unsinnige, wie böswillige Behauptung, für die weder eine materielle, noch eine psychologische Grundlage vorhanden ist.

Die Redaktion

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Naturrecht und Völkerrecht

von Ferdinand Tönnies

Der Grundgedanke des klassischen Naturrechts ist gewesen, daß allgemeine und notwendige Prinzipien wissenschaftlich erkennbar und feststellbar seien, die allem, was den Namen Recht in Anspruch nehme, zugrunde liegen.

Die klarste und folgerichtigste Fassung dieses Gedankens setzt voraus, daß die Enthaltung von Gewalttaten, die das Wesen des Rechts ausmache, mit Grund nur erwartet werden kann, wenn sie entweder erzwungen wird oder aber der Überlegung entspringt, daß sie nützlicher sei als die Gewalttat.

Diese Überlegung, allgemein und unbedingt wirksam, würde den Zustand des Friedens begründen. Ein tatsächlicher Friedenszustand kann auch ohne solches Bewußtsein, oder auf Grund bloßer Gefühlsüberlegungen, die in gegenseitiger Furcht (mutuus metus) beruhen, zustande kommen und so lange dauern, als die Neigung anzugreifen oder die Meinung der Notwendigkeit, wirkliche oder befürchtete Angriffe abzuwehren, durch Furcht überwogen wird.

Ein rechtlicher Friedenszustand hingegen ist seinem Wesen — seiner Idee — gemäß ewiger Friede — die unbegrenzte Dauer ist in seiner Bestimmung enthalten, weil und sofern er aus der Erkenntnis hervorgeht, daß Gewalt unbedingt von minderem Werte, daß Gesetz und Recht unbedingt vorzuziehen sei.

Diese Erkenntnis aber bezeichnet den Menschen von gereifter Vernunft, oder den Menschen, dessen Leidenschaften und Affekte durch Denken gezähmt und seinem wahren Wohle dienstbar gemacht wurden — so bestimmen die älteren großen Naturrechtslehrer, namentlich Hobbes und Spinoza, diesen Begriff des Menschen; während Kant in seiner Sprache und auf Grund seiner Psychologie denselben Gegenstand ausdrückt, wenn er den positiven Begriff der Freiheit dahin gestaltet, daß sie das Vermögen der reinen Vernunft, für sich selbst praktisch zu sein, bedeute, und daß dies nicht anders möglich sei als durch die Unterwerfung der Maxime

einer jeden Handlung unter die Bedingung ihrer Tauglichkeit zum allgemeinen Gesetze.

Bekanntlich unterscheidet Kant – und auch darin hatte er bedeutende Vorgänger, ja, die Richtung darauf war in allen Systemen des rationalen Naturrechts enthalten – das Recht strenge von der Moral, indem er die Regeln des Rechtes als bloß äußere, die der Moral als Forderung, auch die inneren Bestimmungsgründe der Handlungen abzugeben, darstellt.

Wenn er aber das Recht als den Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des einen mit der Willkür des anderen nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit zusammen vereinigt werden kann, bestimmt, so ist dies nur eine neue Formel für den Begriff, den Hobbes als „natürliches Gesetz" beschrieben hat, wenn er dieses definiert als „Gebot der richtigen Vernunft in bezug auf diejenigen Dinge, die man tun oder unterlassen muß zum Behufe der so sehr als möglich dauernden Erhaltung des eigenen Lebens und der eigenen Glieder, insofern als diese Dinge sich auf die Erhaltung fremden Lebens und fremder Glieder beziehen." Kant verwirft zwar jede solche empirische und eudämonistische Begründung des Rechtsgesetzes wie des Sittengesetzes, er verzichtet gradezu darauf, irgendeine Triebfeder für Befolgung jenes aufzuweisen – aber indem er die Sittlichkeit einer Handlung eben daran mißt, daß das Gesetz selber oder die Achtung vor dem Gesetze die Triebfeder bilde, läßt er offenbar für die Befolgung des Rechtsgesetzes jede beliebige Triebfeder, also auch die am nächsten liegende, nach Hobbes allein mögliche, des Egoismus zu. In seinem Wesen und in seiner Wirkung ist das Naturrecht bei dem einen und dem anderen durchaus von gleicher Art.

Nach Hobbes gebietet die Vernunft, in erster Linie den Frieden zu suchen und um des Friedens willen das Urrecht auf alle Dinge aufzugeben. Wenn Kant das Zusammenbestehen der Willkür des einen mit der Willkür jedes anderen als Forderung der Vernunft aufstellt, so ist darin enthalten, daß unabhängig vom Rechtsgesetz, also der sinnlichen menschlichen Natur gemäß, die Willkür jedes Menschen schrankenlos ist und nicht mit der Willkür der anderen zusammen bestehen kann, weil sie eben einander verneinen. Das Problem ist: wie kommen sie zusammen?

Die Lösung: durch gegenseitiges Nachgeben, Anerkennung des gegenseitigen Besitzstandes, Austausch und Verträge, Schaffung einer suveränen Macht zum Schutze dieser rechtlichen Zustände, wie Hobbes es ausdrückt – durch Einschränkung der Willkür zugunsten der anderen, nach Kant, und dies kommt gleichfalls darauf hinaus, daß, etwas Äußeres als das Seine zu haben, nur in einem rechtlichen Zustande, unter einer öffentlich gesetzgebenden Gewalt, das ist im bürgerlichen Zustande, und durch den

Staat möglich werde. Für beide und überhaupt im ganzen klassischen Naturrecht, bedeutet dies: Enthaltung von unrechtmäßiger Gewalt; denn daß es auch im Naturzustande rechtmäßige Gewalt, oder daß es natürliche Zwangsrechte gebe, ist ein Fundament der Lehre, die bei Kant die Gestalt annimmt, daß ein Zwang, der die Verhinderung eines Hindernisses der allgemeinen Freiheit sei, mit der Freiheit nach allgemeinen Gesetzen zusammenstimme, also rechtmäßig sei; mithin sei das Recht überhaupt mit der Befugnis zu zwingen verbunden, die auf den Staat übergehe, nicht durch den Staat entstehe.

Die Schwierigkeiten dieser Lehre liegen hier verborgen. Hobbes betont in der nachdrücklichsten Weise, daß im Naturzustande das Naturrecht nicht bindend sei (oder wie er sagt, nur das Gewissen binde, das heißt seine ideale Vernünftigkeit behaupte), sondern das ursprüngliche subjektive Recht bleibe, zur Selbstverteidigung alle Mittel zu gebrauchen und alle Handlungen zu vollziehen, ohne die der Mensch sich nicht selbst erhalten könne oder erhalten zu können meine. Demnach fallen Macht und Recht im Naturzustande zusammen, oder es gilt das Recht des Stärkeren — eine Anschauung, der noch bestimmteren Ausdruck Spinoza verlieh mit dem Satze: Unusquisque tantum juris habet quantum potentia valet, oder dem noch drastischeren: Der größere Fisch frißt den kleineren und zwar mit dem höchsten natürlichen Rechte. (Magnus piscis comedit minorem idque summo naturae jure.)

Wie verträgt sich mit diesem Naturrecht der Gewalt ein Recht der Vernunft, das Rücksicht auf andere, Verträglichkeit und Nachgiebigkeit gebietet?

Allgemein galt in der klassischen Naturrechtsdisziplin die Lehre, daß das „Völkerrecht" in seinen Grundsätzen und soweit es auf allgemeine Geltung Anspruch machen könne, nichts anderes sei als das allgemeine Naturrecht, angewandt auf unabhängige Staaten, die als Mächte einander gegenüberstehen, also im Stande der Natur sich zueinander verhalten. Ja, es ist bezeichnend, daß Hobbes den Naturzustand zwischen Individuen für einen Zustand allgemeinen Krieges erklärt, also durch einen Begriff erläutert, der — wenigstens in erster Linie — den von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Mißverhältnissen und Gewalttaten zwischen Staaten entlehnt ist. Ganz im Sinne des Hobbes bezeichnet auch Kant als die ersten „Elemente" des Völkerrechts 1. daß Staaten, im äußeren Verhältnis gegeneinander betrachtet, von Natur in einem nicht rechtlichen Zustande sind, 2. daß dieser Zustand ein Zustand des Krieges (des Rechtes des Stärkeren), wenngleich nicht wirklicher Krieg und immerwährende wirkliche Befehdung (Hostilität) ist.

Daß ein solcher Zustand, wenn auch alle Beweggründe sittlicher Art

als nicht vorhanden gedacht werden, doch die Anerkennung und regelmäßige Befolgung von Rechtsregeln zuläßt, ist offenbar, wenn auch in der Verschiedenheit der Macht und Größe und daraus entspringenden Versuchung zur Anwendung von Gewalt immer ein Widerspruch gegen den wesentlichen Inhalt des Rechtsgedankens enthalten ist. Darum legt Hobbes für Begründung des Naturrechts zwischen Individuen großes Gewicht darauf, 1. zu behaupten, daß die Menschen von Natur gleich sind, und er findet diese Gleichheit in der Tatsache, daß jede, wenigstens jede ererwachsene Person die andere töten kann, 2. zu lehren, daß es, um Frieden zu erlangen, notwendig sei, daß einer den anderen als seinesgleichen anerkenne.

Wenn Hobbes die Anwendung seiner Lehrsätze auf die Lex Gentium, wie er das Völkerrecht nennen möchte, durchzuführen versucht hätte, so wäre ihm offenbar geworden, daß Gleichheit der Staaten in jenem Sinne, als ob jeder den anderen töten könne, keineswegs gegeben ist. Um so mehr, würde er sagen müssen, ist es notwendig, „um Frieden zu erlangen", daß wenigstens eine ideelle Gleichheit dadurch hergestellt wird, daß jeder den anderen als im Rechte seinesgleichen anerkenne und gelten lasse, und wirklich beruht ja alles, was es an positivem Völkerrecht gibt, ebenso wie das natürliche, auf dieser Voraussetzung, wenn auch das Bereich der Geltung zugleich eingeengt wird, wenn bald das „europäische" Völkerrecht, bald das „Völkerrecht der zivilisierten Staaten" als eigentlicher Gegenstand der Beschreibung erscheint.

Daß aber auch innerhalb dieses Systems die Ungleichheit tatsächlich eine fortwährende Gefahr für den Frieden bedeutet, macht sich in den Tatsachen der Bündnisse geltend, indem die Schwächeren teils untereinander sich verbinden, teils durch Anschluß an Stärkere ihre Macht erhöhen, und hierdurch wurde schon seit dem sechzehnten Jahrhundert versucht, ein System des europäischen Gleichgewichts herzustellen, womit wenigstens eine Formel geschaffen war — leidenschaftliche Anwälte des dauernden Friedens haben diese Formel ein Götzenbild genannt — die als Ideal wenigstens mit scheinbarer bona fides behauptet und — verfochten worden ist. Tatsächlich hat ein solches Gleichgewicht niemals anders bestanden als um gestört und erschüttert zu werden. Seinen Sinn hat es zugleich mit dem „europäischen" Völkerrecht schon dadurch verloren, daß außereuropäische Mächte teils neu entstanden oder doch auf die Weltbühne getreten sind, teils in Abhängigkeit von den Großmächten Europas deren Macht vermehren und verstärken.

Merkwürdig ist es, daß grade diejenige Macht, die sich traditionell für berufen erklärt, das europäische Gleichgewicht aufrecht zu erhalten und zu schützen, auf den Weltmeeren und in drei Weltteilen das ausge=

sprochenste Übergewicht besitzt und geltend macht, zumal nachdem sie, zur Erhaltung dieses Übergewichts, noch mehrere Großmächte durch kleine Geschenke und Einräumungen an sich gekettet hatte.

Wenn alles positive Völkerrecht wesentlich europäisches Völkerrecht ist oder doch seine Geltung an die Ausstattung der Staaten mit dem Beiwort „zivilisiert" knüpfen will, so bleiben die Verhältnisse zwischen den Weltmächten von heute um so mehr auf das natürliche und rationale Völkerrecht hingewiesen, dessen alleiniges und wesentliches Ziel nach Kant, wie nach den älteren Naturrechtslehrern, der Friede ist.

Ebenso führt alles positive Völkerrecht, wie mehr oder minder das positive Recht überhaupt, was seine Auslegung und Anwendung betrifft, immer wieder auf das Naturrecht oder die naturalis ratio zurück.

Dies gilt in erhöhtem Maße von dem „Rechte" des Krieges, das ist von den Regeln, die kriegführende und neutrale Staaten zu befolgen gemäß Verträgen und Satzungen gehalten sind. Was insbesondere kriegführende Staaten betrifft, so wird ihnen das Naturrecht, welches Selbsterhaltung gebietet und Schädigung des Feindes fordert, notwendigerweise über allen Vereinbarungen stehen. „Das Recht im Kriege," bemerkt Kant, „ist grade das im Völkerrecht, wobei die meiste Schwierigkeit ist, um sich auch nur einen Begriff davon zu machen und ein Gesetz in diesem gesetzlosen Zustande zu denken (inter arma silent leges), ohne sich selbst zu widersprechen." Und: „Das Recht eines Staates gegen einen ungerechten Feind hat keine Grenzen (wohl zwar der Qualität, aber nicht der Quantität, das ist dem Grade nach)" — woran er sogleich die Frage knüpft: „Was ist aber nun nach Begriffen des Völkerrechts, in welchem, wie überhaupt im Naturzustande, ein jeder Staat in seiner eigenen Sache Richter ist, ein ungerechter Feind?" und nachdem er gleichwohl versucht hat, diesen Begriff zu bestimmen: „Übrigens ist der Ausdruck eines ungerechten Feindes im Naturzustande pleonastisch, denn der Naturzustand ist selbst ein Zustand der Ungerechtigkeit."

Wenn nun schon für den einzelnen Menschen Not kein Gebot kennt und jeder Vernünftige des Rechtes der Notwehr wie der Ausnahmerechte, die der „Notstand" verleiht, sich bewußt ist, so besteht für den Staat, also für dessen Lenker, die unzweifelhafte wesentliche Pflicht, auf das Wohl der Bürger Bedacht zu nehmen und gegen offenbare Feinde mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln rücksichtslos vorzugehen, soweit er nicht für zweckmäßiger, also für klüger halten mag, eben für das Wohl seiner Bürger oder für das besondere Wohl seiner Krieger — sich im Gebrauche dieser Mittel einzuschränken und insbesondere den einmal anerkannten Regeln der Kriegführung sich zu unterwerfen. Bei diesen Klugheits-Erwägungen kann auch der Gedanke an die Meinung in den neutralen Ländern, ja

sogar an die der Feinde, eine Rolle spielen, aber gegenüber dem Hauptzweck: Schutz vor Verderben und Untergang, wird auch diese Rücksicht nur eine geringe Kraft haben können und dürfen.

Um so weniger, wenn das volle und sichere Bewußtsein eines gerechten Krieges die Seelen und die Tatkraft belebt; wenn der Krieg als ein zwar unvollkommenes und abscheuliches, aber doch als Rechtsmittel empfunden wird, wie ihn die neueren Völkerrechtslehrer, ganz im Sinne des klassischen Naturrechts, auffassen. Freilich: regelmäßig glaubt jede Partei „im Rechte" zu sein, und scheinbar gibt nie ein Richter, sondern nur die Macht der Partei selber den Ausschlag für oder wider sie: ein Rechtszustand ist nicht vorhanden.

Allerdings bleibt ein anderer Richter im Hintergrunde: die Nachwelt, vor deren Urteil das (allzu oft bestochene) Urteil der Mitwelt verstummen muß. Sie erkennt historisch die Anstifter der Kriege und wird immer die Verteidigung gegen eine Verschwörung, die auf ihre Überzahl gebaut hat und unablässig prahlend darauf hinweist, einen gerechten Krieg nennen. Sie läßt sich nicht durch die äußere Tatsache der ersten Kriegserklärung täuschen, die vielmehr eine Einräumung an die Regeln des Völkerrechts bedeutet. Diesem oberflächlichen Haften am Schein gegenüber hat sogar der unbedingte und radikale Anwalt des Friedens, Herbert Spencer, nachdrücklich und spottend hervorgehoben: „Im fernen Westen der Vereinigten Staaten, wo jeder Mann sein Leben in der Hand trägt und wo die Gebräuche des Kampfes wohl verstanden werden, hält man dafür, daß derjenige der Angreifer ist, „der zuerst seine Hand an die Waffe legt". „Die Anwendung ergibt sich von selbst," fügt der Philosoph hinzu. (Spencer, Facts and Comments p. 89 not.) Er meinte die Anwendung auf den Burenkrieg. Er hätte auch auf 1914 die Anwendung gemacht, wenn er dies Jahr erlebt hätte.

Die verbreitete Vorstellung, daß der moderne Krieg „menschlich" geführt werde, ist im Sinne der zu vermindernden Wahrscheinlichkeit der Kriege durchaus schädlich gewesen. Wahr ist nur, daß gewisse Regeln und Formen in der Kriegführung beobachtet werden, wie es schon vor Jahrtausenden geschah, daß auch diese Regeln und Formen eine Verfeinerung und Ausbildung erfahren haben, daß manche wohltätige Neuerungen vereinbart worden sind, um die schrecklichen Wirkungen der Schlachten zu mildern. Zu gleicher Zeit hat aber eine andere und zwar viel bedeutendere Entwicklung stattgefunden. Die Tendenz des Großbetriebes, wodurch das Waffenhandwerk mechanisiert worden und in ungeheuere Veranstaltungen der raschen Massentötung verwandelt worden ist, hat sicherlich nicht dem Kriege ein menschlicheres Antlitz verliehen, sondern die genannten

wohltätigen Neuerungen mehr als aufgehoben. Dazu kommt, wie auf anderen Lebensgebieten, die Steigerung des Raffinements, eine unendlich erhöhte Kunst des Hinterhalts und der Überlistung, so daß der systematische Krieg eine Anwendung wissenschaftlicher Methoden wurde, die jedoch keineswegs die bewußte Rückkehr zur ursprünglichen Wildheit des Nahkampfes ausschließt.

Jene Wahnvorstellung hat bewirkt, daß in jedem neuen Kriege dessen schreckliche Begleiterscheinungen wie unerwartete Überraschungen auf kindliche Gemüter wirken und alsdann dazu benutzt werden, Wut und Haß gegen die Feinde zu steigern, also verlängerten Krieg und neue Greuel um so gewisser herbeizuführen.

So wirkt insonderheit regelmäßig die Erfindung und Anwendung neuer Waffen und Kampfmethoden. Ihnen gegenüber erscheint der frühere und sonstige Krieg als ein ritterliches Turnier oder als ein ehrliches Handwerk.

Bekannt ist es, wie seinerzeit Pulver und Blei und die Erfindung der Kanonen auf die Leute gewirkt haben, die mit Schwert oder Lanze zu kämpfen gewohnt waren (obgleich es doch Pfeil und Bogen längst gegeben hätte).

So erklärte noch Fichte (1798), das einzige in unserer neuern Kriegskunst, was schlechthin rechtswidrig sei, seien die Scharfschützen, die im Dickicht auflauern und kaltblütig, und selbst gesichert, nach dem Menschen zielen, wie nach einer Scheibe. Bei ihnen sei der Mord Zweck [sonst also nicht?!], und so habe auch ihr erster Gebrauch „gegen policirte Nationen", der vom Hause Österreich gegen Preußen geschehen sei, wirklich die allgemeine Indignation von Europa erregt. „Jetzt haben wir uns daran gewöhnt und ahmen es nach, und das macht uns wenig Ehre" („Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre" S. 260). Als ob es nicht regelmäßig und immer so geschähe!

Kant gibt dem Gedanken eine allgemeine Fassung, daß zwar Verteidigungsmittel aller Art dem bekriegten Staat erlaubt seien, aber nicht solche, deren Gebrauch die Untertanen desselben, Staatsbürger zu sein, unfähig machen würde; denn alsdann machte er sich selbst zugleich unfähig, im Staatenverhältnisse nach dem Völkerrecht für eine Person zu gelten (die gleicher Rechte mit andern teilhaftig wäre). Darunter gehöre: seine eignen Untertanen zu Spionen, diese, ja auch Auswärtige zu Meuchelmördern, Giftmischern oder auch nur zur Verbreitung falscher Nachrichten zu gebrauchen: mit einem Wort, sich solcher heimtückischer Mittel zu bedienen, die das Vertrauen, welches zur künftigen Gründung eines dauerhaften Friedens erforderlich ist, vernichten würden. Und in die Klasse der Giftmischer, meint er, möchten auch wohl die sogenannten Scharfschützen, welche einzelnen im Hinterhalt auflauern, gehören.

Die moralischen Gefühle der Philosophen, die sich gegen den Gebrauch heimtückischer Kriegsmittel sträubten, waren sicherlich echt. Viel verbreiteter und mächtiger sind aber die unechten moralischen Empfindungen, die sittenrichterlich über die Unternehmungen des Feindes urteilen, weil es eben solche sind, die ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach wehtun und schaden; das Geschrei des Schmerzes sucht sich unkenntlich zu machen hinter der Geste der sittlichen Entrüstung.

Wenn dann ebensolche oder viel bösere eigene Taten geschehen, so wird regelmäßig die Wendung gebraucht, die in der hübschen alten Fabel zum Ausdruck kommt:

„Da war das Wort Herrn Alexanders,
Ja, Bauer, das ist ganz was anders."

Nicht die Abweichungen von vereinbarten Vorschriften müssen Verwunderung erregen; zumal da die Auffassung und Auslegung solcher Vorschriften naturgemäß auf feindlich entgegengesetzten Standpunkten verschieden ist. Bewunderung verdient es, daß immerhin doch manche solche Vorschriften zweifellos befolgt werden. Sie zu befolgen ist nicht nur im Sinne einer ethisch beeinflußten Religion oder vollends einer reinen humanen Ethik geboten, sondern, soweit als die Bedingungen erfolgreicher Kriegführung dadurch nicht berührt werden, offenbares Gebot politischer Klugheit, aus dem einfachen Gesichtspunkte der Gegenseitigkeit, und zugleich weil der gute Ruf des eigenen Staates und der eigenen Nation als ein höchst wertvolles Gut geschätzt werden muß.

Wenn aber andererseits Härte und Strenge durchaus notwendig erscheint, um im Kriege sich zu verteidigen und mit Erfolg anzugreifen? Um größere Übel zu verhüten, als: Lockerung der Mannszucht im eigenen Heere, vermehrte und erhöhte Gefahren für dessen Erhaltung, Ermutigung der Feinde, besonders einer feindlichen Zivilbevölkerung, zu feindseligen Handlungen, die entweder uns selbst oder ihnen, den Feinden, in weit schlimmerem Maße, zum Schaden und Verderben gereichen müssen! Daß unter solchen Umständen Härte und Strenge, festes, energisches Zufassen dasjenige ist, was auch eine wahrhafte und ehrliche Humanität anraten und empfehlen muß, kann nur schlaffe Gedankenlosigkeit oder verlogene Absichtlichkeit, die auf schlaffe Gedankenlosigkeit rechnet, verkennen. In Wahrheit kann es keinem vernünftigen Zweifel unterliegen, nicht nur in Fällen, wo es sich um den Vollzug rechtmäßig erkannter Strafen handelt, daß der schonungslose Vollzug in der Regel dem Notwendigwerden späterer Strafen und zugleich den Schäden, die aus der Aufweichung des Strafgesetzes entspringen, vorbeugen wird; sondern daß auch rein feindselige Handlungen gerade dadurch, daß sie furchtbar sind, oft schwerere Konflikte, größere und furchtbarere Feindseligkeiten verhüten können.

In Friedenszeiten sind die Gefahren, die der Humanität anhaften, wo sie in Widerspruch tritt mit dem geltenden Rechte und zugleich mit politischen Zwecken, naturgemäß geringer. Im Kriege liegen sie so klar zutage wie die Absichten derer, die vom Feinde Humanität verlangen, wo ihrem Kriegsinteresse diese zu gute käme und wo sie dem Feinde offenbaren Schaden zufügen würde. Im umgekehrten Falle wird lieber geschwiegen.

Der ehrliche Freund eines ewigen Friedens mag wohl die Frage aufwerfen: ob ein Krieg von zweijähriger Dauer mit reichlicher Humanität (zumal sogenannter) oder ein Krieg von halbjähriger Dauer mit weniger Humanität (zumal sogenannter) vorzuziehen sei? Ob jener den Vorzug verdiene, wenn eben die scheinbare und wirkliche Humanität und der kindliche Glaube daran, ebensowohl wie das feindselige und unwahrhaftige Gerede davon, offenbare Mitursache der Verlängerung wäre?

Zuversichtlich darf man sagen: weinerliches Winseln und hysterisches Ausstoßen des Wortes „Verbrechen" gegen die Kriegshandlungen des Feindes werden ebensowenig, wie sie das Ende eines Weltbrandes zu befördern geeignet sind, die Menschheit überhaupt einem dauernden friedlichen Zustande näherbringen.

Nur die klare, starke, gerüstete Vernunft wird dies leisten, und das heißt in Wahrheit nichts Geringeres, als die Ausbreitung und Stärkung eines echten wissenschaftlichen Bewußtseins.

Das echte wissenschaftliche Bewußtsein ist so gut, und vielleicht noch mehr als der kriegerische Sinn, als die militärische Organisation, Frucht des männlichen Geistes.

Nur die männliche Vernunft wird mit Erfolg der männlichen Kraft- und Kampfgesinnung begegnen.

Dies ist auch der Gedanke der großen Lehrer des Naturrechts gewesen, die eben als solche Lehrer der Menschheit waren.

Denn in diesem Sinne nannte Hobbes es die Pflicht des isolierten Menschen, aus dem Naturzustande, der ein Zustand des Krieges aller gegen alle sei, herauszutreten, und den Frieden zu suchen, wo er zu haben sei.

Im gleichen Sinne und fast mit den gleichen Worten macht Kant davon die Anwendung auf das Verhältnis zwischen Staaten, wenn er sagt, der Naturzustand der Völker sei, ebensowohl als einzelner Menschen, ein Zustand, aus dem man herausgehen soll, um in einen gesetzlichen zu treten, und wenn er betont, die Vernunftidee einer friedlichen, durchgängigen Gemeinschaft aller Völker auf Erden, die untereinander in wirksame Verhältnisse kommen können, sei nicht etwa philanthropisch und ethisch, sondern ein rechtliches Prinzip.

Nur scheinbar steht es in Widerspruch damit, wenn Kant am Schlusse seiner Rechtsphilosophie erklärt: „Nun spricht die moralisch-praktische Vernunft in uns ihr unwiderstehliches Veto aus: „Es soll kein Krieg sein," weder der, welcher zwischen dir und mir im Naturzustande, noch zwischen uns als Staaten, die, obzwar innerlich in gesetzlicher, doch äußerlich (im Verhältnis gegeneinander) im gesetzlosen Zustande sind; — denn das ist nicht die Art, wie jedermann sein Recht suchen soll." Die moralisch-praktische Vernunft, wie sie dem Rechtsgedanken zugrunde liegt, ist bei Kant eben nichts anderes als die Kraft der Einsicht, die sich im „wohlverstandenen Interesse" ausdrückt; sie sucht das wahrhaft Nützliche und Heilsame und erkennt, daß in letzter Linie die Förderung der Menschheit auch dem Wohle des einzelnen Menschen am besten diene. — In unserer Zeit bedürfen wir des nüchternen sachlichen Denkens mehr als je. Zumal in politischen Angelegenheiten, die von ungestümen Leidenschaften ebenso wie von hohen Stimmungen des edlen Gefühles (wenigstens sich edel dünkenden) getränkt werden. Wie im innerpolitischen Leben, so herrscht auch zwischen den Staaten die gegenseitige Anklage und Beschimpfung vor.

Über den Wert der Parteien entscheiden von Zeit zu Zeit die Staatsbürger als Wähler. Möge ihre Entscheidung in den Augen der unterliegenden Partei oder sogar unparteiischer Dritter trügen oder nicht — auch Richtersprüche werden angefochten und erfahren zornige Kritik — es ist doch eine Entscheidung.

So entscheidet der Sieg zwischen den Staaten; gibt es keine andere Entscheidung? Der Sieg beruht nicht schlechthin auf roher Gewalt, zumal dann nicht, wenn die an Zahl erheblich Schwächeren siegen; Geist und sittliche Gewalt haben ihren Anteil daran und veredeln den Triumph der Waffen. Die Schönheiten des Sieges und die luftreinigenden Wirkungen der Kriegsgewitter, die den Weltgeschicken eine neue Gestalt verleihen und oft die Kultursonne heller als zuvor erglänzen machen, lassen immer von neuem die Furie als einen zur göttlichen Weltordnung gehörenden Engel erscheinen.

Auf der anderen Seite wird die Furie geliebt und angebetet von den Unterlegenen, weil sie Abwaschen der Schmach, Wiederherstellung der nationalen Ehre, Wiedergewinnung verlorenen Landes, kurz: Rache in Aussicht stellt. Wie in frühen Zuständen zwischen den Clans und Geschlechtsgenossenschaften, so macht heute zwischen den Staaten mehr als alles andere die „Blutrache" den Krieg zu einer dauernden Institution.

Zur göttlichen Weltordnung gehöre der Krieg, wie Pestilenz und Hungersnot, so verkündete einst der ehrwürdige und geniale Feldherr, Graf von Moltke. Sind wirklich auch heute noch Epidemie und Hunger stehende

Einrichtungen in Westeuropa, die man hinnehmen muß als Schickungen des Himmels, mit denen dessen Mächte sich von Zeit zu Zeit in Erinnerung bringen? Werden Ärzte, Hygieniker, Volkswirte und Menschenfreunde durch solche Erwägungen sich abhalten lassen, den „grauen Weibern" die Tore zu versperren? – Freilich nicht durch ähnliche Mittel läßt sich dem ewigen Kriege wehren. Aber wehren muß ihm ebenso, kann ihm nur die wissenschaftliche Erkenntnis, in erster Linie die vertiefte Erkenntnis des Rechtes, demnächst die des sozialen Lebens und seiner Gesetze. Wenn die bedeutendsten Erkenntnisse dieser Art nur soweit Gemeingut der Menschheit würden, wie es die astronomischen und einige andre naturwissenschaftliche Grundeinsichten schon geworden sind, so wären die groben diplomatischen und publizistischen Täuschungen nicht mehr möglich, denen heute noch die Völker hilflos preisgegeben sind. Man würde erkennen, daß auch ein berechtigter, ja ein für heilig gehaltener Krieg dem Wesen des Rechtes so sehr wie dem Ideale der Sittlichkeit zuwider ist.

„Der Krieg hat überhaupt nichts Rechtes, hat Rechtes nie gehabt; Gutes hat er heut sicher nie an sich; er ist das größte Übel für Sieger wie für Besiegte geworden, durch den industriellen Zusammenhang der Kulturvölker und seine rein maschinelle Furchtbarkeit. Der Ersatz des Krieges durch Rechtsmittel ist uns heutigen Kulturmenschen ganz unbedingt das Ziel . . . die beiden Rechtsmittel: Lehre des Friedensrechts bei allen Nationen und ein Gerichtshof als letzte Instanz im Haag für alles internationale Straf-Zivil-Völkerrecht." So schrieb ein Jahr vorm Weltbrande ein deutscher Jurist, der dem internationalen Pazifismus nicht angehört, der aber klar und stark die unrechtmäßigen Reaktionen von der Reaktion des Rechtes unterscheidet und so die Idee des Naturrechts erneuert. Mit einem trefflichen Worte dieses zu wenig bekannt gewordenen Büchleins (August Sturm, „Die Reaktion des Rechts," Hannover 1914, S. 58) möge diese Betrachtung schließen:

„Man spricht von drei Säulen des Tempels der Menschheit, über dem die ewige Sonne leuchtet: dem Wahren, dem Guten, dem Schönen. Aber die vierte Säule ist die Gerechtigkeit und auch sie ruht auf Felsengrund im Menschenherzen."

Der rechte Liebhaber des Schicksals

Roman von Albert Steffen

(Fortsetzung)

Einundzwanzigstes Kapitel

Artur, der ganz seiner Aufgabe lebte und vom Geschwätze der Gesellschaft nicht mehr berührt wurde, erfuhr erst jetzt von der Trennung Friedrichs und Klaras. Diese beiden Menschen, die zu zweit geborgen waren, schienen ihm einzeln allen Übeln ausgesetzt. Er mußte wissen, wie es ihnen ging. Mit Klara konnte er nicht gut zusammen kommen, wohl aber mit Friedrich. Er lud ihn ein, ihn wieder zu besuchen.

Friedrich hatte viele falsche und leichtsinnige Darstellungen von seiner Entlobung vernommen. Er verschmähte sie zu berichtigen, weil sie von Klara selber auszugehen schienen. Sie mußte indiskret von ihm gesprochen haben. Es hieß, sie hätte ihm den Abschied gegeben, weil er eine durch und durch vergiftete Persönlichkeit sei, was er selber zugegeben habe, falsch, intrigant, scheelsüchtig, feig, wortbrüchig, lebensohnmächtig usw.

Friedrich grübelte: „Warum sagte sie denn früher immer: ‚Seltsam, daß ich mit dem ernstesten und treusten Menschen zusammenkommen darf, ich, die Leichtsinnige‘ — wenn sie mich jetzt lächerlich macht? Warum heuchelte sie Bewunderung, wenn sie mich nun verächtlich darstellt? Warum diese beständigen Versuche, mich zur Redseligkeit zu verführen? Nur um nachher zu sagen: Er ist ein Schwätzer, ein Narr, ein Scharlatan, ein Mann mit Wahnideen, weg mit ihm, er ist der lästigste Mensch! Warum hörte sie mir stundenlang zu, wenn ich meine Gedanken auseinandersetzte? Nur um mich einen langweiligen Patron zu nennen?"

Er hatte im Feuilleton einer Tageszeitung eine kleine Novelle gefunden, die von einem Ethiker handelte, der ein wildes Leben führte, was ihn nicht hinderte, moralische Abhandlungen zu veröffentlichen. Friedrich war gewiß, daß sie von einem Freunde Klaras, dem sie seine ganze Geschichte berichtet hatte, geschrieben worden war. Sie erzählte der ganzen Welt davon. Der Dichter, der Arzt, der Pfarrer, der Lebemann, jeder spiegelte ein anderes Bild von ihm, Klara zu vergnügen. Er war unerschöpflich. O, sie bereute dies Erlebnis nicht.

Nachts, wenn er auf seiner Stube saß, schien ihm, als wäre der ganze Raum voll der Gedanken dieser Menschen: sie lachten, stichelten, spien aus. Sie ließen ihn nicht los. Er konnte sich nicht wehren. Oft nahm er sie in seine Träume. Und da zerstörten sie ihn noch tückischer.

Die ganze Welt trachtete danach, ihn zu quälen. Er hatte Beweise dafür. Zum Beispiel: Eines Morgens, ausnahmsweise glücklich erwacht, ging er singend aus dem Hause. Sofort begann ein Metzgerjunge auf der

andern Seite der Straße ihn gröhlend nachzuahmen und ruhte nicht, bis Friedrich verstummte.

Ferner: Eines Abends erblickte er in der Ferne einen weißen Mantel. Er glaubte Eugenie zu sehen und wollte ihr ein wenig näher kommen, schlug deshalb einen Trab an, wobei er gegen einen Hund anrannte, zu Boden stürzte und das Augenglas zerbrach. Der Hund lief heulend fort. Friedrich war ohne Brille auf der Straße ziemlich hilflos. Er richtete sich empor und suchte auf dem kürzesten Wege nach Hause zu gelangen, wobei er viele Schimpfworte hören mußte und sogar Püffe bekam. Ein Kutscher versetzte ihm, nachdem er ihn beinahe überfahren hätte, eins mit der Peitsche über den Buckel.

Der Grund, ohne den das ganze Wahngebäude niemals entstanden wäre, war damit gelegt worden, daß Klara nicht auf seinen Brief geantwortet hatte. Nun war ein Vierteljahr seither verflossen. Immer noch lief er jede halbe Stunde zum Kasten, zu sehen, ob die Antwort drinnen läge. Jede Freude, die ihm seine Bücher gaben, unterbrach er so.

Schon durch das Verhältnis mit Eugenie hatte sich Friedrich den Gedanken zu eigen gemacht, daß kein Schicksal unverdient und sinnlos über einen kommt. Jetzt ruhte er nicht, bis er begriffen hatte, warum er solche Verfolgungen erdulden mußte. Und er fand tiefe Zusammenhänge. „Vielleicht sah ich früher zu unbarmherzig auf alles menschlich Niedrige hin. Nun werde ich in diesem Sinn gerichtet. Alle Leute strafen mich, ohne es zu wollen und zu wissen," sagte er zu Artur.

Dieser vermochte ihm den Wahn nicht auszureden.

Unvermutet erreichte er die Heilung auf ganz andere Art. Bei dem Rundgang durch die Anstalt gesellte sich ein Pensionär zu ihnen, der nächstens entlassen werden sollte; er war frei und heiter genug, Friedrich mit seiner Geschichte bekannt zu machen, die mit dessen Schicksal einige Ähnlichkeit besaß.

Dieser Herr hatte sich aus mancherlei Gründen von einer Dame getrennt, darob einige Gewissensbisse empfunden und ihr zu seiner Beruhigung einen Brief geschrieben, worin er sich schuldig nannte, worauf sie aber gar nicht antwortete. Nun versuchte er sie auf der Straße anzuhalten und zu sprechen. Sie wich ihm jedoch schon von weitem aus. Er wiederholte das Manöver, wagte aber nicht einmal zu grüßen, da sie ihn mit keinem Blicke mehr beachtete, folgte ihr jedoch auf dem Fuße nach. Da erschien sie mit einer großen Dogge, um nicht gänzlich schutzlos zu sein, wie er sich sofort sagte. Einmal nun, als sie des Weges kam, lief der Hund weit voraus. Der Liebende beschloß, ihn zu reizen, um gebissen zu werden und die Dame dadurch in Schrecken und Mitleid zu versetzen. Der Plan gelang: sehr befriedigt hinkte er davon mit zerrissener Hose und blutiger Wade. Als

aber Bein und Beinkleid kuriert waren, kam auch die Schwermut wiederum zurück. Der Umstand, daß die Hartherzige kein Zeichen der Bedauerung verlauten ließ, nahm ihm die Lebensfreude. Er verlor das Vertrauen, daß er noch irgendeinem Menschen Freund sein könnte. Seine einzige Beschäftigung bestand von nun an darin, daß er an einem Briefe studierte, worin er darlegen wollte, daß er weder feige noch schwach sei. Oft mitten in der Nacht erhob er sich, um eine neue Fassung niederzuschreiben, die er am nächsten Morgen doch nicht abzuschicken wagte. Immer schwebte ihm das pikierte Gesicht der Dame vor der Seele. Beständig sann er, was er tun könnte, damit es wieder freundlich blickte. Er zeichnete es unzählige Male an den Rand der Briefe. Endlich entdeckte ein Freund den gewaltigen Stoß Papier und riet ihm, eine Nervenheilanstalt schnellstens aufzusuchen.

Der Eindruck, den dieses etwas kokett vorgebrachte Erlebnis auf Friedrich machte, führte den Anfang der Heilung herbei. Denn alles, was er gelitten hatte, erschien ihm nun so eng und klein, daß es ihn mit einem Strome heißer Scham erfüllte.

Die gewaltige Bewegung, die ihn ergriff, blieb Artur nicht verborgen. Es ging diesem plötzlich auf, welche Bedeutung Klaras Nichtantworten, von dem Friedrich ganz nebenbei gesprochen hatte, besitzen mußte. Er beschloß im gleichen Augenblicke, sie so bald wie möglich aufzusuchen und zu veranlassen, einige Zeilen zu schreiben, die Friedrich beruhigen würden, ihr diese Zeilen vielleicht selber in die Feder zu diktieren. Er war ganz zornig über ihr Betragen, das er sich nur durch eine große Gedankenlosigkeit erklären konnte. Absicht war es sicher nicht gewesen. „Sie ist eben überhaupt nie mehr allein," dachte er, „und vertreibt die Eindrücke, die zum Nachdenken führen, immer durch Geschwätz."

Er begleitete den Freund in die Stadt zurück und suchte hierauf sogleich Klara auf. Als er in den Park des Hauses trat, worin sie wohnte, kam ein Herr hinaus, der, wie Artur wußte, zu ihrem Bekanntenkreis gehörte, blieb vor dem Gartentore stehen und freute sich an einem Kinde, das mit einem Pudelhündchen zänkelte. „Vielleicht gefällt ihm diese kleine Szene deshalb so, weil er von Klara kommt," dachte Artur. „Er lächelt so sympathisch. Wenn sie die Menschen so liebenswürdig macht, will ich fröhlich und dankbar sein."

Er läutete. Klara öffnete, sah ihn verwundert an und sagte: „Komm herein," wobei sie das Sie unterdrückte, er wußte nicht, ob absichtlich oder nicht. Jedenfalls nahm er deshalb sofort eine steife Haltung an. Sie trug eine schöne, orangefarbene Bluse. Im Zimmer schwebte ein leichter Zigarettenrauch. Auf einem Tischchen standen winzige Mokkatassen. Sie begann sofort mit übereiliger, aber ziemlich gleichgültiger Stimme zu er-

zählen, daß sie soeben einen Freund bei sich gesehen hätte, der seine Lebensgeschichte berichtet hätte, wozu sie ihn auch herbestellt hätte, da sie gewußt hätte, daß sie nach dem Ball von gestern, an welchem sie bis zum Morgen getanzt hätte, besonders mitempfindende Nerven hätte. „Man ist so traumhaft müde. Ich habe die Erzählung sehr genossen. Er hat sich ausgesprochen. – Aber das ist wohl zu weltlich. Tanz ist gewiß verboten . . ."

Artur erwiderte: „Keineswegs. ‚Der Tanz deutet', wie St. Martin sagt, ‚auf jene Bewegungen hin, welche der aus dem Geist wiedergeborene Mensch machen sollte, um alle falschen und schlimmen Einflüsse, die ihn umgeben, von sich zurückzustoßen und diejenigen an sich zu ziehen, die ihm heilsam sein können.'"

„Diese Art zu tanzen meine ich gar nicht," unterbrach ihn Klara, gereizt von seiner Ruhe.

„Auch der Gesellschaftstanz," fuhr Artur fort, „hat seine Berechtigung, indem er uns von alten, lästigen, vergifteten Gefühlen befreit."

„Ich sehe, du bist immer noch derselbe," rief sie aus. Und nun begann sie alles zu bestreiten, was sie überhaupt jemals von ihm vernommen hatte.

Er merkte bald, daß ihre Behauptungen gar nicht von ihr selber stammten, sondern sehr wahrscheinlich von einem neuen Freunde. Er glaubte den Charakter desselben aus ihren Reden zu erkennen. Er verschmähte jeden Kampf mit ihm. Deshalb wurde er noch gemäßigter und nachgiebiger in seinen Entgegnungen. „Wenn ich Klara überzeugen wollte," sagte er zu sich, „so müßte ich ihr diesen Liebhaber abspenstig machen. Soll man einer Frau die Liebe verleiden? Doch nur, wenn man sie selbst gewinnen will. Dazu ist es jedoch zu spät."

Er fühlte, daß die Schwermut wieder kam.

Endlich gelang es ihm, auf den eigentlichen Zweck des Besuches zu kommen und sachlich darzulegen, daß Friedrich infolge der Nichtbeachtung seines Entlobungsbriefes gemütskrank geworden sei. Er schilderte seinen Zustand und bat sie, einige Zeilen zu schreiben, um ihn von seinen Wahnideen abzubringen.

„Wie unsinnig," versetzte sie, „zu glauben, ich wolle mich rächen, ich wolle ihn quälen und strafen. Dazu bin ich zu lustig, zu leichtsinnig. Ich hatte ihn einfach vergessen."

Als ihr Artur raten wollte, wie der Brief abzufassen wäre, brauste sie heftig auf: „Du meinst, nur du verstehst die Menschen, nur du besitzest Zartgefühl. Du kannst nur an dich selber glauben. Du bist eitel, eng, selbstgerecht. O ich kenne dich. Adieu." Sie drängte ihn beinah zur Tür hinaus.

Hierauf schickte sie Friedrich ein Billett zu ihrem nächsten Konzert, mit einem freundlichen Gruß.

Als Artur über die Ebene nach Hause ging, wurde der Eindruck immer stärker, daß etwas Hohles in Klaras ganzem Gebaren gewesen war. Ihre neue Art, die Haare in die Stirn zu kämmen, war ihm unsympathisch, ihr Lächeln zu leer, ihr Kleid zu bizarr, die Kissen im Zimmer zu weichlich. Jenes Sie, das sie bei seinem Eintritt unterdrückt hatte, kam ihm wieder in den Sinn, machte ihn ganz hintersinnig. „Sie hat mich nicht mehr nötig. Sie findet andre Menschen, die sie leiten, trösten, lieben. Ich werd ihr nie mehr etwas sein."

Das Furchtbarste aber war, daß er keine Möglichkeit mehr sah, ihr von seiner inneren Entwicklung zu sprechen. „Meine Qualen, meine Anstrengungen, meine Siege bleiben ihr verborgen, obschon sie nur ihretwegen erlebt werden. Wir sind einander für immer verloren.

Wahrscheinlich wird sie gar nicht über den Besuch nachdenken," fuhr er zu grübeln fort. „Sie wird mit irgendeinem Menschen sich darüber lustig machen. Sie kann nicht weiter kommen. Und wenn sie überhaupt nicht weiterkäme! Dann trag ich die Schuld. Ich allein bin schuld an meinen und an deinen Schmerzen."

Die Schwermut drückte ihn beinah zu Boden. Er trug sich kaum. Diese Schmerzen erschienen ihm zu groß, um sie für sich und andere zu nutzen. Trotzdem hätte er nicht leben wollen ohne sie. Denn sie sagten, daß Klara doch zu ihm gehörte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Friedrich beachtete die Einladung zu dem Liederabend Klaras nicht, denn fast im gleichen Augenblicke, da sie ihm verzieh, wandte er sein Denken, das sich durch diese Leiden noch mehr verinnerlicht hatte, wiederum gänzlich Eugenie zu. Und er war dankbar, daß er es durfte. Denn er empfand, daß dieses Denken seine Seele vor Verödung schützte. Nicht die hereinbrechende äußere Dunkelheit war es, die er fürchtete, sondern die Apathie des Gemütes. Davor war er nun bewahrt, denn das Bild der Geliebten wurde immer deutlicher, wesenhafter und unerschöpflicher.

Er mußte sich sagen, daß er mit ihr viel inniger verbunden war, als sein Verstand es sich erklären konnte. Er kam nämlich fast in allen Träumen, an die er sich erinnerte, mit ihr zusammen und glaubte, nicht fehlzugehen, wenn er annahm, daß es in den vergessenen nicht anders war. Gewöhnlich träumte er, daß er spazieren ginge, daß Eugenie ihn suchte und an seine Seite träte, mit einem Vorwurf, einer Scheu und einem Flehen im Gesichte, die ihm wehe taten, daß er deshalb beinah erschrocken ihre Hand erfaßte, die schmale, längliche, feingegliederte, ein wenig lilagefärbte, sie drückte und betrachtete und dabei von einem Gefühle durchdrungen wurde, das aus dem innersten Herzen zu kommen schien, vom

süßesten Versöhnungsdrange, worauf sich beide um den Hals fielen und eines des anderen Erschütterung des Schluchzens spürte. Dann schauten sie zusammen die prächtigen Landschaften an, durch die sie schritten, und er lehrte sie alles, was er wußte über Erde, Wasser, Luft und Licht.

Er fragte sich oft, ob sie wohl ahnte, wie sehr sie innerlich zusammengehörten. Fast wünschte er, daß ihr dies Wissen erspart bliebe. Wie ertrüge sie die unendliche Sehnsucht sonst, die solche Einsicht nach sich zieht!

Seine Sehkraft nahm beständig ab. Indessen bot ihm das Mitempfinden, das sich immer zarter entwickelte und sich bis zur Bildhaftigkeit steigerte, Ersatz. Er merkte, daß die Augen nicht notwendig sind, um zur Erkenntnis der Dinge zu gelangen. — Eines Tages, als er bei Artur gewesen war, begleitete ihn dieser in die Stadt zurück auf Wegen, die Friedrich nicht kannte. Es herrschte tiefe Dunkelheit. Diese Matte schien Friedrich etwas Herbes zu haben. Er schlug unwillkürlich einen langen, festen Schritt ein. Und plötzlich war ihm, als ob in dem Winde, der über sie strich, Kommandoworte und Marschbefehle ertönten. Etwas später schien ihm, obwohl weder die Bodenbeschaffenheit noch der Graswuchs sich veränderten, als würde er von süßester Lebenslust durchdrungen.

Diese beiden Eindrücke waren so stark, daß er Artur davon sprach, und dieser sagte, daß sie erst über das Exerzierfeld der Soldaten und dann über den Spielplatz der Kinder geschritten wären.

Damals schon, als seine Augen noch gut gewesen waren, hatte er gerne in einem einfachen Zimmer gewohnt, weil er, von keinem Bilde und keinem seltenen Geräte abgezogen, die Gefühlsweise der Dichter, die aus ihren Werken strömte, länger in seiner Seele hatte nachtönen lassen können. Nun war es so, als ob die Stube etwas dunkler geworden wäre, aber die Verse hauchten gerade deshalb eine um so innigere Stimmung aus.

Er las zum Beispiel Jung-Stillings Lebensgeschichte. Als er mit ruhigem Gemüte dem Gesamteindruck nachsann, wünschte er nichts sehnlicher, als jetzt mit breiten Pinselstrichen Matte um Matte und Wald um Wald hinzumalen in den freudigen Farben der Hoffnung. Er mußte sich denken, daß dieses Schicksal in einem Himmel vorbereitet worden war, der aus süßen, vollen und innigen Empfindungen bestand. Von dort her war der gute Stilling niedergestiegen.

Am deutlichsten aber wurde ihm dieser innere Fortschritt in den Konzerten. Erst vernahm sein Ohr die altgewohnten, trauten Töne, dann wurde ihm immer deutlicher eine vielfach gegliederte Welt der Gefühle, und zuletzt stiegen Farben in ihm auf, die zu Bildern wurden. Er schaute vielerlei Länder. Hier wohnten Mozart, Beethoven und Brahms. Ihre Harmonien strömten aus den Wäldern, Seen und Hügeln.

Diese Gebiete waren miteinander verwandt und doch verschieden. Das

von Beethoven trug einen roten, in seinen spätern Werken violetten Schimmer. Das von Mozart war kindlicher gestaltet, es besaß Bäume, deren Wipfel sich freundlicher, scherzhafter und krauser neigten, es ging ein süßerer Wind daselbst, man mußte es mit zierlicheren Bewegungen durchschreiten. Das von Brahms trug die Farben der Kornfelder und des blauen Himmels. Friedrich fühlte sich zu Hause, wo diese Größten wohnten. Er konnte ihre Sphären aus freiem Willen und bewußt betreten.

Auf diese Weise stieg ein Meer ganz neuer Eindrücke immer deutlicher in ihm empor. Er brauchte keine Furcht zu haben, daß er darin verloren gehen könnte, da er die Treue hatte, die ihn zum Geiste führte und ihn die Bedeutung und den Wert solcher Erlebnisse richtig einschätzen lehrte. Die Treue war sein eigentliches Heimatland.

Dieses Erleben veranlaßte ihn aber keineswegs zu einem abgeschlossenen, erdenfremden Leben. Im Gegenteil: es flößte ihm Zuversicht ein, es gab ihm Sicherheit im Verkehre mit den Menschen. Er merkte, daß ihm die Seelen derselben durch dies Mitempfinden immer reicher, vertrauter und lieber wurden.

Unvermutet bot sich ihm Gelegenheit, in einem Blindeninstitute den Musikunterricht zu übernehmen. Dieses Lehramt brachte ihm ganz unerwartete Befriedigung. Schon am Beginne seines Wirkens durfte er einige Genugtuungen erleben. Verschiedene reiche Leute, die seine Schriften kannten, zeichneten seinetwegen die Anstalt mit Geldgeschenken aus. Die Verwendung wurde ihm überlassen. Er kaufte eine Druckmaschine für Blindenschrift, Bücher, neues Anschauungsmaterial und richtete eine kleine Handwerksstätte ein.

Der Unterricht machte ihn geradezu glücklich. Es war ihm fast wunderlich, daß er nun auf einmal von so vielen Wesen geliebt wurde. Da hakte sich zum Beispiel ein Kind ganz ohne weiteres in seinem Arme ein. Ein Kind, das nicht gerade reinlich angekleidet schien. Man roch ihm das Haus der Eltern und deren Arbeit an. Der Vater war Schneider und rauchte immerwährend in der dumpfen Stube, sagte sich Friedrich. Gerade deshalb aber ließ er den kleinen Arm so gern in seinem. Es machte ihn froh, aus den Sitten und Unsitten der Eltern noch etwas anderes herauszufühlen: das Engelhafte, das in jedem Kinde ist.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Der Sommer wurde heiß und Klara sehnte sich aufs Land. Sie wußte eine Villengruppe, ein paar Stunden vor der Stadt, am Rande, wo sich Wald und Heide trafen. Hier wohnten einige Künstler, die sie kannte, darunter jener Maler von dem Badeplatz der Kinderkolonie. Er hatte sich inzwischen mit einer Freundin Klaras verlobt. Die Menschen

lebten wie Geschwister hier, einfach und heiter, freuten sich ihrer Gesundheit und Kraft, badeten und turnten viel und waren alle tätig. Die Väter malten und dichteten, und die Kinder bauten aus dem Heidesand Paläste. Die Frauen pflegten die Gärten, derart gekleidet, daß sie sich wohl und frei fühlten und sehr liebenswert waren. Die Geliebte des Malers war etwas menschenscheu und ging kaum aus dem Garten. Sie vermochte an dem harmlosen Treiben der andern keinen Gefallen zu finden. Kam Besuch zu ihren Eltern, so verbarg sie sich. Sie konnte zwar sehr zart sein, aber nur gegen Dinge, die noch zarter waren als sie. Es wuchsen auf dem Wiesenplatz einige Oasen von Krokus und andern Frühjahrsblumen. Wenn sie darauf schaute, war ihr, als legte sich eine kühle, liebkosende Hand auf ihr Herz. Dann wurde ihr wirklich zärtlich zumute. Aber gegen ihren Verlobten war sie herb. Fragte er: „Darf ich dich küssen?" so sagte sie: „Nein." Er küßte sie deshalb ohne zu fragen. Aber sie ließ es nur zu, wenn die Dämmerung schon auf den Garten gesunken war. Einmal, als es dunkelte, konnte er nicht anders, als an ihrem Ohre flüstern: „Küßt du mich gern?" Da fuhr sie zornig auf und sprach: „Wenn du das noch einmal fragst, so ist es aus für immer."

Wenn sie allein war, wurde sie sehr oft von Angsten übermannt. Dann wußte sie, daß sie zugrunde gehen mußte, wenn sie nicht jemand finden konnte, der sie leitete, der ihr ein geistiges Ziel zu zeigen vermochte. Denn selber denken konnte sie nicht. Diesen Führer suchte sie im Maler.

Er dachte über seinen Beruf ungefähr dieses: „Meine Aufgabe ist, Gefühle auf der Erde heimisch zu machen, die man bisher nicht kannte. Diese Gefühle soll der Mensch bekommen, wenn er meine Bilder betrachtet. Vor mir wurden sie von niemand erlebt, nach mir von Tausenden. Jedes schöne Gefühl verdrängt ein häßliches. So bereichere ich die Welt. So wandle ich sie um. Und wenn in spätern Zeiten die Natur in einer innigeren, beseelteren Weise erscheinen wird, so habe ich mitgeholfen."

Er trug den Plan zu einem großen Bild in sich. Die wichtigste Vorarbeit dazu schien ihm, sein Empfinden stark und rein zu machen. Zu diesem Zwecke ging er jeden Tag vor Sonnenaufgang über die Heide, blickte in die Ferne und dachte: „Mög meine Seele weit genug werden." Er schaute in die Sonne, die sich ungeheuer groß vom Horizonte hob und sagte sich, daß seine Liebe noch viel strahlender werden mußte. Er wandte sein Auge vom Gelb der Ebene zum Blau des Himmels. Da wurde das Blau immer frömmer und das Gelb immer feuriger. Jetzt fühlte er die Harmonie in sich, von der die Menschen durchströmt werden sollten, wenn sie das Bild, das er plante, betrachteten.

Nun merkte er etwas Eigenartiges an Friedas Liebe: Sie war dann am hingebendsten, wenn er sich auf einem solchen Gange von unnenn-

baren Gefühlen hatte durchdringen lassen. Und ebenso sagte ihm die Selbstbeobachtung, daß er Frieda gerade ihrer Herbheit wegen besonders gerne hatte, sobald er derart tief und reich geworden war.

Es gab aber Regentage, wo er seinen Lauf über die Ebene nicht machen mochte. Dann wurde ihm der Kopf etwas leer und die Arbeit gelang ihm nicht. Wollte er nun durch Küsse zur Schaffensfreude kommen, so geriet ihm eher das Gegenteil. Denn Frieda wurde scheu und trotzig. Er tröstete sich, indem er dachte: „Wenn eine Frau uns auf besondere Art liebt, so darf man das nicht ändern wollen. Das Besondere ist doch gerade das Schöne."

Eines Morgens, als er über die Ebene lief, stieg in ihm zum ersten Male ganz deutlich sein großes Bild auf. Heute mußte die eigentliche Arbeit beginnen. Heimgekehrt nahm er die Kohle und brachte auf die Leinwand, was er mit dem inneren Auge sah. Als die Idee festgehalten war, dämmerte es. Er ging, glühend vom Schaffen, zu Frieda hinüber, fand sie aber nicht allein, sondern in Gesellschaft Klaras, die nunmehr aus der Stadt hierher gezogen war, „um zu laufen, zu klettern und zu schwimmen, um sich einmal auszurasen", wie sie sagte, wobei sie auf den Zehen stand und Flugversuche machte. Hierauf fing sie zu singen an.

Als der Maler wiederum wegging, urteilte er: „Was ist herrlicher als eine Frau, die eine seltene Eigenschaft aus eigener Kraft aufs höchste entwickelt hat? Deshalb lieb ich die selbständigen Frauen so sehr. Ich verehre die Heiligen und bewundere die großen Königinnen. Ich schaue mit Sympathie die jungen Leutnantsweibchen an, die so sicher im Sattel sitzen. Die Schauspielerinnen und Tänzerinnen, die in den illustrierten Zeitungen abgebildet sind, die Arztinnen und Richterinnen, selbst die Sportsdamen, die irgendein kleines Kunststückchen gelernt haben, alle haben mein Interesse. Wie begeistert war ich jüngst, als ich las, daß ein Fräulein den Kanal schwimmend zu durchqueren gedächte! Ob sies getan hat, weiß ich freilich nicht. Erst wenn die Frauen selbständig werden, zeigt sich, wie merkwürdig sie sind. Ich möchte das Weib ein wenig kräftiger, rauher, irdischer. Der Mann, der durch die Beschäftigung mit den Künsten ein zartes Innenleben bekommen hat, merkt, daß es mit der Zartheit der Frauen oft nichts besonderes ist. In Unreife und Kindsköpfigkeit besteht sie, die einem nur zu bald auf die Nerven kommt."

Er war begeistert und nahm demgemäß Schritte. „Ich genieße das Leben noch lange nicht genug," rief er, indem er über einige Gräben setzte. „Ich lasse mir von den Menschen zu wenig Freude geben. Wie lange ist es her, daß ich im Innersten so erwärmt wie heute war. Und solche Wärme würde wahrlich meiner Kunst nicht schaden."

Schließlich fing er zu singen an. Als er es merkte, sagte er: „Man

kann die Menschen, von denen man weggeht, danach beurteilen, wie man jetzt singen möchte, stürmisch oder still, lieblich oder monoton," ein Gedanke, den Klara während der Unterhaltung geäußert hatte.

„Klara," dachte der Maler weiter, „hat eine innere Musik, die alles übertönt. Frieda jedoch eine, die in sich selbst harmonisch ist. Klara singt im Sturm und Frieda in der Stille!"

Er wurde schließlich müde vom Lauf und ging nach Hause.

Als er das angefangene Bild betrachtete, übertönte die stille Melodie die stürmische. „Morgen fang ich mit den Farben an," sprach er zu sich. Süße Gefühle durchströmten ihn. „Mög ich von Frieda träumen," sagte er, indem er schlafen ging.

Er erwachte mit einem leichten Unbehagen, hoffte aber, sich durch den Lauf über die Ebene davon zu befreien. Aber er verlor die Lust dazu, als sich während das Frühstückes die Farben des Morgens verwischten und die heraufziehenden Dünste sich zu einem schleierhaft fallenden Regen verdichteten. Er wollte arbeiten. Jedoch die grau werdenden Fenster nahmen ihm die Freude. Es war zu wenig Begeisterung in ihm.

Nun begann er in den Kunstzeitschriften und Ausstellungskatalogen zu blättern, die Klara aus der Stadt hergebracht und ihm gestern beim Abschied zum Betrachten mitgegeben hatte. Das mußte ihn aufmuntern, meinte er.

Da war porträtiert ein gebildeter Herr in Hemdärmeln, der die Zeitung las; da ein Weib, das den Kopf in die Fäuste stützte und einen wie ein Tier anlugte, und derart alles; kein einziges Bild, das Geist verriet. Die heiligsten Weltgeschehnisse waren aufgegriffen, um die Menschen etwas Häßliches darüber denken zu machen. „Das kommt davon," dachte er, „wenn die Metzger ihren Beruf verfehlen. Ist es erlaubt, daß die Gemeinheit sich so wichtig gebärdet? Wie froh bin ich, daß ich das Zeug nicht gemalt habe. Nur das nicht. Lieber einen Mühlstein um den Hals und sinken in die tiefste Tiefe. O hätte ich das Heft nie aufgeschlagen."

Es fiel aus seiner Hand. Er fand die Kraft nicht mehr, es aufzuheben. Bangigkeit und Schwermut lähmten ihn, so daß er einige Stunden starr dalag, ohne Überblick seines Zustandes. Alle Pläne waren aus seinem Kopf gewichen. Er war sicher, daß er sein Bild nie fertig bringen konnte. Endlich schlief er ein.

Gegen abend klärte sich das Wetter auf. Die untergehende Sonne schien durch die Fenster auf sein Gesicht und weckte ihn. Sein Blut war angenehm erregt. Er schaute mit einem halben Blicke auf die Zeitschriften zu seinen Füßen und dachte: „Ich brauchte nur ein Schlachthaus zu betreten, dann bekäme ich die nämlichen Gefühle wie von diesen Bildern. Sie müssen mit dem Gedanken angeschaut werden: Es gibt leider Schlacht-

häuser. Mög eine göttliche Eigenschaft in mir emporwachsen, damit ich die Schlachthäuser ertrage. So machen sie mich stark und rein. – Das wär erledigt."

Nun wandte er die Augen auf sein Bild, und es durchströmten ihn die Empfindungen, die er den Menschen geben wollte.

Er griff zu der Feder und schrieb:

Das Bild.

Fünf Frauengestalten, sitzend im Halbkreis, der sich gegen den Beschauer öffnet.

Jede ist Trägerin eines anderen Seelenzustandes. Die Verschiedenheit der Haartracht, der Körperneigung, der Färbung der bloßen Arme, der Art zu lächeln und die Augen aufzuschlagen dient dazu, fünf scharf auseinander gehaltene Seelenzustände darzustellen.

Man betrachte diese Gestalten von links nach rechts.

Die erste ist hingebend.

Die zweite entsagend.

Die dritte, als die mittelste, ruht in sich selbst. Sie hat sich hingesetzt in solcher Harmonie, daß man fühlen muß: Ewig kann sie so verharren. Das Unvergängliche drückt sich in ihren Gebärden aus. Diese Gebärden sind erfüllend und erlösend. Sie beherrschen den ganzen Kosmos. Sie sagen: Ich gebe nur immer, aber ich kann und will von niemand etwas empfangen.

Die vierte ist Glückseligkeit.

Die letzte Lebenstapferkeit.

Nur die mittelste Gestalt hat gebende Gebärden. Die andern empfangende. Deren Lächeln, Blick und ganzes Sein hat nur Bestand und Sinn durch das hehre Wesen in der Mitte.

Man muß sich jeder dieser Frauen in der Betrachtung widmen. Dann formt jede unser Innenleben auf andere, ganz bestimmte Art. Vermag man tief genug zu schauen, so sieht man in fünf Seelengebiete hinein, zu denen diese Gestalten gleichsam die Fenster sind. Betrachtet man das Bild von links nach rechts, so ist es, als ob man in immer höhere Regionen des inneren Erlebens käme. Liebe wird dazu gefordert. Aber dann Entsagung. So erreicht man die Vollendung, wo man im Ursprung des Geschehens lebt. Hierauf wird man sanft wieder auf die Erde geführt, unsagbar glücklich geworden, gefüllt mit unerschütterlichem Mut fürs ganze Leben.

Das ist das Seelenerlebnis, das dieses Bild auslösen soll.

Während der Maler dieses schrieb, wuchs seine Liebe zu Frieda immer mehr. Ohne sie wäre das Bild ja nie in ihm entstanden. Das

silberne Tönen, das gestern seine Arbeit begleitet hatte, war ihrer Stimme verwandt. Sie, nicht er, vermittelte die göttlichen Gefühle. Er mußte zu ihr hinübereilen und zu ihr sagen: „Du bist die Ursache, daß die Menschen von nun an reicher und tiefer sein können."

Er fand sie im Garten und las ihr das Geschriebene vor. Hierauf wollte er sie begeistert umarmen. Sie entzog sich aber.

„O wehre dich nicht," schmeichelte er, „nur weil meine Hand dich streicheln darf, kann sie so beseelt schaffen."

„Heut ists zum Schaffen doch zu spät."

„So bleibe ich bis morgen früh bei dir."

Sie wich jäh zurück, so daß er fast zu Boden fiel.

„Was hats denn eigentlich für einen Sinn, daß ich noch zu dir komme," rief er etwas aufgebracht.

Schweigen. – „Dann geh ich." – Schweigen. – „Adieu." „Adieu."

Er war fort. Sie wartete. Er kam nicht mehr zurück. Wie liebte sie ihn doch! Das Gartentor verschwamm in der Dämmerung. Der Laubgang verlor seine Form, und der Weg, den er säumte, den hellen Schimmer. Es ruhte das Auge. Es nahte voll unbestimmter Schwermut das Meer der abendlichen Töne. Nun selber schluchzen in die Nacht.

Da näherten sich Schritte. Kam er zurück? Er soll mich küssen, sagte ihr Atemzug.

Es war jedoch nur Klara. Sie ruhte nicht, bis sie den Grund von Friedas Traurigkeit erfahren hatte, und sagte dann:

„Ich hätte mich an seinem Werk gefreut und ihn zum Dank geküßt."

„Du paßt vielleicht besser zu ihm," versetzte Frieda. „Schon gestern hast du ihn so seltsam angeschaut."

„Hör mal," rief Klara zornig, „ich passe überhaupt zu niemand. Ich habe auch was anderes zu tun. Wenn ein Mensch ein halbes Stündchen bei mir gewesen ist, so halt ich es nicht mehr aus. In diesem halben Stündchen ist er schön geworden. Im nächsten wird er häßlich werden. Drum vorher fort mit ihm. Ich jag ihn weg. Wer länger als ein halbes Stündchen bei mir gewesen ist, nennt mich herzlos. Paß auf! der Maler wirds auch tun. Noch einige Tage, und er wird fragen: ‚Was will das Weib denn eigentlich bei uns?' – Doch wer nur kurze Zeit mit mir geplaudert hat, der ist begeistert, der kann schaffen. Drum kommen fast alle Tage mindestens zehn Professoren und Künstler zu mir. Ich lache, singe und jage sie fort. Sie gehen und schaffen unsterbliche Werke. Ich bin berufen, Tausende zu erquicken auf einige Minuten. Deine Aufgabe aber ist, einen einzigen auf die höchste Stufe zu heben, so daß er der ganzen Menschheit etwas geben kann. Bei dir sind noch die Götter versammelt. Ich jedoch bin schon mein eigener Gott. Ich bin nur Wille und Ver-

stand. Wer möchte so ein Weib zur Frau? Und läßt sich denn ein solches Weib überhaupt noch lieben? Dank für den Kuß, zärtliches Kätzchen, aber gib ihn lieber deinem Katerchen, laß mich jetzt, adieu."

Der Maler verbrachte die nächsten Tage im Zustand der Trostlosigkeit und Verwirrung. Er konnte und wollte sich nicht davon befreien. Die Leinwand hatte er gegen die Mauer gekehrt. Je länger er an Frieda dachte, um so leerer wurde er. Und er hatte geglaubt, sie wäre schuld an seinen Begeisterungen. Dergestalt wurde man von seinen Ideen genarrt.

Es war in der Natur dieses Zustandes gelegen, daß man ihn dauernd glaubte. Die einzige Befreiung schien der Tod. Auf seinen Gängen durch den endlosen Föhrenwald sagte der Maler immerfort zu sich: „Es ist für mich wie für Frieda das beste, wenn ich zugrunde gehe." Über die Heide mochte er nicht mehr gehen, weil der weite Horizont es ganz von selber mit sich brachte, daß man mächtig ausschritt. Man konnte nicht melancholisch über die freie Fläche schleichen. Er aber wollte in der Traurigkeit verweilen. Er mußte mit gesenktem Kopfe gehen, um diese Dinge zu Ende zu denken. Das konnte er nur im Walde.

Nun hatte aber Klara diesen Wald gewählt, um sich auszurasen. Die beiden mußten sich früher oder später begegnen. Dies geschah eines Morgens, als es heftig stürmte.

„Gehen Sie bei diesem Wetter aus?" fragte er.

„Gegen Stürme muß man aktiv auftreten," versetzte sie, „sonst besiegt man sie nimmermehr. Wenn ich nicht selber tobe, schädigen sie mich. Ich kriege Kopfschmerzen. Ich muß rennen, so werden sie mir lieb. Rennen Sie mit?"

So rannten sie denn zu zweien. Und von Zeit zu Zeit fiel ein Wort über das Rennen.

„Wenn ich an alle die verdrießlichen Menschen denke, die nur zu rennen brauchten, um ihre Melancholie wegzubekommen!" rief sie aus.

„In der Tat, nach einem starken Lauf sind viele alten Gefühle, die schon zu lästigen Gewohnheiten geworden waren, verschwunden," erwiderte er.

„Wie herrlich sind die neuen."

„Man schämt sich fast der alten."

„Man ist so rein."

Der Maler war wie trunken. — Als er wieder zu Hause war, kam ihm Frieda in den Sinn. Sofort schien ihm sein Hochgefühl zu sinken. „Sie macht mich schaffensunfähig," sagte er. Er beschloß, sie zu verlassen. Das war sicherlich auch nach ihrem Sinne, wenn sie wußte, daß sie die Ursache eines verfehlten Lebens würde.

Wie erwärmt jedoch war er von Klara!

Noch am folgenden Morgen, als er erwachte, fühlte er mit Wonne die süße Strömung im Blute. Es war sehr schön weiterzuschlafen. Noch schöner aber, auf, flugs unter die Tusche zu springen und sich zu recken im scharfen Wasserstrahl. O es hatte wiederum Sinn, starke Arme und einen mächtigen Brustpanzer zu haben. Wieso? – Nun, Klara mußte seine Gefährtin werden. Sie allein gab ihm die Gefühle, die zum Schaffen notwendig waren. Welcher Appetit. Nach dem Frühstück ging er gleich spazieren. Denn erstens war ihm zu wohl, als daß er hätte arbeiten mögen und zweitens „muß man, wenn in der Nacht Regen fiel, den Morgen im Walde verbringen," sagte er. „Da wechselt hellster Glanz mit dunkelstem Schatten. Die Kräfte der Erde steigen aus dem Boden, und die Säfte der Bäume drängen nach außen. Es ist, als duftete man selber wie die Matte und der Eichenwald." Seine Phantasie war leicht beschwingt und hell gefärbt und wurde durch den geringsten Anlaß erregt. Welche Lust, die geplanten Werke, aber auch die vollendeten, an Klara denkend, durchzunehmen. „Ohne Zweifel bin ich ungemein begabt."

Er wartete, bis Klara in den Wald trat und ging ihr heimlich nach, um ihr unversehens zu begegnen wie gestern. Sie verschwand im Walddunkel und tauchte in den freundlichen Lichtungen wiederum auf. Sie weilte am Teiche, wo die Karpfen ihre Kreise zogen. Sie kühlte in einem Hungerbächlein das Gesicht. Als sie über eine geforstete Stelle schritt, mußte er einen großen Umweg machen, um nicht gesehen zu werden, und verlor sie dabei aus den Augen. Nun vertraute er dem Zufall und irrte kreuz und quer.

Bald geriet er in lichte Gründe, wo Schmetterlinge gaukelten, verschwistert den Blüten, und Bienen summten im warmen Sonnenschein. Da war ihm, als lägen die zartesten Abenteuer in der Luft. Bald irrte er im uralten Walde, wo die Wurzeln in der Tiefe und das Astwerk in der Höhe zu phantastischen Welten verwuchsen, wo alles sich verklammerte und verzweigte, wölbte und verbreitete. „Unsinn nach einem Weg zu suchen. Der Mensch muß irren. Auch in der weitesten Ferne ist immer nur Wald, wir entrinnen ihm nicht, weiter hinein, Geliebte, bis es so dunkel ist, daß nur noch der Glanz der Liebe leuchtet in unserem Auge, bis dorthin, wo uns der Waldsee das Schicksal sagt: Verlassen ist er, aber schaurig schön, man hört ein Brausen, wenn sich auch kein Lüftlein regt, und steigst du ins Wasser, so treibts dich der Mitte zu. Dort aber sinkst du auf den Grund, wo der Himmel oder die Hölle ist, man weiß es nicht . . ."

Er stand am See, der immer nur Waldgrün trank.

Da erblickte er im Grase das bunte Häufchen von Klaras Kleidern, sie selber draußen schwimmend.

Er lief erschreckt davon.

Zu Hause beschloß er den Wald zu zeichnen: Seine Bäume und Büsche, die Brombeergräben, die Wege und die Rehe, die darüber schwebten. Ein ganzes Leben ließ sich damit füllen. Der Wald war unerschöpflich wie die neue Liebe.

Eines Abends sprach er mit Klara von diesem Plan. Sie begeisterte sich sofort dafür, folgte ihm ins Atelier und ließ sich die Skizzenbücher zeigen.

Als sie wiederum allein war, fand sie sich in einem unbekannten Zustand. Sonst pflegte sie von den Menschen mit einem unbefriedigten Gemüte wegzugehen und meistens dabei zu denken: „Hab ich mich weggeworfen oder verschwatzt?" Sie brauchte oftmals lange Zeit, um durch Singen die gewohnte reine und heitere Stimmung zurückzuerobern. Heute aber war ihr von einem Menschen etwas angeflogen, dessen sie sich nicht zu schämen brauchte, das sie sogar schöner machte. „Zum ersten Male," sagte sie zu sich, „ist mir der Mann begegnet, der mir etwas geben kann." Nun wollte sie nichts anderes tun als immer über das Geschenkte träumen. „Wie war ich arm und wie bin ich reich geworden. Ich habe eine Welt erhalten, in der es hellere Stätten und sonnigere Zeiten gibt. Es gibt darin so wunderbare Farben."

Dieses Glück befestigte sich immer mehr, als sie den Maler näher kennen lernte. Sie ließ sich ganz von seinen Ideen erfüllen. Zum ersten Male ging sie in einem Menschen auf.

Er merkte diese Zuneigung, als sie bei ihm das Bildnis eines Dichters fand, der zu ihrem Verehrerkreis gehörte, den sie aber wegen seines gespreizten Wesens nicht auszustehen vermochte. Sie sah ihn hier von einem höhern Standpunkt aus betrachtet als dem ihren. „So gütig sind Sie," rief sie und verschickte einen Blick, der verriet, daß sie ihn liebte.

Eines Morgens, als er erwachte, fühlte er, daß die Lust, an seinem großen Bilde weiterzuarbeiten, wiederum gekommen war.

Er lief über die Ebene. Der Morgenstern wich der Morgenröte. Wie der Himmel aufleuchtete, so steigerten sich auch seine Gefühle. Sie reckten den Körper hoch empor und rissen die Arme in die Lüfte. Ein Schreck durchfuhr ihn fast, als die Sonne übergroß der Erde entstieg. Er schaute mit bloßem Auge hinein. „Jetzt habe ich den höchsten Zustand des Lebens erreicht. Was ich darin beschließe, das soll Geltung haben." Und er beschloß, um Klaras Hand zu bitten.

Heimgekehrt fing er sofort die Farben zu mischen an. Er wußte eindeutig, welches Grün er dem Plan, worauf die Frauen saßen, und welches Rot er dem Himmel über ihnen geben mußte.

Um sechs Uhr ging Klara am Fenster vorbei und sah ihn schon mitten

in der Arbeit. Es war das erste Mal, daß sie das Bild erblickte. Sie trat ein und ließ es sich erklären. Als er seine Idee deutlich gemacht hatte, sagte er entschlossen: „Ich kann es nur vollenden, wenn Sie meine Frau werden. Sagen Sie das Frieda. Ich weiß nicht, wie meine Handlungsweise beurteilt werden muß. Aber sicherlich denke ich nicht an mich, sondern daran, daß ich etwas leisten möchte. Frieda wird es begreifen."

Klara antwortete: „Wer Sie veranlaßt, das Bild zu vollenden, der gehört gewiß zu Ihnen. Frieda denkt nicht anders, denn sie ist selbstlos und verständig. Trotzdem wage ich in diesem Augenblicke noch nicht ja zu sagen. Ich will ein Stündchen oder zwei spazieren gehen. Dann wird Frieda aufgestanden sein. Adieu bis dann."

Nun malte er die erste Gestalt, eine blonde Frau mit rötlich angehauchten Armen. Ein liebevolles Wesen.

Allmählich begann sein Herz so heftig zu schlagen, daß er die Arbeit lassen mußte. Er verlangte Klara zu sehen und die gewisse Antwort zu vernehmen. Deshalb trat er aus dem Hause und schritt das Sträßchen hinunter zur Villa, wo er die Freundinnen wußte.

Sie wandelten im Laubgang des Gartens auf und nieder. Er konnte sie unbemerkt betrachten, nicht aber ihr Gespräch verstehen.

Es war der Augenblick, wo Klara sagte: „Er liebt mich," und Frieda erwiderte: „Ich weiß es längst," wo Klara sich neigte und fragte: „Aber du?" und Frieda sprach: „Denk nicht an mich," wo Klaras streichelnde Hand war wie die bewegte Strophe eines Liedes und Friedas wehrende wie die beschwichtigende Gegenstrophe. „Nicht mehr streicheln dürfen?" fragte Klara. „Nein," sprach Frieda kurz. Nun lösten sich die Arme. Nun gingen die Freundinnen wohl für immer auseinander.

Einige Sekunden waren sie sich abgewandt. Der Maler sah nur Klaras Antlitz. Ein schwerer Kampf spiegelte sich darin. Er fühlte, daß sie furchtbar litt.

Aber Klara konnte ihre Freundin nicht verlieren und kehrte um. „Ich will von diesem Maler nichts mehr wissen," sagte sie. Da strahlte Frieda auf.

Jetzt sah der Maler auch Friedas glückseliges Gesicht.

Aber nur das leidende Klaras blieb bewußt in dem Gedächtnis haften.

Er ging und malte die zweite Gestalt, eine bräunliche Frau, Entsagung im Gesicht.

Hierauf wurde es leer und einsam in ihm. Er legte den Kopf auf die Arme. Als er ihn wiederum hob, war ihm das Rot des Himmels und das Grün des Bodens nicht mehr recht. Er gab dem Himmel einen Lilaton und dem Boden einen gelben Schimmer. Die bläulichen Farben fand er, weil seine Gefühle, ohne daß er darum wußte, auf Frieda übergingen, und die goldenen, weil plötzlich seiner Seele die tiefsten Erkenntnisse über

die Liebe entsprangen. Die neue Harmonie strömte unsäglich süß durch ihn.

Jetzt erst tauchte Friedas Antlitz, wie er es im Garten gesehen hatte, in der Erinnerung auf. Er malte, als vierte Gestalt, ein lichtes, glückliches Geschöpf.

„Erst dadurch, daß ich dir wehe tat, hab ich dies Wesen malen dürfen," sagte er zu sich. „Ich mußte sinken, um zu einer höhern Liebe zu gelangen. Doch jetzt, wenn du verzeihst, wenn du mir trotzdem noch vertraust, dann mach ich alles gut. Es war schwächlich, daß ich die Kraft zum Schaffen von einem andern Menschen leihen wollte. Es war unwürdig. Jetzt aber finde ich sie in mir selbst. Ich will sie mir ertrotzen."

Es entstand die fünfte Frau, das Bild der Lebenstapferkeit.

Noch fehlte die mittelste Gestalt.

Er schaute in den Garten. Die Bäume, die Büsche, die roten, gelben und blauen Blumen schienen ihm Liebesgedanken, die sichtbar geworden sind, die man den Menschen in die Hände gibt, statt sie in ihre Ohren zu flüstern. Es waren Geschenke der Götter, die warteten, weitergegeben zu werden.

Der Maler dachte: „Frieda konnte mich nicht lieben, weil ich nichts Ewiges zu geben vermochte. Das machte sie so traurig und so scheu."

Jetzt — da sich die Sehnsucht, sie mit Schätzen zu überhäufen, ins Ungeheure steigerte, bekam er die Farben und Linien, um die innerste Gestalt zu formen, die Frau, die in sich selber ruhte, von deren schimmernden Armen alles Geben ausging.

„Ich möchte die Ewigkeit nicht in mir wissen, wenn ich sie nicht weiterschenken dürfte," rief er aus, vom Übermaß der Inspiration beinah erdrückt.

Als das Bild vollendet war, brach die Nacht herein. Er fiel in Schlaf.

Klara kam, betrachtete das Werk und den schlafenden Künstler davor, ging wiederum hinaus und trat auf die Heide. Lange stand sie stumm. Nie hatte das Himmelsgewölbe so erhaben zu ihr gesprochen.

(Schluß folgt)

Die Ideen von 1914

Rede, gehalten in der „Deutschen Gesellschaft 1914"

von Ernst Troeltsch

Es hat vor dem Kriege nicht an Stimmen gefehlt, die einen Weltkrieg wegen seiner fürchterlichen und unabsehbaren Folgen für unmöglich gehalten haben. Sie haben damit nicht recht behalten, weil keine Verstandeserwägungen den politischen Ehrgeiz der Großmächte von der Ausnützung einer unerhört günstig erscheinenden Chance zurückhielten; man glaubte die Folgen bei raschem Gelingen auf den Gegner abwälzen zu können. Aber damit haben sie allerdings recht behalten, daß der Krieg der heutigen Volksarmeen, technischen Waffen und wirtschaftlichen National-Organisationen etwas Ungeheueres, Niedagewesenes und Fürchterliches sein werde. Noch läßt sich seine politische und wirtschaftliche und die durch beides bedingte soziale Wirkung nicht übersehen. Politiker, Geschäftsmänner und Wirtschaftstheoretiker mögen versuchen, die Umrisse dieser Wirkungen abzuschätzen. Man kann heute pessimistische und verhältnismäßig optimistische Urteile hören. Der Laie — und das ist in diesen Dingen die große Mehrzahl — ist nicht imstande, das eine oder das andere dieser Urteile zu prüfen. Wohl aber ist der Laie und die große Allgemeinheit des Volkes imstande und genötigt, die geistig-moralische Bedeutung und Wirkung der Ereignisse jetzt schon mitten in ihrem Gange zu erfassen, Richt- und Grundlinien des Geistes der Zukunft zu suchen und die geistigen Schicksale Europas und unseres Volkes von hier aus vorahnend zu zeichnen. Er ist das um so mehr, als dieser Krieg mehr und mehr in seinem Gefolge einen Krieg der Kultur und des Geistes aus sich heraus erzeugt und damit eine leidenschaftliche Auseinandersetzung der europäischen Völker herbeigeführt hat, die den Krieg auch in das Licht eines geistigen Kampfes rückt und die deutsche Ideenwelt der westeuropäischen wie der osteuropäisch-asiatischen gegenüberstellt.

Zwar darf man sich hier nicht täuschen lassen. Dieser Krieg ist in erster Linie alles andere eher als ein Krieg des Geistes und der Kulturgegensätze, wie oft pathetische Überidealisten wollen. Er ist das Ergebnis der imperialistischen Weltspannung, die aus der Verteilung des Planeten unter wenige Großmächte und aus dem Bedürfnis nach Niederhaltung des deutschen Wettbewerbes hervorgegangen ist. Russischer Macht- und Landhunger, der Konstantinopel und die österreichischen Slawen annektieren wollte, hat ihn eröffnet, und die westlichen Imperien haben es für nötig gehalten, eine so ungeheure Möglichkeit trotz der tiefsten kulturellen Gegensätze gegen Rußland nicht ungenützt zu lassen. Aber sie und vor allem England haben

die Situation so gestaltet, daß Deutschland, wenn es den Krieg nicht vermeiden und sich dem Druck der Diplomatie nicht unterwerfen wollte, nur durch den Einmarsch in Belgien sich retten konnte und damit England einen moralischen Kriegsvorwand liefern mußte. Im Besitze dieses Vorwandes ist dann England angeblich im Interesse der politischen Moral, der Völkerfreiheit, der kleinen Staaten und der Demokratie in das Weltringen eingetreten, und eine längst vorbereitete Preßkampagne hat diese moralischen Kriegsgründe unter Benutzung alter längst vorhandener Stichwörter und Abneigungen mit ungeheuerstem Erfolg in der Welt verbreitet. Die ganze Idee, Deutschland in der Mitte des Kontinents zu einem Großstaat zu machen, sei eine Quelle ewiger Beunruhigung und nur durch Überspannung des Militarismus möglich. Daher gelte es im Interesse der Moral und des Friedens diese Weltgefahr zu beseitigen und alle die Bedrohung des demokratischen und zivilisatorischen Fortschrittes, die mit der Existenz dieser notgedrungen autoritativ-militaristischen Staatsbildung zusammenhängt, für immer unmöglich zu machen.

Alles das war zunächst nichts als ein ungeheurer Bluff, wie denn in diesem Kriege mit dem Mittel des Bluffs und des dreistesten Schwindels gearbeitet wird wie vielleicht noch nie. Es ging um Macht und Leben, sonst um nichts. Vor allem wir selber haben es zunächst so empfunden. Denn unsere Existenz und nicht die der andern stand in Frage. Auch die Gegner wollten nur eine moralisch wirksame Kriegsparole, keinen Kampf gegen den deutschen Geist an sich, dem man ja im Falle politischer Selbstverleugnung eine gewisse Anerkennung nicht verweigern wollte. Aber im Existenzkampf handelte es sich mit dem Leben auch um den Geist. Eine Selbstverteidigung, die jeden Mann und jede Frau in ihren Dienst zog, weckte die leidenschaftliche Liebe zum eigenen Boden, zur Heimat und zum eigenen Wesen, wie es nun einmal ist in seinen Vorzügen und seinen Schranken. Ein heißer Drang zur Erfassung unseres eigenen Selbst, wie es unter der Oberfläche bisheriger Alltagsarbeit gelegen hatte und im Krieg zu seinen letzten Tiefen und Kräften strebte, erfüllte das ganze Volk und wurde gesteigert durch die Anklageschriften unserer Gegner, die ihre Kriegsparole gegenüber unseren ersten Erfolgen rasch zu einer Ächtung des gesamten modernen deutschen Geistes fortbildeten, einen Hagel von Schmähungen, Vorwürfen und Karikaturen über uns ergossen. Was ein imperialistischer Machtkrieg war, wurde so zu einem Krieg des Geistes und Charakters. Die Selbsterfassung wurde geradezu selbst mit zu einem Mittel des Widerstandes und der geistigen Kräfte, mit denen erfüllt das deutsche Volk eine unendliche Widerstandskraft empfing und empfängt.

Hier ist nun aber ein wichtiger Unterschied zwischen uns und unseren Gegnern. Bei diesen lagen, namentlich von französischem Haß und fran-

zösischem Esprit geformt und dann von der Publizistik einer halben Welt übernommen, die Formeln der Polemik lange schon bereit, das giftige Erzeugnis der Revanche, die sich ein halbes Jahrhundert lang auf die geistige Rache der Karikatur hatte beschränken müssen. Dazu kamen als Bestätigung die „deutschen Greuel" und die „Brutalität" der deutschen Erfolge. Wir aber hatten unsrerseits solche Formeln weder zur Auffassung der Gegner noch unser selbst bereit. Wir waren in dieser Hinsicht nicht gerüstet. Wir waren auf die imperialistische Auseinandersetzung gefaßt, aber nicht auf ihre Verflechtung mit einem solchen Kulturkrieg. Wir mußten uns Formeln und Ideen erst finden und schaffen. Was von 1870 her an solchen vorhanden und gangbar war, erwies sich bald als veraltet und gegenstandslos. Die Sprache von 1870 war nicht mehr lebendige Wahrheit, wie sich denn der ganze Krieg von dem von 1870 mit jedem Tage mehr unterschied. Wir mußten den Kern oder die Kerne des jetzigen Gegensatzes erst suchen und wurden uns dabei erst allmählich über das klar, was wir heute geistig in Wirklichkeit sind. Wir deuteten und rätselten an unserem eigenen Wesen, das in der Selbstzusammenfassung und im Gegensatze erst sich selber zu verstehen begann, und sind heute noch nicht fertig mit unserer Erkenntnis. Wir kamen her aus einer Kultur des allgemeinen europäischen Liberalismus und empfanden nun, daß wir längst aus ihr herausgewachsen waren und innerhalb ihrer immer etwas Besonderes gewesen waren. Wir bemerkten, daß das letzte Halbjahrhundert des Friedens nicht müßig gewesen war, sondern uns aus alten und neuen Kräften eine geistige Physiognomie gebildet hatte, die unser heutiges Gesicht ist und den Ausdruck eines neuen Geistes trägt. Mit dem Scharfblick des Unbeteiligten hat der schwedische Staatsrechtslehrer Kjellen diesen Geist die „Ideen von 1914" genannt, und schon vor ihm hatte ein bedeutender deutscher Nationalökonom, Johann Plenge, nichts geringeres als eine geistige Revolution angedeutet und ihr den gleichen Namen der „Ideen von 1914" gegeben.* Unsere Frage ist: Wieviel wissen wir heute schon von diesen Ideen von 1914?

Sie liegen nicht auf der Straße und stehen in keinem Lehrbuch. Sie wachsen in diesem Moment in uns selbst und mit uns selbst. Der Krieg geht nicht um sie und hat sich an ihnen nicht entzündet. Vielmehr folgen sie ihm und gehen aus ihm erst hervor. Das war ja auch nicht anders bei den Ideen von 1813, die allein eine gewisse Ähnlichkeit mit der Ideal-

* Rud. Kjellen, „Die Ideen von 1914", Leipzig 1915. J. Plenge, „Der Krieg und die Volkswirtschaft". 2. Aufl. Münster 1915. Während des Druckes erhalte ich von dem letzteren Verfasser ein sehr bedeutendes zweites Buch: „1789 und 1914, die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes". Sein Inhalt stimmt vielfach überein mit den folgenden Darlegungen. Die Übereinstimmung ist aber spontan. Nur den Titel habe ich ebenso wie Kjellen der ersten Schrift von Plenge entnommen.

bildung von heute haben, wie denn der ganze heutige Weltkrieg allein dem Schicksalsringen mit Napoleon einigermaßen entspricht. Die Ideen von damals stammten nicht einfach aus dem Kantischen und Goetheschen Zeitalter, sondern wuchsen aus den Erlebnissen der ungeheueren Bedrängung und politischen Neubildung in Wahrheit erst heraus; sie waren Deutungen und Umformungen des bisherigen Geistes in dem Schmelztiegel der großen Katastrophe. Darum lenken sich unsere Blicke heute mit so tiefer und innerlicher Gewalt auf jene Zeit zurück und auf ihren großen Sprecher Johann Gottlieb Fichte. Allein, was wir aus solchem Rückblick lernen können, ist nur die Einsicht darein, wie die großen Ideen erst Erzeugnisse großer politisch-sozialer Ereignisse sind und solche nicht verlaufen können, ohne die ungeheuerste geistige Revolution hervorzubringen. So steht es auch mit uns. Nicht aus der Theorie und Doktrin, sondern aus den gewaltigen Erlebnissen wachsen die Ideen hervor. Suchen wir sie zu verstehen, so müssen wir die Erlebnisse suchen, in denen sie sich formen und in denen aller bisherige Geist erst seine neue Richtung und seine Tiefe empfängt. So hat der Geist Kants, der Romantik und Goethes in dem Lebenskampf und der Wiedergeburt des preußischen Staates damals die neue Form des Evangeliums des deutsch-nationalen Geistes der Freiheit, der produktiven Individualität und Ursprünglichkeit, des metaphysischen Glaubens an die göttliche Weltbestimmung des Deutschtums angenommen. Pestalozzische Volkserziehung, Autarkie des Staates als geschlossener Handelsstaat, Wiedergeburt der in Selbstkultus entarteten Subjektivität zur freien Hingabe an den Nationalgeist, Erfüllung des Nationalgeistes aus dem inneren Zuge des göttlichen Weltwerdens heraus, Anerkennung der Nationalgeister untereinander als des Spiegels der Gottheit, kurz Selbsterfassung des ursprünglich produktiven und freien Germanentums gegenüber dem künstlichen, abgeleiteten, dekorativen und verstandesmäßigen Wesen des Romanentums: das waren damals die neuen Gedanken. Sie stammten aus keinem System, auch nicht aus einem so gewaltigen ethischen Willenssystem, wie das Fichtes war, sondern aus dem Erlebnis der tiefsten Not und innersten Wiedergeburt. Aber es war ein Erlebnis, das der Geist deutete und in dem er seinen eigenen dunklen Drang wiedererkannte.

Nicht anders liegt die Sache heute. Die Ideen Fichtes entsprechen einer andern Zeit und bedeuten in unsrer heutigen, andersartigen und vor allem viel verwickelteren Lage nur noch mit ihrem großen idealen Zuge gläubigen Willens etwas unmittelbar Lebendiges. Aber darin gleicht unsere Lage der seinen, daß wir in die letzte Tiefe unsres Wesens steigen müssen und dort die Sprache der Ereignisse und Erlebnisse in heiligem Ernst verstehen lernen müssen. Auch uns enthüllt sich aus dem Kampf der Waffen ein Gegensatz der Geister, und auch unser Geist ist aus der Vor-

geschichte der letzten Dezennien und aus den erschütternden Ereignissen der Gegenwart zugleich geformt und geboren. Auch uns erscheint die heutige Erregung der Seele als die Grundlage unserer geistigen Zukunft, und aus der lebendigen Gegenwart suchen wir herauszulesen, was Herz und Gewissen als solche erkennt und anerkennt. Unser stilles Denken und unsere Kriegsliteratur sind von diesen Dingen erfüllt. Überall empfinden wir einen Abgrund, der uns von der Zeit vor dem Kriege trennt, und einen neuen Geist, der die Arbeit des Friedens erfüllen soll. Aber es fällt uns nicht leicht, die neuen Ideen zu formulieren, und unsere politische Leitung gewährt uns darin wenig Hilfe. Freilich ist auch die Lage schwieriger und die Aufgabe breiter als zu Fichtes Zeiten. Fichte sah nur den Gegensatz gegen den Romanismus und hatte ein viel einfacheres Staatsgebilde, eine viel engere kontinentalpolitische Lage vor sich. Wir stehen bei den andern und bei uns selbst einer viel komplizierteren Welt gegenüber und sehen uns in alle Fragen planetarischer Weltpolitik verwickelt. Es läßt sich keine so einfache Formel mehr bilden, wie die Fichtes gewesen war. Romanismus und Germanismus, das ist nur ein kleiner Teil des heutigen Gegensatzes. Auch können wir unsere Bestimmung des deutschen Wesens selbst nicht so einfach anknüpfen an die absoluten Forderungen der sittlichen Weltvernunft, die für Fichte in den Deutschen, dem einzigen metaphysischen Volke, ihre Verkörperung und ihren Stellvertreter auf Erden zu offenbaren schien.* Wir müssen die Gegensätze mannigfacher und verwickelter nehmen, uns selbst relativer aus der momentanen geschichtlichen Lage verstehen. Wir müssen heute das eigene Wesen und die neuen Ideen mehr aus der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit unserer selbst herausholen, müssen noch tiefer eintauchen in die Erlebnisse, die uns überwältigten, und noch viel mehr erst aus ihnen ihren geistigen Gehalt und Sinn erheben. Wir sind noch viel weniger als jenes Geschlecht für Ideen in den Krieg gegangen und waren in unserm neudeutschen Realismus viel weniger als jenes darauf vorbereitet, in den Tatsachen die göttliche Vernunft und ihre Lebensziele lesen zu lernen. Wir mußten erst durch die ungeheuerste Gefahr, die unbegreiflichen Erfolge, die bangen Rückschläge und Wartezeiten, die innere Arbeit und Wirtschaftssorgen aufgerüttelt und erschüttert werden, damit die Tiefen unseres Wesens wieder in Fluß kamen. So können wir die Ideen von 1914 nicht aus einer großen Weltansicht herleiten oder doch begründen, sondern müssen noch ganz anders als zuvor uns vertiefen in

* Das aus der allgemeinen philosophischen Lage zu begründen, war der Sinn meiner Kaisergeburtstagsrede „Über Maßstäbe zur Beurteilung historischer Dinge"; sie ist abgedruckt im Aprilheft der „Historischen Zeitschrift" 1916. Das genannte neue Buch von Plenge geht methodisch von einem viel konstruktiveren und logischeren Gedanken aus und ähnelt darin wieder sehr der Fichteschen Deduktion.

unsere Erlebnisse. Erst aus ihnen stiegen und steigen noch heute ihre Umformungen zu Gedanken und Idealen auf. Erst aus ihnen sehen wir, was in uns sich gebildet hat und nun in uns ans Licht will. Wollen wir unsere Ideen verstehen, so müssen wir die großen Erlebnisse der Nation betrachten und den geistigen Sinn uns klar machen, den sie einschließen und den unser Wille aus ihnen herauszugestalten hat.

Das erste und gewaltigste Erlebnis der Nation ist nun aber nichts anderes als eben diese Entdeckung des Geistes selbst, der im Erleben steckt, die Rückkehr der Nation zum Glauben an die Idee und den Geist. Der Materialismus und die nahe verwandte Skepsis fielen platt zu Boden. Die großen Gedanken des alten deutschen Idealismus aus der Zeit Kants, Fichtes und Schillers standen wieder im vollen Lichte. Das Wort Schillers an Humboldt: „Am Ende sind wir doch Idealisten und würden uns schämen zu sagen, daß wir uns nach den Dingen richten sollen, statt daß die Dinge sich nach uns richten", wurde gegenüber der Übermacht der äußeren Dinge und Mächte unser einziger Glaubensartikel, einerlei ob wir ihn uns nach bisheriger Gewöhnung aus dem Katechismus oder aus Nietzsche oder aus Goethe holten. Die Freiheit als todesmutiger Glaube an die Selbstbestimmung des Geistes durch Gedanke und Überzeugung statt seinem Geschoben-Werden durch Zufall, Umwelt und Vererbung führte wieder den heiligen Reihen, einerlei, ob es in den Schützengraben ging oder in die Brotkommission. Unsere Gegner zählten Quadratkilometer, Bevölkerungsmasse und Finanzkraft der Entente-Völker und vertrauten auf den Sieg mit den stets wiederholten triumphierenden Worten: c'est mathématique. Wir sagten: „Unsere Austilgung aus der zukunftsstarken Völkerwelt kann Gott nicht wollen und wollen wir selber nicht", und das war unsere Mathematik. Eben damit brachen auch all die Illusionen einer rein wirtschaftlichen Welt- und Geschichtsauffassung, die, lange vernachlässigt, dann mit einem Übermaß dogmatischer Ausschließlichkeit unsere Blicke gebunden hatte, in sich zusammen. Wirtschaftlich genommen war der Krieg offenkundig ein Wahnsinn, wenn auch einzelne Kreise dabei zu gewinnen hoffen konnten. Nennt man ihn den Weltkrieg des die Erde unter sich aufteilenden Kapitalismus, so ist dabei doch der Kapitalismus Mittel und Wirkungsform des Ausdehnungstriebes und Größebedürfnisses der Völker und Staaten. So erfüllt ihn heute überall das politisch-moralische Pathos und nicht die kaufmännische Berechnung, bei uns insbesondere der Lebenswille der Nation und nicht die Hoffnung auf Gewinn. Gemacht hat ihn der Ehrgeiz und das Machtbedürfnis der großen Imperien, und aufgenommen haben wir ihn, weil uns Zukunft und Ehre höher standen als aller Gewinn. Kein Krieg war so wirtschaftlich in seiner

Technik als dieser englische Aushungerungs- und Finanzkrieg, aber auch kein Krieg hat so bedingungslos alles Wirtschaftlich-Technische zum Mittel des Geistes und des Lebens gemacht als dieser deutsche Kampf der vereinigten Militärs, Fabrikanten, Techniker, Chemiker, Kaufleute und Arbeiter. Was die moderne kapitalistische Welt maßlos auseinandergerenkt hatte, die Wirtschaft und der sittliche Geist, das fand – mit Ausnahmen, von denen wir hier nicht reden wollen – sich wieder in seinem natürlichen Zusammenhang. Mit alledem aber leuchtete die Welt des Metaphysischen wieder vor und in uns auf, der geheimnisvolle Zusammenhang von Schicksal und Sinn, die Überwindung aller bloßen toten Masse und Kraft durch die Herrlichkeit einer übersinnlichen Welt, die die eigentliche Kraft der sinnlichen und irdischen ist. Wir wagten es wieder, den Weltgrund „Gott" zu nennen, mit dem trautesten und höchsten Worte unserer Sprache, und wagten es wieder, Gott zu vertrauen, wo menschlich angesehen die Rechnung schlecht und schwierig stand. Am Anfang des Krieges erschien jenes Flugblatt von Gottfried Traub mit der einfachen Überschrift „Deutschland betet". Das war die lautere Wahrheit. Deutschland betete, sicherlich in dem verschiedensten Geist und Sinn und vielfach ohne Worte; aber ein Gefühl der Andacht und Erhebung, der Beugung und der inneren Kräftigung, eine Welle des Übersinnlichen ging durch die Nation. Ein Hindenburg sprach davon, daß die Gebetskraft der Nation ihn getragen habe, freilich unter Hinzufügung, daß er ihr Nachlassen in der Folge verspürt habe. Über das letztere werden wir uns nicht wundern. Aber wir wissen, daß heute noch die Nation aus stiller gewordenen Herzen und aus vielen tausend Wunden betet, während freilich viele auf Straße und Markt zurückgekehrt sind. Ob das eine Erneuerung und Verstärkung der Kirchen bedeutet, ist eine Frage für sich. Ihr Einfluß wird steigen, schon weil die Steigerung aller autoritativen und organisatorischen Mächte ganz von selbst auch die Kirchen verstärkt. Alles weitere entzieht sich hier jeder Kenntnis und Berechnung. Aber man wird sagen dürfen, daß gerade in den geistig führenden Kreisen, die vor allem der Rückkehr zu dem Glauben an den Geist bedurften, eine dogmatische Umkehr nicht stattgefunden hat. Das wäre dann von geringer Haltbarkeit, ein Stimmungs- und Momenterzeugnis. Vielmehr erfolgte gerade bei ihnen die Rückkehr zu der großen ethischen Freiheitsphilosophie unserer klassischen Denker, die ja nie aufgehört hatte zu wirken und gerade in der Zeit vor dem Kriege bereits unsere Jugend neu erfüllte. Der Geist Kants, Fichtes, Hegels, Schleiermachers ist es, der mit seiner Umformung der abendländisch-christlichen Religion zum Idealismus der Freiheit den Ausweg aus unseren religiösen und philosophischen Wirren gesucht und gefunden hatte und der heute wieder seine Fahne entrollt, um die Nation zu einem Sieg über die bloße

stumpfe Ergebung in die Gesetzmäßigkeit der Natur, über die Gemeinheit gedankenloser Genußsucht und abergläubischer Geldvergötterung, über zögernde Skepsis und spielerische Geistreichigkeit zu führen. Wir sind wieder sehend geworden, wo wir blind waren, und wieder gläubig, wo wir uns und die Dinge treiben ließen von einer angeblichen Entwickelung. Und dieser Sieg des Geistes beseelt unsere Waffen und unsere Maschinen. Der technische Geist hat sie geschaffen, der tod- und siegesmutige Glaube bedient sie heute.

Es war eine Rückkehr und doch wieder keine Rückkehr. Das letztere aber ist die Hauptsache. Denn in ihr blieb enthalten, was die Zwischenzeit uns gelehrt und hervorgebracht hatte. Wir sind ein Großstaat und ein unendlich komplizierter wirtschaftlicher Riesenbetrieb geworden mit allen den geistigen Voraussetzungen, die dazu notwendig sind und von denen die Zeit um 1813 kaum eine Ahnung hatte. Die Aufgabe einer Verbindung des metaphysisch-religiösen Geistes mit diesen Bedingungen der Existenz moderner Großstaaten ist sehr viel schwieriger geworden, als das in der Zeit des Pfarrers und Apothekers von „Hermann und Dorothea" der Fall war. In dieser Lage erwuchs auch bei uns jene harte Verstandesmäßigkeit und kühle Rechenhaftigkeit des reinen Geschäfts-, Fach- und Berufsmenschen, jener finanzielle und industrielle Machtsinn und erbarmungslose Wettkampf, den wir Amerikanismus nennen und der in Amerika wenigstens das Gegengewicht einer durchschnittlichen starken Kirchlichkeit hat. Es erwuchs auch bei uns die Lehre vom staatlichen Egoismus, von der prinzipienfreien Durchsetzung des politischen Machtwillens, vom imperialistischen Kampf ums Dasein, wie ihn das englische und französische Imperium tatsächlich längst betrieben, aber mit einer humanitären und völkerbeglückenden Fassade der offiziellen Politik zudeckten. Und im Gegensatze dazu erlebten wir eine trotzige und phantastische Abtrennung des Geistes vom Leben, soziale Utopien, die sich über alle Voraussetzungen und Möglichkeiten des Staatslebens wegsetzten, oder auch individualistische Selbstisolierungen des romantischen Ich, das im deutschen Staate das Flachland von Europa verachtete und in phantastischen Träumen Luftschlösser des Übermenschen baute, eine kolossale Neuromantik voll Haß und Unverständnis für die konkreten und unumgänglichen Unterlagen unserer Existenz. Heute dürfen wir hoffen, daß beides überwunden ist und daß nur Nachzügler und Invaliden der Ideen vor 1914 ihre alten Leierkästen weiterdrehen oder wieder hervorholen. Der neue Idealismus hat gerade in dem Moment, wo die ernstesten praktischen Aufgaben seit fünfzig Jahren sich darboten, nicht nur nicht versagt, sondern mit heiligstem Eifer sich auf sie gestürzt, wo sie einmal nicht mehr Selbstzweck, sondern klar und deutlich Mittel zum Zwecke waren. Er hat die militärische, politische, technische und soziale Arbeit als seinen Stoff erkannt, der ohne Geist ebenso tot ist, wie der Geist ohne

ihn heute leer ist. Er hat die Gesellschaftsmenschen, Philister, Doktrinäre und Phantasten mit fortgerissen und sie in Reih und Glied gestellt. Seit Jahren sehnte sich unsere Jugend nach neuer Synthese entgegen dem Spezialistentum, nach neuer Lebendigkeit entgegen der kalten Verstandesmäßigkeit. Nun war Synthese und Leben, Schaffen und Wirken da; Glaube und Realismus, Phantasie und praktische Pflicht fanden sich. Die große neue Aufgabe, diese Einigung tiefer und tiefer zu begründen und in den kommenden Tag hinüberzutragen, steht auf unsern leuchtenden Stirnen geschrieben, und kein Miß- und Kleinmut darf sie wieder von dort verlöschen, wie sehr auch das Gemeine und Ewig-Gestrige schon heute wieder in die Höhe strebt.

Dazu kam, noch mit diesem ersten Erlebnis verbunden, das zweite: die Entdeckung des Volkes und der Masse nicht als Gegenstand der Wissenschaft und Statistik, sondern als lebendige, jeden von uns ergreifende Lebensflut. Das ist die unvergeßliche, oft geschilderte Erfahrung jenes gewaltigen August gewesen, und das war zugleich die Erlösung von dem tiefen, so oft nur eingebildeten und künstlich vorgetäuschten Gegensatz zwischen unserem gesunden, tüchtigen, fleißigen Volke und dem Treiben der sogenannten Intellektuellen mit all seinen Pessimismen, Sophismen und Blasiertheiten. Gleichzeitig mit dem Wiedererwachen des Geistes, der alle leichtlich einte trotz aller Konfessionen und Theorien, starb die Geistreichigkeit ab, die die sogenannte Kultur vom Volk und von der Masse trennte und alles veruneinigte. Dieser Gegensatz gehört freilich überall zur modernen Entwicklung von Staat und Gesellschaft; es ist, mit einem unserer gedankenreichsten Soziologen zu reden, die Trennung der abstrakt rationalisierten und subjektivierten Gesellschaft von der großen, in Blut und Instinkt, Sitte und Symbol geeinten Gemeinschaft. Diese Kluft war bei uns tiefer und tiefer geworden und hatte sich vor allem ästhetisch, künstlerisch, intellektuell in einer erschreckenden Weise ausgewirkt. Alle Gewißheiten waren zu Problemen, alle moralischen und historischen Überlieferungen zu Vorurteilen, alle Gegenstände zu Möglichkeiten, alle Erkenntnisse zu Sensationen geworden. Das Spiel mit den Paradoxien und Revolutionen war zum Merkmal des Geistreichen geworden, und in der Blasiertheit griff man dann zu allen Gegen- und Trostmitteln, die in solcher Lage möglich sind, zu Archaismen, gesuchten Kindlichkeiten, schwärmerischer Mystik, brutaler Kraftmeierei. Es war die Welt des Papiers und der Schriftstellerei. Die Literatur, die diesen Zustand spiegelte und überdies von geschäftlichen Interessen überall durchfressen war, bot einen trostlosen Anblick dar. Niemand wagte seinen eigenen Glauben zu glauben, man ironisierte sich selbst und drehte sich um sich selbst, und die besten Köpfe nahmen sich selbst und die Welt tragisch. Das erschien als deutscher Geist und war doch eine

internationale Kulturkrankheit. Das war zugleich der größte Gegensatz gegen die Massen, die als ländliche in alten Lebensformen organisch gebunden lebten oder als Arbeiter mit starkem und grobem Zukunftsglauben sich selber organisierten. Da kam der Krieg und mit ihm zusammen die Offenbarung dessen, was allen gemeinsam war. Es war zugleich der überwältigende Eindruck von der stillen Pflichttreue, Disziplin und Tüchtigkeit der Masse und der Triumph der sachlichen Leistung. In der Kriegsarbeit schmolzen alle, Hoch und Niedrig, Gebildete und Ungebildete, zusammen, und die Gliederungen wurden wieder die natürliche Gliederung der Arbeit und der Leistung. Mann und Frau galten nach dem, was sie schufen und wahrhaft waren, und fanden ihren Ort in den Arbeitsstellen, die ihnen die gemeinsame Aufgabe anwies. Die literarischen Nagetiere verschwanden in den Mauselöchern oder zogen es vor, sich patriotisch zu mausern. Es ist die ungeheure Bedeutung des August, daß er unter dem Druck der Gefahr das gesamte Volk zu einer inneren Einheit zusammenpreßte, wie es niemals vorher gewesen war. Soweit das lediglich Sache des Gefühls und der Stimmung war, konnte das nicht dauern und hat es sich heute bei nachlassendem Druck bereits wieder gelockert. Es war aber mehr als das, auch hier lag im Erlebnis eine Idee. Es ist die Idee von der Gebundenheit aller nationalen Leistung und Größe an die Tüchtigkeit, Pflichttreue, Schulung und politische Einsicht der Masse. Wie diese aber wiederum auf der Ungebrochenheit der Überzeugungen, Hoffnungen und Gewißheiten, auf einem handfesten Glauben an das Leben ruht, so ergab sich damit der Respekt vor allem Volkstümlichen und Organischen einerseits, wo es erhalten geblieben ist, und andrerseits vor den Ersatzbildungen, die unsere Arbeiterschaft in ihren Gewerk- und Genossenschaften den Entwurzelten und Deklassierten geschaffen hatte. Nicht romantische Volksbewunderung oder wohlwollende Humanität äußerte sich darin, sondern die Achtung vor der sachlichen Leistung. Ruhige Tüchtigkeit und Pflichttreue ohne Phrasen und Theorien, ohne Agitationen und Aufbauschungen, das erschien wieder als die natürliche Gesundheit. Auch in den bisher so spielerisch und selbstgefällig drapierten intellektuellen Schichten offenbarte sich ein Ernst, eine Kraft und Leistung, die man bereits nicht mehr zu erwarten gewagt hatte. Das bedeutet für alle Zeiten einen Triumph der sachlichen Leistung über die politischen Parteiphrasen und über das literarische Gigerlwesen, damit aber auch das Anrecht eines solchen Volkes in allen seinen Gliedern, an dem Gemeinwesen mitzuwirken, soweit es durch sachliche Leistung dazu befähigt ist. Aristokratische und demokratische Elemente mischen sich neu. Alle haben ein Anrecht an das Ganze, für das sie arbeiten und sterben, und doch ist jeder Anteil begründet auf das Maß von sachlicher Leistung. Die Notwendigkeit gleicher Achtung aller Volksglieder voreinander und die

Notwendigkeit starken Führertums leuchten gleichzeitig ein, und eben damit verschwindet die Autoritätsphrase gleichzeitig mit der Gleichheitsphrase. Es sind die gesunden Elemente des ständischen und organischen Gemeinschaftsgedankens, die damit an Stelle eines künstlichen und theoretischen Gesellschaftsaufbaus treten, und die von da ab zum mindesten in der Gesinnung weiterleben werden. Eine solche Gesinnung wird aber auch auf das Staatsleben und das praktische Verhalten der Klassen und Stände gegeneinander, einen alten aus der Kleinstaaterei vererbten Schaden des deutschen Lebens, wirken müssen, wenn wir auch heute noch nicht recht zu sagen wissen, wie das geschehen soll. Der Rückgang vom Abstrakten, Künstlichen und Zerteilten auf die organische Lebenseinheit im Individuum wie im Volksganzen wird die Wirkung des August auf eine weite Zukunft sein.

Die ersten Monate des Krieges waren durch die beiden geschilderten Erlebnisse ausgezeichnet und brachten der auf jede Nachricht heiß aufhorchenden Nation die Rettung von der Gefahr des Überrannt- und Überschwemmtwerdens. Darauf aber folgten die langen schweren Zeiten, in denen die englische Übermacht zur See über uns den Aushungerungs- und Absperrungskrieg verhängte. Sie erwies sich doch als viel eingreifender, als wir geglaubt und geahnt hatten und als viele heute noch wissen. Damit kam das dritte, sehr viel nüchternere und allmählichere, aber darum nicht minder gewaltige Erlebnis: Deutschland wurde zum geschlossenen Handelsstaat. Es organisierte seine ganze Wirtschaft um und gestaltete sich in Reich, Einzelstaaten, Kommunen, Gewerkschaften, Verbänden und Vereinen als ein annähernd staatssozialistisches Ganzes der Selbsterzeugung, Selbstversorgung und rationellen Güterverteilung. Innerhalb der so organisierten Wirtschaft aber entfaltete sich ein Arbeits- und Erfindungsgeist von geradezu erstaunlichen Leistungen. Die sozialen Kämpfe hörten auf, zahlreiche Forderungen der bisher bekämpften Sozialreform wurden selbstverständlich. Wie das Heer, so wurde die Zivilwirtschaft ein großer, mannigfach gegliederter Organismus. Die Einzelheiten zu schildern, soweit sie überhaupt öffentlich bekannt sind, ist Sache des Nationalökonomen und Sozialpolitikers. Die Reibungen und Widerstände, die vor allem von den nicht organisierten individualistischen Produktionen und Vermittlungen ausgingen, sollen hier, wo wir uns nicht betrüben lassen wollen, nicht weiter berührt werden. Genug, daß das große, früheren Geschlechtern wohl unmöglich dünkende Werk gelang. Fast ohne daß wir es in der Menge merkten und wußten, war der geschlossene Handelsstaat fertig, für ein Millionenvolk von so komplizierten Lebensbedingungen und hohen Luxusbedürfnissen eine unerhörte Leistung. Indem wir sie aber vollzogen und als vollzogen vor uns sahen, wurde uns auch der geistige und ideale Gehalt einer solchen Schöpfung, ihre Grundlage

in alten geschichtlichen Eigentümlichkeiten deutschen Denkens und deutscher Ethik, ihre fortwirkende Bedeutung für die Zukunft klar. Das war kein Notbau, den beliebige Willkür errichtet und ein fröhlicher Friede wieder abträgt. Das wuchs aus unserem Wesen heraus und wird als ein nur allmählich zu lockernder Panzer uns noch lange schützen müssen. Wir erkannten die Fäden, die uns heute noch mit dem landesväterlichen aufgeklärten Absolutismus und seinem Beamtentum verknüpfen, nur daß wir jetzt diese Fäden großenteils selbst in die Hand nahmen. Wir empfanden, wie der alte deutsche System- und Konstruktionsgeist, die methodisch-wissenschaftliche Planmäßigkeit im Grunde doch nur aus der Region des Theoretischen und Abstrakten in die des Konkreten und Praktischen, des Wirtschaftlichen und Sozialen übergegangen waren. Wir ahnten, daß in diesem Gemeinsinn und dieser Disziplin die alte Gewöhnung kirchlich-religiösen Gemeingefühls und religiöser persönlicher Selbsthingabe und nebendem ihre Umformung in unserer großen klassischen Philosophie zum Gedanken des überindividuellen Gemeingeistes und der persönlichen Pflicht mit innerem und freiem Zwange weiter wirkten. Das war kein kluges Hirngespinst, das war eine Äußerung und Zusammenschließung unseres historischen Geistes, der in der deutschen Wirtschaftsentwicklung und Arbeiterbewegung die Kunst technischer Arbeitsgliederung hinzugelernt und mit ihr sich innerlich durchdrungen hatte. Eben darum werden auch die Spuren dieses Werkes und seines Geistes dauern. Nur das, was lediglich der Not entsprang, wird vergehen. Aber schon heute ist klar, daß der Friede nur einen langsamen Abbau dieses Systems bringen kann und daß sein Symbol, die Brotkarte, noch lange in den Frieden hineinregieren wird. So wird es überhaupt kein radikaler Abbau werden. Der Handels- und Abschließungskrieg wird auch im Frieden von seiten unserer Gegner fortdauern. Auf unserer Seite wird Sparsamkeit, Arbeit, Kapitalersatz und Gütererneuerung eine dringende Aufgabe sein. Wir werden von den sozialen Reformen, von den umfassenden Organisationen, von der rationellen Gemeinwirtschaft ein gutes Teil behalten. Die Wirtschaftsgesinnung und das Wirtschaftsziel werden veränderte bleiben. Die Ideen des Liberalismus, deren große Zeit längst im Abflauen ist, werden noch weiter zurückgehen, so notwendig die Belebung auch des individuellen Interesses und Schaffens bleiben wird. Die verhältnismäßig heitere und sorglose Periode eines täglich reicher werdenden und sich an seinem allgemeinen Kulturbesitz erfreuenden Europa wird eine Erinnerung sein. Ein jeder Staat in dem verarmten Europa wird seine Wunden heilen, und wir werden froh sein, den Geist zu besitzen, der sie heilen machen kann. Die militärisch und wirtschaftlich stark organisierte Volkseinheit wird auf lange Zeit die Idee sein, die unser inneres Leben bestimmt und die die ihr entsprechenden idealen und geistigen Kräfte aufruft.

Während wir in dieser Riesenarbeit standen, drangen allmählich die Stimmen und Urteile des Auslandes zu uns herein, die der Gegner und der Neutralen. Wir lernten sie erst langsam verstehen. Die moralisch-kulturellen Kriegsparolen der Feinde empfanden wir zuerst als unverschämte Lüge, was sie auch waren. Aber erst als unsere Proteste gegen diese Lüge sich als fruchtlos zeigten, erkannten wir, daß diese Lüge auf geschickteste Weise ein allgemeines, weithin wirkendes, internationales Vorurteil gegen uns sich angeeignet hatte und in unzähligen Zeitungsartikeln, bald auch in gelehrten Büchern ihren breiten und äußerst suggestiven Kommentar fand. Nun war es nicht mehr eine einfache Lüge, die für imperialistische Entscheidungskämpfe sich die die Volksmassen überzeugende und mitreißende Plattform erfand; nun waren es alte Abneigungen und wirkliche echte Instinkte des Gegensatzes, die sich gegen uns wandten. Fast von allen Seiten erhob sich der äußerste und schroffste Gegensatz gegen das deutsche Wesen. Es war das vierte große Erlebnis: wir waren geistig isoliert, und zwar in einem Maße, wie es auch gute Kenner des Auslandes nicht erwartet hatten. Wir waren machtlos dagegen, waren auch geistig eingesperrt und erreichten die Welt draußen überhaupt nicht mehr, während draußen der englischen und französischen Propaganda alles offen stand. Die großen Weltvölker und Weltsprachen hatten auch die Weltpresse für sich und, was wichtiger ist, eine ihnen nahezu überall entgegenkommende Sympathie. Es war nicht bloß die Macht der Lüge, sondern die Lüge wurde gern geglaubt. Das aber offenbarte uns eine Gegensätzlichkeit, die zwar maßlos übertrieben wurde, die aber in Wahrheit bestand und in ihrer Bedeutung heute noch bei uns nicht überall voll verstanden ist. Es war vor allem der Gegensatz der westeuropäischen demokratischen Zivilisation gegen das autoritative, reaktionäre Deutschland mit seiner militärischen Monarchie und seiner Beamtenherrschaft, seinem Unteroffizierston und seiner Schneidigkeit, seinen Kastentrennungen und seinem gebundenen Lebensstil. Man nannte das Militarismus, obwohl in Wahrheit die Westmächte viel rücksichtslosere Eroberungsmächte waren und sind, als wir es jemals gewesen sind. Als dann England selbst zu seiner Flottenherrschaft noch die allgemeine Wehrpflicht hinzuzufügen begann und die Gewaltpolitik der Entente in Widerspruch zu ihrer ursprünglichen Plattform geriet, da war die Parole rein die der westeuropäischen Demokratie gegen deutsche Unfreiheit. „Es handelt sich um die Zukunft der Demokratie in der Welt," sagt Herr Lloyd George heute. „Es handelt sich um den Fortschritt der Kultur und Humanität," sagt Herr Briand. Und sie sagen damit, was die Völker draußen wirklich empfinden oder zu empfinden meinen. In der Tat, hier liegt nicht der einzige Gegensatz, aber der Kern der Gegensätze. Auch diese Erfahrung ist nun aber nicht bloß ein empfindlicher Druck von Mißverständnis und

Unverständnis, gemischt mit Halbwahrheiten, sondern vor allem ein Anlaß zur Selbstbesinnung. In dieser Selbstbesinnung aber ging uns die Idee einer Freiheit auf, die in der Tat anders ist als die der Westvölker, die von dem Individualismus des englischen Herrenmenschen ebenso verschieden ist wie von der enthusiastischen Gleichheitsidee der Menschenrechte, die nicht im Puritanismus und nicht in Rousseau wurzelt, sondern in eigentümlich deutschem Geiste. Es ist die Freiheit einer selbständigen und bewußten Bejahung des überindividuellen Gemeingeistes verbunden mit der lebendigen Anteilnahme an ihm, die Freiheit einer freiwilligen Verpflichtetheit für das Ganze und einer persönlich-lebendigen Originalität des Einzelnen innerhalb des Ganzen, die Freiheit des Gemeinsinns und der Disziplin, beide zusammen beruhend auf der Selbsthingabe an die Ideen und darum eng zusammenhängend mit unserem ganzen ethisch-religiösen Wesen, das vom englischen und französischen so tief verschieden ist. Das war immer das Wesen unserer Freiheit, seit unsere großen Denker und Dichter die sich selbst aus der Idee bestimmende Freiheit für das Wesen der Deutschen erkannt und betätigt hatten. Freilich hat diese Freiheit mit dem ständischen und Kastenwesen bis heute schwer zu ringen und erschöpft sie sich schlecht in dem Rahmen bloß parlamentarischer Institutionen. Sie feiert ihre Haupttriumphe in den zahllosen Körperschaften der Selbstverwaltung und den freien Organisationen, sowie in unserer ganz auf sie wenigstens im Grundsatz, angelegten Volkserziehung. Daß das eine andere Idee als die der Westeuropäer ist, wußten wir längst. Aber wie sehr sie anders ist, wissen wir erst seit diesem Krieg. Gerade hier stehen die Ideen von 1914 denen von 1789 heute scharf und deutlich, aber auch zukunftsreich und schöpferisch gegenüber, nicht als ihre Aufhebung und Vernichtung, aber als eine ganz andersartige Formung des auch in ihnen enthaltenen Strebens nach Freiheit und Würde, Gehalt und Lebenstiefe der Person. Jene haften am isolierten Individuum und seiner überall gleichen Vernunft, diese am Leben des Volksganzen und der persönlichen Einsetzung für und Einreihung in dieses. Noch fehlt viel an einer wirklichen allgemeinen Durchführung dieses Gedankens, und auch unsere öffentlichen staatlichen Institutionen müssen stärker mit ihm durchdrängt werden. Noch vermissen wir vielfach die idealistisch-geistmäßige Auffassung der überindividuellen Ganzheit und die individuelle Mitbeteiligung des Einzelnen an seiner Hervorbringung. Noch bewegen wir uns oft in der falschen Alternative mittelalterlichen Herrenstandpunktes und französischer Gleichheit, gläubiger Beamtenverehrung und liberaler Staatslosigkeit. Aber das Erlebnis der gegenwärtigen Gegensätze und unserer wurzelhaften Verschiedenheit von dem Baptisten Lloyd George und dem Freimaurer Briand hat uns doch mächtig gefördert in dieser unserer Selbsterkenntnis. Das Jahr 1914 muß einen

Fortschritt in der Freiheit bedeuten, aber diese Freiheit wird von französischen und englischen Nachahmungen sich lösen und eine deutsche Freiheit sein, die in erster Linie Sache der Gesinnung und des Lebensstiles, dann aber auch der klar erkennbare Geist unserer öffentlichen Einrichtungen sein muß. Die Westeuropäer mögen dann dazu sagen, was sie wollen. Sie werden lernen müssen, daß sie uns nicht verstanden und sich nur an Äußerlichkeiten und Mängel gehalten haben, daß aber gerade das, was sie nicht verstanden haben, unser Bestes und die Kraft unserer, vielleicht auch ihrer, Zukunft ist.

Wir waren und sind geistig isoliert, wenn wir auch erwarten dürfen, daß gerade diese isolierende Besonderheit in Zukunft zu einer großen Wirkung auf die gesamte staatlich-sittliche Welt emporsteigen wird. Aber diese Isolierung bezog sich doch vorzugsweise auf Westeuropa und seinen Weltanhang; von Rußland ist in diesem Zusammenhange nicht zu reden, da verstand sich der Gegensatz von selbst. Dagegen hatten und fanden wir Bundesgenossen im Osten. Um die Aufrechterhaltung Österreichs gegen den aggressiven, sich seines serbischen Protektorates gegen Österreich bedienenden Imperialismus Rußlands war ja der ganze Krieg ausgebrochen. Wie nun aber diese Schutzwall-Bedeutung Österreichs aufs engste mit allen Fragen der Balkanpolitik und des vorderen Orients, mit allen weiteren Schutzwällen gegen die russisch-asiatische Weltherrschaft, eng zusammenhängt, so ergab sich von da aus ein Bündnissystem, das Bulgarien und die Türkei mit umfaßte und damit einen mächtigen, in die russischen und englischen Weltstellungen sich einschiebenden Block politisch-militärischer Verteidigungskraft schuf. Dieser von den geographisch-militärischen Existenzbedingungen der Donaulande geforderte und doch erst in heißer Arbeit der Diplomatie geschaffene Block erwies sich als Mittel der Rettung und Behauptung eines mitteleuropäischen Staatensystems. Das gehörte mit zu den großen Erlebnissen dieses Krieges: eine Zusammenfassung sehr verschiedenartiger Staatsgebilde und sehr verschiedenartiger Völkerschaften unter dem Zwang einer geographisch-politischen Notwendigkeit und unter starkem, aber nur freundschaftlichem und nur freiwillig übernommenem Einfluß des deutschen Geistes. Dieses Erlebnis enthüllte nun aber auch seinerseits eben damit eine tiefe ideelle Bedeutung und eine wichtige Zukunftsrichtung. Phantasiereiche und romantische Köpfe sahen darin ein Wiederaufleben der Ideen des mittelalterlichen Kaisertums, der Pläne Karls des Großen und seiner Nachfolger. Das ist nun freilich reine Romantik, aber in diesen altertümelnden Formen steckte doch das Gefühl für die Bedeutung der Sache, die über ein momentanes günstiges Ergebnis des diplomatischen Spieles weit hinausgeht. Andere erinnerten an die Argumente der großdeutschen

Politiker vor Bismarck. Allein das war doch damals rein im europäisch kontinentalen Rahmen gedacht, und in diesem konnte ein preußisches Klein-Deutschland sich wohl behaupten. Das heutige Bündnissystem deutet auf eine andere Lage, auf die Selbstbehauptung nicht im kontinentalen, sondern im planetarischen Rahmen, hin. Der Sachverhalt ist daher heute in durchaus modernen Formeln zu erfassen, und diese bedeuten eine neue oder vielleicht die erst jetzt sich einstellende weltpolitische Idee des Deutschtums. Von jenem Erlebnis der Bildung des Donau-Blockes aus erleuchtet sich uns die politische Weltlage und die nächste Entwicklungsmöglichkeit, die sie uns darbietet. Wir waren längst nicht mehr in der politischen Welt von 1870, geschweige denn in der von 1813. Damals handelte es sich um die Kontinentalstaaten Europas und ihre nationale Einigung zu modernen Staaten. Der letzte Akt dieser Entwicklung war die Einigung Deutschlands und Italiens. Seitdem aber hoben sich aus den großen Nationalstaaten diejenigen heraus, die im Zusammenhang mit der seit einigen Jahrzehnten einsetzenden Aufteilung des Planeten zu überseeisch ergänzten, ungeheure Einflußsphären in der Welt besitzenden und politische Macht mit wirtschaftlicher Ausbeutung eng verbindenden Imperien sich auswuchsen. Aus den politischen Problemen des Liberalismus und Nationalismus, die in der Schaffung nationaler Staaten beide eng zusammenhingen, sind wir unversehens hineingeraten in die des Imperialismus oder der Anteilnahme an der Machtverteilung auf der Gesamtfläche des Planeten. Daß England schon in den Napoleonischen Kriegen in dieser Entwicklung begriffen war, ist ihm selbst und uns erst in den letzten Jahrzehnten klar geworden. Erst diese haben auch für Bewußtsein und Erkenntnis diese Situation geschaffen, und nun sehen wir die größten Mächte der Erdkugel an dem ungeheuren Werke, die Welt unter sich zu verteilen. Die Staaten, die hier nicht mehr mitkommen, werden zu Vasallenstaaten oder Protektoraten der großen Mächte, auch bei äußerlich erhaltener Selbständigkeit. Ob nun auch für Deutschland nach der Zertrümmerung und Russifizierung Österreichs dieses gleiche Schicksal bevorstehe und mit welchen Mitteln es sich dieser Gefahr entziehen könne, das war das große Problem der letzten Jahre. Der Krieg nun hat die klare Erkenntnis dieser Lage und damit eine unermeßliche politische Schulung unseres Volkes gebracht. Er hat auch die Lösung bereits angedeutet, die wir ihm geben können. Ein deutscher Imperialismus in der Art des englischen, russischen, amerikanischen und japanischen, deren Art das sinkende Frankreich mit letztem Aufgebot aller Kräfte nachstrebt, ist für uns aus vielen Gründen, vor allem aus geographischen und populationistischen, nicht möglich. Wohl aber ist uns die Bildung eines mitteleuropäischen Blockes möglich, an den wir hoffen können alle Bedrohten und Verschluckten anzuschließen

und der unter wesentlichem Einfluß der deutschen politisch-militärischen, wissenschaftlich-technischen und ethisch-geistigen Kultur steht. Er vermag nicht etwa uns den bisherigen Welthandel zu ersetzen, wohl aber die politisch-militärisch-geographische Machtgrundlage zu bilden, von der aus wir hoffen dürfen, unsererseits bei der großen Weltverteilung nicht verschluckt zu werden, sondern in einem starken Bündnissystem der kleineren Mächte die begehrte Monopolstellung der Riesen zu brechen. Ob das gelingen wird, ist die große Frage der Zukunft, die wir nicht voreilig einfach bejahen wollen. Aber es ist eine politische Idee, die unserem Handeln Klarheit, Ziel, Schwung und Zuversicht geben kann, nachdem wir in den letzten Jahren überhaupt keine Idee hatten und haben konnten. Die nationale Idee hörte auf, die leitende Schwungkraft zu sein, seit sie Wirklichkeit war. Dem aus den Nationalstaaten entspringenden Imperialismus gegenüber aber waren wir ohne Idee und Ziel, konnten nur versuchen, hier und dort die schnürenden Bande zu lockern, einen Streubesitz an den verschiedensten Orten zu erwerben und die drohende Krisis bis zu voller Erstarkung hintanzuhalten. Erst der Ausbruch der Spannungen in den Weltkrieg setzte uns frei, eine politische Zukunftsidee zu fassen, und gab uns in dem Donaublock die politischen Wirklichkeitsgrundlagen für eine solche Idee. Dabei ist nun wieder von Wichtigkeit, daß diese Idee zugleich in der Linie unserer alten politisch-ethischen Ideale liegt: keine Weltherrschaft und keine Gewalt- und Monopolpolitik, sondern freie gegenseitige Ergänzung nationaler Geister bei gleichzeitiger selbständiger Entfaltung jedes einzelnen. So hatte Fichte das Ideal einst sehr abstrakt für Welt und Menschheit formuliert gegenüber dem Napoleonischen Cäsarismus. Erst heute haben wir die Möglichkeit einer bestimmten Verwirklichung solcher Ideale im Zusammenhang mit unserer politischen Wirklichkeit und ihren Interessen. Den mitteleuropäischen Block, den wir schaffen müssen, können und müssen wir in diesem Sinne denken, und wir dürfen vielleicht die Hoffnung hegen, daß der hier erst einmal verwirklichte Gedanke eine heilsame weitere Weltwirkung haben könne und den Planeten vor einer Aufteilung unter die großen Monopolmächte und den grauenvollen schließlichen Weltkriegen dieser untereinander erlöse. Das wäre die Idee eines Gleichgewichtes nicht mehr bloß der europäischen, sondern der Weltmächte und eines politischen Programms, das die nationalen Individualitäten rettet vor Anglisierung und Russifizierung. Damit bekäme die deutsche Politik endlich eine Idee, die über die allmählich totgehetzten Parolen des „staatlichen Egoismus" und der „Freude an der eigenen Kraft" hinausginge. Unsere Gegner stecken nicht bloß aus Heuchelei, sondern aus alter Gewöhnung an moralische und geistige Rechtfertigung der Politik die harten Griffe ihres Imperialismus in die Samthandschuhe einer moralisch-kulturellen Doktrin, sei es die britische Freiheit

und Zivilisation, sei es die französische Demokratie und fortschrittliche Welterleuchtung. Die Menschen ertragen eben den reinen staatlichen Egoismus nicht und suggerieren sich unwillkürlich oder willkürlich einen moralischen Heiligenschein. Der imperialistische Monopolwille und die Allgemeingültigkeit der von ihnen vertretenen Idee fließen ihnen ohne weiteres zusammen, und sie vermögen das der Welt glaubhaft zu machen. Wir können so objektiv sein, ihnen die Möglichkeit solchen Denkens nachzufühlen, wenn wir auch bei den politischen Führern die Dreistigkeit der Phrase und bei der Masse der Menschen die kritiklose Gläubigkeit mit einem Entsetzen fühlen, das uns mitunter überhaupt an der Menschheit irre machen und sie uns als eine Masse von Betrug und Selbstbetrug erscheinen lassen könnte. Um so wichtiger aber ist es, daß wir auch unsererseits unser Licht nicht unter den Scheffel kraftmeierischer Phrasen und paradoxer Egoismustheorien stellen, sondern die politische Idee auf unsere Fahne schreiben, die uns in diesem Kriege aus altem idealen Glauben neu und konkret aufgegangen ist: ein verbündeter Machtblock gegen die Monopol- und Riesenstaaten zum Schutze aller individuellen Volksgeister und ihrer freien Entwicklung. Ein solcher Block bedeutet dann natürlich in gewissem Sinne eine deutsche Führung, aber keine deutsche Herrschaft, und die Führung wiederum muß vor allem auf die geistige Leistung und politisch-sittliche Kraft begründet werden, zu der uns unsere Leistung im Kriege selbst das Vertrauen geben mag und die ihre tiefsten und letzten Wurzeln trotz aller heutigen Wandlungen doch in unserem großen idealistischen Zeitalter hat.*

Damit stehen wir wieder bei dem deutschen Geiste. Auch die neue politische Idee fordert Entfaltung und Steigerung des deutschen Geistes in sich selber, vertiefte und verstärkte Werbekraft nach außen, die uns wiederum nur aus eigener Vertiefung und Reinigung quellen kann. Wir sind sehr stark auf moralische Eroberungen angewiesen, nicht ins Blaue hinein und nicht bei unseren Gegnen, aber bei unseren Bundesgenossen. Von hier aus werden uns noch manche schwere und ernste Fragen des deutschen Geistes und der deutschen Bildung aufsteigen, die das Jahr 1914 aufwirft und die Zukunft mit neuen Ideen wird beantworten müssen. Es ist nicht möglich, sie heute schon alle zu erfassen. Nur zwei seien zum Schlusse noch angedeutet. Es ist die Bildungs- und Erziehungsfrage einerseits, die Gestaltung unseres künstlerischen Selbstausdruckes anderer-

* Hiermit habe ich frühere Äußerungen vom Anfang des Krieges in dem Aufsatz der Rundschau 1915 „Imperialismus" nach einigen Seiten berichtigt, im wesentlichen aufrechterhalten. Die unser Schicksal unabwendbar in sich hineinziehende Bedeutung des imperialistischen Zeitalters ist mir erst nach und nach aufgegangen; heute aber noch glaube ich, daß wir uns dadurch von unserem großen Zeitalter nicht loslösen lassen dürfen.

seits. Beide Fragen hängen eng unter sich zusammen, da die Erziehung eines ästhetischen Elementes nicht entbehren kann und der künstlerische Selbstausdruck einen auszudrückenden, in der Nationalerziehung enthaltenen eigentümlichen Geist voraussetzt. Damit rühren wir an ein uraltes und immer neues Problem des deutschen Wesens, seinen Zusammenhang mit dem romanischen Geist und ebendadurch auch mit Antike und Renaissance. Schon Fichte hatte seiner Zeit diese große Frage gestellt und gemeint, daß das Verhältnis der Romanen zur Antike und Renaissance als ihrer eigenen Vergangenheit ein anderes sei als das unserige, indem wir hier an einem fremden und uns als fremd bewußten Stoff unsere eigene ursprüngliche Produktionskraft spornen und reinigen. Man kann fragen, ob das eine dauernd mögliche Formulierung und Lösung des Problems ist, insbesondere ob die praktische Lösung des Goethe-Humboldtschen Zeitalters diese Spornung und Reinigung in einer heute noch möglichen Weise bewirkt hat. Fichte selbst hatte offenbar Bedenken, wenn er doch gleichzeitig auf Kultur und Kunst des deutschen Spätmittelalters hinweist und hier die noch allzu wenig erkannten Quellen eigentümlich deutschen Wesens ahnt. Die empfindlichen Mängel der überdies beständig abgeschwächten damaligen Lösung und die Offenbarungen des Weltkrieges über die Sonderart unseres Wesens gerade gegenüber aller romanischen Ästhetik sowie die Angriffe gegen den deutschen Geist auch gerade in dieser Richtung haben die Fraglichkeit jener Lösung gesteigert. Schon erhebt sich ein leidenschaftliches Raunen von Ohr zu Ohr und gelegentlich auch lautere öffentliche Rede über diese Dinge. Die einen wollen eine endliche Verselbständigung des deutschen Geistes auch in diesen Dingen und weisen auf die große gotische Vergangenheit hin als unser wesentliches Urbild, die anderen bleiben bei dem Grundsatz der Ergänzung und sehen das Wesen des deutschen Geistes gerade in der Ergänzungsbedürftigkeit und der daraus entspringenden Weite und Mannigfaltigkeit, die mit dem Mangel an innerer Einheitlichkeit und Geschlossenheit nicht zu teuer bezahlt sei. Aber auch diese letzteren müssen zugeben, daß Art und Wesen dieser Ergänzung zu einem völlig neuen Problem geworden ist und daß der Neuhumanismus unserer Biedermeierzeit heute unmöglich ist. Inzwischen ist ja auch ein eigentümlich deutscher Kunstwille in Architektur und Kunstgewerbe bereits längst am Werke und greift mit seinen Idealen in diese Fragen ein. Es ist heute noch unmöglich, hierauf Antwort zu geben, aber daß hier eine große, vermutlich immer weiter sich auswachsende Folge von 1914 vor uns steht, das dürfen wir nicht aus dem Auge lassen.

So werden wir wohl auch noch an manchen andern Stellen erste Andeutungen kommender Klärungen und ideeller Kämpfe finden. Ich

will nicht versuchen, dem allen nachzugehen. Es möge genügen an dem, was bereits klar vor unseren Augen steht. Es ist nichts Geringeres als ein neues Bild und Ideal unser selbst, das längst vorbereitet ist, aber erst in der lösenden und neu verbindenden Schmelzhitze des Krieges sich mit so starken Zügen zusammengefügt und geoffenbart hat.

Und auch gegenüber dem, was wir als bereits geklärte Ideenmächte bezeichnet haben, dürfen wir nicht vergessen, daß es Aufgaben und Ziele sind, die aus dem Erleben aufsteigen, aber nicht von selbst sich durchsetzende Naturkräfte oder logisch-notwendige Prozesse. Es wird nicht an heftigem Widerstand der alten Ideen und Gewohnheiten, vor allem aber auch nicht an allen Gefahren banauser und kurzsichtiger Selbstsucht oder ermüdeter Abstumpfung und Gleichgültigkeit, dringender Lebenssorgen und kleinster Interessen fehlen, von all der Gier, Gemeinheit und Roheit nicht zu reden, die ein langer Krieg ebenso hervortreibt wie den idealen Willen. Die neuen Ideen sind Kräfte, aber nur als Aufgaben und Ziele, die wir in unseren Willen aufnehmen und bejahen. An der Treue und Festigkeit unseres Willens gegenüber allen Widerständen hängt alles. Alles ist im Werden, weil eine solche Katastrophe naturgemäß entweder neues Werden oder langsame Verkümmerung bedeuten muß, und wir sind wieder hineingeworfen in alle Schmerzen und Hoffnungen des Werdens. Aber das werden wir uns zum Troste sagen dürfen: von neuen Ideen, dem heißen Suchen und Bohren nach ihnen, kann, soviel wir sehen, nur bei uns die Rede sein. Die westeuropäischen Gegner sitzen auf den Hefen ihres großen achtzehnten Jahrhunderts, denen nur Kapitalismus und Imperialismus als neue Gärungsstoffe zugesetzt sind. Gewiß treten auch bei ihnen manche ähnliche Wirkungen des Kriegserlebnisses zu Tage. Das junge Frankreich hat einen glühenden Idealismus, der mit dem Atheismus seiner regierenden Advokaten wenig gemein hat. Der englische Liberalismus bewegt sich dem Militarismus und Staatssozialismus entgegen. Allein alle offiziellen Formeln und das ganze Pathos des Krieges entströmt ihrer alten Gedankenwelt. Wir unsererseits suchen wirklich neue Ideen, auf die eine neue Existenz zu begründen ist. Unsere größere Jugendlichkeit zeigt sich in diesem Aufleuchten der Ideen mitten im Kampfe. Noch sind sie erst Sterne, die uns im blutigen Dunst des Daseinskampfes aufgestiegen sind. Noch lange werden sie kühl und ernst in halber Dämmerung leuchten. Aber möchte ihnen die Sonne folgen, die die Sonne des deutschen Tages ist und uns einen freien und unabhängigen Platz an der Sonne erwärmt und erleuchtet.

Baronin Eva

Novelle von Otto Flake

Eva war achtzehnjährig und rotblond.

Sie war es gewohnt, angesprochen zu werden, wenn sie abends nach Hause ging. Sie wußte, daß sie ein Mädchen aus den Volksvierteln war, und es hätte ihr nichts geholfen, abweisend wie eine Prinzessin zu sein. Man konnte den einen oder andern anhören, aber es kam immer der Augenblick, wo sie mit einer schleichenden und falschen Behutsamkeit ihr ein Abendessen anboten. Dann beschleunigte sie ihre Schritte ein wenig, und in diesem veränderten Tempo war etwas, das noch jeder begriffen hatte.

Es war kein elegantes Geschäft, in dem sie diente, aber eines mit großem Absatz, das im Brennpunkt der Stadt lag, unweit des Dönhoffplatzes in einer Seitenstraße. Auch besaß es keinen Laden nach vornheraus, dafür gingen die Räume im Mittelbau durch zwei Stockwerke.

Man bekommt bei uns schon Lackschuhe für sieben Mark, annoncierte es, aber die für zwölf Mark sind so gut wie anderswo für zwanzig. Es war ein Engrosgeschäft, dessen Inserate die hinterste Seite der Provinzblätter bedeckten.

Eines Tages, gegen ein Uhr mittags, als wenig Kunden da waren und gelüftet wurde, stand das Mädchen im Erdgeschoß am Fenster und sah, wie zwei junge Herren von der Straße einbogen und durch den Gang in den Hof traten.

Der eine hatte ein Monokel und musterte ein wenig impertinent die Fassade des Geschäftes, die sich zwischen den Brandmauern links und rechts ausspann und den Hof wie ein Riegel sperrte; sie war neu, als antiker Tempel gedacht und trug einen Giebel über der Tür. Darüber lachten die Herren; Eva verstand es nicht, sie fand den Giebel elegant.

Die Herren traten ein.

„Fräulein, kann man hier wohl Ballschuhe bekommen?" fragte der, den sie beobachtet hatte.

„Die Herrenabteilung ist eine Treppe höher," antwortete sie und ging leichtfüßig voran.

Auf der schmalen Wendeltreppe hörte sie hinter sich sagen:

„Ich hoffe, wir haben das Vergnügen, von Ihnen selbst bedient zu werden?"

Er hatte etwas gezögert, bevor er das Wort bedienen aussprach. Das mißfiel ihr nicht, und da die Treppe scharfe Wendungen machte, brauchte sie den Kopf nur wenig zu drehen, um ihn anzusehn.

Dabei bemerkte sie, daß seine Augen nicht hochmütig waren, wie sie eigentlich erwartet hatte, und sie bemerkte auch, daß es hübsche Augen waren, aparte Augen, blaugrau mit schwarzen Flecken; die Brauen waren ganz dunkel und stark.

Gleich die ersten Schuhe paßten ihm, aber sie holte neue herbei, und als sie seine feinen Strümpfe bemerkte, machte sie ihn darauf aufmerksam, daß ihm auch Halbschuhe gut stünden.

Sie kniete nicht nieder, um sie ihm anzuziehn, sondern stützte seinen Fuß leicht mit dem Oberschenkel, dann zog sie die Schnürbänder rasch und fest zusammen.

Beim vierten oder fünften Paar, das er anprobierte, glitt er mit der Fußspitze weiter und drückte sie gegen ihren Schoß; nicht grob, aber doch mit deutlicher Absicht. Sie hob den Scheitel, der weiß die rote Fülle durchschnitt. Er mochte auf ihrem Gesicht lesen, denn er sagte leise: „Pardon". Da wurde sie rot und kniete nieder, um ihre Arbeit zu vollenden.

Als sie wieder auffsah, begegnete sie dem Blick des Begleiters und bemerkte, daß er alles beobachtet hatte. Dieses Gesicht war ganz anders als das seines Freundes, eher häßlich als hübsch, aber beherrscht von Augen, die noch jetzt, wo sie gütig schienen, durch sie hindurchgingen.

Verwirrt von soviel Interesse, das von zwei Seiten auf sie eindrang, eilte sie mit einem Lächeln, das ihr selbst unbewußt war, zum Lager, wo die weißen Schachteln sich übereinander türmten.

„Sie ist reizend," sagte der, der vorhin die kühne Liebkosung gewagt hatte.

„Ja, und es ist schade, sie unter so gewöhnlichem Volke zu sehn," antwortete der andre und musterte die Mädchen, die am Fenster standen und sich zankten, während sie mit der Handmaschine Knöpfe versetzten.

Eva kam zurück, eine Schachtel tragend. Sie ging auf dem schmalen roten Läufer. Der Läufer war lang, und am Ende saßen die beiden jungen Männer und prüften jeden Schritt, den sie machte.

Nun war es der Käufer, der die Wahl hinzog, aber schließlich fiel ihm das hämische Lächeln der anderen Mädchen auf, und er entschloß sich. Eva brachte ihn hinunter an die Kasse.

Er bat, man möge ihm die Stiefel schicken. Aber das tat das Haus nicht in Anbetracht seiner billigen Preise, und über der Kasse hing zum größeren Nachdruck ein Schild mit dieser Mitteilung.

„Mein Diener kann es auch abholen," sagte er gleichmütig, „oder noch besser, schicken Sie es mir mit der Post." Er bezahlte das Porto und gab seine Karte.

Als er fort war, suchte Eva einen Blick auf die Adresse zu werfen.

„Das geht Sie nichts an," wurde sie von der Frau des Geschäfts, die

im Packraum herrschte, angefahren, aber sie hatte doch gesehen, was sie wollte.

Baron Adam Dronte, W., Meraner Straße, stand auf der Karte.

Oben hatte sie lange aufzuräumen. Nachmittags kamen die Kleinbürger aus den Vororten und aus den Städten des flachen Landes, wo das Geschäft am eifrigsten annoncierte. Seufzend sah sie auf ihre Finger, die von all den Schuhen so schwarz wurden, daß alles Waschen nichts half.

Um acht Uhr verließ sie das Haus. Als sie auf die Straße trat, glaubte sie den Baron zu erkennen. Er stand ein paar Schritte entfernt am nächsten Portal, in der Haltung jemandes, der wartet. Es war nicht weit bis zum Platz, wo sie ihre Bahn fand und einstieg.

Am nächsten Mittag, um die gleiche Stunde wie tags zuvor, erschien Dronte wieder im Geschäft, aber eine Kollegin nahm ihn sofort in Empfang, und sie selbst machte sich im Lager zu schaffen. Gleichwohl entging sie den Anzüglichkeiten nicht.

Von sieben Uhr ab wurde kein Käufer mehr hereingelassen. Die letzte Stunde diente dazu, das Lager aufzuräumen und abzuschließen. Eine der Verkäuferinnen bat an diesem Abend, eine halbe Stunde früher gehn zu dürfen. Es wurde ihr verweigert. Da setzte sie ihren Hut auf und verließ das Geschäft. An der Kasse rechnete man unverzüglich ihren Lohn aus und schickte ihn zugleich mit der Entlassung zur Post.

Die anderen besprachen den Fall. Die Angabe des Mädchens, seine Mutter sei krank, war falsch. Es wurde einfach von seinen beiden Freunden erwartet, zwei Ägyptern, die es nicht mehr aus den Händen ließen. Ein paar Tage vorher war im Geschäft die Mittagszeitung herumgereicht worden. Es stand eine Geschichte von einer jungen reichen Amerikanerin darin, die jeden Abend ins Theater ging, um einem chinesischen Gaukler zuzusehen und Blumen zuzuwerfen; sie wurde von ihm zuerst entführt und dann, als sie eine Ausgestoßene war, gezwungen, als blonde Japanerin aufzutreten. Mit einem Ton des Grauens war von Dingen die Rede gewesen, mit denen die ganze asiatische Bande die Weiße besudelte.

Von dieser Geschichte sprach man jetzt und prophezeite der Verkäuferin das gleiche Schicksal bei den Ägyptern.

Dann schlug es acht. Eva verließ das Geschäft und konnte es sich nicht versagen, nach dem Portal zu spähen, wo gestern der Baron gestanden hatte. Er war nicht da. Aber als sie zum Dönhoffplatze ging, sah sie seinen Freund quer über die Straße auf sich zukommen. Er grüßte und bat, ein Stück Weges mit ihr gehn zu dürfen.

Was wollen sie von mir; dachte sie feindlich und mußte an die Ägypter und die Geschichte in der Zeitung denken. Zudem sprach der Fremde mit einem Akzent wie ein Ausländer.

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie anrede," sagte er; „ich weiß selbst, daß das nicht schön ist, und ich habe es nie tun mögen. Aber nun nehmen Sie an, man möchte jemand kennen lernen und könne sich ihm doch weder zu Hause noch in Gesellschaft nähern, dann bleibt nichts anderes übrig, als es ihm selbst zu sagen."

Dieser Hinweis, daß sie keine junge Dame war, machte sie nicht freundlicher gestimmt. Sie blieb neben dem Zeitungshäuschen auf dem Platze stehn und sagte:

„Ich habe keine Lust zu Bekanntschaften, und mein Wagen kommt."

Aber als sie einsteigen wollte, wehrte ihr der Schaffner mit einem „Alles besetzt" und gab zugleich das Zeichen zum Weiterfahren.

„Wann kommt der nächste Wagen?" rief ihm der Fremde nach.

„In einer Viertelstunde."

„Schenken Sie mir diese Viertelstunde," wandte er sich an Eva; „wenn Sie wollen, gehen wir ein paar Haltestellen weiter, und ich erzähle Ihnen ein wenig von meinem Freund und mir."

Da sie zögerte, legte er sanft die Hand an ihren Arm, um sie zum Gehen zu veranlassen, setzte sich selbst in Gang und fuhr fort:

„Eigentlich sollte er an meiner Stelle sein. Er wartete gestern abend auf Sie und ging Ihretwegen heute mittag in das Geschäft, trotzdem ich ihm das abriet. Nachdem er zweimal keinen Erfolg hatte, wollte er es ein drittesmal nicht versuchen, woraus Sie sehen können, daß er ein wenig launisch ist. Aber da ich mich nicht weniger für Sie interessiere als er, bin ich für ihn eingesprungen und habe mehr Glück gehabt."

Dieser erste kurze Faden war abgesponnen, und er wartete offenbar darauf, daß sie ihm Gelegenheit gab, einen anderen anzufangen. Aber sie sah nach den erleuchteten Nummern der Straßenbahnwagen, versonnen oder wartend, daß er weitersprach.

Sie gingen eine ganze Strecke fast schweigend weiter. Nach dem Spittelmarkt kam die Gertraudenstraße. Scharen von Angestellten strömten aus den Lagerhäusern und füllten nicht nur die Bürgersteige, sondern auch den Fahrdamm in der Mitte; er war dunkel und feucht.

„Sie machen es mir nicht leicht," begann er von neuem. „Sie müssen nicht immer auf die Straßenbahnen sehen; es täte mir leid, wenn Sie jetzt einstiegen und mich einfach stehen ließen – ich glaube, ich würde ein recht ärgerliches Gesicht machen. Nachdem ich den ersten dummen, brutalen Moment, in dem ich Sie ansprach, überwunden habe, möchte ich eine kleine Belohnung haben, und wenn es auch weiter nichts wäre als ein natürlicher, vernünftiger Abschied."

Nun standen sie auf dem Mühlendamm. Aus der Finsternis des Wassers kam eine eisige Luft. Sie hob entschlossen den Kopf und sah ihn prüfend an.

„Bin ich denn nicht mit Ihnen gegangen, wie Sie gewollt haben?" fragte sie sanft; ein Windstoß trug ihr die Worte vom Mund fort und verwehte sie.

Da horchte er auf, griff zu und sagte ganz voll Wärme:

„So klang es schön – wie die Stimme Ruths, als sie Boas Rede stand."

Er erschien ihr seltsam, sie verstand ihn nicht. Er erklärte, was ihn ergriffen hatte:

„In meiner nordischen Heimat singen die Mädchen ein Volkslied aus Frage und Antwort. Ein stürmischer Königssohn fragt die Hirtin, warum sie mit nackten Füßen geht; mit einer schönen, rührenden Stimme gibt sie ihm Antwort. So sangen Sie mir eben zu. Können Sie sich das vorstellen? Er trifft sie auf einer weiten Ebene, und sie sprechen miteinander, wie man immer sprechen sollte, als Menschen, von dem, was wesentlich ist."

„Ich habe das Lied gehört."

„Sind Sie in Norwegen gewesen?" fragte er verwundert.

„Nein, nur in den Hauptsälen," antwortete sie ein wenig spöttisch, „und sie liegen in demselben Hof wie mein Geschäft."

Er lachte über sich selbst; das gefiel ihr.

„Ich verstehe," sagte er, „Sie waren im Liederabend der Maßmann; auch ich war dort. Eine dicke Dame, die eine vortreffliche Stimme hatte und sich so entsetzlich anzog, daß man nur ihre schweren Hüften sah. Stimmt es?"

„Ja, die Maßmann war es, aber auf ihre Kleidung habe ich nicht geachtet."

„Dann müßten Sie es lernen, es ist unbedingt nötig; und Sie können es auch, denn Sie haben Geschmack."

„Wie sollten Sie das wissen?" wandte sie neugierig ein. „Sie kennen mich ja nicht."

„Ich habe es auf den ersten Blick gesehen; es ist mein Beruf, das zu sehen."

Sie waren auf den Molkenmarkt gelangt. Der Schlag einer Kirchenuhr drang durch die Nacht. Er spähte in das Dunkel einer Seitengasse:

„Das ist die Nikolaikirche, die schlägt, und da liegt sie mit ihren alten schwarzen Bäumen. Keine bessere Gelegenheit, um von meinem Freunde zu erzählen, wie ich Ihnen versprochen habe."

Und er berichtete:

„Die Kirche ist sein Arbeitsfeld. Er schreibt eine Dissertation über ihre Baugeschichte. Es ist ein Studium, zu dem Geld gehört, und er ist auch ein reicher junger Mann. Er hat es überhaupt gut in dieser Welt, und nicht der geringste Vorteil ist, daß ihm niemand von der Familie in seine

Angelegenheiten hineinzureden hat. Die paar alte Tanten, die noch seinen Namen tragen, sind fromme Stiftsdamen, er selbst hat seine Güter weit von hier, in Livland. Damit ist er zwar russischer Untertan, aber die Barone Dronte sind alter deutscher Herkunft. Von Charakter ist er ein liebenswürdiger und fröhlicher Mensch, und es ist erstaunlich, wie wenig ihn Geld und Erfolg in der Gesellschaft verdorben haben.

Ich, und damit spreche ich nun von mir, habe es nicht so gut gehabt, aber das macht nichts, im Gegenteil. Ohne Not und Mühe, oder gar an seiner Stelle wäre ich nie von Kristiania nach Paris und von Paris nach Berlin gekommen, und es gäbe einen Zeichner in Europa weniger. Ich habe es sogar zum deutschen Staatsbeamten gebracht, und das Komische daran ist, daß der Staat damit eigentlich einen Mißgriff getan hat, denn wenn Sie in den Zeitungen die Berichte über die Kunstausstellungen lesen, werden Sie finden, daß der Professor Holm einer Verschwörung mit allen Stürmern bezichtigt wird."

Beim Wort Professor sah sie ihn erstaunt an.

„Sie meinen gewiß, daß ich für einen Professor zu jung aussehe; ist es nicht so? Raten Sie, wie alt ich bin."

Sie begegnete im Licht einer Laterne dem Blick seiner Augen, die lächelnd und stark auf sie eindrangen.

„Ich weiß es nicht," antwortete sie.

„Und ich wage gar nicht, es Ihnen zu sagen. Wenn man siebzehn, achtzehn ist wie Sie, erscheint einem ein Mann von fast doppelt soviel Jahren als ganz alt. Ist es nicht so? Eigentlich hätte ich mich darauf verlassen sollen, daß ich jünger erscheine, fast so jung wie Dronte, der noch nicht dreißig ist, aber daran können Sie sehen, daß ich zu Ihnen ehrlich bin. Darum will ich Ihnen jetzt auch sagen, weshalb ich für Dronte eingesprungen bin. Ich möchte Zeichnungen von Ihnen machen, nicht eine, sondern viele, so lange, bis ich alles sichtbar gemacht habe, was in Ihnen steckt. Erinnern Sie sich, wie Sie gestern auf dem roten Läufer auf uns zukamen? Das war das, was ich den Nymphenschritt nenne und anbete, und den man jetzt auch bei uns zu sehen bekommt, seitdem über Paris die Tänze der großen, schlanken Mädchen in unsre Städte gekommen sind."

Sie ging mit gesenktem Gesicht neben ihm, und der Hut beschattete es.

„Nun haben Sie die Angst der Bürgertöchter vor dem Modellsitzen. Sie müssen aber nicht glauben, daß ich Sie ausnützen will. Später einmal, wenn wir vertraut miteinander geworden sind, werde ich Ihnen sagen, warum ich mich noch für Sie interessiere – oder nein, warum soll ich es nicht gleich tun: Weil ich viel gesehen habe und eine große Zärtlichkeit empfinde, wenn ich einem lieben Mädchen begegne, das nicht nur schön ist," fügte er herzlich hinzu. Nach einer Weile antwortete sie:

„Auch wenn ich wollte, könnte ich Ihnen nicht sitzen, denn ich habe ja nie Zeit.“

„Ja, da müßte man etwas unternehmen. Macht es Ihnen Freude, ins Geschäft zu gehen?“

Aber als sei für heute genug gesagt, brach er ab und erkundigte sich nach ihrer Wohnung. Als sie die Große Frankfurter Straße nannte, empfand er Mitleid, denn er stellte sie sich als den Sitz der Armut vor.

Doch dann war es ein breiter, stattlicher Boulevard, der ihn überraschend an Paris erinnerte, — an den großen Straßenzug, der sich von der Place de la République nach der Porte Saint-Martin hinzieht.

Und nach dem Abschied verfolgte er ihn mit Lust und gab sich der Illusion hin: Wie in Paris stand Baum an Baum am Rand der Straße, trotteten Pferde vor Omnibussen, und wenn man über die Fahrdämme hinübersah, leuchteten weiße Häuser mit gerade geschnittenem Dachfirst und Balkonen, die um das vierte Stockwerk liefen.

Es war ihm ganz, als müßte nun der unvergleichliche, warme, leuchtende Schacht der großen Boulevards kommen; aber es kam der Alexanderplatz.

Auch er gab einen gewaltigen Eindruck mit dem Lichtpalast des Warenhauses, der schwarzen Riesenstatue der Berolina, die starr wie eine Göttin und doch wohltätig weiblich in ihren Formen war, mit dem geordneten Chaos von Fahrzeugen und Menschen, mit dem lampenflankierten Eingang zur Untergrundbahn, der auf schrägen Stufen in die Erde führte, mit hellen Zifferblättern in der Höhe und den weißen Dampfwolken der Stadtbahn am Rand — nur, dann hörte das erhöhte Leben auf und dahinter kamen, wie immer in Berlin, dunkle Straßen, neue Viertel, die nicht Fortsetzung und Zusammenhang waren, sondern ein Dasein für sich führten und erst überwunden sein wollten, bis wieder ein Zentrum entstand.

Immer mußte man seine Streifzüge wieder abbrechen, nie konnte man ganz in dieser Stadt untertauchen, die ihn jedesmal auf den Gedanken brachte, eines Tages werde eine gewalttätige Riesenhand kommen und sie neu aufbauen, ihre einzelnen Viertel nehmen und in anderer Reihenfolge zusammenstellen.

Er stieg zur Untergrundbahn hinunter und fuhr das Dutzend Stationen zur Motzstraße, wo er sich mit Dronte in einer Bar traf.

Ein wenig ironisch beobachtete er, wie der Diener an der Tür, die Kellner im Frack, der Geschäftsführer im Gehrock, die Bardame, die Besucher, alle, sich die Eleganz, die Vornehmheit, die würdevolle Haltung als eine Art Pflicht auferlegten, und fuhr fort, an die Lässigkeit von Paris zu denken.

Aber er war doch Nordländer genug, um sich in Berlin wohlzufühlen.

„Sooft ich in Norwegen mein kleines Bauerndorf besuche," sagte er zu Dronte, „fühle ich nach ein paar Tagen fast die gleiche Sehnsucht nach Berlin wie nach der Seine. Da liegt es südwärts wie ein ungeheurer Lichtquell in flachem, dünnbevölkertem Land, Helle ausstrahlend wie ein Planet in der Nacht, und bis Rußland, bis Galizien, bis Finnland seine Lockung aussendend, die Weltstadt des Nordostens."

Aber Dronte wollte etwas von dem Mädchen hören.

„Auch sie ist nordisch," antwortete er, „ungeachtet ihres südländischen Tanzkörpers. Es gibt auch in Paris Mädchen, die man nicht gleich das erstemal fragt, ob sie mit einem schlafen gehn wollen. Und doch ist das der Grund, weswegen man sie anspricht; und wenn man es nicht sofort tut, ist es mehr ein Hinausschieben, eine hübsche raffinierte Zugabe. Aber wissen Sie, was ich mit dieser kleinen Deutschen, die übrigens Eva heißt, gesprochen habe? Von einem Volksmärchen und einem Hirtenmädchen mit nackten Füßen."

Dronte lachte:

„Der der Prinz dann goldne Schuhe schenkt und die er an der Hand nimmt, um sie auf seinen Thron zu führen."

„Ja, so geht es weiter, und ist das nicht eigentlich ein Schluß, leicht, spielerisch wie gute Musik, und doch befriedigend? Bei Gott, ich bin mit dem Herzen ein solcher Demokrat, daß ich diesen Gedanken sehr oft habe; im Grunde sollte man, wenn man vermögend und unabhängig ist, soviel Mut besitzen, das einfache schöne Mädchen, wenn es wirklich eine heimliche Prinzessin ist, zu seiner Frau zu machen und auch sie an der Hand zu nehmen, um sie in den Kreis seiner Bekannten einzuführen. Stellen Sie sich doch ihre Gesichter vor und den Hochmut, mit dem man sie zwingt, höflich zu sein."

„Und sie würde den Prinzen, der solches täte, lieben," schloß Dronte ein wenig obenhin.

„Gewiß würde sie es," versicherte er entschieden, „und man wüßte, warum man sich mit einem andern Menschen verbunden hat."

„Wollen Sie mir nicht vorerst sagen, was Sie mit ihr ausgemacht haben?"

„Daß ich sie morgen abend wieder abhole."

„Sie allein? Haben Sie denn von mir nicht auch gesprochen?"

„Beinahe mehr als von mir."

„Dann können Sie mich morgen abend doch mitnehmen."

„Zuerst muß ich sie fertig überreden, daß sie sich von mir zeichnen läßt."

„Sie arbeiten für eigene Rechnung. Das ist gegen die Verabredung. Es war mein Gedanke, ihre Bekanntschaft zu suchen."

„Aber Sie haben ihn auf halbem Wege aufgegeben. Das ist die Strafe."

Dronte wurde verstimmt, Holm lenkte ein und versprach, beim drittenmal wollten sie zusammen gehen.

Dronte hielt die Verabredung nicht. Als Holm am nächsten Abend Eva halbwegs nach Hause gebracht hatte, tauchte er wie von ungefähr auf und schloß sich an. Er tat, als seien Holm und Eva schon alte Bekannte und er müsse sich beeilen, mit dem Mädchen denselben Grad von Vertrautheit zu erreichen. Er scherzte, und Holm hörte neben seiner tiefen Stimme, die wirksam und überredend war, zum erstenmal Evas Lachen. Er hörte es mit Neid. „Dronte ist geschickter als ich," dachte er.

Auf dem Heimweg bat Dronte ihn um Verzeihung; seine russische Freundin habe ihm abgeschrieben und es sei ihm langweilig gewesen. Aber Holm hatte nichts mehr dagegen, daß er schon heute gekommen war. Er war vorher einem seiner Schüler begegnet, und er hätte nicht gern einen dritten Abend vor dem Geschäft gestanden. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich darein zu finden, daß Dronte Eva zwei Abende allein abholen würde, bevor ihr freier Nachmittag kam und sie ihn auf seinem Atelier besuchte.

Dronte fand es hübsch, daß Holm nicht eifersüchtig war, und malte aus, wie man Eva behandeln wolle; als gemeinsame Freundin, als Dritte im Bund, die, weil sie Frau war, eine reizvolle Erweiterung sein könnte; alles, was es im Leben gebe, sei ihr neu, und sie hätten die Möglichkeit, sie nach ihren Ideen zu formen.

Sie saßen während dieses Gesprächs in einem Auto; hell erleuchtet glitt es durch die Straßen. Dronte lag lässig in seiner Ecke; auf dem Pelzkragen hob sich sein scharfgeschnittener Kameenkopf ab, ganz rein in den Linien, nur im Mundwinkel trug er die etwas aufgeworfene Narbe eines Säbelhiebes; das Glas in seinem Auge funkelte.

„Am liebsten hätte ich sie gleich mitgenommen in irgendeine Bar, wo gut getanzt wird, damit sie das zu sehen bekommt," sagte er.

„Ist das die Erziehung, die Sie ihr zuteil werden lassen wollen?" fragte Holm, aber er hatte von ungefähr denselben Wunsch.

„Warum nicht? Wir sind doch keine Mädchenhändler!" antwortete Dronte.

Holm ließ sich an seinem Hause absetzen; er wollte noch arbeiten. Als er die Wohnung betrat, stand auf dem Gang eine Kiste. Aus Holzwolle und Watte grub er eine Statue hervor, die ihm einen Ausruf des Entzückens entlockte. Es war eine über einen halben Meter hohe Biskuitkopie der Kallipygos in Neapel.

Er dachte sofort an Dronte, und dann fand er auf dem Schreibtisch

einen Brief von ihm: „Erinnern Sie sich unserer Gespräche? Nehmen Sie eine Nachbildung dieser verführerischen Venus als Zeichen meiner Freundschaft an.“

Er erinnerte sich sehr genau. Dronte besaß, als er ihn kennen lernte, die schulmäßige Auffassung von antiker Plastik. Er sah wie ein deutscher Professor Verhaltenheit und Würde und fand sie im Grunde ein wenig langweilig. Holm führte ihn durch die Abgüsse des Berliner Museums und erklärte, es gebe neben der deutschen Auffassung durchaus eine lateinische: diese Statuen seien voll Eleganz, Geschmeidigkeit und Finesse; und nachdem er ihn schon vorher auf die Beine und Schenkel der Nymphen aufmerksam gemacht hatte, führte er ihn vor die schöne Neapolitanerin.

Sie war von der Direktion vorsorglich so gedreht worden, daß sie ihren entzückenden Rücken oder das, was sie davon am meisten enthüllte, einer Ecke zuwandte.

Er wurde beredt und öffnete dem Kunsthistoriker die Augen über die Schlankheit dieser vollen Hüften, die feine Rassigkeit dieser Beine, die kokette und doch ganz gekonnte Geste, mit der sie sich entblößte und wie eine Frau, die sich neugierig und zufrieden selbst prüft, rückwärts an sich hinabschaute. Das war vollkommene Sinnlichkeit, und er fand in aller Kunst, die sich ans Auge wandte, diese Lust, dieses Verlangen, dieses Begehren nach dem Körper der Frau.

„Denken Sie sich die etwas leeren Köpfe der Göttinnen fort und überlegen Sie, wie diese Künstler die Frau in ihrem eigenen Leben gesehn und behandelt haben — als Erotiker und als Männer.“

Sie waren damals aus dem Museum in den Lustgarten getreten, und Berlin hatte grau und nordisch dagelegen. Ein Gedanke hatte sich in ihm entzündet:

„Unsere Städte bedürfen einer künstlichen Atmosphäre, um diesen Geist wieder auferstehn zu lassen, und es ist die Nacht. Nicht das Dunkel, sondern die Großstadtnacht, die lichtentflammte, lichtverschwendende. Im Licht erwärmt sie sich, und in der Wärme wacht etwas Uraltes, das Weib, auf, die Tänzerin, die Nymphe, die unter der Hülle der nordischen Kleidung ihren leichten, wiegenden, lockenden Körper bewahrt hat.“

Es war die Zeit, in der die Tänze des lateinischen Amerika über Berlin hereingebrochen waren und in allen Ballhäusern, Bars, Cafés vom frühen Nachmittag an, sobald die ersten Bogenlampen aufflammten, getanzt wurde — nicht mehr von Bürgerfrauen und Damen, sondern von Tänzerinnen, die wie im alten Athen und Alexandria eine Kaste für sich zu bilden begannen.

Überall waren die großen, schlanken Mädchen aufgetaucht, und was sie tanzten, war nicht mehr der Schleifschritt und das Hüpfen des Walzers, sondern die Sichtbarmachung des Körpers, gleichsam die Renaissance des

Exotischen. Frauen aus den Bürgerhäusern konnten das nicht wagen, aber sie drängten in die Lokale und empfanden Neid und Verlangen nach etwas Verlorengegangenem.

Seine Begeisterung hatte sich auf Dronte übertragen, und noch jetzt verbrachten sie fast jeden Abend in der Stadt, wo die Mädchen mit der schlanken Gestalt, die Brust in weißen Blusen, die Beine in hohen schwarzen Röcken, wie Iphigenien waren, die durch alle Künstlichkeiten gegangen sind, voll der Religiosität der großen Gebärden.

Holm trug die Statue in sein Arbeitszimmer und suchte einen Platz für sie. Er fand ihn auf dem schwarzen Bücherschrank, und da thronte sie weiß über allem, was Geist und Gedanken war, und es war doch kein Widerspruch.

Aber während er die Griechin betrachtete, schob sich das Bild Evas unter, und er sah sie wieder auf sich zuschreiten, auf dem schmalen roten Läufer mit demselben Parallelogramm aus Hüften und Becken, in dem der ganze Schwerpunkt ihrer weiblichen Figur war, ein Schwerpunkt, der ihn bei den Frauen immer wieder überraschte, denn er lag in der Mitte, unterhalb der lockeren, leise wehenden Hülle der Brust.

Um dem Mädchen den ersten Besuch in einem Maleratelier zu erleichtern, lud Holm Eva nicht in seine Wohnung, sondern in sein Atelier im Museum.

Der staatliche Hüter an der Tür, die breite Marmortreppe, auf der man stieg und stieg, der Blick, den man dabei auf den inneren Hof und oben unter dem Dach die Flucht der Ateliers hatte, die Schüler, die Lehrer, die ihr begegneten, der Diener, der sie anmeldete, der ganze offizielle Anstrich mußten ihr Vertrauen geben.

Sie kam pünktlich auf die Minute wie ein Modell. Er führte sie durch das Atelier und erklärte ihr, worin seine Arbeit bestand, wie man zeichnete, Gipsabgüsse benutzte, mit dem Pinsel hantierte.

An der einen Wand stand eine kleine Bibliothek sorgfältig gebundener Bücher. Die Einbände waren seine Arbeit, der Entwurf der Zeichnung, der Rücken, die Ornamente, das Vorsatzpapier, die Auswahl der Schriftart und die Überwachung des Satzes. Man hatte einen Sinn für die gewählte Einfachheit in sich: ihn sichtbar zu machen, alles, was aus der Hand kam, zu kontrollieren, das war die halbe Kunst, die Leidenschaft des denkenden Menschen. Sie bestand in der Vermeidung des Überladenen, des Grellen, und sie war ganz nahe dem Geschmack einer Frau verwandt, die sich unauffällig anzieht, und die das Material, mit dem sie arbeitet, den Körper, genau kennt. Ob sie das verstehe?

Sie war sehr verwundert, als sie ihn mit Hochachtung von Frauenschneidern sprechen hörte, aber sie sann dann angelegentlich nach. Er kam

auf das zurück, was er neulich schon gesagt hatte, daß sie Sinn für die eigene Toilette habe, und er tadelte zugleich, daß sie auf dem Rücken eine Schleife trug.

Er stellte sie vor einen drehbaren Spiegel, und während er sie hineinschauen ließ, sagte er spöttisch, sich mit Kleinemädchenschleifen zu behängen, sei eine Erfindung, die in sächsischen Fabrikstädten für elegant gelte.

Er legte ihr Blätter mit Hutmoden vor und fragte, ob die Modelldamen deutsch oder französisch seien. Sie konnte es nicht unterscheiden, aber für ihn gab es keinen Zweifel, daß sie aus Berlin stammten.

„Sehen Sie, wenn man ein wenig Auge hat, kann man aus diesen frisierten Puppenköpfen eine kleine Geschichte herauslesen. Da ist ein Geschäftsinhaber, der ein hübsches Gesicht für seine Hüte suchte und dann dieses Mädchen fand. Er hält sie gewiß für eine Entdeckung, aber in Wahrheit ist ihre Hübschheit banal und ganz leer. Das Gesicht ist dumm, kokett und äußerlich, ohne Geist – es ist eine Gans, die nichts kann, als sich drehen und Augen machen."

Während sie sich noch über die Blätter beugte, ging er an einen anderen Tisch, und plötzlich merkte sie, daß er sie zeichnete. Sofort nahm sie eine andere Haltung an.

„Blättern Sie weiter," befahl er, „sonst werden Sie befangen;" und sie hörte ihn rasend große, rasche Striche machen.

Dann verlangte er, daß sie langsam auf ihn zukam, sich wandte und zurückging. Sie sah, daß er nun nicht mehr auf ihren Kopf blickte, sondern auf ihre Hüften. Es klopfte, Dronte trat ein.

„Genug für heute," sagte Holm, verschloß die Zeichnungen und begann eine Teemaschine anzuzünden. Nach einer Weile bat er Eva, das Einschenken zu übernehmen, und während sie den Tisch richtete, griff er wieder zur Kohle und brachte sie von neuem aufs Papier.

Sie sprachen von Kunst, von dem abendlichen Berlin, von Reisen. Der Balte hatte vor kurzem eine türkische Fahrt mit einem Hamburger Ausflugsdampfer gemacht. Sein Kabinengenosse war ein kleiner, dicker Berliner gewesen, der in dem Augenblick, als sie vor Konstantinopel anlegten, einen roten Fes aufgesetzt hatte, getreu dem geheimnisvollen Gesetz seines Volkes, um jeden Preis sich in etwas anderes zu verwandeln, als man war.

Aber während er erzählte, entstand vor seinen Augen die Szenerie einer Fahrt durch den Bosporus zum Eingang des Schwarzen Meeres; er gab den Berliner auf und suchte den Eindruck zu schildern, den Therapia, die sommerliche Villenstadt, am Ufer gemacht hatte, in einer Landschaft aus Gelb und Blau, Fels und Himmel, unterhalb nackter, verbrannter Hügel mit zärtlich grünenden Bäumen durchsetzt.

Erst durch das Wort wurde ihm die Schönheit und im gleichen Augen-

blick die Sehnsucht bewußt, und nun drängte sich aus hundert Bildern, die er gesehen hatte, eines in den Vordergrund als das tiefste, wie am Abend, als sie in den schmalen Wasserarm zurückfuhren, von einer kleinen Moschee am Ufer eine einzige weiße Gestalt sich herübergebeugt hatte — eine menschliche Stimme war über die Häuser, die Menschen und die Segelbote gedrungen und hatte melancholisch und inbrünstig den Ruf von der Vergänglichkeit des Irdischen, den Ruf zum Gebete ausgestoßen.

Eva hing an Drontes Gesicht, mit fernen Augen, die bei ihm auf dem Wasser waren. Er schloß: „Ich wollte, wir säßen jetzt alle drei auf dieser Jacht"; sie lächelte.

Holm las in ihr und empfand Neid, denn er sah mit ihren Augen, wie männlich schön Dronte war, wie stark die schwarzen Brauen über den blauen Augen standen und wie es ihm zum Vorteil gereichte, dieses Bild eines stark gefühlten Abends aus sich gehoben zu haben.

Dronte brachte Eva nach Hause. Als er wieder bei Holm war, sagte er, während er dem Freund seine Zigarettendose hinhielt: „Was am Anfang nur Verabredung und wie ein Spiel war — ich könnte gar nicht mehr anders als das Ladenmädchen vergessen. Sie müßte es auch in Wirklichkeit nicht mehr sein."

„Ja," erwiderte Holm, „aber da wir sie gern haben, müßten wir ihr nicht den Müßiggang anbieten, wir müßten eine Form suchen, in der sie ihrerseits etwas dafür leistet. Einer von uns muß sie zu seiner Sekretärin machen. Er kann sie dann heiraten, wenn er will," fügte er hinzu, „in Amerika machen es die Millionäre immer so."

Dronte ging sofort auf seinen Ton ein: „Daß ich nicht darauf gekommen bin! Ich brauche sowieso jemand, der mir meine Dissertation abschreibt."

„Das nenne ich egoistisch," rief Holm, „ich dachte an mich, denn ich habe längst soviel zu tun, daß ich keine Ordnung mehr in meine Geschäfte bringe."

„Ist das weniger selbstsüchtig?" fragte Dronte, „lassen wir sie doch selbst entscheiden."

„Versuchen Sie Ihr Glück. Sie wird Ihren Vorschlag nicht annehmen."

Dronte lächelte. „Vielleicht doch. Geben Sie mir freie Hand, ohne mir böse zu sein, wenn sie annimmt?"

„Ohne böse zu sein."

Dronte machte sich sogar anheischig, sie mit in seine Wohnung zu bringen, wo Holm sie erwarten sollte. Denn, nicht wahr, wenn sie seine Sekretärin wurde, gab es keinen Grund mehr, weswegen sie sich nicht die Stätte ihrer Wirksamkeit ansehen sollte.

Holm fand, als er am nächsten Abend Drontes Wohnung betrat, im Wohnzimmer einen festlich gerichteten Tisch. Unter Blumen standen drei Gedecke.

Nach einer Weile klingelte es. Er öffnete, Dronte war allein.

„Spotten Sie nicht," bat er halb demütig, halb ärgerlich. Als sie dann allein an dem Tisch saßen, in dem Raum, der mit Büchern, Bildern und den seidenüberdeckten Lampen intim wie ein weibliches Boudoir war, berichtete er:

„Im Grunde wäre sie wahnsinnig gern gekommen, und sie hätte es auch getan, wenn ich mir nicht in den Kopf gesetzt hätte, sie mitzubringen, ohne zu sagen, daß Sie auch da seien."

„Aber warum sagten Sie das nicht?"

„Weil es mich reizte, sie ein wenig zu verführen."

Holm war befriedigt. „Und wie ist es mit der Sekretärin?" fragte er.

„Ich weiß es nicht. Ich muß selbst sagen, als ich es ihr anbot, klang es so unangenehm deutlich, und ich hatte ihr für das Monatsgehalt, von dem ich in meiner Unbedachtsamkeit gleich sprach, nichts Rechtes, ich meine keine richtige Arbeit anzubieten."

„Nun bin ich an der Reihe," sagte Holm, „und ich hoffe, die beiden Eigenschaften, auf die ich wenig Wert lege, daß ich älter und gar Professor bin, sollen mir ein wenig behilflich sein. Außerdem habe ich aus Ihren Fehlern gelernt."

Er lud Eva auf einen Sonntagnachmittag ein.

„Zum Tee diesmal," schrieb er, „und da das Museum geschlossen ist, müssen Sie zu mir kommen. An Dronte ergeht die gleiche Einladung."

Aber während er Dronte sagte, sie käme erst um sechs, hatte er ihr schon vier Uhr angegeben. Das war Kriegslist. Als sie eine halbe Stunde bei ihm war, klingelte es. Ohne Zweifel war es Dronte, aber er öffnete nicht. Zu Eva sagte er, es sei das Telephon, und ging für einen Augenblick hinaus. Dann fuhr er fort, sie einen Einblick in das nehmen zu lassen, was der Tag ihm an Arbeit brachte.

Auf seinem Schreibtisch lag noch die Post vom Morgen, ein Stoß von Briefen, Büchern, Korrekturen und Abzügen. Er las einige der Schriftstücke und bat sie, unterdessen die anderen zu öffnen. Sie mußten gesichtet werden; manche verlangten, daß er frühere Verhandlungen nachschlug — so zeigte er ihr ungezwungen seine große Registratur, die Kopierpresse, die Schreibmaschine. Neue Korrekturen wurden zu den schon übersandten gelegt, es gab Papierproben, Probeabzüge von Klischees, amtliche Schreibarbeit, Eintragungen von Postüberweisungen und zuletzt Ordnung von Bücherpaketen, die, bevor sie in seine schöne große Büchersammlung kamen, wie in einer richtigen Bibliothek in einen Zettelkatolog und einen dicken Titelkatalog gebucht wurden.

Er sah, daß sie ihm mit Vergnügen half und anstellig war. Auch auf ihre Schrift warf er einen Blick. Seufzend meinte er:

„Ich wollte, Fräulein Eva, meine letzte Sekretärin hätte Ihre Schrift

gehabt," und nach dieser Einleitung ging er zum Angriff über: ob ihr eine derartige Beschäftigung nicht mehr Freude machen würde, als Schuhe anzuprobieren.

„Dronte," sagte er, „hat mir von einem Vorschlag erzählt, den er Ihnen machte – ich hätte nicht übel Lust, ihn für meine Person zu wiederholen."

„Von allem, was Sie mir gezeigt haben, verstehe ich ja nichts," antwortete sie, aber das war nur ein Rest von Anstandsbescheidenheit.

„Können Sie Maschine schreiben und stenographieren?" fragte er, „denn ich habe viel zu diktieren, was dann mittags übertragen werden müßte."

Nein, Maschinenschreiben konnte sie nicht, aber ein wenig Stenographie hatte sie gelernt. Sie war ganz erregt. Aber da schellte es und Dronte trat ein.

Man konnte ihm nicht abstreiten, daß er, ohne das Wort an sich zu reißen, doch die Menschen dazu brachte, sich ihm zuzuwenden. Während Eva das Anrichten des Tees übernahm, stellte er sich, ihr immer folgend, bald unter die Tür, die in die Küche führte, bald in den Gang, der sie mit den Zimmern verband, und die Wohnung hallte von seinen Scherzen und dem Lachen Evas wieder.

Um sie lachen zu hören war also immer Dronte nötig, stellte Holm fest; er schloß sich darum nicht aus. Als sie dann wieder auf den Sekretärinnenposten zurückkamen, wiederholte Dronte halb scherzend, halb dringlich auch sein Angebot und versicherte, sie müsse zwischen ihnen wählen. Holm half ihr über die Verlegenheit hinweg, indem er meinte, wenn Dronte etwas abzuschreiben habe, könne sie es nebenher übernehmen; aber es schien ihm doch, als habe er den Gegner nicht ganz so aus dem Feld geschlagen, wie er noch vor seiner Ankunft gedacht hatte.

Eva trat sofort aus dem Geschäft aus und benutzte die letzte Woche, die am Monat noch fehlte, dazu, um sich auf der Maschine und in der Kurzschrift zu üben. Am ersten Morgen des neuen Monats trat sie ihr Amt an. Holm hatte lange Zeit keine Sekretärin gehabt und sich ein wenig gehen lassen. Die Briefe waren tagelang liegen geblieben; nun wurden sie noch am selben Vormittag erledigt; nachmittags fand er sie auf seinem Tisch und brauchte sie nur zu unterschreiben.

Er leugnete nicht im geringsten, daß zwischen ihrer Anwesenheit und der Tatsache, daß er Lust bekam, ein paar längst versprochene Aufsätze zu schreiben, ein Zusammenhang bestand. Er versuchte zu diktieren; es ging, und neben den Briefen fand er am Nachmittag eine saubere Abschrift, die keine Ruhe ließ, bis der letzte Satz geschrieben war.

Einer Angestellten zu sagen, daß ihre Anwesenheit von guter Wirkung sei, ist vielleicht nicht empfehlenswert, aber da er kein Brotgeber war, hielt

er mit dem Lobe nicht zurück. Scherzend sagte er, er werde sie an den erhöhten Einnahmen beteiligen. Sie stand schon in Hut und Mantel unter der Tür. Sie hatte eine wunderschöne Art, die Hand zu geben, schlank und warm, mit einem Griff, der die Hand des anderen bis zum Gelenk erfaßte. Dann verschwand sie, und er hörte trotz der geschlossenen Tür, wie sie den letzten Treppenabsatz in einem Sprung nahm. Am nächsten Morgen stand er im Gang, als sie kam. Sie brachte einen Rosenstrauß mit. Er glaubte, das sei ihre Antwort auf den Abschied vom Abend vorher, und es wäre ihm lieber gewesen, wenn sie nicht darauf verfallen wäre. Er an ihrer Stelle hätte es nicht getan. Aber sie stellte die Blumen auf ihren eigenen Tisch. Wie gut sie sich hielt, und wie einsam und verweht sie war, wenn sie durch die Straßen nach Hause ging und jeder Tölpel sie brutal ansprach, ein Kind, das man zärtlich zu schützen wünschte.

Eines Tages klingelte es; Eva trat in sein Zimmer und meldete, eine Dame sei da. Es war eine durchreisende Landsmännin, eine Malerin, die in Paris seine Freundin gewesen war. Eva hatte genug Feingefühl, um das wahre Verhältnis zwischen ihnen zu erraten. Sie erklärte, sie wolle die eingeschriebenen Briefe besorgen, und ging. Sie kam nicht zurück, und Holm wurde es erst am nächsten Tag bewußt, als er von der Bahn zurückkehrte. Die Freundin hätte nicht wieder sofort abreisen dürfen; sie hatte die Erregung gebracht und ihn dann allein gelassen. In der Wohnung war noch ihr Frauengeruch: als Eva erschien, übertrug er ihn auf sie, und mit ihm die Erinnerung, die sich daran knüpfte — mehr als einmal erlag er der Täuschung vollkommen und hielt die, die an diesem Vormittag um ihn war, für die, die vor ein paar Stunden von ihm gegangen war; er fühlte sie, ohne aufzusehen, und sie zu hören genügte, um ihm die bestimmtesten Vorstellungen zu geben. In seinen Gedanken war sie seine Geliebte geworden.

Der Gegensatz, den die Wirklichkeit bot, war unerträglich. Schwingungen von sich geben und sie dann nicht empfangen sehen, Schwingungen empfangen wollen und sie nicht erhalten, machte gewalttätig. Auf dem Wege nach der Schule sah er vor einer Haustür ein Pferd, das vom Diener zum Ausreiten bereit gehalten wurde. Eine Dame blieb, bevor sie das Haus betrat, bei ihm stehn und versuchte, es um die Nüstern zu fassen — es wehrte sie ab. Aber als dann sein Herr kam, zitterte jeder Nerv vor Bereitwilligkeit und vor Verlangen, zusammen ein Spiel von Druck und Gehorsam, von Gebot und Verstehen zu beginnen.

Zwischen Mann und Frau ist es nicht anders, dachte Holm, und die edle Bereitwilligkeit des nervösen Tieres ließ ein unmittelbares, herrisches Verlangen in ihm aufsteigen nach dem Spiel der Leidenschaft, nach einer Frau, nach gegenseitigem Abmessen der Rasse, nach Abwägen und Sichtaxieren.

Es genügte ihm nicht mehr, das auf dem Papier festzuhalten, was er von Eva, ihren gewöhnlichen Bewegungen und ihrer täglichen Gestalt sah. Da er tiefer in sie eindrang, ahne er, wie viele Möglichkeiten in ihrem Körper waren, wenn er durch die große Erregung rascher, bewegter und erst wahrhaft belebt geworden war.

Einmal, als Dronte zugegen war und sie beim Tee saßen, kamen durch das geöffnete Fenster die Töne eines Tangos herein: Dronte ergriff Eva und lehrte sie die Bewegungen dieses Tanzes, dessen Sinnlichkeit so kunstvoll und hoch war, daß er zu einem Ritus hatte werden können. Holm griff nach dem Skizzenbuch und wurde unermüdlich, es mit Variationen dessen zu füllen, was er das Parallelogramm der Hüften nannte. Bei der einen Art von Frauen war es gedrungen, breit und üppig, bei der anderen von gestreckter Fülle, und in diesen, die zugleich schlank und hoch waren, fand er die Vollkommenheit. Zu ihnen gehörte Eva. Das Kind, das man zu schützen wünschte, war doch Weib, der zarte Körper voll heimlicher Aufforderung, nicht zu gütig zu sein — Holm lächelte mit geschwungenen Lippen über seine Begierde, nach ihr zu greifen und sie nackt in den Händen zu fühlen, wie man die Finger um den kleinen, schweren, warmen Körper einer Lerche legt.

Dronte lud, um seinen Geburtstag zu feiern, Holm und Eva zu sich ein. Holm schenkte ihm eine Sammlung der Zeichnungen, die Rodin angefertigt hatte, als der König von Kambodscha mit seinen Frauen nach Paris zu Besuch gekommen war. Holm hatte sie einst mit Mühe und Kosten gesammelt und hing leidenschaftlich an ihnen; aber die Kallipygos war eines Opfers wert.

Dronte war entzückt, und Holm ging die Blätter zum Abschied noch einmal durch. Sobald er eines weglegte, nahm Eva es zur Hand.

„Mitgegangen, mitgefangen," sagte Holm zu ihr, „eigentlich dürfen Sie die Hälfte nicht sehen, aber ich brächte es nicht übers Herz, sie wegzulegen. Da sehen Sie, diese Frauen da sind ganz animalisch gedacht, aber wie Geschöpfe von einer unaussprechlichen Süße, Liebesfeinheit und Reife. Hier die eine, sie kauert und zeigt nur ihr Becken von hinten, so daß man sagen muß, sie gleiche einem Frosch, der hüpfen will — und doch denkt man an die herrlichen Jettaugen der Javanerin, die glänzend und kindlich wie die eines Rehes sind. Javanerinnen, das ist für mich wie die Vorstellung eines Paradieses, das es wirklich auf Erden gibt, wo man, ginge man hin, eine vollkommene Liebe fände, sinnlich und voll Zärtlichkeit zugleich."

Eva machte es sich auf den Kissen des Diwans zurecht und hörte, während sie von Drontes russischen Zigaretten rauchte, den Männern zu. Sie hörte Holm sagen:

„Wenn man mit zwanzig an das Leben herantritt, ist das Schöne an der Liebe das Dunkel. Eine Frau im Arme haben ist, als schwebe man

im unerschaffenen Chaos, in der urzeitlichen Nacht, und selbst ihr Körper, den man umfängt, ist doch ungreifbar und fern, weil er noch unerkannt ist und man vor seiner Entschleierung zurückscheut. Lieben ist ein Versinken ins Unendliche, und ich staunte damals immer, daß Frauen, wenn sie diese Empfindung gegeben hatten, nachher wieder so klein von Körper waren – beinahe war es, als schrumpften sie zusammen, sobald man sie ansehen wollte, und wuchsen ins Ungeheure, wenn man sie mit geschlossenen Augen umarmte.

Dann mit den Jahren entschleierte man das Mysterium, und es machte traurig. Etwas war in einem, das antrieb, die Liebeshandlungen und die Frau selbst in die Klarheit zu zerren, und an die Stelle des Seelischen trat das Erotische, die Erschöpfung des Geheimnisses durch etwas, was man am ausgebildetsten bei den Indern findet, eine beinahe lehrhafte Systematik des Liebesaktes, etwa so, wie man eine große Fläche aufarbeitet, indem man sie in Parzellen einteilt und intensiv in Angriff nimmt. Bleibt man auf diesem Wege stehen, so wird man nur gemein, – man muß ihn zu Ende gehen und zu der großen Rückhaltlosigkeit des Opferns kommen. Dann hat man für immer Leda vor Augen, die in Dresden hängt und das Erotischste ist, was ich kenne, und fühlt doch wieder, wie einst ganz im Anfang, in der ganz sinnlichen Schönheit das alte Dunkel."

In blauen Nebeln umzog der Zigarettenrauch den Seidenschirm über dem Tisch. Das Mädchen auf dem Diwan hatte ein Blatt Rodins ergriffen, und es verdeckte sie. Hörte sie noch zu oder träumte sie? Plötzlich erschienen über dem Blatt Holms Augen und spähten in ihr Gesicht; Dronte war hinausgegangen. Holm nahm ihr das Blatt sanft aus der Hand und setzte sich halb auf den Rand des Lagers. Mit einem flüchtigen Blick auf die Zeichnung, die er hinlegte, sagte er:

„So stelle ich mir ein Mädchen vor, das ich nur einmal eine halbe Minute gesehen habe. Es war in einer holländischen Stadt, in einem Laden; sie zahlte schon, als ich eintrat. Ich starrte sie an, als sei es nicht möglich, so schön zu sein, so glanzäugig und feingliedrig wie ein junges Tier, so zart und schlank gewachsen. Ich fragte im Laden ohne weiteres, wer sie war, und hörte, sie sei ein Mischling aus javanischem und europäischem Blut. Seither liebe ich sie noch immer, ohne ihr jemals wieder begegnet zu sein."

Sie lag in den farbigen Kissen. Er beugte sich über sie: „Und Sie, Tintorettonymphe, rothaarig und weiß, sind wie eine Schwester der Insulanerin."

Sein Gesicht senkte sich, und ihre Lippen waren willfährig. Dronte trat ein.

Zu Hause fand Holm eine Mitteilung in großem Format. Sie kam vom vorbereitenden Ausschuß einer graphischen Ausstellung, die in

Dresden stattfinden sollte. Man trug ihm die Oberleitung an und bat ihn um seinen Besuch an einem der nächsten Tage.

Er dachte an Eva: eine neue Geliebte muß man an einen fremden Ort entführen, und im Geiste sah er eine Reihe von Arbeitstagen in Dresden, während deren er wohl einmal nach Berlin fuhr, Eva aber bleiben konnte. Es würde nicht auffallen, wenn er seine Sekretärin mitbrachte.

Doch war er schon so weit? Das würde der nächste Tag entscheiden. Vielleicht fuhren sie schon mit dem Nachmittagszuge. Er mußte sie dann freilich nach der Ankunft ein paar Stunden allein lassen – wie, wenn er am Morgen vorausfuhr, so daß er seine Geschäfte schon erledigt hatte, wenn sie nachkam? Aber da sie nie vor zehn erschien, wäre es zu spät gewesen.

Da kam ihm der Gedanke, sie gar nicht mehr zu sehen, sondern ihr nur einen Brief zu hinterlassen, in dem er sie bat, ihm zu folgen. Er gab damit die Möglichkeit aus der Hand, die ein ganzer Morgen mit ihr allein enthielt, aber ein Sieg, errungen durch die vorsichtige Kunst, alle Mittel auszunutzen, das war nur die alte tägliche Jagd, auf die jeder auszog, der sich für Don Juan hielt. Mochte es doch ungeschickt sein, er wollte es darauf ankommen lassen, und er dachte daran, wie Eva vorhin, als er sie küßte, von hinten ihre Hand auf seinen Kopf gelegt hatte, mit einem sanften, leisen Druck. Sie hatte einen Schlüssel zu seiner Wohnung und würde den Brief auf ihrem Tisch finden. –

Gegen Mittag machte er sich in Dresden frei, um im Hotel zu fragen, ob ein Telegramm gekommen sei. Es war keines da. Er aß im Hause, um es gleich in Empfang nehmen zu können; umsonst. Nach Tisch ging er wieder in das Ausstellungsbüro und gab Befehl, man solle ihn sofort anrufen, wenn etwas für ihn komme.

Es wurde später Nachmittag, bis man ihn am Telephon verlangte. Er fuhr ins Hotel. Eva telegraphierte, er möge ihr nicht zürnen, sie käme nicht.

Die Stadt war ihm verleidet, er fuhr noch am gleichen Abend zurück.

Als er seine Wohnung betrat, durchtobte ihn ein Sturm von Enttäuschung und Verlangen. Er drehte die Lampen an, die den Tisch in seinem kleinen Atelier mit weißem Licht übergossen. Mit schmalem Munde sah er sich nach einem Buche um, um sich zum Lesen zu zwingen. Oben auf die Post hatte Eva einen Roman gelegt; er sollte das Werk illustrieren.

Er las, sah ein Bild vor Augen, skizzierte es, las weiter und begann, mit Verlangen an seinen Radiertisch zu treten. Wieder wurde er herrisch und erregt, wie er durch Eva die ganze Zeit über geworden war, aber da er nicht das Mädchen, das er begehrte, in die Arme nehmen konnte, öffnete sich ein anderer Ausweg, und auch Arbeiten und Gestalten war eine Lust und ein Entströmen. Die Nacht verging; als es dämmerte, war er ruhig, und es schien ihm, es sei eine schönere Ruhe als nach einer Liebesnacht,

denn es blieb etwas und war sichtbar geworden. Aus den Illustrationen war eine Reihe von Blättern entstanden, die mit dem Buch nichts mehr zu tun hatten — er konnte sie ausstellen oder in eine Mappe sammeln: dem großen Ehrgeiz war Genüge geschehen. Dann schlief er, bis er Eva an der Schreibmaschine hörte.

Es war merkwürdig: obwohl er sie nun außerhalb seiner Gedanken gestellt hatte, fühlte er sie sich näher. Sie war ihm nicht gleichgültig, wie er noch während seines Bades gedacht hatte, sondern er verlangte, sobald er sie sah, danach, sie herzlich zu begrüßen. Sie war blaß und sehr schön. Es war etwas an der alten Erfindung, zur Freundschaft zu greifen, wenn es zur Liebe nicht reichte; nur ein Barbar konnte beleidigt sein. Und so dachte er, als sie ihm die Briefe reichte, auch sie habe gestern etwas empfunden und mit sich gekämpft.

So groß war die Ungezwungenheit seines guten Gefühles für sie, daß ihm gar nicht der Gedanke kam, sie könne an eine Änderung ihres äußeren Verhältnisses denken, und als sie es doch tat und etwas stammelte, was wie eine Art Kündigung klang, schüttelte er ihr die Hand und sagte, sie wollten alles beim alten lassen und sich nur noch als bessere Freunde fühlen.

Auf ihrem Gesicht las er einen Widerstreit von Empfindungen, und sie rührte ihn. Aber da wurde er beschämt, nicht durch etwas Gutes, das er übersehen hatte, sondern fast im Gegenteil: sie blieb am Nachmittag fort, und am nächsten Morgen kam nur ein Brief, daß sie ihn bitte, sie nicht mehr zu erwarten.

Die Erklärung erhielt er durch Dronte, der — er tat es verlegen genug — ihm mitteilte, er habe Eva gebeten, bei ihm die Stellung zu übernehmen.

Holm begriff. Das hieß: zwischen den beiden bestand eine Beziehung, und vermutlich war die Entscheidung gefallen, während er Eva in Dresden erwartet hatte. Er täuschte sich nicht, Dronte wußte von seinem Brief an sie und von ihrer Antwort — er hatte sie sogar selbst aufgegeben.

Was war zu machen? Ändern konnte er es nicht, nur empfand er alles als ein wenig gewöhnlich. Eva und der Freund hatten die wohltätige Form aufgegeben, nun ging sie zu ihm und war den ganzen Tag bei ihm, ein Verhältnis, weiter nichts. Wie sollte er sie behandeln, wie Dronte?

Ein paar Tage darauf kam Dronte zu ihm. Er empfing ihn kühl, er konnte nicht anders. Aber Dronte erzählte, Eva weigere sich, zu ihm zu kommen, wie er es sich gedacht hatte; sie hatte ihn wohl einmal besucht und einmal ihn unterwegs getroffen, aber das sei alles. Sie geniere sich vor Holm — vor dem, was er zu diesem Wechsel sagen könne.

„Sie ist feinfühlig," sagte Holm, „das ist alles, was man von einer Frau verlangen kann."

Ohne Dronte zu Rate zu ziehn, schrieb er ihr. Er wiederholte seinen Vorschlag, daß sie wie vorher ihren Dienst bei ihm versehen solle. Ihre

Beziehung zu Dronte gehöre in ihr Privatleben, und er hoffe, daß die alte Freundschaft zu dritt weiter bestehen werde. Da ihr Monat noch nicht abgelaufen sei, erwarte er sie bestimmt zum nächsten Vormittag, es liege ein Berg von Briefen da.

Sie kam. Holm arbeitete ein paar Stunden mit ihr. Dann lud er sie ein, mit ihm zu frühstücken. Aber statt das Lokal aufzusuchen, das im Viertel lag und wo er gewöhnlich aß, winkte er ein Auto herbei.

„Zum Wannsee," sagte er und hüllte sie zu der langen Fahrt in die Decken ein. Sie protestierte, aber er lachte nur:

„Dronte lassen wir dieses eine Mal zu Hause, denn ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen, und es soll eine Verschwörung sein."

Er begann alles, was zwischen ihnen drei vorgefallen oder noch im Gange war, durchzusprechen, und es wurde ein Reiz, mit einer Frau von ihrem Verhältnis zu einem anderen zu reden. Es war ein kleiner Zwang dabei, denn dieses Verhältnis war, so wie die Dinge lagen, erst halb Geschehnis; aber Eva folgte ihm, und fast erschien es ihm nun, als sei er der Vertraute einer jungen Ehefrau, die mit ihrem Freunde über ihren Gatten spricht. Sie war lebhaft, sie scheute sich nicht mehr. Dronte begehrte sie zur Geliebten; was war dabei, sagte Holm, es fragte sich nur, ob — es ihr genug war.

Damit hörte er vorläufig auf und begann, sie von der Landschaft und was ihm sonst durch den Kopf ging, zu unterhalten. Am See nahm er ein Boot und ruderte sie hinaus, dann lenkte er auf einen weißen Pavillon zu, der am Ufer stand, und als sie anlegten, konnten sie sich wie in einem Märchen an einen gedeckten Tisch setzen; ein Wink nur und der Kellner im Frack legte ihnen eine Liste aller feinen Dinge vor.

Dabei konnte man nicht tragisch sein, und Eva war es, die ein paar Bemerkungen hinwarf, um ihn zu veranlassen, zu dem zurückzukehren, was sie beschäftigte. Er durchschaute sie; für Dronte hatte sie schon immer kleine Lockungen gehabt, aber für ihn war es das erste Mal. Er stellte sich schwerfällig, bis ihre Neugierde sie zu der direkten Frage trieb, worin die Verschwörung bestand, von der er gesprochen hatte.

Sie führte das Rotweinglas zum Munde, und einen Augenblick stand das dunkle, schwere Rot gegen die reine zarte Haut, die Frauen mit ihrem Haar eigen ist. Der Arm war aufgestützt, und es war eine Stellung, bei der sein Auge hundertmal die Probe auf die Feinheit eines Frauenarmes gemacht hatte: der angespannte Ellenbogen durfte nicht breit werden. Befriedigt sagte er:

„Sie ist sehr einfach, meine Verschwörung. Wie Sie so dasitzen, denke ich mir ein bißchen Abendtoilette, noch mehr Kristall und Blumen hinzu und Sie als die legitime Herrin. Man kann das Äußere zwar auch so

bekommen, aber mir, wenn ich Frau wäre, würde es nicht genügen, mich mit dem Schein zufrieden zu geben; ich würde mir und dem, der mich besitzen will, ein höheres Ziel setzen. Ich sage das nicht, weil unbedingt geheiratet sein muß, aber in Ihrem Fall ist die Ehe das schwerer zu Erringende — also wüßte ich, was mein Selbstbewußtsein verlangte. Sehen Sie, Dronte hat mehr Geld, als er braucht: das Schönste, was man damit anfangen kann, ist, eine Frau mit allem Erlesenen zu überschütten. Es ist notwendig, manchmal den Unterschied zwischen einem Ladenmädchen und einer Herzogin aufzuheben, und das Ladenmädchen zu einer Herzogin zu machen, wenn es auch nur eine Baronin ist — auf Ihr Wohl, Baronin. Die Technik müssen Sie selber finden."

Sie errötete bis in die Haarwurzeln.

„Eva," sagte er, „nun bin ich zufrieden, nun habe ich es doch erreicht, daß Sie mit mir auf den Wellen der Kühnheit schwingen — ich sehe es Ihren Augen und Ihrem Munde an. Immer werde ich ein Geheimnis mit Ihnen haben."

Auf der Heimfahrt konnte er es sich nicht versagen, zu erklären: „Ich würde, wenn Sie mich gewählt hätten, verlangt haben, daß Sie zuerst meine Geliebte geworden wären; aber ich zweifle nicht, daß ich Ihnen dann angeboten hätte, bei mir in legitimer Eleganz kleinen Abendessen zu präsidieren — schwarz, ausgeschnitten und mit ganz wenigen Spitzen — auf der Schwebe zwischen dem Leicht Ihrer Jugend und dem Prunk einer Abendtoilette."

Der Wagen schoß über die Landstraße, unbeirrbar gerade, als seien die Bäume auf den Seiten nur abgesteckt, um ihm seine Bahn zu weisen. Holm sah ebenso geradeaus, und es schien ihm, wie immer in einem Auto, als sei er die Seele des Fahrzeugs, dem Erlaubnis gegeben worden ist, fessellos zu sein. Ohne Eva anzusehn, umweht vom gleichmäßigen Sausen des Windes, in den sie hineinfuhren, sprach er weiter:

„Manchmal denke ich, ich hätte Sie ihm nicht überlassen dürfen," und er kam auf den Abend zurück, als er nach Dresden zu fahren beschlossen hatte.

Ihre Hand kam zu ihm; mit einem tröstenden Lächeln zuhörend, als sei es sein Recht, sich noch einmal zu beklagen, bat sie stumm. Wie vollkommen die Haltung ihres Kopfes war. Er sagte:

„Es ist schwer, zu verzichten, und ohne Rache wäre es unmöglich: denn ich habe mich gerächt, nicht wahr?"

Nun erfüllte sich, was Dronte am Anfang wie ein Programm aufgestellt hatte, die Freundschaft zu dritt. Es war keine Unklarheit mehr darin, denn Holm war mit seiner Werbung zurückgetreten, er begnügte sich damit, Dronte mit gutem Beispiel voranzugehen und das

Mädchen herzlich und respektvoll zu behandeln. Dronte hatte dieses Beispiel vielleicht nicht nötig, aber es schadete nichts.

Eines Abends klingelte es, und wer Einlaß begehrte, war Evas Schwester, ihre einzige Anverwandte in Berlin. Fräulein Hede machte kein Hehl daraus, daß sie nachsehen wollte, wer Evas Freunde waren. Sie war ein paar Jahre älter, an ihrem Finger glänzte deutlich ein Verlobungsring. Sie war gut angezogen, neu vom Kopf bis zu den Füßen. Es war sogar eine elegante Art, freilich eine Berliner Eleganz, die in erster Linie in der Güte des Materials bestand und im übrigen die Diskretion der Bewegung und der Sprache durch die selbstbewußte Frische ersetzte — „eine sehr reizvolle Variation," sagte nachher Holm, „in der viel Zukunft ist".

Man lud sie ein, Platz zu nehmen. Sie zierte sich nicht und zeigte sich der Aufgabe, eine Unterhaltung zu führen, als Berliner Kind gewachsen. Aber den Vorschlag, zu zwei Paaren draußen zu Nacht zu essen, lehnte sie ab.

„Ne, danke," sagte sie, „ick bin mit meinem Architekten zufrieden."

Holm bestellte telephonisch ein Auto und brachte die Damen hinunter. Als er wieder oben war, sagte er zu Dronte:

„Nun kennen Sie auch die Schwester. Wer Eva heiratet, bekäme eine Schwägerin, die wenigstens nicht unmöglich ist, und auch gegen den Schwager Architekt ist nichts einzuwenden."

Dronte machte eine hochmütige Miene und tat, als beschäftigte ihn nur das Bild des Zimmers im Spiegel, vor dem er stand. Aber ob es nun heilsam war, daß er sich dabei selber sah — er drehte sich plötzlich um und fragte:

„Wozu erzählen Sie das mir, Holm? Nehmen Sie an, daß ich Eva heiraten will?"

„Gewiß nehme ich es an, und wenn Sie es wissen wollen: ich beneide Sie dafür sehr."

Da gab Dronte nach und sagte, während er sich in einen Sessel warf und den Rauch einer Zigarette einzog:

„Nun ja, es wird wohl dahin kommen, und ich will Ihnen erzählen, seit wann ich so weit bin. Neulich ging Eva in ein Geschäft, um sich ein Kostüm zu kaufen. Ich ging mit. Es war eines der großen Ankleidehäuser in der Leipziger Straße, und wir fuhren im Fahrstuhl in irgendein Stockwerk. Was man uns zeigte, war mehr oder weniger hübsch — meinem Geschmack genügte es nicht. Die Verkäuferin hatte Eva schon immer zugeredet, sie solle etwas Teureres probieren, und als sie sah, daß ich derselben Meinung war, ließ sie keine Ruhe, bis Eva mit ihr in eine Kabine ging.

Nach einer Weile sah ich eine junge dunkelgekleidete Dame zwischen den Kleiderständern auftauchen; hören Sie, was ich dachte: so kann sich nur eine Dame von Erziehung anziehen und bewegen. Behalte kaltes Blut und laß dich Eva gegenüber, so reizend sie ist, nicht zu etwas hinreißen, das nachher nicht standhält, wenn du in die große Welt zurückkehrst.

Aber die junge Dame war Eva selbst, ich hatte sie nicht erkannt. Ich drängte alle Beschämung und die Offenbarung, die in der kleinen Szene lag, für später zurück und verlangte nur, daß sie dieses Schneiderkostüm, das durch einen Zufall übrig geblieben war und ihr so wunderbar saß, nehmen sollte. Sie sah, wie großen Wert ich darauf legte und tat es doch nicht. Es kostete fünfzig Mark mehr als die anderen, und was diese kosteten, sei genau das, was sie anlegen könne — elende achtzig Mark, glaube ich. Ich bot ihr das Kostüm als Geschenk an — nein. Der Verkäuferin wegen konnte ich nichts weiter sagen, aber von diesem Augenblick an beherrschte mich bloß ein Gedanke, den Sie einmal aussprachen: an Eva sichtbar zu machen, was in ihr lag, und als wir dann durch die Straßen gingen, blieb ich an jedem Geschäft stehen und fand, wie mit einem Zauberstab berührt, überall das Teuerste, Schönste und Beste. Ich bot an, sie lehnte ab, das wiederholte sich vor jedem Schaufenster.

Es wurde zu einem Spiel, zu dem wir lachten, aber unter der Oberfläche tobte in mir das Verlangen, mich zu verschwenden und sie zu überschütten. Ich dachte zum erstenmal: wäre sie deine Verlobte, dann könntest du Tage und Wochen mit ihr herumziehen und tausend Dinge aussuchen, für sie, für dich, für euer gemeinsames kommendes Leben.

Unter den Linden ist ein Blumengeschäft, es hat nur ein einziges Fenster, aber darin steht das Erlesenste, was es an Blumen gibt. Der Raum dahinter ist mit verstecktem Deckenlicht ausgestattet: es ergießt sich warm, mild, heiter über Orchideen, Rosen, große Bündel reiner und zarter Blüten, in die eine junge Frau das Gesicht vergräbt, die sie umarmt. Ich sah Eva in diesem Raume stehen und begriff, wozu Reichtum dient: daß eine Frau sich durch die erlesenste Pflege und durch die heiterste Umgebung ganz frisch und rein erhält. Ich ging hinein und kaufte ihr eine einzige Blüte die seltenste und teuerste, die es gab, und als ich sie ihr überreichte, war es wohl eine symbolische Handlung, und was Sie einmal sagten, man solle den Mut haben, das arme schöne Mädchen zu heiraten, wird Wirklichkeit."

„Mein Lieber," antwortete Holm, „ich sage nicht, daß es ein Rezept für jedermann sei. Ein Herzog kann eine Choristin heiraten, das ist die Abenteuerlichkeit, die das Leben farbig macht. Ein Postdirektor würde sich nur auf eine Stufe des Kleinbürgertums zurückbegeben, die er vielleicht eben erst überwunden hat. Ich beneide Sie um den Hochmut, den Sie sich leisten können."

Die Melodie

von Oskar Bie

Die Melodie ist die Münze der großen, weiten, schönen Musik, wie sie durch unsere Hände läuft. Es ist die deutlichste und greifbarste Erinnerung an Musik, die wir haben, und die Form, in der wir sie uns einverleiben. So ganz im allgemeinen verstehen wir überhaupt die Musik als Melodie, und es gibt viele Leute, die die Musik nur daraufhin anhören und sie ablehnen, wenn sie keine Melodie habe. Dabei ist das ein großes Unrecht gegen die Musik. Sie ist Melodie, sie ist aber auch Harmonie und auch Rhythmus. Freilich finden wir kaum jemanden, der unter dem Eindruck des Rhythmus sich eine Musik innerlich vormacht (vielleicht war dies bei Beethoven manchmal der Fall), und erst recht wird es wenige geben, die nur als harmonische Folge die Musik sich im Geiste reproduzieren, es müßten schon sehr fachgebildete und fast raffinierte Musiker sein. Nein, die Melodie bleibt die äußere Erscheinung aller Musik, mit der sie ins Bewußtsein tritt, eine feste Kontur bekommt und doch ihre ganze Seele offenbart. Als Melodie begleitet sie uns durch das Leben und legt sich bald beschwichtigend auf irgendein Leiden, bald wächst sie beflügelnd aus irgendeiner Freude, bald verkürzt sie uns einen langweiligen Weg, bald verlängert sie eine schöne Träumerei, sie ist schließlich immer bereit, unseren Empfindungen die dekorative Linie zu geben, die sie aus ihrer Alltäglichkeit erhebt und in eine kosmische Philosophie auflöst: so erträgt sich das Leben und so bekränzt sich jeder Augenblick mit irgendeiner in Musik duftenden Erinnerung an ein Geliebtes, Gehörtes, Gekanntes, das einst in uns fruchtbar wurde. Mitunter scheint die Melodie, die wir dann vor uns hinsummen, gar nicht recht zu passen, eine Zeile „Margarete" oder „Cavalleria" oder selbst „Mignon" als Auslösung irgendeines häuslichen Ärgers oder einer Enttäuschung an Menschen oder eine Zeile „Walküre" beim Blumenbegießen oder Brieflesen — aber es wird wohl schließlich schon stimmen.

Doch ich will ernst werden (obgleich mir dieses Spielende, Milieuhafte der Melodie in den Tiefen unseres Gehirns sehr wesentlich erscheint) und auf die Definition losgehen. Jede Definition fälscht. So ist als Definition unbedingt richtig, daß die Musik in diese drei Elemente zerfällt: das Melodische als Nacheinander der Töne, das Harmonische als ihre Gleichzeitigkeit und das Rhythmische als die Abmessung der Zeitintervalle. Aber diese Erkenntnis hat mehr einen philosophischen als einen praktischen Wert. Gut, es sind die drei Elemente der Musik, das Singende, das Bauende und das Zeitliche, es sind ihre drei Atmosphären, in denen sie

auf der Erde ruht, und alles, was spricht und sich äußert und seine Innerlichkeiten in einen Stil zu bringen sucht, wird in der Melodie die Krönung seiner Sehnsucht finden, wie alles, was baut und übereinandersetzt und die Dinge in räumliche, wohlgeordnete Beziehungen bringt, in der Harmonie der Akkorde sein Himmelreich finden muß, und alles, was diese unverständlich ewige, unendlich dahinrollende und unermüdliche, dauernd starke und überwindende, überwältigende Zeit in Maß und Form bringt, den Rhythmus zu seinem Gesetz machen wird. Es sind Weltregungen, es sind Symbole allgemeinster künstlerischer Tätigkeit, es sind Wahrheiten von unermeßlichem Horizont, die hier in der Musik Stil, Form und Einheit erreichen. Aber in Wirklichkeit ruhen sie nicht nebeneinander, sondern, wie draußen in der Welt, gehen sie ineinander, durchdringen sich, bestimmen sich und bedingen sich sogar so, daß das eine ohne das andere kaum noch möglich erscheint.

Sobald wir uns eine Melodie als Folge von Tönen vorstellen, schwebt sie in der Luft, wenn wir sie nicht sofort harmonisch und rhythmisch begründen. Wir denken uns heimlich eine Harmonie dazu, die wir vielleicht so oft gehört haben, daß sie uns ins Unterbewußtsein überging, oder wir bauen sie ganz unwillkürlich von selbst darunter, zuerst noch unbestimmt und gleichsam nach den Hauptkurven ihrer Erhebung und Senkung, bis wir sie dann, etwa am Klavier probierend, endlich befriedigend festgestellt haben. Und ebenso findet die Melodie sofort ihre rhythmische Form, teilt sich und skandiert sich, verzögert sich und beeilt sich, da wir ohne diese Messungen ein Gefühl von Leere und Schwankung hätten, das uns die Melodie ins Zeitlose zerflattern ließe. Das Resultat ist: eine Melodie nur als zeitliche Folge von Tönen anzusprechen ist wohl wissenschaftlich richtig, aber künstlerisch ist sie vom Bewußtsein der Harmonie und des Rhythmus nicht zu trennen, weil sie erst dadurch das Eigentümliche ihres Wesens erhält, ihre Seele, die nicht ein Würfelspiel irgendwelcher aneinander gereihter Töne ist, sondern die Kontur eines in den Elementen aller Kunst wurzelnden Ausdrucks.

Ja, wir müssen noch weiter gehen und uns von der Melodie als einem festumrissenen Begriff, einem gleichsam ausgeschnittenen Stück Fleisch der Musik trennen, um ihn in das Wesen des Melodischen überhaupt überzuführen, das über die Seele der einzelnen lebendigen Melodie hinaus das ganze Reich des zeitlich bewegten Tönenden umfaßt. Nicht nur, daß wir unter der Melodie die unbewußte Harmonie fühlen: auch in der Harmonie fühlen wir die unbewußte Melodie, und die Art, wie sich die Harmonien selbst die greifbaren Akkorde ordnen (das „Harmonische" steht ebenso über dem lebendigen „Akkord"), geschieht nach melodischen Gesetzen und in melodischer Empfindung. Den Akkorden gibt das Melodische genau so

Fassung, Haltung und Gestalt, wie dem Melodischen das Rhythmische. Alles geht ineinander und wandelt sich in den Epochen. Das achtzehnte Jahrhundert war baulich in der Harmonie, es ließ die Akkorde nach ziemlich eng begrenzten Stilforderungen eines konsequenten Quintenkreises folgen, Tonika, Ober- und Unterdominante, Mediante und so fort, mit einer mathematischen Sicherheit, die Schule wurde. Über dieses Gerüst baute es die Melodie in ziemlich eng vorgeschriebenen Bahnen und stellt so von unten eine harmonisch-melodische Einheit her. Die moderne Zeit kam zu dem entgegengesetzten Verfahren. Sie hängte vielfach die Harmonien von oben herab an die melodische Folge, die vor chromatischen Exzessen nicht mehr zitterte, sie fühlte melodisch in die Akkorde hinunter und gab ihnen ihren immer noch durchaus organischen Zusammenhang von der bewegten Seele der Kontur her: ein Sieg des Ausdrucks über die Architektur. Je mehr sie jene geschlossene Melodie der alten baulichen Zeit verstieß, desto allgemein melodischer empfand sie, und statt der „Melodie" begann das „Melodische" zu herrschen, oft auch die unendliche Melodie genannt. Es ist dies alles nur der Ausgleich zwischen dem harmonischen und dem melodischen Prinzip. Früher wurde das Harmonische mehr melodisch, weil man das Melodische schon harmonisch fühlte, heut umgekehrt. In jedem Fall liegt die ganze Sinnlichkeit des Melodischen nicht nur über der geschlossenen Phrase, sondern über dem gesamten Komplex der tonalen Bewegung in Akkord und Melodie. Die Melodie ist kein Fabrikat, sondern das Melodische ist eine Empfindungswelle.

Und wenden wir uns nun zur Melodie selbst zurück, so werden wir jetzt verstehen, daß wir nicht mehr damit auskommen, nur die gewöhnliche, populäre, geschlossene Weise als Melodie festzunageln, sondern daß wir jede melodische Phrase, ob kurz, ob lang, ob fragend, ob antwortend, ob vollendet, ob zerbrochen als greifbare Form des melodischen Ausdrucks anerkennen müssen. Die Melodie, die als fest umrissene Kontur im Diskant über Harmonien läuft, ist nur ein Teil der großen Ausdruckswelt, die bald in einer Phrase von drei Tönen sich offenbart, bald in der weiten Bewegung ganzer Harmoniefolgen. Danach zerlegt sich der Begriff des Melodischen in den allgemeinen, der die ganze Bewegungswelle der Musik bezeichnet, und in einen besonderen, der die tonal abgegrenzte Fläche eines bestimmten Ausdruckswillens (in soviel Konturen als man will) darstellt. Von einem dumpfen Gleiten bis zu einer scharfen Liedweise ist somit dieser Prozeß anberaumt. Die Zwischenglieder ergeben die fruchtbaren Nuancen. Denn, wenn in der Kunst eine Form Prinzip wird, bleibt sie tot. Wenn aber ein Prinzip Formen sucht, wird es reiches Leben. Dies ist hier der Fall.

Wenn wir nun die Melodie aus der allgemeinen Bewegungswelle der Musik auf ihre besondere Kontur oder ihre Konturen entwickeln, so erkennen

wir, daß sie in diesen ihren prägnantesten Ausdruck finden muß. Die akkordliche Bewegung ist eine dumpfe Masse, der gleichsam die Stimme fehlt. Aus dieser dumpfen Masse löst sich die Stimme der Melodie als greifbare Erscheinung. Sie hat plötzlich ein Gesicht und eine Seele. Sie steht für uns nun da nicht als die dumme und alleinige „populäre" Melodie, sondern als eine Form, in der ein Stück Wesen der Musik seinen letzten Zielwillen findet.

Die populäre Melodie schwebt oben im Diskant über der Begleitung, sie ist das äußerlich Höchste und am meisten ins Ohr Fallende des musikalischen Ensembles, und der Laie nimmt sie als genügend für den ganzen Eindruck der Musik. Die wirkliche Melodie aber ist nicht oben, nicht unten, nicht in der Mitte, überhaupt nicht in der Höhenausdehnung zu verstehen, sondern nur in der Breitausdehnung, gleichviel an welcher Stelle des Ensembles sie läuft. Wir kommen hier zu dem zweiten Problem der Melodie, nachdem das erste das ihres Wesens gewesen war: zu ihrer Geologie.

Die Geologie der Melodie ist die Lehre ihrer Lage in den Schichten der aufgebauten oder gewachsenen Musik, ihre Lage in den unteren, mittleren, oberen Regionen. Daß sie gewöhnlich oben liegt, ist nicht nur eine nur populäre Meinung, sondern auch eine irrtümliche: wie beispielsweise in gewissen Zeiten die höhere männliche Stimme im Chor melodieführend war, woher sie den Namen Tenor erhielt, gegen den die aufwärts spielende Stimme Alt und die oberste gegensingende Stimme Diskant genannt wurde. Und so liegt sie bald unten, bald mitten, bald oben, je nach dem Willen des Komponisten. Dem Musiker fällt es nicht schwer, das ganze Spiel von figurierenden Tönen um einen mittleren Cantus firmus als eine Art Begleitung aufzufassen oder sämtliche oberen Stimmen einem melodieführenden Baß unterzuordnen. Für ihn gibt es hier so wenig Oben und Unten wie im Weltenraum. Und dennoch: die moderne wirklich ausbrechende, erlösende, erleuchtende Melodie wird immer oben liegen, wird nur Geigen, Oboen, Trompeten, Soprane zu Trägern haben, nicht Fagotte oder Bässe, weil ihr nur in dieser Lage das Strahlende, Überwindende zukommt, das sie zu solchem Berufe braucht. Denn die Geologie der Melodie ist aus einer Wissenschaft eine Kunst geworden, die Schicht der Melodie hat Charakter und Farbe bekommen, und dieses steigert ihre Ausdrucksfähigkeit. Den Bässen gibt die Neunte ein großes Rezitativ, weil so das Ringen tiefer Gewalten sich offenbart; im Kampf der Soprane wären sie kindisch geworden. Einer klagenden Bratsche oder einem durchziehenden Cello gibt man Mittelmelodien als Zeichen gedeckter und lichtscheuender Trauer. Aber im Sextett der Verkauften Braut überwindet der Sopran alle niederen Schichten, um Glanz und Sieg des Gefühls hochzutreiben.

Auch der Begriff der Begleitung hat sich aus der Geschichte zum Leben

entwickelt. Die nackte Melodie verlangt wohl in bürgerlichen Kreisen nach dem Kleide akkordlicher Begleitung und baut sich erst verständlich auf, wenn ein übriges Musikensemble ihr die Harmonien unterlegt, die sie stützen. Sie tritt dann um so isolierter hervor und zwingt Akkorde als Dienerschaft hinter sich her. Aber man muß sie darum nicht verachten. Die trabantenhafte Akkordbegleitung ist längst kein bezifferter Baß mehr und kein Elaborat musiktheoretischen Studiums. Es ist ein süßes Ausruhen geworden auf den Kissen der geläufigen Akkorde, und die Melodie liegt auf ihnen in einer sehr reinen und bewußten Schönheit. Die Akkorde auf der Laute, und je leichter desto besser, je italienischer, desto liebenswürdiger, sind eine reizende Dekoration, die der Vitalität der Melodie einen mondänen Rahmen geben. Es ist der unvergängliche Zauber aller Ständchen.

Die Begleitung entfaltet sich aus dem steifen Generalbaß durch rhythmische Akkorde in alle Selbständigkeiten, die wieder in ihrem eigenen Körper erwachen. Keine Stimme ist da, die sich nicht danach sehnt, ein eigenes, das ist ein melodisches Leben zu führen und die Leiter der Harmonien mit ausdrucksvollen oder gar tänzerischen Schritten abzugehn, bis in die leichten dramatischen Kämpfe ihrer geologischen Schichten hinein, die sie sich nach Alter und Bedeutung gegenseitig zum Spiel der Kräfte umschaffen. Was ist dann noch Begleitung? Der Begriff der Begleitung existiert durch den Gegensatz zur Hegemonie der Melodie und ist von dieser untrennbar, als sein dunkles, dienendes, in seinem Lichte lebendes Schattenbild. Aber wer seine Geschichte schriebe, müßte die tausendfachen Nuancen bezeichnen, in denen Begleitung zu einem Bilde wird, zu einer Malerei, die absichtlich Innenzeichnung vermeidet oder betont, melodisch sich emanzipiert oder domestiziert, je nach Lage und Stand ihrer Melodie und der Stufe der Zeiten. Der Kenntnisreiche und Phantasievolle wird es sich ausmalen, wenn er vom alten Seccorezitativ zum Liede Hugo Wolfs die Reihe verfolgt. Alles das ist Gefolgschaft und doch wieder Triumph der Göttin Melodie.

Aber das Schauspiel kompliziert sich. Die Melodie liebt nicht nur das Trabantentum der Begleitung unter sich, sondern sie gestattet auch das gleichzeitige Auftreten anderer Melodien, die ihr irgendwie verwandtschaftlich in Harmonie, also kontrapunktisch verpflichtet sind oder werden. Das Gegeneinandersetzen verschiedener Melodien, zunächst ein Beweis kunstvoller Technik, ist auch dann ein Mittel verwickelten Ausdrucks geworden, das nicht nur Themen verschiedenen Charakters, sondern auch ihre gemeinsame Atmosphäre feststellt. Als man in mittelalterliche Messen gewöhnliche Volkslieder hineinwarf, war es ein durchaus äußerliches Spiel von Etikettierungskünsten, das durch die völlige Unkenntnis des Charakterwertes von Melodien gedeckt wurde. Daß Melodie durch Text verpflichtet wird, ist eine spätere Sentimentalität. Daß ein Thema seinen Charakter, selbst in Ver-

änderungen, wahrt, ist noch später erst Gewissenssache der Musik geworden. Daß ein kontrapunktisches Tongemälde das Bild erschütterter Regungen sein soll, die in ihren Motiven nach Kampf und Gegenspiel zu einer Einheit ringen, ist ja eine kaum noch heute überall gültige Maxime. In der deutschen Symphonie und Oper ist es am ehesten erreicht. Schlägt Wagner Themen und Motive, als Erinnerungsbilder, kontrapunktisch zusammen, so geben sie das gewollte Bild eines musikalischen Zusammenstoßes divergierender Empfindungen. Gewisse Stellen des Tristan bleiben darum für alle Zeiten ein Triumph des Kontrapunkts: nicht aus Witz, nicht aus Kunst rasen verschiedene melodische Linien ineinander, sondern aus Schmerz. Hier empfindet das sensitive Ohr ganz den Reiz dieser Möglichkeit, an Höhepunkten mehr-melodisch zu sein.

Die reinste Form der melodischen Geologie ist die volle Kontrapunktik und die absolute Begleitungslosigkeit. Das musikalische Mittelalter, das den Begriff der Melodie wohl als Vergnügen, aber nicht als Funktion kannte, ließ die Chorstimmen nach ungewollten Konturen laufen, so daß sie, wo sie sich trafen, ungewollte Harmonien ergaben. Die moderne Musik entwickelte aus beiden Prozessen ihr Bewußtsein und schuf so, was wir funktionelle Melodie und Harmonie nennen. Indem sie den Lauf der Stimme auf ihre abstrakteste Reinheit brachte, geordnet nach den abstraktesten harmonischen Folgegesetzen, schuf sie die Formen der Fuge, in denen nichts als Melodien nach bestimmten Regeln über und untereinander laufen, so konsequent, daß nicht nur das sinnliche Mittel der Harmonie ausgeschaltet ist, sondern auch der isolierte Reiz der Melodie selbst wieder in ihrer verbindlichsten Kontrapunktik aufgehoben ist. Die nackte Melodie feiert hier ihre Reinkultur. Sie ist gänzlich unbekleidet, sie ist ein Aktstudium der Musik geworden, wie es lehrreicher und organischer nicht gedacht werden kann, ein metaphysisches Bild von Schönheit, das die harmonischen Möglichkeiten der Melodie bis zu ihrer olympischen Seelenlosigkeit durchführt, in der Harmonien und Melodien kaum noch geschieden scheinen. Es ist die endliche Herrschaft der Melodie über den gesamten musikalischen Körper, ihr geologischer Triumph, gegen den die menschliche Persönlichkeit andachtsvoll und kalt zu Boden sinkt. Hier ist nichts mehr Wunsch oder Zufall. Und vor Melodie kann man von Melodie kaum noch sprechen. Es ist ein Naturereignis, so gewaltig, daß wir wohl manchmal vor einer Chorfuge Bachs daran denken müssen, eben nicht davon zu sprechen. Wenn wir uns dazu entschlossen haben, wenn etwas von dem gütigen und empfindungsvollen Wesen der Melodie über diesen Zeilen liegen soll, müssen wir niedersteigen zur zerbrochenen Kreatur.

So kommen wir in das dritte Reich der Melodie, von der Phänomenologie über die Geologie zur Chronologie. Das ist die verschiedene Reak-

tion der Zeiten, Rassen, Menschen auf diese Erscheinung. Die Melodie, als ein Ausdruck seelischer Empfindungen, ringt sich verschieden über die Epochen hervor; sie ist wandlungsfähig je nach dem Inhalt und der Form, die ihr ein Klima geben, und sie nüanciert sich je nach dem Instrument, dem sie anvertraut wird, Instrument oder menschliche Stimme. So liegt in der Chronologie noch eine bunte Ethnologie eingeschlossen.

Aus dem Orient tönt uns die melodische Floskel herüber. Sie wiegt sich, stimmlich geboren und selbst auf dem Instrument von menschlicher Klage beseelt, in weiten, wilden Gängen, die keinem Ziel nachzugehn scheinen, keine Harmonien unter sich fühlen wollen und uns eine letzte lebendige Erinnerung geben von der altgriechischen Monodie, die ohne jede akkordliche Stütze dem Auf- und Abstieg der Sprache in feinsten enharmonischen Schattierungen folgte. Jetzt, im Orient, ist es ein Rausch geworden an dem belebten und schaukelnden Spiel der Töne, das wie eine trunkene Kadenz aus der Seele zu entfliehen scheint in unendliche Horizonte, denen der innere Blick nachträumt. Wohl hier und da auf Wüstenreisen, oder wenn die Maultierführer orientalischer Gegenden dem gleichmäßigen Trott ihrer Karawanen nachsingen, schmeichelt sie sich ungebrochen und unstilisiert in das europäische Gehör ein. In unseren Riten führt sie schon ein gemesseneres Dasein, wenn ihre elementaren Gewalten den Felsen des gregorianischen Gesanges umspielen und im hebräischen Kultus ihre langen und seidigen Fransen aus dem Gewebe nationaler Traditionen herabhängen. Der Protestantismus setzte ihnen das geschlossene Lied des Westens, in geharnischten Massen, entgegen, ein Choral der Erde gegen die Gesänge von Himmeln. Aber die spielende Floskel rettet sich vielfach, eingedenk ihrer ethnologischen Farbe, in den westlichen Kunststil hinein, pretiosenhaft ihn belebend. Die neapolitanische Floskel, ein Terzengleiten der Töne, ein Fähnchenspiel aller Kadenzen, ist wie ein Einschlag sarazenischer Kultur. Der Muezzinruf im Corneliusschen Barbier ist wie eine Inkrustierung orientalischen Emails, im Genuß des wiegenden Melos versunken, aber doch zusammengeschmiedet in der Schule des westlichen Fugato. Und die traurige Weise Tristans – nicht Orient, nicht Okzident, keltische oder irgendwie exotische Floskel, im farblichen Reiz aller fernen Stimmungen, ist sie, scheinbar harmonielos, im Selbstgenuß des Englischen Horns sich wiegend, sich selbst fragend und beantwortend, die wunderbar bunte Vorstellung uneuropäischer Melodie, dennoch eingespannt in unser musikalisches System und, nachdem sie zuerst monodisch ins Luftleere erklungen, dann von der chromatischen Welt dieses Werkes eingefangen und auf den Boden unserer Kunst niedergesetzt.

Gegen diesen zerfließenden Zauber des Exotischen steht das abendländische Liedchen in frühen Zeiten schon fertig geschürzt da. Es kommt nicht aus

den ins Ungewisse rollenden Monodien, es kommt aus dem rhythmisch gemessenen Tanze und wird mit diesem Tanz hoch. Bisweilen noch belastet von schweren und ungeschickten Bewegungen, die dem noch nicht erwachten Raumsinn in der Musik entsprechen, findet es sich schneller als die offizielle Musik zu seiner Melodie zusammen, die im natürlichen Quintenzirkel gedreht mit geringen Mitteln jenen uralten Variationssatz weniger abwechselnder Töne bewältigt, der noch heut dem Volkslied seinen ungeschwächten Reiz gibt. Was ist alles zu machen zwischen c, e und g, mit ein bißchen d und f dazwischen oder gar der Extratur eines a. Legt man die nächstverwandten Tonarten darunter, zieht man einige wirksame Parallellinien, baut man die Melodie in der Hauptsache nach einem Giebelgesetz zusammen, so ist das gar nicht zu übertreffen. Man zeichne sich den Bau alter Volkslieder graphisch in ihrer Entwicklung auf und man hat ihre immer wiederkehrende, wie ein Naturgesetz festgelegte Linie. In dieser immer wiederholten Gesetzmäßigkeit, in der strophischen Gliederung, in der Einspannung des Textes auf die gleiche musikalische Form liegt ein Stolz der Empfindung. Was auch das Schicksal bringt, es wird in die gleichen und ewig wiederkehrenden Maße des schönen musikalischen Gedankens eingepreßt und löst sich in ihm zu einer himmlischen Ewigkeit auf, die nicht die fatalistische des Orients, sondern die zielbewußte des Okzidents ist. Alte Kriegslieder tönen um mich herum, während ich dies schreibe. Wer hat ihre Melodien ersonnen? Sie sind namenlos, aber auch herrenlos. Sie haben Jahrhunderten gehört, die ihre Schmerzen in dieselben tausendmal wiedergesungenen Melodiezeilen bannten. Sie sind darum nur ausdrucksvoller geworden, weil sie beziehungsreicher wurden. Die Melodie ist der Magnet in der Musik. Sie setzt alle Empfindungen an, die ihr entgegengebracht werden, und wird um so anziehender, je mehr sich der Stoff ihr bietet.

An die großen Rassen appelliert die Melodie je nach ihrer Struktur. Jedes der besonders musikalischen Völker, unter die England nur in den Anfängen zählte, hat seine spezifische Melodie, und bei allen Mischungen hat diese Melodie doch ihr eigenes Gesicht und ihre eigene Art, sich zu bewegen, behalten. Die Extreme sind die italienische und die deutsche Melodie.

Die italienische, ganz vokal empfunden, ist von einer wunderbaren Weichheit und Schmiegsamkeit, von großer Leidenschaft und entsetzlich selbstsüchtig. Sie berauscht sich an ihrer eigenen Existenz und frohlockt in allen Schaustellungen, die ihr der solistische Stil ihres Landes empfahl. Infolge der Elastizität der italienischen Kehle ist sie niemals sehr starr und präzis gewesen, das Verzierungswesen, das die alte Musik wie ein Blumenschauer von Rokokovergnügungen schmückt, hat sie zu ihrer Liebhaberei gemacht, und sie schwenkt und schwingt in allen Lüften des Hinab- und Hinaufgleitens, der Portamento und Stakkato, der rhythmischen Frei-

gebigkeit und des restlosen Auskostens der Register. Um einen leisen melancholischen Grundklang, der ihr vom echten Volkslied geblieben ist, treibt sie alle Virtuositäten des Genusses. Im Krinolinenkleid der alten Mode, in der kurzgebundenen Emphase des modernen Stils, in der Blütezeit des Rossinischen Gesanges, der königlich die Fiorituren menschlicher Kehle in die leichte Luft verpuffen ließ, immer ist diese Melodie ganz auf die Melodie als solche gestellt, auf das sichtbare und gefallsüchtige Heraustreten der Einzelstimme und auf die Sinnlichkeit ihrer bewegten Kontur. Sie freut sich ihrer Glieder und gibt sich keiner Theorie oder keinem Geschmack zu Liebe ganz auf, sollte sie auch in hundert Stücke zerbrechen. Sie beherrscht die Musik, gestaltet sie, beleuchtet sie und gibt ihr die endgültige Form, in der sie weiterlebt. Sie schwebt noch lange über ihr fort, als angebetete Göttin, deren Religion die innere Verfassung der Rasse ist.

Die deutsche Melodie ist durch Hemmungen geworden. In großem Stile schämt sie sich ihrer nackten Existenz und leiht sich gern irgendeinen Vorwand, um vorhanden zu sein. Schon früh hat sie sich dem Instrument anvertraut, nicht wie die italienische als einem Mittel nur noch ausgedehnterer Virtuosität, sondern als einem eigentlichen stillen und wortlosen Heimatland, in dem sie von ihren Gefühlen wundervoll symbolisch singen kann. Sie hat das Wesen der Thematik hier zu einer Methode erhoben und in der Symphonie wie in der symphonischen Oper die instrumentale melodische Sprache zu einer ganz seltenen Mystik, zu einer außerordentlichen Offenbarung gebracht. Sie lehrte den deutschen Musiker von dieser Seite her die Melodie verstehen, so daß er oft genug ihre harten und doktrinären Linien für seine Erfindung maßgebend fand: noch ein treffliches Beispiel dafür ist der Gesang Tannhäusers an Venus. Dann aber bot sich ihm noch ein anderes Mittel der Deckung: das war die Sprache. Nicht das Wort, der Text, wie ihn der Italiener in seiner Musik selbstherrlich zerflatterte, sondern die Sprache, diese höchst kultivierte und eigengesetzliche, selbst untermusikalische Sprache mit allen Rhythmen des Satzbaus, des Verses und der Wortschattierung. Langsam aus dem Schema des 18. Jahrhunderts erwachend, wirft sich die deutsche Melodie immer mehr dieser Sprache in die Arme, folgt ihr im Strophen- und Zeilenbau und schließlich im Ausdruck des einzelnen Wortes. Was ihr dabei an absoluter Schönheit des gesanglichen Spiels verloren ging, gewann sie an Ehrlichkeit und Innerlichkeit. Diese Melodie, im Lied und in der Oper, ist nicht herrschsüchtig, sondern diszipliniert, sie dient der Musik und der Wahrheit. Sie putzt sich nicht auf, sondern sie kleidet sich. Sie stellt nicht ihre Nacktheit hinter durchsichtige Schleier, sondern sie erhöht die Bewegungsreinheit ihres Körpers durch das Gewand. So ist sie von Mozart bewußt bis zu Brahms fortgeschritten. Sie schließt sich der

schaffenden Persönlichkeit durch den Prozeß dieser Hemmungen viel enger an und individualisiert sich viel mannigfaltiger als das formale Schema Italiens. So wird sie ganz Seele, durchgerungen durch alle von ihr selbst gewählten Hemmungen, geläutert durch alle mit Wonne erduldeten Reibungen, bricht sie in ihren edelsten Momenten zu einer so unwiderstehlichen Ausdruckskraft und Bekenntnisleidenschaft hervor, daß wir ihr die Krone des Leidens geben.

Dies sind nichts als Umrisse des Wesens, wie sie sich aus einem geschichtlich gehäuften Material als allgemeine Kennzeichen ergeben und jedem von uns deswegen geläufig sind, weil sie sich täglich in Beispielen wiederholen. Zwei andere Melodiegruppen liegen, ebenso allgemein gekennzeichnet, zwischen den Extremen. Die russische Melodie hat sich in einem ganz spezifischen Charakter nicht zurecht gefunden. Sie schwankt zwischen ihren alten nationalen sehr slawisch gefärbten, schön traurig trottenden Motiven und den starken Einflüssen des romantischen Deutschlands. Die französische Melodie aber hat positiver eine Einheit zwischen Virtuosität und Romantik gefunden, die ihr große Eroberungskräfte zuwandte. Immer leicht gebunden in das nationale, halb sentimentale, halb kokette Chanson, aufgerührt von einem starken Gefühl für die liebenswürdige und emotionelle Linie des lyrischen Melos, ganz hingegeben dem edlen Ausdruck einer empfindungsvollen Leidenschaft und wieder fortgerissen von dem Temperament scharfer und beschwingter Rhythmik, ist die französische Melodie die Weltmelodie geworden, die ohne weiteres melodische Melodie, die schöne Melodie an sich, die zwischen der italienischen Bravur, der deutschen Innerlichkeit, der russischen Schwermut, der englischen Tanzakrobatik, dem wiener Walzer, allen Havaneras, Krakoviaks, Polkas und Czardas, dieser unendlichen Mannigfaltigkeit nationaler Tonfälle, sich ihre mondäne Universalität gewahrt hat. Wie ganz ist hier Melodie Wesen der Musik, und Musik Wesen der Welt.

Die große Gnade der Melodie — jener Melodie, die man so ganz einfach und bedenkenlos die schöne Melodie nennt — fällt verschieden in die Zeiten und in die Menschen. Sie interessiert uns heut besonders durch den Umstand, daß wir das Bewußtsein einer melodielosen Zeit haben, wohl auch das Recht dazu, und doch wieder die Sehnsucht nach dem Gegenteil. Melodie scheint uns das feste und klangvolle Ideal einer Kultur, die ihre Linie nach außen entwickelt, ihren Stil sinnfällig in die Erscheinung bringt, die Form und Haltung aus langen Erfahrungen gewonnen hat und liebenswürdig genug ist, in diesem Profil ihre ganze Seele zum gefälligen Ausdruck zu bringen, die statt Kunstfertigkeit und Gelehrsamkeit eine Sprache sucht, vom Volke her erfunden und dem Volke annehmbar und geläufig. Wir sagen: man hat die Melodie verloren. Wir

sagen: unsere Musik und unser Wesen geht in einer krampfhaften Polyphonie auf, meidet den Volkssinn, nimmt Geist für Gefühl und Distanz für Erfahrung, ist blind verfallen in sein Eigenspiel und seinen Materialismus. Schenkt uns wieder die schöne Linie der Herzensäußerung und den wohligen Klang des tiefen Überzeugungswillens. Wird es diese Melodie noch geben oder ist sie abgegriffen in der alten Zeit oder nur ein unredliches Plagiat? Sind die Permutationen erschöpft, durch welche diese paar Töne melodiefähig werden? Ist die Melodie eine Form vergangener Epochen, die, wie sie einst nicht da war, auch einst wieder verschwinden wird? Ich möchte es fast glauben, obwohl es Frevel wäre, aus Geschichtsmathematik ein unbekanntes Genie der Zukunft zu leugnen. Heut jedenfalls ist die Melodie ein fossiles Museumsstück, ein Klang aus den Herzen alter Zeit, der sich vor allen sozialen Bestrebungen zu verflüchtigen scheint. Denn sie ist das wahre Individuelle in der Musik, sie ist persönlichste Reaktion und fast ein romantisches Erbstück in den Tagen polyphoner Organisation und Unternehmerlust, friedlicher und kriegerischer. Sie ist tief vergraben in der Erde — und wartet. Ihre großen Erfinder, Mozart, Schubert, singen zu uns aus längst vergangenen Zeiten, wo in allem Trubel der Mensch noch sein Gärtchen besaß, das er wie ein Vogel belebte und vermusizierte.

Diese Geschichte der Melodie stellt sich uns in polaren Gegensätzen dar, die wir festlegen, um an solchen persönlichen Reaktionen der Erfinder auf das Wesen der Melodie ihren Prozeß und ihre Amortisation zu zeigen. Sie müssen uns Stichproben des gesamten unübersehbaren Entwicklungsganges sein.

Mozart wurde der Prophet der Melodie ohnegleichen. Er ist für uns der Gipfelpunkt jener architektonischen Epoche der Musik, die Glied um Glied nach formellen Gesetzen baut, um in eine Spitze höchster Energie auszulaufen, vom Gefühl soweit getränkt, als es die Regeln des Baues nicht verwischt. Hier blüht nicht nur jede Musik, jeder Takt jeder Musik, in Opern, Sonaten und Kammermusik, in eine geliebte und erstrebte obere Linie aus, die die Faktur beherrscht und beleuchtet, sondern diese Linie ist auch mit aller seelischen Biegsamkeit gestaltet, deren die musikalische Phantasie fähig ist. Die Musik lebt auf diese Melodie hin, lebt durch sie, lebt in ihr durch alle Zeiten und Grade. Bei Beethoven ist das nicht mehr der Fall. Bei ihm ist, wenn etwas als Herrscher bezeichnet werden soll, der Rhythmus Grundlage. Auf diesem baut sich Harmonie und Melodie nach seinem Willen. Die Melodie ist da, aber nicht als letztes Gesetz, sie wird Thema, Motiv, sie streut Blüten in das Gewebe, sie wandelt Phrasen zu konkreteren Gebilden um, schließlich, in den langsamen Sätzen, in wichtigen Arien, tritt sie in allem Ernste auch einmal breit und ausgiebig her-

vor, aber dann eben schon als bewußte Melodie, als melodische Form unter vielen, als Charakter, wie alles Alte und Neue bei ihm nur lebt, insofern es Charakter werden kann. Und da bei Mozart die Melodie Wesen, bei ihm Mittel ist, so bleibt das Verhalten jenes Künstlers zu ihr gleichmäßiger, aber Beethovens Verhalten wird ein Ringen, ein Kampf gegen das bloß Sinnliche, bloß Liebenswürdige der Melodie, von den Konventionen seiner ersten Rondi bis in die weiten Ebenen seiner letzten Quartette, wo sie ganz in die persönliche Sprache aufgesaugt ist. Die natürliche Äußerung der Melodie ist in das zu formende Material zurückgegangen.

Ein ähnlicher, doch anders gerichteter Unterschied ist zwischen der Melodieerfindung Rossinis und Wagners. Ich vergleiche sie nicht vom moralischen Standpunkt. Aber Rossini ist ein enormer Melodiker, weil er seine ganze Musik nur auf dieses solistische Spiel in der Kehle des Sängers denkt und, vom Gefühl wenig beschwert, nichts tut, als ihm eine schöne Linie zu leihen, in der er exzellieren kann. Hier fliegt die Melodie, ungebunden durch Sprache oder Sentiments. Sie freut sich ihres leichten, erdenlosen Daseins und hat nur soviel Materie, als ihr Element, die Luft, verlangt. Sie ist darum gar nicht eigensinnig auf ihren Körper. Sie gestattet Variationen und Fioritùren nach jenem alten Gesetz der Sinnlichkeit, das der Verführung überläßt, ihre eigenen Künste nach Laune und Gelegenheit selbst zu wählen, um so eher, als es eine innere Verpflichtung für den Gang der Melodie, ihre feste Substanz, ihren notwendigen Charakter nicht kennt. Variiert haben die Alten alle, soweit die Melodie für sie nichts war als eine äußere Form, eine schöne Reihe von Noten — und wie tief in unsere Zeit hinein ging noch dieser Variationsbetrieb, der selbst einen Liszt nicht störte, Don Juan- und Schubertmelodien zu virtuosen Zwecken zu zerpflücken. Im Wagnerschen Kreise ist dies unmöglich. Hier ist die Melodie ein unzerstörbares und am wenigsten verspielbares Wesen von höchstem Ausdruckscharakter und heiligster Symbolik. Die Variation des melodischen Motivs wird nicht Virtuosität, sondern Spiegel psychologischer Wandlung. Und es gibt keine Melodie, selbst die geschlossenste wie die von den Winterstürmen, die nicht wieder Motiv werden könnte. Und es gibt keinen Gesang, wie vor allem im Tristan, der nicht ewig selbst Melodie wäre, im Tristan sogar dauernd heimliche Liedmelodie, ein Singen und Sagen aus der Sprache in die Musik, das so wenig äußere Form der Melodie ist, daß es plötzlich ihre innere Kraft in ungeahnter Stärke und Breite enthüllte. Diese Melodie bleibt auf der Erde, bleibt an der Sprache, bleibt an der Seele, je weiter fortschreitend in Wagners Entwicklung, desto freier von Vers, von Liedschema, von Refrain und Wiederholung: Charakter und Motiv wie bei Beethoven, nur auf die Sinnlich-

keit der Bühne in unsinnlichster Gestalt gewendet. Rossinis Vogel flog in die Lüfte davon, Wagners Motiv wird in die Musik zurück eingefangen.

Schubert und Schumann. Schuberts zarte melodische Seele liebt das Einzelne. Das Einzelne der Melodie, den reizenden Gedanken, die volkstümliche Wendung, die liebenswürdige Rückkehr in den Grundton, die gefühlvolle Giebelung pflegt er, wie man Blumen pflegt, er liebkost sie, bewundert, begießt sie, stellt sie in Töpfchen mitten in eine große und kunstvolle Arbeit, die ihn nur als Rahmen, als Beet zu interessieren scheint. In diesen kleinen Blüten ist er ursprünglicher als Mozart, der nur eine gewisse künstlich überdeckte Zauberflötensehnsucht zur Volksmelodie hatte und breiteren Aufgaben der Melodiekultur entgegenstrebte. Schumanns Melodie ist der Schubertschen ähnlich in der Vereinzelung. Aber sie ist reflexiver. Sie ist nicht romantisch, sondern romantizistisch und liebt den Duft der Blume weniger wegen der Blume als des Duftes. Seine Melodie ist von einem starken, heimlichen Gefühl getragen, aus Erinnerungen an alles Gute in Freude und Leid groß gezogen, wie ein Dichter den Klang, der durch Wälder zieht oder den Ballsaal streichelt, festzuhalten sucht. Diese Melodie ist durch Menschenherzen gegangen, aber auf Papier abgezogen. Sie bleibt nicht eigentlich Melodie, wie die Schubertsche, sondern auch sie wird Motiv, Thema, Assoziation und gibt das Symbol einer Welt, aus der sie in die Kreise der Kunst geflohen ist. Tritt sie aus dem Instrumentalen in das Vokale über, dann gewinnt sie an Substanz und Halt, berechtigt sich gleichsam auf einem literarisch gepflügten Boden, in einem wörtlich verdeutlichten Inhalt und umschließt Kräfte von edelster Ausdruckswahrheit. Schuberts Lied ist die Melodie, das Schumannsche ist ein Geständnis. Das sind immer die Pole: die Melodie und das Melodische. Sie sind die Auseinandersetzung des Wesens und der Geschichte.

Chopin und Liszt. Chopins zarte Seele findet eine Melodie so voll unheimlichen Genies und entlegenster Schönheit, daß sie sich nicht genug darin tun kann und in ihr schwelgt und schafft, auf diesem einzigen Instrumente: es erstaunt darüber, so singen zu können. Der Finger streichelt die Melodie als Erlebnis. Er nimmt selbst die angelernte Virtuosität des Klaviers in seine Seelenregister auf und zaubert aus ihr ungeahnte melodische Blüten, die die Konturen des Tastengesanges in eine Flora leidenschaftlicher Phantasie verwandeln. Das Exotische versüßt den Reiz der melodischen Linie, untrennbar von der tropfenden Harmonie. Jeder Augenaufschlag, jede Nachdenklichkeit, jeder Traum und jedes Gesicht wird zu einem Märchen verwebter Melodie, einstimmiger bis dreistimmiger Melodie, soviel melodisch wirkende Schichten, als zwei Hände nur schaffen können. Ein Reichtum tiefster und doch gar nicht sentimentalischer Gefühle, letzter und doch gar nicht verdorbener musikalischer Erfindung tut

sich auf, der mit unendlich distingiertem Takt Melodienketten bindet, melodische Ornamente einwirkt, immer und immer melodiös aus Liebe und Zärtlichkeit zeichnet, mit dem feinsten Stift, den diese Kunst kennt, selbst in Stellen ritterlichster Erhebung. Was ihm Liszt an die Seite stellt, ist die suveräne Herrschaft (auch über die virtuosen Elemente), die weltmännische Geste, die königliche Sicherheit, die selig und unbeschränkt die Freiheit dieser Kunst vor uns ausschüttet, ein wenig angefärbt durch die exotische Melancholie. Aber Chopin dient als Herrscher, Liszt herrscht als Diener. Liszt ist nicht Liebe zur Schöpfung, zur Erfindung, zur Aussprache durch seine gebändigte Kunst, sondern ist Liebe zur Welt, Güte des Menschentums und Reichtum jener gewaltigen Regie, die jedes Mittel kennt, das Dokument einer Musikkultur zu schaffen. Seine Musik ist nicht, was sie sein will, sie schlägt nur vor, dies zu sein. Sie enthebt sich nicht des äußeren Glanzes und der Machtfülle sinnlicher Wirkung, so sehr sie diese edlen Zwecken dienstbar macht. Sie hat nicht die Ruhe, nicht die Intimität und Selbstgeschlossenheit Chopins, sie regt an und überläßt es Freunden und Schülern, Leben und Kunst wieder auszugleichen. Darum bleibt die Melodie Liszts, so tief sie herzukommen scheint, doch leer, und seine Erfindung, so reich sie ist, bleibt kurz. Die Gretchenmelodie des zweiten Satzes der Faustsymphonie hat die seltene Breite: doch ist sie aus Stil geschaffen. Die Lisztsche Melodie sonst ist Thema und Motiv, sehr geistreich erfunden und präzis gefaßt, aber eben als Thema gleich gedacht und gemacht, und im Laufe des Stücks durch arbeitsame Verschiebung so oft wiederholt und gestückelt, als es der Notenbogen verlangt. Chopin und Liszt haben beide das Cachet der französischen Phantasie. Aber der Geistreichtum Chopins ist eine Folge seines Gefühlsreichtums, derjenige Liszts nur seiner Intelligenz. Melodie, das Spruchband tief drängender Empfindungen und übermenschlicher innerer Erleuchtung, wird hier das Plakat des Geistes.

Ja, die Melodie, einst Form, dann Gefühl, ist heut Geist geworden. Setzen wir in der großen Welt die Traviata gegen die Bohème, oder Carmen gegen Pelleas — was ist da geschehen? In der Traviata ruht das Gefühl nicht eher, bis es seine schöne und sangliche Melodie gefunden hat, eine gute geschlossene, zum Export fähige Melodie, die sich wohltut in ihrer wirkungsvoll geführten Linie und in ihr allein lebt, immer eine rührender als die andere, eine leidenschaftlicher als die andere, ohne die geringste Gene, diese wohllautende Konvention einem modernen Gesellschaftsstück aufzuerlegen. In Bohème schämt sich die Melodie, sie will, so italienisch und so gesangsgeschmeidig sie sich auch gibt, doch selten zu einer Arie oder sonstwie geschlossenen Form auswachsen, sie zerstückelt sich und verteilt sich in gute Phrasen und Anfänge und Schlüsse, überläßt manche Rechtfertigung dem Orchester und scheut vor der letzten Ver-

gewaltigung des Worts. Indem sie dem Gefühl eine logische Ausdrucksweise zugestehen will, folgt sie den Forderungen des Geistes, der die Arie belächelt und nur ihren Schein anerkennt. In Carmen lebt die Melodie ihr ganzes Temperament aus; wenig bekümmert um das Gewissen des Textes und der einzelnen Gefühlswahrheit, sieht sie mehr darauf, die gesamte Gefühlswahrheit durch ihre leidenschaftliche Bewegtheit und von einer dauernden Phantasie wach gehaltene Buntheit und Rhythmik der Linie, durch ihr Blut und ihren Leib zu sichern. Blut und Leib der Melodie haben niemals genialer den Körper einer Oper geschaffen. Blut und Leib eines, der erfinden konnte und sich vor der Intelligenz nicht fürchtete. Als Pelleas geschaffen wurde, war diese französische Tugend vor einer andern gewichen, dem Geiste. Einem Geiste, der sogar nicht einmal den Schein der Melodie zugeben konnte, sondern so klug und so gewissenhaft war, diese Melodie zugunsten einer höheren, kalten, rationalistischen Weisheit zu töten. Jetzt schämt sich die gute Melodie so sehr ihrer Existenz, daß sie sich auf und davon macht und das Feld einer höchst literarischen Psalmodie und höchst malerischen Orchesterbegleitung überläßt. Kaum als Motivchen darf sie noch die Flügel schlagen. Sie ist unwahr, sagt der Geist, kindisch und veraltet. Man singt keine Melodien in der Emotion, es sind gelernte Lieder!

Der Geist hat recht: es ist vorbei. Bei Debussy macht er aus der Not die Tugend und entschließt sich zur Konsequenz statt zum Kompromiß. Wie schwer ist der Entschluß, auch wenn ihn die gesamte moderne Musik bestätigt. Wir sind hierzulande noch romantisch genug, es uns nicht zu leicht zu machen. Humperdinck ist einer, der singt sie immer noch, wie sie die Eltern sangen. Und Strauß? Auch ihn attackierte der Geist. Es kommt wohl oft ein Augenblick in seinen Werken, da hat ihn die alte Melodie, und er wirft sich ihr gerührt in die Arme. Aber noch öfter, wenn er sich ein wenig schämt, zitiert er sie, als Begleitungsmusik, als Satire und Posse, als Stil und Farbe bis zu den Rosenkavalierwalzern. Was einst Charakter und Wahrheit war, scheint nur noch als Erinnerung, als Lesefrucht möglich. Bald wird die Melodie in der Bibliothek stehen und verstauben. In dem Melodischen ist sie zerflossen. Mit einer alten, schönen, persönlichen Welt ist sie dahin. Und immer wenn ein Komponist, der sich von der Vergangenheit noch nicht ganz trennen kann, sie zu einem kleinen, vorübergehenden Leben erweckt zu haben glaubt, sich an ihr berauscht, gar an ihre zweite Zukunft glaubt, wird er der Rache eines grausamen Schicksals verfallen. Wie ich selbst, wenn ich mich irre. Dann soll der Teufel holen, was ich geschrieben habe, um mich — aus elendem Geist — über den Auf- und Niedergang der Melodie zu beruhigen.

***

Eine Nacht in französischer Gefangenschaft

Aus dem Kriegstagebuch des Hauptmanns Pfleiderer

Am 23. September 1914 brachen wir im Dunkel der Nacht aus dem Biwak bei E. auf. Über eine Stunde mußte die Kompanie auf den entsetzlichsten Wegen warten. Von allen Seiten kamen die Truppenteile herzu und drängten sich auf der Straße. Schließlich war auch soviel Luft für uns, daß wir uns anhängen konnten. Ich ritt vorne beim Bataillonsführer und Adjutanten. Ringsum sah man es blitzen, hörte den Knall der abgefeuerten Schüsse und das Krachen der platzenden Geschosse. Rechts von M. in südwestlicher Richtung starkes Feuer. Das konnte nur der Feind sein. Wohin schoß er? Man sah es nicht. Wo war unsere Artillerie? Auch dies war nicht zu entdecken. Mir war keineswegs behaglich zumute, denn wir marschierten geradesten Weges in den Feuerzauber hinein.

Unterhalb M. bogen wir rechts nach Süden ab. Als wir eben um den Berg herumgekommen waren, sah ich links neben unserem Wege die verdammten, kleinen, weißen Wölkchen – der Feind beschoß uns. Immer näher und näher kams. Wir wurden stumm und ritten in Gedanken zu dritt nebeneinander. Da gings rechts ab in eine ziemlich tiefe Mulde. Auch diese war oben im Feuer. An dem nach Süden zu gelegenen Abhang nahmen wir mit Front gegen diese Richtung Stellung in zwei Marschkolonnen. Die Kompanieführer saßen ab und stiegen auf die Höhe. Links von uns war unsere Feldartillerie in Feuerstellung, heftig vom Feinde mit Schrapnellen beschossen. Von hinten her kam der liebliche Ton unserer eigenen schweren Artillerie, die über uns hinwegschoß.

Wir mochten so eine Stunde gelegen haben, als der Befehl zum Angriff kam. Meine Kompanie in vorderster Linie. Ich ritt ihr etwa zweihundert Meter allein voraus. In gleicher Höhe wie ich, etwa dreihundert Meter rechts, Bataillonsführer und Adjutant. Auf der Höhe sah man, daß es über eine völlig ebene Fläche hinunter in ein Tal ging, das, wie Ufergebüsch verriet, von einem Bach durchzogen war. Am Waldrand wurde gehalten. Mannschaften vom 6. Regiment kamen und meldeten, ihr Truppenteil sei vor uns. Wir drängten uns dicht an die Bäume, der Schrapnelle wegen. Sie platzten mit Radau, richteten aber keinen Schaden an. Ein Befehl zum Antreten wurde widerrufen, aber schließlich kam der Adjutant mit dem Marschbefehl. Vorne sei alles von uns besetzt, es sei eine ganz harmlose Geschichte.

So kamen wir auf einen quer durch den Wald führenden Weg, etwa ein Höhenweg, der mit dem Tal fast gleich lief. Hier trafen wir deutsche

Infanterie schanzend an. Offiziere sprachen uns an und sagten, der Wald vor uns sei noch ganz voll vom Feinde, Schützengräben in verschiedenen Richtungen, Maschinengewehre, Baumposten. Der Feind lasse bis auf ganz kurze Entfernung herankommen und gebe dann vernichtendes Feuer.

Auf diese Mitteilung hielt ich auf dem Wege. Da bekamen wir aus der Flanke auf einmal scharfes Feuer. Ich ließ antreten, um festzustellen, was los war. Zwei Züge wurden in der Front entwickelt, einer nach links geschickt. Bald hörte die Schießerei auf, und wir sammelten uns alle im Schützengraben.

Wieder kam ein Befehl von rechts durch: zweites Bataillon tritt an. Eben wollte ich antreten, als der Befehl vom Bataillonsführer persönlich widerrufen wurde.

Da kam wieder heftiges Feuer von vorn, das auch bis zu uns durchschlug. Ich begnügte mich damit, eine starke Offizierspatrouille nach vorn vorzuschicken und den Waldrand links zu besetzen. Kurz darauf kam Befehl zum Sammeln und Rechtsziehen. Rechts war Regiments- und Brigadestab zu sehen. Unser Kommandeur rauchte in Gemütsruhe seine Pfeife. Aus unmittelbarer Nähe schoß ein Baumposten vereinzelte Schüsse. Der Oberst setzte zur Beseitigung der Störung zwanzig Mark aus. Ich schloß mich mit zehn Mark für meine Kompanie an. Scharenweise zogen Freiwillige in den Wald, den frechen Schützen zu suchen, aber niemand fand ihn.

Ich bekam Befehl, noch eine Offizierspatrouille vorzuschicken. Zunächst wollte sich niemand freiwillig melden. Nur der ärgste Taugenichts der Kompanie erbot sich. Das Waldgefecht, das ewige Knallen und Surren der Geschosse war den Leuten auf die Nerven gefallen. Trotzdem war bald die nötige Schar zusammen. Die Patrouille trat an. Ein Händedruck für den Offizier, ein Abschiedsblick für die kleine Schar, die dem Tode verfallen sein konnte. Da meldete sich der kleine Gefreite Götz zurück. Die Art seiner Meldung und der Inhalt waren musterhaft. Er hatte mit einer kleinen Schar einen starken französischen Posten ohne Verlust zusammengeschossen, später mit einer sehr überlegenen französischen Schar sich in ein Gefecht eingelassen und die Franzosen schließlich vertrieben. Hierbei wurde Angstenberger tödlich getroffen. Der Gefreite war gefolgt und bis zum Südrand des Waldes, also kilometerweit, durchgestoßen. Er meldete in bestimmter und überzeugender Weise genau die Aufstellung des Feindes und die Ausdehnung seines Flügels jenseits des Waldes.

Auf dem Wege sprach mich ein Leutnant der siebenten an. Er lobte den kleinen Götz, der sich bei Etonne bereits das Eiserne Kreuz erworben hatte, in den höchsten Tönen. Hatte mir die Meldung des Gefreiten schon vorher sehr gefallen, so hielt ich es jetzt für erforderlich, dem Kommandeur

hierüber Mitteilung zu machen. Ich ging zurück: „Götz, jetzt hats geschellt, kommen Sie mit!" Verdutzt folgte der Kleine. Ich führte ihn zum Kommandeur und meldete dienstlich, daß der Mann, den das damals noch so seltene Eiserne Kreuz schmückte, sich eben wieder sehr ausgezeichnet habe. Der Kommandeur nahm langsam die Pfeife aus dem Munde, streifte mich mit einem freundlichen Blick, legte dann dem Kleinen die Hand auf die Schulter und sah ihn an, mit dem bekannten Blick, der bis zum großen Zeh geht: „Melden Sie mir!" Und der Kleine log nicht. Bescheiden, mich immer ansehend, meldete er. Ich ermunterte: „Los, Götz!" Und so kam alles heraus. Der Kommandant sah ihn wohlwollend an und sagte: „Sie haben Ihre Sache sehr gut gemacht." Götz hat dafür die erste Klasse bekommen.

Als ich zur Kompanie zurückkam, wurde Angstenberger auf einer Bahre gebracht. Der Tod stand in seinen Augen und in seinem bleichen Gesicht. Er wimmerte leise. Ich legte ihm die Hand auf die bleiche Stirne. Er wurde sichtlich ruhiger. Ich kniete nieder und flüsterte ihm zu. Er sah mich an und sagte leise: „Gelt, Herr Oberleutnant, i han mein Sach' g'schafft, jetzt kann i ruhig sterbe." Das ging mir durch Mark und Bein. Kaum der Erregung mächtig, sagte ich: „Sie sind ein tapferer, braver Soldat, lieber Angstenberger, und haben Ihre Pflicht vollauf getan, das sage ich Ihnen als Ihr dankbarer Kompanieführer." Noch einen Blick zu mir, dann wurde er ganz ruhig und schlief ein. Erschüttert stand die Kompanie. Als ich flüchtig hinsah, blickte ich in lauter verständnisvolle, fast möchte ich sagen, dankbare Augen.

Nun kam der Leutnant mit seiner Patrouille heil zurück. Aber der, den ich vorher als den ärgsten Taugenichts der Kompanie bezeichnet habe, war gefallen – Kopfschuß vom Baum herab, sofort tot. Hatte ich ihn früher oft getadelt, so mußte ich auch der Kompanie bekannt geben, daß er durch diesen seinen Tod alles gesühnt hatte, was er vorher verbrochen haben mochte. Ich schloß: „Wir wollen auch sein Andenken in Ehren halten."

Es mag zehn Uhr morgens gewesen sein, als wir den Befehl erhielten, noch weiter rechts zu rücken. Hier war großer Abmarsch. Regiment L. 125 zog vorüber. Unser erstes Bataillon schloß sich an. Schließlich folgten auch wir. Front gegen Süden, aufgeschlossene Zugkolonne, die vier Kompanien nebeneinander. Meine etwa in der Mitte. Langsam rückten wir vor. Durch den dichten Wald war kein rechtes Durchkommen. Man mußte sich an einzelne Schneisen und Pässe halten. An jeder lichteren Stelle veranlaßte ich, soweit meine Stimme reichte, Sammeln und Ordnen. Trotzdem kam alles durcheinander. Der kleine Eiserne war stets unmittelbar hinter mir. Er hatte eine kleine verwegene Schar bei sich und offenbar das Bedürfnis, mit mir Fühlung zu halten. An einem Wege am

Hang erkannte ich, daß nur ein kleiner Teil meiner Kompanie bei mir war. Es war mir unbegreiflich, wo sie geblieben waren. Statt dessen waren viele von der siebenten und fünften bei mir. Ich ordnete mir eine neue Kompanie und trat wieder an. Jetzt wurde das Gelände ganz unwegsam. Hohe Bäume mit dichten Kronen, hundertfünfzig bis zweihundert Meter entfernt, darunter Stockausschlag dichtester Sorte, durchsetzt mit Dornsträuchern, verwachsen mit Efeu, Brombeeren, dazwischen mannshoher Ginster – das war der französische Wald. Nur eine geringe Erleichterung bildeten zahlreiche Rehwechsel, auch nur etwa ein Meter hoch und schlecht zu begehen.

Plötzlich erhielten wir heftiges Feuer von rechts und rechts vorwärts. Ich stutzte, nahm das Glas, beobachtete und ließ weiter gehen. Laute Zurufe von allen Seiten, daß von den Bäumen geschossen werde. Auch ein Maschinengewehr ließ sich vernehmen. Aber im Prasseln der Geschosse kein einziger Ruf oder Schrei, der Verwundung angezeigt hätte. Kein Feind war zu sehen. Offenbar waren die Gewehre eingestellt und alles ging zu hoch. Ich untersagte, wieder zu schießen. Wir drängten nach vorn und kamen glücklich auf einen schmalen Weg.

Hier fanden wir Teile des ersten Bataillons. Man sagte mir, man habe einen Vorstoß auf die kleine Wiesenschlänke, die jenseits des Waldrandes liege, versucht, es sei aber kein Durchkommen gewesen. Auf der Wiese sei ein Schützengraben, dahinter beginne der Wald wieder, und in einer Ferme (Blockhaus) sei der Feind stark verschanzt. Die Bitte um Unterstützung zu neuem Vorgehen lehnte ich ab, es war nur möglich, auf zwei schmalen Wechseln, Mann hinter Mann, durchzukommen. Die geringste Zahl des Feindes hätte uns hier einzeln abschießen können. Nur eine Umgehung konnte den Feind vertreiben. Ich nahm an, daß diese von der Leitung angeordnet sei, denn unsere sechste Kompanie und der Rest meiner achten mit zwei meiner Leutnants waren nicht zu sehen. Dem stürmischen Drängen etwas allzu wilder Herren setzte ich Widerstand entgegen und bin heute froh darüber. Nachdem wir etliche Feuerüberfälle ausgehalten hatten, hörten wir rechts deutsches Maschinengewehrfeuer, und als wir dann den Befehl zum Antreten bekamen, war der Feind von rechts durch Umgehung geworfen.

Hinter dem Waldrande war ein breiter Weg. Auf diesem baute sich das Regiment in dichter Schützenlinie auf. Um mich sammelten sich etwa sieben Züge verschiedener Kompanien. In der Mitte mein kleiner Eiserner mit der Leibgarde. So traten wir an, bergauf nach Süden. Hin und wieder einzelne Schüsse. Vorsichtig sichernd wie auf der Pirsch ging es langsam vorwärts, etwa 1½ Stunde lang. Da kam von rechts der Befehl durch: Bataillon geht nicht weiter vor. Ich rief einen Leutnant an

meine Stelle und suchte den Bataillonsstab. Ich fand den Bataillonsführer, meinen lieben Freund, an einer kleinen lichten Stelle im Walde. Er hatte einen langen Stab in der Hand und lachte. Schon aus einiger Entfernung rief er mich seelenvergnügt an: „Weisch't nix Neues?" Ich antwortete: „Das wollte ich ja gerade von dir erfahren."

Das Bataillon wurde zurückgenommen auf eine große Waldblöße. Hier stand mein ältester Leutnant mit dem Hauptteil meiner Kompanie. Zeit zur Unterhaltung war nicht, denn wir traten sofort wieder an. Zwei Kompanien in vorderster Linie, ich hinter der rechten. Vorne wurde geschossen, und wir eilten uns, so sehr wir konnten. Es war schwierig, die Leute voran zu bringen, da wieder nur zwei Pfade zur Verfügung standen. Seitwärts der Wald war fast ungangbar. Vorne wurde „Hurra" geschrien. Ich trieb zur größten Eile an. Da prasselten auch schon die Geschosse auf uns. Ich befahl dem Spielmann zu schlagen. Er zappelte im Laufen so ungeschickt mit seinen Trommelstöcken, daß er beide verlor. Ich riß ihm die Trommel nach hinten, zog ihm das Seitengewehr aus der Scheide und schlug selbst mit dem Seitengewehr den Takt auf der Trommel.

Da kam, Gott sei dank, der Waldrand. Im Vorbeigehen wollte ich mir ein paar Haselnüsse abreißen. Im Nu streckten sich mir von allen Seiten Hände voll Haselnüssen entgegen. Für so was hatten die Leute noch Zeit mitten im Feuer.

Mein ältester Leutnant nahm den Kopf zwischen die Schultern und sauste an der Spitze seines Zuges aus dem Walde heraus. Ich blieb an der Waldecke stehen und winkte mit dem Seitengewehr in der Hand den Rest der Kompanie aus dem Walde heraus nach vorne. Es prasselte unheimlich mit Maschinengewehrfeuer auf uns. Als ich gerade mit den letzten vorstürmen wollte, spürte ich einen Schlag aufs Knie und fühlte deutlich, wie sich ein Gegenstand ins Kniegelenk einbohrte. Ich fiel, und auf dem Rücken liegend sah ich einen scharfrandigen, länglichen Riß in der Hose. Gleich lagen zwei Leute neben mir und wollten helfen. Ich trieb sie unsanft fort und rief unaufhörlich den vorbeistürmenden Leuten den Sturmbefehl zu. So gings an mir vorüber gegen den Feind. Es prasselte ohne Unterlaß ins Holz. Neben mir, vor mir sah ich Geschosse einschlagen. Ein kleiner Zweig wurde über mir abgeschossen und fiel auf mich. Ich dachte, sie stürmen ja vorne und rufen Hurra, also wird die Schießerei bald aufhören. Statt dessen wurde es immer ärger. Auch von links kam jetzt heftiges Feuer. Mein Klemmer wurde mir von der Nase geschossen. Dann ein Knall, haarscharf am Ohr vorbei, und mit meiner gottergebenen Ruhe wars aus. Ich hatte vielleicht so eine halbe Stunde im tollsten Feuer ausgehalten. Jetzt aber erschien es mir zwecklos, mich da wehrlos

abschießen zu lassen. Nach vorne konnte ich nicht, also versuchte ich mit Gehen und Fallen und Kriechen zurückzukommen.

So stieß ich auf den Regimentsstab. Der General war auch dabei. Ich erfuhr, daß wir zurück müßten. Weshalb wurde nicht gesagt. Damals soll auch sehr heftiges Granatfeuer gewesen sein. Ich bekenne, daß ich hiervon nichts gemerkt habe. Der Brigadeadjutant war freundschaftlich um mich bemüht, und der Regimentskommandeur befahl mir, in seiner Nähe zu bleiben. Ein Unteroffizier stützte mich, so kamen wir auf die Straße. Vorne eine Spitze, dahinter der General, die Stäbe und eine kleine Schar. Da erschien auf einmal mein Bursche mit dem Pferde. Aufsteigen konnte ich aber natürlich nicht mehr. Ein wehmutsvoller Blick auf den braven, vierfüßigen Freund — und das Bild ging vorüber. Plötzlich erhielten wir aus unserer Rückzugslinie Feuer. Ich sah den Ordonnanzoffizier der Brigade stürzen, der Unteroffizier, der mich geführt hatte, war verschwunden, und ich lag im Straßengraben. Da lief ich ohne weitere Besinnung rechts in den Wald hinein und fand humpelnd ein Granatloch. Hier duckte ich mich und dachte: nun ist alles aus, unsere schöne Brigade ist vernichtet; vorne geschlagen, hinten der Rückweg abgeschnitten. Die Kommandeure werden fallen oder gefangen genommen. Ich verwundet und waffenlos hier im Loch. Mich werden sie auch finden und totschlagen oder fangen.

Als ich so eine halbe Stunde gelegen hatte, ließ das Feuer etwas nach. Ich steckte ein Streichholz an, um die Karte zu lesen. Da sah ich neben mir einen deutschen Soldaten, der sich mir anschloß. Nach der Karte beschloß ich die Richtung rechts beizubehalten. Langsam hinkte ich durch das dichte Holz, häufig mit großem Gepolter stürzend. So kam ich auf einen breiten Weg, den ich nach der Karte nicht vermutet hatte. Ihm folgte ich, bis ich sah, daß der Wald aufhörte. Ich freute mich, das Ende des Dickichts zu sehen, aber o weh, ich hörte rechts im Holz verdächtige Schritte und schlich nur langsam weiter. Auch an der Waldecke war Verdächtiges wahrzunehmen. Deshalb schlich ich wieder dahin zurück, wo ich den Mann, der sich mir angeschlossen hatte, zurückgelassen hatte, und ging über den Weg in der alten Richtung durch den Wald weiter. Nach etwa einhundert Metern von rechts und links zugleich heftiges Feuer. Die Geschosse sausten über uns weg. Fluchtartig verließ ich den gefährlichen Raum. Das Geräusch der Schüsse zeigte an, daß man von beiden Seiten hinter uns her schoß.

Ich überlegte und versuchte weiter oben mein Glück. Nach kurzer Zeit dort abermals heftiges Feuer. Erst von links, dann sofort rechts. Maschinengewehr, offenbar deutscher Art. Sollte ich auf dieses Maschinengewehr zugehen? Ob sie mich nicht doch anschossen? Sollte ich rufen?

Konnten nicht bei dem allgemeinen Durcheinander Franzosen schon in der Nähe sein? Es war schon so dunkel, daß man kaum auf zwanzig Schritte sehen konnte. Mein Knie schmerzte sehr. Meine Mißerfolge hatten mich entmutigt. Ich erinnerte mich an den breiten Weg und kehrte auf diesen zurück.

Hier setzte ich mich hin und überlegte. Die Richtung, die er hatte, mußte nach meiner Ansicht auf deutsche Stellung führen. Ich konnte daher annehmen, das verdächtige Geräusch, das ich vorher wahrgenommen hatte, rühre von einem deutschen Posten her. Da ich wirklich nicht mehr weiter konnte, mich schwach fühlte, meine Wunde schmerzte, gedachte ich das Ungewisse jener Hoffnung zu wagen und nochmals auf dem Wege vorzugehen.

Als ich an die alte Stelle kam, schlich ich nicht mehr, sondern trat fest auf. Sofort hörte ich Rascheln im Holz, leise Stimmen und sah etwa sechs Leute mit Gewehren den Weg überschreiten. Ich lag jetzt am Rande rechts des Weges, der Mann hinter mir. Ich sah durchs Glas und erkannte deutlich Franzosen, die das Gewehr an der Backe hatten. Sie riefen laute Worte einander zu. „Warum schießt ihr nicht?" „Schießt doch!" „Wir sehen nichts mehr." „Es muß doch da vor uns sein." „Wir sehen wirklich nichts mehr!" „So ruft doch!" Dann kam der Anruf: „Qui vive?“ Inzwischen hatte ich mir die Sache überlegt. Ich sah die Franzosen deutlich gegen den noch etwas hellen Abendhimmel, und sie konnten mich nicht sehen. Es waren mindestens sechs, und ich hatte nur ein Gewehr. Zwei konnte ich sicher zur Strecke bringen. Und wer weiß, ob die andern dann überhaupt geschossen hätten. Aber ich entsann mich des Geräusches auch von der Waldecke und dachte: Bei meiner Verwundung ist jeder Widerstand zwecklos, also antwortete ich: „Officier allemand blessé, pas tirer.“ Antwort: „Nous tirons.“ Ich rief: „Impossible, je suis blessé, je me rends.“ Antwort: „Nous ne le croyons pas, nous tirons.“ Ich rief: „Il est défendu à tirer à un blessé, qui se rend.“ Antwort: „Venez ici, si vous vous rendez.“

Ich dachte, sind es Schweinehunde, bist du doch verloren, so oder so. Fort kannst du nicht mehr, warum die Sache verzögern. Ich legte also das Seitengewehr des Trommlers hin und ging mitten auf dem Wege auf die Franzosen zu.

Alle Gewehre blieben im Anschlag. Ich dachte wie Andreas Hofer seinerzeit: Wenn sie nur gut treffen, ist alles gleich zu Ende. Aber sie schossen nicht. Während ich, zweifellos ein gutes Ziel, langsam anhinkte, senkte sich ein Gewehr nach dem anderen, bis auf eins. Dieses letzte wurde niedergedrückt, und eine Kommandostimme befahl: „pas tirer“. Ich sagte: „Bon soir, messieurs. Je suis capitaine allemand blessé, je me

rends." Jetzt begann ein Examen, verbunden mit körperlicher Untersuchung. Ich gab mein Fernglas ab, meine zwei Couteaux, zeigte meine Papiere, den andern Inhalt meiner Taschen. Dabei wurde mein noch ziemlich zahlreiches Gold im Brustbeutel berührt, es klang deutlich, aber reizte sie nicht. Darauf fragte man wieder: „Etes-vous seul?" „Non, je suis compagné de mon serviteur." „Est-il armé?" „Oui, il a son fusil."

„Fusil, fusil!" riefen sie erschreckt und gingen alle wieder in Anschlag. „Il ne tirera pas," sagte ich gelassen.

Mir wurde befohlen, ihn zu rufen, und ich tat es. Deutlich sah ich, wie der Mann zauderte. Schließlich legte er sein Gewehr ab und kam. Weniger sanft als ich wurde er seiner übrigen Waffen beraubt und durfte mich führen. Jetzt gings zu der Waldecke. Hier war Monsieur le capitaine. (Das beweist auch, wie richtig ich gerechnet hatte, als ich annahm, daß außer den sechs Franzosen noch viel mehr in jener Gegend sein müßten.) Ich dachte: Nun ists gut. Ein Offizier wird anständig sein. Als ich ihn sah, wollte ich gleich auf ihn zu. Er winkte aber nervös ab. Dann kam er zu mir und flüsterte etwas. Da ich verständnislos stehen blieb, rief er in höchstem Zorne halblaut:

„Filez tout de suite ou je vais vous tuer avec un coup de revolver," und damit riß er seine Browning heraus und hielt sie mir vor die Brust.

Nun wußte ich wirklich nicht, was „filez" bedeutete. Ich war über seine Wut überrascht und beleidigt. In halblautem Tone sagte ich ihm, ich sei zwar Gefangener, aber auch Kapitän wie er, dazu verwundet und verlange auch von ihm den Respekt meiner Charge. Darauf rief er ärgerlich: „Marchez tout de suite!"

Als ich mich entfernt hatte, kam einer der gewöhnlichen französischen Soldaten nahe zu mir, strich mir mit der Hand über das Gesicht und sagte dabei: „oooh!" Offenbar wollte er mir seine gute Gesinnung ausdrücken. Meinem „Burschen" wurde erlaubt, mich zu stützen, und so zog man in einen, auf der Karte auch nicht vermerkten, tiefen Hohlweg hinein, der an jener Waldecke begann. Ich konnte kaum vorwärts. Der Weg war aufgeweicht, und mein Bein schmerzte sehr. Ich konnte es nicht verhindern, daß es nur langsam ging und daß ich, wenn ich das rechte Bein aus dem Schlamm herauszog, zuweilen leise stöhnte. Das erweckte das Mitleid der Feinde. Sie fragten mich oft: „Souffrez-vous?" Ich verneinte. Der Streichler stützte mich auf der linken Seite und half mir gehen. — Ein seltenes Bild!

Da kam ein Sergeant von hinten zu mir und fragte mich hinter mir hergehend allerlei. Er ließ sich nachweisen, daß ich capitaine sei, und fragte in ulkendem Tone allerlei, und ich dachte: jetzt will er dich veräppeln, des-

halb schwieg ich. „Votre Guilleaume, Guilleaume, écoutez? Guilleaume etc." machte er so lange, bis ich ärgerlich „oui" sagte. Also, unser Kaiser, meint er, habe den Ehrgeiz, Napoleon I. zu sein. „Mais il ne peut, il est trop petit. Il fait la guerre contre tout le monde. Votre Guilleaume est votre malheur." Das klang mir wie verdeckter Neid, verhaltene Bewunderung. Er führt den Krieg gegen die ganze Welt: „France, Russie, Angleterre, Italie." Pause . . . mit Betonung wiederholt: „Italie! Italie!" bis ich gelassen „oui" sagte. Was sollte ich mich mit ihm streiten? Wenn er wollte, behielt er doch recht. Als er aber fertig war, ergänzte ich das Verzeichnis mit „Marokko, Ägypten, Monako". Er lachte. Dann fing er von den Zeitungen an. „Glauben Sie, was in den deutschen Zeitungen steht?"

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, daß es den Russen so schlecht geht."

„Ich weiß nicht, ich bin nicht dabei gewesen."

„Den französischen Zeitungen glaube ich nicht, die haben schon so oft gelogen. Aber die deutschen lügen auch. Wenn es den Russen so schlecht ginge, könnten sie nicht avant-hier soir 100000 Mann in Calais gelandet haben."

Ich fragte: „Glauben Sie das?"

„Ja. Sie nicht?"

„Nein."

Er zog eine deutsche Parabellum-Pistole hervor und sagte: „Die Deutschen sind gut bewaffnet. Überhaupt, sie haben den Krieg gewollt. Wir Franzosen wollten ihn nicht. Die Deutschen haben sich zu gut vorbereitet. Sie sind bisher Sieger, weil sie so gut bewaffnet und so zahlreich sind.

„Heute sind wir aber geschlagen worden," meinte ich.

Erstaunt sah er mich an. „Wie meinen Sie das?"

„Nun," sagte ich, „wir mußten doch zurück."

Er wechselte mit den uns stets wohlwollend neugierig umdrängenden Soldaten einen raschen Blick und sagte: „So schlimm ist es nicht. Sie sind Sieger rechts und besiegt links."

Jetzt wurde mir manches klar. Die nervöse Hast des französischen Kapitäns, das übermäßig heimliche, vorsichtige Streifen im Walde — es schien doch bei den Franzosen nicht alles in Ordnung zu sein.

Ich dachte auch daran, daß ich kurz vor der Gefangennahme, etwa in Höhe der jetzigen Stelle, noch auf ein deutsches Maschinengewehr gestoßen war. Wäre ich doch nach der andern Seite geflohen!

Freilich, da mußte doch das fünfte Korps sein, und es leuchtete mir wohl ein, daß wir rechts siegreich geblieben waren. (Damals wußte ich aber noch nicht, was ich heute weiß, daß sich an jenem Abend zwei fran-

zösische Regimenter zwischen uns und das fünfte Korps geschoben hatten, ohne daß einer von dem andern etwas gemerkt hatte).

Der Sergeant schien das Bedürfnis zu haben, diesen Eindruck zu verwischen, und sagte, sie hätten heute schon mehrere Offiziere gefangen. „Von meinem Regiment?" „Weiß ich nicht." „Hier im Walde?" „Ja, vier Offiziere mit Ihnen, einer hatte das rote Kreuz." „Einen Arzt? Das ist doch verboten im internationalen Recht." „Das macht nichts." (Später habe ich erfahren, daß damals wirklich ein Arzt gefangen war und am folgenden Tage wieder ausgerissen ist.)

Auf dem Wege, den wir ohne Licht, bei fast vollständiger Dunkelheit machten, konnte ich die große Sicherheit bewundern, mit der sich die Franzosen in jenem unebenen Gelände zurechtfanden. Man ging nur langsam und mit größter Vorsicht vorwärts. Ein verwundeter Franzose lag wimmernd am Wege. Ich hörte, wie jemand zu ihm ging und ihm bedeutete, wenn er nicht sofort still sei, werde er getötet werden. Ich sah auch, wie noch andere Gestalten am Rande des Hohlwegs lagen. Es schienen mir Tote zu sein. Wenn der Sergeant und ich etwas länger geplaudert hatten, kam gleich irgendwoher ein Warnungsruf. Auch meine jetzt stark leuchtende Radiumuhr, erst mit steigender Neugierde betrachtet, wurde als verräterisch angesehen und ich mehrfach angefahren: „Cachez, cachez donc." — Es mußte doch auch hier sehr brenzlig sein.

Ein bereits bezogener Biwakplatz, eine der bekannten Ansammlungen von Laubhütten, wurde wieder aufgegeben. Die immer leidensvollere Reise ging weiter. Der Sergeant war sichtlich bemüht, mich aufzuheitern. Er plauderte mit mir englisch und fragte, ob ich auch italienisch spräche. Ich sagte ihm den italienischen Zeugeneid her und verneinte im übrigen. Er fragte, woher ich ihn wisse. Als ich ihm sagte, ich sei Juge à Cologne, war er erstaunt, daß ich nicht aktiv sei.

Jetzt fragte er mich, ob ich mein Ehrenwort geben wolle, nicht zu entfliehen. Ich gab es bereitwilligst, weil ich es ja meiner Wunde wegen doch nicht konnte. Dann legte er sein Gesicht in ernste Falten und sagte: „Ich werde Sie jetzt etwas fragen und Sie brauchen keine Antwort zu geben; wenn Sie mich aber belügen, riskieren Sie alles." Nochmals betonte er: „Wir werden Sie töten, wenn Sie lügen." Ich erwiderte: „Ein deutscher Offizier lügt nicht." „Wer lag uns im Walde gegenüber?" „Meine Brigade." „Wie stark?" „Zwei Regimenter usw." Ich sagte nur das, was die Franzosen, die ja Herren der Stellung waren, an den Gefallenen selbst ersehen konnten. Er glaubte nicht, daß es nur zwei Regimenter waren, und war erstaunt, daß dies Landwehrtruppen gewesen seien. Als ich versicherte, daß ich nicht wisse, welche Truppe rechts von uns gewesen sei, gab er sich zufrieden.

Dann kam das Gespräch auf die Art, wie wir unsere Gefangenen behandelten. Als ich die besonders freundliche Art hervorhob, spottete er, das sei nicht wahr. Die Bewohner eines Ortes hätten beschworen, sie hätten gesehen, wie Ulanen ihre Gefangenen am Pferdeschweif transportiert hätten. Den Namen des Ortes wußte er nicht mehr. Ich half ihm raten, schließlich einigten wir uns auf Vernéville, das es ganz sicher nicht gewesen sein konnte. „Dies ist aber für uns kein Grund, unsere Gefangenen ähnlich zu behandeln, wie Sie gesehen haben."

Wir sprachen noch über Dum-dum-Geschosse (döm döm sagte er), und er verlachte die deutsche Beschuldigung. Das täten Franzosen nicht — Engländer wohl. Dann fragte er den Mann, ob es wahr wäre, daß die deutschen Soldaten von ihren Vorgesetzten schlecht behandelt würden und Schläge bekämen. Der Mann sah ihn bis zu meiner Übersetzung verständnislos an, dann sagte er entrüstet: „Im Gegenteil." Ich lachte und übersetzte, worauf auch der Sergeant zu lachen anfing.

Nach kurzer Abschweifung auf die auch von ihm gehaßten Engländer fragte ich nach meinem Schicksal. Er meinte, ich werde zuerst „au Village", dann nach „V., à la capitale militaire", gebracht. Von hier aus käme ich als Offizier nach Lyon. Mein Bursche bliebe mir. Ich würde schon sehen, es werde mir gut gehen. Jetzt vielleicht noch nicht, aber wenn sie erst siegen würden, würde ich nichts zu wünschen haben. Er zählte mir sogar die Mahlzeiten auf, die ich bekommen würde. Ich lachte. „Da kann ich lange warten." „So glauben Sie an den endlichen Sieg der Deutschen?" „Ich weiß es nicht, für mich ist der Krieg ja doch beendet." Er verstand mich und schwieg.

Dann fragte ich weiter nach seinem Regiment und seiner Kompanie. Er nannte die Nummer (ich meine, es sei 61 gewesen) und die Kompanien waren 11 und 12. „Wie zahlreich sind Sie in V.?" „Viel zu wenig." „Wie viel ungefähr?" „50000 Mann."

Bald kamen wir an einen anderen Biwakplatz. Das war ein erhöhter Punkt im Walde, von wenigen hohen Bäumen bestanden. Davon sah ich allerdings in der Nacht überhaupt nichts. Man führte mich oder trug mich mehr, als ich ging, den Berg hinauf. Einen Raum wollte der Sergeant für mich belegen, fand ihn aber bereits von einem gewöhnlichen französischen Soldaten besetzt, der keineswegs Miene machte, dem Befehl aufzustehen Folge zu leisten. Nach mehrerem Hin- und Herreden machte er schließlich knurrend Platz. Der Sergeant legte einen Sack, den er bei sich trug, auf den Boden und sagte dann zu mir: „Setz dich." Mein Bursche setzte sich links, er sich selbst rechts von mir, das war das ganze Biwakieren.

Als ich da saß, suchte ich mir ein Bild des französischen Biwakdienstes

zu machen. Offenbar war die Franzosenschar eine Feldwache. Aber irgend welche Ordnung herrschte nicht. Befehle wurden nicht erteilt, jeder tat, was ihm beliebte, ging und kam, wie er lustig war. Einen sah ich mit Seelenruhe seinen Tornister auspacken. Drei oder vier schliefen an Bäumen und schnarchten. Der Rest schien draußen zu sein. Mein Sergeant war der Höchstbefehlende. Ihm flüsterte hin und wieder einer eine Meldung zu. Bei ihm kamen Leute an, die er ausfragte. Er selbst kramte in seinem Tornister, gab mir Brot mit und bot mir auch Konserven an, die ich ausschlug. Auch das Brot nahm ich nur, um dem hungrigen Mann, dessen Augen gierig leuchteten, als er Brot sah, davon mitgeben zu können. Hunger hatte ich nicht, obwohl ich seit vier Uhr morgens nichts mehr gegessen hatte. Mit besonderer Befriedigung stellte ich an gelegentlichen Geräuschen im Umkreise der Feldwache fest, daß es bezüglich der Darmtätigkeit mit dem Gesundheitszustand der Franzosen nicht besser bestellt war als bei uns. Lachend machte ich den Sergeanten aufmerksam. Er erwiderte: „Es macht uns nichts, aber wir wissen, daß die Deutschen sehr darunter leiden."

Er fragte dann, ob ich verbunden sei, und ich log „ja". Trotzdem gab er mir für alle Fälle sein Verbandpäckchen und bemerkte dabei: „Das ist besser als das deutsche."

Je länger wir saßen, desto mehr häuften sich die geflüsterten Meldungen. Ich hörte erst nicht zu, weil mir die Ruhe wohl tat und ich mich von der Erschöpfung erholen mußte. Allmählich fiel mir aber auf, daß von vorne, also von der Seite der Deutschen her, niemand auf uns zukam, obwohl ich dort Schritte im Holz hörte, sondern immer nur von hinten her, und daß mich feindselige Blicke streiften, wenn ich mich nach den Meldenden umsah. Schließlich ging mein Sergeant fort. Auch er ging erst nach rückwärts, dann im Bogen herum nach Norden zu und kam auf demselben Wege wieder. Er fragte bei der Rückkehr nach Kapitän, Offizier, Sergeant = Major, und als immer Fehlanzeigen kamen, setzte er sich nieder mit den wütenden Worten: „C'est incroyable."

Ich unterließ mit Vorbedacht jede Frage. Er wird mir schon kommen, dachte ich, und er kam auch. Unvermittelt fragte er mich, ob die Deutschen auch bei Nacht angriffen? Aha, dachte ich, und sagte: „Sicherlich." Ob ich glaubte, daß sie diese Nacht kommen werden? „Warum nicht, es ist wohl möglich." Von welcher Seite sie dann wohl kommen würden? „Das kann ich doch nicht wissen." Wie sie das machen, wenn sie angreifen? „Wie sonst auch, nur wird vielleicht weniger geschossen." Was ich machen werde, wenn sie kommen? „Ich werde sagen: Verwundeter deutscher Offizier hier, nicht schießen." Ob sie darauf hören werden? „Sicherlich." Wenn sie es aber nicht tun? „Sie tun es ganz gewiß."

„Sie wären also imstande, auch andere zu schützen?"

„Natürlich, wenn sie sich vorher unter meinen Schutz gestellt haben. Meinem Burschen geschieht natürlich ebensowenig wie mir."

Jetzt Pause ...

Er ging wieder fort und sprach mit den Leuten. Es waren offenbar verschiedene Meinungen vertreten. Mehrfach hörte ich mich erwähnen. Häufig auch das ominöse Wort: „Nous sommes perdus!" Was sie meinten, erfuhr ich nicht, konnte es mir aber unschwer denken. Hieraus ergab sich für mich Gefahr und Hoffnung. Eine Meinung konnte nur die sein, sich vor dem offenbar drohenden deutschen Angriff durch die Flucht zu retten, und dann war ich verloren. Schwerlich würden sie mich lebend zurückgelassen haben, da sie mich nicht mitnehmen konnten.

Die andere Ansicht war die des Sergeanten, mich vorzuschieben und sich von mir retten zu lassen. Das ginge natürlich nur als meine Gefangenen.

Die Nacht war bitter kalt. Ich hatte keinen Mantel und nur den Waffenrock über leichtem Hemd. Ich fror abscheulich. Mein „Bursche" legte sich dicht an mich, teilweise über mich und wärmte mich mit seiner gesunden Körperwärme. Der Sergeant schlief ein, und auch ich muß schließlich geschlafen haben. Einmal wurde ich wach, als ein leises Schleichen am Waldrand hörbar war. „Un husar," flüsterte der Sergeant. Das Pferd ging so sicher und leise, daß es gespenstisch aussah. Es schien umwickelte Hufe zu haben. Als ich wieder wach wurde, waren leise Schatten zu erkennen. Die Nacht war jetzt so hell, daß man bis zum Waldrand sehen konnte.

Auf meiner helleuchtenden Radiumuhr war es genau zwei Uhr, als von Norden her aus der Richtung M. heftig geschossen wurde. Es war kein Zweifel, die gesammelte Brigade griff wieder an. Mir lachte das Herz im Leibe! Das sah dem General so ähnlich, daß er, ohne fremde Hilfe abzuwarten, in der Nacht noch den Verlust des Abends einzuholen versuchte. Offenbar war dieser Rückstoß von den Franzosen längst vorausgesehen worden.

Die Schießerei wurde immer toller. Auch ein Maschinengewehr mischte sich hinein. „Sappristi, un mitraille," entfuhr es dem Sergeanten. „Mais un allemand," fügte ich hinzu. „Certainement," rief er seufzend. So kam es uns immer näher. Aus dem Holz ringsum kamen Franzosen und sprachen mit dem Sergeanten. Er rief laut: „Pas danger pour nous, nous sommes au plafond" und flüsterte darauf etwas mit dem oft gehörten Endreim: „Nous sommes perdus." Laut gab er den Befehl: „Personne ne tire."

Als das Geräusch des Feuers links etwa in unserer Höhe war, verstummte es. Der Sergeant atmete auf. Auf dem Berge schien außer uns

dreien am Baume niemand zu sein. Kein Zweifel aber, daß ringsum alles mit Posten und Patrouillen umstellt war. Wieder wurde ich gefragt, ob ich mich sicher fühle bei einem deutschen Angriff. Ich äußerte meine ehrliche, gute Zuversicht.

Da wurde das Feuer wieder aufgenommen, und es klang jetzt links in unserem Rücken. Von allen Seiten eilten Franzosen herbei, mit entsetzten Gesichtern machten sie heftig gestikulierend Meldungen. — Erregte Gruppen standen zusammen und flüsterten. Da hörte ich von ferne leises, energisches Schreiten im Holz, ein Rascheln, ein Flüchten von allen Seiten, ein jähes Stürmen, und mit schallendem Hurra! drangen Deutsche von rechts auf uns ein. Deutlich sah ich gegen das erste Morgengrauen im Osten die Helmspitzen sich abheben. Oben hielten sie und eröffneten stehend ein heftiges Feuer. In den Baum, an dessen Fuße ich saß, schlugen die Geschosse klatschend ein. Das Laub ringsum prasselte von Gewehrschüssen, und ich dachte an die Ironie des Schicksals, wenn ich hier, von den Franzosen verschont, von den eigenen Truppen oder gar von der eigenen Kompanie getötet würde.

Ich riß den „Burschen" hoch und ging auf ihn gestützt dem Feuer entgegen. Mit allem Stimmenaufgebot schrie ich in das Knallen: „Verwundeter deutscher Offizier hier, nicht schießen." Sie schossen unverändert weiter. Da brüllte ich los: „Wollt ihr verdammten Schweinekerle wohl das Schießen drangeben." Sofort war es still. Dann befahl ich, der, welcher das Kommando habe, solle herkommen. Niemand kam. Geräuschlos waren alle wieder verschwunden.

Als ich dem Feuer entgegenging, hatte ich meine Gefangennehmer, etwa zwanzig Mann stark, hinter Bäumen stehen sehen. Einzelne Rufe, offenbar für mich bestimmt, ertönten leise. „Nous nous rendons." Auch der Sergeant, der mutig mit vorgegangen war, rief mir zu: „Sagen Sie ihnen doch, daß wir uns ergeben." Jetzt waren sie fort, und die Gefahr begann aufs neue. Der Sergeant brach auf, und etwa dreißig Leute folgten ihm. Er wählte die einzige noch mögliche Richtung, südwestlich auf das Dorf zu. Auf zwei Gewehren trugen mich vier Leute. Auf dem Wege sah ich noch zahlreiche Franzosen im Holz. Einige kamen heraus, zeigten auf mich und flüsterten. Ich verstand nicht, was sie wollten, aus ihren Gesichtern konnte ich aber nichts Gutes entnehmen. Auch hörte ich, wie einer sagte, daß er auf einen Baum klettern wolle, und wie der Sergeant es ihm ausredete. Es war klar, die Gefahr, hinterrücks erschossen zu werden, war jetzt größer als vorher. Ich behielt aber völlige Ruhe. So kamen wir an eine Stelle, wo zwei Schneisen sich im Walde kreuzten. Hier erklärte ich, ich könne nicht mehr, und ließ mich absetzen. Ich war mir klar geworden und wollte die Entscheidung herbeiführen.

Zunächst ließ ich es über mich ergehen, daß der Sergeant mich mit dem französischen Verbandzeug verband. Ich konnte es nicht länger aushalten. Dann fragte ich ihn: „Was haben Sie vor, wohin wollen Sie?" „Nach links," sagte er. „Sergeant, seien Sie vernünftig, denken Sie nach. Nach links ist die Kompanie herumgezogen, von der uns die Patrouille angriff." Da ertönten allerlei deutsche Rufe links und rechts im Walde vor uns. Der Sergeant wies nach rechts: „Was wird dort gerufen?" Ich übersetzte: „Zweites Bataillon soll in Gruppenkolonnen antreten." Also dort ist mindestens ein Bataillon. „Dann gehen wir nach links." „Hören Sie doch," erwiderte ich, „nach dem, was dort gerufen wird, sind auch dort mindestens drei Kompanien." „Das ist nicht wahr." „Doch, zweite, dritte, sechste Kompanie ist dort gerufen worden. Ich will Ihnen etwas sagen. Ich schicke jetzt meinen Burschen in das Holz und lasse die Leute herkommen." Ohne weiteres schickte ich den Mann links vor uns in den Wald, wo ich die drei Kompanienummern hatte nennen hören, denn das hatte am nächsten geklungen. Ich befahl ihm zu schreien, so laut er könne: „Verwundeter deutscher Offizier braucht sofort Hilfe. Alles was deutsch ist, soll sofort herauskommen." Als er lief, legte ein Franzose, der links vor mir stand, auf ihn an. Ich rief ihm streng zu: „Pas tirer" und befahl im Kreise herumsehend: „personne ne tire."

Der Franzose setzte auch gehorsam sein Gewehr ab und niemand schoß. Es dauerte mir schauderhaft lange, bis überhaupt jemand kam. Allein, und mit immer mehr schmerzendem Knie, redete ich dem Sergeanten zu. Schließlich sagte er, nach kurzer Besprechung mit seinen Leuten: „Wir glauben Ihnen und halten Sie für einen Mann von Wort; wenn Sie uns auf Ihr Wort versprechen, daß uns nichts Böses geschieht, wollen wir uns ergeben."

Endlich! Das war Musik in meinen Ohren. „Gut," sagte ich, „ich gebe euch mein Wort als deutscher Offizier. Euch geschieht nichts Böses. Ihr seid vollkommen in Sicherheit, wenn ihr euch mir ergebt."

Da kamen auch schon die ersten Deutschen aus dem Walde. „Sehen Sie," sagte ich, „da kommen sie." „Na, dann ist nichts mehr zu machen, wir ergeben uns, mais pas mal pour nous, à votre parole."

Ich rief den Leuten zu, sie sollten sich beeilen, den Franzosen die Gewehre abzunehmen und zusammenzuschlagen. Mit Feuereifer wurde das besorgt. Während dieses Geschäftes fragte ich, wo denn die anderen blieben? Es waren nämlich nur fünf herausgekommen. Einer, der sich besonders durch Eifer hervortat, sagte, sie seien überhaupt nur fünf Versprengte. Im Holz seien aber noch viele Franzosen, und sie hätten die größte Angst gehabt, von diesen gefangen zu werden, deshalb hätten sie

sich immer so laut untereinander ihre Kompanienummern zugerufen. Jetzt wo sie bei mir seien, sei ja alles in Ordnung.

Mir lief es bei dieser Gelegenheit eiskalt den Rücken herunter. Sofort schickte ich den „Burschen" rechts in den Wald. Da kamen auch schon die erwähnten anderen Franzosen, etwa zwanzig an der Zahl. Ich befahl dem Sergeanten, sie anzurufen und zur Ergebung aufzufordern. Er tat dies und sie kamen. Die ersten zwei oder drei gaben auch willig ihre Gewehre ab. Einer aber, ein großer, schwarzer, energisch aussehender Mann, sah im Kreise herum, hielt sein Gewehr, an dem sein Stilett aufgepflanzt war, fest und sagte feindselig: „Non."

Jetzt haben wir den Salat, dachte ich. Fünf Mann und ich, dagegen dreißig entwaffnete, aber etwa zwanzig wohlbewaffnete Franzosen. — Unser Schicksal ist besiegelt.

Da kam auf dem Wege, auf dem die fünf aufgetaucht waren, ein deutscher Unteroffizier. Er meldet, der General habe gehört, daß ein verwundeter deutscher Offizier Hilfe brauche, er sei bereit, sie sofort zu schicken. Ich übersetzte dies den Franzosen und sagte gleichmütig zu dem Sergeanten: „Meine ganze Brigade steht in nächster Nähe. Wie gut, daß Sie das unnötige Blutvergießen verhindert haben."

Da gab auch der energische Mann sein Gewehr ab und ließ es entzwei schlagen.

Meine fünf Deutschen fühlten sich, trotz der großen Zahl der Feinde, in völliger Sicherheit. Kein Bedenken, kein Zweifel am glücklichen Ausgang. Die große Gefahr, die eben erst überwunden war, war ihnen gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Unter Scherzen und Lachen schlugen sie auf zwei an der Schneidengrenze stehenden Steinen die Gewehre entzwei.

Jetzt hörte ich auch rechts im Holz eine größere Abteilung im Laufschritt herankommen. Das konnten nur die von dem Mann herbeigeholten Kameraden sein. Mir schwoll wieder der Kamm. Ich verhandelte mit dem Sergeanten, er solle auch die noch hinter uns auf dem Herweg wahrgenommenen Franzosen „retten" und ein Signal geben. Nach einigem Zögern tat er dies auf der kleinen Pfeife mit dem bekannten, heiseren Ton. Aus dem Walde quoll es von Rothosen heraus. Aber auch die Deutschen kamen jetzt atemlos rechts aus dem Gebüsch. Ich gab kurze Befehle und ordnete dann den Abtransport. Der Sergeant ließ sie zu vieren antreten: „Rangez vous à quatre." Drei Gruppen waffenloser Franzosen traten an. An ihrer Spitze nur ein Deutscher mit aufgepflanztem Seitengewehr, ein anderer ebenso rechts oder links. Jetzt erst sah ich, daß von meinen fünf ersten Helfern nur zwei voll bewaffnet waren. Die drei anderen waren ohne Gewehre. Dann wurde eine Zeltbahn an zwei fran=

zösischen Gewehren befestigt, und vier Franzosen trugen mich in derselben. Neben mir ging der Sergeant. Hinter uns vier Franzosen als Ablösung der Träger. Bei ihnen vier anfänglich als Träger bestimmt gewesene Deutsche, unter ihnen ein Mann meiner Kompanie. Hinter mir rangierte der vom General gesandte Unteroffizier den weiteren Zug.

So kamen wir nach etwa vier- bis fünfhundert Metern Weg auf die kleine Wiese hinaus, auf der wir am Tage vorher die Feuerüberfälle ertragen und die Umgehung abgewartet hatten. Der General stand in der Mitte. Hinter ihm sammelten sich deutsche Truppen in Zugkolonne. Mit erstauntem Gesicht sah er auf den seltsamen Zug. Ich ließ mich zu ihm tragen und die Franzosen am Waldrande auf der Wiese halten. Er meinte, ich sei doch schon am Abend verwundet gewesen. Ich berichtete mit kurzen Worten meine Erlebnisse. Er freute sich, gab mir die Hand und wünschte baldige Besserung. Er wollte noch wissen, wie groß die Gesamtzahl sei. Der Unteroffizier kam und meldete stolz: „Exzellenz, über dreihundert Stück!" „Na, da gratulier ich herzlich," sagte der General zu mir und traf dann Anordnungen zu meiner Fürsorge. Ich meldete noch, daß die Franzosen mich außerordentlich gut behandelt hätten und ich dafür auf mein Wort zugesagt hätte, daß ihnen nichts Böses geschähe. Darauf sprach auch der General ein paar freundliche Worte zu dem glücklich dreinschauenden Sergeanten, und ich meldete mich ab.

Als ich später oben auf der Höhe in einer Tragbahre lag, kam der Zug der Gefangenen an mir vorüber. Ein jeder kam zu mir und gab mir die Hand. Ich rief ihnen übermütig nach:

„Auf Wiedersehen in Deutschland!"

Rundschau

Der Geist des Jeremias

von Artur Bonus

Es ist etwas Eigentümliches um den Ton mancher unserer holländischen und Schweizer Brüder. Schon bei diesem Wort fühle ich sie abrücken. Sie haben sich der deutschen Familie etwas entfremdet. Sie haben andere Verbindungen geschlossen, und sie scheinen stolzer darauf, daß sie weitläufig doch auch mit den reichen und vornehmen Kapitalistenvölkern zusammenhängen. Selbst die Vergewaltigung und Unterwerfung der Buren hat sie nicht gerührt. (Und — setzen wir nach unseren heutigen Erfahrungen hinzu — brauchte sie auch nicht zu rühren, da ja die Mehrzahl das englische Lakaienjäckchen bereits mit sehr sichtlichem Stolze trägt.) Und sie reden uns väterlich, fast onkelhaft zu, wir möchten doch eingestehen, daß wir uns unartig benommen hätten gegen diese vornehmen Kulturnationen. Zwar laufen die sämtlichen Ministerreden dorther von ziemlich unkultivierten Beschimpfungen über, während die unsrigen zurückhalten. Aber bei jenen ist das ererbtes Herrenrecht der Besitzenden. Bei uns wirkt schon das Nichtgehorchen unschön. Tief beschämt denken wir darüber nach, während sich eine ernstere Stimme hören läßt, die voll innerer Wärme uns ermahnt, sintemalen wir alle Sünder seien, zuzugestehen, — nur ein ganz klein bißchen, nur weil es so ehrlich und groß aussieht, auch echt christlicher Stil ist — daß wir die Schuld am Weltkrieg haben (sozusagen, weil wir geboren sind): nachher könnten wir weiter leben wie vorher.

Es gelingt uns bisweilen, diese neutral deutschen (sehr deutschen!) Stimmen lustig aufzufassen. Öfter jedoch fühlen wir das Blut in uns, wenn man so zu uns spricht. Es ist uns dann, als verstünden wir plötzlich den Segest und Hermann des Cheruskers Bruder Flavus oder Piet de Wet den Verräter: alle jene, die unbestochen das eigene Volk befehdeten.

Wir fühlen diese Welle des Bußrausches und des Rausches der Selbstbefehdung, die so manche nicht unedle Glieder unseres Volkes je und je aus unsrer Mitte hinausspült. Wenn es wahr ist, was Scherer behauptete,

daß das charakteristische Merkmal der deutschen Art die Leidenschaft ist, sozusagen der Berserkergeist, so hat die Christianisierung dem eine besondere Richtung gegeben. Der Berserkergeist des Jeremias wacht in uns, der den Rausch des Selbstopferns so überstark empfand, daß er schließlich das satirische Schicksal erleiden mußte, das Volk geopfert und sich selbst gerettet zu haben. Wieviel Blutopfer hat dieser in Brand geratene wütende Geist in unserm Volke vor andern gefordert!

Es ist etwas in uns allen – allen Mitgliedern unsrer Volksart, meine ich –, das uns diese Beschwörungen fürchten läßt, die den Einzelnen überreden, sich loszureißen und einsam zu stellen. Franzosen scheinen nicht so unter derlei Versuchungen zu leiden; ihre alte zentralistisch nationale Erziehung hat sie davor bewahrt. In uns aber sitzt es sehr tief. Es verbindet sich mit einer andern Versuchung in uns. Der, zu glauben, das Opfer sei an sich edel. Ganz abgesehen von seinem Sinn und Zweck. Tue das Gegenteil dessen, wozu es dich treibt. Jenes Kantsche: Tue das Gegenteil dessen, was dir angenehm scheint, unkantisch gewandt: Tue das Gegenteil dessen, was deiner Vernunft zweckvoll und natürlich ist. Facio, quia absurdum est. Wie unsre Mystiker meinten, Gott wohne in der Leere: man brauche nur die völlige Leere in sich zu schaffen, so führe mit der Gewalt des angesaugten Sturmes im Horror vacui überströmende Gottheit in uns ein. – Wenn nur nicht in Wirklichkeit statt der Gottheit über uns der andre Pöbel um uns einströmte. Ich denke mir, daß Jeremias schwerer unter dem Lob der Babylonier gelitten haben müsse als unter den Flüchen seines Volkes. Und ich stelle mir vor, wie Spitteler zumut gewesen sein mag, als man nach seiner Rede die erste französische Übersetzung seiner Werke mit ihm verabredete – eine sehr gerechte Strafe nach dem, wessen er seine deutschfreundlichen Landsleute beschuldigt hatte.

Wir kennen alle diese über Sinn und Zweck des Opferns hinausgeratene Stimmung des Leidenwollens. Sie hat uns lange Jugendjahre gequält. Wir fragten nach unserm Recht auf Glück, wo so viele im Dunkel leben. In dieser Stimmung ging man früher ins Kloster. Sie hat uns alle irgendwie gezeichnet. Doch darf sie nicht fehlen. Es würde etwas Letztes, Entscheidendes, Vollendendes fehlen. Das Gewissen, das den Blick neu richtet, der Hebel, der immer wieder den Bogen neu spannt.

Wir sind diesem Geist verfallen. Wir sind es durch dieselbe Wendung, die den Menschen vom Vegetieren abwandte und aufrecht gehen hieß. Die uns Wahrheit suchen und sachlich werden hieß. Die alles das schuf, das jetzt im Kampfe steht, unsre Gehaltschwere, unsre Abwehr der Illusionen, unsre Pflichttreue.

Hier liegt der Kern unsrer besonderen Art von Frömmigkeit. In der Auseinandersetzung zwischen diesem aufwärtsreißenden, sich selbst nie ge-

nügenden Geist, dieser edlen Unersättlichkeit, die Tragik und höchstes Glück bis zur Ununterscheidbarkeit vereinigt, und zwischen dem Wurzeltrieb, dem Trieb zur Natürlichkeit und Unmittelbarkeit, der nicht um des Leidens willen leiden will, der die „Geste" haßt, die Seiltänzerkünste und das Überspringen der Wirklichkeit ablehnt, der Faßbares gestalten und feste Schritte auf hartem Boden tun will, der Donquichoterie meidet, sei sie noch so edel, der diesen einzig unfruchtbaren Rausch nicht kosten mag, den Rausch der Sentimentalität und der blauen Nebel. Hier lebt unsre Frömmigkeit, in diesem hinüber- und herüberschwingenden Widerspruch zwischen dem Geist der Unbedingtheit und dem Willen zur Gestalt, in diesem Zangengriff, der uns aus dem Gewordenen windet, diesem Kneten und Formen zweier wider einander gewandten und so erst wirklich fassenden Hände, diesem Leben der Gottheit.

Es hat Zeiten gegeben, in denen uns der Geist der Unbedingtheit schwer schädigte, dies Opfern ins Blaue. Nun hat er sich eingeordnet und einen realen Zweck seines Opfers gefunden: das Volksganze und seine Ideale. Er schlägt noch immer gegen seine Grenzen. Er möchte ins Unendliche, Unbedingte, eben ins Blaue zurück. Aber praktisch wirkt diese an sich ziellose Unbedingtheit vertiefend, verstärkend. Die unbedingte Pflicht im bedingten Zweckzusammenhang.

Es sprechen, Gott sei Dank, Natur und Geist eine viel einheitlichere und überwältigendere Sprache, als die Flavi und Segeste unter den Schweizer und Niederländer Neutralen sich träumen lassen. Wenn der Geist des Jeremias die Ernsteren unter uns nie ganz freigeben wird, so erleben wir seine Stöße und Schläge in denjenigen Bezirken unsres Innenlebens, in denen es sich darum handelt, ob wir unsre im praktischen Gewissen völlig klare Pflicht in einheitlicher Freudigkeit oder als ein tragisches Muß erfüllen. Diese innere Durcharbeit ist gemeint, die Auseinandersetzung zwischen Sollen und Wollen, zwischen zwei Pflichten, die beide ernst bis zum Tode sind, die eine doch aus überzeugtem Ja, die andere aus einem gefaßten Obwohl.

Hier endet für uns das Problem. In dieser ernsten Gewissensauseinandersetzung. Solange man es hier läßt, werden wir uns stets zurechtfinden. Man kann den Geist, der unsre Siege erkämpft, den Geist der unbedingten Pflicht, des kategorischen Gewissensimperativs nicht kräftigen oder auch nur erhalten, wenn man ihm das Rückgrat der freien Gewissensüberzeugung bricht. Alle Kraft ist gefährlich. Man kann die Kraft nicht haben ohne die Gefahr der Kraft. Will man die Gefahren meiden, so sehe man wohl zu, daß man das nicht durch Herabsetzung der Kraft erreicht. Die Eindringlichkeit unsrer Vaterlandsliebe und unsres Pflichtgefühls ist ganz wesentlich der Erfolg eines inneren Kampfs und Sieges. Die Zukunft wird

nicht denen gehören, die jedes fremde Recht neben sich leugnen, sondern denen, die die andern neben sich verstehen.

(Auch denke man daran, daß nicht allein der Krieg, auch der Friede gründlicher Vorbereitung bedarf. Grillparzer läßt in seinem „Bruderzwist" auf Ferdinands Wort vom kurzen Krieg den Oberst Wallenstein antworten: „Der Krieg ist gut und währt er dreißig Jahre!" Soviel, läßt er ihn dann erklären, zählt ein Menschenleben; was aber jetzt den Menschen im Blute gärt, das kann nicht erlöschen, bevor die tot sind, die nun Männer sind. – Wir müssen beizeiten vorsehen, daß zu den genügend schweren sachlichen Kriegsgründen nicht noch welche aus verdorbenem Blut vergiftend hinzutreten. Auch hier gilt, daß denen die Zukunft gehören wird, die am meisten sich selbst in der Hand haben und die sich am wenigsten durch unsachliche Hemmungen gehindert finden.)

Leugnet man einer glatten und platten patriotischen Oberflächenmoral zuliebe die Pflicht der Gerechtigkeit gegen den Feind, so reizt man unsre beste Kraft zum Widerspruch und dazu, in der Richtung des Jeremias auszuschlagen. Die einen werden sich zum direkten Widerspruch hinreißen lassen, den andern erschwert man sehr unnützerweise das Ja; denn es ist schwer, ein Ideal zu lieben, das man im Munde Minderwertiger schäumen sieht. Solange es Deutsche gibt, die noch deutsch denken, nicht nur reden, wird der Patriotismus à la grande nation nicht über sie zur Herrschaft kommen.

Man soll uns deshalb mit der vielen moralischen Entrüstung vom Halse bleiben. Wenn Engländer und Franzosen, gar auch noch Russen, sie uns gegenüber blasen, so steht ihnen das albern genug. Der moralischen Stufe, auf der das Volk Kants zu stehen sich bewußt ist, ist die Teilnahme an dem Wettkeifen gänzlich unwürdig. Wer Neger, Kosaken und Wilde jeder Schattierung gegen uns führt, mag es nötiger haben, seine große Tugend und die Schlechtigkeit seiner Feinde zu verkündigen. Wir, in deren Heeren keiner um Sold ficht, Mann für Mann um Haus und Herd, wir brauchen das Schimpfen nicht. Im übrigen ist Krieg einmal Krieg; Roheiten können und werden vermutlich bei aller Mannszucht hüben und drüben nicht ausbleiben. Und daß die Schläge, die nötig sind, möglichst derb fallen, müssen wir leider wünschen.

Unser rechtliebendes Volk, heißt es, brauche den Glauben an sein gutes Recht. Und, Gott sei Dank, sei die moralische Frage gerade in diesem Kriege so außerordentlich einfach und klar. Man könne ja auf die Schuldigen geradezu mit Fingern weisen. Es wäre aber auch furchtbar, wenn es nicht so wäre: unser Volk könnte unmöglich die unerschütterliche Kraft aufbringen, die es braucht, um einer solchen Übermacht standzuhalten.

Gewiß braucht unser Volk das Gefühl des guten Rechts und hat es. Meint denn ein vernünftiger Mensch, daß etwa die Franzosen dies Gefühl nicht brauchten und nicht hätten? Wir halten das ihre für unrichtig und stehen zum unsern — sehr natürlich und mit dem besten Gewissen von der Welt —, meint man, sie urteilten anders über das unsre? Ungezählte Millionen jenseits unsrer Grenzen weisen mit den Fingern auf bestimmte Festedruffhetzer in unserm Volk, nennen sie mit Namen, wie wir Grey und Delcassé nennen, finden genau wie wir, daß nie eine Schuldfrage in der gesamten Weltgeschichte so klar lag wie diese, und schütteln sich vor Abscheu, genau wie wir, — und dann soll ein Mensch mit nicht völlig eingeengtem Fühlen, ein Mensch, der in einiger Tiefe bewegende Kräfte zu beobachten gewohnt ist, ein Mensch, dem Menschheit keine Phrase ist und dem die Völker Brüder sind, tragisch verfeindete, zur Wiedervereinigung bestimmte, zu gemeinsamen Höhen aufstrebende — ein lebendiger Mensch mit irgendetwas wie Gott im Herzen soll sich hinstellen und das gegenseitige Keifen ernst nehmen oder gar mitmachen?

Dies uns zuzumuten soll man unterlassen.

Aber bleibt es nicht trotz aller Ablehnung des Moralscheltens dabei, daß wir eine ganz bestimmte Stellung zur Schuldfrage ganz von selbst einnehmen, eben die unsres Volkes? Sicherlich, und das von Herzen und mit dem besten Gewissen von der Welt.

Weshalb sollen wir mit diesem aufrichtigen Urteil nicht das ebenso aufrichtige Bewußtsein verbinden, daß jene darum nicht verwerflich zu sein brauchen? Sie können ja völlig ehrlich der Meinung sein, daß sie ein Recht und vielleicht eine Pflicht hatten, uns zu stellen.

Und daß sie logen? Ich zweifle nicht, es wäre für alle guten Moralisten angenehm, wenn es keine Konflikte der Pflichten und der sittlichen Wahrheiten gäbe. Aber der Sinn des Weltlebens liegt nicht in den sehr zufälligen Moralbegriffen unsrer sehr zufälligen Gegenwart. Gewiß nicht in denen der zusammengewürfelten Ententevölker, doch auch nicht in den unsrigen. Wir urteilen hüben und drüben, wie wir nach unsrer Entwicklung urteilen müssen, empfinden, wie wir empfinden müssen, und haben nur die Pflicht, reinlich und lauter darin zu sein. Wir haben aber nicht die Pflicht, noch auch nur die Möglichkeit, beilang die Welt nach unsern besondern Moralbegriffen zu richten. Es ist genug, daß wir selbst ihnen gerecht werden.

Wir empfinden Lüge schlimmer als selbst Totschlag, krumme Gesinnung schlimmer als Roheit. Die meisten andern Völker urteilen umgekehrt. Ich stehe zur deutschen Rechnung, und ich glaube sogar, daß unsre Überlegenheit letztlich auf dieser unsrer Rangordnung beruht. Aber wir können daraufhin nicht eine einzelne Handlungsweise herausgreifen und aburteilen,

die aus ganz anders gerichteten Motiven geflossen ist. Ein solches Urteilen wäre nach unseren Moralbegriffen selbst unmoralisch, da uns aller Wert erst in dem Verhältnis von Überzeugung, Kraft und Tat ruht und schlecht abgewogenes Urteil für unser Bewußtsein eine Art Verlogenheit darstellt. Die Überzeugungen in einem Volk können fest und hochentwickelt sein, während Kraft und Tat schwächlich sein oder gar eigene andere Wege gehen können.

Andrerseits kann man überhaupt nur begrenzte Einzelfälle mit einiger Sicherheit moralisch beurteilen, weil nur in ihnen die Möglichkeit einer Einsicht in die Motive vorhanden ist. Etwa die Torpedierung der „Lusitania" (die ich für sittlich klar und einwandfrei ansehe), vielleicht auch den Baralongfall, sicher aber die Greysche Baralong-Antwortnote, von der ich glaube, daß jeder anständige Engländer sich ihrer unwürdigen Sprache schämt, und der häßlichen Seele, die in ihr spricht. Aber sofort beschränkt sich das Urteil eben auf Persönliches, fast Privates. Kurzum, wo man hingreift, zerbröckeln die Unterlagen für moralische Urteile in Völkersachen. Dazu kommt noch, daß Diplomatie ihrem Wesen nach eine Art Krieg ist, in dem Lüge anders steht als im Frieden und Privatleben. Kleists Hermann ist selbst unsrer Sprödigkeit in Sachen der Wahrheit sittlich nicht verächtlich, obwohl er kräftig lügt — er tut es für die Befreiung seines Volkes.

Am wenigsten leuchtet ein, weshalb die Unart des Fechtens mit moralischen Vorwürfen so besonders deutsche Art sein soll. Daß wir nur einen gerechten Krieg führen würden, hängt gar nicht damit zusammen, ob die Feinde moralisch oder unmoralisch oder in welchem Grade sie es seien. Wenn schon im gewöhnlichen Rechtsstreit von Person zu Person beide Teile ehrlich sein können, wieviel mehr in den unübersehbaren Zusammenhängen eines Völkerstreits!

Viel eher ist es im besondern Sinne deutsch, sich hierüber nichts vorzumachen. Ja, es läßt sich Schlag für Schlag nachweisen. Es ist geradezu das charakteristisch auffälligste Merkmal für die Auffassung unsrer Volksart, der germanischen Volksart überhaupt, wie sorgsam sie sich moralisch abschätziger Bewertung ihrer Feinde enthält, zumal während des Kampfes. Es ist dies geradezu der neue Ton, den die Germanen in die Weltkultur eingeführt haben. Nicht zwar, daß er nicht schon früher vorgekommen ist. Auf den Höhepunkten stets. Am meisten also bei den Griechen. Die bloße Möglichkeit der Herodotschen Perserschilderung beweist es. Die Höhepunkte aller Weltgeschichte zeichnen sich durch ein Herausbrechen großer und fast roher Wahrhaftigkeit und Sachlichkeit aus. Sie wirken eher zynisch als moralisch verschleimend. Aber nirgends wirkt das Bedürfnis,

dem Feind gerecht zu werden, so farbegebend als durchgehende Volksart. Nicht aus Feindesliebe oder sonst welcher Tugendboldigkeit, sondern einfach, weil man grade gewachsen ist und sich stark genug fühlt, um es sich leisten zu können, so zu sein, wie man ist.

Von den Isländergeschichten bis noch in die Nibelungen ist es so. Dann kommt die moralistisch-romanische Entwicklung unterbrechend hinein, für welche der Andersdenkende stets zugleich schlecht ist. Das Wahrheitsuchen wird fast Teufelssache, wie klassisch in der Faustsage, in der doch zugleich der beginnende Zweifel schon aufwacht, von Goethe ins helle Licht hinausgedichtet. In der besonders deutschen Richtung unsrer Frömmigkeit, zum Beispiel bei Fichte, ist es das entscheidende Hauptstück. Ich nenne es am liebsten den Willen zur Sachlichkeit.

Es ist nicht Zufall, daß der Wille zur Sachlichkeit, zur Beurteilung auch des Feindes aus seiner Geschichte und dem in ihr gewordenen Charakter, gerade den Griechen und Germanen besonders eigen ist. Es sind die Völker, welche sich zum dramatischen Verständnis der Welt reif gezeigt haben, die auch die größten dramatischen Dichter hervorgebracht haben. Ein Drama ist schlecht, das zwischen Engeln und Teufeln spielt, das die Schuld auf die eine Seite und das Recht auf die andre legt. Beide haben zugleich Schuld und Recht, und beide sollen wachsen, selbst durch Tragik hindurch.

Der germanische Mythos weiß von Tagen zu sprechen, in denen die Helden überwunden haben und den Sieg feiern. Sie feiern ihn, indem sie hinaus ziehen, um von neuem zu kämpfen, sie verwunden sich und töten sich wie einst. Dann wachen sie auf, wie von einem Traum. Sie lachen einander an und verstehen einander und feiern zusammen. Es scheint, daß das germanische Kampfgefühl stets mit dem eigenen Recht das des andern mit empfindet und — dies ist das Entscheidende — nicht als muthemmend, sondern als muthebend.

In diese Stimmung hinein empfinden wir auch den christlichen Mythos vom Jüngsten Tag, an dem die Seelen erwachen und einander erkennen, eingetaucht in Gottheit. Bleiben wir in diesem Bilde. Wenn unseren Kämpfern ihr Jüngster Tag auf dem Schlachtfeld anbricht, werden sie Feind den Feind in überraschtem Erkennen anschauen: siehe, sie tauchten ihre Hände einer in des andern Blut, und ihre Seelen waren sich näher als sie dachten.

Das System der Fiktion

von Daniel Ricardo

Der Krieg hat einen bedeutenden Gefühlsüberschwang in die Beurteilung der Dinge und Zusammenhänge gebracht. Haß und Begeisterung werden überreichlich zugegeben, und das Übermaß der gekünstelten oder natürlichen Empfindung schafft einen Ausgleich für die Mängel, die im Stofflichen vorhanden sind. Kraft und Stoff im Wirtschaftsleben sollten eines derartigen Ausgleichs nicht bedürfen. Was im Bannkreis der Statistik lebt, müßte gegen die Einwirkung von Gefühlen gefeit sein; aber der Krieg ist ein so starkes Medium, daß er alle menschlichen und sachlichen Beziehungen unterjocht. Die Übertreibung schafft nicht nur Empfindungen des Widerspruchs, sondern auch Begeisterung. In dieser Eigenschaft gehört sie zu den produktiven Kräften des Wirtschaftslebens. Und gerade der Krieg hat gelehrt und bewiesen, wie notwendig die in der Phantasie ruhenden Ersatzstoffe sind. Er hat manche Begriffe beseitigt, manche anderen breiter unterstrichen. Was unter friedlichen Verhältnissen als eine theoretische Spielerei angesehen wurde, ist zu einem Umstand von höchster praktischer Wichtigkeit geworden. Man denke an die Bedeutung des Geldes. Bestimmt dieses den Wert der Güter, so wird es als reines Kapital betrachtet. Wer viel Geld hat, ist ein reicher Mann, weil er sich zum Herrn über alle kaufbaren Gegenstände machen kann. Tritt aber das umgekehrte Verhältnis des Geldes zu der Ware ein, das heißt, bestimmt diese den Wert des Geldes, so verliert das Geld das Ansehen als Reichtum an sich. Es erscheint dann nur noch als Vermittler zwischen Mensch und Verbrauchsgut. Als Mittel, durch dessen Gebrauch sich der Mensch in nahe Beziehungen zur Ware bringen kann. Dieser Unterschied im Wesen des Geldes ist erst durch den Krieg zu einer allgemeinen Anschauung geworden. Der wahre Charakter ist sichtbar geworden, nachdem die große europäische Feuersbrunst alle Vorurteile, Schlagwörter, kunstvoll geschmiedeten Begriffe weggeschmolzen hatte. Das reine Gold ist zum Vorschein gekommen; und das Papier ist zum Träger der Fiktion geworden. Das Wirtschaftsleben im Frieden fließt im ruhigen Strome fort. Es gibt Erschütterungen, Umstürze, Krisen; aber die schlimmste Katastrophe bleibt hinter der elementaren Umwälzung durch den Krieg zurück. Oder hat jemand im tiefsten Frieden eine Tyrannei der Ware erlebt, wie er sie im Kriege täglich zu spüren bekommt? Die Frage wird schwerlich einer bejahen. Und so erklärt sich, weshalb das Geld im Kriege anders genommen werden muß, als wie es unter den Friedensglocken aufgefaßt wurde. Der Reichtum besteht nicht in der Menge des

im Lande umlaufenden Geldes, sondern in der Art des Verhältnisses zwischen Geld und Wirtschaftsgütern. Man sagt, daß die Holländer und Skandinavier im Golde schwimmen, weil sie von ihren Vorräten an Waren den vollkommensten Gebrauch machen können. Danach müßten diese Völker zu den reichsten Nationen der Erde gehören. Sie müßten reicher sein als England, Frankreich, die einstigen Bankiers der Welt; reicher auch als Deutschland, das 36500 Millionen Mark baren Geldes in Kriegsanleihen angelegt hat. Ist dem wirklich so? Skandinavien sucht sich gegen den Goldstrom zu schützen. Man will nicht mehr Gold im Land haben, als unumgänglich nötig ist, damit das Gold nicht schließlich der Anlaß zu einer allgemeinen Preissteigerung der Waren wird. Um den Widerstand gegen das Gold richtig zu würdigen, muß man daran denken, daß das gelbe Metall als Verkörperung des Reichtums schlechthin gilt. Kein Wertmesser ist von so unbestechlicher Zuverlässigkeit; und kein Ziel aller Wünsche wird so deutlich empfunden wie das Gold. Und trotzdem gibt es Länder, die am liebsten Einfuhrverbote gegen das Gold erlassen würden. Einen stärkeren Ausdruck der Erkenntnis von der unbedingten Überlegenheit des Verbrauchsgutes kann es nicht geben. Wie verhält sich dazu die Behauptung, daß zum Kriegführen Geld gehört und daß die Nation den Sieg davontragen wird, die die letzte Milliarde ausgeben kann? In Rußland hat die Goldwährung faktisch aufgehört, zu bestehen; denn die Fabrikation von Banknoten erfolgt ohne jede Rücksicht auf den vorhandenen Goldvorrat. Geldscheine zu einem und zwei Kopeken sind hergestellt worden, obwohl gesagt wird, daß in Sibirien größere Kupferlager sein sollen als in Nordamerika. Der ganze Reichtum des Russischen Reiches wird in Papier eingewickelt; und da das Drucken von Banknoten ins Ungemessene fortgesetzt werden kann, so brauchte für Rußland der Tag, an dem die letzten 1000 Millionen ausgegeben sind, niemals anzubrechen. Frankreich hilft sich in ähnlicher Weise. Es stellt Banknoten in riesigen Mengen her (vor kurzem wurde der Höchstbetrag der auszugebenden Banknoten auf 18000 Millionen Franken festgesetzt, nachdem er sich vor Ausbruch des Krieges auf 6800 Millionen gestellt hatte) und sucht die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß der französische Reichtum unerschöpflich sei. Wenn die erreichbare Menge des Geldes den Sieg bestimmen würde, könnte keine Macht der Erde ihn den Russen und Franzosen entreißen. Nun geschieht das trotzdem. Die Kraft des Geldes muß also begrenzt sein. Sie ist es durch die Unfähigkeit eines, im Frieden glaubhaften, Zusammenhanges, sich gegen die unerbittliche Indiskretion des Krieges zu behaupten. Damit ist die Anwendung der Fiktion vom Heil durch das Geld nicht etwa aufgehoben. Sie wird, im Gegenteil, mit äußerster Zähigkeit fortgesetzt. Und der suggessive Einfluß des Begriffes Geld zeigt sich am deutlichsten darin,

daß die Völker trotz der Not, die sie mit dem Gelde haben, an seine Wundermacht glauben. Schließlich lehrt das Beispiel des skandinavischen Goldes, daß auch die solidesten Vorstellungen nur relativ sind. Die Golddecke, die über dem Papiergeld liegt, gibt den Maßstab für die Eigenschaften der Währung ab. Es wird periodisch festgestellt, wie das Verhältnis zwischen Gold und Banknoten ist. Jede Verkürzung wird mit bedenklichem Stirnrunzeln getadelt. An dem absoluten Wert großer Goldvorräte schien kein Zweifel möglich. Und nun wird diese ehrwürdige Norm durch einen Purzelbaum verhöhnt. Holland und Schweden sind mit Gold gesättigt. Die natürliche Folge müßte sein, daß der Preis des Geldes die unbedingte Herrschaft über die Ware hat. Das ist in Holland nicht der Fall. Dort klagt man über hohe Lebensmittelpreise.

Würde der Glaube an die wirtschaftliche Mission des Geldes nicht alle Völker beherrschen, so gäbe es keine Ausbeutung der sogenannten Kriegskonjunktur. Denn diese Tätigkeit bedeutet, daß Verbrauchsgüter massenhaft in Geld umgewandelt werden. Getreide, Vieh, Eisen, Kohle sind Reichtümer, die einen absoluten Wert besitzen. Das primitivste Volk versteht, sie zu schätzen. An die Stelle dieses Kapitals von absoluter Geltung wird Vermögen von relativer Bedeutung gesetzt. So sieht das Verhältnis zwischen Ware und Geld aus. Darüber darf man sich nicht täuschen, wenn auch nicht nötig ist, ängstigende Folgerungen an den erwähnten Zusammenhang zu knüpfen. Die Fiktion, das heißt die künstlich geschaffene Vorstellung, die mit dem Gewicht der Überzeugung versehen ist, läßt sich nicht aus der Welt der Dinge vertreiben. Sie muß da sein, weil jede Leistung nur innerhalb eines bestimmten Größenmaßes mit ehernen Gesetzen rechnen kann. Eine solche Norm ist, zum Beispiel, die Geltung des Goldes als Wertmessers. Würde in jedem Fall die unerbittliche Konsequenz aus diesem Gebot gezogen werden müssen, so dürfte als Zahlungsmittel nur Gold in Frage kommen. Diese äußerste Bedingung wird niemals erfüllt. Sie ist unmöglich, weil dann soviel Gold da sein müßte, daß niemals ein Mißverhältnis zum Güterbedarf entstehen könnte. Die Folge eines solchen Überflusses wäre aber, daß das Gold die Eigenschaft verlöre, die allein es zum allgemeinen Wertmesser macht: die Seltenheit. So zeigt sich in der Art, wie die Goldfrage gelöst wird, der Nutzen der Fiktion. Zugleich aber schafft die Erkenntnis des Notwendigen die beruhigende Sicherheit, daß eine Ausdehnung der fiktiven Zusammenhänge nicht schon eine Lebensgefahr enthalten muß. Der Krieg zerstört manche Feinheit im Reich der Begriffe. Er vergröbert die Linien des Weltbildes, ganz besonders an den Stellen, die vom Wirtschaftlichen ausgefüllt sind. Deutschland ist, mit Recht, stolz auf den Erfolg seiner Kriegsanleihen. 36500 Millionen sind ein Vermögen, das erst in vielen Jahren aufge-

sammelt werden kann. Ein solches Riesenvermögen ist dem Reich in zwanzig Monaten zur Verfügung gestellt worden. Deutschland kann den größten Teil der Waren, die es braucht, im Lande selbst herstellen oder gewinnen, ist jedoch daneben gezwungen, vom neutralen Ausland zu kaufen. Zwischen den Kriegsanleihen und der Bewegung der Verbrauchsgüter besteht ein Zusammenhang, soweit der Bedarf der Heeresverwaltung in Frage kommt. Das Geld dient einerseits dazu, die Erzeugnisse der produktiven Arbeit in den allgemeinen Umlauf zu bringen, andrerseits zur Beschaffung der Rohstoffe für die Fabriken. In beiden Fällen lockt es gewerbliches, landwirtschaftliches, industrielles Warenkapital an sich, um es zu zerkleinern. Würde die Möglichkeit, dieses Vermögen später zu ersetzen, nicht bestehen, so wäre der Akt der Verzehrung ein nicht unbedenklicher Prozeß. Diese Gefahr kann aber gebannt werden durch die überlegenen Eigenschaften der Ware. Auch in diesem Zusammenhang zeigt sich, daß das Geld nicht die wichtigste Triebkraft ist. Warum wünscht Skandinavien, daß ihm seine Ausfuhrgüter nicht in Gold, sondern in Rohstoffen und Fabrikaten gezahlt werden? Die Antwort ist nach dem, was ich gesagt habe, nicht schwer zu finden. Die deutsche Industrie ist ein stärkerer Faktor als das deutsche Geld. Dieses allein würde dem deutschen Handel nicht die Straßen zum Weltmarkt öffnen. Der Pionier, der jeden Stacheldraht zerschneidet, ist die deutsche Ware. Die ist das Tauschmittel für die fremdländischen Güter, mit denen die deutschen Läger wieder aufgefüllt werden müssen.

Deutschland hatte im Jahre 1913 für 5262 Millionen Mark ausländische Rohstoffe und für 3063 Millionen Nahrungs- und Genußmittel eingeführt. Wir wissen weder, wie groß der Bedarf im Kriegsjahre 1915 gewesen ist, noch kennen wir den Umfang der Einfuhr. Sicher ist nur, daß ein Teil der Güter, die im Frieden von auswärts bezogen werden konnten, vom inländischen Kapital genommen werden mußte. Sind es Stoffe, die nicht leicht ersetzt werden können, so bedeutet ihr Verschwinden, daß vom eigenen Vermögen gezehrt wird. Diese Erschwernis der allgemeinen wirtschaftlichen Lebensmöglichkeiten findet sich bei allen Nationen, die in den Krieg verwickelt sind. Auch England kann den überlieferten Begriff seines Reichtums nicht gegen die brutale Vergewaltigung durch das Verbrauchsgut schützen. Es hatte im Jahre 1913 einen Import, der einen Geldwert von 15682 Millionen Mark darstellte. 1914 waren es 14227 Millionen; 1915, einschließlich der Einfuhr auf Kosten der Regierung, mehr als 20000 Millionen. Die 5000 bis 6000 Millionen, um die sich die Ausgaben für die fremden Güter erhöhten, konnten nicht durch Steigerung des Exports ausgeglichen werden. Die Ausfuhr ist, im Gegenteil, ständig kleiner geworden. Sie hatte 1913 einen Wert von 12 950 Mil-

lionen Mark, 1914 einen solchen von 10724 Millionen, 1915 waren es nur noch 9660 Millionen. England sucht aber die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß der Sovereign der wahre Ausdruck der britischen Kapitalmacht sei. Und diese Vorstellung wird mit allen Hilfsmitteln der Überredung ernährt, obwohl nur eine schmale Goldleiste das papierne Gemälde einfaßt. Aus einer derartigen, bekannten oder geglaubten, Täuschung läßt sich einiges Vertrauen in die Widerstandsfähigkeit gewollter Zusammenhänge schöpfen. Man muß sich sagen: „Ist eine Fiktion so stark, daß sie die Zukunft eines ganzen Volkes aufrechterhält, so kann sie niemals verderblich werden, wenn überhaupt noch gesunde Lebenssäfte vorhanden sind." Die Engländer gehen soweit, daß sie wirtschaftliche Voraussetzungen, die nicht mehr vorhanden sind, gegen Deutschland ausspielen. Im Deutschen Reich weiß jeder, daß der Überseehandel gesperrt ist und daß die Umsätze der Außenhandelsstatistik, die in der großen Wirtschaftsrechnung einen Zähler darstellen, fehlen. Der Brite dagegen wird in seiner stolzen Anschauung von der Beherrschung der Weltmärkte (nicht der Meere) erhalten und lebt von zwei künstlich gebildeten Vertrauensposten: vom Glauben an die ökonomische Bildnerkraft des Geldes, und von der Überzeugung der ungeschwächten Größe des englischen Welthandels.

Scheinbar befindet sich Großbritannien in einer Vorzugsstellung. Es verfügt über Schiffsraum, den es mit Gütern füllen kann. Aber diese Fähigkeit wächst nicht aus sich selbst heraus. Sie zehrt vom Kapital. England muß die Rohstoffe, und was es sonst aus Nordamerika bezieht, mit Gold bezahlen; denn die Vorschüsse, die die Dollarrepublik gewährt, sind letzten Endes auf Gegenleistung in Gold gestellt. Die Engländer konstruieren sich nun eine besondere Auffassung vom Gold. Sie sagen: „Es genügt, wenn wir einen begrenzten Goldvorrat haben, weil unsere Banknote den Kredit genießt, den die britische Weltmacht hat." Trotzdem wurden dem Besitz der Bank von England alle erreichbaren fremden Goldreserven eingefügt. Ägypten, Indien, Belgien, Rußland mußten Goldhilfe leisten. So wird gleichzeitig mit dem Eindruck des nationalen Ansehens und mit dem Glaubenssatz von der Heilkraft des Goldes gearbeitet. Die Briten verstehen sich auf die Häufung von Fiktionen, und die Franzosen suchen, die Lehrmeister zu erreichen. Die französische Währung war stark geworden durch eine im Unterbewußtsein lebende Vereinbarung mit dem Publikum. Das glaubte an die Einlösbarkeit der Banknoten in Gold, obwohl ihm die Erfahrung sagte, daß dieser Umtauschmodus nicht bestand. Aber die üppigen Wochenzettel der Bank von Frankreich, auf denen stets ein Riesengericht von Gold verzeichnet war, wirkten unbedingt überzeugend. Der Krieg hat das idyllische Verhältnis insofern zerstört, als er die Beständigkeit der Goldziffer zwar unangetastet ließ, aber den papiernen Gegen-

pol in die heftigsten Schwankungen versetzte. Der Pegelstand des Papiers klettert immer weiter in die Höhe; die Fläche der goldenen Flut zeigt keine Neigung, sich zu heben. 5000 Millionen Franken Gold und 15000 Millionen Franken Papiergeld: das ist keine ganz beruhigende Proportion mehr. Man sollte glauben, daß mit der Zunahme des Vorrates der Seltenheitswert der Banknoten eingebüßt habe. Statt dessen bewahrt der französische Rentner seine Hundertfrankenscheine, als ob er sich die ewige Seligkeit damit kaufen könnte. Er lebt so eng eingesponnen in einen bestimmten Vorstellungskreis, daß ihm die alte Umgebung vollkommen genügt. Und doch sieht er, wie wenig sich der angeblich große Reichtum des Landes den Forderungen des Krieges gewachsen zeigt. Der Finanzminister darf es nicht wagen, eine zweite Siegesanleihe herauszubringen, weil schon die erste nur ein halber Erfolg war. Es wird also Papiergeld gedruckt und von der Annahme gelebt, daß jede französische Banknote die Kraft der Selbstheilung in sich trage.

Dieser Glaube stärkt auch den Finanzminister des Zaren, der sich im Quadrat der Größe seiner Verlegenheiten von der Goldwährung entfernt. Rußland besitzt als letztes Vermögensstück die Fähigkeit, Bankerott zu machen. Eine solche radikale Abwicklung seiner Verbindlichkeiten kann es sich auf Grund seiner bevorzugten geographischen Lage leisten. Die Weite seiner Flächen und die Ausdehnung seiner Grenzen sichert ihm eine, seinen Gläubigern unerreichbare, Zuflucht. Rußland kann als Schuldner nicht besiegt werden. Die Fiktion der wirtschaftlichen Lebensmöglichkeiten ist eine so umfassende, daß künstliche Begriffsbildung und Wahrheit einander beinah decken. Man darf wohl sagen, daß in der Unendlichkeit konstruierter Vorstellungen eine positive Leistung des Russenreiches liegt, die so leicht nicht überboten werden kann. Wer möchte die Behauptung wagen, daß Rußlands Wirtschaft keine Zukunft habe? Viel eher ließe sich ein solches Prognostikon für England und Frankreich stellen. Jeder kann selbst probieren, wo der Gang der Gedanken am ehesten stockt. Der Papierrubel hat überall mehr als den dritten Teil seines Wertes verloren. England hat die praktische Folgerung aus diesem valutarischen Ergebnis gezogen und dem russischen Freunde das erbetene Darlehen geweigert. Ist diese Geringschätzung als respektvolle Aufrechterhaltung einer Fiktion zu betrachten? Aber die Briten verbreiten auch, daß der schlechte Kurs des deutschen Papiergeldes im Ausland die Überzeugung von der Schwäche der deutschen Finanzen zum Ausdruck bringe. Wie man sich die Entwicklung, die der Wert der Reichsmark in Holland, Skandinavien, Nordamerika genommen hat, erklären muß, ist an dieser Stelle schon auseinandergesetzt worden. Letzten Endes spricht die Besorgnis mit, die deutsche Reichsbank werde schließlich doch nicht imstande sein, die Beseitigung des Zwangs-

kurses der Banknoten durchzuführen und die Einlösung in Gold wiederherzustellen. Eine Vorstellung, der die sichere Grundlage fehlt, die aber, statt ihrer, durch falsche Gerüchte und gehässige Entstellungen reichlich genährt wird. Kommt der Ausgleich im Güterumsatz nach beendetem Kriege, so wird die Reichsbank keineswegs gezwungen sein, ihr ganzes Gold für die anschwellende Wareneinfuhr hinzugeben. Das ist eine absolut unwirkliche, durch keine Erfahrung gestützte Fiktion. Die deutsche Banknote hatte immer ein solides Verhältnis zum Gold. Niemals fror sie unter einer zu kurzen Golddecke. Und da die Goldziffer, die in den Bankausweisen genannt wird, echt ist; da außerdem die deutsche Industrie gesuchte Qualitätsarbeit liefert, so gibt es in der Tat keine glaubhafte Theorie für das Versagen der deutschen Wirtschaftsleistung.

Möglich, daß nach dem Kriege wiederum neue Erfahrungen gewonnen werden. Die sind jedoch keine Zufallsprodukte, lassen sich vielmehr auf einen bestimmten Ursprung zurückleiten. Und man kann auch das umgekehrte Verfahren einschlagen: von der Erkenntnis zur Schlußfolgerung. Bliebe nichts weiter wie dieser Weg, so hätte Deutschland immerhin bewiesen, daß das von ihm hergestellte System wirtschaftlicher Vorstellungen keine Gefahr läuft, unter der Last fiktiver Werte zusammenzubrechen. Nicht ganz so sicher scheint dieser Effekt bei den Größen der Entente zu sein.

Soldatengräber und Kriegerehrung

von Walter Curt Behrendt

Mit würdigem Ernst und mit bewährtem Organisationstalent beginnt die Nation die Frage zu erörtern, wie sie das Gedächtnis ihrer gefallenen Söhne in künstlerischen Erinnerungszeichen feiern und lebendig erhalten soll. Wenn auch heute, und man darf im Hinblick auf die abschreckenden Beispiele aus den letzten Jahrzehnten wohl sagen glücklicherweise, eine gewisse Abneigung gegen Denkmäler zu beobachten ist, so soll doch für jeden, der draußen vor dem Feinde sein Leben für das Vaterland hergegeben hat, ein schlichtes Denkzeichen, ein einfaches Holzkreuz, ein prunkloser Grabstein oder eine ehrende Inschrifttafel geschaffen werden. So entspricht es dem Wunsche und dem natürlichen Gefühl des Volkes. Hier nun sieht sich die Baukunst vor eine Aufgabe gestellt, für die sie heute sehr schlecht vorbereitet ist. Vor den großen und kleinen Aufgaben der Idealarchitektur, die, wie die ideale Kunst überhaupt,

„von der Notwendigkeit der Geister, nicht von der Notdurft der Materie" ihre Vorschrift empfängt, hat sie im Laufe des letzten Jahrhunderts fast immer versagt. So schwer das Eingeständnis solcher Schwäche auch fallen mag, gegen die Tatsache selbst wird sich, so betrüblich sie auch ist, ein stichhaltiger Einwand kaum erheben lassen. Selbst bei wohlwollendster Prüfung und größter Nachsicht wird es nicht gelingen, in dem architektonischen Schaffen der letzten hundert Jahre irgendwelche selbständigen oder gar schöpferischen Leistungen des Kirchen- und Denkmalbaues nachzuweisen. Die wenigen Werke dieser Zeit, die sich durch eine besondere künstlerische Eigenart auszeichnen, gehören dem Gebiete der Nutzarchitektur an: es sind Gewächshäuser, Wohngebäude, Wassertürme oder Fabrikanlagen. Dieser Einseitigkeit ist sich die neuere Baukunst auch völlig bewußt. Und sie hat sich daher, im Gefühl ihrer Schwäche, den Aufgaben der Idealarchitektur gegenüber zu einem tendenzvollen Puritanismus bekehrt, der sich mit einer etwas äußerlichen und lediglich formalen Behandlung der architektonischen Probleme begnügt. In solcher verzichtender Selbstbeschränkung aber liegt unter den gegebenen Verhältnissen die einzig sichere Garantie für den Erfolg. In Zeiten der Schwäche ist es zweifellos vorzuziehen, daß sich die Kunst mit einfachen, aber wahren Formen begnügt, auch wenn sie den großen Inhalt im Innersten nicht zu erschöpfen vermögen, statt daß sie einem leeren Pathos verfällt und mit erborgtem Zeremoniell eine seelische Vertiefung vortäuscht, die der Gegenstand im Grunde zwar fordert, deren sie in der Tat aber nicht fähig ist. Daß die Baukunst aber heute in solcher Weise aus ihrer Not eine Tugend zu machen versteht, daß sie zu solcher Selbstbeschränkung überhaupt bereit und fähig ist, das dankt sie letzten Endes doch auch der disziplinierenden Erziehung durch die neuartigen, zu strenger Sachlichkeit zwingenden Aufgaben der Profanarchitektur, an deren Lösung sie zu gesunder Ehrlichkeit erstarkt ist. Wenn daher jetzt dieselben Grundsätze eines vielleicht nüchternen, im Grunde aber ehrlichen und durchaus aufrichtig gemeinten Puritanismus, die sich im letzten Jahrzehnt bereits allgemein für die Behandlung der Sakralarchitektur und der Friedhofskunst eingebürgert hatten, auch bei den mannigfachen Aufgaben der Kriegerehrung angewendet werden sollen, so wird man sich damit abfinden müssen. Zu wünschen wäre es freilich gewesen, daß in den Bearbeitungen dieser Aufgaben auch etwas von jener inbrünstigen Innerlichkeit zu spüren wäre, die sich plötzlich und den meisten unvermutet bei Ausbruch des Krieges in der Volksseele offenbarte, daß etwas von jener religiösen Volksbegeisterung darin lebendig geworden wäre, die allen, die die ersten Augusttage des Jahres 1914 miterlebt haben, unvergeßlich bleiben wird. Denn nur wenn es gelänge, diese Stimmung künstlerisch auszuprägen, könnte die gestellte Aufgabe eine Lösung finden, wie sie dem großen Geist dieser Zeit

entsprochen hätte. Da dazu nun freilich wenig Aussicht vorhanden ist, mag man sich mit einem Worte Carlyles trösten, der vom Puritanismus einmal gesagt hat, er lobe zwar nicht die nackte Formlosigkeit, im Gegenteil, er bemitleide sie, er lobe nur den Geist, der sie unvermeidlich gemacht hat.

Diese einschränkenden Bemerkungen vorausgesetzt, muß von den künstlerischen Bemühungen, den allerorten sich regenden Wünschen des Volkes Ausdruck zu geben und seinem Gefühl der Pietät und Dankbarkeit eine würdige Form zu finden, mit größter Achtung doch gesprochen werden. Es entspricht durchaus den theoretisierenden Neigungen der modernen Baukunst, daß die mit den Aufgaben der Kriegerehrung zusammenhängenden Fragen zunächst einmal nach der prinzipiellen Seite behandelt und untersucht worden sind. Man hat mit großer Gründlichkeit festgestellt, wie die Aufgabe nicht angefaßt werden darf, und macht nun das Ergebnis dieser Untersuchungen nutzbar, um eine energische Abwehr gegen die Unkunst zu organisieren. Und es ist dankbar anzuerkennen, daß die Künstler in diesen Bestrebungen auch von den beteiligten Behörden unterstützt worden sind. So sind vor kurzem die preußische Akademie der Künste und die Akademie des Bauwesens mit einer eindrucksvollen Kundgebung hervorgetreten, in der sie warnend ihre Stimme dagegen erhoben haben, die künstlerischen Aufgaben der Kriegerehrung untergeordneten Kräften anzuvertrauen. Und in der richtigen Erkenntnis, daß die würdige Ausgestaltung der Soldatengräber durchaus als eine Aufgabe der öffentlichen Kunstpflege zu betrachten ist, hat vor kurzem das preußische Kriegsministerium in Gemeinschaft mit dem Kultusministerium eine Reihe namhafter Künstler in die Etappengebiete entsandt und sie beauftragt, auf der Grundlage der vorgefundenen Situation Vorschläge für die künstlerische Ausgestaltung, Pflege und Erhaltung der Kriegergrabstätten auszuarbeiten. Das ist inzwischen nun geschehen, und die Ergebnisse dieser Vorarbeiten sind jetzt der Öffentlichkeit unterbreitet worden. Einmütig haben diese Männer ihre Eindrücke dahin zusammengefaßt, daß die Grabstätten, soweit es irgend möglich ist, an der Stelle und in der Form, in der sie von den Truppen selbst angelegt wurden, belassen werden sollen. Dieses ist ein Vorschlag, der einer gesunden natürlichen Empfindung entspringt und darum allgemein beherzigt werden sollte (auch von denen, die den sehr begreiflichen Wunsch in sich fühlen, die Gebeine ihrer Gefallenen jetzt oder später, nach Friedensschluß, in die Heimat überführen zu lassen, um sie in ihrer Nähe und ihre Gräber persönlicher Pflege dauernd zugänglich zu haben). Wer einmal die ergreifende Wirkung in sich verspürt hat, die von diesen einfachen Soldatengräbern auf dem Schlachtfeld ausgeht, wird keine bessere Lösung mehr für möglich halten. Ein einfaches Holzkreuz auf freiem Felde oder unter einer

Baumgruppe, aus unbehauenem Birkenholz gezimmert, geschmückt nur mit dem Helm und dem Waffenrock des Gefallenen, ein schlichtes Mal am Rand eines Waldes oder auf der kahlen Kuppe eines Hügels, aus Findlingen oder rohen Feldsteinen errichtet, das sind die eindringlichen Wahrzeichen, die die Stätten mutigen Soldatentods bezeichnen. Es ist nicht etwa Kunst, was die ergreifende Wirkung dieser schlichten, oft unbeholfen gestalteten Erinnerungsmale auslöst, es ist die unerhörte Kraft urechten Gefühls und die elementare Ursprünglichkeit einer die Schicksalsverwandtschaft fühlenden und offenbarenden Gesinnung, die in diesen Zeichen lebendig ist. Und man wird diese Anlagen, wie mit Recht betont worden ist, auch für die Zukunft am eindrucksvollsten in Ehren halten, wenn man sie, unter Vermeidung jeden architektonischen Aufwands, gegen vorzeitigen Verfall schützt, wenn man den Begräbnisplätzen durch Umwehrungen aus Feldsteinmauern oder Heckenzäunen einen Abschluß schafft und die Grabkreuze und Denkzeichen in einem Wind und Wetter überdauernden Material erneuert. In manchen Fällen wird allerdings eine Erhaltung der ursprünglichen Grabstätten nicht möglich sein. Oft werden Einzelgräber, die auf offener Feldflur verstreut liegen, nur durch Zusammenlegung und Einfügung in größere Soldatenfriedhöfe vor vorzeitigem Vergehen geschützt werden können. Auch wo Gräber in der Nähe von Gehöften und Siedlungen liegen und den Brunnen gefährlich werden können, werden Umbettungen unvermeidlich sein. Solche Exhumierungen sind im Osten selbst für Massengräber notwendig gewesen und auch an einzelnen Orten in größerem Umfang schon bewerkstelligt worden. Man hat angeregt, in solchen Fällen den historischen Kampfplatz durch einen größeren Denkstein oder, nach einem Vorschlag des Bildhauers Adolf Hildebrand, durch einen ummauerten, von gewaltigen Baumkronen überschatteten Tumulus zu kennzeichnen. Im übrigen aber gilt es, für den neuen Begräbnisplatz einen Ort ausfindig zu machen, der durch seinen landschaftlichen Charakter der geweihten Stätte einen würdigen Rahmen zu geben vermag. In jeder Landschaft wird man bei aufmerksamer Betrachtung ein Stück heroischer Natur finden, das solcher Absicht Erfüllung geben kann. Oder man wird bei der Platzwahl vielleicht noch lieber den Anregungen folgen, die in vielfach wechselnder Form die Lage älterer volkstümlicher Glaubensstätten bietet. Die Standorte alter Dorfkirchen und Wallfahrtskapellen, Wegekreuze und Bildstöcke sind oft unbewußt, doch deutlich erkennbar, in der Absicht gewählt, auch durch den besonderen Eindruck der Landschaft zu wirken und durch diese Wirkung das Gefühl der Andacht in bestimmter Weise zu erregen und zu vertiefen. Mit Recht hat Ratzel einmal auf diese Beispiele hingewiesen, um zu zeigen, wie wunderbar feinfühlig sich oft der Glaube mit einem alten unbewußten Natursinn verbindet. „Kaum eine dieser Glau-

bensstätten, die nicht den Blick über ein weites fruchtbares Land, oder die von selbst zur Umschau anregende Lage auf einem Gebirgskamm, oder die Schauer einer Waldestiefe mit dem religiösen Empfinden zu vereinigen gesucht hätte." Wo in solcher Weise die natürliche Situation genutzt wird, um an geweihter Stätte die Gefühle der Andacht zu verstärken, wird jeder künstlerische Schmuck ganz von selbst schon überflüssig erscheinen. Es wird in solchem Falle genügen, den Eingang zu dem Begräbnisplatz durch ein paar Bäume, Birken, Pappeln oder Trauerweiden zu betonen und im übrigen für eine Bepflanzung der Anlage zu sorgen, die auch ohne besondere Pflege zu gedeihen vermag. Ja, es ließe sich denken, daß für solche Zwecke mit voller Absicht sogar ein wild wucherndes Gestrüpp — wilde Rosen etwa, Heinbuchen- oder Brombeersträucher, Efeu und Heidekraut — als Grabesschmuck gewählt wird, um auf solche Weise, durch den bewußt betonten Gegensatz dieser dicht verwachsenen Anlagen zu dem friedlichen Bilde bebauter Felder, die rauhe Art des Soldatentodes zu kennzeichnen.

Dieses sind, kurz zusammengefaßt, die Vorschläge, die von den Künstlern in amtlichem Auftrag ausgearbeitet und in der Form von Leitsätzen niedergelegt worden sind und nach denen nun auch auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen verfahren werden soll. Namentlich auf den Schlachtfeldern des Ostens werden sie noch in vollem Umfang zur Anwendung gebracht werden können, da hier die vorhandenen Anlagen, infolge des ständigen Ortswechsels der Heere, fast ausnahmslos noch unangetastet sind. Anders im Westen, wo die Truppen durch den Stellungskrieg zu unfreiwillig langem Aufenthalt an einzelnen Orten gezwungen sind und dadurch Zeit und Gelegenheit gefunden haben, die Ausgestaltung der Begräbnisplätze selbst in die Hand zu nehmen. Auch hier ist, unter Mitwirkung bekannter Architekten, manches eindrucksvolle Denkmal kameradschaftlicher Treue entstanden — es sei nur an die schöne, durch Abbildungen bereits weithin bekannt gewordene Friedhofsanlage in Namur erinnert, die nach Entwürfen der Architekten Helbing und Kreis ausgeführt ist. Es konnte indessen gerade hier auch nicht ausbleiben, daß in bester Absicht bisweilen künstlerische Kräfte von zweifelhafter Befähigung, die sich zufällig bei der Truppe befinden, mit der gefährlichen Aufgabe betraut worden sind. Der gute Wille allein aber kann hier mehr schaden als nützen, und so konnte es geschehen, daß bereits manche Anlage durch aufdringliche und mit unzulänglichen Mitteln ausgeführte Erinnerungsmale verdorben worden ist.

Es sind daher, um erzieherisch auch in dieser Richtung zu wirken, für die künstlerische Durchbildung des Gräberschmucks, für Kreuze, Denksteine und Erinnerungszeichen von Bauberatungsstellen, von Architekten- und Kunstgewerbevereinen zahlreiche Musterentwürfe aufgestellt worden,

die in Wanderausstellungen der Öffentlichkeit gezeigt und in billigen Publikationen als Anregung für die Truppen sowohl, als für die heimischen Handwerksmeister verbreitet werden. Übereinstimmend zeigen alle diese Entwürfe eine auffallende Enthaltsamkeit im Ornamentalen, was wohl darin seinen Grund hat, daß es der Zeit an allgemeinverständlichen Symbolen fehlt. Sehr oft, und fast möchte man sagen allzu oft, findet man die einprägsame Form des Eisernen Kreuzes ornamental verwertet. Im übrigen aber wird auf das triviale Spiel mit leichtverständlichem allegorischen Zierat, mit Urnen und allerhand kriegerischen Emblemen, wie es namentlich die Denkmalkunst der Befreiungskriege mit Vorliebe übte, glücklicherweise verzichtet und die ornamentale Wirkung vor allem in einer schönen, gut verteilten Schrift gesucht. Bisweilen macht sich in diesen Entwürfen eine Einfachheit bemerkbar, die schon nicht mehr absichtlicher Zurückhaltung, sondern einem uneingestandenen Mangel an Einfällen zu entspringen scheint und fast als ein Zeichen von Gedanken- und Gefühlsarmut empfunden wird. Wo aber andrerseits eine gewisse Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Erfindung zutage tritt, wie namentlich in den vom österreichischen Kunstgewerbeförderungsamt in Wien herausgegebenen Entwürfen für Soldatengräber und Kriegsdenkmale — es sind Arbeiten von Schülern der Kunstgewerbeschule in Wien, — da wird man auch nicht recht zufrieden: hier erscheint der Gegenstand wieder zu geschickt, zu leichtfertig, in des Wortes eigentlicher Bedeutung, behandelt und die Lösungen schmecken allzusehr nach ästhetisierendem Kunstgewerbe. Alles in allem aber findet man unter den vielen Entwürfen manchen bemerkenswerten Vorschlag, auch allerlei nützliche Anregungen dafür, wie neuartige Materialien, zum Beispiel der Kunststein (Beton), oder auch lang vernachlässigte Techniken, etwa die Terrakotta und das Gußeisen, das ältere Zeiten in meisterhafter Weise zu behandeln wußten, für den Gräberschmuck verwendet werden können. Die farbig bemalten Kreuze aus Holz und Schmiedeeisen, wie sie besonders von süddeutschen Architekten, in Anlehnung an Beispiele volkstümlicher Friedhofskunst, in Vorschlag gebracht wurden, werden bei den in Hinsicht der Farbe meist sehr puritanisch empfindenden Norddeutschen wenig Verständnis finden. Vielleicht zu Unrecht. Denn es klingt in dieser Farbigkeit, die freilich nicht zu aufdringlicher Buntheit gesteigert werden sollte, eine fast symbolisch wirkende Erinnerung an das farbige Soldatenkleid an, das der Gefallene im Leben trug, und wer auf dem nach Gräffels Plänen inmitten des Münchener Waldfriedhofs angelegten Soldatenfriedhof die Gruppen und Reihen der gleichförmig sich wiederholenden farbigen Holz- und Eisenkreuze gesehen hat, wird diesen Eindruck bestätigt finden.

In diesen Ehrenfriedhöfen aber, auf denen die Gebeine der in die Heimat überführten Gefallenen beigesetzt und die in den einheimischen

Lazaretten verstorbenen Soldaten begraben werden sollen, entstehen jetzt allerorten in Stadt und Land würdige Gedächtnisstätten, denen schon durch die Nähe der Toten die rechte Weihe verliehen wird. Hier ruhen die Opfer des Krieges in langen Reihen nebeneinander gebettet, und der gleichförmige Schmuck der Gräber deutet darauf hin, wie diese Männer auch im Leben alle Lasten und Gefahren kameradschaftlich geteilt haben. Im Mittelpunkt der Anlage mag dann ein größerer Denkstein die Namen aller derer künden, die fern der Heimat in fremder Erde ihr Grab gefunden haben. In kleinen Orten, wo für solche umfangreicheren Anlagen weder ein Bedürfnis besteht, noch die Mittel für ihre künstlerische Ausgestaltung vorhanden sind, wird eine einfache Gedenktafel an der alten Linde auf dem Dorfanger, in der Kirche oder am Rathaus der Gemeinde genügen, um die Namen der Gefallenen der Nachwelt zu überliefern. Bei allen Aufgaben der Kriegerehrung aber wird es immer am richtigsten sein, den alten Sitten und Volksgebräuchen zu folgen, wie sie sich besonders auf dem Lande aus früheren Kriegszeiten noch lebendig erhalten haben. Auf diesem Wege wird man das natürliche Empfinden des Volkes sicherer treffen, als mit schwulstigen Denkmalsentwürfen und aufdringlichen Monumentalprojekten, die einer romantisch ausschweifenden Künstlerphantasie ihren Ursprung verdanken. In die Reihe dieser utopischen Vorschläge gehört zum Beispiel auch der unglückselige Gedanke, zur Ehrung der Gefallenen allerorten Heldenhaine anzulegen, für jeden Toten zum Gedächtnis eine Eiche zu pflanzen und die ganze Anlage allmählich zu einem Volksversammlungsort „für Weihefeste deutscher Gesamtkunst" auszugestalten. Aus dem ganzen Plan spricht, wie schon aus der pathetischen Bezeichnung „Heldenhaine", eine verdächtige Sentimentalität, für die gerade bei denen, die draußen für die Freiheit des Reiches gestritten haben, wenig Verständnis vorhanden sein dürfte (und die nirgends auch weniger angebracht erscheint als bei den aus der Ehrung der Vaterlandsverteidiger erwachsenden Kunstaufgaben). Im übrigen stößt auch die technische Ausführung dieses Gedankens auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Bei den mehrstelligen Ziffern, die in einzelnen Städten die Zahl der Gefallenen schon erreicht hat, würden sich diese Haine zu ausgedehnten Waldungen auswachsen, die sich als regelmäßige Kunstform weder gestalten noch erhalten ließen. Andererseits würden diese Anpflanzungen auch von den Mitlebenden und den eigentlichen Zeitgenossen dieses Krieges kaum mehr als wirksames Erinnerungsmal empfunden werden können, weil die dünnen Eichenstämmchen in den ersten Jahren nur einen sehr dürftigen Eindruck geben werden.

Die große Aufgabe aber, ein nationales Kunstdenkmal von dieser Zeiten Ernst und Größe zu schaffen, vertage man getrost auf eine bessere Zukunft, bis zu ihrer Lösung wieder künstlerische Kräfte zur Verfügung stehen, die

auch den seelischen Inhalt der Aufgabe zu erfassen und seinem religiösen Grundgedanken die überzeugende Form zu finden wissen. Wie sehr der Gegenwart die Fähigkeiten zu einer solchen Lösung fehlen und in welchem Geiste dereinst dieses Monument auszuführen wäre, das mag man den Worten Schinkels entnehmen, mit denen er seinen als Denkmal für die Befreiungskriege gedachten Entwurf zu einer Kathedrale auf dem Leipziger Platz in Berlin begleitete. Durch wenigstens anderthalb Jahrzehnte hindurch, so schrieb er, müßte die Errichtung dieses Monuments der Zentralpunkt aller höheren Kunstbetriebsamkeit des Landes werden, alle vorzüglichen Künstler müßten daran arbeiten, und die höchste Vollkommenheit in der Ausführung würde durch den Lauf dieses Zeitraums eine so wohltätige und praktische Schule werden, daß der echte Sinn der Künstler und der Gewerke darin wiedergeboren würde.

Vier Bücher vom Schicksal

von Oskar Loerke

Ein erstaunlich reiches Buch von Alfred Döblin, dessen kleine Gefolgschaft nun hoffentlich zur großen Gemeinde wird, „Die drei Sprünge des Wang-lun" (S. Fischer, Verlag) schildert Entstehung, Wachstum, Verfolgung und Ausrottung des chinesischen Bundes der Wu-wei, der „Wahrhaft Schwachen". Er haust zur Zeit des Kaisers Khien-lung in Tschi-li; Menschen aller Volksstufen gehören ihm an, ehemalige Handwerker, Kaufleute, Soldaten, Wüstlinge und Dirnen, Literaten und Kandidaten. Die Mitglieder betteln und arbeiten, haben kein religiöses Dogma, kein Götterbild, keine feste Wohnstätte. Sie sind insgesamt aus harter Erfahrung entsprungen und haben ihre rettende Weisheit in der Lehre ihres Führers Wang-lun gefunden, die beste Art des Daseins sei, dem Schicksal nicht zu widerstreben, – wie der Mann, der seinen Schatten fürchtete und seine Fußspuren bis zur Erschöpfung floh, endlich zur Einsicht kam, daß er an einem schattigen Orte keinen Schatten warf und keine Fußspuren hinterließ, wenn er sich ruhig verhielt. Das Zittern der Ehrfurcht vor dem Schicksal und das Schauern der Erkenntnis hat sie alle gepackt. Man hat uns nicht gut getan, man wird uns nicht gut tun: das ist das Schicksal. Morden und Rächen bringt nicht von der Stelle: das ist es auch. Wie sieht es aus? „Wie eine Leiche; sie läßt sich nicht ansprechen, nicht besänftigen, nicht erzürnen; du kannst nach ihrer Seele mit Tüchern wedeln in Gärten, auf dem Dache, vor der Tür, im Hof." Kampf wird

nichts ändern. Übrig bleibt, Großes und Kleines zu tragen, wunschlos, ohne Schwergewicht „wie das weiße Wasser schwach und folgsam zu sein, wie das Licht von jedem dünnen Blatte abzugleiten." Wasser nimmt die Form jedes Gefäßes an, Wasser kann in keinen Krieg verwickelt werden. „Unser Buddha blickt uns aus Himmel, Bergen und Bächen an; die Donnerschläge grüßen ihn besser als Pauken und Gongs; sein Weihrauch sind Wolken und Wind, er trinkt seinen Tee aus den fünf Seen und den vier Meeren. Unmerklich wie bodenständige Kresse wachsen unsere Häuser von der Erde ab, achten die Geisterpulse und Luftströmungen; so machen wir uns ähnlich dem Tao, dem Weltlauf." Das ist ihre Weisheit. —

Auf eine großartige Weise und mit starker Künstlerschaft kündet der Dichter, wie die Welt wohl Weisheit ist, aber die ganze, und wie die Welt als Weisheit daher nichts anderes neben sich duldet. Wir können nur werden wie Wasser, aber nicht Wasser, können sein wie ein Blatt, aber sind nicht Blatt von Anbeginn. Das Bad der Erkenntnis kann zwar in uns selbst erweichen und auflösen, was vor der Erkenntnis lag, wir brauchen das andere nicht mehr zu sein, aber dieses andere ist Wir und ist immer. Aus dem Zwiespalt, daß ist, was nicht ist, und Ärger, Schaden und Verfolgung fortzeugt, fließt die Tragik der „wahrhaft Schwachen". Wang-lun, der Begründer der Bruderschaft, Sohn eines Fischers, war Betrüger, Dieb, Totschläger, und er muß ein Mann der Gewalt bleiben bis ans Ende. Wie konnte die Lehre vom Nichtwiderstreben in ihm stark werden, Tausende werben? Gerade wegen dessen und weil sie davon nicht berührt wird. Weil, wie er es einmal ausdrückt, der Himmel die Gestirne hat, aber nichts von ihnen hat. Das Leiden ist eine Gabe der Kraft, das Nichtwiderstreben ein Widerstreben. Wang-lun lernt die Lehre von der Beschaulichkeit bei dem Priester Ma-noh, der keine solche Last an Unrat und Unrast der Vergangenheit zu tragen hat, und sofort schlägt der Adept den Lehrer in der Macht der Versenkung, er wächst, während der andere, sich gleichbleibend, schrumpft; der andere neidet, er umarmt. Er war schon, was er wird: ein Hauptmann hatte ihm den Freund erschlagen, er erschlug den Hauptmann und floh — vor einem Gesicht: ihn schreckte nicht die Roheit des Mordens, sondern das Entsetzen vor dem Verborgenen, das in der Roheit erschien, — vor dem Schicksal. Daß Menschen, von Müttern geboren, es dem Himmel nachtun wollten! Zu töten! Solcherlei Entsetzen befiehlt dann: „Das Chikraut kann blühen, wo es will, nichts ist jetzt mehr, was ich erlebt habe." Er erlebt nur noch das Stillhalten vor der Gewalt, mit so verbissener Wut, daß er seiner Gemeinde die Brunnen vergiftet, weil sie sich gegen die Ausrottung durch kaiserliche Soldaten wehrt. Weh ihnen! Weh ihm: er widerstrebt, um nicht zu

widerstreben, vergeht sich, um sich nicht zu vergehen. Aus dem Zirkel kommt er nicht. Und nicht lange darauf ist er selbst in seiner Schar kriegerischer Anführer, weil es kriegerische Anführer des Kaisers gibt. Sein Panzer und Argument? Blitze, Bergstürze, Feuer, wilde Tiere, Schlangen, auch Dämonen können uns umbringen, es gibt kaum eine Rettung davor, aber der Kaiser, ein Mensch wie ich? Darum: Pfeile vor: treffen! Was aber ist dann geschehen? Der Zirkel! Der Kaiser darf nun sagen: Ein Mensch wie ich? – er, zwar nicht zu den Wu-wei gehörig, aber auch ein Versunkner, eingetaucht „in die grauenhafte Höhe, das abgöttische Licht seines Ranges". Das Bild im Spiegel kommt soweit heran, wie man ihm entgegentritt, nie können die beiden ineinander eingehen. Es gibt so viele Wu-wei, wie viele Menschen daran teilnehmen, Hunderte, Tausende. Der eine lebt die Lehre wie seinen Leib, der andere hat sie an wie das Kleid eines Hanswursts, der dritte grimassiert sie nach wie ein geschickter Affe. Da sie aber doch eine Einheit sein soll, kann sie sich nur in die Formen retten, die sie bricht: sie trägt die Merkmale von Familie, Kirche, Staat. Das einige Schicksal zerfällt wieder in Schicksale, und schließlich hat jeder wie Wang-lun nur das seine gehabt. Am Ende seiner Bahn erkennt Wang-lun in einem Halunken, Räuber und Verräter, der kein wahrhaft Schwacher ist, etwas wie einen Bruder und Doppelgänger, – das sind gewaltige Seiten in Döblins Buche. „Daß wir unser Wu-wei auf den Händen tragen müssen, mit Schwertern, mit Beilen!" Zuerst war er der Körper eines Geistes, jetzt ist sein Werk der Geist seines Körpers. Und doch bleibt das Werk gut, wenn sein Reinstes auch nur Schwermut ist. „Immer liegt irgendwo so Wolken, Wasser, Unbestimmtes, das nach Jahren sich besinnt und mich haben will", und: „Ich werde irgendwo irgendwann einschlafen, ohne zu wissen, warum das alles gewesen ist." – Der große Hauptfluß der Ereignisse nimmt eine Unzahl von Einzelleben auf, die alle nicht gewöhnlich verlaufen und außerdem durch wachsame dichterische Bemeisterung immer an den Stellen Prägung aufweisen, wo auch das Allgemeinsame besonders wird. Das Buch, über 500 Seiten stark, wäre leicht auf 1000 zu drucken gewesen und macht doch den Eindruck des knapp Konzentrierten und, wo nicht alle Einzelheiten aufgesogen sind, des eng Gedrängten. Der Geschmack der chinesischen Landschaft und chinesischer Menschen ist so stark, daß wir die Frage vergessen, woher der Dichter soviel Kenntnis und Sicherheit gewonnen habe und ob wohl alles mit der Wirklichkeit übereinstimme. Hier könnten Tu-fu und Li-tai-pe ihren Alltag und Sonntag haben, in diesen Ebnen und Bergen voll Schönheit und Stärke, in dieser Luft voll trocknen Dämonen, Geistern und Gespenstern, die man wie Haustiere verehrt, ja, die man weiß wie Bäume, Steine und Wege.

Leonhard Frank, „Die Ursache", Erzählung (München, Georg Müller). Der Dichter Anton Seiler, Dreißiger, Sohn eines Wagnergesellen, fährt aus unvermitteltem, heftigem Drange von Berlin in seine Heimatstadt, kehrt zurück, fährt sofort wieder hin und besucht seinen Lehrer Mager. Eine Demütigung hat Mager ihm vor 22 Jahren angetan. Während seine Mitschüler ins Wirtshaus gehen durften, mußte er vor dem Zaune stehen, weil er nicht die zehn Pfennige hatte, um ein Glas Milch zu bezahlen. Das ist gutzumachen. Darum fährt er, darum tritt er ein bei dem Lehrer. Nach Minuten hat er ihn erwürgt. Er wird verhaftet, verurteilt und hingerichtet. — Jawohl, die Ursache des Mordes war jene lang vergessene Demütigung dafür, daß er nicht die zehn Pfennige gehabt hatte. Weil er damals ein Ungeheures, ein Weltgesetz verletzt fühlte und es in starrem Erstaunen hinnahm, und dann wieder dasselbe und wieder, verlor er die Ehre vor allen Demütigungen, und schließlich verzehrten Bitterkeit und Verzweiflung den Stoff des Lebens. Mit der hellsichtigen, daher bedürfnislosen Kraft der Wahrheit hat Frank den Besuch bei dem Lehrer gezeichnet, diesem Mager, der schon in der ersten Geschichte des Dichters von der „Räuberbande" seine Geißel über jungem Leben schwang. Mager wird alt und milde sein, wie Seiler gealtert ist? Mager wird mit einem winzigen beiläufigen Wort das Unrecht auszuwischen bereit sein? Dann hat das erschütterte Firmament seine Feste wieder! Nein! Der Lehrer steht da wie einst, aufrecht, zäh „mit dunkelrotem Haarkranz, vollkommen unverändert". Seiler sieht es entgeistert. Und Mager handelt an einem Schüler, der eben Hefte abholen kommt, wie vor 22 Jahren. Da ist Seiler acht Jahre alt wie damals. Die Seele hat kein Alter. Zwischen der Verwundung und ihrer Rächung liegt kein Zwischenraum. Der Sinn der Ereignisse verknüpft sich in ewigem Raum außerhalb der Zeit. Im Lichte dieses Blitzes liegt das ganze Leben des Helden. Die Geschichte, mit dem Abschlusse beginnend, läuft dadurch einen rapiden Lauf. Alles Rückwärtige ist eisern eindeutig, Ahnungen, die einmal frei schienen nach allen Winden, fiebern nun nur nach dem Morde, Kindheitssekunden tragen das letzte Brandmal. Frank hat die scharfe Geistigkeit der verzweifelten Seele mit grausamer Sicherheit des Griffs aus dem Fließen des Alltags hervorgerissen: Gespräche Seilers mit der Mutter, die Szene bei einer Dirne, der Besuch vor der Tat sind Meisterstücke, ganz Prosa, ohne Gift und Wein, Minuten, wie sie folgenlos millionenweise verrinnen könnten und doch mit dem Geruche der Unerbittlichkeit. — Frank mißt aber mit dieser Unerbittlichkeit nicht den ganzen Umkreis seiner Erzählung aus. Er beugt je weiter je mehr das Recht, nach dem er richtet. Sein Seiler weicht der kalten Schärfe des mechanischen Zwanges von Ursache und Wirkung nicht aus, fühlt aber nicht

die Ananke, nach der bei anderen eben dieses Ausweichen dieselbe Schärfe bleibt, vergißt mit der Wollust seiner ewigen Unschuld, daß jede Ursache eine Wirkung, jede Wirkung eine Ursache wird.

Vor Gott ist sein Unrecht aufgehoben, weil es nicht das zerstörende Böse, sondern das zerstörte Gute zur Ursache hat. Auch die Grausamkeit des Lehrers Mager hatte ihre Ursache so! Soll Mager getötet werden, darf, der ihn tötete, nicht getötet werden? Mag ihm der Gerichtshof, vor den er kommt, nicht zuständig sein; daß er einen zuständigen nicht findet, das hebt die Welt auf, die er gern bestätigt sähe! Man kann den Staatsanwalt gegen einen Menschen nicht ablehnen, wenn man dabei zum Staatsanwalt gegen die Welt wird. Mag einen Dichter der Haß, selbst die Wut beredt machen, mag er darüber pechschwarze und schwanenweiße Menschen wandeln lassen, so darf er nicht außerdem noch die einen nach Ellen, die andern nach Spannen messen. Frank kann dafür zuviel. So wollen wir an seinen Geschöpfen das unverkürzte Glück und die Größe sehen, die darin liegt, auf großer Höhe zu stehen und daher auch aus großer Höhe in große Tiefe zu stürzen und sich zu zerschmettern, wo andere nur stolpern und höchstens etwas verstauchen. Zu den ersten gehört Anton Seiler noch nicht ganz, zu den zweiten noch weniger die Philister um ihn. Aber die Mutter Seilers steht in der Gerechtigkeit des Schicksals oder in ihrem irdischen Vorhof.

Das neue Buch von Theodor Däubler „Mit silberner Sichel" (Hellerauer Verlag, Dresden-Hellerau) ist in drei Teile geteilt, die alle zu Überschriften Symbole der Bewegung setzen: das Segel, das Rad, den Flügel. Das ist zunächst erstaunlich, weil wir in eine mondstille, traumbezauberte Welt eintreten. Unser Führer darin sagt selbst im Einleitungsgedicht vom „geheiligten Mond": er „beschwichtigt die Berge" und hält „unsre frierenden Flüsse zurück". Aber in denselben Strophen heißt es: der Mond „ist der Zwang eines nahenden Klanges" und: „du sichelst dahin wie ein Schauen im Schlafe". Dieses Schauen im Schlafe erntet er, Wahrheiten einer mondsüchtigen Welt, — mit silberner Sichel. Er träumt einen aktiven Traum und duldet allein das Bild, das der über ihn wirft, oder wie das Motto aus Angelus Silesius die Überschrift des zweiten Teiles erläutert: „Nichts ist, was sich bewegt, du selber bist das Rad, das auf dich selbsten läuft und keine Ruhe hat." Mit Hochmut und Demut zugleich drückt er das an vielen Stellen auf seine Weise aus. „Ich kann es nicht wissen: lenken wir uns selber? Es soll sich der Herr auf uns, nicht wir auf ihn verlassen." So bekümmert er sich denn um das immer dauernde Reich des Geistes, an das er glaubt, oft spielerisch tiefsinnig, oft tiefsinnig spielerisch. Da ihm die kosmischen

Erscheinungen über seinem Haupte und unter seinen Füßen tägliches Erlebnis sind, geben sie ihm die nächste Sicherheit. Die Erde ist später als die Sonne, der Menschengeist später als die Erde, aber noch durch Schwere der Körperlichkeit gehemmt; so muß der Weg vorwärts durch eine Reinigung von diesen Trübungen gehen. Der Traum ist eine wachsamere Wirklichkeit als die von äußerlichem Licht erhellte. Kühn spricht er aus: „Der heimliche Unglaube ist mein Leib. Wäre ich überzeugt, so wäre ich nicht." Überzeugenden Unglauben flößt er selbst in seinen abstrusen und barocken Deutungen ein, die, läsen sie viele, viele verlachen und verspotten würden. Sie sind in doppeltem Sinne voreilig, auch in dem wörtlichen, „ahnungslose Schöpfungstriebe, unvermutete Glaubensregungen". Er gleicht dann einem Menschen, der Kornähren abrupft, die nun nicht auf die Mühle kommen und nie Brot werden können, aber es müssen ja auch nicht alle immer nur das gemahlene Korn umschaufeln, damit es nicht muffig werde. Und wer Prägungen geschaffen hat wie diese: „Der Blick, der dich bejaht, der deine Allheit einnimmt, sagt: es ist um dich geschehn," oder diese aus einem früheren Buche: „Woher die Ruhe bei so kurzer Frist? Weil die Ruhe nicht mehr Ich ist," oder diese: „Wir sind ewig und töten daher," — der findet auch abgelaufene Gedanken wieder einmal zum erstenmal, wie jenen über Malerei, daß die richtige Farbe eines Dinges seine Schwere aufhebe und es in Schönheit schweben lasse. Man muß das Aufheben und Schweben so wörtlich nehmen wie möglich. „Der Mensch ist der Flug." „Er verschmäht das Hinfliegen, du kannst sagen: das überläßt er seinen Freudigkeiten." „Der Adler ist des Menschen Kunst. Ohne des Menschen Erbauung gibt es keinen Adler." Däublers Mondwelt ist hermetisch geschlossen: draußen muß bleiben, wer sie nicht ganz und gar als Einheit annehmen will. Ihre Gedanken sind Gesetze, die niemand zwingen, Gesetze des Auges, denen das Innere zum Äußeren und darum das Äußere zum Inneren geworden ist. Soll neben diesen Gesetzen noch etwas anderes gleichgeordnet bestehen, so wird ein Denn und ein Weil oft unverständlich und unverständig bleiben. Däubler weiß selbst, wie unheimlich Gewöhnung ist, aber sie ist ihm zugleich eine Aufforderung, Neues, Unerhörtes zu erfassen mit diesem „mächtigen Trumpf des erobernden Gewissens". — Verlassen wir seinen Traum, so können wir aufzählen, was er zu seiner Verwirklichung benutzte: das Buch enthält Schilderungen der Landschaft auf der Insel Hiddensee und in der Bretagne, in Venedig und Paris mit Jahrmarkt und Tingeltangel, Meerbilder, phantastische Begebenheiten und zuletzt Hymnisches.

In Franz Werfels neuer Gedichtsammlung „Einander" (Kurt Wolff Verlag, Leipzig) ruft von der Mauer des Paradieses der Mensch in

den Garten: „Erbarm dich mein!" Und es schallt von drinnen zurück: „Erbarm dich **mein**!" In dem Gedichte „Sarastro" findet der Seufzer: „Wie ferne noch das Gottesreich auf Erden!" die Antwort: „Von dir durch Aug und Mund kann es begonnen werden. Der Heiland kommt nicht. Er ist Gegenwart." Dieses ist die Richtung der großen Kraft des Dichters, die ein gewaltiger Stoß aufgerüttelt hat. Ich bin! Das bis zur Verzweiflung Unfaßbare darin reißt ihm die Sinne und die Seele auf, und er empfängt aus der Welt bis in ihre äußerste Sichtbarkeit nichts als die Bestätigung dieses einen: Ich bin! Der Schrecken des Staunens bebt durch die ganze Ordnung, und darum zittern die Gesichte seiner Verse uns in diesem Schrecken des ersten Anblicks noch, wenn wir vor ihnen den Dichter vergessen haben. Das Ich bin hat sich so tief in das Du und Es gebohrt, daß jede Begier und Möglichkeit des Besitzes hin ist. Kein Alexander erobert mit Waffen die Erde, weil das Haben im Sein verlischt. Das Sein stürzt auch über alles Haben in uns selbst her. Der Herzschlag ist nur geliehen, der Atem ist Mörder, wir fallen uns als unsre Verfolger in den Rücken, die Sehnsucht reißt uns aus der Sehnsucht fort, alles ist Abschied und Abschied der Brunnen aller Worte. Alles, was ist und wird, ist und wird zum letztenmal: dies aber ist die sanfteste Empfindung des Ich bin, und da das Ich bin im Überall gefunden war, ist nun das Überall von Güte und Süße überströmt. „Alles Überall ist mütterlich." Der Dichter bittet die Gottheit: „Gib, in dein letztes Antlitz aufgelöst, daß alle wir einander Mütter werden." Dann, wie erst das furchtbare Erstaunen, wird jede kleine Liebe durch die ganze Ordnung rollen. Bedeckt eine Mutter ihr Kind, so deckt sie mit ihren Kissen „die frierenden Welten zu." Sie spürt: „Ich möchte viel Schluchzendes retten und bin es doch selbst, die weint." „Zartsein ist Weisheit, Milde ist Sinn." Der Strömende „für jeden Stahl zu leise, er wird am Ende diese Welt zerschmeißen". — So darf es heißen: „Gelichtet und gelüftet steht in uns auf der alte Ararat". So wird der Dichter ein Lob und Preis des Gütigen. Der Gütige hält die fortjagende Sekunde zur Ewigkeit an. Er ruft: „Veni creator spiritus!" und findet im Schauen des Hundes den weisen Blick Gottes. Was ist uns Hekuba? Alles ist sie uns. Des Gütigen ist das Regiment der Sterne, er hält die Welt wie eine Nuß in Fäusten, Krieg ist sein Wesen und Triumph sein Schritt. Und besser noch als der Gute ist das Gute. Es findet sein Bild und Zeichen, — die Träne. Musik löst sich für sie in Werfel los, er heißt sie Weltmeer des Herzens, liebliches Blut der Gottheit, klaren Planeten, Stoff der Gemeinschaft, denn er meint nicht die lösende, sondern die sammelnde und feurige Träne, nicht den Tod, sondern die Gebärerin der Musik. „Stärker als Tod ist Musik." Oder wie Mombert unvergänglich sagt: „Ich bin die Musik

der Welt. Und wenn Musik einschlafen könnte — ja, dann schlief' ich ein." Werfel hat teil an ihr, die in Klopstock, dem jungen Schiller, Hölderlin laut schlug und nicht einschlafen kann. Ist an ihm auch das alte Poetengeheimnis neu geworden, daß er aus dem Erahnen seiner Sternkonstellation seinen Rhythmus empfing und andre aus der Wahrheit seines Rhythmus die Wahrheit dieser Konstellation glauben müssen, so hat er darüber hinaus doch vielen das Wort vom Munde genommen, daß sie dafür in die Hände schlagen und ihm zurufen müssen. Er fühlt, wie Ältere uns auf ihre Weise zum Kampf gegen allerlei Härte und Unflat gewaltsam bewehren wollen und dabei das Schrecklichste tun, was man Menschen antun kann: sie wehrlos zu machen.

Geburt der nationalen Demokratie? / von Junius

Die sozialistische Reichstagsfraktion ist entzweigebrochen. Und: Herr von Bethmann Hollweg hat, zum erstenmal seit Beginn des großen Mordens, in der Sitzung vom April einen Zipfel des Schleiers gelüftet, hinter dem sich die deutschen Kriegsziele bergen. Auf dem Kalender des Chronisten stehen diese zwei Ereignisse rot verzeichnet. Rot, doch keineswegs mit dem Heiligenschein der Festtage umwoben.

I

Ich habe im letzten Hefte gegen Karl Kautsky, aber schon in früheren Jahren oft ausgeführt, daß das Festhalten an einer durch und durch reaktionären, entwicklungsfeindlichen, unwahren Auffassung der Internationale beim Zusammenprall mit den unbarmherzigen Realitäten des geschichtlichen Lebens zusammenbrechen mußte. Anstatt zur europäischen Diktatur, zur berühmten dictature européenne, zu reifen, die Schwärmer um und nach und gegen Marx erträumten, hat sich das Proletariat in eine Arbeitsgemeinschaft mit dem kapitalistischen Gegenwartsstaat und den bürgerlichen Verwaltern der Produktionsmittel hineinentwickelt. Es wurde durch eine Reihe von politischen Emanzipationen und durch die sozialpolitische Gesetzgebung schrittweise gezähmt, verbürgerlicht, an den Spitzen nationalisiert; — diesen Prozeß könnte man ohne Übertreibung eine wahre Gegenreformation gegen den revolutionären Orthodoxismus nennen. Anstatt sich als Vaterland über den Vaterländern zu lagern, quer durch Europa — um nur von diesem zu sprechen —, hat sein Eintreten in die nationalen Politiken, hat seine Willensbeteiligung an den nationalen Staaten, hat sein steigender Anteil an den nationalen Monopolen zunächst mit ungeheurer Wucht zum Staatssozialismus gedrängt. Und es hat so eine zentralisierte Staats-

allmacht vorbereiten helfen, die, früher völlig unbekannt, darum so furchtbar ist, weil die Herrschaft über die moderne Technik sie offenbar unüberwindbar macht. Nicht gegen dieses Ungeheuer von Staat, nicht gegen den technischen und kapitalistischen Charakter seiner Wirtschaft, nicht gegen die Versklavung des Privatmenschentums, die von diesem notwendigermaßen bürokratischen Betrieb und dieser Technik her drohte, wurde schließlich noch politisch Sturm gelaufen, im Gegenteil: Bedenken dagegen wurden als rückständiger Liberalismus verunglimpft; protestiert wurde gegen die bourgeoise Methode der Mehrwertverteilung und die Bürokratie von oben. International blieb an der Internationale schließlich, neben der immer wesenloser werdenden proletarischen Solidarität, kaum mehr als die abstinenzlerische Haltung in Fragen der auswärtigen Politik. Im vollen Bewußtsein der Ohnmacht beschränkte man sich darauf, den „Imperialismus" als planetarisch gewordene Profitgier der Plusmacher zu denunzieren, ohne ehrlich zu bekennen, daß die Ansprüche der Masse, ihre sich stetig steigernde Lebenshaltung innigst mit dem profitlich betriebenen Wirtschaftsimperialismus zusammenhingen, das heißt gar nicht mehr anders befriedigt werden konnten. Derselbe Eduard Bernstein, der sich jetzt zur Minderheit geschlagen hat, sah als einer der ersten die Zusammenhänge, freilich wie durch den rosenroten Schleier der Harmonie. Er trat in seinen wertvollen ‚Voraussetzungen des Sozialismus' 1899 für einen vorsichtigen Kolonismus ein und pflichtete der Reichsregierung bei, als sie ihr Recht anmeldete, über Chinas Integrität zu wachen .. in Form der bekannten Pachtung. Es mußte ein Jahrzehnt vergehen, ehe er (und mancher andere) ahnte, welche Gefahrenquelle sich da auftat. Indem das Nationale im Begriff des revidierten Sozialismus friedlich neben dem Internationalen lagerte, fühlte man sich beruhigt. Die Kongresse freilich waren, ich bin der letzte, es zu leugnen, ein schönes Erziehungsmittel; aber sie erzogen — zum Wollen eines Verständigungswillens.

Wer heute, rückblickend, mehr sagt, lügt. Eine ungeheure Blindheit lief nebenher. Weil die Demokratie in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts das Nationalitätsrecht verfochten hatte und weil sie es gegen die feudal-aristokratische Herrschaftsschicht verfocht, die am Ende, plutokratisch erweitert und erneuert, siegreich blieb: deshalb hielt man den modernen Nationalstaat, den man durch parlamentarische Mittel erobern wollte und zu erobern im Begriff war, theoretisch für ein Instrument des Friedens und des friedlichen zwischenstaatlichen Verkehrs; jedenfalls für fähig, es zu werden. Man vergaß, daß das Trennende das Einigende immer stärker überwog, je tiefer man sich in den Boden des nationalen Machtstaates eingrub und an dessen Gesamtinteresse Teilhaber wurde. Man vergaß, daß die Independenten Cromwells und die Jakobiner der Großen Revolution

nach Eroberung der Staatsgewalt auch nach außen zu Eroberern entarteten. Im Besitz der Macht, treibt der Machtgedanke automatisch weiter, bis Hemmungen von außen diesem Grenzen und Schranken setzen; es macht geschichtspsychologisch keinen Unterschied, ob Revolutionäre von oben oder von unten die Maschine handhaben. In England steht die organisierte Arbeiterschaft nun dicht bei der Maschine; sie hat den relativ größten Anteil am Staatsgeschäft; sie hat den relativ größten Einfluß auf die Leitung der Gesamtpolitik, ihr Maß der democratic control wurde auf allen unseren Straßen laut gepriesen: aber und gerade darum steht sie geschlossen hinter dem Präventivkrieg, dem reinsten, den ein um seine Herrschaft bangender Staat je geführt hat.

Es ist eine unsagbare Torheit, zu glauben, daß Demokratie und Aristokratie sich zum Machtgedanken und Machtwillen des Staates grundsätzlich verschieden verhalten. Dieser Krieg wiederholt ein altes Experiment mit neuen, mit furchtbaren Mitteln, die durch die ins Spiel tretenden Menschenmassen und die Technik umschrieben sind. Der jusqu' auboutisme der früheren Anarchisten Gustave Hervé und Jean Garve ist darum der englischen Arbeiterwelt, der englischen Demokratie aus der Seele gesprochen, mit mehr geschichtlichem Recht als für das Geburtsland gilt diese Formel für England. Doch . . . es liegt ein Maß in den Dingen. Gerade die heutigen Methoden der demokratischen Volkskriege, ihre auch gegen den relativen Sieger gerichtete Grausamkeit und Vernichtungskraft, die Unmöglichkeit, sie zu isolieren, wird ihnen als ökonomischem und machtpolitischem Mittel das Todesurteil sprechen. Die für alle Beteiligten falsche Rechnung allein kann die Vernunft wieder auf den Thron setzen und den gegen uns wütenden Vernichtungswillen in einen Verständigungswillen umwandeln. Die Wege des kleinsten Widerstandes sind in der Geschichte vom Blut gezeichnete Um- und Leidenswege. Das heißt: solange der Sinn dieses Krieges noch nicht klar als Widersinn erwiesen ist, müssen wir ‚durchhalten'; aber der Beweis muß doppelseitig sein. Er ist es bisher nicht. Diese Einsicht leitet eben die Mehrheit unserer Reichstagssozialisten; und sie ist tief, diese Einsicht, weil sie von dem Mut eingegeben ist, ein Experiment nicht vorzeitig abzubrechen, weil es von katastrophalen Erschütterungen begleitet ist.

Nun schlage ich Kautskys mehrfach erwähnte Schrift über die Vereinigten Staaten Europas nach und lese: In dem Verlangen nach nationaler Selbständigkeit erschöpfte sich das nationale Bedürfnis der Arbeiterdemokratie. Was sie bei einem Volke für sich verlangte, das war sie bereit, der Demokratie jedes anderen Volkes zu gewähren. Ja: die Demokratie hier würde durch die dort wesentlich gestützt. War die Demokratie aber überall errungen, überall die Selbständigkeit der Völker anerkannt, dann

war jedes in gleicher Weise gesichert, mochte es groß oder klein sein. Keine Nation brauchte auf Kosten der anderen zu wachsen, keine bedrohte dann die andere, das Zeitalter des ewigen Friedens kam um so näher, je allgemeiner die Demokratie verbreitet war. Eine Wehrmacht brauchte ein demokratischer Staat nur noch zur Abwehr von Staaten, die noch nicht zur Demokratie gelangt waren. Dazu genügte die Miliz. Der Leser merkt: hier werden die Ideale und Gesinnungen der Kleinbürgerwelt, des Vormärz ausgebreitet; aber von dieser Erbschaft zehrt noch das verstädterte Proletariat des Großkapitalistenstaates; bis zum Kriege umschlich es das Machtpolitische als fremdes, böses Gespenst. Es hielt das Nationale für einen Besitz ohne Stacheln, zur Drachensaat entstellt nur unter den Händen seiner großbürgerlichen Verwalter. Wesentlich über diesen vor den Tatsachen ohnmächtigen Standpunkt des Jungen Europa sind die wissenschaftlichen Antipoden Kautsky und Bernstein nicht hinausgekommen. Die Internationalität ist seither, meint Kautsky (S. 39), noch inniger geworden; sie hat zur politischen Solidarität der Demokraten aller Länder ‚gegenüber den reaktionären Regierungen' noch die ökonomische der Lohnarbeiter der verschiedenen Länder ‚gegenüber dem Kapital' gesellt. Es ist schwer anzunehmen, daß kluge Männer und Denker an die geschichtsbildende Kraft so leerer Abstraktionen glauben. Scheidemann und die um ihn beschreiten einen Weg, der logisch dahin führen kann, einen großen Teil der Nation hinter sich zu bekommen und auf die Verwaltung des Nationalen wirksamsten Einfluß zu gewinnen. Das ist Lassallesche Taktik und bedeutet eine glatte Absage an Proudhons Irrlichter, die in dem strengen Klima Marxens und des allumfassenden und allmächtigen Imperialismus unserer Tage nicht gedeihen können.

2

Also war die Haltung der deutschen Reichstagssozialisten, die in unmerklicher Annäherung ans Ziel erst einmal etwas wie nationale Diktatur anstrebten, am 4. August 1914 von überwältigender Folgerichtigkeit. Also ist die Mehrheit unter ihnen folgerichtig geblieben, indem sie der pharisäischen Erörterung der Schuldfrage mit gutem Gewissen auswich, das Wirkliche im hegelischen Sinne als vernünftig anerkannte und die gedankenlose Anpreisung des status quo ante als eines Quacksalberrezeptes verwarf. Es gibt im geschichtlichen Lebensprozeß keinen status quo ante. Der Wunsch nach gesteigerter und (auch räumlich) umfassenderer Menschlichkeit, der nirgends in der Welt inniger gehegt wird als hier, darf keinen unwirklichen und unpsychologischen Ausgangspunkt haben. Entscheidend ist nicht, was man wollen will, sondern was man wollen kann und darum soll. Dieser Standpunkt allein ist sittlich, auch wenn nur Hobbes, Spinoza und Marx ihn gelehrt haben.

Darum wollten sie nach innen: daß der Staatssozialismus, das organisatorische Prinzip überhaupt, liberalisiert, das heißt in den Persönlichkeitsbeziehungen: entmilitarisiert, ‚verwestlicht' werde. Der Entwicklungsgang ist umgekehrt wie in den anderen Ländern. Dort haben Rassentemperament, Geographie und Geschichte einen wirtschaftlichen und politischen Individualismus aufblühen lassen, der nun, wegen des ungeheuren Wachstums von Massen und Räumen, zentralisiert, bürokratisiert, nach dem unbequemen Muster der German efficiency organisiert, kurz, militarisiert werden muß, um wirtschaftlich und politisch lebensfähig zu bleiben.

Das ist das schwere Problem Englands und, im Abstande, auch der Vereinigten Staaten, die ihre Sorgen und Nöte hinter der komischen Maske der ‚Preparedness' verbergen und in Roosevelt den sich aufzwingenden Propheten fürchten. Das konzeptionslos gewordene britische Freiheitsideal aber schneidet Grimassen. Es sieht sich in ein Netz von Abhängigkeiten versinken, die seine Seele erdrosseln. Die britisch-amerikanische Ideologie ist ursprünglich tief individualistisch: auf den Massenstaat und die Massenprobleme angewendet — Politik ist heute nur noch eine Summe von Massenproblemen — behilft sie sich im Gefühl der Ohnmacht mit Improvisationen und Dilettantismen. Die Not der Kriegsführung ist dafür symbolisch.

Einsichten dieser Art sind unseren Mehrheitssozialisten innerlich bewußt. Sie haben erkannt, daß der Friedenswille nicht bloß frei im sittlichen Bewußtsein schweben — daß er, um gut verankert zu sein, auf Macht gegründet sein muß. Sie haben endlich erkannt, daß das Wesen des Staates organisierte Macht ist und diese über das Maß von Geltung und Gleichberechtigung entscheidet, die ihm im zwischenstaatlichen Verkehr zugebilligt wird; genau so, wie in den innerstaatlichen Beziehungen der Einfluß einer Partei an dem Gewicht von Masse, Bildung und Besitz hängt, worüber sie verfügt. Das heißt: daß auch der Zwang zum guten Willen organisiert werden muß.

Darum begrüßen die Mehrheitssozialisten, was man so, um Vieldeutiges und Verwickeltes abzukürzen, Mitteleuropa nennt. Nicht als Ersatz für Übersee- und Schiffahrtsinteressen und bisherige Weltwirtschaft, wofür es zuweilen irrigermaßen ausgegeben wird, sondern: als Verstärkung des Machtzentrums, damit, zunächst rein politisch, die Selbstbehauptung neben den Weltreichen England, Rußland, Vereinigten Staaten, Japan-China leichter und überhaupt erst möglich wird. Sie glauben an die Tendenz zur Weltstaatbildung, zur Bildung von Weltwirtschaftsstaaten. Sie glauben an den Sieg des mitteleuropäischen Föderativprinzips, des mächtigsten unter den politisch bauenden Gedanken der neuesten Zeit, der über den Nationalitätsgedanken des vergangenen Jahrhunderts hinausgeführt hat und zunächst das leistet, was der Freihandelsgedanke in der alten huma-

nitären Cobdenschen Fassung zu leisten versprach und vielleicht — hoffentlich einmal noch leisten wird. Der Freihandel hat Schiffbruch gelitten, und zwar wegen der Einteilung und Aufteilung des Planeten in ein paar große Weltwirtschaftsgebiete, die unbequeme Konkurrenten erdrosseln und in Hörigkeit erniedrigen können. Oder, darf man sagen, er hat gesiegt, indem die einzelnen Freihandelsgebiete, die Sphären steigender wirtschaftlicher Solidarität, sich gegen früher höchst beträchtlich erweitert haben. Auch das ist ein Triumph des ökonomischen, kräftesparenden Prinzips. Es soll nun aber, durch wirtschaftlichen Zusammenschluß der Gegenkoalition, gegen Deutschland gekehrt werden. Die Mehrheitssozialisten erkennen auch darin eine Variante des west-demokratischen Vernichtungswillens; mit seinen Differentialraten und Hafenabgaben soll die deutsche Schiffahrt gründlich zerstört und von den ‚freien' Meeren gejagt werden, getreu nach Palmerstons Weisung, wonach deutsche unter schwarz-rot-goldener Flagge fahrende Schiffe als Seeräuber zu behandeln seien. Wir sehen: der Krieg soll, nach englischer Auffassung, eine weltwirtschaftliche Neuordnung der Kräfte zu seinen Gunsten und zu Deutschlands Schaden bringen. Was bleibt der deutschen Arbeiterschaft zu tun übrig? Die Berufung, à la Bernstein, auf ideale Güter und europäische Gemeinsamkeiten? Sie bekennt sich darum, unter dem Druck dieser Anschauungslektion, zu Friedrich Lists Et la nation et l'humanité und dem von ihm vorgeahnten mitteleuropäischen Föderativgedanken, dem reinen, defensiven, vom alldeutschen Behang gründlich gereinigten. Ich berufe mich auf List: er war der erste, im Freihandel den englischen Wolf im humanitären Schafspelz zu erkennen, als Peitsche gegen den industriell Schwächeren, der von den Meeren abgesperrt ist. Wie dem sei: hier ist der einzige Weg zur Humanität, der uns auf Jahrzehnte offen zu stehen scheint, hier ist die einzig mögliche Anpassung an weltwirtschaftliche Notwendigkeiten, denen nicht auszuweichen war, es gehört zu den wenigen Mitteln, die gegen das englische Kriegsziel und die einschnürende englische Kriegführung auf die Dauer Erfolg und siegreiche Behauptung versprachen: es blieb keine Wahl. Wer solche Haltung reaktionär nennt, spielt mit Worten.

3

Der erste Eindruck der Friedenszielrede ist die Feststellung: der Kanzler hat die Tür nach Osten zugeschlagen, ohne die nach Westen zu öffnen. Erster Eindruck. Doch gleich der nächste Augenblick schwächte ihn ab. Da war keine Spur vom Rhythmus des Eroberers in Ton und Ausdruck. Alles war, wie die früheren Reden des Kanzlers, auf Enden- und Miteinanderleben-wollen gestimmt. Belgien wurde als zukünftiger Nachbar behandelt, für dessen zuverlässig gute Gesinnung Sicherheiten verlangt wurden: unter

anderem auch in der bescheidenen Form, die ein Schutz der Flamen, der von den Wallonen vor dem Krieg gehaßten flamingants gegen die Verwelschung bietet. Wie sich die Polen des Zartums zu der ihnen verheißenen Autonomie innerhalb des Zentralblockes stellen, weiß ich nicht: ich sehe, daß auch die deutschen Spezialisten wie Grabowsky über gewissenhaft erdachte Konjekturen nicht hinausgelangen. Mir fallen frühere Bedenken ein, die aus der mutmaßlichen Haltung der preußischen Polen Nahrung finden: der Trieb zur nationalen Einigung wird nicht schwinden. Bleibt der Stachel gegen Rußland, das seine Westprovinzen verlieren soll, die Frucht planvollen Erobererwillens durch Jahrhunderte.

Wir besinnen uns auf unser Ideal eines dauerhaften Friedens, unter der Voraussetzung, daß die Vernichtung eines der Staatenverbände durch den anderen militärisch unmöglich sei.

Es fordert, daß der Rückfall in den halb-friedlichen, halb-kriegerischen Zustand, der am Vorabend der Katastrophe unser Leben vergiftete, durch den Willen aller Parteien ausgeschlossen sei. Es fordert, daß der Friedensvertrag den Revancheherd im Westen auf immer zerstöre und vor allem die Entstehung neuer Revancheherde verhindere. Es fordert, daß der cauchemar des coalitions von uns genommen werde und der dadurch genährte Zwang zu sich türmenden Rüstungen aufhöre: weil der Druck solcher Lasten weder menschlich noch materiell zu ertragen wäre und auch die erklügeltste Steuertechnik ihn nicht mehr zu mindern vermöchte. Es fordert das Ende des lauernden Kriegszustandes, der Frieden hieß, die Auflösung von Bund und Gegenbund und die Begründung — der Versuch einer Begründung der zwischenstaatlichen Beziehungen, zunächst in Europa, auf Rechtsnormen. Es nimmt, als Abzahlung, jede Erweiterung des Solidaritätsgebiets hin, das nicht durch Gewalt und Eroberung, sondern durch Vereinbarung und guten Willen der Beteiligten entsteht, draußen Bleibende nicht bedroht: wir denken an die Geburtswehen jenes Gebildes, das man Mitteleuropa genannt hat. Die Merkmale des Ideals lassen sich fortsetzen. Beschränken wir uns. Unser Beurteilungsmaßstab wird auch so schon deutlich sein.

In der Richtung dieses Ideals bewegen sich ohne Zweifel, meist noch verstohlen und durch einen falschen Nationalismus nach innen gescheucht, die Gedanken und Wünsche von Millionen Europäern in allen Ländern; denn nach den Erfahrungen des Krieges liegen, ich sagte es schon, die Dinge so, daß die menschliche Vernunft für keinen der Beteiligten eine Schlußbilanz aufzustellen vermag, die sich ideell und materiell ‚lohnen' würde. Über Aussichten und Gegenkräfte wird noch viel zu sagen sein.

Anmerkungen

Feindliche Friedensgesinnungen

Die Vorkämpfer der Humanität und des ewigen Friedens werden neuerdings mit vielen Beweisgründen bekämpft oder verspottet. Unter den Gründen sind bessere und schlechtere. Vielleicht der schlechteste ist die Meinung, daß solche Bestrebungen durch den wirklichen Ausbruch eines Krieges, zumal eines allgemeinen Weltkrieges „widerlegt" werden. Norman Angell* rühmt sich, daß er seit Jahren verkündet habe, die Mittel, wodurch die Nationen versuchten, den Frieden zu sichern, könnten, der Natur der Dinge gemäß, nur einen Ausgang haben: Krieg. Das gleiche gilt für die Äußerungen anderer Pazifisten von Kant bis Frau von Suttner. „Das Ergebnis ist da und wird nun als Beweis dafür aufgenommen, daß wir, die es als natürliche Frucht des Systems vorausgesagt haben, im Unrecht waren." Der Verfasser der „großen Illusion" betrachtet das von seinen Landsleuten in so kenntnislos-armseliger Weise angeschuldigte „Preußentum" als Ausdruck einer Ansicht und Lehre, die nicht spezifisch deutsch, nicht einmal europäisch sei, sondern Weltgeltung besitze. Er legt Wert darauf zu betonen, daß Frankreich militaristischer sei als das Deutsche Reich, sonderbarerweise hat auch die Feststellung für ihn Bedeutung, daß Nietzsche und Treitschke nicht Germanen, sondern Slawen gewesen seien (fragwürdige Tatsachen — fragwürdige Bedeutung). Er bemüht sich ehrlich, dem deutschen Wesen gerecht zu werden; daß ihm dies nur in mangelhafter Weise gelingt, muß dem Ausländer und „Feinde" nachgesehen werden. Der größere Teil seiner Schrift ist ein Sonderdruck des zweiten Teils der „großen Illusion", also vor dem Kriege geschrieben. Neu hingegen sind Einleitung und die drei ersten Kapitel (denen fünf andere folgen), endlich ein Anhang, der die Frage beantworten will: „Was sollen wir denn tun?" Die Antwort nimmt unsere Aufmerksamkeit sonderlich in Anspruch. Ein Gleichgewicht der Macht, gegründet auf der Rivalität zweier Gruppen, sei physisch und moralisch sinnlos (dies nachzuweisen ist der Hauptzweck des ganzen Buches.) „Dieser Krieg ist richtig genannt worden ein Krieg der Furcht. Furcht ist es, was die gegenwärtige Gestalt der Bündnisse und was den Krieg hervorgerufen hat, den jene Gestaltung nicht abzuwenden vermochte".* Wenn der Verfasser in gleichem Atem die offenen Angriffstendenzen der preußischen Kriegspartei als Mitursache des Krieges anklagt, so wollen wir ebensowenig mit ihm rechten, als wenn er den vollkommenen Sieg Englands in liebenswürdiger Weise voraussetzt. In diesem Falle, meint er, könne England das Deutsche Reich entweder zwingen, seine Kriegsrüstung einzuschränken, oder aber es könne sagen: „Wir alle wollen euch gegen russischen Angriff schützen, und ebenso Rußland gegen euren Angriff." „Die internationalen Ordnungen der Zukunft werden nicht auf der Grundlage von zwei rivalisierenden Gruppen, die einander die Stirn bieten, beruhen, sondern auf einem sechsfachen oder achtfachen Bündnis, das

---

* Prussianism and its Destruction.

* Vergleiche die Schrift „Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung".

alle Mitglieder der beiden Gruppen umfaßt, die sich verpflichten, gegen jeden Friedensstörer gemeinsam zu handeln." Der gewohnte Einwand, daß Verträge keine Sicherung geben, übersehe, daß auch der gegenwärtige Zustand auf Verträge und Bündnisse gegründet sei, ein System, das England im Bündnis mit Serbien auftreten lasse! „Die Tatsachen des gegenwärtigen Krieges zeigen, daß wir schon das Stadium erreicht haben, worin wir genötigt sind, um unserer Sicherheit willen von der Mitwirkung solcher Nationen abzusehen, mit denen für uns sehr ernste Ursachen des Zwistes und Konflikts bestehen mögen (S. 237: solche Ursachen seien z. B. zwischen Japan und Australien.) Herr Angell setzt dann besondere Hoffnungen auf die Öffentlichkeit völkerrechtlicher Verhandlungen und auf Anerkennung des Grundsatzes, daß Gebietsabtretungen nicht gegen den Willen der Einwohner zulässig seien. Er will seine Ideen von anspruchsvolleren pazifistischen Plänen abheben, wenn auch Verwirklichung jener der erste Schritt zu Verwirklichung dieser sein werde. Aber die Annahme des Prinzips, wie er es sich vorstellt — „Umwandlung der Rüstungen (das ist der stehenden Heere und Flotten) der Welt in die Polizeitruppe der Welt" — schließe nichts derartiges wie Aufgeben des Widerstands oder des Instinkts der Verteidigung und nationalen Selbsterhaltung ein; ebensowenig gehe es von der Annahme aus, daß die Menschen immer weise oder die Nationen immer ihrem wohlverstandenen Interesse gemäß handeln werden; auch nicht von der Annahme, daß internationale Abmachungen schlechthin zuverlässig seien und daß die Nationen nicht ihre Verträge brechen werden. „Solche Annahmen wären durchaus unbegründet. Aber wir müssen den richtigen Schluß aus den Tatsachen ziehen, nämlich diesen: wenn Nationen so geneigt sind, den Kopf zu verlieren, so ist es wichtig, in normalen Zeiten ein Verständnis des wirklichen nationalen Interesses zu entwickeln, das so weit verbreitet und so tief gewurzelt sein muß, daß sogar heftige nationale Leidenschaften es nicht völlig wegfegen werden; weil die Nationalität eine so heilige Sache ist, so sollten wir alle Schulter an Schulter stehen, um die Achtung vor ihr zu sichern; weil Verträge so unzuverlässig sind, so müssen wir so viele Garanten wie nur möglich dafür haben; und weil sie so windig sind, so kann nichts geringeres als die Unterstützung der ganzen Christenheit sie verläßlich machen" (S. 290).

Was die Christenheit betrifft, so dürfte beim Verfasser der „Illusion" eine echt britische Illusion — gemischt mit etwas cant — vorliegen. In einem kleinen Hefte, das die World Peace Foundation versendet*, hat er seine Gedanken kurz wiederholt und ihnen eine etwas andere Schlußwendung gegeben. Er meint, die Vereinigten Staaten würden, zufolge des glücklichen Umstandes, daß sie, in geographischer wie in historischer Hinsicht, außerhalb der greulichen Haderungen stehen, welche uns in diesen Krieg gestürzt haben, eine Stellung moralischer Unparteilichkeit und Neutralität einnehmen, die ihnen die Führung (leadership) des Weltstaates der Zukunft geben dürfte.

Ich meine hingegen: gerade die Wahrscheinlichkeit und Gefahr, daß den Vereinigten Staaten diese Führung zufallen wird und daß vielleicht nur Japan als Herr des Stillen Ozeans sie streitig zu machen in der Lage wäre, könnte oder sollte der stärkste Beweggrund für die europäischen Staaten werden, sich zusammenzuschließen und sich untereinander zu vertragen, anstatt sich in endlosem Streit um die Vorherrschaft zu verzehren. Einer solchen Einigung steht aber bekanntlich nichts so sehr im Wege als die unbedingte Vorherrschaft auf dem Atlantischen Ozean, in Afrika und Vorderasien, die seit 200 Jahren in An-

* America and the European War. Februar 1915.

spruch genommen, seit 100 Jahren von Großbritannien behauptet wird. Alle kontinentalen Nationen haben gegen diese Seemacht das gemeinsame Interesse der Freiheit der Meere. England hat geglaubt, durch umfassende Einräumungen an Frankreich und an Rußland das Deutsche Reich um den „Platz an der Sonne" betrügen zu können. Daß die englische Weltpolitik von diesem Irrtum zurückkomme und das Prinzip des freien Wettbewerbes und freien Handels auf die internationalen Beziehungen ausdehne, daß das britische Reich endgültig darauf verzichte, durch Gewaltmittel, namentlich durch eine zwiefach überlegene Flotte, seine Märkte zu sichern und auszudehnen, ist die unerläßliche Vorbedingung für dauernden und ehrlichen Frieden in Europa.

F. T.

Goethe und der Expressionismus*

Goethe fragt: Was ist Beschauen ohne Denken? Und Hermann Bahr antwortet: Impressionismus!

Hätte Goethe weiter gefragt: Was ist Denken ohne Beschauen! So hätte sich Hermann Bahr dieser Frage gewiß gefreut und zu antworten gewußt: Expressionismus.

Es ist immer gewagt, eine vergangene Monumentalität auf eine gegenwärtige, werdende Bewegung hin auszudeuten. Leicht ist es, ein Experiment, das fesselt, aber die schließlichen Resultate pflegen mehr den Interpreten zu charakterisieren, als das ausgespielte Objekt in seiner endgültigen Tatsächlichkeit unverbogen zu beweisen.

Wir sind an Goethe als den Propheten einer jeden neuen geistigen Sekte oder Richtung gewöhnt. Es ist festzustellen, daß die Kraft, die hier Goethe in den Rahmen einer Kunstbetrachtung stellt, wirksam ist und von dem Wesen des Meisters selbst: „Weder polemisch noch konziliatorisch, sondern positiv und individuell"!

Wenn wir mit Bahr zunächst die Hochflut theoretisierender, wissenschaftlicher Diktionen dämmen und so hinter der Gefahr eines überschrienen Schrifttums dem Problem an sich begegnen, finden wir in der jüngsten Malerei: den Ausdruck eines geistigen Gesichtes. Und besitzen in dieser knappen Formel den Gehalt und die natürliche Reagenz dieser neuen Idee auf die vergangene Kunstanschauung: den Impressionismus.

Diese beiden Arten künstlerischen Ausdrucks projizieren sich auf die tieferen Gründe der Weltanschauungen überhaupt als Phänomene von typischer Bedeutung.

Alle Bewegungen künstlerischer Entwicklung lassen sich schließlich auf zwei Kurven ihrer Gestaltung zurückführen; und zwar flieht die erste die ungeheuere und verwirrende Wucht kosmischen Gesichtes, während die andere sich aus dem Menschen heraus der Natur gläubig und bewundernd entgegenwirft.

Der Urmensch und seine Kunst sowie die künstlerischen Erscheinungen des Orientes überhaupt lassen sich ersterer angliedern und anderseits wieder teilen in eine Bewegung, deren inneres Bewußtsein aus Furcht (primitive Psyche) und eine andere, deren seelische Schöpferkraft aus Selbstbewußtsein (moderne Psyche) den Wirkungen der Natur sich entzieht. Wie alle Determinologien dem geistigen Geschehen gegenüber Brutalitäten bedeuten, so auch hier. Diese begrifflichen Kristalle bieten wohl den Gehalt in seinem Extrakt, nicht aber die Erscheinung in ihrer lebendigen Wechselwirkung von eigensinnigem Einzelfall und programmatischer Gesamtheit.

Die Freude an der Natur, die Liebe zur Natur resultierte den Griechen, der seinen Himmel noch mit natürlichen

* Zu Hermann Bahr, „Expressionismus", (Delphin-Verlag, München)

Menschen bevölkerte und seine Ideen selbst personifizierte. Wurde sogar durch die Vergeistigung der christlichen Idee, die in ihrer übersinnlichen Mystik zum Teil aus der primitivsten orientalischen Psyche wächst, nicht erstickt, sondern durch die natürliche Geistigkeit Goethes und der klassischen Periode überhaupt stark gefördert. Diese Tendenz künstlerischen Gesichtes überbietet sich bis in ein Stadium, das die Berechtigung und Forderung der künstlerischen Wahl als Hemmung ansieht und so das Gesetz gebiert: Das Auge — um uns hier auf die Disziplin der zweidimensionalen Gestaltung zu besinnen! — zu restloser Passivität zwingen, heißt Kunst schaffen. „Schauen ohne zu denken!" Diese theoretische Formel war die Geburt des Impressionismus. Ein Superlativ war gefunden, der in seiner unüberbietbaren Verstiegenheit (hier ist das Wort ohne jeden kritischen Beigeschmack zu lesen!) nur durch eine Antithese abgelöst — gesteigert werden konnte.

Hatte der geistige Mensch sich in diesem künstlerischen Manifest letzten Endes zur technischen Funktion bekannt, schleuderte er jetzt diese Askese seiner seelischen Kräfte weit von sich, negierte die Natur und übersetzte sein inneres Schauen in die äußere, farbige und lineare Welt der zweidimensionalen Gestaltung. Er malt Geist und Blut, er faßt das metaphysische Selbst! Er bekannte sich zum Urmenschen, zur orientalischen Kunst! Er will das Kunstwerk gebären aus einer unbefleckten Empfängnis heraus — in reiner Geistigkeit.

Alle Realität der Außenwelt, alle Erscheinungen der Umwelt haben höchstens Requisitenbedeutung, sind nur, um seiner Sprache Gehör, seiner Musik Ton, seinem Gesicht Form und Anschauung, nicht irgendwie Gehalt und These zu bieten! Der Expressionismus schrie seine grellen Manifeste!

Haben wir uns Thesis und Antithesis der künstlerischen Genesis einer letzten Epoche dergestalt vergegenwärtigt, können wir uns besinnen und suchen gehn nach einer Art künstlerischen Erfassens von Natur und Mensch, die in ihrem kosmischen Gefühl und ihrer geistigen und natürlichen Konzentration die schöpferische Synthese bedeutet, die in ihrer Tatsache beides erlöst, Geist und Natur, Menschheit und Welt, die ihre Wurzeln schlägt in die Tiefe einer Persönlichkeit, deren Auge stark ist, und beides faßt: das Gesicht in die Welt und das Gesicht in die innere Natur der eigenen Seele, in der sich durchs Auge „die Totalität des Innern und Äußern vollendet", um mit Goethe zu sprechen.

Wir stehen vor einem Allerheiligsten: vor der Religiosität der Persönlichkeit! Nicht Tendenz und Programm, nur der Fluß einer persönlichen Entwicklung vermag die Welt zu befruchten und die Ernte einer großen Harmonie zu erwirken.

Mit Variationen entstand aus dem bunten und üppigen Gerank des Bahrschen Temperamentes diese Analyse. Bahr ist erfüllt von einem weimaranischen Pietismus, der schön ist, weil glühende Andacht immer den Andächtigen ehrt, der Goethes naturwissenschaftliche Schriften zu einer Prophetie erhebt, vielleicht aber historisch eingewertet zu einer Teleologie führt, in deren Wesen aller Werdegang sich in die Seele und das Vermächtnis eines Toten biegt.

Ich meine, die Tatsache: „Goethe" ist Monumentalität, ja menschliche Religion genug, weswegen ein Evangelium Johannis schreiben?

Und wenn sich selbst schließlich Resultate ergeben, die ein klarer Geist vorwegnahm, als Wort, als Weg und Wesen ist alle Erscheinung ewig neu!

So will es der lebendige Glaube der Welt!!

Hanns Johst

Zu Marie Ebners Heimgang

Keine Klage! Es gilt nur erneut Lebendiges begreifen. Das Verständnis dafür aber vollzieht sich nach dem Gesetz des Widerspruchs.

Ich suche die Dahingegangene da, wo ich mit ihr uneins bin, in ihrer kleinen Erzählung „Das Schädliche". Zwei Frauengestalten tauchen auf, Mutter und Tochter, und zwischen ihnen steht derselbe Mann, beiden in seiner Weise herzlich als Gatte und als Vater zugetan, an beiden verzweifelnd, nachdem er seine Erziehungskunst an ihnen vergeblich versucht hat. Sie sind das „Schädliche", das der Weidmann ausrottet. In der Tochter ersteht die Naturanlage der Mutter verwilderter wieder. Dem scharfen Blick für die Schwächen der andern paart sich die Gefühllosigkeit für die Rechte der Mitmenschen; Grausamkeit, Schadenfreude, Verstellung. An Stelle der Liebe sinnliche Leidenschaft. Wie die Mutter, um einen Ball zu besuchen, das Telegramm unterschlug, das an das Sterbebett der Mutter ihres Mannes rief, so ist die Tochter willens, aus den Armen ihres Liebhabers heraus eine Ehe mit einem ihr Gleichgültigen einzugehen. Aber das „Schädliche" trifft der Todesschuß des Weidmanns „Schicksal".

Ein seelenguter Mann, der als Gatte und Vater zwischen diesen beiden Frauen steht. Durch leises Abwehren, durch geduldiges Führen sucht er sie beide zu erziehen. Er verstößt die Frau nicht, nachdem sie ihn verraten hat, er zieht sich nur weiter und weiter von ihr zurück. Er versucht das Menschenmögliche an sanfter Beeinflussung an der Tochter. Er läßt sich durch den letzten häßlichen und doch allzu berechtigten Verdacht nicht dazu bringen, sie von sich zu stoßen. Nur als er sie in Lebensgefahr sieht, zögert er einen Augenblick ihr beizuspringen, und dieser Augenblick des Zögerns wird ihr Verhängnis. Er aber mußte zögern, denn — sie war das Schädliche.

Er mußte zögern. Scheinbar läßt Marie Ebner die Frage offen, innerlich beantwortet sie sie bejahend. Ihre Sympathien sind auf Seiten des Mannes. Um so mehr als er — wenn auch fruchtlos — Erzieher ist.

Ich widerspreche und sage: Marie Ebner irrt sich. Kann hier von Schuld die Rede sein, so ist sie auf Seiten des Mannes. Meine Sympathien sind für diese Frauen.

Wohl liebte dieser Mann in seiner Art Mutter und Tochter, aber wie ärmlich war diese Liebe! Er war darauf aus zu erziehen, wo er hätte anbeten sollen. Denn was ihm in dem Schädlichen entgegentrat, das war in Wahrheit Natur in ihrem bunten Raubtierkleide. Die Leidenschaft streckte nach ihm die Arme aus, er aber zog sich ängstlich vor ihr zurück. Nicht wagend, sie mitzuleben, suchte er sie zu dämpfen, zu kühlen, zu veralltäglichen. Gewiß, diese Frau unterschlug das Telegramm, das ihn an das Sterbebett seiner Mutter rief, aber doch nur, um auf diesem Ball vor ihm, für ihn zu glänzen; um ihn, der ihr in seiner anständigen Kühle immer halb entglitt, zu seliger Verzückung an sich zu reißen. Und nachher? Er macht die Erfahrung, die ihn beschämt, statt einer Frau eine Geliebte zu besitzen. Hätt' er darüber gejubelt, anstatt darüber zu klagen, er hätte sie nie verloren.

Also — ich widerspreche. Und bin mir bewußt, in diesem Widerspruch zugleich die Klage um Marie Ebners Hingang zu brechen. Denn in diesem Widerspruch ist ihr Leben.

Zwei Frauengestalten werden geschildert. Die Dichterin tritt ihnen nicht ohne Tendenz gegenüber. Als Frau zieht sie sich scheu vor ihnen zurück. Als Dame beleidigt sie das Naturhafte zweier Damen. Als die sehr Mütterliche, die Marie Ebner war, ohne je Kinder ihr eigen genannt zu haben, spricht sie ihnen jeden

mütterlichen Instinkt ab. Also eine Schilderung — ohne Liebe. Und dennoch ein Gestalten, so lebenskräftig, so organisch, daß der Betrachter sagen kann: ich sehe wie du, und urteile anders. Daß man wie über Wirklichkeitsmenschen über diese erdichteten Gestalten verschiedener Meinung sein kann. Andrer Meinung auch als die, die sie in bestimmter Absicht ins Leben der Dichtung gerufen.

Das ist ein letzter Maßstab, an dem sich nur die Großen, nur die Lebendigen unter den Dichtern bewähren. Ein Dichter, dessen Charaktere nicht strittig sind, ist ein Schriftsteller.

Marie Ebner also wird leben — und so blicken wir Sterbenden ihr nach bei ihrem Tode.

Aber auch der Charakter dieses Mannes, der zwischen den beiden Frauen steht, anfänglich gesucht von der einen, von Anfang an gemieden von der andern, wird für Marie Ebners Sein beredt. Trotz seiner Erfolglosigkeit ist er der Erzieher. In mancherlei Wandlungen kehrt er in Frau Ebners Erzählungen wieder, in der Vollendung als Rittmeister Brand. Mit geradezu banalem Recht hat man das Erzieherische in dem Werk der österreichischen Dichterin betont — das scheint uns unwesentlich, eine Zugabe, über die sich die einen freuen, andere greinen mögen. Aber in den Gestalten dieser Erzieher spürt man die literarische Tradition. Hier geben sich Zusammenhänge, an denen man nicht vorüberkann. Man denkt an Goethe und sagt sich, daß es fast immer Vertreter der Adelsklasse waren, denen er solch Erziehertum lieh.

Bei Frau Ebner sind diese Erzieher bald Adlige, bald aus dem Bürgerstand hervorgegangen. Äußerlich. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie die Modelle für solche Gestalten in ihren Adelskreisen fand. Ist dem aber so, so hat sie diese ihre Standesgenossen, sie schildernd, verbürgerlicht. Denn im Gegensatz zu Goethes adligen Erziehern wirken die ihren nach Benehmen und Wesen durchaus bürgerlich. Gewiß, Marie von Ebner-Eschenbach war Schilderin des österreichischen Adels aus dem Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts: sie ist innerlich eine eminent bürgerliche Dichterin.

Auch das ein Widerspruch. Auch darin Leben.

Ernst Heilborn

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Probleme des Weltkriegs

von Friedrich Meinecke

Welche Stellung und welche Bedeutung wird man einst der heutigen Weltkrisis inmitten der Flammenreihe der großen weltgeschichtlichen Revolutionen zumessen? Unsere eigenen Gedanken flattern, wie aufgescheuchte Vögel im Sturme, suchend hin und her. Nur das eine wissen wir sicher, daß noch niemals eine solche Fülle und Masse gewaltiger, die ganze Welt umfassender Existenzfragen der Völker und Kulturen gleichzeitig über Nacht zum Austrag gekommen ist und daß sie noch niemals mit so allgemeinem und hellem, ja überreizt hellem Bewußtsein der Zeitgenossen ausgetragen worden sind. Die früheren großen Weltkrisen begannen gewöhnlich in örtlicher Beschränkung, erfaßten erst nach und nach die weitere Weltbühne, erfaßten zunächst auch nur gewisse Teile und Schichten der Gesellschaften und wurden erst nach und nach von dem aufdämmernden Bewußtsein der Zeitgenossen verstanden. Wie lange Zeit hat die Tat Luthers bedurft, um die Welt zu durchwirken und umzugestalten. Die großen Koalitionskriege des ancien régime, die in so vieler Hinsicht an den heutigen Weltkrieg erinnern, waren Kriege der Regierungen, aber nicht der Völker. Lange noch nach dem Ausbruch des Erdbebens von 1789 und selbst noch lange nachdem Goethe am Tage von Valmy den Anbruch einer neuen Zeit geahnt hatte, lebten er und die Seinen in den Formen, Gewohnheiten und Idealen der alten Zeit ruhig fort. Der Kampf Napoleons mit England um die Weltherrschaft, in lang hingezogenen, erst allmählich sich steigernden und konzentrierenden Akten sich entladend, hat die alte sichere Kulturgemeinschaft der west- und mitteleuropäischen Völker niemals und nirgends gefährdet, wie sie denn auch vorher selbst durch die Krisen der Glaubensspaltung niemals gefährdet worden ist. Am ersten erinnert, was Plötzlichkeit, Allgemeinheit und Bewußtheit der Krisis betrifft, die heutige Weltlage an die große Erschütterung des Jahres 1848. Auch damals schien Mittel- und Westeuropa jählings in den Schmelztiegel geworfen zu werden, und das Gefühl des Neuwerdens aller Dinge zuckte durch alle Köpfe. Aber die wirk-

lichen Entscheidungen reiften nicht damals, sondern erst in dem Zeitraume zwischen 1859 und 1871 heran, wiederum nach und nach sich entladend, wiederum nur jeweils auf einen Teil des Kontinentes lokalisiert.

Es ist etwas wesenhaft Neues, was wir in der Generalkrisis der Gegenwart erleben. Die alten Revolutionen hatten immer noch etwas von dem ruhigen Rhythmus der Evolution, und der Demiurg, der sie hervorrief, überhastete sich nicht. Wie die, die sie erlebten, doch ab und an noch Atem schöpfen konnten, so kann es auch die historische Betrachtung, kann begreifen und organisch entwickeln, wie ein Erdstoß dem andern folgte, kann dem ganzen Hergange jene, man möchte sagen, ästhetische Form und Abrundung verleihen, die wir nun einmal aus tiefem Bedürfnis des erkennenden Geistes den geschichtlichen Phänomenen zu geben uns gedrungen fühlen. Ist nicht eben das auch ein innerer Vorzug der älteren Weltkrisen, daß sie die Kontinuität der Verhältnisse nur hier und da und mit dazwischen vergönnten Erholungspausen erschütterten? Denn alle menschliche Kultur ist pflanzenhaft und bedarf der Kontinuität und der inneren Übergänge, bedarf auch des schonenden Halbdunkels und der Verhüllung des leise keimenden Neuen, bedarf der unantastbaren Bindeglieder inmitten aller feindlichen Gegensätze. So jähe Risse und Einschnitte, wie wir sie heute allein schon in dem Kulturkampfe fast der gesamten Welt gegen uns, in dem Versuche, uns auszustoßen aus dem Kreise der existenzberechtigten Weltvölker, erleben, können das Vertrauen auf die gedeihliche Weiterentwicklung der Menschheit einigermaßen ins Wanken bringen. Wir verlieren es trotzdem nicht, weil wir uns darauf verlassen, daß die mächtigen Gemeinsamkeiten, die in anderthalb Jahrtausenden germanisch-romanischer Geschichte in der Tiefe sich abgelagert haben, unzerstörbar sind. Aber wir haben ernsthafte Pessimisten unter uns, die der modernen Welt ein ähnliches Schicksal voraussagen wie der untergehenden alten Welt. Sie sehen gleichsam mit weit aufgerissenen Augen in das grelle Licht, das durch die gesteigerte Publizität der Dinge und durch die gesteigerte Nervosität der Menschen entzündet ist. Aus überreizten Hirnen aber gehen nicht nur überreizte Auffassungen, sondern auch überreizte Entschlüsse hervor. Weil das, was wir tatsächlich erleben, schon alle Phantasie übersteigt, so glaubt sich die Phantasie nur zu leicht aller Schranken enthoben und schwingt sich zum Ikarusfluge auf. Wir blicken mit ernster Sorge in die Entwicklung der Gedanken und Forderungen unserer gebildeten Schichten. Nüchterne und rechnende Geschäftsmänner und nüchterne kritische Gelehrte sehen wir, wenn sie über Mittel, Möglichkeiten und Ziele unserer Kriegführung perorieren, nicht selten heute von einem phantastischen Rausche erfaßt, und ein großer Teil unserer Presse, darunter gerade solche Organe, die sich der besonderen Gunst des national gesinnten gebildeten Publikums

erfreuen, macht sich, getrieben und treibend, der gleichen Überhitzung schuldig.

Kritik und Selbstbeherrschung tun uns not. Die übermächtigen, kaum übersehbaren Probleme dieses Krieges fordern vom Handelnden wie vom Betrachtenden ein ganz bewußtes Einsetzen aller kontrollierenden und zügelnden Kräfte des Geistes. Massen von neuen Gedanken und Anschauungen sind durch den Krieg in Umlauf gebracht, neue Horizonte, die vor zwei Jahren noch nicht einmal die konstruierende Theorie kannte, sind vor uns aufgetaucht. Es ist nicht schwer, blendende Bilder der neuen Dinge zu geben und den Anschein einer besonderen individuellen Geistesleistung dabei zu erwecken, wo es sich doch nur um ein ungewöhnlich rasch entstandenes kollektives Gedankengut handelt. Da gerade auch solche Gebiete, wo eine ganz selbständige kritische Tätigkeit sehr am Platze wäre, von der Zensur gesperrt werden mußten, so ergießt sich die aufgeregte Schriftstellerei um so breiter auf die freigelassenen Gefilde der Spekulation und Kombination von Zukunftsmöglichkeiten. Wir sind dankbar dem sichtenden, säubernden und ordnenden Geiste, der diese verschiedenen, durcheinanderlaufenden und drängenden Gedankenreihen in einen festen und großen, kritisch durchdachten Zusammenhang zu bringen versucht. Wir sind ihm doppelt dankbar, wenn er es von der ruhigeren Warte des neutralen Ausländers mit tiefem Verständnis für unsere Lage und warmer Sympathie für unsere Art, aber von dem Wunsche nach reiner Erkenntnis geleitet tut. Amica mihi Germania sed magis amica veritas ist das Motto, mit dem der schwedische Professor Rudolf Kjellén seine Betrachtungen über „die politischen Probleme des Weltkrieges" einleitet (B.G. Teubner, Leipzig). Sein prachtvolles Buch über die Großmächte der Gegenwart, das am Vorabend des Weltkrieges erschien, ist noch in frischer Erinnerung als unwillkürlicher historischer Prolog der über uns hereinbrechenden Ereignisse. Seine kleine Schrift über die Ideen von 1914, aphoristischer, um nicht zu sagen dithyrambischer gehalten, war doch so ungemein bezeichnend für das Suchen und Tasten unserer besten Geister nach einem ideengeschichtlichen Verständnis unserer Lage. Sein jetziges Buch kehrt wieder zu der konkreteren und strafferen Art der „Großmächte" zurück und erfüllt alle Erwartungen, die diese geweckt hatten. Kjellén gehört zu den Künstlernaturen der Wissenschaft, er ist ein Meister der kraftvollen, anschaulichen Zusammenfassung, der inneren Beseelung der Stoffmassen. Schon die Art der Darstellung verrät unmittelbarer, als es meist der Fall ist, die besondere Art und Methode seines Denkens. Jede Tatsache und jede Zahl wird ihm sofort zum Ausdruck lebendig wirkender und weithin ausstrahlender Kräfte, und indem er den Leser von einem Anblick zum andern führt und ihn gern auf überraschende Aussichtspunkte vorantreten läßt und ihm

immer wieder ihren Zusammenhang mit den früher eröffneten Durchblicken klarlegt, spürt man ihm an, mit welcher gehobenen Freude er selber diesen Weg zuerst geeilt ist, und versteht, daß sein geistiges Auge ganz und gar auf weites perspektivisches Sehen eingerichtet ist. Damit hängt seine besondere Auffassung von der Aufgabe der Staatswissenschaften zusammen. Er bricht bewußt mit der abstrakten Systematik, die den Staat im Grunde, wie es einst das Naturrecht und die Aufklärungsphilosophie tat, aus allgemeingültigen Prinzipien ableiten möchte und ihre besonderen Modifikationen, die sie nun einmal in jedem einzelnen Staate antrifft und anerkennen muß, deshalb nur deskriptiv darzustellen und wohl leidlich geschichtlich zu erläutern, aber nicht in voller individueller Lebendigkeit anzuschauen vermag. „Nach meinem Verfahren," sagt er, „werden die Staaten nicht als wandelnde Verfassungsschemata oder Rechtssubjekte angesehen, sondern als große Leben, als überindividuelle Persönlichkeiten, die im Guten und Schlechten von Lebenstrieben erfüllt sind . . . jeder an seine Daseinsbedingungen gebunden, wie sie aus der Entwicklung und der äußeren Umgebung erwachsen sind." Wir Historiker aus der Rankeschen Schule begrüßen freudig den Siegeszug dieser uns längst vertrauten Auffassungsweise auf dem Gebiete der Staatswissenschaften und erkennen neidlos an, daß Kjellén sie kräftiger und durchgreifender übt wie viele von uns. Ob wir nicht doch noch nach einer gewissen Richtung darin weiter zu gehen gewöhnt sind als er, davon wird später zu reden sein. Dafür hat er wieder von der Schule der Systematik her einen Vorzug, den die genetisch-historische Betrachtung nur mühsam erwirbt. Er kann das individuelle Gefüge eines Staatsproblems nach großen Kategorien zerlegen, mit analogen Teilen anderer Staatsprobleme vergleichend zusammenlegen und so den Anschein und die Durchsichtigkeit einer rein systematischen Behandlung erreichen, ohne doch die ineinandergewachsene Totalität des einzelnen Staatsproblems zu zerreißen. Man hat die Teile und das Ganze immer zugleich vor Augen, und das Vergleichen führt nicht zum eintönigen Schema, sondern zur reicheren Anschauung des Individuellen.

Vier große Gruppen von Problemen des Weltkrieges bildet er: Geopolitische, ethnopolitische, soziopolitische, verfassungs- und kulturpolitische. Die unmittelbaren Streitobjekte des Krieges liegen in den beiden ersten Gruppen; sie sind deshalb am gründlichsten behandelt.

Die geopolitische Betrachtung stellt drei elementare Forderungen an die wirkliche Großmacht: entsprechende Ausdehnung, volle Bewegungsfreiheit, inneren Zusammenhalt. Rußland fehlt es am zweiten, England am dritten, Deutschland im Grunde an allen dreien. Um sich Bewegungsfreiheit zu schaffen, strebt Rußland zum freien Meere, und obgleich das Mittelmeer für Rußland, wie Kjellén richtig sagt, nur ein Sack ist, den England zu-

schnüren kann, hat es sich doch aus nicht verächtlichen Gründen versteift auf diesen Weg, der sich verzweigen und entweder über den Bosporus oder über Armenien nach Alexandrette gehen kann. England strebt, um besseren inneren Zusammenhalt zu gewinnen, nach einer breiten Brücke zwischen Afrika-Ägypten und Indien. Deutschland mit seiner unglücklichen Mangelhaftigkeit hat viel zerteiltere Interessen: freier Ausweg aus dem Kanal, Sicherung seiner Kolonien, Zusammenlegung seines afrikanischen Besitzes zu einem haltbaren Block, Ausdehnung nach dem nahen Orient, die zur engsten Interessengemeinschaft mit Österreich-Ungarn zwingt. Als ideales, selbst von Deutschen noch kaum geträumtes Ziel müsse ihm dann eine Zusammenlegung seines afrikanischen Blockes mit seiner levantischen Interessensphäre vorschweben; also müsse Ägypten einmal erobert werden. Erst dadurch würde das Problem gelöst, würden die grundlegenden Fehler in Deutschlands Reichsgestalt verbessert. Aber wie drei Flüsse von verschiedenen Bergen, strömen nun auf dem Gebiete der Türkei drei starke Willen zusammen, um hier ihre Entwicklungsmöglichkeiten zu sichern. Ausgleichsmöglichkeiten sind vorhanden zwischen Rußland und England, zum Teil auch zwischen Deutschland und England, aber zwei unversöhnliche Punkte bleiben nach Kjelléns Meinung unter allen Umständen übrig: Der Suezkanal zwischen Deutschland und England, die Dardanellen zwischen Deutschland und Rußland.

Die verhältnismäßig einfach liegenden geopolitischen Probleme der drei Hauptkämpfer des Krieges werden durch die reicher verzweigten ethnopolitischen Probleme teils durchkreuzt, teils verstärkt. Kjellén bekennt sich zu der Lehre, daß die Nationalität das Wesen des modernen Staates ausmache, aber er kritisiert an der „Staatsschule", die den Vorrang des Staates gegenüber der Nation betone und zu der er auch mich rechnet, im Grunde doch nur gewisse Übertreibungen, die auch ich nicht teile, und geht den doktrinären Verfechtern des reinen Nationalitätsprinzips, die sich aus sehr durchsichtigen Gründen im Lager der Gegner heute breit machen, viel kräftiger zu Leibe. Geopolitische Notwendigkeiten, sagt er sehr richtig, wiegen immer die ethnologischen Notwendigkeiten auf. Das hat schon Radowitz im Paulskirchenparlament einst in die Worte gefaßt, daß ein großes Volk seine unentbehrlichsten Bedürfnisse, die Bedingungen seiner Existenz nicht auf sein Sprachgebiet beschränken könne. Unsere Gegner handelten und handeln selber auf Schritt und Tritt danach. Um von Englands mit Sammet bezogener Eisenhand, mit der es sein Bündel fremder Nationalitäten beherrscht, ganz zu schweigen, schlägt Italiens Irredentaforderung an Österreich sogleich über zur Forderung deutscher und slawischer Sprachgebiete, und über Rußlands Praxis ist jedes Wort überflüssig. Sehr gut zeigt Kjellén, wie auch der panslawistische Rassengedanke letzten Endes dem realen geopolitischen Ziele Rußlands diene, indem ihm

ein neuer Weg zum Mittelmeer, zur adriatischen Küste hin dadurch gebahnt werde. Ferner finde ich ihn darin ganz auf dem Boden der von mir vertretenen Anschauungen, daß er die wachsende Macht des Staates auf die Ausbildung und auch Umbildung der Nationen anerkennt. Auch das moderne, im Grunde ja recht alte Mittel der Umsiedlung und die neue Perspektive, die es für die Verteilung und bessere Abgrenzung der Nationen eröffnet, entgeht ihm nicht. So wünschenswert eine solche nationale Flurbereinigung allein schon für die Gemengelage in unseren Ostmarken wäre, um unsere dringend nötige Interessengemeinschaft mit den westslawischen Nationalitäten zu sichern, so muß man doch vor jeder überschwenglichen Hoffnung sich hüten. Der Zusammenhang zwischen Mensch und Boden ist viel zäher, als unsere Evakuierungspolitiker sich vorstellen. Ein deutsch-russischer Gefangener, den ich als Arbeiter auf dem Hofe seiner in einem posenschen Ansiedlungsdorfe jetzt angesessenen Verwandten traf, sagte mir, als ich ihn ermunterte, bei uns zu bleiben, recht zögernd: „Das muß ich mir noch überlegen." Selbst die rohe Verjagung aus ihren Sitzen, die die Russen jetzt betreiben, wird diese erdenhaften Instinkte versprengter Volksgenossen nicht ganz ertöten.

Mit eigenen Gefühlen wird man bei Kjellén den Katalog sämtlicher Irredenten, die in diesem Kriege eine Rolle spielen, von der irischen bis zur arabischen hin, nachlesen. Allein schon dadurch, daß man sie nacheinander aufzählt, parodiert man sie. Es ist handgreiflich, daß man hier mit allgemein gültigen Axiomen nicht durchkommt, daß es den Krieg aller gegen alle entfesseln hieße, wollte man jeder staatlich noch unselbständigen Nationalität das Recht geben und die Möglichkeit wünschen, sich einen eigenen, alle Angehörigen umfassenden Nationalstaat zu schaffen. Ebensowenig aber wird heute auch der extremste Anhänger der „Staatsschule" noch geneigt sein, zu den Grundsätzen der Ära Metternich zurückzukehren und die Nationalitäten einzustampfen in den Mörsern der einmal vorhandenen Staatsgebilde. Es ist nicht anders, das geschichtliche Leben ist nun einmal in hohem Grade irrational, und der Kampf des Lebendigen gegen das Lebendige führt niemals zu glatten Lösungen. Und doch wird man auch die Hände nicht in den Schoß legen dürfen und den Kampf ums Dasein und die Auslese der Besten durch ihn nicht als einzige Weisheit gelten lassen. Weder das geistige Bedürfnis, noch der politische Takt kann sich mit dieser biologischen Auffassung begnügen, denn das reine Austoben der Kräfte gegeneinander würde zu viel unersetzliche, für den Staat wie für die Kultur unersetzliche Werte sinnwidrig und zweckwidrig zerstören und nicht einmal die Ruhe des Kirchhofs erzwingen. Es bleibt nichts übrig, als nach einem Kompromiß zwischen biologischer und axiomatischer Auffassung zu suchen und an Ideal und Wirklichkeit, an Staat und Kultur

immer zugleich zu denken. Kjellén versucht ein solches Kompromiß, dem ich mit einer Abänderung beitreten kann. Das apriorische Recht der Nation, sagt er, reicht bis zur Einheit, aber nicht bis zur Suveränität; dazu bedarf es im Namen der Ordnung der Anerkennung der bestehenden Staatsgesellschaft. Diese Anerkennung bedürfe gewisser Voraussetzungen. Einmal dürfen Brand- und Ansteckungsherde im Namen der Nationalität nicht geduldet werden. Ferner müsse sie einen gewissen Zuschuß zur allgemeinen Kulturarbeit sicherstellen. Und schließlich, da sie ein Willens- und Wärmeelement sei, das zwischen Fieber und unter Null auf und nieder steige, müsse auch eine gewisse mittlere Temperatur ihres subjektiven Bewußtseins da sein. Nationen, wie die ukrainische wenigstens in ihrer Hauptmasse heute noch ist, müßten demnach „am Rande jenes Weges stehen, auf dem die Entwicklung der Welt fortschreitet".

Man wird gegen diese Sätze nicht einwenden dürfen, daß bei ihrer Anwendung auf den Einzelfall das Urteil doch immer wieder schwanken und zittern kann. Das liegt nicht an den Sätzen, sondern an der notwendig immer mangelhaften und unvollständigen Kenntnis des Einzelfalls. Kein Mensch kennt heute das ukrainische Volkstum so genau, um sicher zu sagen, ob es immer am Rande jenes Weges stehen bleiben wird. Aber ein anderes möchte ich gegen Kjellén einwenden. Ich kann nicht zugeben, daß das apriorische Recht der Nationen bis zur Einheit reicht, wenn man die Einheit im politischen Sinne meint. Die politische Einheit einer Nation ist ebenso wie ihre Suveränität nur ein Ideal, ein Zielgedanke ihrer Entwicklung, der aber erst dann zum Rechte wird, wenn jene von Kjellén genannte Reihe anderer realer Voraussetzungen von ihr erfüllt wird. Das apriorische, unter allen Umständen, aus biologischen wie aus axiomatischen Gründen anzuerkennende Recht der Nation geht nach meiner Meinung nicht weiter, als das Recht des Individuums gegen den Staat. Und es ist weit genug, um ihr die Bürgschaft der Existenz zu geben. Es ist das Recht auf freie geistige Bewegung und Entfaltung ihrer geistigen Kraft und Eigenart. Man kämpft gegen die Natur, wenn man es vergewaltigt, und man erstickt zugleich unersetzliche Keime der Kultur. Zur inneren geistigen Einheit bringt es dann die Nation, die ihre Sprache und Literatur frei entwickeln kann, ganz von selbst; der politischen Einheit aber bedarf sie dafür nicht unbedingt. Deutsche Schweizer, Deutsch-Österreicher und Deutsch-Ungarn konnten und können auch ohne politische Vereinigung mit dem Deutschen Reiche lebendige Glieder der einheitlichen deutschen Kulturnation sein; ein ähnliches geistiges Einheitsband erhoffen und gönnen wir auch den Polen, die unsere Ostmarken bewohnen, und den Bürgern des vom russischen Joche befreiten polnischen Zukunftsstaatswesens, den Rumänen, die Ungarn, Siebenbürgen und Bukowina bewohnen und den

Bürgern des rumänischen Nationalstaates. Freilich, wird man einwenden, die Nationen begnügen sich auf die Dauer mit der Einheit der Kulturnation nicht; sie streben früher oder später doch zur letzten idealen Erfüllung des Nationalgedankens, zum geschlossenen Nationalstaate, und poetisch und literarisch fängt es zwar an bei ihnen, aber politisch endet es. Wir geben zu, daß eine solche immanente Entwicklungstendenz im modernen Nationalleben da ist und daß die Sehnsucht zur ungebrochenen, Geistiges und Politisches umfassenden Gemeinschaft des nationalen Staates nie ganz zu beschwichtigen ist und den Menschen nicht ausgeredet werden kann. Aber das Leben erfüllt nun einmal nicht jede uns eingepflanzte Sehnsucht; andere Notwendigkeiten begrenzen und dämpfen sie, und der gereifte Charakter richtet sich ein mit ihnen und bleibt triebkräftig und gesund auch in der Resignation. Zu dieser Reife des Verzichtes haben es bisher nur die Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen gebracht, — auch die baltischen Deutschen konnten sie so lange üben, als ihnen das nationale Existenzminimum gewährt wurde. Aber ist denn, so müssen wir vom höchsten und vergleichenden Standpunkte aus fragen, das moderne Nationalleben überhaupt schon zum Stadium der männlichen Reife gediehen? Hier und da wohl, aber noch nicht allgemein und sicher; nach wenig mehr als einem Jahrhundert nationaler Aspirationen sind wir noch immer auf der Stufe der Flegeljahre, und der aufgeregte Nationalismus intra et extra muros ist zum großen Teile Pubertätsfieber. Wie aus Haß und Mord der Religionskriege schließlich, durch innere geistige Umbildung wie durch Zwang der Verhältnisse getrieben, die Idee der Toleranz emporblühte, so könnte aus den Erschütterungen dieses Weltkrieges vielleicht auch ein föderatives und tolerantes Nationalgefühl in Mitteleuropa sich emporringen, das sich männlich bescheidet und die Notwendigkeiten der Lage anerkennt. Denn zwingend und gebieterisch sind diese Notwendigkeiten. Der furchtbare konzentrische Druck von Westen und Osten zwingt alle mitteleuropäischen Nationalitäten, sich zusammenzuschließen zu großen, leistungsfähigen Deichverbänden und sich dabei gegenseitig die Grundlagen ihrer nationalen Existenz zu garantieren. Je fester diese Deichverbände und je stärker die sie tragenden Solidaritätsgefühle sein werden, je mehr man aufeinander vertrauen lernt, um so weiter kann das Maß der politischen Bewegungsfreiheit für alle angeschlossenen Nationalitäten gesteckt werden. Reif werden dafür heißt alles, und unser aller Existenz und Rettung hängt davon ab. Nur sehen wir nicht mehr mit der frohen, unbedingten Hoffnung auf dieses Ziel, wie in den ersten Kriegswochen. Denn das innere deutsche Nationalgefühl hat sich noch lange nicht reif genug dafür erwiesen, und der Riß zwischen Moderados und Exaltados geht, wie wir im Eingang schon andeuteten, mitten durch die führenden Schichten unseres Volkes

hindurch. Wohl geht er zum Glück nicht so tief hinunter, daß er unsere Kampfeskraft und Geschlossenheit nach außen irgendwie gefährdete. Es ist durchaus etwa kein Gegensatz von größerer und geringerer Energie in der Wahrnehmung unserer nationalen Interessen, der die sogenannten Scharfmacher und die sogenannten Flaumacher voneinander trennt, — wenn wir, wie billig, von der kleinen und belanglosen Gruppe der sentimentalen Pazifisten hier absehen. Der voluntaristische Zug des modernen Lebens hat vielmehr allen Nationen und der unseren voran einen gewaltigen Grundstock zusammenhaltender und kämpfender Energien gegeben, wie er in dieser Ausdehnung und Mächtigkeit noch nie erlebt worden ist. Noch weniger ist es ein Gegensatz etwa von realpolitischer und von idealistisch-gefühlsmäßiger Denkweise, durch den sich die Geister heute bei uns scheiden. Vielmehr sind, um es einmal rund herauszusagen, die wahren Erben Bismarckscher Realpolitik heute die Moderados und nicht die Exaltados. Auch ihr Machtrausch ist eine Sentimentalität, und ihre phantastischen Forderungen würde ein Bismarck mit seinem kühlen Sinne für das Mögliche und Erreichbare erbarmungslos kritisiert und unterdrückt haben. Ihr Herrengefühl, das die Quelle aller ihrer Übertreibungen ist, ist freilich in der Atmosphäre, die Bismarck in Deutschland geschaffen hat, groß geworden. Aber das Bismarcksche Herrengefühl war unendlich viel klüger, geschmeidiger und maßhaltender als das ihrige.

Möchten sie jetzt das Kjellénsche Buch mit Verstand lesen. Dieser Freund unseres Volkes, dessen Vorstellungen von der Größe und Zukunft Deutschlands nicht übertroffen werden können, kennt, wie uns scheint, noch nicht die ganze Schärfe der uns heute im Innern bewegenden Gegensätze, aber er weiß genug von ihnen, um uns nachdrücklich zu warnen. „Deutschland," sagt er im Schlußkapitel deutlich genug, „muß auch in seiner eigenen Seele Moskau ganz überwinden." Er sieht in unserer eigentümlichen, auf den Zusammenschluß mit unseren mitteleuropäischen Nachbarn angewiesenen Lage die Garantie dagegen, daß Deutschland Welteroberungsansprüche erheben könne, — „eine Garantie, wie sie kein Vorgänger oder Mitbewerber aufzuweisen vermochte". So dränge uns, meint er, alles zur Idee des hegemonischen Föderalismus. Er hätte hinzufügen können, daß damit nur die Idee der Bismarckschen Reichsgründung in loseren Formen auf die Weltstellung Deutschlands übertragen wird. Auch Bismarck hat diese Idee aus dem Zwange der Lage geschöpft, aus der weisen Abwägung dessen, was die reine physische Macht, und dessen, was die wohlverstandene Interessengemeinschaft von Führern und Geführten zu leisten vermag. Aber der Zwang der Lage wird immer erst fruchtbar und schöpferisch durch die Geistes- und Willenskraft des großen Staatsmanns.

Und damit berühren wir eine Lücke in den geistvollen Ausführungen

Kjelléns, die er zwar absichtlich gelassen hat und die wir von seinem wissenschaftlichen Ausgangspunkte aus begreifen, aber die wir von unserm Standpunkte nicht als schlechthin notwendig ansehen können. Er schildert uns wohl ziemlich alle heute sich regenden Tendenzen, Möglichkeiten und Zielgedanken, er stellt die zu formenden Kräfte dar, aber sagt nichts von dem sie formenden Willen, der unter den verschiedenen Wegen des Handelns auswählt und damit das Kommende entscheidet. „Die politische Theorie," sagt Kjellén, „deckt Möglichkeiten auf; auf die Staatskunst kommt es an, diese Möglichkeiten zu verwirklichen. Darüber haben wir uns von dieser Stelle aus nicht zu äußern." Der Historiker darf, wenn er als Publizist in die Gegenwart hineingreift, hier weiter gehen als der Theoretiker der Politik, denn das Gebiet der Staatskunst muß ihn stärker locken, und mit den Erfahrungen, die er an der Vergangenheit gesammelt hat, darf er es wagen, auch der gegenwärtigen Staatskunst an den Puls zu fühlen. Wir verstehen es wohl, daß Kjellén auch als Ausländer hier Zurückhaltung übte. Für uns aber hängt Sein und Nichtsein von der Frage ab, ob unser Steuermann das Schiff richtig steuert. Auch muß man einer zwar unbeabsichtigten, aber vielleicht möglichen Wirkung der Kjellénschen Bilder die Spitze abbrechen. Weil sie nämlich die äußersten und blendendsten Möglichkeiten unserer Weltstellung und überhaupt alle, östliche und westliche, europäische und überseeische Ziele, die aus unserer Lage emporsteigen, vor Augen führen, könnten sie beitragen zu jener Überhitzung der Phantasie, die bei uns schon eingetreten ist und die das Werk unserer verantwortlichen Staatsmänner furchtbar erschweren kann. Kjelléns Darstellung gibt auch, weil ihr das Komplement der sichtenden Staatskunst fehlt, ein zu biologisches Bild unserer Lage. Wie von Naturgewalten geführt, scheint es, müssen wir den Weg zum Persischen Meerbusen uns bahnen und müssen wir dann unsere asiatische Sphäre mit unserem afrikanischen Besitze zu vergliedern streben. Der deutsche Industriestaat mit dem türkischen Agrarstaat verbunden und in einem größeren Zirkel um den österreichischen Industrie- und den ungarischen Agrarstaat können, so heißt es, „zu einer Welt für sich mit nahezu unbegrenzten Möglichkeiten" werden. Gewiß ein Ziel aufs innigste zu wünschen, und kein Zweifel ist, daß der Krieg ihm uns um ein gewaltiges Stück näher gebracht hat, aber nur die Illusion kann glauben, daß es schon das größere Stück des zurückzulegenden Weges ist. Viererlei Bedenken werden jeden weiteren Schritt und jede weitere Hoffnung begleiten müssen. Einmal daß die Arten und die Massen der Rohstoffe, die wir in absehbarer Zeit aus dem nahen Orient beziehen könnten, heute eine recht unbekannte, vorläufig noch gar nicht genügende Größe sind. Weiter daß der kleinasiatische und mesopotamische Bauer, Bergwerksarbeiter usw., der sie uns liefern soll, selber ein

Gewächs ist, das erst gezogen werden muß. Die ganze schwere Frage, bis zu welchem Grade das türkische Staatswesen und Volkstum einer innerlichen Modernisierung fähig ist, erhebt sich hier. Unser erzieherischer Arm muß weit hinüberlangen und kann nur mit milden und schonenden Handgriffen unsere selbstbewußten und eigenwüchsigen Freunde im Orient anleiten. Drittens wird die teure Landfracht den Austausch unserer Produkte mit dem Orient gewaltig belasten. Und viertens wird der Weg zum Orient immer durch die Zonen zweier fremder Staaten führen, die uns zwar jetzt befreundet und verbündet sind und es auch in Zukunft sein wollen — aber jede besonnene und erfahrene Staatskunst sieht fremde Staaten als fremde Staaten an und rechnet mit dem Wechsel der Dinge. Alle diese Schwierigkeiten sollen uns nicht entmutigen, sollen und können vielmehr auch auf uns erzieherisch wirken und unserer Politik jenen Grad von Reife, Schmiegsamkeit und Mäßigung, jenes Verständnis für das Wesen fremder Völker geben, durch die die Politik erst zur Kultur wird. Aber die Vorsicht gebietet, nicht unsere ganze Zukunft auf diese eine Karte zu setzen — und die Erwägung der jetzigen und künftigen Machtverhältnisse unserer Gegner gebietet, auch mit dieser Karte nicht aufs äußerste zu trumpfen. Frankreich ist in seinem Kampfe gegen England unter Ludwig XIV., Ludwig XV. und Napoleon I. unter einem Übermaße kontinentaler und kolonialer Machtziele zusammengebrochen. Vestigia terrent. Unsere Orientpolitik und unsere Weltpolitik überhaupt kann nur dann auf eine solide und gedeihliche Weiterentwicklung hoffen, wenn sie aus der Zwickmühle der russisch-englischen Doppelgegnerschaft wieder herauskommt. Das ist nicht möglich ohne Entlastung unserer Aufgaben, ohne Beschränkungen und Verzichte nach dieser oder jener Seite. Zum Glück haben doch auch wir eine gewisse Wahl der Wege; der überseeische Handel und das unabweisbare Bedürfnis nach eigenen Kolonien im tropischen Afrika weisen uns auch nach Westen und zu dem Versuche, den Frieden, den wir mit England einmal schließen werden, nach dem Grundsatze „Leben und leben lassen" zu schließen. Das Gerede von unversöhnlichen Weltgegensätzen, das uns entgegentönt, läßt uns ganz kalt. Unversöhnlich sind derartige Weltgegensätze recht oft nur durch den primitiven Geist der Machtpolitik geworden, durch Überspannung der Mittel, durch Mißverhältnis von Können und Wollen. Auf die sehr ernste Möglichkeit, daß trotz aller Staatskunst die englisch-russische Doppelgegnerschaft nicht zu sprengen sein wird, müssen wir uns gewiß einrichten und dann auf eine feste kontinental-europäische Autarkie hinarbeiten, an der sich der Ansturm unserer Gegner wie jetzt so auch künftig brechen muß. Denn das ist ja mit die gewaltigste Erfahrung dieses Krieges, daß die rationell durchgeführte militärische Defensive, getragen von der Kraft einer geistig und wirtschaftlich hochentwickelten

Nation, eine ungeheure Leistungsfähigkeit gewonnen und den modernen Großstaaten einen beinahe undurchdringlichen Schutzpanzer gegeben hat. Die Einsicht in diese Tatsache zwingt die moderne Staatskunst zu Konsequenzen, die der Geist einer primitiven Machtpolitik nicht ziehen würde. Primitiv aber ist es in der praktischen Politik, das Unmögliche zu begehren. Das Recht, dies zu tun, haben die Götter der freien Sphäre des Geistes reserviert.

Dürfen wir darauf vertrauen, daß unser leitender Staatsmann diesen Weg einer modernen und aufgeklärten Staatskunst gehen wird, die uns vielleicht nicht zum Idealen, aber zum Erreichbaren und Erträglichen führen kann? Ich sage mit voller Überzeugung: Ja. Wir wünschen ihm manche Eigenschaften, die er nicht hat. Es fehlt ihm gewiß nicht an innerer Fühlung mit allen gesunden und großen Kräften der Nation, aber an dem Triebe, sie für den Dienst seiner Politik zu organisieren und damit den eigensüchtigen Organisationen der Parteien und Interessen ein Gegengewicht zu schaffen. Seine geistige Natur hält ihn in einer vornehmen, aber nicht immer praktischen Einsamkeit fest. Aber diese Einsamkeit hat ihm die innere Freiheit gegeben, die großen Interessen der Nation gereinigt von allem Persönlichen und Subjektiven anzuschauen und in seinem Herzen zu bewegen. Mag es sein, daß bei seiner schweren und ernsten Art die Gedanken und Entschlüsse langsamer heranreifen, aber sie reifen heran zu einer Kraft und ruhigen Entschlossenheit, die auch das Schwerste und Gewaltigste auf sich zu nehmen vermochte. Mag es weiter sein, daß er zu sehr den großen Grundkräften seiner Politik vertraut, um auch die kleineren und oft so nötigen Mittel zur Beherrschung der Menschen immer zu handhaben, — aber wir wollen nicht den Staatsmann Bethmann Hollweg erschöpfend charakterisieren, sondern nur das eine, worauf es heute ankommt, kräftig hervorheben, daß er den echten, rechten Sinn für die Staatsräson und für das vernünftige Gleichmaß von Können und Wollen in der Politik besitzt und daß hinter aller Zurückhaltung der starke Ehrgeiz lebt, der den schaffenden Staatsmann beseelen muß. In seiner großen Rede vom 6. April hat er so deutlich, als es der Augenblick und die Rücksicht auf die Flüssigkeit der Verhältnisse erlaubt, die Grundzüge eines politischen Programms für den Friedensschluß gegeben, das den vom Schicksal uns gewiesenen Weg richtig erkennt. Sie vernachlässigt nicht unsere kontinentalen Bedürfnisse über den überseeischen und kolonialen, und wiederum diese nicht über jenen. Aber sie deutet zugleich jedem Verstehenden an, daß wir uns nicht, wie einst Frankreich von Ludwig XIV. bis Napoleon I., in ein fruchtloses Übermaß von Aufgaben und Zielen verbeißen wollen. Diesen furchtbarsten Fehler darf Deutschland unter keinen Umständen wiederholen, niemals dürften wir

uns selbst den Vorwurf zu machen haben, durch falsche Schachzüge unserer Politik den im Grunde unnatürlichen Bund Englands und Rußlands zu verewigen. Grundsätzlich wäre unsere Politik stets, wie wir nicht zweifeln, zu einem verständigen Separatfrieden sowohl mit England wie mit Rußland bereit gewesen. Aber nachdem unsere Siege im Osten und Südosten den locus minoris resistentiae im Gefüge der Gegnerschaft uns gezeigt haben, drängt alles darauf hin, unsere kontinentale Machtstellung vor allem gegen Rußland auszubauen, ohne deswegen die „realen Garantien" gegen westliche Feindschaften, die wir nötig haben, zu vergessen. Frankreich hat doch, was schmerzlich für den Augenblick, aber tröstlich für unsere eigene Zukunft ist, nicht schlechte Erfahrungen mit seinem Sperrfortsystem gemacht. Verbunden mit den Hilfsmitteln des modernen Stellungskrieges kann es auch uns instand setzen, eine mächtig gepanzerte Grenze gegen Westen zu schaffen und unseren westlichen Gegnern damit die Lehre einprägen, daß künftige Kriege gegen uns viel Kosten und wenig Gewinn verheißen. Um aber unsere eigenen Siegesgewinne jetzt zu sichern, muß das Kriegstheater, soweit an uns ist, von weiteren Gegnerschaften freigehalten werden. Die Zugeständnisse, die wir deshalb an Amerika zu machen uns entschlossen haben, müssen allen populären, vielfach überaus unreifen Empfindungen zum Trotze, als notwendige Tat einer kühlen, zweckbewußten Staatsräson, als Ausfluß eines rationellen Siegeswillens verteidigt werden. Dem Kanzler gebührt eine Bürgerkrone, wenn er uns um diese Klippe herumführt. Die Waffe des Unterseebootskrieges hat sich in jedem Augenblicke den Forderungen der Gesamtlage anzupassen.

Schließlich erkennen wir in den Ausführungen der Kanzlerrede über das Verhältnis Deutschlands zu den benachbarten Nationalitäten auch mit innerster Genugtuung jenen freien und kräftigen Geist eines föderativen Nationalgefühls, der aus diesem Kriege emporsteigen und die Zukunft Mitteleuropas tragen muß. Es ist der Dreiklang von Macht, Nationalität und Kultur, der auch das Kjellénsche Buch durchtönt, das Bekenntnis eines starken und klaren Willens und einer wahrhaftigen Seele. Möge es die Nebel vertreiben, die unsere Exaltados heute aufgewirbelt haben.

Der rechte Liebhaber des Schicksals

Roman von Albert Steffen

(Schluß)

Vierundzwanzigstes Kapitel

Im Januar des nächsten Jahres bekam Klara von Thekla einen Brief, worin diese sie bat, die Turn- und Singstunde in der Ferienkolonie zu übernehmen, da sie selber daran gehindert war, denn sie trug ein Kindchen. Klara reiste sogleich hin. Als sie an der Tür der Freundin pochte, öffnete ein vierzehnjähriges Mädchen, schaute sie halb treuherzig, halb schamhaft an, führte sie hinein und verschwand.

Thekla fing sofort von diesem Mädchen zu erzählen an: „Sie pflegt mir den Morgenkaffee zu kochen, damit ich nicht so früh aufstehen muß. Ich bin ihr jüngst beim Brunnen begegnet, wo sie die Puppen badete. Sie sah mich lustig an. Ich fragte sie, ob sie ein richtiges Kindchen pflegen möchte, und fügte bei, daß ich ein solches nächstens bekäme. Seither ist ihr Wesen verändert. Sie ist ganz Andacht geworden."

Hierauf fragte Thekla nach Klaras Treiben, ging aber sogleich zu etwas anderem über, da sie besorgte, es möchte sie in schädliche Bewegung versetzen. Denn Klara pflegte ja stets sehr ungewöhnliche Dinge zu erleben. Heute aber dachte diese gar nicht daran, zu erzählen. Sie fühlte nichts als Frommheit. Thekla erschien ihr als etwas Fernes, Entrücktes, Heiliges. Alles, was sie zu berichten gehabt hätte, kam ihr unwichtig vor gegen diese keimende Liebe eines Wesens, das die Mutter liebte und von ihr geliebt wurde, ehe die Augen beider sich noch gesehen hatten.

Thekla sprach nun von ihrem Manne, der etwas launisch geworden sei und den sie ein bißchen liebenswürdiger haben möchte. Sie zeigte zum Fenster hinaus auf den See, auf dessen gefrorener Fläche er mit den Kindern Schlittschuh fuhr, und bat dann Klara, hinzugehen und sich ihre Aufgabe als Lehrerin sagen zu lassen.

Klara schritt also durch den Park zum See, aus unbekanntem Grund etwas zerknirscht, und begrüßte die Fahrenden. Ein Kind mußte sofort ein paar Schlittschuhe für sie holen. Doktor Walzel fuhr fort, gewaltige Figuren über die ganze Eisbahn zu beschreiben. Der kleine Hugo machte sie getreulich in einem winzigen Winkel nach. Klara fühlte alles Verdrießliche, Häßliche und Enge fliehen. Hier war Ritterlichkeit, Kraft und Freude. Sie kam sich vollkommen vor, wie die Kreise, die sie zog.

Es dunkelte schon, als man die Schlittschuhe losschraubte. Klara spürte ihre Füße kaum. Ihr Körper schien ganz leicht geworden. Ihr war, als schwebte sie über den Boden. Alle Gefühle der Kinderzeit waren wiederum gekommen, aber bewußter, innerlicher, vergeistigter.

Thekla erwartete sie etwas ungeduldig, da die gewöhnliche Essenszeit schon überschritten war. Klara wurde nicht müde, die Kinder zu betrachten, die vor den Tellern saßen, besonders das kleinste, ein großköpfiges, blondlockiges, ernstes Wesen. Es lud bedächtig mit den Fingern Zuckererbsen auf den Löffel, führte hierauf die Ladung zum Munde, kam stets in Freudenaufruhr, wenn es gelang. Was Klara hier erblickte, versetzte sie in einen träumerischen Zustand von Wehmut und Rührung, welche Gefühle sie so lange nicht empfunden hatte, daß sie ihr wie eine Gnade erschienen, an die sie kaum zu glauben wagte. Sie half hernach der Freundin beim Zubettebringen der Kinder, bekam dabei einige Räte, die sie gewiß von selbst befolgt hätte, die sie aber dennoch dankbar in Empfang nahm.

Am folgenden Tage machte sie Bekanntschaft mit den Kindern. Ihre Aufgabe bestand mehr in einer Beaufsichtigung als einem eigentlichen Unterrichte. Sie mußte das Treiben der kleineren Kinder regeln. Turnübungen, Rundgesänge und allerlei Belehrungen flossen wie von selber in die Spiele ein. Anfangs traute sie sich diesen wilden Geschöpfen gegenüber nicht viel zu. Bald aber merkte sie, daß sie alles, was sie tat, begierig verfolgten und auf hundert verschiedene Arten treuherzig nachahmten. Sie betrachtete zum Beispiel für sich mit Interesse einen seltsam geformten Baum, und plötzlich sah sie sich von einer Schar umringt, die schweigend dasselbe tat. Ein einziges Wort vermochte alle in eine Art von Beobachtungsekstase zu versetzen. Einmal sprach sie von Frühlingsblumen. Seither gingen sie stundenlang mit gesenkten Köpfen auf den braunen Matten umher, und als sie endlich die erste fanden, ging es wie ein Strahl durch ihre Seelen. Alles was sie über Kühe, Pferde, Enten und Fische sagte, wurde unersättlich aufgesogen. Das hinderte nicht, daß sie logen, stahlen und sich prügelten. Der einzige Ausweg war, daß Klara sie unermüdlich mit Märchen versah und dadurch die Phantasie gleichsam lokalisierte; daß sie sich selbst zur Rädelsführerin bei ihren Streichen machte und sie so dennoch an eine gewisse Ordnung gewöhnte.

Die Gefühle der Kinder gingen auf sie über, so daß sie sich beständig in einem schäumenden Rausch befand, der aber ihre Bewegungen nur noch zielbewußter und sicherer machte. Sie sah alle Dinge anders. Die Wellen des Sees kamen ihr wie Krallen vor. Mit den Tieren führte sie kindlich-vertrauliche Gespräche. Wenn sie Früchte sah, befiel sie eine große Gier, sie biß mit funkelnden Augen hinein. Abends im Bette stieg vor ihren Augen der Zipfel der Decke ins Unermeßliche empor, und sie vollführte phantasierend ungeheure Sturzpartien, bis sie in die Tiefe des Traumes völlig versank. Morgens beim Erwachen glaubte sie den Urzustand der Menschheit zu empfinden.

Oft ging sie mit einer Schar ins Marionettentheater. Kaum saß sie

einige Minuten in dem kindervollen Raume, so sah sie mit den Augen eines kleinen Mädchens. Alles erregte ein brennendes Interesse in ihr. Dieser Mann mit dem Kropfe, der da mit der Tabakspfeife, jene Frau mit dem Schnurrbart, ja sie selbst, wenn sie sich von außen betrachtete. Besonders drang das Zeichen zum Beginn der Vorstellung in ihre Seele. Der Raum wurde dunkel. Klara aber schaute in der Phantasie die vielen Augen, die unverwandt nach vorne blickten. Ihr war, als sengten sie die Decke der Dunkelheit mit ihrem starken Strahlen weg.

Dann ging der Vorhang auf. Man sah ein winziges Viereck, das eine Märchenlandschaft darstellte und sofort in die Gemüter einzudringen und in ihnen zu arbeiten begann. Klara spürte es schaffen, weben, sprossen, tönen, singen. Eine Art von Glücksrausch packte alle, dem nichts widerstehen konnte, kein Gedanke, keine Sorge, keine Schmerzen. Es schien ihr, als ob das leuchtende Viereck die Erfüllung der Welt überhaupt bedeutete. Alle Frauen, die hier saßen, fühlten gleich. Klara tat es weh, zu denken, daß es in der Stadt noch welche gab, die hämisch, böse, verführerisch lächelten. Sie sagte sich erschreckt, daß sie selbst in solcher Gefahr geschwebt war. Hier aber warf man alles Häßliche ab.

Wenn sie am Ende solcher Tage allein in ihrem dunklen Zimmer war, sagte sie zu sich: „Man sollte dieses Licht, das aus den Kinderaugen leuchtet, sich immer vergegenwärtigen, dann wäre nichts mehr finster auf der Erde, dann fände man alles interessant, dann könnte man nie mehr dem Hasse und der Verzweiflung verfallen." Sie verwunderte sich über diesen Seelenzustand. „Wie bin ich jetzt so froh," dachte sie, „so frei und so melodisch. Früher war ich stets bedrückt. – Diese Kinder leben das Wachsen des Leibes noch mit. Ihr Glück ist ein Empfinden der Kräfte, welche ihre Körper formen, ihr Sein ist noch ein allgemeines, umfassendes, kosmisches. – Meines ist schon von der Verfestigung des Leibes begrenzt und so von der Vergänglichkeit bedingt."

Aber gerade darin, daß sie wie ein Kind zu fühlen vermochte, obwohl ihr Körper schon die ersten Andeutungen des Zerfalles zeigte, fand sie den Beweis, daß die Gefühle des Werdens nicht an einen einmaligen Leib gebunden waren, sondern daß man sie vom Geist aus wieder finden und empfinden konnte, daß sie also nicht verloren waren, sondern Dauer besaßen. Das war eine unumstößliche Tatsache, die sie durch ihre Liebe zu den Kindern erlebte. Das ließ sie an den Geist, das Leben nach dem Tode und die Wiedererneuerung der Menschheit glauben. Das gab ihr Musik wie Mozart, Gedanken wie Kopernikus und Heiligkeit wie Pestalozzi. Das führte sie der Vollendung nahe. Unwillkürlich stellte sie sich die Gebärde eines Kindes vor, die es gegen seine Mutter machte, dann die liebkosende Gegenbewegung der Mutter. So unzählige Male, bis sie der Schlaf befiel.

Sie hatte sich nur um die Kinder zu bekümmern, die das zwölfte Jahr noch nicht erreicht hatten. Die Sorge um die älteren übernahm der Doktor. Doch horchte sie, um zu lernen, oft dem Unterricht zu. Walzel hatte eine kraftvolle, durch Selbstbeherrschung gemäßigte Stimme. Man fühlte, wie er durch die deutliche Betonung den Kindern alles ins Gedächtnis prägte. Wenn Klara diese Stimme eine Weile gehört hatte, fühlte sie sich selber sicher, fest und stark und jeder Anforderung des Lebens gewachsen. Alles was sie tat, kam ihr dann sehr wertvoll vor. Besonders zeigte sich das am folgenden Morgen, wenn sie einen Abend, nachdem Thekla schon zu Bette gegangen war, mit ihm verplaudert hatte. Sie erwachte freudig und begeistert. Und so genoß sie einmal das Glück, einen Freund zu besitzen, mit dem man arbeiten konnte. Die andern waren unfreie, passive, schwache Naturen, die sie nur deswegen nicht von sich entfernte, weil sie Mitleid mit ihnen fühlte, die sie immer „trotz irgendetwas" zu lieben sich bemühen mußte, mit denen sie jedenfalls nicht im gleichen Schritt marschieren und dabei ein kräftiges Marschlied singen durfte.

Es war selbstverständlich, daß Doktor Walzel ihr seine Einsichten und Erfahrungen mitteilte. Bald aber begann er ihr auch die Sorgen anzuvertrauen und sie um Rat zu fragen. Er wollte seine Frau in diesen Zeiten nicht mit Kümmernissen plagen, die ihr Gemüt beschweren konnten, und wandte sich an Klara. Diese freute sich dessen, bis sie, wenn sie zu dritt beisammen saßen, an Walzels Verlegenheit und Theklas zu sehr betonter Höflichkeit merkte, daß sie Anlaß zu Streitigkeiten gegeben haben mußte. Bald teilte er ihr denn auch mit, daß Thekla ihn vor ihr gewarnt habe, was gewiß erklärlich und verzeihlich sei bei ihrem Zustande. Er halte es für besser, darüber offen zu reden. Hierauf war er wieder unbefangen wie vordem.

Klara begleitete ihn öfters auf der Suche nach verwahrlosten Kindern. Manchmal sagte ihnen ein Drache, der über den Häuserquadern schwebte, wo viele Kinder versammelt waren. Zuweilen gerieten sie in grenzenlos schmutzige Höfe und Hinterhöfe und fanden Zimmer mit verriegelten Türen und verschlossenen Fenstern, vollgepfercht von Kindern. Die Eltern befanden sich von morgens früh bis abends spät in der Fabrik. Solche Wohnungen zu entdecken, die Eltern zu erwarten und die Kinder dutzendweise fortzuführen, hielt Walzel für den wichtigsten Teil seiner Tätigkeit. Und Klara lernte eigentlich erst durch diese Erlebnisse ihr Wirken so recht schätzen. Denn nun wußte sie, welchen Wert es hatte, diesen Kindern zum Beispiel die Schönheit einer Blume zu offenbaren.

Einmal fanden sie in einem Hofe ein halbes Dutzend Kinder spielen. Ein zwölfjähriges Mädchen beaufsichtigte sie. Es besaß schmeichelnde Kätzchenbewegungen, die einen ungemein sympathischen Eindruck machten,

weil das Kind dabei aus staunenden, unschuldigen, mütterlichen Augen blickte. Die Mutter der kleineren Kinder, eine Arbeiterin, war sofort bereit, sie mitzugeben. Das Mädchen blieb allein zurück. Es gehörte nicht zu dieser Familie. Am nächsten Tage kam in die Ferienkolonie ein Frauenzimmer, in welchem man sogleich das Straßenmädchen erkannte. Es war die ältere Schwester jenes Kindes. Dieses wußte nichts von ihrem Berufe. Es verehrte sie vielmehr und ahmte sie in allem nach. Von ihr hatte es jenes schmiegende Wesen angenommen. Diese Frau bat, daß man auch ihre kleine Schwester mitnehmen möge.

Je glücklicher sich Klara in solcher Tätigkeit befand, um so mißtrauischer wurde sie von Thekla beobachtet. Diese wurde so schroff in ihren Bemerkungen, daß Walzel sich hintendrein für sie, wenn auch nicht in ihrem Namen, entschuldigte. Und schlimmer noch als die Worte waren die Gedanken, die Klara beständig sich entgegenfluten fühlte.

Walzel hatte einst Klaras Klugheit gerühmt. Nun lobte Thekla im Gespräche zu dritt mit Vorliebe die „klugen" Menschen und schaute dabei bedeutungsvoll ihren Gatten an. War sie mit ihm allein, so sagte sie, daß Klara nicht nur klug, sondern zugleich falsch, leer und vampyrartig sei. Daß sie überall schmarotzen wolle. Daß sie schuld sei, daß alle ihre Freunde lebensohnmächtig im Leben ständen. „Ich kenne diesen Charakter," pflegte sie zu sprechen, „er schleicht sich überall ein. Er kennt weder Hingebung noch Treue. Er vermag sich für nichts zu erwärmen. Es gibt nichts Banaleres als solche Weiber. Euch Männern gefallen sie freilich. Denn es kann euch nur recht sein, wenn ihr jemand findet, der gleich gewissenlos ist wie ihr. O ich weiß, wie sie es anfängt. Sie tut, als ob sie sich für deine Ziele interessiert, sie spricht von echter Menschenliebe, bis du vor Selbstbegeisterung einmal nicht mehr weißt, was du tust. Dann hat sie leichtes Spiel. Ich durchschaue sie, mag sie reden, was sie will. Sie verrät sich selten, aber hie und da schießt sie einen Blick nach mir, der deutlich sagt, daß sie ein schlechtes Gewissen hat und daß sie mich im Innersten der Seele haßt."

Wenn sie derart redete, fing Walzel gewöhnlich von dem kommenden Kindchen zu sprechen an.

Sie ließ sich schnell beruhigen, aber immer nur auf Augenblicke.

Zu Klara sagte der Doktor: „Thekla sucht den Grund ihrer Gereiztheit in Ihnen, während diese Mißstimmung doch durch die Umstände, worin sie sich befindet, bedingt ist und keineswegs verschwände, wenn Sie uns verließen, sondern sich nur einen andern Gegenstand suchte."

Aber die Eifersucht Theklas wurde zum Gram. Sie wollte immer allein sein. Sie schlug jeden Spaziergang aus, erst mit Klara, dann auch mit ihrem Manne. Wenn man zu dritt beisammen war, hielt sie sich stets

abseits. Sie nahm nicht mehr am Gespräch teil, war aber im übrigen immer freundlich, nur daß ihr Gesicht etwas Leidendes bekam. „Ihr kommt mir alle so fremd vor,“ sagte sie zuweilen. Walzel, der sie jeden Tag zärtlicher liebte, hatte vor dieser Resignation mehr Angst als vor der ungerechten Antipathie. Er fürchtete, daß sie die Gleichgültigkeit gegen ihn über die Geburt des Kindes hinaus behalten würde, und beschloß, Klara zu bitten, daß sie ginge, obgleich er kaum wußte, wie er sie ersetzen konnte. Indessen zeigte es sich, daß Thekla vorgesorgt und an eine ihrer Tanten geschrieben hatte.

Auch Klara hatte den Gedanken, fortzugehen, schon öfters erwogen, ihn aber immer wieder fallen lassen, da der Doktor sie stets so dringend zu bleiben bat. Nun sagte ihr die Stille der letzten Nächte, daß eine Tragödie im Anzuge war. Sie konnte nicht anders als der Beklemmung des Herzens glauben. Nein, sie wollte es nicht auf sich nehmen, die Schwermut der Freundin zu vermehren. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie es überhaupt so weit hatte kommen lassen. Warum war sie denn so lange geblieben? Aus Liebe zum Doktor? Keineswegs, denn der Abschied wurde ihr sehr leicht. Sie hatte geglaubt, daß sie nützte. Nun mußte sie fliehen, damit sich diese Wirkung nicht ins Gegenteil verkehrte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Es war so schwer, Menschen, die einander schon gefunden hatten, Freund zu sein. Klara nahm die Schuld auf sich und hielt sich lieber fern.

Nun lebte sie beständig in der Stadt. Hier konnte sie einsam sein, ohne doch die Welt zu fliehn.

Ihre Zimmer befanden sich im dritten Stockwerk eines großen Mietgebäudes. Im vierten, das nur aus einer Dachmansarde und einer Küche bestand, wohnte eine Dame, die Klavierstunden gab. Klara pflegte jeden Tag mit ihr zu üben.

Rahel, so hieß sie, besaß ein sanftes, ruhiges Wesen. Ihre Gestalt war klein und zierlich, das Gesicht bräunlich-bleich, voll, oval, von etwas mongolischem Typus, die dichten, luftigen, strahlenartigen Haare nebelhaft ergraut, obwohl sie kaum fünfundzwanzig Jahr alt war. Im Gespräche blieb sie immer still und lauschend, höchstens eine Spur von Neugier oder Furcht verratend, je nachdem der Mensch beschaffen war, dem es gefiel, das Wort an sie zu richten. Sie schlug jede Einladung aus, lehnte es ab, mit andern zusammen zu speisen, ließ sich nicht einmal das Billett zur Straßenbahn bezahlen und vermied es ängstlich, auf persönliche Angelegenheiten einzugehen.

Erst nachdem Klara sie schon mehrere Monate täglich besucht hatte, fing sie von ihrem Schicksale zu sprechen an. Ihr Vater hatte sich, als

sein Geschäft zusammenbrach, erschossen, die Mutter war irrsinnig geworden, der Bräutigam hatte die Familie nicht mehr besucht und die Verlobung gelöst. Rahel hatte ihn noch einmal sprechen wollen und deshalb stundenlang bei fallendem Schnee vergeblich vor seinem Haus gewartet. — Seitdem spürte sie einen periodisch wiederkehrenden, stechenden Schmerz auf der Brust. Sie erhielt von einem Onkel jeden Monat eine kleine Summe, womit sie die Kleider und die Miete gerade zu bestreiten vermochte. Den übrigen Unterhalt verdiente sie durch Stundengeben.

Klara erzählte ihren Freunden von der Armut Rahels. Erdmann, der Flöte spielte, war sogleich bereit, wöchentlich einige Stunden zu nehmen. Aber schon bei der dritten gab es eine Unannehmlichkeit. Da er sich immer unterwegs von Freund zu Freund befand, kam er auch hier eine halbe Stunde zu spät, und Rahel weigerte sich, den Lohn für die ganze in Empfang zu nehmen, obschon er nach Verlauf derselben zwei weitere sitzen blieb und von seinem Magenleiden plauderte, wobei sie ihn nicht zu unterbrechen und nicht einmal die gewohnte Näharbeit vorzunehmen wagte, was für sie eine empfindliche Einbuße an Verdienst bedeutete.

In der Folge vergaß er überhaupt zu kommen. Er wollte sie, wie ihm ganz selbstverständlich war, trotzdem bezahlen. Sie wies jedoch das Geld zurück. Nun suchte er sie dadurch zu entschädigen, daß er ihr einen andern Schüler verschaffte. Es war ein Jüngling, ganz erfüllt von Bewunderung für die Menschen, die mit dem Munde allerlei Opernmelodien pfeifen konnten. Er wollte es ebenfalls lernen. Rahel sollte ihn auf dem Klavier begleiten.

Erdmann hatte sich in dieser Zeit ganz an Klara angeschlossen. Diese, von seiner Hilflosigkeit gerührt, beschloß, ein wenig Ordnung in sein Leben zu bringen. Sie hielt ihm Reden, daß zu spätes Aufstehen den Tag verderbe, daß zu langes Durch-die-Straßen-Schlendern und Ladenstand-Betrachten hysterisch machen . . ., daß zu viele Schwitzbäder den Körper erschlaffen, daß man nicht zu zahlreiche Freunde haben dürfe usw.

Immer ging er von einem dieser Freunde weg, ohne ihm nahe gekommen zu sein, zu einem andern. Das hatte zur Folge, daß er überhaupt nur leere Worte, auch von den bedeutendsten Menschen, zu hören bekam. Er kannte alle berühmten Ärzte, Schriftsteller, Schauspieler und Tänzerinnen. Es kam vor, daß er an einem einzigen Abend eine halbe Andachtsstunde, drei Viertel verschiedene Dramen und mehrere Teegesellschaften besuchte. Die Strecken Weges dazwischen legte er mit dem Automobil zurück.

Klara hatte eigentlich von Anfang an ein unbehagliches Gefühl gehabt, wenn sie mit ihm zusammengekommen war. Seitdem sie sich aber mit so vielen vortrefflichen Menschen überworfen hatte, begann sie dieser Emp-

findung zu mißtrauen und sich zu fragen, ob sie selber vielleicht unerträglich wäre. Sie suchte sich deshalb in Erdmann doppelt liebevoll zu versetzen. Sie ließ sich also zum Beispiel geduldig klagen, wie, eines schlecht plombierten Zahnes wegen, sein Appetit abnehme, da er nicht beißen könne, was er wolle, wie infolgedessen sein Gesundheitszustand schwanke, wie es ihm zuwider sei, das Wasser zu wärmen, um die Zähne zu putzen, wie er mit grünen Zähnen nicht in Gesellschaft gehen möge, wie ihm das ganze Leben einfach verleidet sei. Klara veranlaßte ihn, die Plombe herausnehmen, den Nerv töten und eine Brücke einsetzen zu lassen. Er ließ, nachdem er ihren Rat befolgt, sie zum Dank in den Rachen schauen, freute sich hierauf des Bratens und des wiederhergestellten Selbstgefühles. Bald aber sah er bei Köchinnen, Kellnerinnen und anderen Menschen die gleichen Goldeinlagen. Es war ihm höchst widerwärtig, wie sie damit kokettierten. Er kaufte eine Feile und eine Zange und praktizierte die eigene wiederum hinaus, ließ sie hierauf durch Silberamalgam ersetzen.

Er aß immer ein bißchen zu wenig, damit ihn Klara schalt, er sorge nicht für sich. Es machte ihm Vergnügen, wenn sie ihn von seinen vielen Freunden fernzuhalten suchte, da er glaubte, daß sie eifersüchtig wäre. „Ich sehe Sie zugrunde gehen," pflegte sie zu sagen. Er ließ sich das recht häufig sagen, setzte eine bekümmerte Miene auf und führte sein gewohntes Leben weiter. Alle Menschen fragte er um Rat, um ratlos auszurufen: „Was soll ich tun? Du rätst mir dies, jener das, beide seid ihr Menschen, die ich hochschätzen muß, ich komme zu dem Resultat, daß alles nichts nützt."

Klara stellte sich seine Möglichkeiten vor, da sie mit seinem wirklich Vorhandenen nicht zufrieden war. Um ihn zu trösten, sprach sie ihm von diesen Möglichkeiten, was ihm sehr schmeichelte.

Es war indessen dazu gekommen, daß er ohne Klara keine Stiefel, keinen Hut und keine Halsbinden kaufen konnte, und jeden Tag mußte er was anderes kaufen, wobei er den Ladenbesitzern durch sein ewiges Zaudern sehr beschwerlich wurde, bis Klara, die daneben stand, sich zu schämen begann.

Immer mehr faßte sie ein großer Unmut, daß er sich nicht ändern wollte. Sie konnte nicht verhindern, daß ihre Achtung zu schwinden begann.

Einmal zeigte er ihr einen Brief von einem Freunde, worin ihn dieser bat, ein Mädchen, das er verlassen hatte, zum Troste zu besuchen. „Was raten Sie?" Sie erwiderte: „Gehen Sie nicht hin." – „Warum nicht?" – „Sie brauchen eine andere Frau." – „Sie haben recht."

Gleichwohl ging er hin, „um seinen Freund nicht zu beleidigen". „Es ist ein hübsches Persönchen," sagte er hernach zu Klara, „und hat bereits fünf Liebhaber gehabt." – Sie rief voll Zorn: „So verhüten Sie, daß

es den sechsten bekommt, da würde es zur Dirne, es würde nicht Sie, sondern Ihr Geld lieben." Er lachte amüsiert.

Erst als er weggegangen war, kam sie auf die Bedeutung dieses Lachens. „Er meinte, daß ich eifersüchtig bin. Welch häßliche Selbstgefälligkeit." Nun glaubte sie ihn ganz zu kennen. Seine Eitelkeit, seine Klatschsucht, sein beständiges Hin und Her im engsten Kreise, über den er nie hinauskam, empfand sie mit peinlicher Deutlichkeit. „Er ist kein Mann." Sie beschloß mit ihm zu brechen.

Währenddem sie derart dachte, zeichnete sie unwillkürlich sein Gesicht auf ein Papier und sah nun, daß sie einen schmerzlichen Zug hineingelegt hatte, den er in der Tat besaß. „Er leidet selbst an sich," sagte sie sofort. „Vielleicht bin ich doch nicht ganz gerecht." Sie nahm sich vor, abermals Geduld zu haben. Es schien ihr wiederum nichts leichter, als daß er seine kleinlichen Schmerzen durch hohe Gedanken vertrieb. Wozu hatten denn die großen Künstler gelebt, wenn nicht, um uns über uns emporzuheben. „Ich habe die Pflicht, ihm diese Möglichkeit zu zeigen."

Sie versuchte unermüdlich, ihn für andere Dinge als die Intrigen, worin er beständig befangen war, zu begeistern. Es gelang ihr nicht. Er hatte keine Zeit dazu. Sein ganzes Dasein bestand aus Entschuldigungsbesuchen. Je tiefer sie auf sein Wesen einging, um so mehr Unarten stellten sich ein. Oft vermochte sie die Ungeduld, daß sie die Zeit mit belanglosen Reden vergeudete, nicht mehr zu bemeistern und brauste schrecklich auf. Dann pflegte er sie eng, töricht, selbstgerecht zu nennen. „Lernen Sie lieben," rief er aus, „bevor Sie mir Lehren geben."

Er wurde der richtige Plagegeist. Sie aber hätte zur Trappistin werden mögen.

Wie sehnte sie sich nach einem wirklich kämpfenden, leidenden, ihrer bedürftigen Menschen.

Sie fühlte sich erlöst, als sich Gelegenheit zu einer großen Konzertreise gab.

Erdmann aber suchte nun bei Rahel Ersatz. Er hatte die Wohltat, sich mitzuteilen, lange schon erkannt und konnte sie nicht mehr entbehren. Nur dadurch vermochte er sich von der Schwermut, dem Mißtrauen, der Apathie, dem Magenleiden zu befreien. Er dachte aber nie daran, daß die Zuhörer, wenn er beschwingt von dannen eilte, meistens erschöpft auf das Kanapee sanken. Oder vielmehr die Zuhörerinnen, denn er fing an, nur solche zu wählen, da die Männer ihn verachteten.

Rahel vermochte ihn nicht abzuwehren, da sie zu sanft, zu schüchtern und zu menschenungewohnt war. Auch hoffte sie, daß der eine oder andere seiner Freunde, die er oftmals mit sich brachte, Stunden bei ihr nehmen

würde. Sie hatte zu dieser Zeit nur ein kleines Schwesternpaar zu Schülerinnen.

Besonders pflegte ihr Erdmann vorzuklagen, daß die meisten Menschen seine Freundschaft nur des Geldes wegen suchten. Dies hatte zur Folge, daß Rahel sich gelobte, nie etwas von ihm zu leihen. Sie hütete sich peinlich, einen Pfennig anzunehmen, den sie nicht verdiente. Sie wies sogar Blumen und Früchte, die er brachte, zurück. Sie fühlte sich schon bei dem Gedanken, daß sie ihm etwas verdanken könnte, fast entehrt.

Nach und nach verlangte er, daß auch sie von ihren Sorgen erzählte. Sie tat es, obwohl sehr ungern, und wurde sofort schweigsam, als sie merkte, daß er jeden Tag Fragen stellte, die ihr bewiesen, daß er gar nicht zugehört hatte. „Was essen Sie zu Morgen? zu Mittag? zu Abend? wo? wie teuer? Was verdienen Sie im Monat? Was zahlen die andern Schüler? Von was reden Sie mit ihnen? Haben Sie von mir gesprochen?" Sie mußte schließlich denken, er wolle sie mit diesem beständigen Fragen demütigen.

Keineswegs. Er hatte nur ein schlechtes Gedächtnis. Seine Vergeßlichkeit erstreckte sich auch darauf, daß er nicht bedachte, daß sie Geld verdienen mußte und Zeit dazu nötig hatte und daß er diese Zeit ihr durch Besuche raubte. Denn bald kam er beinah zu jeder Stunde, so sehr hatte er sich an die neue Freundin, deren Sanftheit er so heilsam verspürte, gewöhnt. Er dachte viel an sie. Sie mußte nun wie früher Klara ein Zimmer für ihn suchen, einen Anzug kaufen, eine Krawatte wählen, ein Gedichtbuch, das er brachte, lesen und mit ihm darüber sprechen.

Die Gouvernante der beiden kleinen Mädchen, denen Rahel Stunden gab, sah Erdmann oft bei dieser und erzählte ihrer Herrschaft davon. Diese suchte deshalb eine andre Lehrerin. Rahel wußte nicht, warum. Ihre Sorgen vermehrten sich. Sie hoffte immer noch, daß die vielen Menschen, die sie durch Erdmann kennen gelernt hatte, sie irgendwo empfehlen würden. Statt dessen blieb der einzige weg, von dem sie noch ein wenig Geld verdiente, jener Kunstpfeifer. Erdmann hatte ihm gelegentlich ohne böse Absicht mitgeteilt, Rahel begreife nicht, wie ein junger Mensch sich derart die Zeit vertreiben könne. Das hatte ihn beleidigt.

Rahels Kummer fiel schließlich Erdmann auf. Er fragte sie, ob sie denn außer ihm noch Schüler habe und versetzte auf ihre Verneinung, es wäre ihm äußerst peinlich, der einzige zu sein. Er schalt sie, daß sie sich nicht emsiger umschaue, zweifelte an ihrer Fähigkeit und Ausbildung, fragte inquisitorisch, wo sie eigentlich studiert habe, tadelte ihre Ruhe (die sie kaum zu bewahren vermochte) und forschte zuletzt so unzart nach ihren Vermögensverhältnissen, welche er übrigens durch Klara längst erfahren hatte, daß sie glauben mußte, er fürchte von ihr ausgebeutet zu werden.

Ihr Stolz war so empfindlich verletzt, daß sie sprach, sie habe ihn nicht hergebeten und wünsche, daß er nie mehr komme. Sie fühlte eine ungeheure Scham, daß sie es überhaupt so weit hatte kommen lassen, diesen Verdacht zu erwecken.

Solch törichtes Beleidigtsein schien ihm ein neues Zeichen ihrer Unfähigkeit, das Leben zu bemeistern. Kein Wunder, wenn sie alle Schüler verlor. „Wenn ich gewußt hätte," sagte er zu sich, „daß sie auf meine Unterstützung angewiesen ist, würde ich gar nie zu ihr gegangen sein. Denn wie kann man Vergnügen, Glück und Trost finden, wo Geld erwartet wird?" Er beschloß, sich in Zukunft nur an reiche Menschen zu halten. „Nur bei diesen kann ich selbstlose Freunde finden."

Er ging von Unwillen durchdrungen aus dem Hause und schwur bei sich, es nie mehr zu betreten.

Als Klara von der Konzertreise, die sich zu einem kleinen Triumphzug gestaltet hatte, zurückkehrte, versammelte sie ihre Freunde bei sich zu einem guten Abendessen. Rahel, welche übrigens eine solche Festlichkeit nie mitgemacht hätte, wurde ganz vergessen.

Man setzte sich also um den Tisch und begann zu essen, zu trinken, zu plaudern und zu lachen. Klara freute sich der lebensfrohen Menschen und nickte ihnen lustig und ermunternd zu. Sie verlor jedoch sehr bald die Macht über sie. Man sang Liedchen, die sie haßte, hämmerte Gassenhauer auf dem Flügel, veranstaltete Apachentänze, so daß der Boden krachte, und holte schließlich ein Fäßchen Bier aus der Wirtschaft gegenüber.

Als die Witze zu schal, die Blicke zu unschön, die Stimmen zu schreiend wurden, beschloß Klara, mit einem Scherze, der ganz im Sinn des Abends war, die Feier zu beenden.

Sie nahm ein weißes Becken, schüttete Salz hinein, goß Weingeist über dieses und zündete die Mischung an, nachdem sie die übrigen Lichter ausgelöscht hatte.

Nach und nach, wie die Flammen höher züngelten, verbreitete sich ein Flackern über die Gesichter, welches diesen das Aussehen von Wasserleichen gab. Man schaute sich gegenseitig an und wurde immer gelblichgrauer, schmutzig-fahler. Diejenigen, deren Wangen in gewöhnlicher Beleuchtung voll und rötlich waren, erschienen fast am schrecklichsten. Unwillkürlich rückte man sich fern.

Ein Professor mit einem etwas verwilderten Barte war wie ein Nachtgespenst. Ein Offizier mit aufgedrehtem Schnurrbart wie ein Missetäter aus dem Wachsfigurenkabinett. Keiner konnte seine Freunde anders als verwesend denken. Man sah beinah die Würmer, von denen man zerfressen wird, wenn man im Grabe liegt.

Erdmann setzte sich an das Klavier und fing einen Totenmarsch zu spielen an.

Plötzlich zog jemand tief den Atem ein, als ob er etwas röche. Erst glaubte man, er wolle scherzen und fing zu lachen an. Dann aber spürte jeder deutlich einen süßlichen Geruch. Es schien, als nähme die Verwesung wirklich ihren Anfang. Noch dachte man, es wäre Einbildung, die mit dem Licht verschwände.

Man zündete die Lampen an. Als es wiederum hell war, schaute man sich schweigend, mit vielen Hintergedanken, ins Gesicht. Man merkte fast noch besser, daß die Augen unlauter, die Stirnen gewöhnlich und die Lippen gewissenlos waren. Das Unheimlichste jedoch bestand darin, daß die Leichenatmosphäre nicht verging.

Klara wurde plötzlich von einer bangen Ahnung befallen. „Wartet," sagte sie, nahm die Lampe und ließ die Freunde in Sterbensfinsternis zurück.

Sie stieg die Treppen hinauf und läutete an Rahels Tür. Vergebens.

Von hier kam der Geruch.

Die andern drangen nach und standen wie Klara entsetzt.

Endlich drückte einer die Türe ein.

Man fand die Lehrerin erhängt.

Trotz des fürchterlichen Anblickes vermochte keiner die Gefühle des Rausches, die grimassierend sie umgaukelten, von sich zu entfernen.

Plötzlich fragte Erdmann: „Seht ihr nichts?" Er stand mitten im Zimmer und strich etwas von seinem Kleide ab, schüttelte sich und stampfte, wehrte sich, wich zurück und fing auf einmal markerschütternd zu schreien an.

Die Freunde faßten ihn. Er schaute sie mit irren Augen an, riß sich los und begann von neuem zu toben.

Klara war die einzige, die nicht den Kopf verlor. Sie klingelte dem Hausmeister und schickte ihn nach einem Automobile. Dann hieß sie Erdmann packen und in Arturs Anstalt schaffen.

Gleich darauf kam auch die Polizeibehörde. Unter Rahels Papieren, die auf dem Tische lagen, fand man die Einnahmen und Ausgaben verzeichnet. Die ersteren hatten seit zwei Wochen aufgehört.

Die Freunde wollten noch ein wenig in der frischen Nacht spazieren, um sich von ihrem Grausen zu befreien. Klara begleitete sie. Sie hätte nicht gewagt, sich jetzt zur Ruhe zu legen.

Als man auf die Straße trat, war es, als hätte sich das Bild der Welt verändert. Es schien, als wären in allen Häusern Leichen verborgen, als würden sie in den Kutschen davongefahren, als kämen die nächtlichen Passanten aus den Gräbern. Man sah den Tod in jedem Angesicht.

Als Klara nach einer Stunde zurückkehrte, fühlte sie die Hände der Abschied nehmenden Freunde wie leblos.

Auf ihrem Zimmer angekommen, legte sie sich schlafen. Aber das Erlebnis war noch nicht verklungen. Es scheuchte sie immer wieder aus dem Schlummer. Sie fieberte und in diesem Fieber schien der Verwesungsgeruch zu sein; er war in ihrem heftig pochenden Blute; er war in dem Alp, der sie zerriß; er war in den Gedanken, womit sie ihre Seele glätten wollte; sie fand nichts, womit sie ihn hätte vertreiben können; er schien ihr Wesen bis ins Innerste zu durchdringen. Ihr ganzes Leben trat vor sie hin. Es bestand aus lauter Stürzen ins Chaos, ins Zerstören, ins Nichts.

Endlich stand sie auf und suchte sich durch Lesen zu beruhigen. Aber auch in den Büchern schien die Verwesung zu wohnen.

Als es Morgen wurde, schlief sie zu Tod ermattet ein.

Sie erwachte wundersam gestärkt und sagte sofort: „Es leben dennoch ewige Kräfte in mir."

Sie trat an den Flügel. Hier hatte sie alle die Lieder gesungen. O sie fühlte wieder, welche Macht diese Töne besaßen. Sie bahnten eine Gasse aus der Dunkelheit.

„Ich will hindurch!"

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Es herrschte in der Anstalt, in welcher Friedrich nun Musiklehrer war, das strenge Gebot, daß niemand die Blinden bedienen durfte. Jeder mußte für sich selber sorgen, sich allein durch Haus und Hof finden, die Schränke einrichten, das Arbeitsmaterial in Ordnung halten, sich kleiden, kämmen usw. Nur auf diese Art war es möglich, jeden mit dem für das Leben nötigen Selbstvertrauen auszustatten.

Aus dem gleichen Grunde pflegten die Blinden ohne einen sehenden Führer auszugehen, allein, zu zweien und in kleinen Züglein. Sie sollten an den Geräuschen die verschiedenen Straßen erkennen lernen. Jeder machte systematische Übungen im Gehen durch die Stadt.

Friedrich wurde dabei öfters von Bekannten angehalten, die ihm mit ihrem Drange, behilflich zu sein, meist recht unbequem wurden. Er hatte überhaupt nicht gern, wenn ihm jemand Bedauern entgegenbrachte. Solchen Menschen pflegte er die Genüsse, die ihm sein Ohr verschaffte, so lebendig zu schildern, daß sie mit ihren vollzähligen Sinnen sich oberflächlich, leer und freudearm vorkamen und ihm offen gestanden, daß sie ihn beneideten.

Die Menschenscheu von früher war verschwunden. Er kannte nunmehr ihren eigentlichen Grund. Er hatte seiner Treue zu Eugenie nie ganz ge-

traut und so in jedermann einen Verführer gefürchtet. Jetzt liebte er es, wenn täglich einige Menschen zu ihm kamen. Es suchten ihn nur solche auf, die sich innerlich entwickeln wollten. Ihm gegenüber durften sie sich geben, wie sie waren. Sie wußten sich innerlich verstanden und äußerlich unbeobachtet. Sie brauchten ihrem Gesichte keinen andern Ausdruck zu verleihen als denjenigen, welchen die Seele forderte. Schon das befreite sie. Überdies war Friedrich der verstehendste Mensch. Er fühlte ihr Inneres durch. Er besaß ein nie erlahmendes Interesse und ungewöhnliches Gedächtnis. Sie erhielten von ihm den Verstand, den sie verloren hatten, wiederum zurück.

Schon aus der Art, wie sie eintraten, die Türe schlossen, den Hut oder Stock beiseite legten, ihm die Hand gaben und sich räusperten, vermochte er zu ahnen, ob Ärger, Sorge oder Verzweiflung in ihnen war.

Um seinem Ohr nicht Hindernisse in den Weg zu legen, sprach er immer leise. Schon das beruhigte die meisten. Die Grobiane freilich fühlten sich unwohl.

Es besuchten regelmäßig Abteilungen von zehn bis zwölf Blinden die großen Symphoniekonzerte, um hier das Gemüt mit vollen, tiefen, befreienden Empfindungen zu speisen. Denn die Gefahr der Verödung, Erschlaffung und Selbsteinkerkerung war groß bei seinen Leidensgenossen. Sie traten meist schon zu Beginn der Saalöffnung in den Raum, an einem Seile, in einer langen Zeile, mit vorgeneigtem Oberkörper, mit einem Gesichtsausdruck, der fast entgeistert war in der Starrheit des Lauschens. Schritt für Schritt rückten sie vor, standen still, das Zeichen des Vordermanns zu spüren, gingen wieder weiter, setzten sich und saßen nun äußerlich regungslos, doch innerlich gespannt auf jeden Laut. Aus den nahen und fernen Stimmen errieten sie die Form des Saales, aus dem Gang der Eintretenden die Stellung der Türen, aus dem allgemeinen Lärm die Zahl der Menschen.

Am Ende des Konzertes waren diese Gesichter, diese Hände auf dem Schoß, diese kaum merklich sich bewegenden Schultern Spiegel von selbstvergessenen, entrückten, andachtsvollen und versöhnten Seelen.

Und hier erlangte Friedrichs Liebe die Vollendung.

Sein größter Schmerz bestand ja darin, daß er Eugenie nie etwas gegeben hatte. „Nie ein gutes Buch, nie eine schöne Blume, nicht einmal einen sichern Rat, an den sie sich hätte halten können. Ich habe ihr in nichts das Leben erleichtert. Meinetwegen hätte sie verhungern und verderben können. Ich habe ihr eher noch vieles geraubt dadurch, daß ich sie verachtete, sie verließ und niemals nach ihr fragte."

Er sah keine Möglichkeit, diese Schuld im Leben gut zu machen. Dennoch war er sicher, daß es nicht vergebens war, wenn er Geistesgüter für

sie sammelte. Er wollte sie in einer andern Welt auf wunderbare Art empfangen.

Eines Abends im Konzert, wie er so dasaß, formte sich aus den Harmonien, die sein Ohr umfluteten, ein Garten mit Wiesen, Bäumen und Blumenbeeten, mit Lauben, Bächen und Weglein und mitten drin ein prächtiger Palast. Zuletzt warf er mit kühnem Wurfe einen Teppich, gewoben aus den innigsten Gefühlen, zur Erde hinunter, bestimmt für Eugenies Fuß: Prüfe, da schreitet es sich gut . . .

Und – sie stieg in der Tat empor.

Er stürzte ihr sogleich zum Gruß entgegen.

Plötzlich (aber jetzt in Wirklichkeit) fühlte er, daß sich eine Hand auf seine legte. Eine etwas rauhe, von zarter Demut gedämpfte Stimme sagte: „Guten Abend".

Eugenie saß an seiner Seite. Er empfand sie auf hundertfache Art.

Wehmut, Entzücken, Feierlichkeit, Friede und Erlösung verbreitete sich über beide, von den himmlischen Tönen gesegnet.

Nach dem Konzerte begleitete sie ihn noch ein wenig. Sie ging an seiner Seite, etwas hinter dem Zuge der Blinden, und erzählte, wie alles gekommen.

Sie hatte ihn schon öfters in der Tonhalle gesehen. Das erstemal hatte sie den übergroßen Seelensturm kaum ertragen können. Das zweitemal hatte sie die Töne ganz wie er erlebt. Es war ihr gewesen, als vermöchte sie Musik nur noch in ihm und für ihn zu genießen. Das drittemal hatte es sie ganz in seine Nähe gezogen. Da schwur sie sich, ihm alles zu sagen!

So erzählte sie und fügte bei: „Jetzt muß es geschehen!"

Eben schritten sie durch einen dunklen Park.

„Ich will ganz offen sein," fuhr sie nach einer Weile fort. „Als wir noch zusammenlebten, fühlte ich beständig den Wunsch, jemand anders zu küssen, und dann die Küsse zu vergleichen. Ich fiel deshalb bei einem Spaziergange einem Freunde um den Hals. Er betrug sich so läppisch, daß ich ihn sofort von mir stieß. Statt dir zu beichten, verstärkte sich mein Wahn, daß irgendwo ein anderer auf mich wartete. Ich wiederholte das Experiment. Immer mit dem gleichen Mißerfolg. Je mehr ich mich verlor, um so peinlicher wurde mir deine Gegenwart. Besonders deine langen Reden. Ich hielt sie einfach nicht mehr aus. Ich mußte immer das Gegenteil von dem tun, was du sagtest. Deshalb ging ich auch zur Bühne. Von dieser auf die Universität. Denn nur zu bald langweilte mich die Bühne. Erst studierte ich Französisch und Altfranzösisch, dann Griechisch und Lateinisch, zuletzt Chinesisch. Im Anfang wars mir ziemlich peinlich, wenn ich dachte, daß du Sehnsucht nach mir haben könntest.

Ich wich dir deshalb aus. Nach und nach jedoch begann etwas in mir zu fragen: Was würdest du zu diesem Gedichte, zu diesem Gemälde sagen. Es sammelten sich Fragen immerwährend in mir an."

„Hast du nie daran gedacht zu heiraten?"

„Ich hatte so sonderbare Gewohnheiten angenommen, daß ich wohl nie zu einer Gattin getaugt haben würde. Ich wollte es keinem Manne antun, daß er eine Frau bekam mit so interessantem Rufe. Ich hätte jedenfalls die Bedingung gestellt, daß ich die Einsamkeit, die mir so lieb geworden ist, nicht ganz aufgeben müßte. — Und du?"

„Ich darf, weil ich blind bin, nicht beständig eine Frau um mich haben. Denn sie würde mich, wenn sie mich liebte (und eine andere möchte ich nicht), zu aufmerksam pflegen, so daß es mir ginge wie den blinden Kindern, die von ihren Müttern zu sehr gehegt und gepflegt werden und deshalb unselbständig bleiben, während diejenigen, welche man beizeiten aus ihrer Obhut nimmt, starke Menschen werden."

Sie gingen schweigend weiter.

„Leidest du sehr, daß du blind bist?" fragte sie.

„Zuweilen ist es äußerst peinlich," erwiderte er. „Aber das Wesentliche geht mir nicht verloren. Ich erlebe die Menschen, die Bäume, den See, das Himmelsgewölbe gleichwohl, nur innerlicher."

„Darf ich dich zuweilen sehen?" fragte sie.

„Eben wollte ich dasselbe fragen," erwiderte er.

Dann trennten sie sich. Beide fühlten, daß es gut so war.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Thekla an Klara:

„... Zur Feier der Geburt des Kindes war vor unserm Haus in einem Gartenhüttchen ein kleines Orchester aufgestellt und spielte eine Sonate von Mozart. Der Schein von vielen bunten Lampions fiel über die jungen Salatbeete. Mein Glück hatte etwas Befreites, Frommes, Überpersönliches, Kosmisches in der hingegebenen Müdigkeit. Die Musik verstummte. Ich schlummerte ein und blieb doch wach. Ich fühlte die süßen Kräfte des Schlafes in mich träufeln. Ich wußte kaum mehr, ob ich lebte und spürte doch, daß ich ein Kind hatte. Plötzlich hörte ich ein schwaches Schreien und vernahm darin das Kommen, Drängen und Erobern einer unwiderstehlichen Kraft. Sie sagte, wie das Leben schuf. Ich nahm den Kleinen an die Brust. Er zapfte mich sogleich an und schien mir sehr zu wachsen ..."

Breitinger an eine Dame:

„... Ich kam auf meinem Rundgang durch die Ausstellung auch

in die Halle, wo die Arbeiten der kunstgewerbetreibenden Frauen ausgestellt waren. Jede von ihnen besaß einen Schrank, worin sie ihre Erzeugnisse zeigen konnte: Gewebe, Stickereien, gefärbte und bedruckte Leinen, Töpfe, Schmuck usw.

Ich ahnte aus all den Formen, welche Blumen, Schmetterlingen, Wellen-, Rauch- und Wolkengebilden entnommen waren, die Künstlerinnen, die sie gewählt hatten. Es waren bald starke, bald zarte, bald verwilderte, bald oberflächliche, konventionelle, verworrene, fanatische oder schroffe Naturen. Ich ging von Auslage zu Auslage und dachte unwillkürlich: das muß eine Norddeutsche sein mit blauen Augen und blondem Haar, von schnellster Beredsamkeit. Dies eine Jüdin. Warum sonst diese Vorliebe für orangefarbene Vögel mit krummen Schnäbeln? Dies eine Russin und dies eine Wienerin. So wandelten vor meiner Seele viele Frauengestalten vorbei.

Da sah ich ein Gewebe, das mich mit königlicher Wehmut erfüllte. Ich konnte meine Augen nicht mehr davon wenden. Die Bewegung eines Mädchens stieg vor meinem Blicke auf und rührte an mein Innerstes. Ich schaute nach im Kataloge. Es war die erste Geliebte. Ihr Name war einem andern angehängt. Sie war verheiratet.

Ich bin traurig. Ich weiß, ich werde keine andre mehr lieben . . ."

Erdmann an einen Freund:

„. . . Ich hatte eine merkwürdige Verwandlung durchzumachen. Nach jenem Tage des Entsetzens wurde ich von einem unerbittlichen, heftigen, zerstörerischen Triebe, mich unermüdlich zu korrigieren, erfaßt. Ich fand nur Beruhigung in einer äußerst peinlichen Gewissenhaftigkeit. Vorzüglich war ich auf kleinliche Alltäglichkeiten erpicht, vielleicht deshalb, weil meine Verfehlungen so gewöhnlich gewesen waren. Mein Schritt, mein Reden, meine Gewohnheiten wurden mir zum Ekel. Dennoch vermochte ich mich nicht zu ändern. Ich litt unsäglich.

Es ging mir die Erkenntnis auf, daß ich meine eigenen Eigenschaften den anderen Menschen angedichtet hatte und nur deswegen zur Idee gekommen war, daß man mich kränkte, belästigte und verfolgte. Ich hatte Traumgestalten in die Welt gesetzt, die mich beständig schädigten. Einmal wollten sie mich gar erwürgen. Nicht die anderen Menschen, nein, ich selber hatte mich gepeinigt.

Schon der Wahn, daß ich gehaßt würde, war ein Nichterblicken des Guten in der Welt. Er war ein Gleichsetzen mit meiner eigenen, unfruchtbaren Natur, ein Herabziehen und Vernichten.

Mein ganzes Wesen schien mir fehlerhaft. Dieser Trieb, mich in nichts mehr gelten zu lassen, wurde durch die Einsamkeit begünstigt. Denn ich

wollte mir beweisen, daß ich allein zu sein vermochte. Das Verhängnis war der Unfähigkeit, in mir selber zu beruhen, der inneren Armut, dem Menschenhunger, dem Schmarotzertum entsprungen. Dieses Wüten gegen mich dauerte lange Zeit, obwohl im Innersten stets eine Stimme fragte: darfst du gegen dich so sein wie früher gegen andre, so ärgerlich, so richtend und vernichtend? Durfte ich? Ich mußte, ich konnte nicht anders. Es war etwas Unfreies in diesem Gebaren.

Besonders machte sich die Sucht, mich zu zerstören, geltend, wenn ich an Rahel dachte. Meine Schmerzen waren mir zu klein. Mir schien, als hätte ich kein Recht, zu atmen. Bei der geringsten Verfehlung gegen andere wurde ich von Selbstmordgelüsten überfallen.

Was hat mich anders gemacht?

Die Erkenntnis, daß man auch den Toten Freund sein kann. Immer mehr wird es in Zukunft streng nüancierte Verhältnisse zu den Gestorbenen geben, wobei die Worte Geben und Empfangen viel wirklichere Bedeutung als im Leben haben werden. Ich will geben, was ein Lebender geben kann, und deshalb will ich leben.

Nun von diesem Leben.

Ich bin Volontär in einer Buchhandlung. Mein ganzer Tag besteht im Erledigen von Kleinigkeiten. Das muß ich wohl oder übel zugeben. Schriebe jemand meine „Erlebnisse" auf, so würde der Leser mein Leben alltäglich nennen. Aber man kann das alles ganz anders betrachten. Ich fülle zum Beispiel meine riesenhaften Geschäftsbücher aus. Ich setze auf das Bild der Schrift, was Wortkolonnen, Tintenfarben und Rand betrifft, die liebevollste Aufmerksamkeit, indem ich mir dabei vorstelle, daß ich nicht nur ein Blatt mit Buchstaben beschreibe, sondern eine Gefühlswelt entstehen lasse. Hier ist die Gewissenhaftigkeit, hier die Geduld, hier der ästhetische Sinn zu plazieren. So seh ich eine innere Welt entstehen. So blicke ich durch meine Arbeit in mein eigenes Wesen. Plötzlich weiß ich nicht nur über meine Tätigkeit etwas, sondern über den Sinn des ganzen Erdengeschehens. Es überkommt mich ein wundersames Glück, das gar nicht erklärbar ist, als Folge der Pflichterfüllung. Nein, seine Majestät, die Weltenharmonie erschien eigens wieder einmal auf Erden in einem Büro, was selten geschieht heutzutage, und wählte mich, worauf ich stolz sein dürfte. Mir aber ist bescheiden zumute, weil ich dadurch am besten zu danken meine.

Die Freundlichkeit bewahren, wenn ein Käufer grob wird, geduldig wieder einordnen, was er gedankenlos durcheinander wirft, mit dem Willen die Finger gelenkig machen, wenn sie zu zittrig zum Schreiben werden — das sind die Mittel, die ich gerade brauche. Es kann mir deshalb nie mehr einfallen, alltägliche Beschäftigungen zu verachten, wie ich früher tat. Eine bestimmte Art der Güte und des Heroismus ist für mich nur durch sie

erreichbar. Es ist etwas beschämend, daß ich dreißig Jahr alt werden mußte, um dieses einzusehen. Wär ich nicht in diesen Laden eingetreten, ich wüßt es jetzt noch nicht.

Jetzt ahn ich auch, wie viele Menschen, welche unbedeutend scheinen, hoch über mir stehen, dadurch daß sie einen Beruf ausüben, der Verzicht erfordert. Ich habe früher oft darüber nachgedacht, wieso der einfältige Mensch, wenn er stirbt, in einen höhern Himmel kommen soll, als der gescheite. Weshalb ihm plötzlich alles Wissen des Denkers wie zu Füßen liegt. – Solch Gerede schien mir stets vom Neide eingegeben, und ist es oft gewiß. – Aber stellen wir uns vor, es würden den Göttern Geschenke gebracht: einer brächte seine Fertigkeit im Schuhemachen, ein anderer die Kunst ein Bild zu malen, der dritte das weite Herz, das er durch seine Liebe zu einem Weib erwarb, der vierte die Geduld, zu der ihn eine Krankheit zwang. Würden da die Götter sagen: ein Roman ist wertvoller als ein paar alte Stiefel und das Leiden wird mehr belohnt als die Freude? Ich glaube nicht. Nein, sie würden sagen: dich hat das Schustern sehr exakt gemacht, willkommen. – Dich die Wortkunst verleitet, zuweilen ein wenig Scharlatan zu sein. Du fühlst dich von dir selber peinlich berührt. Willkommen in der Pein. – Du, verliebtes Kind, hast Demut und Dankbarkeit für all die Seligkeit gelernt. – Und du, der du krank warst, hast den Schmerz der Welt erkannt. Willkommen beide.

Ich will dieses Problem noch von einer anderen Seite beleuchten.

Seit kurzem merke ich, daß die Leute, ohne daß ich sie darum frage, beginnen, mir ihre Schicksale und Erfahrungen mitzuteilen, was früher nie jemand getan hatte. Ich komme so zu großem Wissen, ohne daß ich mich darum bemühe. Ich erfahre mehr als damals, wo ich wochenlang nichts zu tun hatte, als Bücher zu lesen, im Theater zu sitzen und mit Bekannten zu klatschen. Wieso? – Ich will mich weiten. Und wer dies will, zu dem drängen sich die Menschen mit Gaben heran, dem schenken sie ihr Wissen. Wer sich stets allein erleben möchte, der muß es stehlen. Er muß die andern heimlich bespähen. Er fragt und forscht und intrigiert. Jedermann weicht aus. Immer wieder sehe ich meine früheren Augen.

Man braucht sich nur in der Fähigkeit des Miterlebens zu vervollkommnen und das Wissen kommt einem wie angeflogen. Das mag nach dem Tode, im Reiche der Gefühle und Ideen, noch ausgeprägter der Fall sein. . . ."

Achtundzwanzigstes Kapitel

Es war nicht mehr das frühere, natürliche, selbstgewisse Lebensgefühl, das Klara zu rastloser Tätigkeit trieb, sondern der Wunsch, etwas loszuwerden, das ihr beklemmend werden wollte. Die Verwesung war ihr

seit Rahels schrecklichem Ende nicht nur sichtbar, sondern auch fühlbar geworden, an sich und an andern. Sie sehnte sich nach etwas, das ihr die Sicherheit des körperlichen Wohlgefühles, dem sie nicht mehr zu vertrauen vermochte, ersetzen konnte.

Wenn ihr ein Lob über ihre Kunst Freude machte, so gab sie sich diesem Gefühle nicht mehr wie früher hin. Sie schaute es innerlich an, prüfte es, zersetzte es und schüttelte es ab, weil das Leichte, Flüchtige und Zerflatternde desselben sie nur verwirren konnte.

Alle Unterhaltungen, die sich um Nichtigkeiten drehten, wurden ihr unerträglich. Sie klagte sich beständig an, daß sie die Zeit verschwendete.

Die Menschen, die klatschen wollten und kein interessiertes Gehör bei ihr fanden, nannten sie herzlos, ungemütlich, reizbar, bissig, eine kalte Egoistin, die unfähig ist, sich in andere zu versetzen.

Sie aber mußte sich sagen: „Meine liebsten Freunde leben ganz in den vergänglichen Tandgefühlen. Keiner trägt bewußt ein Bild in sich, das verdiente, aufbewahrt zu werden, das Ewigkeitswert besäße.“

Wo aber wirkliche Schmerzen waren, da kam sie mit ihren Gedanken nicht mehr los.

Die Einsamkeit der Seele vermehrte ihren Drang nach Taten. Aber sie konnte ihm niemals Genüge tun. Sie fing nun auch in Krankenhäusern und Gefängnissen zu singen an. Hier hoffte sie Befreiung zu erlangen. „Hier helf ich wirklich die Verwesung überwinden.“

Vielleicht war noch ein anderer, nicht ganz selbstloser Grund, der sie in diesem Tun bestärkte, der Vorwurf, den Artur ihr einstmals gemacht hatte, daß sie in allen Wesen nur sich selber suche, nur immer das eigene Lebensgefühl erhöhen möchte. Sie wollte ihm beweisen, daß sie den Schmerz nicht floh.

Der Bettler, an den sie seit der Trennung von Artur kaum gedacht hatte, kam ihr immer häufiger in den Sinn. Immer wenn sie sich jenes Augenblickes, da sie ihn hatte vergiften wollen, erinnerte, schrie sie vor Schrecken auf. Und dennoch war sie nicht gewiß, ob sie ihn nicht noch immer hassen würde. Sie zweifelte an sich bis auf den Grund.

Ein solches Leben mußte sie verzehren. Sie fühlte eines Tages große Schmerzen auf der Brust. Mehr auf den Rat der Frau, bei der sie wohnte, als aus eigenem Antrieb, ging sie zu einem Arzte. Sie klingelte und wurde in das Wartezimmer zu anderen Patienten geführt. Hier merkte sie mit Verwunderung, daß ihr die medizinische Atmosphäre, die sie einst geflohen hatte, nicht mehr unsympathisch war.

Sie hörte den Gesprächen zu. Ein junger Briefträger erzählte einem Soldaten, wie gestern, als er zu schnell die Treppen hinaufgestiegen, es warm aus seiner Kehle gequollen sei: Blut. „O, es schmerzte nicht,“ rief

er, als der Soldat erschrak, und redete fast fröhlich weiter, in der Meinung, alles komme gut. Der Soldat griff verlegen nach dem Prospekt eines Kurhauses, der auf dem Tische lag, und las in scherzhafter Weise, um den andern abzulenken, die Speisezettel ab: Morgens Milch, Butter, Honig, Konfitüre, Schokolade, Kaffee, Tee. Mittags: Suppe, Fleisch, Gemüse, Puddings, Kompott, Früchte. (Alle Leute im Wartezimmer, es waren meistens arme, begannen aufzuhorchen.) „Da gehen wir hin," rief der Briefträger und mußte schrecklich husten. Klara fürchtete, daß jeden Augenblick der rote Strom hervorsprudeln könnte.

Nun wurde sie gerufen. Der Arzt, ein kleiner, älterer Jude mit schwarzen, sammetartigen, unverwandt blickenden Augen, sagte: „Sich schonen, sich nicht ermüden, viel liegen und schlafen."

Sie ging nach Hause, den ernsten Blick beständig vor dem Geist. Sie wollte den Rat befolgen und legte sich auf das Ruhebett. Da wurde ihr leer, angstvoll, unerträglich, sie wußte nicht warum.

Sie erhob sich, trotzdem ihr schwindelte, und schwankte zum Klavier. Sie hatte solche Zustände noch immer durch den Willen besiegt. Sie fing zu singen an. Es war ihr, als ob ihre Stimme immer größer würde. Als sie wieder aufstehn wollte, sank sie in Ohnmacht.

Die Hausfrau fand sie, holte den Arzt und beschloß mit diesem, sie in Arturs Krankenhaus, das seit zwei Jahren fertig stand, zu bringen. Denn sie wußte von Klaras ehemaliger Freundschaft.

Sie wurde in der gleichen Nacht bei bewußtlosem Zustande hintransportiert und, bis ein Einzelzimmer hergerichtet war, in dem großen Pavillonbau auf ein Bett gelegt.

Erwachend sah sie, daß eine Krankenschwester und ein Assistenzarzt sich von der einen Seite ihres Bettes erhoben. Er flüsterte: „Es dauert nicht mehr lange." Beide gingen auf die Tür zu, die sich lautlos öffnete und schloß.

Klara blickte rings herum. Sie befand sich in einem kreisförmigen Saale von gewaltiger Dimension. Von ihrem Bette, das wie die übrigen in der Richtung des Radius aufgestellt war, vermochte sie, wenn sie sich etwas hob, den ganzen Riesenraum zu überschauen. Sie sah die anderen Betten als graue, in der Dämmerung verschwimmende Masse. Sie wandte sich jedoch sofort wieder ab.

Plötzlich ging ihr auf, daß jene Worte: „Es dauert nicht mehr lange," sich auf sie bezogen haben mußten. Bald wars vorbei. Sie fühlte etwas wie Befriedigung. Es zog sie nichts ins Leben zurück.

Nur wollte sie die liebsten Menschen noch einmal vor die Erinnerung rufen. Hierüber schlief sie wieder ein und hatte einen Traum.

Friedrich Altschuh trat an sie heran und redete mit ihr. Er stellte ein

gewaltiges Gedankengebäude vor sie hin. Wie ein Gärtner das Astgewirr eines wilden Obstbaumes zuschneidet, indem er den Leitast freilegt und ihm alle anderen Zweige unterordnet, so daß die Krone zu einer zierlichen Pyramide wird, entwirrte er das Chaos der Welt, dem Klara so sehnsüchtig zu entrinnen hoffte. Was er sagte, gipfelte darin, daß einerseits alle Menschen zusammen eine Einheit bilden und daß andererseits jeder Einzelne in sich die ganze Menschheit umfaßt. Er zeigte, daß die Menschheit ein Organismus ist, der sich für absehbare Zeiten nicht von Irrtum, Krankheit, Verbrechen, Tod und Verwesung befreien kann, daß aber, was für die Gesamtheit unüberwindlich ist, nicht für den Einzelnen gilt. Dieser kann die Lüge, den Schmerz und die Zerstörung benutzen, um dagegen anzukämpfen, um wahr, stark und ewig zu werden. Zu diesem Zwecke muß er sich von der Gesamtheit lösen. Er trägt noch das Gepräge dieser: Alle Laster an sich selbst. Das soll ihn nicht entmutigen, als Einzelner ein neues Leben zu beginnen. Er wird den Dieb, den Lügner, den Mörder in sich, das Erbe der Ganzheit unterjochen. Wenn er frei wird, ist die gesamte Menschheit schöpferisch, heldenhaft, heilig im Einzelnen geworden.

„Nun aber," fuhr das Wesen, das Klaras Seele sich gebildet und dem sie die Züge des denkenden Freundes verliehen hatte, fort, „nun muß sich der Einzelne, der die Vollendung erreicht hat, gestehen, daß ihm die Eigenschaften der Treue und Dankbarkeit nicht zugesprochen werden könnten, wenn er die durch die Gesamtheit erworbenen Kräfte nicht dieser wiederum zuwenden würde. Deshalb steigt er von neuem zum Erdenleib herab, verbindet sich mit dessen Unvollkommenheiten, jetzt aber freiwilligerweise, um durch sie zu wiederholtem Male zu leiden und durch das Leiden sich noch höher aufzuschwingen, begeisternd, führend, holend andere, und immer mehr. So schafft der Einzelne am Ganzen, indem das Ganze ihm das Arbeitsfeld gewährt. Nie kann der Einzelne an diesem Tun gehindert werden, außer wenn er selbst nicht will. Die Arbeit, der Aufstieg, das Ziel ist nur für solche da, die diesen Weg aus eigenstem Impulse zu gehen sich entschließen.

Klaras Verständnis wuchs, je erhabener er sprach. Diese Wahrheit war für sie so sicher, daß sie dieselbe auch vertreten und siegen sehen wollte. War es zu spät? Nein! Sie wollte wenigstens als Gebende sterben, wenn sie als solche nicht mehr leben durfte. Dann hatte sie gleichwohl im Sinne der Edelsten gelebt.

Sie wachte auf.

Es war heller geworden. Sie sah bleiche, maskenartige Mienen, schattige Wangenhöhlen, hängende Unterkiefer und erkannte, was das Göttliche dieser Gesichter vernichtet hatte. Sie ahnte alle zerstörenden Kräfte. Vor ihre Seele trat das Leben dieser Menschen als eine Summe von Bildern,

die ihr Schicksal ausmachten. Sie sah, wo sich dieses abspielte. Sie schaute in arme Kammern, in schmutzige Höfe, in finstere Gänge, in übelriechende Gassen und verpestete Städte. Der Saal weitete sich. Er wurde zum Becken, wohin die dunkelsten Ströme mündeten. Er wurde zu einer Kugel, durchrissen von Wunden, durchlöchert von Verwesung, zerbröckelnd ins Nichts. Diese Kugel war die Erde, wie sie einstmals werden mußte: ihr Ziel, ihr Untergang und Ende. Der Alltod.

Die Worte des Denkers waren noch in ihrer Seele: Ordnen, helfen, heben . . .

Sie sah nur Hoffnungslosigkeit.

Was der Denker gesagt hatte, erschien ihr wie eine Kartenhauskonstruktion, die vor der Wirklichkeit zusammenfiel, Kindern zur Freude. Sie konnte dem Freund nicht mehr glauben. Sie verlor seine Worte aus dem Sinne und wurde wieder wirr, verfiel der Ohnmacht von neuem und sank zurück mit dem verstärkten Wunsche, alles zu vergessen.

Sie schlief ein und hatte einen zweiten Traum, worin sie sich dem Maler zur Seite fand, der sie, wie sie vorerst glaubte, durch eine Gemäldeausstellung führte, immer nur das nächste Bild mit ihr betrachtend. Nach und nach merkte sie, daß die Bilder in einem gewissen Sinne angeordnet waren, und plötzlich entdeckte sie, daß sie sich in einer Kugel befand, die sich aus der ersten, der dunklen gelöst und schwebend emporgehoben hatte, die immer lichter, duftiger, strahlender wurde. Die erste sank als dunkle Schlacke dem Abgrund zu.

Sie wanderte mit ihrem Freund, indem sie schaute, von einem Ort zum andern, über seengeschmückte Ebenen, durch lichterfüllte Täler, auf hohen Bergeskämmen. Sie kam auf eine Matte voll leuchtender Blumenrundgesichter auf zarten Stengelchen. „Ich muß sie küssen," sagte sie, „dann werden sie noch freundlicher lachen." Sie tat es und wunderte sich, daß sie bisher nicht gewußt hatte, daß man der Gottheit näher kam, wenn man die Blumen liebte. Jetzt erkannte sie, daß der Schwung des Stengels, die Ziselierarbeit des Kelches, das Licht der Blüte von Gott gebildet war. Sie fühlte sich von seinem Hauch durchdrungen. Sie wollte nichts als trinken. Sie nahm von jedem Gesichte einen gern gespendeten Kuß. Sie selber war nur Antlitz und Flügelpaar, das sich beim Küssen faltete.

Nun sah sie auch noch andre solcher Schmetterlinge. Sie schwirrten, ehe sie sich auf die Blüten niedersetzten und bekamen durch diese bald rote, bald blaue, bald goldige Farben, und ein immer zierlicheres Wesen.

Die lieblichsten jedoch sah sie nach abwärts fliegen, der ersten Kugel zu. Sie fragte sich, warum, und plötzlich wußte sies: die Last des Honigs war zu schwer geworden. Sie mußten sie verschenken. Klara zog es ihnen nach.

Sie wachte wiederum auf.

Es ging gegen Morgen. Die Dunkelheit schwand aus dem Raume. Klara sah nicht weit von sich drei Assistenten in weißen Leinenmänteln beieinander stehen und hörte, wie sie von einem früheren Professor redeten.

Der erste sprach: „Es wurde einst ein Patient gebracht mit einer Eiterung hinter dem Ohre. Ich machte die Stelle durch Äther unempfindlich und öffnete sie dann. Der Alte kam dazu, prüfte den Schnitt, meinte, daß die Eiterung noch weiter reichte, nahm eine Schere vom Tisch und schnitt noch einen Zentimeter tiefer hinein trotz des rasenden Geschreies des Mannes, der natürlich nicht mehr unempfindlich war."

„Das geht noch," sagte der zweite. „Ich war einmal dabei, wie er einer alten Frau den Arm zerbrach, als er ihr die ausgemachte Schulter wiederum einrenken wollte."

Der dritte erzählte: „Ich mußte einmal die Bilder eines hochgeschwollenen Beines zum Photographen zurücktragen, damit sie dieser retuschierte, da sie nicht effektmachend genug aussahen. Denn sie sollten in einem ärztlichen Jahrbuche veröffentlicht werden."

Und so ging es fort.

Klara, die kaum die Augen aufgeschlagen hatte, zog sich sofort wiederum zurück, zu schlafen und zu sterben. Um diese Umgebung zu vergessen, dachte sie an Theklas und Walzels kleine Schülerinnen. Darüber schlief sie zum dritten Male ein. Sie kamen in den Traum hinüber und marschierten, wie sie in Wirklichkeit so oft getan, an ihr vorüber: hüpfend, tanzend, fliegend, in sanftem Trab und scherzendem Galoppe . . .

Klara vertiefte sich mit Zärtlichkeit in ihre so verschiedenen Bewegungen und fühlte eines jeden Wesen wiederum heraus. In den Linien dieser Körperchen erlebte sie Sanftheit, Andacht, Mut und Gaukelfreude. Und keines konnte sie betrachten, ohne daß es in seiner Anmut zugenommen hätte.

Jedes besaß eine ganz bestimmte Wesensform, die eine Einheit war und doch zum Ganzen gehörte. Jedes sang seine eigene Melodie und war doch durch sein Lächeln, Schreiten und Blicken dem Ringe der übrigen verbunden.

Der Reigen war das Bild der Sterne, die sich um die Sonne ordneten. Der Sinn des Tanzes war der Mensch. In den Bewegungen waren die Absichten der Götter zu lesen.

Diese Töne, herniedersteigend aus dem All, waren so hehr, daß man vieles Irdische opfern mußte, wenn man sie vernehmen wollte, daß man durch Krankheit, Schmerz und Tod hindurchgehen mußte, um sie zu verstehen und zu genießen. Klara sagte sich in ihrem hellen Traume, daß sie bis jetzt die Übel der Erde nur von einer Seite gesehen und sie als Schmerz, Zerfall und Verwesung gefürchtet hatte.

Jetzt erkannte sie, daß sie noch eine andere besaßen. Sie verliefen wie

ein Geschehen, hinter dem Gesetze standen. Und diese Gesetze erschienen ihr durch ihren Bau, ihre Gerechtigkeit und erhabenen Ziele so herrlich, daß sie freudig ja zu ihnen sagte. Was sie früher zur Bitterkeit, zum Abscheu und zur Flucht gezwungen, kam nur davon, weil sie mit sterblichen Augen geschaut hatte: „Ein Ewiges drang auf mich ein, das ich nicht ertrug, weil es zu herrlich war für mich, die Unvollkommene. Es nahte sich, um mich vollkommener zu machen. So wirken Götter auf uns ein. Für jeden Mangel ein anderer Gott. Daraus entstehen die Schmerzen. Im Grunde aber sind es göttliche Symphonien, die wir genießen lernen sollen. Dann ist der Schmerz vorbei."

Klara war zwar froh und dankbar, daß sie so viele Leiden durchgemacht hatte, um jetzt die hohen Harmonien zu verstehen. Aber ein neues, furchtbar quälendes Gefühl gesellte sich zu diesem: sie mußte sich sagen, daß diese Schmerzen den anderen Menschen noch bevorstanden, wenn sie zu ihrer Ruhe und Heiterkeit, wenn sie zu diesem Weltenton gelangen wollten. Das drückte schwer auf sie.

„Das sollen sie nicht durchmachen," sagte sie plötzlich mit festem Entschlusse. Es schien ihr möglich, daß sie die innere Harmonie, die sie durch Einsamkeit, Entbehrung, Zweifel, Irrtum und fast Verbrechen erworben hatte, weiter schenken könnte.

Es wurde ihr unerträglich zu wissen, daß sie der Weisheit sich näherte, jene da unten aber dem Wahnsinne.

Auf einmal begriff sie den Sinn der Sonne selbst. Sie strahlte über Gute und Böse, sie fragte nicht danach, ob sie verdunkelt wird durch Wolken, ob sie getrunken wird vom Meer, ob sie verwandelt wird in schlechtes Licht.

Klara wollte vom Herrlichsten das Herrlichste erlernen.

Ein Röcheln weckte sie. Als sie die Augen seitwärts wandte, erkannte sie den Bettler. Sie sah den großen Kopf, der aus den Decken schaute, dessen Mißbildungen sie früher mit Abscheu erfüllt hatten.

Jetzt erhob sie sich wie selbstverständlich, um ihm zu helfen. Denn die Ärzte waren nicht mehr da. Sie rückte ihm die Kissen wiederum unter das Haupt, das seitlich gehangen war und das er vergeblich aus der unbequemen Lage hatte heben wollen. Das Rasseln wurde leichter. Er schaute auf. Klara wunderte sich, wie schön seine Augen waren. Sie sah sie heut zum ersten Male. Sie war vom Haß geheilt und von den Selbstvorwürfen, die aus dem Haß entstanden waren. Sie begriff kaum mehr, wie sie ihm jemals hatte verfallen können. Jetzt liebte sie diese Augen, die schon nicht mehr gegenständlich schauten, sondern sich nach innen wandten, zu dem, was sie gebildet hatte, zum Lichte. Sie dachte: „Bald wird er in diesem Lichte leben und Gespräche führen, weisere als wir."

Ruhe, Sanftheit, Gegenwart des Geistes war in allem, was sie tat. Sie hatte keinen Gedanken als den, zu erraten, was ihm wohl tun könnte. Und sie vertraute den lindernden Händen.

Plötzlich fühlte sie eine Veränderung in den Fingern, die ihre Hand umspannten. Das Röcheln setzte aus, kehrte als Seufzer wieder und verstummte.

Sie zog die Hand zurück, legte sie vor ihre Augen und sagte mit Verwunderung: „Ich bin verwandelt."

Jetzt aber fühlte sie zu ihren Häupten es farbig herniederstrahlen. Sie wandte ihren Blick empor. Das Sonnenlicht ergoß sich durch die Farben eines Glasgemäldes, das die Wölbung des Kuppelbaues bildete. Es stellte den Teich Bethesda vor, von dem im Johannesevangelium gesprochen wird:

Es ist aber zu Jerusalem bei dem Schaftor ein Teich, der heißet auf hebräisch Bethesda, und hat fünf Hallen, in welchen lagen viele Kranke, Blinde, Lahme, Verdorrte, die warteten, wann sich das Wasser bewegte. Denn ein Engel fuhr herab zu seiner Zeit in den Teich und bewegte das Wasser. Welcher nun der erste, nachdem das Wasser bewegt war, hineinstieg, der ward gesund, mit welcherlei Seuche er behaftet war.

Es war aber ein Mensch daselbst, achtunddreißig Jahre lang krank gelegen.

Da Jesus denselbigen liegen sah und vernahm, daß er so lang gelegen war, spricht er zu ihm: Willst du gesund werden?

Der Kranke antwortete ihm: Herr, ich habe keinen Menschen, wenn das Wasser sich bewegt, der mich in den Teich lasse. Und wenn ich komme, so steigt ein anderer vor mir hinein.

Jesus spricht zu ihm: Stehe auf, nimm dein Bett und gehe hin.

Und alsobald war der Mensch gesund und nahm sein Bett und ging hin.

Es war aber desselbigen Tages der Sabbat.

Dieses Gemälde bestand in einem gewaltigen Kreise, von dem der Teich ein großer, ebenfalls kreisförmiger Ausschnitt war, an dessen Peripherie sich die fünf Hallen hinzogen, gefüllt mit Kranken in roten, grünen und braunen Mänteln. Es sagte, daß damals in Palästina Kräfte der verschiedensten Art zusammengeführt worden waren, um sich nach Einem Mittelpunkte hin zu ordnen.

Klara erkannte, daß dieses Bild den Kranken ein Gefühl verleihen mußte, welches jeden, wie er auch beschaffen sein mochte, in Verbindung mit dem Höchsten brachte. Das Licht, das von oben durch die Farben flutete, wandte sich gegen die Enge, den Wirrwarr, die Hoffnungslosigkeit und Schwäche. Es heilte und erhob. Es gab sogar dem Sterbenden die Kraft zum Fluge.

Klara fühlte, daß nichts die Ruhe, Sicherheit und Stärke ihres Geistes mehr zu gefährden vermochte.

Sie konnte sich nach oben wenden, um zu empfangen, nach unten, um zu geben.

Wohl fühlte sie, daß sie noch immer ganz auf sich allein stehen mußte. Niemand befahl ihr, niemand verbot ihr, niemand richtete sie. Sie mußte sich selber um Rat fragen. Aber das war keineswegs ein Grund, um zu verzweifeln. Im Gegenteil, es hatte ein Triumphgefühl zur Folge, eine jauchzende Freiheitslust, die ihr das Leben erst recht wertvoll machten.

„Mein Dasein soll, wie das des göttlichen Vorbilds, gestalten, vereinigen und heilen, soll tröstliche Träume, innige Gespräche und neue herrliche Sitten verbreiten. — Es soll nicht mehr kränken, zerstören, zu Wahnsinn und Verbrechen führen."

Und wie sie dieses dachte, kam ihr in den Sinn, daß es dasselbe war, was Artur wollte. Und sie begriff sein Wirken.

In diesem Augenblicke trat er ein, angstvoll, denn er hatte eben erst vernommen, daß Klara hergetragen worden war. Er kam von einem Kranken, wo er die ganze Nacht verbracht.

Als er bemerkte, daß sich Klara wohl befand, kehrte er sofort den höflichen Weltmann hervor.

Sie aber sprach: „Ich sehe, du erblickst mich, wie ich früher war. Ich habe mich verändert. Drum gib dich wie du bist. Ich will dich und deine Welt nicht anders. Die Schranke ist durchbrochen. Ich singe nicht nur mehr mein eigenes Lied. Nein, das der ganzen Menschheit soll aus meiner Seele tönen."

„Das ist auch meines," sagte er.

Sie reichten sich die Hände.

Sozialismus und Kolonialpolitik

von Ludwig Quessel

I

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in den zwanzig Monaten, während deren England gepanzert, mit vorgestreckter Lanze, an allen für uns wichtigen Straßen des Weltverkehrs steht, sich in den ökonomischen und politischen Anschauungen der sozialistisch gesinnten Arbeiterschaft ein tiefgehender Umschwung vollzogen hat. Allerdings dürfen diese Veränderungen im geistigen Leben der deutschen Sozialdemokratie nicht so angesehen werden, als ob sie gleichbedeutend mit der Preisgabe ihrer alten Ideale wären. Man kann Ideale auch dann noch hochschätzen, wenn sich zeigt, daß die Zeit für ihre Realisierung noch lange nicht reif ist. Jener Umschwung sozialistischen Denkens, den der Krieg herbeigeführt hat, besteht daher weniger darin, daß das Ideal internationaler Solidarität in den Augen des deutschen Sozialdemokraten seinen Glanz eingebüßt hätte, als vielmehr in der widerstrebend gewonnenen Erkenntnis, daß man Kraft und Stärke der internationalen Solidarität bei dem Proletariat der Ententeländer ganz ungeheuerlich überschätzt hat. Mit schmerzlicher Trauer haben die sozialistischen Massen und ihre Führer es erleben müssen, daß die von ihnen mit so viel Liebe, Sorgfalt und Opfern gepflegten brüderlichen Beziehungen zu den arbeitenden Klassen der anderen Länder durch den in wenigen Tagen bis zur Fieberhitze gesteigerten Nationalismus der Ententevölker fast spurlos vernichtet wurden. Und mehr als das! Sie mußten auch sehen, wie bewährte und von ihnen früher hochgeschätzte Führer der sozialistischen Internationale (Guesde, Vandervelde, Plechanow) die sozialistischen Ideale zur Bemäntelung eines engen und beschränkten Nationalismus mißbrauchten, der mit dem lügnerischen Wahlspruch: „Nieder mit dem deutschen Militarismus!" auf die Vernichtung der wirtschaftlichen und staatlichen Größe Deutschlands hinsteuert.

Den schwersten Schlag erhielt der Glaube der deutschen Sozialdemokratie an die baldige Verwirklichung des Ideals der Völkersolidarität aber von seiten der englischen Arbeiter. Der treue deutsche Arbeiter konnte es schließlich noch begreifen, daß das französische Proletariat, dem man die Tatsache der russischen Mobilisierung, die Deutschland zur Kriegserklärung zwang, hinterlistig verschwiegen hatte, durch eine korrupte Presse in den Wahn versetzt werden konnte, es handle sich um einen Angriffskrieg von deutscher Seite, demgegenüber die Vaterlandsverteidigung sozialistische Pflicht sei; unbegreiflich mußte ihm aber von seiner sozialistischen Überzeugung aus das Verhalten der englischen Arbeiter bleiben, die in großen

Massen freiwillig zu den Fahnen strömten, obwohl ihr Land und ihr Volksdasein von keiner Seite bedroht war. Man weiß, daß die englische Presse in jedem Stadium des Krieges ihren Lesern immer wieder verkündete, daß die englische Flotte die Herrschaft auf den Meeren unerschütterlich festhalte, so daß die Vorstellung, England sei auf dem eigenen Boden bedroht, in keinem Arbeiterhirn Platz greifen konnte. Die englischen Arbeiter wußten also, daß ihre Regierung, ungenötigt durch den Zwang der Landesverteidigung, ungezwungen durch formelle Bündnispflichten, aus eigener freier Entschließung das Schwert ergriffen hatte, so daß dieser Krieg in der Auffassung der Engländer bestenfalls ein Präventivkrieg sein konnte. Es ist nun das große und traurige Erlebnis der deutschen Sozialdemokratie in diesem Kriege, daß dieser Krieg als Präventivkrieg in dem Sinne, daß England seine vorherrschende Stellung auf dem Weltmarkt nicht an Deutschland verlieren dürfe, tatsächlich die Billigung der englischen organisierten Arbeiterschaft fand. Mit finsterer Entschlossenheit gab nach wenigen Tagen des Schwankens fast die ganze englische Arbeiterklasse ihre Zustimmung zu der Gewaltpolitik ihrer Regierung, die die Vernichtung der deutschen Exportindustrie durch militärische Gewalt auf ihre Fahne geschrieben hatte. Wie sehr die englischen Arbeiter diese Entschließung in die Tat umzusetzen wußten, zeigt die unleugbare Tatsache, daß der Krieg in England geradehin Gewerkschafts- und Parteisache, Gewerkschafts- und Parteiarbeit geworden ist. Die Organisationen der englischen Arbeiter verwandelten sich in Werbezentralen, ihre Beamten und ihre Abgeordneten in Werber. „Als Arbeiterführer und Vertrauensträger der Gewerkschaft," so stellt Reichsratsabgeordneter Karl Leuthner den Sachverhalt treffend dar, „wirbt der Engländer; er organisiert die Munitionserzeugung, opfert ihr die Errungenschaften eines jahrzehntelangen sozialen Kampfs, besichtigt die Front, verhandelt mit den französischen Leitern der Munitionsherstellung."

Eine nähere Betrachtung der Beweggründe der englischen Arbeiterorganisationen zu dieser Stellungnahme läßt leicht erkennen, daß die dafür öffentlich vorgetragenen Argumente nur Blendwerk sind, gerade gut genug, die geistig Schwachen zu betören, die den eigentlichen Charakter dieses Krieges, der auf englischer Seite ein ausgesprochener Handels- und Kolonialkrieg ist, nicht recht begreifen können. Die britischen Arbeiterführer wissen natürlich sehr gut, daß sie dummes Zeug schwätzen, wenn sie den Arbeitern die üblichen Phrasen vortragen, daß England diesen Krieg führt für „das Recht der kleinen Nationen" und gegen „die Barbarei des deutschen Militarismus". Während die Henderson und Genossen in wilden Haßreden den Chauvinismus der Massen mit erfundenen Greuelgeschichten aufpeitschen, stehen die wahren Beweggründe ihres Handelns klar und

scharf vor ihrem Geiste. Sie wissen, daß die englische Industrie mit ihren veralteten Maschinen, unzeitgemäßen Organisationsformen und lässigen Verkaufsgebräuchen den überlegenen deutschen Arbeits- und Handelsmethoden auf allen wirklich dem freien Wettbewerb offenstehenden Märkten nicht gewachsen ist. Schreckhaft steht vor ihren Augen die Tatsache, daß der Anteil Deutschlands am Welthandel in verblüffend kurzer Zeit eine für England bedrohliche Größe erlangt hat, da die deutsche Ausfuhr im Jahre 1913 mit 10096 Millionen die englischen Ausfuhrleistungen nahezu erreicht hat und somit Deutschland vermöge seiner beispiellosen Tüchtigkeit in drei Jahrzehnten die Höhe erklommen hat, wie England in drei Jahrhunderten. Auf der anderen Seite ist ihnen aber auch die Tatsache nicht unbekannt, daß auf allen von England politisch beherrschten Märkten die deutsche Industrie trotz ihrer großen Überlegenheit gegenüber der englischen nicht recht vorwärts kommen kann. Wo die britische Flagge weht oder der englische Einfluß sich ausreichend politisch Geltung verschaffen kann, da behauptet auch der englische Absatz gegenüber dem deutschen seine alte Überlegenheit. Eine Gegenüberstellung der englischen und deutschen Ausfuhr nach dem britischen Kolonialreich schließt jeden Zweifel an diesem Sachverhalt aus:

1913

England		Deutschland	
Gesamtausfuhr:	10505 Mill. M.	Gesamtausfuhr:	10096 Mill. M.
Davon nach den englischen Kolonien:	4102 " "	Davon nach den englischen Kolonien:	454 " "

Wir sehen also, daß die englischen Ausfuhrleistungen nach dem britischen Kolonialreich mehr als das Neunfache der deutschen Ausfuhrleistungen betragen, obwohl die deutsche Gesamtausfuhr gegenüber der englischen nur noch wenig zurücksteht. Der geringe Betrag der deutschen Ausfuhr nach den britischen Besitzungen ist aber für die deutsche Volkswirtschaft aus dem Grunde ein besonders schweres Hemmnis, weil wir bei einer Ausfuhr von nur 454 Millionen Mark eine Einfuhr aus dem britischen Kolonialreich von 1331 Millionen Mark zu verzeichnen haben. Die englischen Arbeiterführer kennen diesen Sachverhalt genau. Sie sind sich nicht im mindesten im unklaren darüber, daß das Gedeihen der englischen Industrie im Gegensatz zur deutschen, die ihren Aufschwung lediglich dem großen Können ihrer Kopf- und Handarbeiter zu danken hat, im wachsenden Grade von der kolonialen Herrschaftsstellung Englands abhängig geworden ist. Aus ihren Kreisen ist deshalb ernsthafter Widerstand gegen die koloniale Expansion auch niemals geleistet worden. Die Haltung der britischen Arbeiterführer stand durchaus im Einklang mit der auswärtigen Politik ihres Landes. Die beispiellose Machtentfaltung des britischen Imperiums

in den letzten drei Jahrzehnten ist jedenfalls bei der Arbeiterschaft auf keinen Widerstand gestoßen. Daß England sich im Verlaufe von dreißig Jahren in Afrika und Asien ein Ländergebiet einverleibte, größer als der ganze europäische Kontinent, das wurde von der britischen Arbeiterklasse als ein ganz natürlicher Vorgang gedeutet. Diese gewaltige Erweiterung des britischen Herrschaftsgebiets in Asien und Afrika, der gegenüber die Eroberezüge eines Alexander und Napoleon wie zwerghafte Unternehmungen erscheinen, fanden von seiten der britischen Arbeiter sogar insoweit tätige Unterstützung, als aus ihren Kreisen sich die Söldner rekrutierten, mit denen die konservativen und liberalen Regierungen ihre ununterbrochene Kette von Eroberungen zur Ausführung brachten.

Es kann der englischen Arbeiterschaft natürlich kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß sie für die Kundgebungen der Internationale gegen Kolonialpolitik und Imperialismus kein Verständnis zeigte. Die Tatsache, daß 40 Prozent des britischen Gesamtexports und ungefähr 70 Prozent des überseeischen nach dem britischen Kolonialreich gingen, hätte es den britischen Arbeiterführern ja auch gänzlich unmöglich gemacht, den Arbeitern Vorträge über die Schädlichkeit des Kolonialbesitzes zu halten. Insbesondere wäre von den britischen Metall- und Textilarbeitern, deren Erzeugnisse in dem Export nach den Kolonien vorherrschen, kein Führer ernst genommen worden, der ihnen hätte einreden wollen, daß an der Erhaltung und Ausdehnung des Kolonialbesitzes lediglich das heimische Kapital interessiert sei. Was in Deutschland selbst den bürgerlichen Kreisen vielfach unbekannt blieb, daß nämlich auch bei vollständigem Freihandel die staatliche Herrschaft über Land und Leute, also das sogenannte „Imperium", der Industrie des Mutterlandes auf allen kolonialen Märkten eine gewaltige Vorzugsstellung sichert, das war den britischen Arbeitern von jeher eine ganz geläufige und selbstverständliche Vorstellung, die für sie gar keines Beweises bedurfte. Die britischen Arbeiter wissen sehr wohl, daß auch in den Kolonien Englands, wo ein uneingeschränkter Freihandel die Tür für die Einfuhr deutscher Waren weit offen hält, sie die deutsche Konkurrenz nicht zu fürchten brauchen. Die Erklärung für diese auf den ersten Blick recht unverständliche Erscheinung liegt darin, daß zunächst das Imperium, das heißt die staatliche Herrschaft über Land und Leute, das ganze koloniale Territorium der Industrie des Mutterlandes für Kapitalanlagen sichert. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß von dem Augenblick an, wo England ein Gebiet der Erde als seine Einflußsphäre bezeichnet, deutsche Kapitalanlagen dort nicht mehr ausgeführt werden dürfen. Man weiß, daß seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts England keine Gelegenheit vorübergehen ließ, Deutschland daran zu erinnern, daß es das Yangtsetal als seine Einflußsphäre betrachte und sich damit nicht weniger

als neun von den achtzehn Provinzen des chinesischen Riesenreiches für Kapitalanlagen reserviere. Als im Jahre 1908 die chinesische Regierung mit einer deutschen Bank einen Anleihevertrag zum Bau einer Bahn, die vom Yangtse nach dem Süden gehen sollte, abzuschließen im Begriffe stand, erhob sich England drohend als Siegelbewahrer seiner Einflußsphäre und untersagte das Unternehmen. Es ist leicht einzusehen, daß, wenn deutsche Kapitalanlagen selbst in Gebieten, die England auf Grund einseitiger Erklärungen als seine Einflußsphäre bezeichnet, vereitelt werden, das eigentliche britische Kolonialreich für die Investierung deutschen Kapitals schon gar nicht in Frage kommen kann. Nun darf aber nicht übersehen werden, daß Export und Kapitalanlage auf kolonialen Märkten aufs engste zusammenhängen. Der Bau einer Bahn in Asien oder Afrika durch ein deutsches Finanzinstitut stellt sich, vom Standpunkt der englischen Arbeiterschaft aus gesehen, als ein gewaltiger Export von deutschem Eisenbahn- und Brückenmaterial auf Kosten des englischen Exports dar, dessen Herstellung in Deutschland den in der Metallindustrie beschäftigten Arbeitern lohnende Beschäftigung gibt, während die englischen Metallarbeiter vielleicht unter Arbeitslosigkeit leiden. Gewiß könnte es den englischen Arbeitern ganz gleich sein, ob englische oder ausländische Finanzinstitute im Auslande Bahnen bauen, wenn in jedem Fall die Materialien dazu aus England bezogen werden würden. Das letztere ist nun aber bekanntlich nicht der Fall. Zwischen der Industrie Deutschlands und ihren Finanzinstituten besteht, wie Englands Arbeiterschaft sehr wohl weiß, ein so enger Zusammenhang, daß dort, wo eine deutsche Bank baut, auch vorzugsweise die Materialien aus Deutschland bezogen werden. Natürlich verhält es sich umgekehrt mit dem englischen Finanzkapital genau so. Deshalb sehen es die englischen Arbeiter als einen großen Vorteil an, daß in den britischen Kolonien sich nur das heimische Kapital betätigen darf. So erklärt es sich, daß auch bei vollständigem Freihandel unsere Metallindustrie auf den von England politisch beherrschten asiatischen und afrikanischen Märkten so gut wie nichts absetzen kann. Die ökonomische Macht des britischen Imperiums tritt aber auch für die Ausfuhr aller übrigen Industrien in geradezu überwältigendem Maße in Erscheinung. Von deutschen Schriftstellern und Gelehrten ist Indien oft als das große Freihandelsgebiet der Erde gepriesen worden. Trotz des Freihandels hat aber die deutsche Ausfuhr nach Indien immer nur acht Prozent der indischen Gesamteinfuhr betragen. Stellen wir die Ausfuhrleistungen der beiden großen Industrien Englands und Deutschlands nach Indien, von denen die eine hauptsächlich für den öffentlichen, die andere hauptsächlich für den privaten Verbrauch arbeitet, einander gegenüber, so erhalten wir das folgende interessante Bild:

Ausfuhr von Erzeugnissen der englischen und deutschen Metall- und Textilindustrie nach Indien im Jahre 1912.

	Ausfuhr in Millionen Mark nach Britisch-Indien aus England	Deutschland
Eisen, Stahl, Kupfer, Metallwaren, Maschinen:	220,4	27,5
Baumwollwaren, Baumwollgarn und Wollsachen:	683,5	21,8
	903,7	49,3

Klarer und schärfer wie in dem Freihandelsgebiet Indien kann die ökonomische Macht des Imperiums wohl kaum noch irgendwo in Erscheinung treten. Kein englischer Arbeiter glaubt daher auch, daß ohne die staatliche Herrschaft über Land und Leute die industrielle Vormachtstellung Großbritanniens in Indien sich auf die Dauer aufrechterhalten ließe. Die Führer der vielfach in Zünftelei entarteten Trade Unions täuschen sich auch nicht darüber, daß britischer Machtbesitz und britischer Export auf allen afrikanischen und asiatischen Märkten unzertrennlich verknüpft sind. Und wie die Führer, so fühlen sich auch die britischen Arbeiter als Teilnehmer der Kolonialwirtschaft, ohne die der englische Export sich in seiner gegenwärtigen Höhe unmöglich aufrecht erhalten ließe. Die britische Arbeiterschaft findet sich aber auch fast vollzählig in Übereinstimmung mit der auswärtigen Politik Englands, die alle Länder der Erde, die nicht bereits einem europäischen Imperium unterstehen, als res nullius, als keinem gehörende Dinge betrachtet, über die Britannien auf Grund seiner Seegewalt entweder zu eigenen Gunsten oder zugunsten seiner industriell wenig entwickelten und daher für den englischen Export auch wenig gefährlichen Verbündeten verfügen kann. Aus den Kreisen der britischen Arbeiter erklang kein Protest, als England auf das Yangtsetal Anspruch erhob; die britischen Arbeiter billigten auch in ihrer Masse die Aufteilung Persiens zwischen England und Rußland; sie hatten ferner nichts dagegen, daß England Marokko den Franzosen auslieferte und hielten es für einen Geniestreich Edward Greys, daß er durch Hingabe der „res nullius" Tripolis an Italien und durch Erweckung italienischer Begehrlichkeit auf weitere Teile des türkischen Reichs das italienische Volk von seinen bisherigen Verbündeten innerlich loslöste.

Fragt man, weshalb der englische Arbeiter den Krieg zur Niederwerfung Deutschlands in so hohem Maße zur Sache seiner Klasse gemacht hat, so muß die Antwort notwendigerweise darauf lauten, daß er in der Erhaltung und Erweiterung des englischen Kolonialmonopols eine Lebensfrage der englischen Arbeiterklasse sieht. In der Tat, wer der Auffassung ist, daß die Industrie der britischen Inseln aus eigener Kraft sich im freien Wettbewerb mit der Industrie der aufstrebenden Kontinentalmacht nicht zu be-

haupten vermag, was anderes bleibt dem übrig, als sein Volk und sein Land zur monopolistischen Beherrschung des Weltmarkts zu bestimmen. Und damit dieser Weg erfolgreich beschritten werden kann, muß man sich wohl oder übel mit den anderen Monopolisten einigen. So kam die Entente zustande, deren Ziel die Erweiterung des Kolonialmonopols war und geblieben ist. Die Entente Englands mit Frankreich führte zur Aufteilung von Nordafrika in eine westliche, französische, und eine östliche, englische Interessensphäre mit dem für Italien bestimmten Pufferstaat Tripolis in der Mitte; die Entente Englands mit Rußland brachte die Aufteilung Persiens in eine nördliche, russische, und eine südliche, englische Interessensphäre. Der Weltkrieg sollte die Krönung der allgemeinen Länderverteilung bringen mit dem Ziel der Ausschließung der deutschen Industrie von allen asiatischen und afrikanischen Märkten. Klar und folgerichtig strebte England diesem Ziele zu. Das britische Kriegsziel auf kolonialem Gebiete war einmal die Aufteilung der Türkei in eine nördliche, russische, südliche, englische, und westliche, französische Interessensphäre. Dazu sollte dann noch die Annexion von Deutsch-Ostafrika kommen, womit der alte Traum des britischen Imperialismus von dem allgewaltigen, zusammenhängenden britischen Kolonialreich, das sich ausdehnt vom Kap der guten Hoffnung bis über das Yangtsetal hinaus, verwirklicht worden wäre. In Verbindung mit den russischen und französischen Eroberungen — die Aufteilung Chinas in eine englische, französische und russische Interessensphäre wäre die unmittelbare Folge eines Sieges der Entente über die Mittelmächte gewesen — hätte sich so das Kolonialmonopol der Entente auf Kosten Mitteleuropas über ganz Asien und Afrika ausgedehnt. Wie sehr die kolonialen Eroberungen der Ententevölker in den beiden letzten Jahrhunderten diesen gigantischen Plänen der Entente bereits vorgearbeitet haben, mag folgende Statistik ihres Kolonialbesitzes zeigen, dem zur Kennzeichnung seines monopolistischen Charakters der Kolonialbesitz Mitteleuropas gegenübergestellt sei:

Kolonialbesitz der Entente			Kolonialbesitz Mitteleuropas		
	Flächeninhalt qkm	Bevölkerung		Flächeninhalt qkm	Bevölkerung
England	28571000	318000000	Deutschland	2954900	13000000
Frankreich	9317000	40868000	Österreich-Ungarn	—	—
Rußland	17000000	22000000	Skandinavien	—	—
Belgien	2265000	20000000	Dänemark	225800	125000
Italien	1537000	1380000			
zusammen	58691000	402248000	zusammen	3180700	13125000

Man füge zu diesen 58,6 Millionen Quadratkilometern mit über 400 Millionen Bewohnern noch das Territorium der drei Reiche alter Kultur Türkei, Persien und China hinzu, von denen das eine (Persien) bereits

definitiv und die beiden anderen (Türkei und China) provisorisch von den Ententevölkern aufgeteilt sind, und rechne dem Kolonialbesitz der Entente noch Territorium und Bevölkerung der deutschen Schutzgebiete zu, so erhält man das, was die Ententevölker mit der „gänzlichen und endgültigen Vernichtung der Militärherrschaft Preußens" erringen wollten: die politische Herrschaft über die drei Erdteile Asien, Australien und Afrika und einen erheblichen Teil der Neuen Welt, ferner die monopolistische Beherrschung aller Märkte der Alten Welt und schließlich die Verfügung über die Rohstoff- und Lebensmittelproduktion von mehr als einer Milliarde farbiger Menschen zugunsten der Ententevölker. Ja, über alle Maßen gewaltig ist das koloniale Kriegsziel der Entente! Man fühlt seinen Geist erschauern und seinen Gedanken stille stehen, sobald man einmal begriffen hat, worum sich das gewaltige Ringen dieser Tage eigentlich dreht. Dann versteht man aber auch, weshalb von den Staatsmännern der Entente auch heute noch, wo das Flammenmeer des Krieges bereits Millionen von Menschen, viele Milliarden an Reichtum und ungezählte Dörfer und Städte verzehrt hat, die Vernichtung der Militärherrschaft Preußens als die conditio sine qua non des Friedens proklamiert wird. Am letzten Ende dreht sich dieser Krieg für die Entente gar nicht um die Provinzen, die man im Fall eines Sieges vom Körper der Mittelmächte losreißen könnte, sondern um die Aufteilung des osmanischen und chinesischen Reichs und um die industrielle Aussperrung Deutschlands von den Märkten dreier Erdteile. Dieses gigantischen Ziels wegen entfesselte die Entente den Krieg, und weil ihre Staatsmänner diese berauschenden Hoffnungen noch nicht preisgeben wollen, muß der Brand weiter rasen, selbst auf die Gefahr hin, daß dabei der Menschheit wertvollster Besitz in Schutt und Trümmer zusammenstürzt.

2

Durch das gewaltige Erlebnis dieses Krieges ist es unmöglich geworden, die politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte anders als in der grellen Beleuchtung des gegenwärtigen Weltbrandes zu betrachten. Vieles, was uns früher von größter Bedeutung schien, ist durch ihn im wesenlosen Scheine versunken. Anderes, was uns früher nur wie eine unbestimmte, dunkle Gefahr anmutete, steht heute, unsere Existenz bedrohend, greifbar, in schreckhafter Größe vor uns. Ganz besonders aber ist es unmöglich, die deutsche Auslands- und Kolonialpolitik anders zu sehen, als auf dem im blutroten Schein erstrahlenden Hintergrund dieses Krieges. Wenn wir heute einen Blick auf unsere Kolonien werfen, so müssen wir uns schmerzlich eingestehen, daß das Größere Deutschland übersee zum weitaus größten Teil dem Ansturm der Entente erlegen ist.

Von den afrikanischen Kolonien ist Togo und Kamerun von den vereinigten Franzosen und Engländern überrannt und besetzt worden. Deutsch-Südwestafrika steht als Bothaland unter der Herrschaft der Südafrikanischen Union. Nur Ostafrika, nach dessen Besitz die britische Demokratie wohl am heißesten begehrt, hat sich dem Zugriff des Feindes bisher entziehen können. Was das Südseegebiet betrifft, so ist dieses restlos in die Hände von Japan und von Englands Tochterstaaten gefallen. Kiautschou und unsere weit zerstreuten pazifischen Inselgruppen hat die japanische Flotte besetzt, Neuguinea und das Bismarckarchipel haben die Australier in Besitz genommen, und Samoa ist die leichte Beute der Neuseeländer geworden.

Es soll hier nicht erörtert werden, ob das alles so kommen mußte. Nur eins sei gesagt, daß auch in den Herzen der sozialdemokratischen Arbeiter die tiefe Überzeugung wurzelt, daß der Raub der Entente und ihrer Vasallenstaaten für sie nur ein ephemerer Besitz sein kann. Was nun die frühere Haltung der deutschen Sozialdemokraten zu den kolonialen Erwerbungen anbetrifft, so ist es begreiflich, daß sie ihnen zunächst ohne jedes Verständnis gegenüberstand. Da war nun das Reich in den Besitz eines Ländergebiets, fünfmal so groß wie Deutschland, mit 13 Millionen Einwohnern gekommen, aber niemand, auch außerhalb der deutschen Sozialdemokratie, wußte recht, was man mit diesem neuen Besitz eigentlich anfangen sollte. Vom Standpunkte deutscher Arbeiterinteressen aus gesehen, waren die neuen Erwerbungen zunächst in der Tat ein wertloser Besitz. Volle zwölf Jahre nach der Erwerbung der Kolonien betrug unsere Ausfuhr nach den deutschen Schutzgebieten nicht mehr als 6 Millionen Mark. Demgegenüber standen nun aber die Kosten, die sich im selben Zeitraum schon auf 100 Millionen Mark beliefen. Angesichts dieser Bilanz ist es kein Wunder, daß die deutsche Sozialdemokratie unter Hinweis auf den günstigen Stand unseres Handels mit den Kolonialgebieten des Auslandes den Besitz eigener Kolonien als „ein sehr schlechtes Geschäft" betrachtete und sich verpflichtet fühlte, die Kosten dafür abzulehnen. Mit dieser Auffassung stand die Sozialdemokratie in den neunziger Jahren im Reichstage auch nicht allein. Die Zahl der Parlamentarier der anderen Parteien, die ihr innerlich zustimmten, soll sehr groß gewesen sein; und wenn sie es unterließen, ihr äußerlich beizutreten, so wurden sie dabei geleitet von der opportunistischen Auffassung: da man die Kolonien nun einmal habe, müsse man sie, des äußeren Ansehens wegen, wohl oder übel behalten. Es soll hier auf die Gründe, weshalb unsere kolonisatorische Arbeit bis 1907 sich so wenig fruchtbar zeigte, nicht näher eingegangen werden. Das Haupthindernis des Erfolges war neben der mangelnden Sachkunde des Reichstags die in den Reichsämtern vorherrschende Mei-

nung, daß sich Kolonialpolitik auch mit Männern treiben lasse, die intellektuell und moralisch nur eben den Durchschnitt unserer Intelligenz repräsentieren. Von der Zeit an, wo man begriffen hatte, daß für die ungeheuer schwierigen Aufgaben moderner Kolonialwirtschaft nur die allerersten Kräfte der Nation in Frage kommen und von diesem Gesichtspunkt aus die Auswahl der Personen traf, zeigte sich auch der Erfolg. Im Verlauf des Jahrzehnts 1903—1912 stieg die Einfuhr unserer Kolonien in Afrika von 34 auf 103 Millionen Mark und die Ausfuhr von 18 auf 128 Millionen Mark. Erwägt man, daß dieser Aufschwung in wenigen Jahren sich vollziehen konnte, obwohl nur der kleinere Teil unserer Kolonien durch Eisenbahnen und Automobilstraßen erschlossen ist, so scheint die Hoffnung nicht unberechtigt, daß nach dem Kriege, sobald dessen schädliche Wirkungen einmal überwunden sein werden, der Aufschwung des letzten Jahrzehnts sich ungeschwächt noch viele Jahre fortsetzen wird.

In dem Maße, wie in den letzten Jahren die Erfolge der deutschen kolonisatorischen Tätigkeit mehr in Erscheinung traten, änderte sich auch die Haltung der Sozialdemokratie zur Kolonialpolitik. Auf den sozialdemokratischen Parteitagen und in den Volksversammlungen war allerdings hiervon kaum etwas zu spüren. Die Errungenschaften unserer kolonialen Verwaltung bei der Bekämpfung der Sklaverei, der blutigen Stammesfehden, der Menschen- und Tierseuchen, des Alkoholismus der Eingeborenen usw. fanden hier selten Erwähnung, dagegen wurden die unleugbar schweren Schäden, die das Hineinziehen der farbigen Völker in die Weltwirtschaft mit sich bringt, gern in grellen Farben geschildert. Äußerlich verharrte bis zum Ausbruch des Weltkrieges die Sozialdemokratie in der Negation jeder kolonisatorischen Tätigkeit des Staates, und zwar mit der Begründung, daß unter der Herrschaft der kapitalistischen Produktionsweise jede wahrhaft zivilisatorische Kolonialpolitik schlechterdings unmöglich sei. Gegen das Reichskolonialamt wurde der Vorwurf erhoben, daß es in den Kolonien die kapitalistische Produktionsweise zum Siege führen wolle, diese aber zur Ausrottung der farbigen Bevölkerung führe. Es läßt sich nun in der Tat nicht leugnen, daß für Völker auf niederer Kulturstufe die kapitalistische Produktionsweise geradezu verhängnisvoll werden kann. Man denke daran, daß der moderne Großbetrieb eine Konzentration der Bevölkerung voraussetzt, wie sie in den äußerst dünn besiedelten Kolonien nirgends vorhanden ist. Will der moderne Großbetrieb in den Kolonien sich die nötige Arbeiterzahl sichern, so muß er seine Werber über das ganze Land schicken. Die Angeworbenen werden von Weib und Kind, von Dorf und Stamm losgelöst und in eine ganz neue Umgebung versetzt, in der sie sich zumeist unglücklich fühlen. Die schweren Schäden dieses Zustandes sind sowohl von den evangelischen wie katho-

lischen Missionen sehr anschaulich geschildert worden. In den Ansiedelungen der farbigen Arbeiter schießt zunächst die Prostitution geil ins Kraut. Die Geschlechtskrankheiten nehmen überhand und untergraben die Fortpflanzungsfähigkeit der Rasse. Ein ähnlicher Vorgang vollzieht sich aber auch in den Dörfern, aus denen die farbigen Arbeiter stammen. Hier sind es zurückgelassene Frauen, die leicht der Prostitution verfallen. Das ungeregelte Leben der farbigen Arbeiter bereitet aber auch den Boden für viele andere Krankheiten vor, so daß ihre Sterblichkeit hohe Ziffern erreicht. Es ist weiterhin begreiflich, daß die farbigen Arbeiter es mit ihren Vertragspflichten nicht genau nehmen. Ohne kriminelle Bestrafung des Vertragsbruchs verliert der Großbetrieb in den Kolonien aber den Boden unter den Füßen. Andererseits verleiten die hohen Kosten der Anwerbung zum Abschluß langfristiger Arbeitsverträge. Alles dies führt bei dem niedrigen Stand der Zivilisation zu Erscheinungen, die in ihrer Totalität mit unseren Ansichten von der Freiheit der Arbeit sich nicht mehr vereinbaren lassen und dem zeitlich beschränkten Arbeitszwang recht nahe kommen. Solange die deutsche Kolonialverwaltung dieser Entwickelung ihren Lauf ließ, war der gegen sie von meinen Parteigenossen in zorniger Erregung erhobene Vorwurf, sie habe die alte, primitive Sklaverei nur aufgehoben, um an ihre Stelle die schlimmere kapitalistische zu setzen, nicht unberechtigt. Nun kann aber erfreulicherweise konstatiert werden, daß die Kolonialverwaltung sich auf das Drängen des Reichstags hin schon frühzeitig zu einer staatssozialistischen Regelung der Arbeiterverhältnisse entschloß, die wenigstens die ärgsten Mißstände beseitigte.

Von noch größerer Bedeutung als die staatssozialistische Regelung der Arbeitsbedingungen in den kolonialen Großbetrieben war aber der Umstand, daß man sich die Frage vorzulegen begann, ob man denn gerade nur mittels der kapitalistischen Produktionsweise die Angliederung unserer Kolonien an die Weltwirtschaft vollziehen könne. Es wird für alle Zeiten ein Ruhmesblatt in der Geschichte unserer Kolonialverwaltung und des Kolonialwirtschaftlichen Komitees bleiben, daß sie die Notwendigkeit der kapitalistischen Produktionsweise für das weite Gebiet der tropischen Landwirtschaft verneinten und mit eiserner Energie sich der Lösung der überaus schwierigen Aufgabe zuwandten, die Eingeborenen zu produktiver Arbeit im eigenen landwirtschaftlichen Kleinbetrieb zu erziehen. Auf die einzelnen Maßnahmen, die von größter zivilisatorischer Bedeutung sind, kann hier nicht näher eingegangen werden. Es sei nur kurz vermerkt, daß, von den Missionen tatkräftig unterstützt, es in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang, die produktiven Kräfte unserer Kolonien durch Ausdehnung der Eingeborenenkulturen erfreulich zu entwickeln. In den Ausfuhrziffern unserer Kolonien bildeten in den letzten Jahren die Erzeugnisse der kleinen far-

bigen Landwirte sehr erhebliche Posten. Natürlich konnte es sich bei der Förderung der Eingeborenenkulturen nicht um eine völlige Ausschaltung des Großbetriebs in der tropischen Landwirtschaft handeln. Es gibt eine größere Anzahl kolonialer Rohprodukte pflanzlicher Natur, die nur in technisch hochentwickelten Großbetrieben gewonnen werden können. Daß ferner die montane Rohstoffgewinnung und die Weiterverarbeitung der von den farbigen Bauern erzeugten Rohprodukte dem Großbetrieb vorbehalten bleibt, versteht sich wohl von selbst. Trotzalledem ist zu erwarten, daß das Schwergewicht der kolonialen Produktion der Zukunft nicht in der kapitalistischen, sondern in der bäuerlichen und staatssozialistischen Wirtschaftsweise ruhen wird. Wahrscheinlich wird die bäuerliche Produktion in der tropischen Landwirtschaft, die staatssozialistische Wirtschaft aber durch die Eisenbahnen die Vorherrschaft im Verkehr erlangen.

Sehr interessant ist, wie die Sozialdemokratie sich zu dieser Entwickelung stellte. Es ist klar, daß meine Partei im Reichstage gegenüber diesen neuen Problemen nicht in der Negation verharren konnte. Selbst mein der äußersten Linken der Partei angehörender Parteifreund Ledebour wurde im Reichstage ein eifriger Fürsprecher der Eingeborenenkulturen. Langsam und widerstrebend fing auch die sozialdemokratische Fraktion an, die kolonialen Verkehrsfragen von einem moderneren Standpunkt aus zu betrachten. Kurz, es bildete sich für die praktische Arbeit in der Budgetkommission ein Zustand heraus, der sich im Grunde mit der Negation der Kolonialpolitik, wie sie im Plenum des Reichstags in der Ablehnung des Kolonialetats im Ganzen zum Ausdruck gelangte, logisch nicht mehr vereinbaren ließ. Zwischen Theorie und Praxis wurde die Kluft immer größer. Die Vertreter der Fraktion in der Budgetkommission halfen sich in der Weise, daß sie an die alte offizielle Theorie sehr selten dachten und bei der praktischen Arbeit sich darum gar nicht kümmerten. Das war noch der herrschende Zustand kurz vor Ausbruch des Krieges. Wer nun in den Tagen, da die Entente ihre Angriffe auf unsere Schutzgebiete unternahm, die sozialdemokratische Presse einsah, konnte leicht feststellen, daß die früher so oft geäußerte Anschauung, daß die Preisgabe unseres „wertlosen Kolonialbesitzes" gar keinen Verlust für unsere Volkswirtschaft darstellen würde, überhaupt nicht mehr vertreten wurde. Im Gegenteil. Manch anerkennendes Wort für das bisher Geleistete konnte man in der Parteipresse finden, und selbst die radikalsten Organe meinten, es wäre etwas ganz anderes, neue Kolonien zu erwerben, als alte zu behaupten, womit im Grunde die ganze sozialdemokratische Partei sich für die Erhaltung unseres Kolonialreichs ausgesprochen hatte.

Es entsteht nun die Frage, ob die Sozialdemokratie nach dem Kriege den Weg zur kolonialen Negation wieder zurückfinden wird. Von moder=

nen Soziologen ist häufig darauf hingewiesen worden, daß von allen sozialen Gebilden die Parteien das meiste Beharrungsvermögen besitzen. Selbst der Krieg, der so vieles im sozialen Leben zum Untergang bringt, vermag auf die Parteien in der Regel keinen umstürzenden Einfluß auszuüben. Es wäre daher sehr gewagt, etwas Bestimmtes über die zukünftige Entwickelung der Sozialdemokratie aussagen zu wollen. Dennoch kann man sagen, daß die neuen Tatsachen, die der Weltkrieg gerade auf kolonialem Gebiet geschaffen hat, es der Sozialdemokratie nicht gestatten werden, bei der Tradition zu beharren. Man wird der deutschen Arbeiterschaft, die jetzt schon zwanzig Monate unter einer schweren Teuerung, hervorgerufen durch die Absperrung von allen kolonialen Zufuhren (diese beliefen sich in den letzten Jahren auf über 5 Milliarden Mark) gelitten hat, nicht einreden können, daß die Kolonialwirtschaft für sie ohne Bedeutung ist. Heute weiß auch der schlichteste Arbeiter, daß die Kolonialwirtschaft die physische Basis unserer Existenz geworden ist. Ohne ihre Rohstoffe und Futtermittel kann Deutschland nicht nur nicht den äußeren, sondern auch nicht den inneren Markt entwickeln. Wenn man aber die Notwendigkeit der Kolonialwirtschaft im allgemeinen bejahen muß, kann man sie im besondern für Deutschland nicht verneinen. Der Fall Hildebrand kann sich daher nicht mehr wiederholen. Man wird in Zukunft Parteigenossen, die die Notwendigkeit intensiver Kolonialwirtschaft für die europäische Menschheit hervorheben und das Kolonialmonopol der Entente, die unersättliche Raubgier des Vierverbands-Imperialismus brandmarken, nicht mehr aus der Partei ausschließen können. So schwer es der Linken der Sozialdemokratie auch fallen wird, in den ungeheuren Weltgeschehnissen dieser großen Zeit sich neu zu orientieren, so ist doch der Krieg ein viel zu strenger Erzieher, als daß sie seine Weisungen unbeachtet lassen könnte.

Zarathustra-Glossen II*

von Leopold Ziegler

Wollte man einen bestimmenden Unterschied der Ethik des Altertums von den spätern europäischen Sittenlehren hervorheben, so ließe sich jene etwa als Schicksalsethik, entsprechend dem Sprachausdruck Schicksalstragödie, bezeichnen. Wobei unter Schicksal weniger eine religiöse, mythische und metaphysische Potenz, sondern einfach der Inbegriff alles dessen verstanden werden soll, was sich in unserm Dasein wider oder ohne unsere selbsttätigen Zwecksetzungen ereignet. Während das Hauptproblem der nachantiken Moralen seit dem Christentum immer ausschließlicher ein gesellschaftliches geworden ist, welches mit Entschiedenheit das Verhältnis der Individuen zueinander betrifft und zum alleinigen Inhalt der Gebote und Pflichten macht, dreht sich die Frage des griechischen Ethos um eine andere Angel. Die Aufgabe war weniger, wie sich der Mensch zu seinesgleichen verhalte und warum er sich zu ihm gerade so verhalten solle, als vielmehr die, wie der Mensch gegen den Druck äußerer Begebnisse, Eingriffe, Notstände, Schmerzen, Verhängnisse sein Ich, seine Freiheit, Gelassenheit, Stärke, Ungebrochenheit, Ganzheit, – sein ‚Glück' behaupte. Es scheint, daß in der Reihe von bedrohlichen und ungewissen Möglichkeiten, die wir unser Leben nennen, der Mitmensch damals eher als ein an sich wenig erheblicher Zuwachs eines allgemeinen Integrals aufgefaßt wurde, und daß er sich als selbständiges Korrelat des sittlichen Verhaltens nicht in dem Maße abhob, wie es später geschah. Gewiß konnte auch er die dynamische Sphäre des Ichs ethisch gefährden und verletzen. Aber er blieb doch immer nur ein Bestandteil des umfassenden Komplexes möglicher Ereignisse, mit denen es sich abzufinden galt. Das Ethos gipfelte nicht in der Beziehung zu ihm, sondern in der Beziehung zu dem unbestimmbaren und unbegreiflichen Medium allgemeiner Schickungen, die ich zusammenfassend die Daimonia nennen möchte. Abstrakt darf man das vielleicht so ausdrücken: das ‚Nicht-Ich' des ethischen Verhaltens war weniger ein ‚Du', ein Nächster, Mitmensch, Bruder, wie in der christlichen Gesellschaftsmoral, sondern eben überhaupt kein persönliches Zentrum. Das Ethos galt keinem Du, sondern einem Es. Daß daneben auch schon das Problem der gesellschaftlichen Moral bestand, soll natürlich nicht geleugnet werden. Platon selbst hat es im ‚Theaitetos' sehr klar gefaßt in das: „Was tu ich dir an oder du mir." Aber im Vordergrund stand doch unser problematisches Verhältnis zu der allgemeinen Atmosphäre der Wirklichkeit, zu der Summe von Geschehnissen und Notwendigkeiten, von Schickungen und Bedroh-

* Vergleiche Dezemberheft 1915 der Neuen Rundschau

nissen, die nicht wir selbst hervorrufen. Durch sie, die vom Dämonischen, von einem impersonalen ‚Es‘ bestimmt werden, unversehrt hindurchschreiten, hieß Eudaimonia. Jene Menschen fanden sich gehüllt in eine undurchdringliche Wolke, die geladen war mit Blitzen, sie fühlten sich rings eingebettet in die schauerliche Dämonie des Unsäglichen. Ein unsichtbarer Doppelgänger schritt mit ihnen, der sie in einer Schicksalsstunde plötzlich überfiel und würgte, hinterrücks, meuchlerisch, wie eine Bande Thugs.

Dieser Dämonie gegenüber die eigene Person unverletzt behaupten, hieß weise sein. Hier ein Kunstmittel, eine ‚Techne‘, eine innere Heilkraft zu entwickeln, die den Menschen gesund, unabhängig und heiter erhielt, war das vornehmste, wenn auch gewiß nicht einzige Ziel aller ethischen Unterweisung. Die Schulen, die von Sokrates ausgingen, die Kyrenaiker und Kyniker wie nachmals die Epikureer und die Stoiker, waren bei aller Verschiedenheit (die von uns aus nicht mehr so beträchtlich ist) darin einig, einen Typus Mensch von seelischer Unverletztheit zu erziehen, welcher unter allen denkbaren Umständen lebensfähig blieb. Man suchte sich eine mutige Standhaftigkeit mitzuteilen, die sich im Leben und Sterben, in Armut und Wohlhabenheit, in Gesundheit und Krankheit, Einsamkeit und Gesellschaft, Unabhängigkeit und Sklaverei unerschüttert hielt. Man strebte diesem Ziele zu, indem man entweder durch äußerste freiwillige Entsagung dem Geschick sozusagen a priori nur das Mindestmaß an Angriffsfläche darbot, wie der Kynismus. Oder wenn man umgekehrt das in sich zur Entfaltung brachte, was gütig und edel war, und dennoch zu jedem Schlage, der die höchst empfindlich gemachte Seele traf, von Herzen ja sagte, weil das so im Plane einer panentheistisch aufgefaßten Weltvernunft bestimmt war, mit der man sich zuletzt eins wußte, — wie etwa die spätere Stoa in mehreren ihrer Vertreter verfuhr. Beinah hündische Entbehrung alles Menschenwürdigen, unbekümmert froher Genuß jeder Stunde, frömmste Gottergebenheit, kühler Atheismus, die Praxis jedes Temperamentes und die Theorie jeder Metaphysik verfolgen insgesamt ein und dasselbe ethische Ziel. Und das ‚Glück‘, die Fröhlichkeit der Tugend, die Eudaimonia, Euthymie, Eupatheia, jener Seelenzustand, für den das Altertum eine ganze Reihe von Begriffen, wir nicht einmal ein zureichendes Wort geprägt haben, — es war, wie man sieht, etwas gründlich Verschiedenes von dem, was unsere Moral seit Kant so eifrig als Eudaimonismus angefeindet hat. Das war vor allem nicht jener passive Reflex äußerer Umstände, jenes bloß reaktive Gefühl, welches wir unser ‚Glück‘ zu nennen gewohnt gewesen sind, sondern eine von innen vorbereitete, selbsttätig entwickelte, aktiv erworbene Gesinnung, die immer mehr mit dem Bewußtsein der seelischen Integrität zusammenfiel. Eudaimon wäre nur der, welcher in jeder Lage seines Lebens das wundervolle Wort des Ari-

stippos von sich wiederholen dürfte, das dieser über seine Beziehungen zu der Hetäre Lais sagte: ἔχω, οὐκ ἔχομαι, — ich besitze, aber ich werde nicht besessen. Wer diese Tugend der vollkommenen Unabhängigkeit von äußern Wechselfällen erringt, wer sich immer soviel Freiheit rettet, daß er sich selbst erhält, der ist im Besitz des seligen Lebens. Deshalb hätte vermutlich kein antiker Philosoph Kants Antinomie von Tugend und Glück verstanden. Denn der unverdeutschbare Begriff des Eudaimon bezeichnet eben den, der Herr über alles bloß Schicksalhafte, über den äußerlich zugemessenen Teil von Glück und Leid geworden ist. Die Tugend hockte hier nicht im Winkel, um aufs Glück zu warten, wie ein verblühendes Mädchen auf den Freier. Und vollends unser hungriges Gelauer auf den Briefträger, daß er mit irgendeiner Post die wunderbare Wendung unsres Schicksals bringen werde, — wie fremd und ungemäß müßte es dem Menschen des Altertums erscheinen. Nein, Tugend war dort Glück, war unerschütterlicher Zustand, innere Beständigkeit und Unverletzlichkeit. Hingerissen von der Wahrheit dieser Vorstellung, wollte der platonische Sokrates (im neunten Buch des „Staates") durch Herolde in Athen ausrufen lassen: „Daß der Sohn des Ariston den Besten und Gerechtesten auch für den Seligsten hielte, — ὅτι ὁ 'Αρίστωνος υἱὸς τὸν ἄριστον καὶ δικαιότατον εὐδαιμονέστατον ἔκρινε. So hat sich hier eine Lehre, eine unverlierbar köstliche Heilswahrheit befestigt, die vielleicht nicht beweisbar, aber auch nicht widerleglich ist: Ethos und Gesinnung bestimmen auf irgendeine Art die schicksalhafte Erlebnisfolge eines Menschen, ein Ich erlebt nur eben das, worauf es sich innerlich abgestimmt hat, das zufällige Was äußerer Gegebenheiten wird durchaus geformt, beherrscht durch das Wie der seelischen Verfassung. Tugend und Glück, das ist wie Kette und Einschlag, die zu einem einzigen Stoff verwebt werden. Oder, von Heraklit in ein unergründliches Wort gehämmert, das keine Kunst hat übersetzen können: ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων.

In den Umkreis solcher hellenischen Vorstellungen kehrt Zarathustra nun zurück. Um dies bewahrheitet zu finden, darf man sich allerdings nicht auf Nietzsches Äußerungen beziehen, die er etwa in der „Götzendämmerung" über sein Verhältnis zur Antike niedergeschrieben hat, — wie es aussieht, zur Irreführung allzu unvorsichtiger Leser. Schon eher kann man einen Wink über den wahren Zusammenhang erhalten, wenn er merkwürdig oft an seinen Freund Erwin Rohde vom Dämon schreibt, bald froh scherzend, bald schwermütig. Man wird dies kaum nur als eine achtlose philologische Anpassung an ein bequemes griechisches Wort auffassen dürfen: der häufige und manchmal sehr betonte Gebrauch dieser Wendung läßt doch vermuten, wie tief eingesenkt der antike Begriff der Daimonia in dem Bewußtsein dieser außerordentlichen Persönlichkeit gewesen ist. Von hier aus wird es wahrscheinlich,

daß Nietzsches Kampf gegen die Moral einer gewissen Auflehnung entsprang gegen die Verwechselung von zweckmäßigen oder auch unzweckmäßigen Regeln des gesellschaftlichen Zusammenschlusses mit dem ursprünglich ethischen Problem. So macht sich Zarathustra wieder Gesinnungen zu eigen, die man durch die Moralen des Christentums, des Buddhismus oder verwandter Strömungen überholt zu haben glaubte. Die Tugend wird wieder eine Lebenspraxis, durch welche man sich die Unabhängigkeit von allen Mächten und Verknüpfungen erkämpft, die außerhalb des Zentrums der eigensten Selbstbestimmung liegen. Daher Tapferkeit, Mannhaftigkeit, Selbstzucht, Stolz, Einsamkeit, Vornehmheit, diese überwiegend auf Abwehr gestellten Tugenden, wieder als kardinale Eigenschaften gelten. Gleichzeitig erfährt der Begriff des Willens zur Macht eine bedeutsame Läuterung. Über sich selbst Herr bleiben, sich selbst befehlen und gehorchen können, sich selbst in Macht und Zucht haben, das ist notwendig, das ist gut. Und damit dies keine allgemeinen Worte bleiben, wird der Punkt genau bezeichnet, wo die Herrschaft über sich selbst einzusetzen habe. Es ist die Mitleidlosigkeit mit dem, was man am meisten von sich liebt und am rücksichtsvollsten groß päppelt. Härte und Argwohn gegen die eigenen Überzeugungen, die sich zu Tyrannen auswachsen wollen. Man lerne nicht sowohl fremde, als insonderheit eigene Meinungen mißachten und, wenns nottut, mit Füßen treten. Was jeder in sich lieb hat, das züchtige er, sonst wird ihn dies um seine Freiheit und Selbstherrlichkeit bringen.

Wenn man von der griechischen Kultur gesagt hat, sie sei auf der leidenschaftlichen Pflege der Kampfspiele beruhend und in diesem Sinne agonistisch gewesen, so könnte man etwas Ähnliches von Nietzsches Ethik durchaus behaupten. Sie ist Agon im höchsten Grade. Sie sucht ein Heldentum anzufachen, dessen Maßstab die Fähigkeit zu unendlichen Überwindungen liefert, und zwar zu den Überwindungen eigener Entwicklungsstufen. So reizt und stachelt sich Nietzsche fortwährend selber an, reißt Wunden auf, die am Verharschen sind, zwingt sich zu Paradoxen, die ihm fremd und unheimlich bleiben. Von Haus aus zu sanfter Schwärmerei hinneigend wie etwa Hölderlin, trotzt er sich unanständig grobe Lästerungen ab („das Eselsfest“), überhitzt sich bei jeder Gelegenheit und spitzt stets so lange zu, bis jede Spitze bricht. Wo er noch geheime Neigung oder Zärtlichkeit vermutet, überredet er sich zur Kälte, ja zum Haß und zur Verachtung. Sein Leben wird immer mehr eine Polemik gegen sich selbst. In der Kraft, freiwillig zu entbehren, hat ihn kein Kyniker übertroffen: was Krates oder Diogenes von Sinope ihrem Körper zumuteten, mutet Nietzsche seinem Herzen zu, das zart und unerhört verwundbar gewesen ist. Auch das Rezept zu seinem Heldentum ist kynisch: Abhärtung, ja Verhärtung bis zur Grausamkeit, bis zur Selbstquälerei. Die Entwicklung

seiner Persönlichkeit beruht deshalb auch nicht auf einem langsamen Ausreifen, sie gleicht weder dem Wachstum des Baumes, der Ringe ansetzt, noch dem jährlichen Häuten der Schlange, die schmerzlos abstreift, was an ihr gealtert ist. Vielmehr verschlingt bei ihm jede neue Wahrheit und jede neue Überzeugung die früheren, ungefähr wie in der griechischen Legende der alte Kronos seine eigenen Kinder jeweils frißt. Seine Tugend ist nicht Selbstverleugnung, wie sie das Christentum will, aber, was doch nahe genug dabei liegt, Selbstüberwindung, Selbstunterjochung, Selbstvergewaltigung. Durch diesen furchtbaren Kampf mit sich wird die Ethik Nietzsches wieder tragisch. Nur hat das Schicksal seinen Schwerpunkt noch mehr verinnerlicht, noch mehr ins Ich versenkt.

Dieses Ich selber ist natürlich nicht mehr die einfache Substanz oder die harmonische Totalität, die es in der antiken Psychologie gewesen ist. Es hat sich aufgelöst in ein Bündel von höchst ungleichen Tätigkeiten, Strebungen, Organen, in eine Mannigfaltigkeit der Zustände. Das Ich ist nicht nur keine ursprunghafte Einfachheit, kein metaphysisches Element mehr, sondern kaum mehr eine Einheit. Seine Dominante wird gesucht, geht aber im Suchen verloren. Wenn Goethe mit gutem Grunde davor warnt, sich selber allzu genau kennen zu lernen, so wird Nietzsche von einer wollüstigen Neugierde gestachelt, hinter sich zu gelangen. Und er erliegt folgerichtigerweise der Gefahr aller dieser Seelenzergliederer, daß sie alles viel zu kompliziert, viel zu fein gedreht finden. Sie entwickeln einen lastenden Aufwand von Motiven, entdecken hinter jedem Scheingrund einen andern, sie spüren der Selbstsucht, dem Machtwillen oder der Grausamkeit so hartnäckig nach, bis sie in allen Regungen der Seele diese Einschläge gefunden haben. Dabei ist ihnen der Mensch in seiner runden Ganzheit entschlüpft, sie haben ihn in eine Polemik auseinandergebrochen, in Widersprüche und Motive aufgelöst. Was wird bei Nietzsche nicht alles aus einer so lebendig eindeutigen, ja massiven Gestalt wie Sokrates. Was hat der „typische Verbrecher", was die „Rhachitiker-Bosheit" in Gottes Namen mit – Sokrates zu schaffen. Dieser athenische Hebammensohn hat weder Baudelaire, noch Dostojewski oder Strindberg gelesen, und ist er eine problematische Natur gewesen, was ich hier nicht untersuchen möchte, so doch gewiß in anderer Hinsicht als der Gutsbesitzer Werßiloff oder der Verfasser des „Inferno".

Wenn der Satz der Erkenntnistheorie richtig ist, daß alles Erkannte ipso facto eingegangen sei in die sogenannten Formen der Erkenntnis und abgelöst von diesen Formen nie Inhalt des Bewußtseins werden könne, so liegen die Folgen dieses Satzes für die Selbsterkenntnis klar zutage. Jedes erkannte, mit den Formen des Erkennens verschmolzene Ich setzt dann ein anderes, noch unerkanntes Ich voraus, da das erkannte Ich nie mit dem wirkenden, im Akte des Erkennens tätigen Ich zusammenfallen kann. So

gelangt kein Mensch je zu sich selbst, sondern immer nur zu der Konstruktion seiner selbst, die zwar im wesentlichen für unsere praktischen Absichten genügt, aber uns doch immer von unserm Innersten trennt. Folgt also für den Analytiker des Ich ein endloser und endlos ermüdender Prozeß. Wieviel auch am Ich erkannt und in begriffliche Symbole niedergelegt werde, es erhebt sich immer dahinter das ‚eigentliche', gleich rätselhafte Ich, das in seiner Aktualität von keiner erkenntnistheoretischen Formung berührt ist und nie in den inhaltlichen Besitz des Bewußtseins einzugehen vermag. Es ist, als habe Nietzsche die tiefe Fruchtlosigkeit seiner Anstrengungen geahnt. Zwei Worte der Dionysos-Dithyramben drücken das furchtbare Dilemma aus: Selbstkenner, Selbsthenker.

Aber noch einmal zurück zu einer Wiederbelebung des hellenischen Ethos, die sich in Nietzsche zweifellos vollzogen hat. Zwar nicht das Wort, aber der Begriff des Eudaimon, des zu innerer Unverletzlichkeit, Standhaftigkeit Erzogenen, gewann durch ihn wieder Sinn und Geltung. Damit hängt ein anderes unmittelbar zusammen. Wer sich auch nur oberflächlich mit der Entwickelung der griechischen Ethik befaßt hat, erinnert sich der höchst merkwürdigen Verschlingung zweier Probleme, die gesondert von einander kaum darzustellen wären: ich meine die Probleme des ‚Glückes' mit der ‚Lust', der Eudaimonia und der Hedone. Es ist hier nicht der Ort, die zahllosen Verknotungen zu entwirren, welche die beiden durchaus verschiedenen Begriffe damals so innig ineinander schlang. Nur dies darf unserer Aufmerksamkeit nicht entgehen, daß Nietzsche, wie er das Ethos der Eudaimonia reiner und gewaltiger herausgearbeitet hat, auch den Begriff der Lust auf eigene Weise umzuformen bestrebt gewesen ist. Der auferstandene Eudaimonismus findet seine Ergänzung in einer tiefsinnig umgedeuteten Hedonik, einer ‚neuen' Hedonik, wie sie wohl auch dem Engländer Oskar Wilde, leider zur modern-dekadenten Fratze entstellt, vorgeschwebt haben mag. Die Lust gilt dabei als der Exponent jedweder seelischen Bewegung, jedweder inneren Motion als solcher. Lustvoll ist Kampf und Überwindung, lustvoll ist der fortwährende Krieg gegen sich, Sieg über sich, lustvoll endlich die unausgesetzt wechselnde Spannung und Lösung, die ungeheure Bewegung, in welcher jeder Schaffende sich befindet. Ob der augenblicklichere Inhalt des Bewußtseins an sich ein schmerzhaft hemmender, trauriger, unlustvoller sei oder nicht, bleibt dabei gleichgültig. Wofern er sich dem vitalen Zusammenhang einordnet, zu irgendeinem höheren Zweck dadurch verwertet wird, daß er etwa eine neue Erkenntnis, eine bessere Einsicht vermittelt, bereichert er das Ich, erzeugt neue Spannungen und Lösungen, beginnt, wie Richard Avenarius sagen würde, neue Vitalreihen. Welch seltenes Glück, könnte der Anhänger dieser Hedonik sprechen, daß ich heute so tief leide. Denn wie glühend

fühle ich, was geschieht, wie stark berührt bin ich vom Leben und Erleben: Mit jener platonischen „ἡδονὴ μίκτη" aus dem ‚Philebos', die auf der emotionalen Lustbetonung an sich unlustvoller Empfindungskomplexe beruht, hat also Nietzsche Ernst gemacht, — wie ich annehme, ohne sich seines antiken Vorläufers bewußt zu sein. Von hier aus war er berechtigt, den Pessimismus abzulehnen, der bei der Abschätzung von Lust und Unlust übersieht, daß auch das Leid ein emotionales Lustmoment einschließen kann. Wer vollends das Leben als eine Verkettung höchst tragischer Momente empfindet, wer sogar die Eingebungen der Philosophie unter den Schaudern und Entzückungen der großen Tragödie empfängt, wie sollte er nicht jenen hedonischen Zustand am höchsten preisen, der den Gegensatz positiver und negativer Gefühlsbetonung endgültig hinter sich gelassen hat.

Wofern Nietzsche den Heroismus des selbstgeschaffenen Glückes, den Hedonismus emotionaler Lustwerte wieder in den Umkreis unserer Lebensmächte aufzunehmen trachtet, erscheint er selbst geradezu als die Wiederverkörperung antiker Menschlichkeit. Aber seine Veranlagung ist doch von so ungemeiner Vielfältigkeit gewesen, daß er überall dort, wo er sich der Antike bis auf unendlich kleine Entfernungen nähert, leider desto heftiger von ihr abgestoßen werden muß. Paßt er einerseits weniger in die Entwickelungsgeschichte der deutschen Philosophie als in die hellenischer Ethik, so schließt er sich offenbar doch auch von dieser aus, wenn er das entscheidende Mittel verwirft, durch welches das Altertum die Erziehung zu seiner besondern Menschlichkeit durchgesetzt hat: ich meine die Intellektualität, die Gymnastik der Vernunft, die Ausgestaltung des Denkens zum alles beherrschenden Organ. In seinen Augen ist die sokratische Gleichsetzung von Tugend, Glück und Wissen eine Idiosynkrasie, — nicht weil sie Tugend und Glück, sondern Tugend und Wissen miteinander verbindet. Aus dieser, seiner Zeit durchaus gemäßen Abneigung gegen jede Art von Intellektualismus heraus, muß er notwendig doch eine andere Menschlichkeit suchen als die der Sokrates, Aristippos und Demonax (Lukians verehrungswürdiger Spätling der griechischen Moralschulen). Schon eher würden die athenischen Außenseiter, die Kallikles, Kritias, Trasymachos und ihre Lehren seinen Beifall gefunden haben. Jedenfalls verschwierigt dieses abschätzige Verhalten zur Intellektualität seine ethischen Absichten so sehr, daß es kaum möglich ist, einer einzigen Grundlinie weiter nachzugehen. In mancher Hinsicht ein um zweieinhalb Jahrtausende zu spät geborener Vor-Sokratiker, in manch anderer sogar Sokratiker, schwankt er zuletzt in der Mischung alter und neuer Tendenzen, aufbauender und zerstörerischer, produktiver und polemischer Neigungen. Ein Wanderer stets auf der Wasserscheide zweier Welten, ist er die aufregendste Persönlichkeit des abendländischen Kulturkreises geworden und geblieben bis auf diesen Tag.

Jene emotionale Lust an der Stärke des Erlebens als solchem, die keine psychologische Kontrasterscheinung zu einer besonderen Unlust mehr ist, hat nun bei Nietzsche eine ungeheuere Belastungsprobe zu bestehen, ehe sie sich sozusagen frei behaupten darf. Es blieb nicht unerwähnt, daß er in die Einsamkeit ging mit einem heftigen Gefühl des Überdrusses und des Ekels. Der Mensch als Gattungswesen war ihm leid geworden, und er hatte es aufgegeben, noch eine Hoffnung ernstlich auf ihn zu setzen. Natürlich wußte er um diesen Zustand und durchschaute die Gefahr in ihm. Daß er ihn mit sich schleppte, deutete er als Zeichen einer unvollkommenen Gesundheit, als eine pathologische Hemmung, die überwunden werden mußte. Schon deshalb, weil der Sieg darüber unendlich schwer, fast unmöglich war. Denn für Nietzsche mehr als für irgendeinen Menschen der Vergangenheit ist Momberts Wort von der „Melancholie", der „dämonisch denkenden" gesagt. Sein Ekel am Menschen war ein konstitutionelles Übel, denn es entsprang dem Heimweh des Romantikers nach dem höheren Menschen, den er in seiner Jugend mit der naiven Gläubigkeit begnadeter Naturen gesucht und nicht gefunden hatte. Er war außerdem die Folge unverwundener Enttäuschungen an Freunden und Gegenspielern, und zuletzt, wer wollte es leugnen, die Wirkung der lähmenden Gleichgültigkeit des deutschen Publikums, der lieben ‚plebecula', an seinem kathartischen Bestreben. Er war den Dornenweg des deutschen Schriftstellers gegangen, dem das Ohr seiner Nation verschlossen bleibt, weil er weder als Gelehrter von Fach „die Summe wissenschaftlich feststehender Ergebnisse vermehrt", noch als Unterhaltungsliterat die Nerven einer abgehetzten Bourgeoisie wollüstig kitzelt. Jetzt wollte er an diesen Bitternissen nicht mehr leiden, er wollte überhaupt nicht mehr leiden: das war sein Entschluß, seine Sehnsucht.

Ich sagte, der Ekel an der menschlichen Spezies mußte überwunden werden, schon weil diese Überwindung so unsäglich schwierig war. Gelang sie, so war unbedingtes Heldentum bewiesen, eine Härte und Anspannung des Willens, die über jede Vergleichbarkeit ist. Statt nun aber, wie es der Natur entsprochen hätte, innere Heilkräfte wohltätig walten zu lassen, die seinen Ekel nach und nach vermindert haben würden, steigert er im Gegenteil denselben ins schlechthin Fratzenhafte. Er verewigt ihn. Dies Menschlein der Geschichte, dieser Wurm an Niedrigkeit, Blindheit, Kriecherei und Ohnmacht, wird stets wiederkehren, in Zarathustra stets denselben Abscheu wecken. Und Nietzsche besteht auf dieser Wiederkehr, besteht darauf, daß alles unendliche Male so geschehen werde, wie es jetzt geschieht. Er setzt sich für die sinnloseste Form der Ewigkeit ein, nämlich für die unendliche Zeit als Kreisbewegung, wie sie keine Religion, kein Mythos, keine Metaphysik in gleich krasser Vernunftwidrigkeit auszu-

denken gewagt hat. Er jauchzt dem immer Gleichen zu: nur um sich den Beweis zu liefern, daß er über die abstoßendste Äußerung des Leides Herr geworden sei. Da der Ekel im Grunde unheilbar ist, spricht er ihn, wie aus einer Regung des tiefsten Ressentiments heraus, ewig ...

Es graut ihm selbst vor diesem Einfall. Langsam, gleichsam brockenweis und unter wütenden Qualen, entringt er sich ihm. Es ist die erschütterndste Stelle der Legende, wo Zarathustra diese Lehre seinen Tieren gesteht. Er beißt tatsächlich der schwarzen Schlange, die ihn würgt, den Kopf ab, er frißt allen möglichen Widerwillen der Welt, den maximalen Ekel, sozusagen auf einmal, wie ein unzerlegtes Tier, mit Haut und Haaren. Hier aufersteht das credo quia absurdum in so schauriger Gestalt, als ein so grausam selbstzerstörerischer Wahn, daß die wuchernde Phantastik aller Scholastiker dagegen welk und abgedorrt erscheint. Was sämtliche Kirchen, Religionen und Afterreligionen der Erde ihren Gläubigen gebieten, ist eitel vernünftig und sinnreich neben dieser Verkündigung: eine bemerkenswerte Probe, wohin der unentwegte Kampf gegen den Intellektualismus führt. Was man berichten hört von Tier- und Ahnenkult, von Totemismus, Männerkindbett, Priesterverstümmelung, Tempelprostitution, von Witwen-, Hexen-, Ketzerverbrennung, Fegfeuer, Totengericht, ewiger Verdammnis und so weiter, und so weiter, — das nimmt sich in irgendeiner Hinsicht bescheiden und gutartig aus und ist gewiß noch annehmbarer als die Wiederkunft des Gleichen.

In Ewigkeit immer dasselbe. Und zwar zuletzt aus keinem andern Grund, als um sich selbst den emotionalen Lustcharakter des Lebens über jedes Maß von Unlust, Abscheu, Schmerz, Ekel hinaus zu versichern. Man findet wohl auch Spuren einer sachlich logischen Beweisführung, und Nietzsche hat sogar zeitweilig daran gedacht, sein Paradox naturwissenschaftlich zu begründen. Der Gedanke, daß in jedem Augenblick der Gegenwart schon eine unendliche Zeit verflossen sei, daß folglich alles ‚Mögliche' auch schon ‚wirklich' geworden sein müsse, folglich eine unendliche Zukunft nur Wiederholung in infinitum einer unendlichen Vergangenheit sein könnte, — diese naive und eines wenig geschickten Peripatetikers würdige Beweisführung wird zwar nicht schulgerecht entwickelt, aber immerhin genugsam angedeutet. Indes, der Leser bemerkt gleich, daß sie nur ein Vorwand ist, halbwegs geglaubt oder nicht geglaubt, und jedenfalls keine Rechtfertigung dieser in die Irre gegangenen Behauptung. Die eigentliche Begründung liegt zweifellos in Nietzsches Willen, den Grenzfall einer unbedingten Lustbejahung zu setzen und dadurch seine Hedonik gegen jeden möglichen Einwand sicher zu stellen. Denn wer imstande ist, sein eigenes Dasein mit allen Konstellationen der Wirklichkeit und des Zufalls unendlich oft wiederholt zu wünschen und diesen ewig

repetierten Film unausgesetzt zu beklatschen, zu bejubeln, der hat freilich die Feuer- und Wasserprobe auf den metaphysischen Lustcharakter des Lebens abgelegt. Er hat die Kurve des absteigenden Lebens unzweideutig verlassen, denn es gibt nichts, was ihn jetzt noch über den eigentlichen Wert aller Existenz zu täuschen oder zu enttäuschen vermöchte. Eingeweiht in ein neues Mysterium, wird er das Evangelium nach Zarathustra, nach Zerduscht (oder zu deutsch ‚Der güldene Stern') bekennen, als welches lautet: Das Reich der ewigen Wiederkunft ist herbeigekommen. Ewig sei, was uns tief ekelt, ewig das Siechtum am Menschen, ewig seine Überwindung in der Erkenntnis – seiner Ewigkeit. Selig sind, die da Ja sagen zu allem, um des Lebens willen. Amen.

Eine interessante und ungelegene Folgerung zieht diese Wiederkehr des Gleichen jedoch nach sich. Denn sie schließt Nietzsches höchste Hoffnung, den Übermenschen, aus, indem sie das einzige Mittel zu dessen Entstehung vernichtet. Ich meine natürlich die Zeit. Zwei Ewigkeiten, die durch den Augenblick ausdehnungsloser Gegenwart, – die nach den Untersuchungen gewisser neuerer Psychologen übrigens fiktiv ist, – voneinander getrennt sind, eine vollendete unendliche Zeit hinter uns und ihre Wiederholung vor uns: der verbietet schlechthin jede Hoffnung auf Niedagewesenes. Wo alles schon da war, ist nichts Neues mehr zu erwarten, die philosophische oder unphilosophische Nasenweisheit nach einem quid novi verliert ihr gutes Recht, die Hoffnung auf neue Arten und Abarten muß aufgegeben werden. Über die metaphysische Bedeutung dieser Zeitauffassung ist wenig zu sagen. Verrät es schon einen ziemlichen Mangel an begrifflicher Distinktion, wenn man die Ewigkeit ohne weiteres der unendlich ausgedehnten Zeit gleichsetzen zu dürfen glaubt, so kann man nicht anders als ungeschickt nennen, wie dieses Problem der ‚ewigen Zeit' angepackt wird. Eine Ewigkeit, die aus Teilewigkeiten besteht und aus ihnen zusammengestückt ist, die unendliche Male durch sich selbst geteilt wird durch die Unendlichkeit aufeinander folgender Gegenwartsaugenblicke, eine eindimensionale unendliche Reihe als das Integral teils ausdehnungsloser Zeitpunkte, teils vollendeter Unendlichkeiten: wer vermöchte diese mathematisch metaphysischen Unbegriffe deutlich auszudenken. Diese Ewigkeit ist gewiß kein Donnerwort, sie ist bestenfalls – ein Wort. Wie bei allen Fragen, die nüchterne und geschulte Sachlichkeit zu ihrer Erörterung fordern, zeigt sich auch hier Nietzsche etwas leichtfertig und gedankenarm. Bei Gelegenheiten, wo sich die Vorstellungen des geborenen Denkers sonst zu reichen Begriffszusammenhängen zu ballen pflegen, enttäuscht Zarathustra regelmäßig. Ist es nicht gerade eine Bettelsuppe, die er auftischt, so doch gewiß auch keine nahrhaft fette Kost, bei welcher man sichs wohl sein lassen könnte.

Man hat neuerdings beliebt, Nietzsche mit Bergson zu vergleichen und

analoge Gedanken in ihrem sogenannten Biologismus festzustellen. Nebst vielen andern ist dagegen geltend zu machen, daß in dem entscheidenden Begriff der Zeit beide Männer Gegenfüßler sind. Der eine von ihnen zerstört geradezu die Zeit in jedem nur denkbaren Sinne, sei es als mathematisch begriffene, gleichartige, aus gleichen Zuwachsgrößen zusammengesetzte stetige Mannigfaltigkeit, als eindimensionales Quantum, oder sei es als das qualitative Ineinander von immer sich verändernden Zuständen, wie es Bergson dargestellt hat. Gerade diese Zeitvorstellung läßt alle Möglichkeiten offen, für sie kann es fortwährend Abänderungen des Lebens und der Lebensformen geben. Die Querschnitte durch die Zeitreihe sind hier jeweils verschieden, die Entwickelung fördert tatsächlich nie gewesene morphologische und psychologische Typen zutag, — hier vermöchte also auch grundsätzlich etwas wie der Übermensch zu entstehen. Nirgends fände Zarathustra seine Hoffnung haltbarer begründet als in der ‚évolution créatrice'. Wogegen Nietzsche, statt eine irgendwie beschaffene Theorie der Zeit anzunehmen und umzubilden, meinetwegen die kantische oder hartmannische, die ihm beide geläufig waren, dem furchtbaren Wahntraum der ewigen Wiederkunft nachhängt. Die Zeit, die einzige vorhandene Brücke zum Übermenschen, wird von ihm selber gleichsam in die Luft gesprengt. Ein Beitrag zur Psychologie des Polemikers, wie er schließlich die Voraussetzungen seines eigenen Denkens aufhebt.

So bestätigt sich auch hier die Tatsache, daß Nietzsche niemals von einem Ganzen aus zum Einzelnen denkt: vielmehr fehlt das Ganze, in welchem sich die vielen Einzelheiten organisch zusammenschließen könnten. Es ist gewiß bei jedem großen Denker schwer, seine ursprüngliche Konzeption von Welt und Wirklichkeit, die eigentliche Synopsis, Zusammenschau seiner Vorstellungen statu nascente zu überraschen und nachträglich den entscheidenden Vorgang zu umschreiben, in welchem die Ungleichartigkeiten der Erfahrung zu einem unteilbar einzigen Sinnbild schöpferisch verarbeitet werden. Aber bei Nietzsche ist dies überhaupt unmöglich oder man hat wenigstens den Eindruck, daß es unmöglich sei. Ich möchte hier noch etwas ausführlicher auf die Folgen eingehen, die dieser Mangel an Ganzheit und Einheit der Konzeption, an Keimkraft einer grundlegenden Gesamtvorstellung, notwendig für Nietzsches Form, für die künstlerische Qualität seines Lebenswerkes herbeiführen mußte: denn gerade von einem dichterischen Einfall aus suchte er ja die fehlende innere Verbindung der Teile zu erzwingen. Indem Nietzsche die Gestalt Zarathustras erfand, schien der Aphorismus in dem weitgreifenden Zusammenhang der Legende aufgehoben zu sein. Der Aphorismus brauchte dabei nicht zu verschwinden, — man konnte ihn im Gegenteil auf eine vorher nicht vermutbare Weise ästhetisch ausnützen, indem man ihn ein=

fach zum Spruch umformte. So ist denn der „Zarathustra“ eine der reichsten und sicherlich die blendendste Spruchsammlung geworden, die es gibt. Nicht, als ob dabei etwas noch nicht Dagewesenes zu erfinden gewesen wäre. Das Schrifttum des Ostens hatte seit dem Zendavesta, seit den Spruchweisheiten des Salomo, des Jesus Sirach, der Evangelien, dafür gesorgt, daß diese Kunstform dauernd in Geltung blieb. Hinzugefügt brauchte nur die besondere Legende zu werden, die Anpassung des Spruches an die augenblicklichen Umstände des Sprechers, an die Menschen oder an die Tiere, zu welchen geredet wird. Ähnlich wie der Dialog im Drama, wird der Spruch aus der Verfassung des Verkünders heraus erzeugt. Wenn in Nietzsches früheren Werken ein Einfall unvermittelt neben dem andern steht, so scheint jetzt organischer Aufbau, Steigerung, Wechselverhältnis im Stützen und Gestütztwerden durch die Struktur der Legende verbürgt. Alles hängt mithin von dem Umstand ab, ob die Legende selber ästhetisch lebensfähig ist und ob es Nietzsche gelungen ist, sich selbst zur mythischen Gestalt emporzusteigern.

Eine Frage, die leider ohne Umschweif zu verneinen ist. Mit Zarathustra ist es Nietzsche ergangen, wie es etwa Byron, Lenau oder Heine erging, wenn sie sich in epischen oder dramatischen Kunstformen zu objektivieren versuchten. Sie geben doch immer nur sich, nur ihren mehr oder weniger interessanten empirischen Charakter, die Autobiographie ihres bürgerlichen Ich, nicht eine epische oder dramatische Gestalt. Das Geheimnis, hinter einer Kristallisation zu verschwinden, besitzen sie nicht, sie lösen nicht die höchste Aufgabe aller objektivierenden Tätigkeit: sich aufzugeben in dem Sinn des tiefen Wortspieles, das die Sprache hier macht. Kein Schriftsteller spricht soviel von Masken und Maskerade, wie Nietzsche, keiner kann sich aber weniger verstellen, weniger verwandeln, keiner ist weniger Schauspieler, weniger Myriaden-Seele wie er. Zarathustra ist das übersteigertste Selbstbekenntnis, welches jemand von sich hinterlassen hat: aber es ist doch immer nur Nietzsche, der darin redet, niemals der mythische Sprecher Güldenstern, die gedichtete und deshalb ewig lebensfähige Gestalt. Unter Philosophen läge der Vergleich mit dem platonischen Sokrates nahe. Was Nietzsche angestrebt hat, ist dem antiken Künstler-Denker ohne jedweden nachweisbaren Aufwand gelungen. Platon hat Sokrates gedichtet, ein Doppelwesen, in welchem er und der Alte, zwei Personen von entgegengesetzter Beschaffenheit und widersprechenden Anlagen, zu einer einzigen Gestalt verwachsen sind, die in unverwüstlicher Daseinsfülle die Jahrtausende überdauert. Wüßten wir nichts von dem Athener Sokrates, hätten sich weder Xenophon, noch Aristophanes oder Aristoteles mit ihm beschäftigt, wäre er nicht der Stifter der an Talenten und Charakteren reichsten Schule der geschichtlichen Philosophie geworden: er lebte heute als plato-

nischer Sokrates, zwar in Überlebensgröße und mit stark platonischem Einschlag, aber so nah mit Händen zu greifen, wie der homerische Odysseus oder Shakespeares Falstaff, als unser und jeder Zukunft zeitlosester Zeitgenosse: ein Beispiel schlechthin vollkommenster dichterischer Machtvollkommenheit. Man hat von den Bildnissen großer Maler gesagt, sie seien deswegen so erschütternd wahr, obgleich durchaus nicht zwingend ähnlich, weil ins Gesicht des Abgebildeten ein Wesenszug des Bildners mit eingegangen sei. Etwa in den Jan Six oder Nikolas Bruyningh ein Zug von Rembrandts übermenschlicher Beseeltheit, in den Papst Leo ein Hauch von Raffaels zärtlich schöner Anmut und Fürstlichkeit. Auf entsprechende Weise hat Platon den Sokrates „gemalt" und eine menschliche Totalität von hinreißendem Leben erschaffen, ganz Sokrates, ganz Platon, durchaus individuell und im höchsten Maße allgemeingültig, typisch. Und wenn Nietzsche so häufig gerade den Künstler Platon, den „Dionysokolax", den Komödianten, wie Epikur gespöttelt hat, herabsetzt und beargwöhnt: gibt es einen besseren Beleg für Platons Künstlerschaft als die Heftigkeit, mit der sich Nietzsche in die Person dieses Sokrates verbeißt? Ich gebe dabei ohne weiteres zu, daß auch der platonische Dialog in ästhetischer Hinsicht durchaus nicht so untadelhaft ist, wie die Schulmeister behaupten, — ein reichlich unbekannter und ungelesener Schriftsteller namens Christoph Martin Wieland hat in den köstlichen Briefen Aristipps schon alles gegen den Dialog eingewendet, was eine unnachsichtige Kritik dagegen vorbringen kann, — aber wo ist der Schriftsteller des Altertums oder der neueren Zeit, der einen Menschen, eine Gestalt wie Sokrates auf die Beine gestellt hat? Ist eine stärkere, weil weniger absichtliche Huldigung vor dem Künstler Platon möglich, als Nietzsches gehässig unablässiger Kampf gegen den platonischen Sokrates? Sokrates, der Dauerläufer durch alte, mittlere und neue Zeit, für Nietzsche der Totengräber des Hellenentums, der Prototyp entarteter Instinkte, der Gegenstand halb zorniger, halb verächtlicher Polemik: wie kann man hier die artistische Leistung übersehen, die diesen posthumen Haß erst ermöglicht hat? Wer wird in zweitausend Jahren sich so gegen Zarathustra empören, wer sich so herzlich an ihm ärgern, mit solcher Leidenschaft beschimpfen und anspeien? Wie atemberaubend wirklich, wie frech gegenwärtig und leibhaftig mußte der platonische Sokrates sein, bis man ihm zum zweiten Male in der Geschichte den Prozeß machte, bis man ihn nochmals vergiftete, aber nicht mit harmlosem Schierling, sondern mit verleumderisch stacheligen Worten, die seinen guten Namen für alle Zukunft töten sollten. Und wie unermeßlich gesund muß er sein, der stülpnasige, froschäugige Alte, wenn er trotz dieses verspäteten Gerichtes noch heutigen Tages unvermutet in der Palaistra, am Piraieus, am Wege zur Stoa Basilike, auf

dem Markt, der Burg oder im Hain des Apollon Akademos des ewigen Athen auftaucht, verschlagen, aufdringlich, unermüdlich hinter Begriffen, Definitionen, Distinktionen und wohlgebauten Jünglingen her, zum Forschen, Fragen, Grübeln zwingend wie kein zweiter, ein listenreicher Fallensteller im Gespräch und Großmeister müßiger Disputiererei, stets gut gelaunt und zu sophistischen Foppereien mehr wie aufgelegt: der einzige Enthusiast der Vergangenheit, stark und echt genug, um die Attitüde des Erhabenseins, die bewußte Selbst-in-Szene-Setzung mit gelassener Natürlichkeit zu verschmähen, um ganz zuletzt, was nach ihm kein Mensch des Abendlandes mehr vermocht hat, in Schönheit zu sterben wie ein Schwan. In Schönheit, – und zur rechten Zeit, o Zarathustra . . .

Verglichen mit dieser platonischen Legende ‚Sokrates' ist Zarathustra doch nur ein literarischer Umriß, groß gesehen, aber innen leer. Gerade die Einheit und den Zusammenschluß zu einem Ganzen vermag er Nietzsches Vorstellungen nicht zu geben. Von dem beabsichtigten Mythos bleiben abermals nur die Sprüche bestehen, nicht die Gestalt, die sie erfand. Zarathustra bedeutet uns keine menschliche Gegenwart, keine klare und durchgebildete Physiognomie. Wenn man dem alternden Ibsen ein Drama vorlas, so konnte er wohl plötzlich sagen: ich sehe diese Menschen nicht. Er hätte diesen Einwand auch gegen Nietzsches Zarathustra geltend machen dürfen. Wir sehen Sokrates, aber von Zarathustra wissen wir bloß seine Sprüche und Lieder, seine Sonnenaufgänge und Jahreszeiten. Und was die Sprüche selbst anlangt, so leiden sie unter dem Gebrechen aller derartig geformten Weisheit, daß nämlich jeder Spruch seinen Widerspruch habe, ja ihn herausfordere und erzwinge. So es zum Beispiel an irgendeiner Stelle heißt, daß gutes Tragen den Esel mache, stellt sich leicht und ungerufen das gegensinnige Gleichnis ein: vom guten Tragen wird man auch zur starken Säule, und es gibt nicht immer nur Mehlsäcke, Weinschläuche oder Gemüsekörbe zu schleppen, sondern es ist etwa auch edles Gebälk und Gewölb zu unterstützen. Ähnlich geht es überall. In einer gedanklichen Ordnung, in einem logischen Zusammenhang hat jede Erkenntnis ihre bestimmte Stelle, – das Gegenteil ist schon deshalb ausgeschlossen, weil es sich diesem Zusammenhang nicht einfügen würde. Einer bloßen Sammlung von Spruchweisheiten fehlt es an jeder Art von Notwendigkeit, sie zersetzt sich selbst in eine Vielheit von Einfällen, ja von Zufällen, die weder richtiger noch unrichtiger sind als die Zufälle von gegensinniger Beschaffenheit. Und das betrifft allerdings nicht nur die Form von Nietzsches Schaffen, sondern die Sache selbst.

Schließlich gibt es aber einen Standpunkt, von dem aus alle derartigen Einwände wenig besagen wollen. Man ist zuletzt hier, wie bei allen Er-

eignissen, die uns stark berühren, zu der pragmatischen Frage befugt: was uns der Vorgang als solcher, der dem „Zarathustra“ zugrunde liegt, bedeuten könne? Was sagt uns die bescheidene Tatsache, daß ein Mensch von ausgezeichnet edler Art in die Einsamkeit geht und dort seinen Mythos sucht? Was bleibt von dieser symbolischen Handlung, symbolisch in dem Sinne, daß jemand mit Entschiedenheit vollbringt, was andere etwa dumpf ersehnen oder wünschen? Die Frage stellen, heißt sie auch beantworten. Eben der Vorgang, der Entschluß an sich wird bleiben. Ein Mensch, ebenso enthusiastisch wie polemisch, bricht mit seiner eigenen Spezies, um sich Stärke, Selbstgenügsamkeit, Freiheit, Härte, Tugend, Glück anzuerziehen. Er verschmäht ausdrücklich die künstliche Beruhigung des Berufes, des amtlich und arbeitstechnisch eingereihten Bürgers, ein Trostmittel, welches den Freund seiner Jugend unter ähnlichen inneren Umständen gerettet hat, — Erwin Rohde ist wie Nietzsche selbst eine der schwermütigsten Naturen gewesen, von Haus aus viel zu reich an Einbildungskraft, Sehnsucht, Überschwang und Schönheitsdurst, um geborener Gelehrter zu sein, ein versetzter Künstler und deshalb später unbefriedigt, herb, verbittert, in früheren Jahren der einzige, der mit Nietzsche wirklich Briefe zu wechseln imstande war, durch seine bürgerliche Entsagung der eigentliche Gegenspieler in dieser zartesten Tragödie der moralischen Krisis Europas, — er verschmäht, sage ich, dieses Quietiv und schreitet unaufhaltsam in einer lebensgefährlich zwecklosen Richtung fort, die seit Jahrtausenden kein Abendländer mehr einzuschlagen gewagt hatte. Ein Sohn der Einsamkeit, fordert er dann alle Mächte des Lebens vor seinen Richterstuhl, die Religionen und Moralen, die Götter und die Helden, die Wertmaßstäbe und die Ideale. Umnächtigt und ‚umsphinxt‘ von Unergründlichkeiten, wagt er dem Leben selbst die allerletzte Frage zu stellen: ob Wert oder Unwert, ob Etwas oder Nichts. In diese eisige Region verstiegen, findet er den Weg zum Tal, wo Menschen wohnen, nicht mehr zurück. Verschmachtend nach Größe, Höhe, Sieg, Macht, Fülle, nach Alexanderzügen und Kolumbusfahrten, erzeugt er sich unter unersetzlichem seelischen Aufwand das Lebensgefühl des um jeden Preis Seligen, des Eudaimon. Helle Fanfaren schmettert er seewärts und bergwärts, bevölkert seine einsiedlerische Höhle mit den Geschöpfen urtümlicher Symbolik, spricht zärtlich mit der Schlange des Angramanyu und weise mit dem Adler Ahuramazdas. Und da ihn kein Geräusch von der Ebene mehr erreichen kann, bildet er schließlich in stets wachsender Erregung fieberisch an seinem eigenen Mythos, am imaginären ‚Du‘ einer nicht mehr erträglichen Vereinsamung. Bis dann . . .

Ein Vermächtnis an das tragische Weltalter, das mit ihm angebrochen ist: ‚Ringet ohn’ Unterlaß.‘ ‚Ringet ohn’ Unterlaß.‘

Cölestine

Novelle von Max Pulver

Ist Fräulein Cölestine nicht Ihre Schwester?" Frau Bleichrot war ehrlich erstaunt. Alexander lachte; es war heute das zwölftemal, daß man ihn so fragte. „O, übrigens, sie ist reizend," fuhr die Dame fort. „Was für herrliches, dunkelblondes Haar, was für Farben!" „Das Wiegend-Schwebende ihres Gangs, und welche Knöchel! Wie eine echte Pariserin: die echten Pariserinnen erkenne ich allemal an den Knöcheln," hauchte der neurasthenische Privatgelehrte aus Hamburg. Frau Bleichrot warf dem schielenden Doktor einen ängstlich-beschwörenden Blick zu. Alexander schoß eine jähe Röte ins Gesicht, dann sägte er mit dem Messer zwecklos an einem Brötchen herum. Herr Schneefras, der Gelehrte, setzte zum zweitenmal an: „Aber Sie sind doch aus derselben Stadt?" — „Ja." „Aus derselben Schule?" — „Auch das." „Eine Jugendbekanntschaft, wenn ich mich nicht täusche ... Ich danke Ihnen, ich esse keine Kartoffeln mehr!" Alexander hatte ihm wortlos eine Schüssel hingestreckt. „Ich brauche wirklich keine mehr!" „Schade," brummte Alexander und machte sich wieder ans Kauen.

Jetzt ergriff ein verwischt-sehnsüchtig aussehendes Mädchen das Wort. Sie saß als halbes Familienmitglied zwischen dem Jungen der Pensionshalterin und der lederngegilbten Großmutter unten am Tische. „Fräulein Cölestine erinnert mich immer an ein Lämmchen. An ein Lämmchen, wie sie in alten Heiligenbildern stehn — das Kreuz in der zierlichen Vorderpfote." „Fräulein Cölestine hat doch keine Pfoten," warf der Hamburger mit abweisend ritterlicher Zartheit ein. Beim Wort Pfoten schnappte seine Stimme bellend über. Er hatte durch eine gewisse Krankheit den Gebrauch seines Kehlkopfes fast ganz eingebüßt. „Fräulein Cölestine ist nicht einmal getauft," setzte Alexander mit Nachdruck hin. „Recht, das ist recht," fuhr die dürre, etwas wirre Großmutter hitzig wie eine Rakete ins Gespräch. „Luft und Sonnenbäder haben wir nötig, vegetarische Kost und Bananen, viel Bananen. In der Kirche holt man sich nur den Schnupfen." „Aber erlauben Sie, sehr verehrte Frau, erlauben Sie," stemmte sich der Doktor würdevoll dem Wortschwall entgegen, „wo bleibt bei dieser Nacktkultur (das Wort kam mit sichtlichem Widerwillen über seine Lippen) der moralische Halt, der sittliche Ernst. Oder wie Bismarck sagt ..." Ein gräßliches Geheul des Katers unterbrach das Weitere. Egon, der kleine Junge der verwitweten Frau Bleichrot, hatte ihn heimtückisch in den Schwanz gekniffen, nun setzte er mit schrecklich gesträubtem Haar über Speisen und Gläser hinweg nach dem Ofen. „Egon, du bist

garstig," rief die stattliche Hausfrau fast unter Tränen. Der Lärm flaute schnell ab. Unerwartet wie der Katersprung wandte sich das Gespräch der Politik zu.

Man erhob sich früher als gewöhnlich. „Mahlzeit." Der Hamburger schlurfte hüstelnd hinaus. Alexander ging nachdenklich die Treppe hinunter. Das „Mahlzeit" des Doktors hing ihm immer noch im Ohr. Aber es wandelte sich merkwürdig und klang immer deutlicher: Rindvieh! Rindvieh! Dreckige Spinne! Schweinigel, ja Schweinigel! Das Schimpfen erleichterte ihn. Plötzlich bemerkte Alexander seinen Zustand und wurde nachdenklich. Was hatte ihn an den Reden des Doktors so erbittert? Er war doch schon lang an jenes schleimige Betasten gewöhnt, an jene seelische Klebrigkeit, die aus dessen krankem und schmutzigem Wesen floß. „Alexander, bist du verliebt?" „Nein, das doch entschieden nicht. Unsinn, lauterer Unsinn!"

Mechanisch hatte er den Weg nach Cölestines Wohnung eingeschlagen. An der Brücke über das Bergflüßchen, wo der alte Kirchenvater mit dem Folianten in der Hand steht, grüßte ihn jemand. Er fuhr zusammen und sah seinen hochgeschätzten Lehrer einem nahgelegenen Weinlokal zusteuern. Einige Augenblicke später fühlte Alexander den kühlen Schatten des Torturms über sich huschen. Und jetzt nahm ihn die niedrige, sorgsam gepflasterte Gasse des Städtchens auf. Dem Bürgersteig entlang lief von schönen Granitplatten eingefaßt das Stadtbächlein hin. Wie die Menschen, an denen es vorüberging, trug es sein kleinstädtisches geschwätziges Wesen recht behaglich zur Schau. Es hatte eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den vierschrötigen Gestalten der Bäckergesellen, die verschlafen und mehlbestäubt sich in der spärlichen Oktobersonne wärmten. Die Gasse verlor sich in einen viereckigen Platz. Abgelaubte Kastanien standen schon ziemlich verlegen da. „Ist deine Schwester angekommen, Alexander?" Sein Studienkamerad klopfte ihm von hinten auf die Schulter. „Zum dreizehntenmal!" fuhr es fast schreiend aus Alexanders Kehle hervor. „Ja, ja, meine Schwester! Tausendmal meine Schwester! Der Himmel hängt voller Schwestern!" Und fort war er, so schnell ihn seine Beine trugen. Robert sah ihm mißbilligend und kopfschüttelnd nach.

Plötzlich tauchte das kleine einstöckige Häuschen vor dem Hastigen auf; im Erdgeschoß baumelte die Schüssel eines Barbiers. Alexander zauderte, kehrte um, lief ein paarmal unüberlegt straßauf straßab, eilte dann auf das Gebäude zu und stieg hastig in den ersten Stock.

Cölestine öffnete beim ersten Anschlagen der Klingel. „Guten Tag, Fräulein, darf ich hereinkommen?" „Ich habe Sie erwartet. Setzen Sie sich doch!" „Danke." „Frau Märzener, machen Sie uns doch bitte Tee." Im Zimmer stand der erst halb ausgepackte Koffer. Kleider, Wäsche

und Bücher waren auf Tisch und Stühlen aufgetürmt; auf dem Bett lagen einige Hüte. Cölestine trug ein dunkelblaues, sehr einfaches Kleid. Ihre wundervoll geformten Arme waren mit einem feinen münzenbesetzten Bande geschmückt. Wie sie so geschäftig hin und herging, sich bückte, schob und ordnete, strömte ein Duft von Jugend von ihr aus — wie von einem blühenden Kirschbaum. Schlichte Anmut und demütiger Stolz flossen aus jeder Gebärde und jedem Wort. Alexander mußte vor sich selbst bekennen, daß sie vollkommen schön war. Und doch lag etwas Verwirrtes über ihrem Wesen, für das er keinen Ausdruck und keine Deutung fand. Cölestine erkundigte sich bei ihm nach den verschiedenen Kursen an der Universität. Dabei setzte ihn sogleich ihr scharf absprechendes Urteil in Erstaunen, das sich zeigte, sobald von sozialen Lehren und Anschauungen die Rede war. „Ich hasse die Bürger, sie haben kein Herz." Alexanders Verständnislosigkeit für Politik schien sie zu befremden.

Sie ließ sich von ihm die Namen und Wohnungen der Professoren angeben und erbat sich Rat über die Reihenfolge der Vorlesungen, wie sie am besten anzuhören seien. Zu einem gefürchteten Professor erbot er sich sie hinzubegleiten. Frau Märzener stellte mit grämlicher Freundlichkeit den Tee zwischen die Siebensachen; dann saßen die jungen Leute wieder allein beieinander.

An der gemeinsam besuchten Schule waren sie kaum bekannt geworden. Sogar ein gemeinschaftliches Tanzkränzchen hatte sie einander um nichts näher gebracht. Cölestine war damals besonders spröd und abweisend gewesen, weil auf ihrem Vater der Vorwurf bürgerlicher Unehre lag. Alexander hatten zwei schwarze Augen so gründlich den Kopf verdreht, daß er nichts sah und spürte als ihre Trägerin. Für die kokette Lydia war das nicht viel mehr als Spiel gewesen; er war nicht die einzige Fliege, die in ihren Maschen zappelte. Er verstand es noch nicht zu spielen: mit der ersten dumpfen aber reinen Wucht der Frühlingsleidenschaft hatte er sich an sie verloren. Und die schwermütige Tändelei nahm ein trauriges Ende; sein Nebenbuhler zog den Besinnungslosen aus dem Fluß. Von da an hatte er kein Mädchen mehr angesehen. Nach den ersten schweren Krämpfen der Verzweiflung war eine seltsam gläserne Ruhe über ihn gekommen, ein merkwürdig leidenschaftlich gefärbtes Drüberstehen, das zu den jugendlichen Jahren nicht recht zu passen schien. Vielleicht war etwas in ihm zerbrochen, oder er hatte sich eben einfach beruhigt, die Schlacke hatte sich vom reinen Stoffe getrennt. Jetzt galt er bei den Kameraden als heiterer Zyniker. Seine innere Freiheit genoß sich in einem ironischen Verhalten gegenüber seinem eigenen Wesen wie gegenüber seiner Umwelt.

Cölestines Augen folgten den Blicken ihres Besuchers nach den Kastanienalleen des Berges, wo an den nackten Zweigen sich einzelne langstielige

Blätter unsicher hin- und herdrehten. Dann und wann löste sich eines von ihnen ab und segelte mit einer quirlenden Bewegung zur Erde.

Der Nachmittag war so still, die Luft so klar, daß man das Niederrascheln der verschrumpften Blätter zu vernehmen glaubte. Sie fühlte seine Erinnerungen bitter in sich aufsteigen. Lydia war damals ihre Freundin gewesen; wie Cölestine aber ihr Betragen gegen Alexander gewahrte, hatte sie empört von der Freundin Rechenschaft gefordert und sich mit ihr entzweit. Heimlich hatte sie dem Abgewiesenen, in sich selbst Zerrütteten einmal ein Sträußchen Veilchen geschickt. Alexander hatte erfahren, daß es von Cölestine und nicht von Lydia kam; plötzlich empfand sie jetzt, daß er daran dachte. Sie errötete und lenkte ihre Gedanken ins Gespräch zurück. An ihrer Verlegenheit bemerkte Alexander, daß sie ihn belauscht hatte: verwirrt, unter einem nichtigen Vorwand nahm er überstürzten Abschied. „Kommen Sie morgen mittag zu Tisch?" fragte er unsicher, als sie wieder draußen auf der Treppe standen. „Nein, wenn Sie es nicht wünschen," sagte sie mit einem langen Blick. „Wie Sie meinen." „Auf Wiedersehen." „Auf Wiedersehen." Cölestine zog die Türe hinter sich ins Schloß.

Nach den Vorlesungen trafen sich Cölestine und Alexander jetzt öfter vor dem alten Klostergebäude, das als Hörsaal diente. Auch einige Übungen besuchten sie gemeinsam, trotzdem Alexander schon vor dem Abschluß seiner Studien stand. Nach den Stunden stiegen die beiden manchmal im Gespräch die sanftansteigende Straße bis zum Gipfel des Berges empor; dann verlor sich vor ihren Augen die Stromebene mit brennenden Spätherbstfarben in dem schwärzlichen Duft des fernen Grenzgebirges. Beide fühlten sich in der fremden, engen Stadt nicht recht zu Hause. Um den wundervoll gotischen Kern, aus dessen Mitte der zarte und kräftigste Münsterturm wächst, war rings eine moderne Stadt mit Kasernen und Villen angeschossen, die mit ihrem prunkenden Einerlei den reinen Sinn der alten Siedelung stört. Wenn sie auf dem Aussichtspunkte standen, reichte ihnen die duftige Filigranarbeit der Turmspitze scheinbar fast bis vor die Füße. Etwas wundersam Süßes lag über der ganzen Landschaft. Nur allmählich wurde Cölestine mit ihrem Gefährten bekannter. Eine gegenseitige Scheu verbot ihnen jede persönliche Mitteilung. Auch wußten sie in gewisser Hinsicht schon zuviel voneinander, als daß sie bei einem vertrauteren Umgang hätten unbefangen bleiben können.

Alexander stammte aus alter eingesessener Bürgerfamilie; aufgeklärt aber hart erzogen, hatte ihn sein Jugenderlebnis mit Lydia zurückhaltend und mißtrauisch gemacht. Cölestines Eltern hatten sich in früher Liebe vereinigt — ohne das Gesetz und ihre Nachbarn zu fragen. Ihre Mutter

war eine herzensgute, liebliche Nähterin gewesen, kaum achtzehn Jahre alt, als sie Cölestines Vater – damals noch ein junger Student, kennen lernte. Dem freien Brauche der Weltstadt gemäß lebten sie lange Jahre zusammen und hatten schon mehrere Kinder, ehe sie sich gesetzlich miteinander verbanden. Cölestines Vater büßte durch seine Verbindung den Anspruch auf sein väterliches Erbteil fast vollständig ein. Im Augenblick seiner Heirat entzogen ihm seine Verwandten die letzten Unterstützungen. Mit gelehrter Arbeit brachte er seine vielköpfige Familie nach seiner Rückkehr in die Heimat mühsam genug durch. Nach langen Jahren kümmerlicher Existenz durch eine nationalwirtschaftliche Arbeit plötzlich berühmt geworden, wurde er unvermutet in das politische Leben hineingezogen und übernahm bald schon die Führerstelle der radikalen Partei. Von mächtigem Wuchs, ein feuriger Redner und zarter Dialektiker, folgte man ihm auch da, wo er unrecht hatte. Selbst seine politischen Gegner fanden Gefallen an seinem liebenswürdig-gewalttätigen Wesen. Alle, Freunde und Feinde, spürten das Kind in ihm und waren ihm gut – trotz mancher Seitensprünge und gewagter Unternehmungen, von denen er sich nie ganz freizuhalten wußte. Immer war er in irgendeinen schwierigen Prozeß verwickelt; zu der Zeit, da Cölestine und Alexander sich kennen lernten, war er schon halb und halb aus der bürgerlichen Gesellschaft hinausgedrängt. Denn kaum hatte man ihm seine Jugendabenteuer um seiner herzgewinnenden Frau willen verziehen, noch war diese einer langen schmerzhaften Krankheit nicht erlegen, als eine neue leidenschaftliche Wirrung ihn in dunkle Gründe hinunterzog; selbst seine Kinder zerfielen mit ihm und mieden das väterliche Haus.

So war Cölestine gleichsam auf der Flucht in die Stadt gekommen, wo sie Alexander traf. Sie liebte ihren Vater grenzenlos, wie man nur einen schwachen und genialen Menschen lieben kann, vermochte es aber nicht mehr, seine neuen Verhältnisse und Wirrsale mitzutragen. Des Vaters Treubruch ihrer Mutter gegenüber hatte sie zu tief verletzt. Die ihn ungebändigt weiterbeherrschende Wucht der Triebe verstärkte ihre noch kindliche Schüchternheit zu einem fast hysterischen Widerwillen vor allem Natürlich-Sinnlichen. Jene bitteren Sterbetage der Mutter überwand ihre Erinnerung niemals völlig. Je tiefer sie in jahrelangen Grübeleien sich in das Geschehene einbohrte, je schärfer ihre erstarkende Einsicht es durchdrang, desto deutlicher kam ihr auch zum Bewußtsein, daß jene Ereignisse das einheitliche Streben ihres Selbstbewußtseins gelähmt hatten. Es war in sich gespalten, gleichsam auseinanderklaffend, ihre Persönlichkeit war in zwei fast lebensunfähige Hälften zerschlagen. Ein furchtbarer, unzerstörbarer Zweifel fraß sich tiefer und tiefer in ihre Seele. In einzelnen furchtbaren Augenblicken erschien ihr jetzt selbst ihre angebetete Mutter abstoßend,

ihre frühe rückhaltlose Hingabe an den geliebten Mann unsittlich. Wie ein rasender Schmerz durchzuckte sie diese Frage, dann verlor sie für Stunden alles tiefere Bewußtsein und starrte in dumpfes Brüten verloren auf die ihr selbst entfremdeten eigenen Hände hin. Sie war die Nachfolgerin der Mutter geworden: in der Liebe des Vaters und in der Pflege der jüngeren Geschwister.

Aber ein anderer (wie es ihr schien) unheilvoller Einfluß hatte sich ihres Vaters bemächtigt und zog ihn von ihr fort. Da trat sie zurück und warf sich mit glühendem Eifer auf das Studium: einmal um zu vergessen, hauptsächlich aber, um ihrem Vater dereinst als durchgebildete gleichwertige Persönlichkeit an die Seite treten zu können. Sehr bald spürte sie gelähmt vor Schreck die Folgen ihrer inneren Gebrochenheit; es war ihrem Geist bei noch so großer Strenge gegen sich selbst unmöglich, sich auch nur für kurze Dauer auf einen abstrakten Gegenstand zu konzentrieren. Ihre durch und durch weibliche Natur sträubte sich vor der bedingungslosen Hingabe an ein Unpersönlich-Sachliches. Solche Selbstaufgabe kam ihr vor wie ein Sturz ins Leere.

Alexander ahnte ihren Zustand und erbot sich, mit ihr zu arbeiten. Scheu und dankbar nahm sie den Vorschlag an. Er hatte sich von der frühesten Jugend her auf mancherlei Weise in der Konzentration geübt. Einerseits entsprang dieses Verhalten triebartig aus seiner Natur, der alles Zerfahrene, Verblasene und Vage von Herzen widerwärtig war, anderseits galt ihm innere Sammlung als vornehmstes Mittel der Selbsterziehung. Mehr noch ein künstlerisches Gefühl für den ästhetischen Wert der Geschlossenheit, als das ethische Moment straffer Haltung brachte ihn dahin, daß er mit leidenschaftlichem Eifer ein Leser der Fichteschen Wissenschaftslehre wurde. Seine Kameraden, welche diese Selbstzucht und Selbstbeschränkung bei seiner reichen überaus eruptiven Natur sich nicht zu deuten wußten, nannten ihn deshalb paradox; sie hielten für Laune, was tiefste Daseinsbedingung seiner gefährlich gemischten Natur war. —

Sehr bald gewahrte Alexander das innerlich Aussichtslose des Unternehmens, Cölestines Arbeiten anhaltenden Fleiß und konsequente Entwicklung zu geben. Aber er täuschte sich mit Hoffnungen über seine bessere Einsicht hinweg und setzte die gemeinschaftlichen Versuche mit verdoppeltem Eifer fort.

Unter gleichförmiger Übung war der Winter herangekommen. Eines Tages erwachte in Alexander eine unbezwingbare Reiselust. Nach kurzem Kampfe gab er ihr nach und wählte als Ziel seines Ausfluges zwei alte Städte, mit denen ihn schwere Erinnerungen verbanden. An Frau Bleichrots Mittagstisch äußerte er seine Absicht, für einige Tage zu verreisen. Nach dem Essen, auf dem Heimwege, der Cölestine und Alexander bis ans Bergflüßchen gemeinsam führte, fragte ihn Cölestine plötzlich mit kaum

merklicher Verwirrung, ob sie ihn auf seinem Ausfluge begleiten dürfe. Ein unerklärlicher Schreck war sein erstes Gefühl; Verantwortung oder Furcht vor sich selbst? Er hatte keine Zeit, sich daraufhin zu prüfen. „Mit größtem Vergnügen!" Seine Liebenswürdigkeit klang nicht ganz echt. „Aber vielleicht störe ich Sie doch, Sie wollen vielleicht lieber allein sein." „Ach nein, im Gegenteil, durchaus nicht. Was denken Sie!" Am Samstag Vormittag ging ihr Zug. Die melancholisch graue Ebene zog träg an ihren Blicken vorüber. Auch als der kräftigbewegte Strom plötzlich unter ihnen aufrauschte, blieben sie ungesprächig wie zuvor.

Zur Mittagszeit kamen sie in der alten Landstadt an. Ein kalter Regen ging schräg vor den Augen und benahm den freien Ausblick. Die Glocken erfüllten die gewundenen Straßen mit verwirrtem Geläute, Arbeiter und auffallend viele Soldaten bewegten sich hastig durcheinander. Auf dem Wege zum Gasthaus begegneten ihnen mehrere Dragonerpatrouillen, den Kopf im Mantelkragen, die Lanze quer über dem Sattelknopf. Kaum hatten sie sich in der Hinterstube einer Konditorei niedergelassen, als ein junger Mensch zu ihnen trat. „Grüß Gott, Alexander!" „Ach du, Albert!" Die beiden hatten als Kadetten in derselben Kompanie exerziert. Jetzt war Albert als Bankangestellter hier.

„Was für ein merkwürdiger Zufall! Du bist sicher mit deiner Schwester der Bilder wegen hierhergefahren. Ja, wo studierst du denn eigentlich?... So, in Nauenburg drüben." „Darf ich vorstellen," unterbrach Alexander: „Fräulein Cölestine N." „Verzeihen Sie, ich hielt Sie für Alexanders Schwester. Sie gleichen sich so auffallend."

Nach dem Essen trennte man sich. Die beiden Reisenden suchten das herrlich umpflanzte Kloster auf, das als Museum dient. Ein invalider Torwart öffnete nach wiederholtem Schellen. Durch die kühlen und feuchten drückend niedrigen Pfade des Kreuzganges betraten sie die ausgeräumte Kirche. Nur die Wände waren bis ans Gewölbe mit Bildern förmlich ausgelegt. Aus der künstlerischen Schuttablagerungsstätte des Provinzmuseums drangen ihnen die Tafeln des alten deutschen Meisters fast drohend entgegen. Erschreckt und im Tiefsten verwirrt blieben ihre Augen an dem gemarterten Christus haften. Quälend ausgereckt, verzerrt und blutig, mit Augen bohrender als die Nägel, die ihn gefesselt hielten, glich er einem Adler, der sich anschickt aus der Höhe auf die Erde niederzustoßen. Nackt, geschunden, keines Gliedes mächtig, von der bläulichen Blässe des Todes schon überhaucht, trat er doch aus seinem zerschwollenen Fleisch als siegender Gott in ungeschwächter Kraft. Und als das langsam sich abhärtende Auge endlich die spröde Schale der Gestalt durchdrang, lohte ihnen die Flamme der Gottesliebe heißleuchtend entgegen, und die stille Stunde der Vereinigung brach an.

Noch hielt die beiden ein dankbar weiches Gefühl umschlossen, als sie der Schnellzug schon über die spärlich-farbigen Felder ihrem Reiseziel entgegentrug. Vor jenem Bilde hatte sie ein Gemeinsames angerührt, von nun an atmeten sie dieselbe Lebensluft, sie schritten zusammen in einer Wolke, ihre Umwelt trug für beide das nämliche Gesicht, und Einer verstand das Wort des Andern.

Alexander lehnte fast lauschend im Sitze des Abteils. Jede Bewegung seiner Freundin, jedes unbewußte leise Zucken der Hand sprach mit vollkommener Deutlichkeit zu ihm. Der trennende Schleier war gefallen. Es drängte ihn an ihr Herz; aber sie umarmten sich nicht. Er verstand ihre Gefühle, aber es waren nicht die seinen; sie liefen in entgegengesetzter Richtung; was er liebte, schien sie von sich zu stoßen. Christus war für sie nicht der Freund, nicht das gütige allerlösende Herz des Herzens. Jammer, Elend und die Niedertracht der Welt warf sie ihm Gerechtigkeit heischend vor. Von seiner Gotteskraft durchdrungen, stieß sie ihn doch zurück, als hätte er zu wenig getan, sein erhabenes Werk nur halb erfüllt, und wäre zu früh, seiner reinen Gottheit froh, in den Schoß des Vaters zurückgekehrt. Vor ihrem brüchigen schwachen Verstand wollte sie das höchste Geheimnis gerechtfertigt, und weil ihr das mißlang, wies sie verblendet seine aufgeschlossene Fülle zurück. Alexander sah diese Vorgänge über ihre Seele hinhuschen, klar wie der Schatten eines Vogels über einen Wasserspiegel läuft. Er schwieg und empfand vorahnend den Schmerz unabänderlicher Trennung. Er wußte nun, daß ihr Beieinandersein nicht Bestand haben konnte. War es da nicht besser, gleich auseinander zu gehn, wo doch schon der ganze Weg der Enttäuschungen und der Leiden in einer plötzlichen Helle vor ihm lag? Und jetzt stieg siedend heiß die Angst in ihm auf, hineingezwungen zu sein in ein doppeltes Spiel, und mit dem Gefühl der beiderseitigen Wesensfremdheit wuchs und reckte sich in unbestimmt großen Umrissen ein anderes Gefühl erwachender Liebe.

Tief verlegen stiegen die Reisenden am Endziel ihrer Fahrt aus. Cölestine verspürte die Doppelbewegung, die in Alexander vorging, aber die Quelle dieser zwiefachen Strömung war ihr auf keine Weise faßbar. Mechanisch traten sie in ein mittelgroßes Hotel, um sich ein Zimmer für die Nacht zu bestellen. „Wünschen die Herrschaften ein Zimmer?" fragte der Kellner mit schmieriger Höflichkeit. „Nein, zwei natürlich." Der Kellner hatte die Antwort überhört. „Wir haben ein großes schönes Zimmer nach Süden im zweiten Stock frei," sagte der Mann und huschte vor ihnen treppauf. „Zwei Zimmer, bitte!" brachte Alexander mit Nachdruck vor und errötete ein wenig. „Ach, entschuldigen Sie," hauchte der Befrackte pfiffig und wies ihnen zwei nebeneinanderliegende Nummern an.

Den Rest des Nachmittags verbrachten die beiden mit Spaziergängen in die Stadt, am Abend gingen sie auf Alexanders Vorschlag hin ins Theater. Das unglaublich alberne Singspiel trieb sie nach dem ersten Akt auf die Straße zurück. Eine Zeitlang irrten sie planlos umher, dann setzten sie sich in ein geräuschvolles Kaffee. Ein Gespräch war bei der lärmenden Musik unmöglich. Auch auf dem Heimweg fielen kaum ein paar Worte. Alexander vermied es geflissentlich, mit Cölestine allein zu sein. Er begleitete sie bis vors Gasthaus, läutete, ließ sie aber allein eintreten. In verzweifelter Stimmung schlich er darauf wieder in die Stadt; erst als der Morgen graute, kehrte er mit schwerem Kopf und verwirrten Sinnen zurück.

Die Glocke schlug acht Uhr, Alexander war eben mit Ankleiden fertig geworden, als er draußen überstürzte Schritte vernahm, und Cölestines Stimme zweimal ängstlich nach ihm rufen hörte. Er trat auf den Gang: ihre Zimmertür war nur angelehnt. In der Mitte des Raumes hielt sich Cölestine — die gespreizten Finger auf die Tischplatte stützend — nur mit Mühe aufrecht. Sie zitterte am ganzen Körper. „Was fehlt Ihnen?" Cölestine wollte antworten, aber ihre Stimme versagte. „Was ist geschehen?" fragte Alexander wiederum; seine Stimme klang jetzt ebenfalls unsicher. Endlich vermochte sie die Ursache ihres Schreckens anzugeben. Als sie draußen auf dem Gang nach der Aufwärterin suchte, war sie an einer Stube vorbeigekommen, deren Tür offen stand.

Ein widerwärtig aussehender Mann von mittleren Jahren stand in einer Ecke und rasierte sich. Ohne Rock und Kragen, mit offenem Hemd, die bloßen Füße in Pantoffeln, eine erloschene, angekaute Zigarette neben sich auf dem Waschtisch. Kaum hatte dieser Mensch die vorübergehende weibliche Gestalt im Spiegel erblickt, als er sich ihr mit einer schamlosen Gebärde hastig zuwandte. Er warf das Rasiermesser von sich und machte einige Schritte nach der Tür hin mit einem scherzhaft gemeinten, plump vertraulichen Augenzwinkern. — um die Zurückprallende herbeizulocken. Bei alledem gab er keinen Laut von sich. Cölestine war geflohen und hatte in der Angst Alexanders Namen gerufen. In der ersten Aufwallung der Abscheu trieb es Alexander, den gemeinen Burschen aufzusuchen und zurechtzuweisen.

Cölestine beschwor ihn, nicht von ihrer Seite zu gehn; und wie er noch so unentschieden dastand, da blitzte in ihm die beschämende Gewißheit auf, daß er sich innerlich ganz derselben Lüsternheit zeihen mußte, die ihn an jenem fremden Reisenden so empört hatte. Er folgte Cölestinen in den Speisesaal, an den Frühstückstisch, und dann hinaus auf die geplante Fußwanderung mit der erdrückenden Einsicht im Herzen, daß er dieses Mädchen, das ihm innerlich immer fremd bleiben mußte, nicht verlassen könne, ehe nicht ihre Sinnlichkeit ihm gehuldigt hatte.

So schritten sie stundenlang am Stromufer dahin, mit gleichgültigen Worten auf den Lippen, während jener abstoßende Gedanke sich in ihm tiefer und tiefer fraß: du bist um nichts sauberer als jener schmierige Patron, du weißt sonnenklar, daß du und Cölestine nicht zueinander gehören. Daß ihr beide euch nie nahe kommen dürft. Ja, ihr könnt es nicht einmal. Was in ihr zerbrochen ist, kannst du nicht flicken, du noch weniger als irgendein anderer Mensch. Wahrscheinlich ist da überhaupt nicht zu helfen. Und du, du mit deinen beschmutzten Händen, bildest dir ein, das zu können. Ach, du bildest es dir ja nicht einmal ein. Wartest du wirklich darauf, daß sie, die Hilflose, Haltlose, sich vergißt und sich dir, weil sie keinen Ausweg mehr sieht, an den Hals wirft! Wie heldenhaft, was für eine mutige Eroberung! Und dann zischte es wieder durch die Stimme seiner Seele: Sei kein Narr! Sie ist schön! Schau, wie sie schön ist. Sie hat schmale Knöchel wie die Pariserinnen (richtig, Herr Doktor Schneefras). Sie ist reif und wunderbar wohlgebildet. Sie beugt sich zu dir hinab wie ein fruchtbeladener Baum. Warum solltest du nicht zugreifen, nicht genießen? Was für eine Schwäche heißt dich fliehn, du Narr! Eine hat dich verschmäht, verstoßen und verlacht. Jetzt räche dich, räche dich an ihrem ganzen Geschlecht! Rache macht stark. Wenn du deine Wünsche erfüllst, bist du gesund, dann brauchst du dein Gewissen nicht mehr. Versuchs nur einmal, dann bleibst du dein Herr, dann hältst du das Leben in der Hand und kannst mit ihm spielen. Versuch es und räche dich!

„Was geht mit Ihnen vor, habe ich Sie verstimmt? Ich kann Ihr Schweigen und Ihre Worte, die mir etwas verbergen sollen, nicht mehr aushalten. Sind Sie über meine Begleitung auf Ihrer Reise ungehalten? Oder habe ich Sie ohne meine Absicht gekränkt? Ich grüble darüber nach und kann keinen Anlaß dafür finden. Sagen Sie mir um des Himmels willen, was habe ich Ihnen getan?"

Alexander kam zu sich. Er beteuerte, daß so zu zweien zu reisen unendlich viel schöner sei, und daß ihn Cölestine auf keine Weise gekränkt habe. „Es tut mir schrecklich leid, daß ich Sie langweile. Ich bin eben immer viel allein gewesen und kann mich nicht recht aussprechen. Da kaue ich denn so an meinen Gedanken herum. Das ist natürlich eine Unhöflichkeit, und eine noch größere ist es, wenn ich die erste zu spät bemerke. Verzeihen Sie mir also, ich will von jetzt an munterer sein."

„Nein, nein, so entkommen Sie mir nicht. Sagen Sie mir offen heraus, was Ihnen fehlt." „Das kann ich nicht." „Also betrifft es mich?" „Ja und nein." „Reden Sie frei heraus." „Ich kann nicht." „Ist es so schlimm?" „Es ist sehr schlimm." „Jetzt muß ich es wissen. Sie müssen mir die Wahrheit sagen." „Nun, sehen Sie, ich dachte mir . . .

Nein, es geht wirklich nicht." „Sprechen Sie," sagte sie mit abgewandtem Gesicht, und ergriff Alexanders Hand. „Ich glaube immer, es wäre besser, wenn wir uns nie wieder sähen." „Ja, warum denn?" fragte sie mit kaum verhaltenem Schreck in der Stimme. „Ich kann nicht offen zu Ihnen sein." „Weshalb können Sie das nicht? Verhindere ich Sie daran?" „O, nein, Sie nicht. Sie durchaus nicht. Nur meine eigene Niedertracht." „Sie erschrecken mich furchtbar. Sprechen Sie doch endlich gerade heraus. Ich verstehe Sie wirklich nicht." „Nun, ich meine, der Schmutzfink, vor dem Sie sich heute morgen so gefürchtet haben, ist um nichts schlimmer als ich. Er hat nur gezeigt, was ich mir vielleicht schon hundertmal gedacht habe."

Cölestine brach in ein unaufhaltsames Schluchzen aus. Sie ließ sich auf einen Stein am Ufer niedersinken und rang lange Zeit vergeblich um Fassung. Ihr schönes Gesicht drückte sie errötend ins Tuch. Alexander blickte auf die grauen Winterwellen des Stromes. So blieben sie lange, lange. Alexander zählte automatisch die Pappeln des gegenüberliegenden Ufers. „Fahren wir heim," sagte er endlich mit gesprungener Stimme. Sie erhoben sich und gingen weiter.

Ihr Zusammenarbeiten setzten sie fort. In den Weihnachtstagen fuhren sie beide in die Heimat zurück. Alexander schlug wiederum die stickige Atmosphäre des Elternhauses entgegen, wo jedes Wort mißverstanden, jeder Wunsch und jede Handlung mißdeutet wurden. Von argwöhnischen Augen überallhin begleitet, verfiel er augenblicks einem tatenlos schlaffen Trübsinn. Fremde, aus dem Ehrgeiz anderer stammende Forderungen wurden geflissentlich an die Stelle eigen gewachsener Pläne und Entschlüsse geschoben. Er war ausgelöscht, immer sollte er dies und jenes vorstellen. Seine Mutter kaufte ihm eine neue Kleidung, nicht sowohl, weil er eine nötig hatte, sondern damit es nicht hieße, ihr Sohn gehe schlecht angezogen.

Endlich begleitete er einen freundlichen Verwandten in die Berge. Vorher noch war er bei Cölestines Vater eingeladen. Als er gegen Abend das Haus betrat, umgab ihn ein verwirrter Duft von ungebundener Freiheit, heiterer Lebensfreude, malerischer Unordnung. Die mächtigen, kindlich schelmischen Augen des Vaters lachten ihn freundlich an; er verspürte das wohltuende Wesen eines Mannes, dem die Götter die Gabe in die Wiege legten, in jedem Menschen den Menschen zu sehn. Auch Cölestine schien die krankhaften Seiten ihres Wesens abgestreift zu haben. Alexander begriff zum ersten Male, weshalb kein Abgrund furchtbar genug sein konnte, um die Beziehung zwischen Vater und Tochter zu zerreißen. Vom Vater wurde er mit Wärme aufgenommen; er fühlte die Neigung der jungen

Leute und freute sich über den Sonnenstrahl, der in das graue Leben seiner Tochter fiel. Heiter angeregt unterhielt er sich mit dem philosophischen jungen Freund und vertiefte sich mit ihm in ein auf Schopenhauer bezügliches Gespräch. Die Grundlage im verstehenden Charakter des alten Politikers war ein tiefer Pessimismus. Aber nicht der Pessimismus des schwachen Willens oder eines abbröckelnden Lebens, sondern der einer in Siegen erworbenen Resignation. Cölestine machte die Hausfrau und goß in ihr Hin- und Widergehn, in jeden geringsten Dienst und in die unscheinbarste Gefälligkeit die wärmende Fülle eines liebenden Herzens. Alexander liebte sie an jenem Abend. Als er von seinen Gastgebern schied, sagte er ihr auf der Schwelle: „Ach, verzeihen Sie mir, wenn ich Sie damals bei unserm Ausflug erschreckte. Als ich ganz offen sein wollte, war ich es doch nicht. Ich trennte, was nicht zu trennen ist. Ich hatte Sie einfach gern."

Das neue Jahr mit seinem Faschingstrubel war angebrochen. Cölestine und Alexander wurden von dem rohen Lärm der öffentlichen Lustbarkeit gleicherweise abgestoßen. Die Einladung der Frau Bleichrot, ihrer Wirtin vom Mittagtisch, zu einem kleinen Maskenfest im Hause wagten sie aber doch nicht abzuschlagen. Die Frau freute sich an dem blühenden, geschwisterlich ähnlichen Paar; mit wehmütiger Heiterkeit traf sie die Zurüstungen zu ihrer Gesellschaft; der verklärende Schimmer ihrer an der Seite eines leidenschaftlichen Mannes genossenen Jugend umgab sie dabei wie eine leichte Wolke.

Der Abend kam, die Paare fanden sich ein, und nach einem kurzen Hin und Her bildeten die Zueinandergehörigen ihre Kreise. Gegen Mitternacht trennte man sich. Bis zur Stadt ging der Schwarm der Gäste gemeinsam. Dann trieb das verliebte Schielen und Wispern Cölestine und Alexander aus der Gesellschaft der übrigen fort. Ohne es zu bemerken stiegen sie die Bergstraße empor; der feuchte, frischgefallene Schnee drang immer empfindlicher durch ihre leichten Tanzschuhe. Ein breit daherbrausender Föhn hatte eingesetzt und warf ihnen von den federnden Tannzweigen warme Schneeklumpen in den Nacken. Endlich machte sich bei ihnen das unbehagliche Tauwetter fühlbar, und sie suchten auf dem Gipfel des Hügels in einer Holzhütte einen Fleck zum Trocknen. Der Raum war sehr eng und dunkel. Nur durch die Türöffnung drang der blasse Schein der Dämmerung herein. Die Schatten der geschüttelten Bäume wiegten sich über Cölestinens Füßen. Alexander erzählte aus seiner Kindheit. Plötzlich spürte er im Dunkel zwei Hände, die nach den seinen tasteten. Er zuckte zusammen, dann ließ er sie gewähren und spürte beklommen, wie ihm Cölestine einen Ring ihrer Mutter an den Finger streifte. Sie beugte sich vor. Ihre Augen waren voll Tränen. Sie hatte ihn geküßt.

Von jenem Tage an betrachtete sich Alexander innerlich als Cölestines Verlobten. Sie sahen sich nun sehr häufig und gingen Sonntags miteinander über Land. Immer wieder versuchte Alexander zu sprechen, die Unmöglichkeit eines gegenseitigen Einverständnisses zu erklären. Er fand den Mut oder den Augenblick zum Wort nicht. Auch Cölestine schien das Unerträgliche der Spannung zu empfinden, aber auch sie schwieg; so gingen sie nebeneinander her — wie Leute, die Abschied nehmen. Das Du, das sie gegenseitig in der Rede gebrauchten, klang falsch in ihren Ohren. Der Frühling kam, und mit den Ferien waren sie genötigt nach Hause zurückzukehren. Die Heimreise machten sie zusammen. Cölestine erbat sich von Alexander ihren Ring zurück. „Nur für die ersten Tage, mein Vater würde es an meiner Hand gleich bemerken, wenn er fehlte. Es würde ihn traurig machen. Ich habe ihm ja gesagt, daß ich dich gern habe. Aber es ist doch besser so." Alexander gab ihn zurück. „Jetzt oder nie," flüsterte er sich heimlich zu. Aber er schwieg.

Zu Hause war die alte Luft. Seine Mutter witterte eine Veränderung an ihm. Täglich verbrachte Alexander die Vormittagsstunden bei Cölestine, mit doppeltem Fleiß arbeitete er mit ihr; er glaubte durch Hingabe und aufopfernde Anstrengung für sie — sich und vielleicht auch ihr über die immer mehr aufklaffende Entfremdung hinwegzuhelfen. Sehr bald stellte ihn seine Mutter unverhohlen zur Rede. „Was treibst du dort?" „Ich arbeite mit Fräulein Cölestine." Die Mutter brach in Tränen aus. Sie befürchtete unregelmäßige Verhältnisse und gab das ihrem Sohn offen zu verstehn. „Denk, von was für einem Vater sie stammt. Und wie er mit ihrer Mutter jahrelang gelebt hat. Heiraten kannst du doch so jemand unmöglich; und was willst du sonst? Du bringst sie in schlechten Ruf, und zerstörst dir deine Zukunft. Denk an deine Zukunft, an deine Karriere!" „Ich habe eigene Ziele," wandte der Sohn zitternd vor Erregung ein. „Meine Zukunft bin ich in erster Linie mir selbst schuldig." „Doch auch ein bißchen mir, wenn es beliebt. Von jetzt an gehst du mir nicht mehr in dieses Haus! Sonst verweigere ich dir die Mittel zum Abschluß deiner Studien." Und wieder ein Strom von Tränen.

Seit jenem Tage ging Alexander mit doppelter Gewissenhaftigkeit an jedem Morgen zu Cölestine. Die Luft seines Elternhauses war vergiftet. Er konnte keinen Schritt tun, ohne bespäht, kein Wort sagen, ohne durch vorwurfsvolle Klagen verletzt zu werden. Cölestine bemerkte seine verzweifelte Stimmung, sie erriet. Schließlich berichtete er ihr die Lage selbst. Sie forderte ihn in der ersten Aufwallung des Stolzes auf — sie nicht mehr zu besuchen. Das Betragen der Mutter war ihr, der in Liebe aufgewachsenen, so unfaßbar, daß sie es fast Alexander übelnahm.

Gegen Ende der Ferien stellte sich bei ihr immer deutlicher ein Zustand

nervöser Zerrüttung heraus, der eine Liegekur in den Bergen dringend notwendig machte. Am Tage, wo Alexander an die Universität zurückkehrte, verreiste sie ins Gebirge. Auf dem Bahnsteig trafen sie zum Abschied zusammen. Lydia, ihre alte Bekannte und frühere Freundin, begleitete die Erkrankte bis an ihr Reiseziel.

Alexander hatte sie seit den verworrenen Tagen seiner ersten Jugend nicht mehr gesehen. Sein Herzschlag stockte wie damals, als sie ihn von sich weggeschickt hatte. Er war keines Wortes mächtig. In ihrer Nähe brannte der Abschied von Cölestine doppelt. Er brachte nur ein verlegenes „Auf Wiedersehn, Fräulein Cölestine" hervor. Sie sah ihn mit einem unvergeßlich tiefen, traurig verletzten und schmerzlichen Blick an, dumpf wie ein verletztes Tier. Dann stiegen die beiden Mädchen ein. Lydia grüßte mit konventioneller Höflichkeit zum Fenster heraus. Alexander bestieg seinen Zug. Ohne Hoffnung, wie ein Baum mit abgehauenem Schößling. Der ganze Weg seiner Jugend war mit Staub bedeckt. Vor ihm lag nichts als der kalte Erfolg: die Zukunft, wie seine Mutter es in ihrer Sprache genannt hatte.

Das anspruchsvolle Einerlei des Universitätslebens umgab ihn wiederum. Eine unwirkliche Verstandeswelt, die Autorität heischende Architektonik aus Meinungen und Neigungen trat wiederum mit der Forderung an ihn heran, geglaubt und hochgeschätzt zu werden.

Erst schrieben sich die Getrennten täglich. Durch die verwirrenden Ströme der Anwesenheit ungetrübt, loderte ihre Liebe noch einmal in reiner Flamme empor.

Aber ihre Neigung blieb ohne inniges Verständnis. Sie verlosch nicht, ja sie erkaltete kaum. Aber alle Wärme des Gefühls gab ihnen keine sichere Grundlage von Zusammengehörigkeit.

Ihre Briefe wurden seltener und seltener, und so verloren sie sich, ohne sich zu vergessen.

Peking

von Johannes V. Jensen

I

Das chinesische Problem ertrinkt im Weltkriege, obwohl es heute aktueller ist als je; es wird später einmal brennen, wie so viele andere von den Wunden, die ein Rasender sich in der Hitze des Kampfes zuzieht und erst nachher bemerkt. Japan hat den großen europäischen Krieg benutzt, um sich in China festzubeißen, eine verhältnismäßig untergeordnete Begebenheit, die von wenigen beachtet und in ihren Konsequenzen erwogen worden ist.

Hier soll indessen nicht Politik getrieben werden. In einer Zeit, wo es mit der Redefreiheit nur soso ist, sofern sie nicht nach dieser oder jener gewünschten Richtung tendiert, sieht man sich nach einem fernliegenden, hinreichend neutralen Thema um, nach einem Thema, das trotzdem vielleicht von Geschichte erfüllt ist; in dem Bestreben, so einen moralischen Stützpunkt außerhalb der Kriegssphäre zu finden, sind meine Gedanken beständig unwillkürlich nach Peking zurückgekehrt. Man kann sich hier an der Wurzel der Dinge fühlen, ohne sich am Schicksal der Welt verheben zu müssen.

Peking selbst ist ja bemerkenswert, ein Stück lebende Vorzeit, übrigens oft genug geschildert. Ich hatte durch die Liebenswürdigkeit eines Landsmannes das Glück, nicht in der Europäerstadt wohnen zu müssen, in einem Hotel mit Zugang zu den Turisteneindrücken in der gewöhnlichen Reihenfolge, sondern mitten in dem Viertel der Eingeborenen, wo ich wirklich Gelegenheit hatte, den Pulsschlag Pekings mitzufühlen, das Lokalkolorit, so wie es einem manchmal an einem fremden Orte sichtbar wird, gerade wenn man sich ruhig verhält und ihm nicht nachrennt. Zu meinem ersten Eindruck von Peking kam ich im Schlaf.

Das Haus war ein alter weitläufiger Mandarinen-Jamen mit einem Labyrinth von Pavillonen, mehreren Höfen und einem Garten mit Grotten und Teichen in dem chinesischen Zwergstil, alles wie eine Welt für sich von einer riesigen Mauer umgeben und mit einem Tor zur Straße hinaus. Diese Straße war ein schmaler, ungepflasterter Seitenweg, der in eine der großen Verkehrsadern Pekings mündete. Ich bekam ein Zimmer in der Nähe des Haustors; die erste Nacht ließ ich meine Tür offenstehen, da der Kachelofen nach Kohlendunst roch, und konnte vom Bett direkt auf die Straße sehen, die Wände waren dünn wie Papier; es war Papier, ein überklebtes Gitterwerk. Jeder Laut drang herein, Fußtritte, Sprechen, seltsame Rufe von nah und fern, ein Babel von Stimmen, dumpfe Laute wie von einer Dreschtenne: das waren Pferde, die draußen auf dem

festgestampften Wege vorbeikamen, Scharen von Leuten in blauen Kitteln, die an der Tür vorübergingen und in den Lichtschein des Hauses hineinkamen, und bei all dem schlief ich ein, mit einem brennenden Licht auf dem Tisch, den Kopf sozusagen draußen auf der Straße.

Ein Wesen in langen Kleidern mit einer Laterne kam mitten in der Nacht, beugte sich über mich und löschte das Licht, die Nachtwache; lange wunderliche Rufe tönten auf der Straße, noch immer gingen Leute vorbei, es raschelte draußen im Dunkeln, ein dicker Laut, als läge eine raschelnde Schicht über der andern, die Bewohner von Peking schienen in der Nacht nicht zu Bett zu gehen; bald halbwach und bald im Schlaf hörte ich ein Johlen in der Ferne, näher und näher, bei jeder Wiederholung, schließlich war es direkt draußen auf der Straße, ein singender, unermeßlich lauter und langgezogener Schrei irgendeines unseligen Individuums, und von da an wurde es schwächer und schwächer, bis es, während ich in einem neuen Schlaf und neuen Träumen lag, sich als ein feiner Faden in fernen, fernen Straßen verlor.

Gegen Morgen, nachdem ich trotz allem sehr gut geschlafen hatte, nahmen die Schreie zu, in mehreren neuen Tonarten, und stiegen wie eine Flamme zum Himmel; großer Spektakel und Gekläff von einer Masse Hunde, die einander in die Haare geraten waren; ein Schuß fällt und ich höre das dünne Schwirren in der Luft, das mir anzeigt, daß es ein scharfer Schuß war; draußen knirscht etwas vorbei, etwas, das sich dreht und nicht geschmiert ist, ich habe niemals etwas Ähnliches gehört, ein himmelhohes, bestialisch durchdringendes und entsetzliches Knirschen. O, das ist eine Erlösung, als es sich die Straße hinunter entfernt. Da klappert etwas wie ein Storch im Vorbeigehen, sehr bescheiden; es bläst die Panflöte, andere Musik erklingt, ein geigenartiges Instrument, dann und wann Trompetenfanfaren, Trommelschläge und in Zwischenräumen ein Rasseln von Knochen, als wenn ein altes Skelett vorüberwankt. Ein eigentümlich dünnes, aber sehr hörbares Schwirren ertönt, wie ein großes Insekt; da pickt etwas, nicht aufdringlich, nur wie wenn zwei Knöpfe zusammengeknipst werden, aber man weiß doch, daß irgend etwas von einer bestimmten Art in der Nähe ist, einerlei was. Da schmettert etwas und weckt eine neue Breughelsche Vorstellung, im Halbschlaf oder im Traum, von einer Gestalt mit einem Horn im Munde, die irgend etwas sagt; über allem aber und zwischendurch klingt ein Chor von Rufen, hohes melodisches Hilfegeschrei, Gesänge des Elends, die Klage der Welt, der Horizont ist von fernen Schreien umringt, es steigt wie ein konzentrierter verhärmter Volksschrei empor und erfüllt den Himmel.

Das waren die Ausrufer von Peking. Mit der Zeit lernte ich die einzelnen Laute und ihren Ursprung unterscheiden. Keine andere Stadt

der Welt hat so viele Straßenhändler wie Peking. Ein großer Teil des täglichen Handels wird durch die ambulanten Ausrufer vermittelt, die wahrscheinlich von uralten Zeiten her einen bestimmten Schrei oder ein Signal haben, an dem sie zu erkennen sind. Die Hausfrau geht nicht in Läden, alles was im Hause gebraucht wird, wird gebracht. Selbst das Wasser wird umhergefahren, und das ist das, was knirscht; der Wasserwagen ist eine Karre mit einem einzigen großen Holzrade, das natürlich feucht ist und völlig konkurrenzlos knirscht; niemand kann im Zweifel sein, daß der Wasserkarren kommt. Das diskrete vielsagende Schwirren, das wie Metallklirren klingt, ist der Barbier; und so hat jeder einzelne Erwerbszweig seine besondere Methode, sich bemerkbar zu machen, bis hinunter zum Bettler, der an der Ecke im Staube sitzt und sein Hungergeschrei ausstößt. Peking hat kein Wagengerassel und keinen Lärm wie andere Großstädte, die Straßen sind nackter Erdboden, und eigentliche Fahrzeuge gibt es nur wenige, die kleinen geschlossenen Peking-Karren; der Lärm wird hier durch die Ausrufer ersetzt; die Millionenstadt johlt, Tag und Nacht; in der Entfernung, oben an der Mauer, klingt es wie ein Nebel von Schreien, der sich meilenweit über die Stadt breitet.

Am Morgen nach der ersten bewegten Nacht in Peking – ich war abends angekommen und hatte das Tatarentor mit den viereckigen Schießscharten gesehen, ein Stockwerk immer über dem andern, wie es sich gigantisch im Mondschein erhebt – setzte man mich auf einen Mongolenpony, ein entzückendes, steppenfarbenes Tier, der Rücken blitzähnlich gezeichnet und ein zufriedener Kopf, ein völliges Abbild der Urpferde, die man von den Eiszeitzeichnungen her kennt, und dann ritten wir in den Märzsonnenschein hinaus und später durch den Staubsturm, und besahen Peking.

Dieser Tag endete damit, daß ich mich in der Stadt verirrte. Ich machte in der Dämmerung einen Spaziergang, und als ich wieder in meine Seitenstraße zurückwollte, war es mir unmöglich, sie zu finden. Der Einmündung gerade gegenüber, an der anderen Seite der Hauptstraße, war ein Laden, den ich mir gemerkt hatte, um zurückfinden zu können; der war geschlossen, so daß ich ihn nicht wiedererkannte, die Dunkelheit wuchs und bald hatte ich mich im Labyrinth der Gäßchen Pekings verirrt. Es erwies sich nachher, daß ich mehrmals in der richtigen Straße gewesen war, ohne sie aber wiederzuerkennen. Die Straßen von Peking sehen überall gleich aus, die Häuser einstöckig, mit zahlreichen Schildern und Holzverkleidung, Abfall unten vorm Hause, und Bretter und Stangen gegen die Häuser gelehnt; sie sind wie Vexierbilder, wo man genau hinsehen muß, wenn man feststellen will, was Mauern und was Löcher sind.

Hier wanderte ich also einige Stunden umher, in Schweiß gebadet,

wie man wird, wenn man sich in einem Walde verirrt hat und es dunkel ist. Ich drang in verschiedene Häuser ein, wo ich Licht sah, um nach dem Wege zu fragen, aber ich erkannte, daß das hoffnungslos war; die Eingeborenen grinsten mich rätselhaft an wie alle Mongolen, ob aus Freundlichkeit oder aus Hohn, war nicht zu entscheiden, aber sie begriffen nichts, weder Zeichen noch Gebärden, sie standen in Gruppen um ein Dreierlicht, mit feuchten Augen wie Stumme, vollkommen ahnungslos, und da ich meinerseits kein Wort Chinesisch konnte, mußte ich wieder gehen.

Ich war an diesem Abend in Löchern, die einen Begriff davon gaben, wie man in Ninive gelebt hat, in schwarzen Kammern, die wie mit Schmutz tapeziert waren, und wo die Bewohner bei dem Auftauchen eines weißen Mannes blind und sprachlos sich aus der Asche erhoben: mir sträubten sich die Haare auf dem Kopf bei dem Empfinden, was für ein Abgrund der Zeiten uns trennte, es war, als stiege man in das Alte Testament hinunter, oder noch tiefer, zu der allerersten Urstufe auf der Steppe.

Man sagt, Peking ist eine Stadt, eine Hauptstadt, in Wahrheit ist es ein riesenhaftes Dorf oder viele hundert Dörfer, um die man eine Mauer aufgeführt hat, eine eingehegte Steppe; und die Mauer dient ja eben dazu, den Urzustand zu bewahren, von dem Daseinskampf draußen zu befreien, genau wie der Krebs in seinem Panzer heranwächst und doch ein Insekt ist und bleibt. Die Bewohner Babylons haben in derselben Art zusammengewohnt, und die alten Ägypter in ihren Waben aus Nilschlamm. Ich brauche die Keilschrift nicht zu studieren, ich habe mich durch die graue Vorzeit in Peking hindurchgetappt.

In einem der Löcher, wo ich Licht sah und in das ich mich durch den Küchenabfall hineintastete, wobei ich hier und da über ein Tierskelett beinahe gefallen wäre, saß die Familie in dem Lichtschein vom Herde und aß, sie hockten wie Frösche am Boden um einen Messingkessel und hielten den Mund dicht an den Rand dieses Kessels, so daß sie ohne besondere Mühe das Essen in den Mund schieben und Knochen und was sich sonst nicht kauen ließ, wieder heraus und auf den Boden fallen lassen konnten. Das Essen, das sie mit ihren Eßstäben, die an ein paar Fühlhörner erinnerten, aufspießten, sah aus wie gekochter Kehricht, aus dem sie als besondere Delikatesse lange Haare herausholten. Hier roch es wie mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt, ein alter warmer und süßlicher Geruch, von Körperwärme, von Erde, die im Dunkeln gelegen hat. Die Leute um den Kessel starrten wie ebensoviele Tiere, begriffen nichts, wunderten sich sogar kaum über meine Anwesenheit, die einfach über ihren Verstand ging.

Ich ging nicht gleich fort, denn im Hintergrunde am Feuer bemerkte ich ein Mädchen mit plumpen Kiefern wie ein Nagetier, zusammengewachsenen tabaksaftfarbenen Augen, drall und stark, die Unterarme ein

paar Keulen, kleine, stumpfe Finger, beinahe platzend vor Üppigkeit, in unbeschreiblich schmutzigen Kleidern und mit Schmutz im Haar, und doch war sie gut anzusehen. Es war der reine Mandschutyp. Sie sind oft weiß und rot wie schwedische Mädchen. Sie versteckte sich züchtig, als ich sie ansah, aber nicht ohne durch ein fast unmerkliches Aufleuchten des Gesichts verraten zu haben, daß sie mich in gewisser Weise verstand. Alle Frauen sind gleich.

Ich verließ die Wohnung und begann mich jetzt ernstlich nach dem zwanzigsten Jahrhundert umzusehen. Es war kein Licht mehr in den Häusern, Straßenlaternen gab es nicht, ich sah voraus – und das Grauen pochte mir in allen Poren, – daß ich die Nacht in Pekings grabesfinstern Gäßchen würde zubringen müssen.

Da kam ich unerwartet in die Nähe von Ha Ta Men, fand den Weg zum Gesandtschaftsviertel und veranlaßte hier den Portier eines Hotels, einen Rickschakuli abzurichten, der mich dann nach Hause fuhr. Der Kerl hatte Knoblauch gefressen, so daß ich, wie ich hinter ihm im Wagenstuhl saß, an seinem Atem fast erstickte, aber mir lachte das Herz in der Brust vor Glück, der Unterwelt entronnen und wieder in unserer Zeit zu sein.

In bösen Träumen stelle ich mir nachher vor, daß ich mich in einer Chinesenstadt verirrt habe, in unendlichen Gäßchen und Höhlen, aus denen ich nicht wieder herausfinden kann. Ein Mann mit einem Kopf von Eichenholz reicht mir die Hand, die aus verfallenem Mauerwerk besteht; Peking geht in meinen Träumen um. Ich habe mich seinerzeit auch in dem alten Hankau verirrt, und da war die Bevölkerung peinlich, aber das war am Tage: sich zur Nachtzeit in einer Chinesenstadt zu verirren ist ein Alpdruck im Wachen. Man versucht, ruhig dabei zu bleiben, aber es ist viel, viel unheimlicher, als man selbst wahrhaben will, und es bleibt in der Seele hängen, so daß man noch lange nachher davon träumt.

Die Ausrufer in Peking wurden zu einer Plage, aber das ist eine verhältnismäßig freundliche Erinnerung, die manchmal des Morgens im Halbschlaf auftaucht: es kommt mir dann vor, als hörte ich die langen fernen Schreie, „A Jaa-h, A Jaa-h", die in ihrer musikalischen Geheimnistiefe ganz Peking umfassen, Peking in seiner ganzen Ausdehnung mit seinem hohen Himmel.

Dann sehe ich die Mauer vor mir, die Gewaltige, die Stadtmauer mit den phänomenalen Türmen, die sich brüsten und so majestätisch breit dastehen, das Gemäuer nach oben leicht geneigt, mit den Schießscharten hinausglotzend, als wenn ein herausforderndes Jahrhundert über das andere gestapelt ist.

Es dauert vier Stunden, um die Mauer herumzugehen: sie ist im Viereck angelegt, wie wenn Kinder „Höfe" bauen; die Idee dabei, wie auch bei der großen chinesischen Mauer, ist – eine großzügige Primitivität

bei aller Torheit — einfach gewesen, ganz Asien einzuzäunen. Die Mauer von Peking ist nie zu klein für die Stadt geworden, es liegen ganze Steppen innerhalb der Mauer, die nie bebaut gewesen sind.

Aber das ist eine Eigentümlichkeit für sich, die in Ursprung und Geschmack des Mongolen begründet ist. Der chinesische Baustil, — die Häuser auf Säulen ruhend und mit gewundenen Dächern — soll seinen architektonischen Ursprung im Zelte haben; die Figuren an den Dachecken lenken die Gedanken auch auf die Geweihe und Stirnbeine auf den Jurten hin; der kaiserliche Winterpalast ist ursprünglich als ein Lager angelegt; Peking ist Nomadenleben in eine Stadt übersetzt. Sonst verzichtet man auf Platz, wenn man sich zu einer Stadt zusammenschließt, aber hier hat man auch den Platz, die freie Steppe mit haben wollen.

Der chinesische Kultus umfaßt, wie es mir scheint, die Steppe als heiliges Moment, die Erde und den Himmel; die großen Tempel in Peking sind innerhalb ihrer Umfassungsmauern von weiten Feldern umgeben, die da liegen, ohne bewirtschaftet zu werden, und nur geweiht sind. Der Tempel des Himmels selbst ist ein großer feierlicher Altar unter freiem Himmel mitten in Feldern, die so groß sind, daß sie rundherum fast den Horizont bilden; eine Opferstätte auf der Steppe. Hier wie in dem altjüdischen und klassischen Kultus ist das Heiligtum des Staates von den ältesten primitiven Überlieferungen des Stammes abgeleitet, die zu Symbolen geworden sind.

Und jetzt ist es, als wenn die Steppe, buchstäblich und wie zu Beginn, wieder nach Peking zurückkehrt. Auf allen Tempeln und einst heiligen Gebäuden wächst Gras, ganze Bäume stehen oben zwischen den Dachsteinen, Unkraut sprießt zwischen den Marmorstufen, die zum Altar des Himmels hinaufführen, Dornbüsche wachsen hoch oben auf der Stadtmauer, die Wurzeln wie Adlerklauen zwischen die Steine hineingeschlagen, ganze Äcker von hohem Unkraut wogen im Winde oben auf den Dächern der verlassenen, verfallenen Kaiserpaläste. Die Steppe kehrt wieder.

Der Boden in Peking und dem umliegenden Lande ist Löß, aus feinen Partikeln zusammengesetzter Lehm; alle Häuser sind daraus gebaut, die Ziegel der Pekinger Mauer sind daraus gebrannt, alle Bauerndörfer in der Umgegend sind aus diesem rohen Lehm, haben dieselbe rotgelbe Farbe wie die Erde, auf der sie stehen. Die Bauten sind von sehr hohem Alter, sie gehören zu den ältesten der Welt, aber die Naturkraft, die ganze geologische Erdschichten aus Staub gebildet hat, ist älter und noch heute wirksam, — es ist der Wind; wilde Staubstürme gehören in Peking zur Tagesordnung, jetzt wie früher, als es überhaupt noch kein Peking gab.

So ein Staubsturm oder Erdrauch ist wie eine Götterdämmerung, die über die Stadt hereinbricht, man kann nicht fünf Schritt weit sehen, ein

Stück von den Türmen Pekings tritt aus einem Loch in den Wolkenspiralen heraus, die Krähen fliegen wild in dem Staube, und die Muspelsöhne werfen Feuer aus dem Abendrot in die Finsternis hinein; man kommt wie ein Neger nach Hause und ein feines Pulver knirscht einem zwischen den Zähnen, man hat Peking zu schmecken bekommen.

Die alten mesopotamischen Kulturstätten sind vom Staubflug begraben worden; dasselbe Schicksal droht Peking, wenn ihm nicht ein anderes vorbehalten wäre. Der Wind fegt den Staub über die Dächer hin, der Regen macht ihn zu Erde, und die Samen, die ebenfalls mit dem Winde kommen oder vielleicht mit den Vögeln draußen von der Steppe, schlagen Wurzel, die Natur hat ihre drei Handvoll Erde auf Peking geworfen, denn was kein Leben mehr hat, soll dem Wachsenden weichen. Hier wird von vorn angefangen werden.

Das Unkraut auf den Dächern von Peking war verdorrt und gelb, als ich es sah, es war im März, aber es sah aus wie Korn; ich dachte mir, wenn man hinaufkommen könnte und botanisieren, dann würde sich erweisen, daß es wildes Korn wäre, die Urform der Gerste und des Weizens.

2

Die Kinder des Hauses, in dem ich zu Gast bin, verstehen Chinesisch und können mit den Dienstboten sprechen, sie wissen vieles zu erzählen, was sie von Amah, dem eingeborenen Kindermädchen, gehört haben. Eines Tages bekommen wir die frische Neuigkeit, daß eine ganze Masse Kröten mit Schriftzeichen auf dem Rücken aus einem Loch in der Erde herausgekommen sind, sie gehen in Reihen wie Soldaten und einige sind genau so groß wie ein Badezimmer; man stirbt, wenn sie einen anhauchen. Das soll ganz sicher sein. In den folgenden Tagen hören wir immer mehr von den Kröten, so daß wir schließlich doch aufmerksam werden.

Es war um die Osterzeit, Frühling in der Luft, also ganz richtig die Zeit, wo die Kröten zum Leben erwachen und wo die Phantasie für Mirakel offen und empfänglich ist. Daß die Kröten irgend etwas, was wie Buchstaben aussah, auf dem Rücken haben sollten, klang nicht unwahrscheinlich, die Kröten haben tatsächlich apokalyptische Muster und Interpunktionen auf dem Rücken, die chinesischen Buchstaben nicht unähnlich sind. Der Rest war nicht so glaubhaft. Wir drückten unsern Zweifel aus und erfuhren durch die Kinder, daß das in der Ammenstube sehr ungnädig aufgenommen wurde. Amah war böse und erklärte, daß sie selbst hingehen und nachsehen werde. Am Tage darauf verlautete wirklich, daß die Alte auf eigenen Beinen zu dem Gewässer hingegangen war, einem nicht näher beschriebenen Teich in irgendeiner Gegend Pekings. Ja, es verhielt sich, wie sie gesagt hatte. Die Kröten wanderten in einer langen Reihe mit

ihren Jungen auf dem Rücken aus. Es wurde angedeutet, daß das Naturphänomen in einem mystischen und moralischen Zusammenhang mit dem Fall der Mandschudynastie stand, der die Gemüter noch beschäftigte. Wenn man bedenkt, einen wie hervorragenden Platz die Kröte immer in der Phantasie des chinesischen Volkes eingenommen hat, beginnt einem die Logik des Märchens klar zu werden. Es ist von derselben an und für sich exakten Natur wie die Behauptung, die mir bekannte Bauern noch vor dreißig Jahren aufstellten, daß die Kröten vom Himmel regneten, weil man nach Regen gewöhnlich viele Kröten sieht. Peking sprach einige Tage von nichts anderm als von dem großen Wunder; ich sah eines Tages auf der Straße einen Jungen mit einer ausgewachsenen Kröte, die er triumphierend an einer Schnur, die um das eine Bein gebunden war, in die Höhe hielt, eine unzweifelhafte Kröte; von da an war kein Zweifel mehr möglich, daß alles, was Amah gesagt hatte, stimmte.

Die Geschichte ist unbedeutend, aber sie gibt einen starken aktuellen Eindruck davon, wie Sagen und Volksanschauungen im europäischen Mittelalter entstanden sind, die volkstümliche Märchenwelt, die das achtzehnte Jahrhundert als Ammengeschwätz geringschätzte, und zu deren Sammlung und Erhaltung das neunzehnte eine ganze Wissenschaft organisierte. Diese primitive freischaffende Einbildungskraft ist in Chinas Gegenwart noch heute wirksam.

Im allgemeinen hat man den Eindruck, daß das Kulturniveau wohl drei-, vierhundert Jahre unter dem allgemeinen europäischen liegt — aber es können Brunnen darin sein, die noch tiefer hinunter führen. Wenn man mit Chinesen zusammengewesen ist, mit echten Chinesen, in ihrer eigenen Umgebung, kommt man zu der Überzeugung, daß man leibhaftig in das fünfzehnte, sechzehnte Jahrhundert, in Holbeins Zeit, versetzt ist. Die Parallele läßt sich beiderseits in vielen Punkten ziehen.

Direkt in die Augen fallend ist die Gleichheit der Tracht. Die asiatischen langen Kleider und namentlich in Peking die Verwendung von Pelzwerk entspricht vollständig dem, was zu Holbeins Zeit in Europa Mode war. Man sieht fast eins seiner Porträte lebend vor sich, wenn man bei Tisch so einen alten Mandarin sich gegenüber hat, breit und würdig in mehreren seidenen Mänteln und einem Pelzkragen bis an die Ohren. Es war ein Herr aus den alten, vornehmen, jetzt gestürzten Familien in Peking, mit dem ich zusammen war. Er trug noch einen Zopf, ein kleines graues Überbleibsel, nicht dicker als ein Bindfaden, auf dem nackten Kopf; der Alte hatte auch nicht so viel den neuen Zeiten opfern wollen. Er war jetzt überflüssig, blieb aber sich selbst und seiner Zeit treu. An den Füßen hatte er runde Tuchschuhe, wie sie die Breughelschen Bauern tragen. Er schneuzte sich die Nase am Ärmel und spuckte nicht mitten auf den Teppich,

sondern hinten in eine Ecke. Er war alt, aber ungeschwächt, vorsichtig, scheinbar erloschen, aber heimlich witternd wie eine alte Ratte. Die Gesichtszüge waren eine undurchdringliche Maske, in der alles auf das Verbergen angelegt war, nur die kleinen blitzenden Augen verrieten Leben, eine eigene Härte des Seins, eine Zählebigkeit, die an das Krokodil erinnerte.

So ein listiger alter Chinese könnte gut einer von den großen Männern der Reformationszeit sein, wie wir sie aus Bildern kennen, mit einer verschlossenen Physiognomie, aber innerlich erfüllt von der Religionspolitik der Zeit, von ihrer Strenge und Begehrlichkeit, ein Mann in Zobel, mit goldenen Ketten bedeckt, der sich niemals gewaschen hat. Trotz der vortrefflichen Porträte, die man aus dieser Zeit hat, und trotz allem, was die Geschichte bis zu den kleinsten Einzelheiten erhalten hat, habe ich mich immer vergeblich bemüht, mir die Menschen dieser Zeit lebend vorzustellen; obwohl man weiß, daß sie gelebt haben. Ich habe sie nicht richtig hören und sehen können. Einen Anhaltspunkt hat man an den Bauern der Jetztzeit, — etwas von der Maske; aber erst in China erlebt man wirklich das Mittelalter — so waren sie, eigentümlich zögernd, mit Willen, aus Stilgefühl zögernd, wie ja auch die Bauern noch heute sind, vor allem andern langsam, denn nur dienende Leute — die Kuli — beeilen sich; so tiefsinnig haben sie mit den Augen geblinzelt, um einen Gedanken zu maskieren, so haben sie die Tatzen im Ärmel verborgen.

Aber auch die Ehrbarkeit der Alten, die eine psychologische Kunst von hohem Rang war und jetzt leider selten geworden ist, trifft man bei den Chinesen, diesen unmerklichen, haarfeinen Takt, das Talent, die innerste Gemütskräuselung in jedem Gegenüberstehenden zu entdecken und doch selbst gewissermaßen zu verschwinden. In diesem Talent, das man eine geniale Bescheidenheit nennen könnte, erinnern mich die Chinesen an alte vornehme Juden, die dies wieder mit alten vornehmen Bauern gemeinsam haben. Alte Kultur und innere selbstverständliche Überlegenheit, die sich aber nie verrät, liegen dem zugrunde. In Schanghai hatte ich Gelegenheit, Admiral Sah zu treffen, so einen alten, unendlich feinfühligen Chinesen, dessen ganzes Wesen eine tiefe, sanfte Sorge war, den Gast irgendwo in der Seele unversehrt und gut erfaßt zu bewahren. Man müßte so einen liebenswürdigen alten Mann fürchten, denn so scheinbar gebrechlich und still er ist, hat er doch die Macht, ohne Gewalt, nur durch den Gegensatz, einem zu zeigen, wer man ist. Und ich fürchtete ihn, hinter meinem Rücken fühlte ich — und schämte mich — die Heerscharen von rohen, nichtsahnenden Barbaren, ja Barbaren, die daheim in Europa mit den Hörnern gegeneinander anrennen. Der alte Sah hatte die Mandarinentracht abgelegt und trug — wie ein freiwilliger Gefangener — Diplomatenfrack

und Hosen, wenn er seinem Lande damit dienen konnte; also sind die Chinesen nicht in ihrer Tracht allein sie selbst.

Eine andere Ähnlichkeit zwischen dem Mittelalter und dem China unserer Zeit ist die bekannte chinesische Unempfindlichkeit in bezug auf Folter und Hinrichtungen, die so ziemlich den Scheiterhaufen und den hochnotpeinlichen Verhören unserer christlichen Vorfahren entsprechen; die Folterkammer in Nürnberg lenkt die Gedanken auf Dinge hin, die man in Kanton gesehen hat. In China hat sich ein ethnologischer Typ erhalten, der bis vor kurzem Gültigkeit gehabt hat und den man in Europa nur aus Museen kennt.

Umgekehrt machen die Typen aus dem europäischen Mittelalter einen auffallend mongolischen Eindruck. Viele von den von Holbein porträtierten Personen sind reine Mongolen; bei Lukas Cranach haben sie ja sogar schiefe Augen. Man erklärt dies daraus, daß die Bevölkerung Europas vor vier- bis fünfhundert Jahren wahrscheinlich noch nicht so untermischt und so gleichförmig war, wie sie jetzt ist, der mongolische Bestandteil hatte sich reiner neben den andern erhalten. Der Mongole ist in Europa nicht verschwunden, keineswegs, aber er ist nicht mehr so unmittelbar herauszukennen. Die in Europa, besonders in Deutschland, in den letzten Jahren gepflegten Rassentheorien kann man in China am besten prüfen; ich habe sie bestätigt gefunden. Natürlich schärft die Kenntnis der modernen Anthropologie den Blick für dahingehörende Einzelheiten bedeutend; und doch war das alles nicht nur deshalb zu sehen, weil ich es sehen wollte. Ich weiß wohl, daß die moderne Rassentheorie unpopulär ist, und ich verstehe auch, warum sie es wurde, ich sehe aber nicht ein, warum man ein Werkzeug ungenutzt lassen soll, das besser als andere Hilfsmittel zum Ziel führt. Der Zweck dieser Zusammenstellungen ist, durch die Beobachtungen, die ich selbst mit Hilfe von anthropologischen Studien gemacht habe, den Nachweis zu führen, wie nahe verwandt Europa in Wirklichkeit mit der mongolischen Welt ist; das Trennende ist eine Entwickelungsstufe, kein Grundunterschied.

Daß in Europa im Mittelalter mehr rein mongolische Typen vorkamen als heutzutage, wo sie auch hergekommen sein mögen — ein Rest der Hunnen, die Urbevölkerung selbst? — scheint schlagend bewiesen durch die Betrachtung der Porträte der damaligen Zeit. Heinrich VIII. von England hat den Kopf eines Kirgisen, man beachte die Kinnpartie, die Art, wie der Bart wächst, und er benahm sich ja auch in allen Dingen, in seinen Ehen, in Politik und Privatleben, wie ein kleiner Asiate, der gewohnt ist, über eine Horde Frauen und Leibeigener die Knute zu schwingen. wäre sein bißchen Dasein in unsere Zeit gefallen und nicht in ein Fürstengeschlecht, sondern in ein Hinterhaus in London, so würden ihn seine natürlichen Instinkte durch alle Grade von Strafanstalten geführt haben.

Nicht umsonst hat der sogenannte *geborene* Verbrecher in Europa, den man als einen Typ zu bestimmen versucht hat, fast immer eine an den Mongolen erinnernde Physiognomie. Es ist der Mongole außerhalb seiner Zeit und seines Milieus, Nomadeninstinkte, die mitten in einer modernen Gesellschaft auftauchen.

Die Moral ist relativ. Der kurzgeschnittene Schädel, den der Chinese jetzt, nachdem der Zopf gefallen ist, präsentiert, erinnerte mich unheimlich an die sklavisch geschorenen Gefangenen, wie man sie aus den Bertillonschen Kriminalporträten kennt. Eine Sammlung von Chinesenporträten, die ich einem Mann zeigte, entlockte ihm den Ausruf: „Aber das ist ja ein Verbrecheralbum!" China müßte dieser Beobachtung nach als ein einziges großes Zuchthaus zu charakterisieren sein, als die Urheimat alles Verbrechens, eine häßliche Perspektive. Der Unterschied ist aber der, daß im Osten der Mongole zu Hause ist, in Verbindung mit seiner Zeit und seiner Umgebung, die Grundforderung der Moral, wohingegen der isolierte mongolische Instinkt in Europa atavistisch aufgellt und unter das Strafgesetz fallen muß, als eben für die Isolierung geeignet. Die modernisierten Chinesen gleichen allen Falschspielern und Lustmördern in Europa; vergleiche Sun Yat Sen; damit ist natürlich nicht gesagt, daß sie es sind.

Auch zu dem prostituierten weiblichen Typ in Europa, den die Wissenschaft als feststehend ansieht, als vorausbestimmt durch Anlage, mit einem dazu eingerichteten Nervensystem, findet man die relativ ehrbare Parallele in China; die Dirne der niederen Klasse in Europa gleicht in gewissen Zügen einer Mongolenfrau und ist eine Mongolenfrau, aber deplaziert. Hier findet sich eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen weit voneinander entfernten, aber identischen Typen, von denen einige, die an ihrem Platz sind, die Regel bilden, während andere durch den Unterschied des Milieus und der Zeit eine Ausnahme sind. Man kann einen gradweisen Übergang von Asien über Rußland nach Europa beobachten.

Wenn man aus dem Osten kommt, mit geschärftem Blick für das, was Europa ist, entdeckt man auf dem Wege gewissermaßen Stationen, wo die asiatische Seele sich äußert; sie werden nach Westen zu seltener. Andeutungsweise und als Kuriosum mache ich auf eine gewisse Geschmacksrichtung in der europäischen Literatur aufmerksam, die mir mehr mongolisch als europäisch vorkommt, eine Richtung, die durch Namen wie in Rußland Tolstoi und Dostojewski, in Schweden Strindberg, in Deutschland Schopenhauer und Nietzsche und in Frankreich Verlaine gekennzeichnet wird, alles verstreute Inkommensurable, mit einer heimatlosen Seele, die gewaltsam versuchen, entweder sich anzupassen oder die Umgebung in ein Niveau hineinzuzwingen, das in Wirklichkeit eher von dem Urzustand in Europa hergeholt ist als von irgendeiner Utopie oder Idee.

Die Russen liegen dem Osten nahe, in Deutschland ist es die – in anderer Hinsicht so fruchtbare – wendische Blutmischung, die wilde Schößlinge treibt. Verlaine ist natürlich nur ein armer Vagabund, bemerkenswert aber durch die Gemütstiefe, mit der er seinem Einsamkeitsgefühl Ausdruck zu geben versteht, ein geborener Mongole, durch eine Laune der Natur nach Frankreich verschlagen, und vergeblich durch das Leben nach seiner Steppe wandernd. Solche sonderbaren Verschiebungen und Anachronismen gibt es. Ich habe einen Bauern gekannt, der in einer Erdhöhle lebte, ein geborener Urmensch, der zu den Lebensbedingungen zurückgefunden hatte, die für ihn paßten. Die jammervollen Individuen, die in den Großstädten umhergehen und die Müllkästen nachsuchen, die niedrigste Hefe der Gesellschaft, erinnern auffallend und nicht zufällig an die Australier, sie *sind* Australier, Sammler, der Instinkt macht sie zu dem, was sie sind, nicht umgekehrt. Die Natur versucht sich immer zu helfen. Strindberg ist eins der merkwürdigsten Beispiele für so ein Bestreben, zwischen Instinkt und Lebenslage das Gleichgewicht zu finden, bedeutend durch hervorragende künstlerische Begabung und durch eine nicht gewöhnliche Leidenschaft in den großen Stil emporgehoben. Der ganze Titanenkampf dreht sich indessen bei näherem Anschaun um das gewaltsame Attentat eines Halbasiaten auf die Gesellschaft, in der Absicht, sie seiner eigenen Dämmerungsseele gleich zu machen. Er ist absolut nicht schwedisch, es ist eine Korruption sämtlicher Begriffe, ihn nordisch zu nennen. Nicht er selbst, aber sein Fall bietet Material, das manches erhellt. Hier interessiert lediglich das mongolische Element in ihm, aus dem er selber nie klug geworden ist.

Seltsamerweise findet man in Europa mehr Material zum Studium der mongolischen Seele als in China selbst. Der Grund liegt wohl darin, daß erst eine Kreuzung die Rassencharaktere hervortreten läßt. Die Erfassung des Chinesen als Persönlichkeit, als Typ, wird außerdem teils durch die Sprache, die man nicht kann, teils und hauptsächlich durch den totalen Mangel Chinas an repräsentativer Literatur verhindert; kein neuerer chinesischer Geist existiert, der die Charakterzüge seiner Art in sich vereinigt hat, wie zum Beispiel in Deutschland Goethe getan haben soll; China ist eine im tiefsten Sinne anonyme Nation.

Es hat seine großen Schwierigkeiten, über Bevölkerung und Rasse in China etwas Bestimmtes auszusagen, und das Problem wird immer verwickelter, je näher man ihnen kommt. Zu Anfang ist man ja ganz blind, verstrickt in die in Europa übliche Vorstellung von einer durchaus homogenen „chinesischen" Art Menschen, die genau so dauerhaft ist wie die übliche ziemlich zweifelhafte Legende von den schiefen Augen, ganz zu schweigen von all den kleinen ethnologischen Eigentümlichkeiten, die dem Chinesen als solchem anhaften und ihm eigentlich doch nicht mehr anhaften. Nicht

einmal das mit der gelben Farbe steht als unbedingt gültiges Merkmal fest.

Wenn man diesen aus der Heimat mitgebrachten Chinesen erst vergessen hat, bemerkt man bald, daß man in bezug auf dies ungeheure Land von vielen Rassen sprechen muß. Zunächst einmal sind die Chinesen mindestens genau so variiert, in Individuen zerfallend, von denen keins dem andern gleich ist, wie es in Europa der Fall ist. Und eigentlich müßte man wohl alle diese individualisierten Ausdrücke einer und derselben Nationalität in sich aufnehmen, indem man sich mit jedem einzigen von den etwa vierhundert Millionen Chinas bekannt machte, ehe man dazu schreiten könnte, seine Beobachtungen in einen Generaltyp zusammenzufassen: der Chinese, der Mongole.

Das ist etwas, was niemand kann. Gewisse Dinge kann man sofort als allgemein gültig aufstellen, wie zum Beispiel, daß alle ohne eine einzige Ausnahme dunkles Haar und dunkle Augen haben. Einen Typ gibt es auch, etwas stets Wiederkehrendes, das eine sonst ungleichartige, äußerlich zusammengefügte Bevölkerungsmasse geprägt hat; eben das versteht man unter Typ, und das soll man aufsuchen.

3

Die chinesische Kultur ist uralt, befindet sich aber auf einer ausgeprägt primitiven Stufe. Der Chinese ist als ein hochzivilisierter Wilder anzusehen, als ein entwicklungsmäßig gesehen sehr alter, oder wenn man will sehr junger Typ, der sich viele Jahrhunderte hindurch auf einem ursprünglichen Standpunkt erhalten hat. Beständigkeit, Identität in der Überlieferung ist der vornehmste Zug der chinesischen Kultur. Urzustand und Verfeinerung sind auch nicht Begriffe, die einander ausschließen.

Ein allgemeiner Eindruck von der Bevölkerung in China geht darauf hinaus, daß der Typ sich einem überwundenen Tierstadium weit mehr nähert, als das bei den Völkern des Westens mit ihrem „jüngeren" schrofferen Kulturaufstieg der Fall ist. Es wäre vulgär, an den Affen zu erinnern — ich für mein Teil sehe in dem Affen einen Menschen, eher als umgekehrt — aber in China kann man wirklich nicht umhin, von diesem Vergleich überrascht zu werden, dieser einzigen populär gewordenen Doktrin der Abstammungslehre; in jeder chinesischen oder mongolischen Physiognomie ist ein großer, nicht schöner, aber auch nicht weiter gefährlicher Menschenaffe begraben.

Alle Chinesen haben ein schwachentwickeltes Kinn. Von den Chinesenstädten auf Java an bis hinauf nach Peking wird man vergebens nach einem Chinesen mit einem nach europäischen Begriffen gut entwickelten Kinn suchen. Noch andere Dinge fehlen, Kräfte im gewöhnlichen Sinne, Muskulatur. Dies gilt aber nicht für alle Mongolen, im Gegenteil haben

manche Malaien und Japaner mehr als genug davon, aber die richtigen klassischen Chinesen sind feingliedrig, muskelarm wie alte aristokratische Geschlechter. Die Männer zeichnen sich durch ein gewisses feminines Gepräge aus. Ein Regiment chinesischer Soldaten in moderner Ausrüstung, mit den schwachen Gliedern und den weichen Gesichtszügen, sieht aus wie eine Schar verkleideter Nähmädchen. „Kinnherein" ist hier eine Unmöglichkeit, das ganze Glied hat keins.

Hier muß darauf hingewiesen werden, daß das fehlende Kinn in China nicht auf Degeneration zu deuten braucht, wie in Europa, auf eine Entartung des Typs, sie sind alle gleich, erfüllen die Ansprüche an ein Niveau. Auch der Urmensch hatte kein Kinn. Es ist eher von einer Entwicklungsstufe zu reden als von einem allgemeinen Defekt.

Dasselbe gilt nach meiner Meinung von der viel besprochenen Eigentümlichkeit der chinesischen Augen. Sie sind nicht schiefer als viele Augen, die man in Europa sieht, wo die „Mongolenfalte", die kleine Umlegung der Haut, welche den inneren Augenwinkel zudeckt, viel häufiger ist als man denkt. Aber das Auffallende im Ausdruck liegt bei dem Chinesen in der Form der Stirn. Sie haben keine Stirn. Wir sind gewohnt, daß diese Partie über die Augen vorspringt und unter den Brauen eine Höhle für die Augen bildet; bei dem Chinesen, wie überhaupt bei den meisten echten Mongolen, bildet die Stirn in Verbindung mit der Backenknochenpartie und der Nasenwurzel eine Fläche, die wie mit einem Plätteisen abgeplattet ist, und in diesem Gesichtsplateau sitzen die Augen, so auf der Oberfläche, daß man, wenn man mit der Hand über das Gesicht striche, sie berühren müßte. Die Umrahmung der Augen ist eine andere, hier ist ein wirklicher Grundunterschied; und die ältesten chinesischen Traditionen über ihren Zusammenstoß mit Europäern heben ja auch vor allem die tiefliegenden Augen hervor. Auch die Nase hat sie frappiert, wie ein Horn im Gesicht, im Verhältnis zu ihrer eigenen, die nur en face vorhanden ist; aber am unheimlichsten kamen ihnen die Augen vor. In Wirklichkeit ist das der wahre Unterschied zwischen dem Europäer und dem Chinesen. Wie man ihn auch deuten mag, er liegt darin, daß bei dem einen die Stirn einen halben Zoll weiter vorspringt als bei dem andern. Ich meine durchaus nicht, daß gerade der Verstand mit Sicherheit da sitzt.

Der Gesamteindruck von den Chinesen ist, daß man hier eine dem primitiven Menschen nahestehende Rasse vor sich hat, die nicht durch äußere Verhältnisse zu einer hohen Entwicklung gezwungen ist, die aber einfachen Lebensformen eine bedeutende Festigkeit gegeben hat, dasselbe verhältnismäßig kunstfertige Sich-über-die-Natur-Erheben, das man von gewissen Nagetierstaaten und in Kolonien lebenden Insekten her kennt, an die sie auch in ihrer großen Zahl erinnern. Ohne Zweifel stellen sie eines der auf

die Dauer wertvollsten Elemente der Bevölkerung der Erde dar, jedenfalls eins der langlebigsten.

Innerhalb der festgelegten mongolischen Begrenzung ist der Typ außerordentlich variiert. Gewisse Physiognomien kehren so oft wieder, daß man sich gewissermaßen einen Untertyp merkt, etwas, das auf einer evolutionären „Mode" beruhen kann, zum Beispiel, wenn alle Patagonier sehr groß sind.

So ist in China ein besonderer dicklicher, runder und blühender männlicher Typ ziemlich häufig, das sind die Prachtexemplare der Rasse, mehr durch eine gesunde Fettheit ausgezeichnet, als durch das, was wir eigentlich unter kraftvoller Vornehmheit verstehen. Sogar in den kleinen versprengten Chinesenstädten von San Franzisko und New York sieht man diesen Typ. Auch sonst weiß man, daß übertriebene Fettigkeit bei primitiven Völkern jedes andere Schönheitsideal verdrängt, was wahrscheinlich darauf beruht, daß man dadurch einen unmittelbaren Eindruck von gesegnetem Appetit im Verein mit den Mitteln, ihn zu befriedigen, hat; das soll auch in China das Auslesemotiv sein. Ein nicht ganz angenehmer Herr, dem man alle in China üblichen heimlichen Laster zutraut, von den völlig tierischen bis zu den allerübermenschlichsten, und Gesundheit genug, sie alle zu überleben. Daß es auch Tüchtigkeiten darunter gibt, geht daraus hervor, daß der chinesische Millionär — es gibt bekanntlich hervorragende, sowohl außerordentlich einsichtsvolle wie rücksichtslose Kaufleute in China — oft diesen Typ hat. Hier wie anderswo der durch Raub produktive Appetitmensch. Etwas in dem Typ, und nicht allein das Fett, lenkt die Gedanken auf die europäischen Mönche und Prälaten in den guten Zeiten des Katholizismus hin; korpulente Leute sind oft sparsam, und es ist eine Verwechselung, immer zu glauben, daß sie dick sind, weil sie reich sind; eine gewisse elementare Üppigkeit und das Fehlen ästhetischer Nerven liegt zugrunde. Man vergleiche auch den amerikanischen Boß-Typ.

Solche Erwerber mit niedrigem Horizont haben es in China unmöglich gemacht, sich von einer rein persönlichen Gewinn-Moral zu dem national gültigen oder allgemeinen Gesellschaftsgefühl zu erheben. Selbst Li Hung Tschang ging schließlich nur mit dem Nachruhm ins Grab, daß er ein ungeheures Vermögen hinterließe. Was man mit einem englischen Ausdruck unter dem Begriff squeeze zusammenfaßt, das Bestechungssystem — aber es bedeutet viel mehr —, die gänzliche Unfähigkeit des Chinesen, irgendeine Sache anders als in Hinblick auf den persönlichen Vorteil anzusehen, rührt von den alles verzehrenden Blindschleichen her, dem Typ, den ich eben geschildert habe. Ventrikelmensch wäre ein passender Name dafür. Squeeze und commission treten in China an die Stelle geordneter sozialer Gegenseitigkeitsverhältnisse — und reichen damit ein gutes Stück nach Rußland hinein. Dies ist das Asien, das Europa zu fürchten Grund

hat, das man meinen muß mit dem, was Zeitungen und Nachplapperer „die gelbe Gefahr" nennen.

Es wären noch andere Physiognomien zu skizzieren, schnelle Eindrücke von ein paar flüchtigen Besuchen in China, die nicht mehr in die Tiefe dringen, als es ein Reisender tut, der zum Teil die Sprache nicht kennt, aber doch auch nicht ganz ohne Ergebnis, wenn man Augen hat zu sehen und ungestört von den üblichen Redensarten hindurchkommt. Aber der wirkliche, eigentliche Chinese ist doch der gemeine anonyme Bauer und Arbeiter, der Kuli, der 999 Promille der Bevölkerung ausmacht, der geduldige und richtig gesehen stumme, genügsame und unermüdliche Arbeiter, der keine andere Form von Geist, nur eine Rinde des gröbsten Aberglaubens auf der Seele hat, aber treu ist, wie eine Laus am Boden klebend, bestialisch und unschädlich, laut stöhnend unter den Lasten, die er bis ans Ende der Welt trägt, seelenfroh über eine Schale Reis, leicht in Tränen, immer in der Arbeit, und immer derselbe. Immer derselbe, ob er in den Bleibergwerken Malakkas Erde schaufelt oder mit der Dungkiepe durch Schanghai wankt oder hinter einem staubigen Laundry-Fenster in Brooklyn harmlos Hemden plättet. Wer hat sich nicht wunderlich berührt oder gereizt gefühlt von dem mongolischen Rätsel in seinen kleinen flachen Augen, und wer hat sich nicht unmittelbar an seinem Lächeln gewärmt, an dem freundlich melancholischen Grinsen des Chinesen der untern Kaste, das uns daran erinnert, daß wir hier auf unserm Erdkörper einsam sind und zu Mitmenschen nehmen mußten, was wir kriegen können.

Er ist der notdürftigste Mensch, ohne Träume; sein Himmel ist hier auf Erden, ist China, ist der Flußschlamm des alten Reiches, in dem er seine Kräuter und Wurzeln baut, und in dem er seine Gebeine zu begraben hofft. Die Särge der Väter stehen mitten in seinen Beeten. Er hebt seine Augen nie vom Boden, steht nicht auf, wenn die obere Bevölkerung ihn nicht dazu zwingt, hat keine Sehnsucht, denn sein Reich ist in der Mitte und ist immer dort gewesen. Aus ihm spricht eher die Einsamkeit seiner Seele, als irgendeine Art Hochmut, er versteht keinen andern Verstand als seinen eigenen.

Und doch gehört er in all seiner Enge der meist verbreiteten und verzweigten Familie der Erde an; außer den eigentlichen Chinesen, die unzählig sind wie der Sand des Meeres, hat er Vettern und Halbvettern in ganz Asien, alle mongolischen und mongolenähnlichen Völker in einer Unendlichkeit von Varianten und Abschattierungen, Kirgisen, Samojeden, Kalmücken, Lappen, Türken; bis zu den Tropen hinunter: Malaien; die ganze Urbevölkerung in Amerika von den Eskimo an, durch die beiden unermeßlichen Kontinente hin bis zum Feuerland. Er bildet die Basis von Rußlands ungeheuren Menschenmassen, der russische Bauer hat seine Stummheit und seine Ausdauer.

Er war es, der auf den nordischen Höfen in der Vorzeit die Hausarbeit verrichtete, wenn der Häuptling mit seinen verrückten Mannen auf Krieg auszog, und wenn auch diese die Reiche gegründet und den Grund zu der politischen Verteilung in Europa gelegt haben, die einigermaßen noch heute besteht, so blieb doch er, der Sklave, in der Basis und ist es noch heute. China schiebt ein Stratum unter Europa, das tief liegt, aber wir haben es unter unsern Füßen, wir stehen darauf. Ich suchte in China dahinterzukommen, was man von einer zukünftigen Kreuzung mit dem Mongolen erwarten kann, eine große, weltgeschichtliche Aufgabe, die zu lösen der Freimachung der chinesischen Frau vorbehalten ist; aber die Kreuzung ist ja schon früher dagewesen, sie ist uralt in Europa. Unsere Kultur stammt daher. Ich bin überzeugt, daß unser Zeitalter, wie wir es in der Technik kennen, das Ergebnis einer günstigen Kreuzung und Wechselwirkung zwischen dem Nordländer und dem Mongolen ist. Der mongolische primitive Sinn für Handarbeit und Treue in der Arbeit – die Nordländer stellten sich die „Zwerge" als große Künstler und Schmiede vor – und dazu der nordische befruchtende Gedankenflug, der Überblick, die Neukombinierung; daraus ist unser Zeitalter, die Ära der Maschinen, hervorgegangen. Aus dem Hexenkessel des Mittelalters, einer Volks- und Blutmischung, zu der andere starke Elixiere hinzukamen, die Einwanderung der Juden in Europa, die Entdeckungsreisen, die Renaissance, hat unsere Zeit sich verdichtet. Der Kernpunkt dieses Kulturwirbels liegt in Deutschland.

Wenn ich in diesen Tagen, wo die überlegenen Völker in Europa mit den tiefliegenden Augen und einem Horn mitten im Gesicht wieder um die politische Verteilung kämpfen, eine edle und vielleicht bedeutungsvolle Illusion, obwohl die Kleinen, die am Boden sitzen, sitzen bleiben, wie man sie auch verteilen mag, – wenn ich in diesen Tagen an Peking denke, an die alte große Stadt, die vierzehn Tage Eisenbahnfahrt hinter der asiatischen Steppe liegt, dann tue ich es mit einem Gefühl, das dahin ruft. Peking ist etwas wie Heimkommen in tief historischem, musikalischem Sinne. Es ist ein Heimkommen in das Gelobte Land, das in der Vergangenheit unseres Stammes liegt, im Alten Testament und in unserer Kindheit. Hier sind wir mitten in unserer Zeitrechnung, die Luft ist noch Mythe, und hier können sich alle begegnen. Dies ist der alte Hof, von dem wir im Anfang alle hergekommen sind, Midgard, von dem Snorre erzählt. Wenn man durch die Mandschurei fährt, sieht man vom Zuge aus Karren, deren Räder auf der Achse fest sitzen und mit ihr zusammen sich drehen, die älteste Form des Wagens; damit ist der Nomade der Urzeit durch Asien gewandert. Kann man mit dem Zuge mehr erreichen als zueinander zu kommen?

In Peking wollte es Frühling werden, als ich vor jetzt mehr als zwei

Jahren von da abfuhr. In dem eingezäunten Raum um den Tempel des Himmels, dem Vorhof, hier einem Bilde der Steppe, gingen Schafe mit neugeborenen Lämmern, die blökten wie der Morgen der Zeiten. Die Elstern flogen mit Reisern im Schnabel zu ihren Nestern auf all den gleich hohen grauen Mauern, die Peking bilden und das Heim der Chinesen abschließen und über die weiß und rosa blühende Obstbäume ihre Kronen hinüberstreckten als das einzige, was man von einem streng umfriedeten Garten und der Freude des Besitzers sah.

Ein Hochzeitszug geht durch die Straßen, Schalmeien und Gongong, in einem Käfig, der in weißen und rosa Farben gestickt ist, gerade wie die Obstbäume, und der von Kulis getragen wird, sitzt die Braut, eingeschlossen wie ein Schmetterling in seiner Puppe. Das ist Chinas Glück, das noch versteckt ist. Am Tage vorher oder in einer andern Straße hat man vielleicht ein Begräbnis gesehen, ebenfalls mit Musik, mit gellenden und schrillenden Trompeten, ein gemietetes Gefolge hinterher, und ein Mann, der große runde Papiermünzen in die Luft wirft, die Bestechung der Geister des Verstorbenen. China stirbt, und China ist Braut.

Außerhalb der Stadtmauer, auf den uralten Wegen, die wie Flußbetten in den Boden eingegraben sind, kommt eine Karawane Kamele herangezogen, majestätisch langsam, das eine an den Schwanz des andern gebunden, oben vom Nankaupaß her, dem Tor zu Gobi.

Die Zugvögel gehen nach Norden. Reiher im Mondschein wie ein altes chinesisches Kunstwerk. Eines Nachts höre ich einen bekannten Laut, der mir in die Seele dringt, und trete aus meinem Papierhaus heraus —: Sterne, der Große Bär über meinem Kopf, und oben im Dunkel die verklingende spröde Musik von wilden Gänsen auf ihrem Wege nach der Tundra. Es klingt wie ein wehes Rufen fliehender junger Frauen, die man nie mehr einholen wird, die Kindheit, der Frühling, die gebrochene Musik dort hinten in der Luft übertäuben die johlenden Verkäufer, übertäuben alles, womit die rasenden Millionen unten auf der Erde einander überschreien. Bald sitze ich im Zuge und fahre von Peking fort.

Werde ich Peking jemals wiedersehen?

Zwei Gedichte

von Franz Werfel

Einem Denker

Dein Blick, mein Bruder, hat mich erschreckt.
Ich habe um deinen Mund und über deinen Brauen einen bösen Mangel entdeckt.
Meine Sphäre war traurig,
Ihr mißfiel deine Art
An der Spitze des Tisches zu sitzen, zierlich geduckt,
Mit gekreuzten Armen, freundlich, listig, kätzchenhaft.

Tu dieses Ducken aus deinen Augen, mein Freund!
Laß ab von der barbarischen Bereitschaft des Anklägers und Angreifers!
Wie deute ich mir,
Wie verstünd ich's,
Daß du den feurigen Talar des Richters unverbrannt durch die gleichgültigen Räume trägst,
Daß dein Wort dir gelingt, dein Schlaf dir gelingt, du Schläfer an dir vorbei, du nicht Erwachter!?

Wie soll ich dein Gebrechen nennen, Schläfer?
Ich will dein Gebrechen Selbstgerechtigkeit nennen, Schläfer!
Denn wer zu Gericht sitzt
Über die Sünder,
Sitzt hinterm Kreuz, ist im Recht, braucht seiner Schuld nicht zu gedenken, darf sein Wesen vergessen,
Und der Henker erspart die Pflicht, sich selbst den Kopf abzuhaun.

Ich bitte dich mit der Hand auf dem Herzen, ich beschwöre dich, laß ab davon!
Es ist mir sehr wohl bekannt, was uns alle zur Anklage treibt, zu Urteil, Bannstrahl, Achtung und zu der Seligkeit des Hohns.
Du aber bist wie ein Knabe,
Und scheinst nicht zu wissen,
Daß du nur angreifst, um dich vor dir zu verteidigen, daß du mit deinem Schilde deine Blöße bedeckst . . .
Aber vergiß nicht, daß Aussatz und Räude dereinst unsern erhabensten Triumphschrei zum Gespött machen.

Ich will dir ein Wort sagen, das du nicht begreifen wirst.
Ich sage dir: die Selbstbehauptung im Geiste ist Selbstvernichtung, die Selbstvernichtung im Geiste aber ist Selbstbehauptung.
Kennst du die starke Waffe
Der wirklichen Sieger?
Sie verachten das Wort, sie ziehn die Niederlage dem Sieg vor, sie ergeben sich, sie lassen sich gefangen nehmen ...
Denn furchtbar ist der Demütige, furchtbarer der Reine, der sich erkennt, und ein Tamerlan, wer sich aufgibt!

Ich tadle deine Philosophie, mein Bruder, weil sie die Philosophie der Gerichtshöfe ist.
Sie ist dialektisch, forensisch, sie betet das Wort an und die Unterscheidung der Worte.
Aber die Worte sind
Bedingter noch als die Dinge.
Die Dinge verstellen den Geist, die Worte verstellen die Dinge, und der Geist der Worte
Ist wundersam und angenehm zu fassen in seinen Gefügen und Reimen, aber eitel und trostlos für die Leidenden.

Sprich, o sprich mir nicht von all dem Frevel, der dir widerfährt und dich vereinsamt.
Glaube mir, die Unvollkommenheit, die uns trennt, ist lange nicht so groß, wie die Unvollkommenheit, die uns vereint.
In dir ist aber noch
Der alte Adam allzusehr!
So hängst du dich an Ehre, Mut und Mannheit, an die Tugenden der Bestie und ihre Vollkommenheit,
Vergissest, daß die Vollkommenheit die Lilie der göttlichen Vernichtung ist.

Du bist zu schnell an den Betten vorübergegangen, auf denen die gelben Sterbenden rasten,
Du warst, mein Bruder, mit Gerichtsakten beschäftigt, als die Sträflinge ihren einstündigen Marsch im Hof anhuben.
Du kennst jene Weisheit nicht,
Höher als alles Mitleid!
Du kennst nicht jenes Hindurcherkennen, plötzlichen Aufgang andern Lichts, die Demokratie der Ungleichheit, und das Bewußtsein, daß wir alle Hände haben,
Du kennst noch nicht jene kostbaren Tränen, deren man wenig in einem Leben vergießt.

Im großen Raum des Tags
Die Stadt ging hohl, Novembermeer, und schallte schwer
Wie Sinai schallt. Vom Turm geballt
Die Wolke fiel. – Erstickten Schlags
Mein Ohr die Stunde traf,
Als ich gebeugt saß über mich zu sehr.
Und ich entfiel mir, rollte hin, und schwankte da auf einem Schlaf.

Wie deut ich diesen Schlaf,
Wie noch kein Schlaf mich je trat an, da ich verrann
In Dunkelheit, so mich eine Zeit
In mein Herz traf?
Und als ich kam empor,
In Traum auftauchend Atemgang begann,
Trat ich in mein vergangnes Haus, in schwarzen Flur durchs winterliche Tor.

Nun höret, Freunde, es!
Als ich im schwarzen Tage stand, schlug mich eine leichte Hand.
Ich stand gebannt an kalter Wand.
O schwarzes, schreckliches
Gedenken, da ich ihn nicht fand,
Den Leichten, der mich so ging an
Und mich im schwarzen Tag des Tors geschlagen leicht mit seiner leichten Hand.

Es fügte sich kein Schein,
Und selbst das kleine schnelle Licht, das sich in falsche Rosen flicht,
Und unterm Bild vergeht und schwillt,
Das kleine Licht ging ein.
Es trat kein schwarzer Engel vor,
Kein Schatten trat, kein Atem trat aus dem kalten Stein.
Doch hinter mir in meinem Traum, aufschluchzend kaum versank das Tor.

Und auch kein Wort erscholl.
Doch ganz mit meiner Stimme rief ein Wort in meinem Orkus tief.
Und wie am Eichenort ein Blatt war ich verdorrt.
Weh, trocken, leicht und toll
Fiel ich an mir herab und fuhr in Herbst und großem Stoß.

Mich nahm ein Wort und Wind mit fort,
Das Wort, das durch mich stieß, das Wort mit dreien Silben hieß, das Wort hieß: rettungslos.

O letzte Angst und Schmerz!
O Traum vom Flur, o Traum vom Haus, aus dem die Frau mich führte aus!
O Bett im Dunkel aufgestellt, auf dem sie mich entließ zur Welt.
Ich stand in schwarzem Erz,
Und hielt mein Herz und konnte nicht schrein,
Und sang ein — Rette mich — in mich ein.
Der Raum von Stein baute mich ein. Ich hörte schallen den Fluß und hallen, den Fluß allein.

Und da es war also,
Tat sich mir kund mein letztes Los, und ich stieg auf aus allem Schoß.
Im schwarzen Traum vom Flur zerriß und klang die Schnur.
Und ich erkannte so,
Warum da leicht und fein die Hand mich schlug,
Die schwach an meine Stirne fuhr,
Und meinen Gang geheim bezwang, daß ich nicht wankte mehr, und kaum mich selber trug.

Und als ich ihn erkannt,
Den Augenblick, der mich trat an, da war ich selbst der andre Mann,
Und der mir hart gebot, ich selber war mein Tod,
Und nahm mir alles unverwandt,
Und wand es fort aus meiner Hand und hielts gepackt —
Genuß und Liebe, Macht und Ruhm und jammernd die Dichtkunst zuletzt.
Und stand entsetzt und ausgesetzt und ohne Wahn und aufgetan und völlig nackt.

O Tod, o Tod, ich sah
Das erstemal mich wahrhaft sein, mich ohne Willen, Wunsch und Schein,
Wie Trinker nächtlich spät sich gegenüber steht.
— — Er lacht und bleibt sich fern und nah — —
Ich stand erstarrt in erster Gegen-Wart allein zu zwein.
(Ach, was wir sagen täuscht schon, weil es spricht)
Ich fand mich, ohne Wahn mich sein, und starb in mein Erwachen ein.

Im großen Raum des Tags
Hob ich mein Haupt auf aus dem Traum und sah auf meinen Fensterbaum.

Die Stadt ging hohl, Novembermeer, und schallte schwer,
Der Himmel glühte noch kaum.
Ich aber ging hinab mit großem Haupt und Hut,
Und ging durch Straßen, rötliches Gebirg und Paß . . .
Mein Haupt vom Traum umlaubt noch. Ging mit dumpfem Blut.

Ich ging, wie Tote gehn,
Ein abgeschiedner Geist, verwaist und ungesehn.
Ich schwebte fern und kühl durch Heimkehr und Gewühl,
Sah Kinder rennen und sah Bettler stehn.
Ein Buckliger hielt sich den Bauch, und eine Greisin schwang den Stock und schrie,
Leicht eine Dame lächelte. Ein Mädchen küßte sich die Hand . . .
Und ich verstand, was sie verband, und schritt in großer Alchimie.

Rundschau

Deutschland und Österreich

von Hermann Bahr

Deutschland und Österreich haben in diesem Kriege, durch diesen Krieg erst einander wirklich kennen gelernt. Erst jetzt weiß jedes der vielen österreichischen Völker, wohin Österreich gehört: an die Seite Deutschlands; aber auch das deutsche Volk weiß jetzt erst, was es doch an Österreich hat. Nicht immer war allen unseren österreichischen Völkern bewußt, daß Österreichs Platz bei Deutschland ist, nicht immer ist Österreich von seinen eigenen Völkern ganz verstanden worden und in Deutschland ist Österreich lange verkannt oder doch unerkannt gewesen.

Das hört sich seltsam an, gar aus österreichischem Munde, und mancher denkt vielleicht im stillen: Diese Österreicher sind doch eine undankbare Gesellschaft! Wie? Österreich von Deutschland verkannt? Wie konnte sich der Österreicher in Deutschland unverstanden fühlen? War er nicht überall im Reiche willkommen? Sah er sich nicht stets mit offenen Armen aufgenommen? Wurde seine Begabung, die Beweglichkeit, Anmut und Wärme seiner schon südlicheren, sonnigeren Art, die gute Laune seiner helleren Sitten nicht neidlos anerkannt? War der Österreicher in Deutschland nicht eher geradezu fast ein bißchen überschätzt? Jedenfalls aber heillos verwöhnt? So denkt mancher im stillen und gerade jetzt, wo dies alles nun ja glücklich überwunden ist, wirds Zeit, einmal laut davon zu reden, und mit voller Aufrichtigkeit, um alte Mißverständnisse aufzuklären und vielleicht neuen Mißverständnissen vorzubeugen. Verwöhnt? Ganz recht! Aber das eben wars ja. Verwöhnt! Nämlich: verwöhnt wie ein Kind, ein entzückend begabtes, wenn auch nicht immer ganz artiges Kind, mit dem man in heiteren Augenblicken gern spielt und das man in ernsten aber dann aus dem Zimmer schickt. Das war das Gefühl, das wir Österreicher im Deutschen Reiche hatten. Und jetzt darf man es ja sagen, wie uns darum alle diese Gastlichkeit und Herzlichkeit und Fröhlichkeit in deutschen Landen doch immer heimlich leise wehe tat, die wir eher als eine unverdiente Kränkung, fast als einen Vorwurf empfanden, weil wir ihr doch

anhörten, daß man im Grunde, Hand aufs Herz! eigentlich nicht sehr viel von uns hielt. Das heißt, man hielt schon was von uns, man hielt sogar auch wieder allem Anschein nach sehr viel von uns, aber doch nur in Dingen, die dem Deutschen gleichgültig oder jedenfalls nicht die Hauptsache sind. Man ließ sich von uns Schneider, Putzmacherinnen, Friseure, Masseusen, Kellner, Köche, Tänzer, Schauspieler, Sänger, Operetten, Anekdoten und Feuilletons liefern, kurz: allen Tand des Lebens, ließ uns allenfalls auch noch in den schönen Künsten, ließ unsere Gewandtheit, unsere guten Formen, unsere Begabung für jede Art von Zierat gelten, ja man gestand uns gerne zu, darin dem Deutschen vielleicht sogar überlegen zu sein, in allem worauf es ihm schließlich nicht im mindesten ankommt. In allem aber, worauf es für das Gefühl des Deutschen am Ende ganz allein eigentlich ankommt, im Wesentlichen, in den entscheidenden Dingen des Lebens, nein, da traute man uns nichts zu, da hatten wir einen sehr beschränkten Kredit. Wir galten für unsachlich, für nicht eben zuverlässig, für nicht sehr pünktlich, unsere Schlamperei war sprichwörtlich und kein Deutscher dachte daran, sich jemals im Ernst mit einem Österreicher einzulassen. Wer sich in deutscher Gesellschaft durch seine Mundart als Österreicher verriet, stieß immer gleich auf dasselbe fatal begönnernde Lächeln, sah sich durch ein Gespräch über Sechsschritt, Mehlspeisen oder, wenns hoch ging, Kunstgewerbe beglückt und wurde dann schleunigst aber an die Damen abgegeben, zur weiteren Behandlung. Verdroß es ihn, daß der Österreicher durch sein bloßes Erscheinen schon als ein guter Witz wirken soll, widersprach er dem Ruf, den wir in Deutschland hatten, und versuchte gar für ein besseres Verständnis unserer Art zu werben, so fand er kein Gehör, keinen Glauben, dafür aber eine Unkenntnis unseres österreichischen Lebens mit allen seinen Bedingungen und allen seinen Problemen, ja der ganzen geschichtlichen Entwicklung Österreichs, die ihn entwaffnete. Es blieb ihm nichts übrig, als resigniert zu verstummen und sich höchstens Gedanken darüber zu machen, warum denn wohl der Deutsche, der so viel weiß und der doch aber am liebsten alles wissen möchte, warum dieses Volk von Oberlehrern nur gerade von seinem nächsten Nachbarn und Bundesgenossen nichts wissen will. Wir wissen wahrhaftig auch nicht viel von den Askaniern, aber immer noch eher als ein richtiger Berliner von den Babenbergern, ja selbst über Karl VI. und die Pragmatische Sanktion, über die Hauptplätze unserer Geschichte. Man übertreibt nicht, wenn man sagt, daß sich der Durchschnittsdeutsche (und dieser Durchschnitt reicht zuweilen bis zum Unterstaatssekretär) vor diesem Kriege doch in Persien und in China weit besser ausgekannt hat als in Österreich. Für den Durchschnittsdeutschen ist Österreich erst in diesem Kriege entdeckt worden. Denn da hat sich ja gezeigt, daß der Österreicher doch mehr ist, nicht bloß glänzend,

nicht bloß für den Schmuck und Zierat und Verputz des Lebens begabt, sondern doch auch sonst noch verwendbar, auch in den Hauptsachen, auch im Ernst. Das machte den Deutschen stutzig, bis zum Unterstaatssekretär hinauf, und es fing ihm aufzudämmern an, der Österreicher könnte vielleicht, müßte vielleicht doch noch anders sein, als man sich ihn bisher vorzustellen gewohnt war. Wir wurden ihm auf einmal interessant, und ist man mit ihm erst so weit, da läßt er ja dann nicht locker. Was er tut, tut er gründlich, man sieht das wieder an der neuesten Berliner Mode: wer nur ein bißchen den Kopf dazu hat, lernt dort jetzt türkisch. Das macht uns hoffen, daß mit der Zeit schon auch an uns die Reihe kommen wird und der Berliner sich vielleicht noch entschließt, österreichisch zu lernen.

Leicht ist das für ihn nicht. Österreich richtig zu sehen wird nämlich dem Deutschen besonders dadurch erschwert, daß es ja jahrhundertelang an der deutschen Geschichte teilgenommen hat. In dieser langen Zeit schien es allmählich schon so sehr ein Stück Deutschlands geworden, daß es auch heute noch, auch ausgeschieden aus der deutschen Geschichte seit 1866, für das deutsche Gefühl ein zwar jetzt abgetrenntes, aber doch dem Wesen nach immer noch kein fremdes Land ist, auf das also der Deutsche nun alle seine deutschen Gewohnheiten, alle seine heimischen Vorstellungen, seine eigenen politischen Begriffe unwillkürlich ohne weiteres überträgt. Er vergißt dabei, daß Österreich zwar allerdings jahrhundertelang auf Deutschland eingewirkt hat, aber eigentlich doch immer nur von außen her, selbst draußen stehend, selbst bei sich bleibend. Es hat gelegentlich seine Hand auf Deutschland gelegt oder in Deutschland gesteckt, aber niemals seinen Fuß nach Deutschland gesetzt. Es hat jahrhundertelang in Deutschland mitgetan, man möchte sagen: dreingetan, aber immer aus seinem eigenen Raume her, gewissermaßen aus der vierten Dimension, aus einem Jenseits, jedenfalls von draußen, von drüben, vom anderen Ufer, und stets so, daß es dabei sich selbst oder doch einen Teil von sich, und zwar gerade den wesentlichen, immer zurückbehielt, immer für sich behielt, wohl verwahrt. Gerade von seinem Wesen hat es die Deutschen nichts merken lassen, absichtlich nicht, für den Verkehr mit den Deutschen hat es sich ein eigenes Gesicht aufgesetzt, für die Landung in Deutschland, die es eine Zeitlang, ganz gegen seinen wahren inneren Kurs, versuchte, hat es sich einen besonderen Steg angelegt, eine deutsche Schmalseite, die dann, nach der mißglückten Landung in Deutschland, allmählich wieder eingezogen und längst aufgelassen worden ist. Deutschland aber fuhr fort, wenn es an Österreich dachte, noch immer nur diese längst schon beseitigte deutsche Seite Österreichs zu sehen, es sah bis zum Krieg an Österreich noch immer nur die Deutschen Österreichs, nur diese zwölf Millionen unter den einundfünfzig, als ob dieses Viertel Österreich wäre, jemals ganz Österreich gewesen wäre, und

bemerkte nicht, daß auch diese Deutschen Österreichs, so gute Deutsche sie geblieben sind, ja durch das gemeinsame Leben mit anderen Völkern, welches Österreich ist, doch längst noch etwas anderes geworden sind, noch etwas wesentlich anderes: eben Österreicher.

Was heißt das? wird der Deutsche fragen. Kann denn ein Volk noch etwas anderes sein als eben dieses Volk, kann aus einem Volk mehr werden, als es ist, kann ein Volk sozusagen über sich hinausgestreckt werden? Ja damit sind wir eben schon unmittelbar am österreichischen Problem, denn eben dadurch entsteht Österreich, und eben darin besteht es, daß jedes seiner Völker sich an den anderen Völkern höher zu strecken hofft, als ihm aus eigener Kraft je möglich wäre.

Indem Ferdinand I., der Erbe Maximilians, der Herr der alten Ostmark, 1526 zum böhmischen und zum ungarischen König erwählt wurde, entstand Österreich*, seine Länder haben es gewählt, sie haben es gewollt, sie haben sich frei für Österreich entschieden, zu Österreich entschlossen, keins der österreichischen Länder ist mit Waffen erobert worden, keines ist bezwungen worden, sie fanden sich zusammen und wuchsen zusammen, nicht auf Gewalt noch Willkür beruht Österreich, sondern auf Freiheit und Notwendigkeit, nicht auf äußerem Zwang, sondern auf innerem Drang, nicht auf Befehl, sondern auf Bedürfnis. Es ist eine Zusammenkunft von Völkern, worin jedes dieser Völker an den anderen, im Leben mit den anderen, in der Furcht vor den anderen, im Argwohn gegen sie, im Neid auf sie, im Wettstreit mit ihnen, im Kampf um die Macht, in dieser fortwährenden höchsten Anspannung seiner unablässig wieder gereizten, wieder bedrohten, niemals gestillten, immer wieder gesteigerten, niemals befriedigten Kraft über sich empor zu einer Eigenart kommt, die sein ist, aber die es doch ohne die anderen niemals selbst erreicht hätte, so daß also jedes der österreichischen Völker in Österreich, an Österreich, durch Österreich selber mehr wird, als es, auf sich angewiesen, aus sich geworden wäre, ja je hätte werden können. Österreich ist in Europa der erste große Versuch oder Entwurf, ein bisher noch nicht ganz gelungener, ein vielleicht eben jetzt erst gelingender Versuch einer Organisation von Völkern in Freiheit, einer Ordnung des Vielfältigen zur Eintracht, eines neuen Staates aus alten Staaten, deren Persönlichkeit, Eigenart, Vorgeschichte, Richtung und Willenskraft in ihm nicht nur nicht verlischt, sondern sich gerade durch ihn, an ihm erst erfüllt. Ein solcher Entwurf, ein solcher Versuch, Ungleiches auszugleichen, Ungefüges einzufügen, Widerstrebendes anzupassen braucht natürlich mehr Zeit als der Nationalstaat, der sich schon durch seine Denkbequemlichkeit empfiehlt und nirgends erst einen Widerstand ab-

* Vgl. dazu die Ausführungen in meinem Aufsatz „Böhmen", Januarheft der Neuen Rundschau.

zubiegen hat. Dem Nationalstaat wird sein Material fertig geliefert, die Bausteine sind zubehauen, er findet die Nation schon vor: sobald sie sich nur ihre Form gibt, erscheint er von selbst und läuft von selbst. In Nationalstaaten decken sich Nation und Staat, während der Völkerstaat ja seine schon geformten Nationen nun erst noch in eine höhere Form umzugießen hat, wobei denn ein harter Klang, ein leises Klaffen, ein Hiatus nicht immer ganz zu vermeiden sein wird. Auch das Deutsche Reich weiß das aus eigener Erfahrung, das ja auch kein reiner Nationalstaat ist, zu seinem Glück, wie sich jetzt zeigen wird. Die letzten fünfzig Jahre hat freilich der Nationalstaat mit seinem so handlichen, einfachen und geläufigen Schema die Völker betört. Bis ein Völkerstaat, der ja so viele Brüche zunächst erst einmal auf einen gemeinsamen Nenner bringen muß, abgerechnet hat, ächzt und stöhnt und stockt er oft, er setzt sich schwer in Bewegung, die Maschinerie des Nationalstaates geht gleich glatt. Ist aber der Völkerstaat soweit, daß seine vielen Stimmen endlich einstimmen, gegen den Orgelton dieser brausenden Fuge, wie klingt da der Nationalstaat mit seiner einen Saite matt, dünn und schal! Ein mechanisch gesinntes Zeitalter, dem es auch im Politischen an allem Sinn fürs Organische gebrach, hatte nur freilich dafür kein Ohr, es fand Österreich wider seinen Sinn, es sprach ihm vor der Vernunft die Berechtigung ab, da zu sein; Österreich konnte darauf nicht anders antworten, als indem es da war und da blieb. Jetzt aber kommt ihm die Wirklichkeit zu Hilfe, die Wirklichkeit gibt ihm recht, die Wirklichkeit beglaubigt es gegen die Doktrin, denn jetzt, in diesem Augenblick, den wir jetzt erleben, scheint es immer mehr, daß sich die Wirklichkeit, unsere nächste Wirklichkeit auf die nächsten hundert Jahre, für den Völkerstaat entscheiden will. Wie dieser Krieg uns überall umzulernen zwingt, zeigt er uns nun auch Staat und Nation in einem ganz neuen Verhältnisse: der Staatsbegriff überwächst das Nationalgefühl, der Staat tritt vor, die Nation zurück. Allen Völkern ist ihr Staat in diesem Kriege wichtiger geworden, als er ihnen vor diesem Kriege war; und um ebensoviel als der Staatsgedanke wuchs, schwand das Nationalgefühl. Der Krieg hat alle Völker plötzlich vor Aufgaben, Entscheidungen, Pläne gestellt, für die sie mit der bloßen nationalen Empfindung nicht mehr auskommen. Liszt sagt: „Eine der folgenschwersten Tatsachen, die uns der Krieg enthüllt hat, ist der Sieg des Staatsgedankens über das Nationalitätsprinzip." Man darf vielleicht noch mehr sagen, nämlich: Dieser Krieg stellt allen und stellt besonders uns, stellt dem Deutschen Reiche, dem mit Deutschland verbündeten Europa, dem Deutschtum in der Welt Bedingungen, für die nicht bloß das Nationalitätsprinzip, der alte Nationalstaat längst nicht mehr reicht, sondern dieser Krieg hat den Staatsgedanken so weit gedehnt, so hoch gespannt, daß ihm jetzt schon auch der

bisherige Völkerstaat nicht mehr genügen kann, daß er einen noch größeren Raum für sich braucht, und eine noch biegsamere Form, daß er etwas wie einen neuen Völkerbundesstaat verlangt, gleichsam eine Auferstehung der alten Christenheit des Mittelalters, in ungeheuren Maßen. Denn wir kommen mit allen unseren politischen Denkgewohnheiten ja nicht mehr aus, wir kommen der eilenden Wirklichkeit nicht mehr nach, der österreichische Abgeordnete Renner hat recht: „Der Staat ist zu klein, die Welt teilt sich in wenige große Gruppen, man muß in Erdteilen denken!" Schon ringt sich aus den blutigen Dämpfen des Schlachtgewühls, noch umwölkt, eine neue Gestalt empor, eine lichte Welt gemeinsamer Arbeit, ein waffenstarker, friedensfroher, das Deutsche Reich, Österreich-Ungarn, den Balkan, die Türkei, Persien und China von Meer zu Meer geistig, sittlich und wirtschaftlich in denselben Willen zusammenfassender Werkbund. Betroffen blickt der Österreicher zu dieser neuen Gestalt auf, denn sie trägt ihm wohlbekannte, seinem Herzen teuere, seinem alten Vaterlande tiefverwandte Züge. Hat Habsburg nicht immer schon in Erdteilen gedacht? Ist diese neue Form, die zum gemeinsamen Werk so vieler Völker jetzt notwendig sein wird, diese lebendigere, reichere, beweglichere Form, diese Form der Fülle, der Entfaltung, der Vieleinigkeit nicht in unserem alten Österreich immer schon leise, wenn auch noch bange, vorgefühlt worden? Ist nicht unser altes Österreich schon ihre Verheißung, ihr freilich noch ungewisses, gespenstisch schwankendes, zaghaft ahnungsvolles Vorbild im kleinen gewesen, wird nicht das jetzt erstehende neue Reich der Mitte, dieser federnde Kreis zwischen dem starren Osten und einem exzentrischen Westen ja doch eigentlich bloß Österreichs gereinigtes, erwachsenes, stark versichertes Abbild im großen sein? Und so hätten wir Österreicher dann, während wir seitab in aller Stille nur unser eigenes Haus zu bestellen meinten, damit einen weltgeschichtlichen Beruf erfüllt, indem wir das Modell des neuen Europa schufen, und hätten, wenn das nicht ohne manche Torheit geschah, den Trost, daß sie dafür hoffentlich der deutschen Welt erspart bleiben wird. Unsere österreichische Geschichte ist ein Anschauungsunterricht im deutschen Umgang mit anderen Völkern, aus dem, an unseren Fehlern und unseren Erfolgen, der Weltdeutsche der Zukunft, dieser Österreicher im großen Format, lernen mag, jene zu vermeiden, diese zu benützen. Es wäre ein Augenblick, wie wir noch keinen größeren erlebt haben. Sein Vorgefühl beglückt jeden Österreicher. Gar aber den deutschen Österreicher stellt es recht eigentlich erst wieder her, er kann jetzt wieder an sein Vaterland glauben.

Der österreichische Deutsche wußte ja nicht mehr, was er soll, er kam sich ausgesetzt vor. Um das recht zu verstehen, muß man als kleiner Bub 1866 erlebt und in der Seele noch den finsteren Ingrimm haben, mit

dem sich unsere Väter in ihr Schicksal ergaben, in das Ende. Wir sind auf einem Grab aufgewachsen. Die Väter hatten an ein Deutschland geglaubt, das wir Österreicher einen und lenken sollten. Jetzt lag Österreich geschlagen. Und dann wurde Deutschland eins, aber ohne Österreich. Ihr Traum war erfüllt, aber ohne sie, ja gegen sie. Deutschland war da, aber Österreich war nicht mehr dabei. Wo war es denn noch? Was war es? Und was sollten sie noch? Ihnen blieb das Nachsehen, allenfalls das Zusehen, Österreich war der Zuschauer Europas geworden. In dieser Stimmung wuchs das jetzt wirkende Geschlecht auf und es ist kein Wunder, wenn wir Ästheten wurden, Dilettanten, Kostgänger aller geistigen Moden. Was denn sonst hätten wir werden sollen? Rings um uns war ja nichts mehr; es konnte, wenn wir überhaupt noch etwas ernst nehmen wollten, nur das Spiel sein. Aber leicht ist uns unser holder Leichtsinn nicht geworden und man wird vielleicht später einmal erst merken, wieviel Schwermut in ihm steckt. Unsere berühmte österreichische Oberflächlichkeit ist tiefer, als man meint. Wem aber unter den jungen deutschen Österreichern der Sinn höher stand, wer sich nicht ins neugierige Zusehen, in den schönen Schein, in die Lust am bloßen Spiel fand, wem das Herz nach Taten schlug, was sollte der, wohin mit seiner Kraft? Vor dem Tore lag das Land der Tat, uns aber versperrt. Da wurde manchem bang, da wurde mancher an sich irr und verlor sich an arge Gedanken. Und nur Bismarck hat uns damals unablässig immer wieder an Österreich gemahnt. Bismarck hat uns immer wieder vor dem jämmerlichen Wahn gewarnt, als ob einer dadurch, daß er ein schlechter Österreicher würde, ein guter Deutscher wäre. Bismarck hat uns immer wieder heimgeschickt. Denn Bismarck, der Wahrseher, wußte, daß Deutschland nicht die deutschen Österreicher, sondern ein starkes Österreich braucht, daß ein starkes, wehrhaftes, die Kräfte seiner sämtlichen Nationen darbringendes, aufrechtes, selbstbewußtes, tatbereites Österreich eine Notwendigkeit für das Deutsche Reich ist. Bismarck wußte das und sagte das jedem, besonders deutlich aber, bis zur Grobheit deutlich oft, wenns einer aus dem Fähnlein deutscher Irredentisten war, die es damals in Österreich gab — man kann das heute ja ruhig gestehen, es schadet keinem mehr, die meisten sind längst Exzellenzen. Und wenn sie jetzt der vergangenen Zeiten gedenken, erschrecken sie wohl selber vor sich, bereuen tief und danken aus ihrem deutschen Herzen dem allmächtigen Gott, der ihnen ihren verräterischen Wunsch unerfüllt ließ. Wäre er damals erfüllt und das deutsche Österreich zum Deutschen Reich geschlagen worden, was hätte das Reich jetzt davon? Ein paar Millionen Einwohner mehr und kaum hunderttausend Quadratkilometer mehr, aber keinen einzigen Freund in der Welt. Es stünde dann jetzt ganz allein in der Welt. Und es war aber doch gut, daß es von Anfang an in diesem Kriege nicht allein stand!

Und dieser ganze Krieg geht doch im Grunde nur eben darum, daß Deutschland nicht abseits, auf sich selbst zurückgewiesen, in sich eingekreist, allein stehen will, sondern inmitten einer mit ihm wirkenden, von ihm geordneten, ihm zu gemeinsamer Arbeit verbundenen Welt. In einem sehr hohen Sinne hat Deutschland vielleicht wirklich „Schuld" an diesem Krieg, anders freilich als seine Feinde meinen. Denn dieses Krieges tiefster Anlaß war vielleicht, daß Deutschland nicht mehr allein bleiben will, nicht mehr allein bleiben kann in der Welt, daß es seinem Drang, das deutsche Wesen in die Welt zu strecken, gehorchen muß, diesem gewaltigsten Drang der deutschen Seele nach Allvereinigung, nach Totalität, nach einer ungeheueren, alle Pole verbindenden, alle Widersprüche beherrschenden, alle Welten überbrückenden, Millionen umschlingenden, alles Leben bejahenden Synthese, und daß es eben dadurch alle verneinenden Geister, alle Triebe der Unrast, alle auf Trennung, Entzweiung, Vereinzelung zielenden Kräfte zu einem letzten furchtbaren Widerstand zwang. Vielleicht ist dieser Krieg doch nur der Krieg um Europa, um den ewigen Frieden, um die Vereinigten Staaten Europas, die Denker und Dichter lange schon träumten und die vielleicht doch nur der deutsche Geist uns bringen kann, weil vielleicht nur er tief, aber auch weit genug, gewaltig, aber auch empfänglich genug, ausgreifend, aber auch einfühlend genug ist und vielleicht nur er Raum für alle hat, Raum für die ganze Menschheit Europas, Raum und Luft und Licht, denn diese Menschheit verlangt, unter einem Starken in seinem Schutz ihr eigener Herr und frei und froh zu sein, wo sonst aber ist ein Volk, das zur Kraft auch noch die Geduld der verstehenden Liebe hätte? Die hat der deutsche Geist (den freilich nicht viele Deutsche haben, darauf kommts auch gar nicht an, nicht auf die Zahl, in der er erscheint, sondern auf den Grad, den der Geist an manchen Deutschen, an einem in hundert Jahren, erreichen kann), er holt sie sich aus einer seiner Grundeigenschaften, aus der Sachlichkeit. Sachlich sein heißt zur Anerkennung der Welt gewillt sein. Sachlich ist, wer eine Sache um ihretwillen betreibt, nicht um seinetwillen. Um sachlich zu sein, muß einer zuvor sich selbst und seinen Eigensinn überwunden haben, er muß vermögen, außer sich zu sein: Sachlichkeit ist schon Liebe. Sachlichkeit behandelt eine Sache nicht als ein bloßes Mittel, sondern als ihren eigenen Zweck. Daher die deutsche Zärtlichkeit fürs Kleine, für jeden zitternden Grashalm, für jeden verirrten Sonnenstrahl, die Dürer-Andacht im Detail, der ganze Pietismus, der im Grunde nichts als Sachlichkeit im Glauben ist. Daher aber auch der deutsche Zug ins Universale: Dem Deutschen, dem jedes Blümelein von Herzen recht ist, muß es auch die ganze Welt sein, er sagt zu allem ja. Und nur dem, der ja sagt, eröffnen sich die Dinge. Von Novalis stammt ein geheimnisvolles Wort: „Deutschland ist Rom, als Land . . . die

instinktartige Universalpolitik der Römer liegt auch im deutschen Volke." Sein Instinkt sagt dem Deutschen nämlich, daß er der Welt etwas bringen kann, was sie braucht und was er nur hat: das deutsche Verhältnis zum Problem von Ideal und Wirklichkeit. Dazu steht das deutsche Volk von Grund aus anders als alle anderen Völker Europas: ihnen enthält es ein Entweder-Oder, ihm ein Sowohl-als-Auch. Der Franzose tut immer entweder der Wirklichkeit durch das Ideal Gewalt an, oder er gibt das Ideal für die Wirklichkeit preis, er ist Jakobiner oder Impressionist. Der Engländer scheidet die beiden und weist jedem seinen eigenen Raum an; er hat ein Ideal, macht aber in Wirklichkeit keinen Gebrauch davon; er trägt es nur Sonntags. Aber der Deutsche wählt nicht zwischen Ideal und Wirklichkeit, er will beide und will sie zugleich. Wo die anderen einen Widerspruch empfinden, dessen sie sich entledigen oder über den sie sich täuschen, den sie zerhauen oder vertuschen wollen, eben da findet der Deutsche die Aufgabe, den Inhalt seines Lebens. Mit dem Blick zum Himmel steht er auf Erden fest, beide verlangend, und nie fühlt er sich glücklicher, als wo sie sich berühren, wenn der Geist Erscheinung oder Erscheinung zu Geist wird, wenn die Seele zu Sinnen kommt oder Sinnlichkeit auf die Seele horcht, wenn sie sich ineinander ergießen, weshalb auch Musik die wahre Kunst des Deutschen ist und alle deutsche Kunst, mit welchen Mitteln immer, unwillkürlich stets immer Musik zu werden verlangt. Das am reinsten deutsche Leben ist noch immer das Goethes, der, wie er in jenem berühmten ersten Gespräch mit Schiller gesagt hat, Ideen hatte, ohne es zu wissen, ja sie sogar mit Augen sah: er hat das Ideal unwillkürlich immer gleich verwirklichen müssen, wie er umgekehrt ebenso wieder unfähig war, die Wirklichkeit auch nur leise zu berühren, ohne sie gleich unwillkürlich immer idealisieren zu müssen. Darin glich ihm Bismarck, dessen Kraft nicht darin war, daß er Realpolitik, sondern daß er Realpolitik mit Ideen trieb. Realpolitik trieben andere vor ihm und mit ihm auch, und wieder andere hatten Ideen, ja die in der Paulskirche mehr als er, deutsch aber ist es, Ideen in der Wirklichkeit zu haben und die Wirklichkeit zur Idee zu bringen. Deutsch ist es, vom Ideal zu fordern, daß es den Anblick der Wirklichkeit erträgt, und von der Wirklichkeit, daß sie dem Ideal standhält: der Deutsche muß Aug in Aug mit beiden leben können. Und weil sich nun zeigt, daß jedes andere Verhältnis von Ideal und Wirklichkeit versagt und der Menschheit Europas, die sich der Erde freuen und doch aber auch auf den Himmel nicht verzichten will, schließlich keine innere Form des Lebens so gut taugt wie diese deutsche, wird nichts übrig bleiben, als daß der Deutsche das neue Europa schafft, ein himmelauf blickendes, erdenfest ruhendes, in Gott weltfreudig tatenstarkes Europa gemeinsamer Arbeit in Freiheit und Frieden, jene „Har-

monie des Vielen in der Einheit", die der heilige Augustinus verkündigt hat.

Träume von Dichtern und Denkern gehen immer in Erfüllung, meistens aber so, wie sie sich kein Dichter und Denker träumen ließ, und meistens durch ein Werkzeug, das sich auch davon nichts hätte träumen lassen. Die für das einige Deutschland schwärmten, dachten dabei nicht an Preußen, und lange hat sich Preußen eher dagegen gewehrt, bis dann doch der Wille des Lenkers durch Preußen geschehen mußte. Die vor dem Krieg auf ein einiges Europa hofften, haben der stillen Macht friedlicher Verständigung vertraut, aber niemals, daß es in Wettersturm aus Schlachtendampf bluttriefend sein Haupt erheben wird. Aus tiefer eigener Not hat Preußen Deutschland geeint, weil ihm nichts anderes übrigblieb. Und was bleibt uns denn, wenn wir bestehen sollen, jetzt anderes übrig in dieser starrenden Not, als mit dem deutschen Hammer ein einiges Europa zu schmieden? Wir haben es nicht gewollt, wir müssen es nur. Jetzt sind wir schon zu weit in die Zukunft getrieben worden, als daß wir noch wieder zurück könnten, in unser altes trautes Deutschland von einst zurück. Jetzt bleibt uns nur: vorwärts! Jetzt müssen wir schon in die Welt. Wir haben es nicht gewollt, aber was wir müssen, werden wir wagen. Wir werden wagen müssen, von Grund aus deutsch zu sein und deutsch zu tun. Wir werden die Welt deutsch verwesen müssen. Deutsch sein heißt sachlich sein. Deutsch tun heißt jede Sache um ihretwillen tun, als ihren eigenen Zweck tun. Deutsch ist die Welt erst, in der jedes Volk an seinem Platze steht, seine Sendung kennt und aus eigener Kraft sich selber recht tut. Jeder Mensch, hat Lagarde gesagt, ist ein Gedanke Gottes, und Gott hat nicht die Gewohnheit, denselben Gedanken zweimal zu denken. Das ist dem Deutschen tief aus dem Herzen gesprochen. Und wie jeder Mensch, ist auch jedes Volk ein Gedanke Gottes. Wer es vergewaltigt, ist ein Mörder an Gottes Plan. Die deutsche Welt kann nur eine Welt der Ordnung von freien, ihr eingeborenes Gesetz erfüllenden, sich selbst nach ihren angestammten Rechten ans Ziel ihrer Eigenart führenden Völkern sein. Als eine solche Welt ist Österreich entstanden, als Ferdinand I. 1526 erst zum König von Böhmen, dann zum König von Ungarn erwählt und so das alte Habsburger Erbland mit Böhmen und Ungarn frei vereint wurde. Seinem Wesen nach, wenn auch nicht immer in seinen Wirkungen, ist Österreich seit je, was jetzt die deutsche Welt sein wird: unter einem Willen eine Genossenschaft in unversehrter Eigenart auf Tod und Leben aus freier Entschließung verbundener Völker, die so jedes erst ganz zu sich selbst kommen.

Woodrow Wilson

von Samuel Saenger

I

Während der kritischen Tage des deutsch-amerikanischen Konflikts, die wir eben durchlebt haben, wurde Woodrow Wilson in unsrer Presse häufig mit Würdigungen bedacht, deren man sich vielleicht später schämen wird. Sie trugen, wie jede einseitige oder falsche Psychologie des Gegners, dazu bei, uns ohne jeden Nutzen der Gefahrzone näherzubringen. Das zu verhindern ist aber die besondere Aufgabe der Publizistik. Parteiische Auslegung des Neutralitätsbegriffs zu unsern Ungunsten war noch der zarteste Vorwurf, den man dem Sprecher der großen Republik machte; denn er hatte den Schein für sich. Aber man ging weiter. Hinter der idealischen Maske des in die Politik verschlagenen Moralisten suchte man eine Art Macchiavell des Privatinteresses. Er ordne, hieß es, die Staatsräson dem persönlichen Ehrgeiz unter, bei der nächsten Präsidentenwahl zu siegen, und berechne bei jeder Handlung oder jeder Unterlassung die Wirkung auf dieses Ziel. Die Schnelligkeit, mit der man die letzten sittlichen Wurzeln dieser immerhin nicht alltäglichen Persönlichkeit bloßlegte, um sie in die Gruppe unsrer bewußten Feinde und Mißgönner zu stellen, war verblüffend, und der Protest eines langen sonnenklaren Lebens, das ehrlich aus dem Dunkel einer arbeitsreichen Anonymität ins Licht einer Leistung strebte, die dem Gemeinwesen dauernd nützlich sei, verhallte im Lärm der von Leidenschaft verzerrten Urteile. Aber wenn es wahr ist, daß dieser Mann erhöht wurde, weil er den neuen Geist und die neue Sehnsucht eines großen Volkes verkörperte, weil er dessen sittliche Erneuerung an Haupt und Gliedern anstrebte, weil er einen starken und von Vernunft geleiteten Optimismus, den Glauben an die geschichtsbildende Kraft von Menschlichkeit und Gerechtigkeit dem Politiker zum Kompaß gab: so muß man sein Leben kennen, um seine Politik zu verstehen, anstatt sich mit Witzen über seinen professoralen Denk- und Sprechstil abzufinden.

2

Thomas Woodrow Wilson wurde zu Staunton im ackerbaureichen Virginia am 18. Dezember 1856 geboren. Auf die Mischung von schottischem und irischem Blut in seinen Adern verweise ich nur nebenbei; charakterlogisch gedeutet, würde sie die Synthese von Phantasie und Vernünftigkeit, von sinnlicher Wärme und beherrschter Leidenschaft, von kühlem Wirklichkeitssinn und schweifender Mystik und wer weiß was sonst noch alles be-

deuten. Der Vater, unter dessen Vorfahren der geistliche Beruf häufig war, genoß als presbyterianischer Prediger großen Ruf. Dieser Umstand ist schon eher wegweisend. Die Gewöhnung an die Nähe zu letzten Dingen ist also Erbteil der Väter: in jeder Regung des reifen Mannes kann man sie wiederfinden. Sie ist gleichzeitig altes puritanisches Erbgut, dem man in Wilsons Schriften auf Schritt und Tritt begegnet. In Calvin, wie später in Cromwell, waren gottesstaatliche Vorstellungen bestimmend. Öffentliches und privates Leben fließen ineinander, der Mensch wandelt im Schatten des forschenden und richtenden Gottes; und da er unter dem Druck steht, daß er für sein privates und öffentliches Verhalten Rechenschaft abzulegen haben werde, so bohrt sich sein Verantwortungsgefühl tief ins Gemüt: ein Gefühl, das ein scharfer moralischer Anspruch begleitet. Diese Art Moralität wurde unverändert in das große Siedlungsland verpflanzt, sie hält Mutterland und ehemalige Kolonie bis auf diesen Tag innerlich eng verkettet. Die Pilgerväter, die ins herrliche jungfräuliche Land entflohen, entzogen sich der kirchlichen Unduldsamkeit der Heimat, denn die religiöse Inbrunst sollte in Freiheit sich äußern dürfen: ihre tiefe religiöse Stimmung und die sittliche Zucht, die den Maßstab der Selbstwürde und der Menschenwürde an jede Handlung legt, blieben aber, von Aufklärung und kritischem Geist unbenagt, an der Wurzel des demokratischen Ideals bis zum Bürgerkrieg. Aus der Atmosphäre dieser Moralität wird die anglo-amerikanische Staatsgesinnung geboren: sie soll freiwillige individuelle Leistung sein und läßt grundsätzlich nur ein Minimum von Staatszwang zu. Aus ihr stammen alle großen Gestalten der amerikanischen Geschichte: stammt auch Woodrow Wilson.

Mit neunzehn Jahren bezieht er die Princeton Universität, um Recht, Geschichte und Staatswissenschaften zu studieren. ‚Kabinettsregierung in den Vereinigten Staaten' hieß das Thema seiner ersten größern Arbeit; sie erschien 1879 in der International Review. Hier war neben Gelehrsamkeit schon gleich konstruktive Absicht; von akademischer Verhaltenheit ist da keine Spur, in der scharfen Kritik, die an dem Heiligtum der amerikanischen Verfassung geübt wurde, an dem lockeren Nebeneinander von Präsidenten, Kongreß und Oberstem Gerichtshofe, rüttelt der eifervolle Wille des Politikers unruhig am Überlieferten. Aus dem Programm dieser Schrift hat Wilson bis heute gültige Lehren gezogen. Es ist die Heimlichkeit, in der die Maschine der Gesetzgebung drüben arbeitet, es sind die Ausschüsse, die, der unmittelbaren Kontrolle der Öffentlichkeit entrückt, hinter verschlossenen Türen beraten, wogegen der zukünftige Staatsmann protestiert. Das englische Vorbild stand von Jugend an deutlich vor seinen Augen. Die Helden der englischen Geschichte sind fast sämtlich auch Helden des Parlaments gewesen; dieses ist der Träger in graue Vorzeit zurückreichender Traditionen. Die Männer, die sich da versammeln, kontrollieren nicht bloß

eine ihnen blutsfremde Regierung; sie unterstreichen mit ihrer ganzen Persönlichkeit jede Kritik, die sie üben, jede Gebärde, die sie in kalter Berechnung oder in heißer Leidenschaftlichkeit zur Schau stellen; und dann steigen die Tüchtigsten unter ihnen empor, die durch Kritik und Schlagfertigkeit und Wissen und Temperament Ausgezeichneten, sie erhalten Gelegenheit, zu gestalten, zu ordnen, Unkraut zu jäten und neu zu pflanzen, nachdem sie sich in der Kleinarbeit der Kommissionen über ihre Genossen erhoben und von der Tribüne aus Ohr und Auge des Volkes gefesselt, sein Vertrauen erworben haben. Mit der Geschichte des englischen Parlaments ist Wilson innig vertraut, dessen große Gestalten von Burke bis Gladstone sind ihm stets gegenwärtig; die neueste Entwicklung freilich, die es Schritt für Schritt zu einem ohnmächtigen Wahlmännerkollegium herabgedrückt, es dem Kabinettszäsarismus und Dilettantismus ausgeliefert hat und die alternde Regierungsmaschine nun vor ganz neue Aufgaben stellt, scheint er vollständig zu übersehen. Der Grundmangel am amerikanischen System, der ihn bedrückte, war jene Konstruktion, durch die man gerade die Souveränität des Volkes in alle Zukunft vor Bedrohung retten wollte: das Nebeneinander und Fürsich der ausübenden und der gesetzgebenden Gewalt. Zwischen beiden bestehen bekanntlich keine direkten Brücken: eine schiefe Abstraktion Montesquieus, von Blackstone übernommen, wurde in der amerikanischen Verfassungsurkunde verewigt. So stehen oft der Präsident (nebst seinen Gehilfen) und Gesetzgebung kalt und nicht selten fremd nebeneinander, der Präsident ein ziemlich reiner Ausdruck des Volkswillens, die Repräsentanten und Senatoren durch tausend Fäden an lokale und Zwischeninteressen gebunden, unfrei, versippt, wie Hunde um den Knochen sich balgend, in die Maschen von Heuchlertum und Clique verstrickt, durch die Heimlichkeit ihrer Verhandlungen vor öffentlicher Neugierde und Überprüfung geschützt, in Stellungen also, die materiellen Einfluß, oft Macht und Reichtum schenken, die aber starke und reine Charaktere und wahrhaftige Intelligenzen keineswegs ins Politische verlocken können. Die Kritik Wilsons an diesem System ist sachlich scharf und bitter; unter den unendlich bequemeren und patriarchalisch einfachen Verhältnissen der kolonialen Siedlerzeit geschaffen, bot es lange Schutz gegen Pöbelherrschaft auf der einen und Tyrannei von oben auf der andern Seite: heute bedroht die tatsächliche Herrschaft der Plutokratie das Väterideal der Freiheit. Sie wird durch das Übergewicht des vertrusteten Kapitals zu einer Formel entleert und ist mit den ungeheuerlichen Spannungen des Besitzes unvereinbar. Im Congressional Government, das 1885 herauskommt, legt Wilson schon mit männlicher Entschlossenheit den Finger auf Wunden, die brennen. Das System der natürlichen Auslese für unsren öffentlichen Dienst, ruft er aus, vereinigt in unseren gesetzgebenden Körperschaften die

besten Männer, die zu haben sind; aber diese besten Männer sind nicht gut. Der Caucus, die Standpatters, die Bosses, das mit Korruption geölte politische Räderwerk verlegen den Berufenen den Weg in die Arena: weg also mit den Heimlichkeiten des Klüngelwesens, in dem der politische Immoralismus gedeiht. Alles, was er später gelehrt, geschrieben und öffentlich verkündet hat, ist nicht mehr neu, es erfüllt dieses Urteil nur mit den Erfahrungen des Lebens.

3

Durch dieses Werk, das seine Studentenzeit abschließt, erhält er eine Berufung an das Frauencollege Bryn Mawr; fünf Jahre später wird ihm der Lehrstuhl für Staatsrecht und politische Wissenschaften an der Princeton Universität übertragen. Eine Biographie Washingtons, ein Werk über den Staat und eine große Geschichte des amerikanischen Volkes sind, neben vielen Aufsätzen und Abhandlungen, die Früchte seiner wissenschaftlichen Arbeit. 1902 wird er Präsident der gleichen Universität und sucht den höheren Unterricht nach seinem Ideal umzugestalten. In der Tat: Wilsons Vorleben und Vorbildung vollzogen sich beinahe nach platonischen Rezepten: die goldene Zeit bricht an, wenn der Politiker Philosoph und der Philosoph Politiker geworden sein wird. Er war vierundfünfzig Jahre alt, als er Gouverneur des Staates New Jersey wurde: bis dahin gehörte er der Akademie, dem Lernen, Lehren, Forschen und Erziehen. Ein Intermezzo als Rechtsanwalt in Atlanta verlief unglücklich. Seinen Eintritt in die große Politik wird man auf einen bedeutungsvollen Zufall zurückführen.

In Princeton hatte sich der Snob eingeschlichen, der junge Plutokrat, der mit seinen feudalen Gewohnheiten das demokratische Ideal einer auf Gleichheit gestellten Lehr- und Lebensgemeinschaft zu fälschen drohte. Vornehme Klubs mit schwierigen Aufnahmebedingungen und Absonderungstendenzen riefen Verstimmung hervor; und der üble Duft, der von mißverstandenem Reichtum auszustrahlen pflegt, begann den Idealisten dieses pädagogischen Idylls zu reizen. Verallgemeinert war dieser Vorgang der Reflex der Klassengegensätze, die sich in der großen Demokratie da draußen gebildet hatten und täglich verwickeltere Probleme schufen; aber hier, an diesem leicht überschaubaren Punkt, glaubte der Präsident das Übel mit einem Griff ausrotten zu können. Ein Millionenvermächtnis war mit Bestimmungen behaftet, die, gebilligt, den äußerlich aristokratisierenden Tendenzen eines Teiles der Studenten Vorschub geleistet hätten: Wilson war daher gegen die Annahme, obwohl die Universität von Legaten lebte. Vor einem Haufen Silberlinge wollte der Idealist nicht kapitulieren. Er wurde im Aufsichtsrat überstimmt und nahm seine Entlassung.

Der Fall erregte Aufsehen, der alternde Gelehrte war wider Willen eine

‚Sensation' geworden, und der Staat New Jersey wählte ihn zu seinem Gouverneur. Und hier zeigte er, im Großen, den gleichen Mut der Überzeugung, aber dazu noch, was unendlich mehr ist und den Staatsmann verrät, die Kraft, den öffentlichen Gewalten seinen Willen aufzuzwingen. In New Jersey war der Druck der Monopolisten auf die Gesetzgebung stärker als irgendwo in der Union, sie war gänzlich in ihren Händen, und das Spiel der Ringe und Corners, der Konzessionserschleichung, der Tarifbegünstigungen, überhaupt des ganzen zu künstlicher Preissteigerung und zur Ausbeutung der Konsumenten ersonnenen Apparates hatte hier den freiesten, den schamlosesten Lauf. Wilson packte den Stier bei den Hörnern: er brach die geheiligte Überlieferung, daß Gesetzgebung und Exekutive ewig nebeneinander klappern müßten, er erschien plötzlich in öffentlicher Sitzung des Staatenparlaments und verteidigte in offener Aussprache seine Gesetze; so wurden die Gegner seiner Reformen dem Volke bekannt. Das heißt: er versetzte dem Prinzip der Heimlichkeit einen tödlichen Schlag und machte, indem er die Schleier beiseite schob, das Publikum — das ‚suveräne' Volk — und die Presse zu Zeugen seines Kampfes. Der Mann war unermüdlich. Er schrieb Zeitungsartikel, er zog von Versammlung zu Versammlung, er hämmerte sein Programm mit überraschender Hartnäckigkeit den Massen in Gehirn und Gewissen. Er wurde Verwalter des öffentlichen Gewissens.

Nun war dieses Programm, an unseren europäischen Verhältnissen gemessen, ziemlich einfach, weil das Klassenkampfdogma bei der Parteibildung drüben noch keine so wesentliche Rolle spielt. Was bei uns die Arbeiterfrage, ist in der Union, der Wucht und politischen Bedeutung nach, eher eine Mittelklassen- oder Konsumentenfrage. Jedenfalls wendet sich Wilson an diese in erster Linie, an die Mittelklassen, die kleinen Händler und Gewerbetreibenden und Farmer, denen durch die Tarifbegünstigungen und Eisenbahnmißbräuche des Großkapitals, durch die Schikanen der Kreditverweigerung und die Last der Prohibitivzölle das Leben und der Erwerb sauer gemacht wird; den Industriearbeitern wird eine Sozialgesetzgebung versprochen, die für uns nichts Neues bietet, dazu für ihre Berufsvereine ein Koalitionsrecht, das ihnen gerechten Lohn und menschenwürdige Arbeitsbedingungen sichere. Die Organisation der gesellschaftlichen Arbeit taucht nirgends als Problem auf; Gesetzgebung und guter Wille werden schließlich schon zur Harmonie von Lohn und Profit führen. Das sind sozialliberale Stimmungen, die das individualistische Wirtschaftssystem als solches nicht in Frage stellen. Gleichheit der Bedingungen für alle, die in den Wettkampf hineingeboren werden, ist vielleicht die beste Formel für diese vieldeutige und gänzlich undogmatische Anschauung. Aber ich will an einem Zitat aus einer Wahlrede zeigen, aus welcher Grundgesinnung Wilson Zolltarif und Truste bekämpft:

„Ich glaube nicht, daß Amerikas Größe gesichert ist, weil es heute be-

deutende Männer hat. Amerika ist nur groß, wenn es mit Sicherheit darauf rechnen kann, auch in der nächsten Generation große Männer zu haben. Es ist reich in seinen ungeborenen Kindern, reich, wenn diesen Kindern alle Möglichkeiten offen stehen und wenn sie ihre Kräfte frei, wie sie wollen, betätigen können. Wenn sie ihre Augen in einem Lande öffnen, wo keine Sondervorrechte herrschen, dann werden wir eine neue Zeit amerikanischer Größe und amerikanischer Freiheit erleben. Aber wenn sie ihre Augen in einem Lande auftun, in dem sie nichts als Angestellte werden können, in einem Lande, in dem nur eine geregelte Monopolwirtschaft herrscht und in dem die ganzen Industrieverhältnisse durch kleine Gruppen von Männern beherrscht werden: dann werden sie ein Amerika erleben, an das die Gründer dieser Republik nur mit Trauer hätten denken können. Unsre einzige Hoffnung besteht in der Erlösung der Kräfte, die philanthropische Trustpräsidenten monopolisieren wollen. Nur die Emanzipierung, die Befreiung und Förderung der Lebenskräfte des ganzen Volkes kann uns erlösen. Bei allem, was ich für die öffentlichen Angelegenheiten in den Vereinigten Staaten tun kann, werde ich an Städte denken, wie ich sie in Indiana gesehen habe, Städte von altem amerikanischen Schlage, die ihre eigene Industrie hoffnungsreich und glücklich betreiben. Mein Streben wird auf die Vermehrung solcher Städte gerichtet sein und die Konzentration der Industrie zu verhindern suchen, deren Organisation es den kleinen Städten unmöglich macht, an ihr teilzunehmen. Wir wissen, worin die Lebensfähigkeit Amerikas besteht. Seine Lebenskräfte liegen weder in Newyork noch in Chikago, sie können durch Vorgänge, die sich in St. Louis ereignen, nicht untergraben werden. Amerikas Kraft liegt in dem Verstand, den Fähigkeiten und den Unternehmungen des Volkes im ganzen Lande, in der Leistungsfähigkeit seiner Fabriken, der Ergiebigkeit der Felder, die sich jenseits der Stadtgrenze erstrecken, und in dem Reichtum, den Menschen der Natur abgewinnen oder durch jenen erfinderischen Geist erzeugen, der allen freien amerikanischen Gemeinwesen eigen ist. Aber wenn Amerika die lokale Unternehmung und die selbständige kleine Stadt zurückzuschrecken sucht, wird es die Nation zum Untergange führen . . ." Das erscheint uns wie purer sozialer Dilettantismus, der aufgeboten wird, den Drachen der Trustorganisationen zu töten; die Kleinstadt, das kleine Gewerbe, die kleine Unternehmung, der Farmer: sie gehören zur Romantik einer gewesenen Zeit und eines gegen den Strom ankämpfenden Gemüts. Wir denken an eine Gegenorganisation von unten her, die langsam, aber in gewaltigem Umfang und wie von Elementargeistern geleitet, emporsteigt, die Organe der Gesellschaft ergreift, das einen nach dem anderen, sie umbaut und umgruppiert, eine neue Krone ansetzt und schließlich in verjüngtem Rahmen das zukünftige Geschlecht vorfindet. Oder ähnlich. Hier erklingt eine Sprache, die auf

Mittelklassennöte und Mittelklassenohren abgestimmt ist; deutsche Zuhörer, nicht nur solche aus der Arbeiterschaft, würden befremdet die Köpfe schütteln. Doch ich will nicht urteilen. Wilson, klar und scharf und anschaulich als wissenschaftlicher Schriftsteller, ist offenbar kein Volksredner. Aber er wirkt durch sein Ethos, und wenn es ihn packt, erhebt es ihn auch in der Rede weit über den Alltag. Ich denke an die schöne Stelle, in der er von der Entsagung spricht, die die lange entamteten Demokraten zu üben hätten. Man kann sie, führt er aus, nie ertragen, wenn man nicht in sich etwas von jenem unzerstörbaren Stoffe hat, dem der Lebensmut entflammt; das ist Nahrung aus einer anderen Welt, in der die Früchte der Hoffnung und der Phantasie die Tafel schmücken, jene unsichtbaren Güter des Geistes, die allein imstande sind, uns in dieser dunklen Welt aufrechtzuerhalten. Das ist die Sprache John Miltons und Edmund Burkes. Altes puritanisches Erbgut. Indem ich Wilson in seine wirkliche Ahnenreihe stelle, fällt mir eine ewige Stelle im Hohen Liede der Gedanken- und Gewissensfreiheit ein, dem schönsten vielleicht, das auf diesem Planeten gesungen wurde. John Milton ist der Verfasser. Als er seine Areopagitica schrieb (1644), war er Geheimschreiber in Cromwells Staatsrat. ‚Mir däucht, ich sehe im Geiste eine edle, gewaltige Nation sich gleich einem starken Manne aus dem Schlaf erheben und ihre mit simsonischer Kraft erfüllten Locken schütteln; mir däucht, ich sehe sie gleich einem Adler ihre mächtige Jugend zum Fluge gewöhnen und die geblendeten Augen an den Strahlen der vollen Mittagssonne stärken, ihr lange mißbrauchtes Gesicht an dem Leuchten der himmlischen Klarheit läuternd, während der ganze Schwarm furchtsam gescharter Vögel und Dämmerungsgeschöpfe umherflattert, erstaunt über die ungewohnte Erscheinung.‘ Diese Erscheinung ist nichts als die von innen her, ist die von sittlichen Mächten gezügelte Freiheit, ‚die Amme aller großen Geister‘. Die neue Freiheit, die Wilson seinen vertrusteten Widersachern abringen will, hat ihre Farbe von der alten, die der blinde Sänger des Verlornen Paradieses im währenden Bürgerkrieg lobpreist.

Ein zweiter unmittelbar wichtiger Punkt drängt sich dem Leser von Wilsons Geschichte und seiner Essays auf: die Abwendung vom partikularistischen und industrialisierten Osten, wo die Kapitalkonzentration am stärksten ist und der kapitalistische Geist seine Heimat hat. Seine Augen, seine Sinne, sein Herz sind dem Westen, der unendlichen Prärie, dem als Kulturpionier mit Hacke und Pflugschar vordringenden Menschen zugewendet. Der Osten ist die Fortsetzung Europas, die Atlantis bindet und beengt: in umgekehrter Richtung weitet sich der Horizont und entfaltet er sich ins Unbegrenzte. Die Elemente, meint er, die im Osten getrennt waren, verschmolzen im Westen und wurden dort zum Sinnbild der tatkräftigsten und zugleich der stetigsten Mächte des nationalen Lebens. Abraham Lin-

coln war es, der auf seinen Reisen von Illinois aus entdeckte, daß die nationalen Fragen von Jahr zu Jahr mehr nach dem Westen gravitierten; und in Lincoln, dem ersten Amerikaner, diesem ‚tapferen, weisen, weitblickenden, geduldigen Menschen' führte ein nationaler Mensch zum ersten Mal den Vorsitz über die Partikularisten. Um Wilson zu verstehen, müssen wir wissen, wie er die Geschichte seines Erdteils und seines Volkes liest. Ich sprach oben von dem Mittelklassenstandpunkt des Präsidenten: so erscheint er, gemessen an der Strenge unserer sozialpolitischen Begriffe und der Schärfe der Gegensätze, die unsere Gesellschaft spalten. Nun aber sieht man, daß jener Ausdruck doch ein Notbehelf war; denn er deutet, in den Vereinigten Staaten, ganz und gar nicht auf Menschen, die in Enge zusammengepfercht leben und eine wirtschaftstechnisch verurteilte Zeit durch Polizeigewalt verewigen wollen. Wilson spricht zu der neuen Jugend, er spricht zu denen, die aufrecht stehen wie die Tannen, mit starkem Rücken und dem Sonnenbrand im Antlitz. In den Straßen der östlichen Städte, in ihren Rechenstuben und Börsen gemahnt nichts mehr an die Prärie; in dem eleganten Bürger nichts mehr an den Farmer. Die Zeitungen des Ostens beschäftigen sich mit den Fragen der Alten Welt, mit Europa und Indien, die den Schiffsverkehr bestimmen. Die Kunde von den großen Ebenen des Landes tönt dem Osten wie die Kunde von fernen und fremden Ländern, die der Neugierige vom Fenster des Eisenbahnwagens begafft. Der Sinn der amerikanischen Geschichte verfälscht sich dem durch den Osten begrenzten Blick. Man war, über das Meer ziehend, der europäischen Unduldsamkeit, dem begrifflich überfein zugespitzten religiösen Dogma, — man war auch zugleich der starren sozialen Differenzierung entflohen: Abertausende von zivilisierten Menschen waren plötzlich zu Bauern geworden und verrichteten die Arbeit primitiver Völker: ein Vorgang ohne Beispiel in der Geschichte. Europäer waren in Grenzer verwandelt, unter unvergleichlich andren Verhältnissen als vor vielen Jahrhunderten, wo sie, kolonisierend, ihre Dämme, ihre Marken nach dem Osten, dem Südosten, dem Norden vorschoben. Die sozialen Masken fielen; gelehrte und wissensbeschwerte, von Vorurteilen bisher eingeschnürte und nach innen gescheuchte Männer erhielten durch Arbeit an den neuen Aufgaben ein köstliches Geschenk zurück: ihre gereinigten Instinkte. Aus diesen Erlebnissen aus erster Hand baut sich ein besonderes Temperament und ein neuer Lebenssinn auf. Das nennt Wilson die entscheidende Tatsache in der amerikanischen Nationalgeschichte. Wir müssen anfangen sie zu lesen, sorgsam und ohne Vorwitz, in den Pausen zwischen Ranke und Mommsen, zwischen Carlyle und Taine. Elemente von jenem Grenzerleben, meint er, regen sich noch heute im Amerikaner, der nicht eben gestern an das gastliche Gestade geworfen wurde und nicht im Gedränge des europäisierten Ostens

stecken geblieben ist. Die echte amerikanische Geschichte ist die Geschichte beständiger Grenzverschiebungen, sie steht unter dem Einfluß sich stetig wiederholender ‚Verwestlichung', das heißt Verjüngung: daher ist der westerner der Typus und Meister des amerikanischen Lebens.

Dieser Prozeß steht vor seiner allerletzten Phase, dessen ist sich unser Staatsmann bewußt. Auf diesem Marsch nach dem Westen, unter dem Volk, das er liebt, in der Prärie, deren reiner Atem seine Lungen füllt, ist er den Helden von Wallstreet und der Fünften Avenue, den Monopolisten und Wirtschaftsimperialisten selten begegnet; und wo das geschah, hat er sie verleugnet. Aber in Princeton lieferte er dem ihm fremden Geschlecht das erste Treffen, und sein öffentlich-politischer Kampf treibt ihn immer weiter in die Höhle des Löwen. Ja, die neue Zeit hat schon begonnen, das Idyll der Pionierzeit ist gewesen. Langsam, ruft er aus, langsam werden wir alt werden, werden wir die schwierigen Anpassungsmöglichkeiten zusammengeballter Volksmassen studieren müssen, wie sie ein verwickeltes Gesellschaftsleben bietet. Es wird um Kleinigkeiten, um ‚Nüancen' gekämpft werden, um die Inneneinrichtung, während bisher am Gerüst des Regierungswesens gebaut wurde. Ja, Herr Wilson, dem Geschichtsschreiber in Ihnen hat die Stunde geschlagen, man muß Abschied nehmen. Der Haufe leuchtender Vorstellungen, die die Vergangenheit eines Volkes bilden, reguliert die politische Fahrt, beeinflußt die politische Gesinnung und bestimmt den Rhythmus des politischen Wollens: aber er schenkt nur dem Genie ein politisches Programm.

Ein letzter Punkt. Von Staatsräson spricht Wilson kaum je. Sein Blick ist nach innen gerichtet, darauf, wie der Mensch seine zivilisatorische Mission erfüllt. Der Staat als ‚Ding an sich', der Staat als ein alle anderen Werte überschattendes, sie alle zu Dienst und Unterordnung zwingendes Machtzentrum: das ist für ihn kein Gegenstand der Spekulation. Darum beschäftigten ihn bis zu seiner Amtszeit auswärtige Fragen, so viel ich sehe, überhaupt kaum. Er bekennt sich dem Vermächtnis Washingtons und möchte grundsätzlich internationale Enthaltsamkeit üben. Darin spiegelt sich das alte amerikanische Gefühl, im Genuß eines meerumspülten Kontinents keine Grenzen zu haben. Auch die Amerikaner sind heute aus der Enthaltsamkeitsbahn hinausgedrängt, auch sie beginnen ihrer Grenzen bewußt zu werden: sie haben ihren Imperialismus und ihre Imperialisten. Wie verhältnismäßig kleinen Staaten, die in Enge zwischen neidische Nebenbuhler gebettet sind, zumute ist, Staaten die stetigen Druck auf ihre Grenzen erleiden und, um zu leben und zu wachsen, zu Mitteln und Mittelchen: zu Diplomatie greifen müssen: das stellen sich wenige drüben in seiner ganzen pädagogischen Grausamkeit vor. Ich glaube nicht, daß Wilson zu diesen wenigen gehört. Den tiefen Zwang unsrer Lage fühlt er nicht, — kann er nicht fühlen.

Wilsons Staatskunst ist also ein reines Abbild seiner Ideologie; und in dieser Ideologie, die die Reform des Staates sehr wesentlich von der sittlichen Neugeburt des einzelnen Bürgers abhängig macht, fehlen die Begriffe der Macht und des Zwanges. Einen Kanon der Machtpolitik wird man daher vergeblich bei Wilson suchen, darin der polare Gegensatz zu Roosevelt. Die Probleme, die ihn bis zum Ausbruch des europäischen Krieges beschäftigten, waren solche der inneren Politik; er kennt gewiß keine tödlichere Vorstellung als diese: die innere Politik zur Funktion der äußeren zu machen. Er empfindet das Verhältnis gerade umgekehrt, darüber lassen seine Laufbahn und sein Lebenswerk keinen Zweifel. Der Leser erinnert sich Mexikos. Wilson versuchte mit scheuer Enthaltsamkeit positive Resultate zu erzielen. Er will keinen Imperialismus, wie man den Zwang zu politischer Aktivität nach außen hin heute nennt, — es sei denn, daß das Geschick ihn treibt.

Was also kann er mit uns oder gegen uns vorhaben? Nichts, antworte ich: es sei denn, daß das Geschick ihn treibt. Er ist nach Stimmung und Gesinnung anglophil. Er hat so manches getan, was wir als Gefälligkeit gegen England, als stille Teilhaberschaft sogar auslegen müssen: aber aus Parteilichkeit des Blutes, nicht des politischen Willens, der, seiner ganzen Beschaffenheit und Vergangenheit nach, einem Konflikt eher ausweichen muß. Man führt die Konkurrenzgefühle des ungeheuren Industriestaates ins Feld, der in Mittel- und Südamerika, in der Südsee, in Ostasien, ja auf dem eignen Binnenmarkt dem stachlichen deutschen Wettbewerb begegnet. Schon Mac Kinley habe den Kampf aufgenommen, scheinbar zunächst gegen England, in Wahrheit gegen Deutschland, und der giftige jahrelange Zank um die Meistbegünstigung sei das sichtbare Vorspiel der heutigen Spannung gewesen. Mit dem Zollkrieg beginnt es, mit dem politischen endet es, der unüberwindliche Gegensatz ist da: und darum muß Wilson die dauernde Schwächung Deutschlands als Wirtschaftsstaates und Industrielands wünschen. Mit solchen Vorstellungen werden, neben dem finanziellen Kalkül und den angebornen demokratischen Sympathien, die allbekannten imperialistischen Schwierigkeiten verkoppelt, die England und die Vereinigten Staaten einander in die Arme treiben, jener anglo-amerikanischen Verbrüderung zu, die nicht nur Lord Salisbury, sondern auch Joseph Chamberlain erstrebt hat. Nun ist das Schema fertig. Ich lese die Lage nicht so und Wilson ganz anders. Wenn ein Punkt in seinem Gedankenreich unverrückbar fest steht, so ist es dieser: daß die Zeit vorüber ist, da man nach merkantilistischen also englischen Rezepten mit Flotten und Heeren um Handelsvorteile und Machtzuwachs kämpft. Das behaupte ich trotz allem, obwohl ich in Wilsons Wahlprogramm die Risse der Kompromißpolitik sehr wohl sehe.

Kunst und Weltanschauung

Bemerkungen zu Wölfflins „Kunsthistorischen Grundbegriffen"

von Ricarda Huch

Wir haben eine Geschichte der Kochkunst, eine Geschichte des Tabakbaus, eine Geschichte der Liebe, des Komischen, des Teufels, der Religion; aber wir haben keine Geschichte des menschlichen Geistes, welcher alles dies hervorbringt. Kennen wir die Gesetze der Entwickelung des menschlichen Geistes, so kennen wir auch die Gesetze der zahllosen Gebiete, auf denen er sich ausprägt. Bei dieser Behauptung gehen wir von der Voraussetzung aus, daß es zwei Grundfaktoren des Daseins gibt; den menschlichen Geist und die Welt, zu der der einzelne in Beziehung tritt, in der er sich spiegelt, an der er sich erlebt; man kann auch sagen das Ich und das Nicht-Ich. Der Mensch wird die Welt gewahr durch seine Sinne, mit Ausschaltung der sogenannten niederen Sinne durch das Auge und durch das Gehör. Er sieht sie und er vernimmt sie, er erlebt sie durch Anschauung und durch Vernunft, dort von außen nach innen, hier von innen nach außen vordringend. Indem er die Dinge nebeneinander sieht, schafft er sich den Raum, dadurch daß er die Bewegung und Veränderung der Dinge erlebt, entsteht ihm die Zeit. Der bildende Künstler erlebt die Welt wesentlich als Nebeneinander, der Dichter wesentlich als Nacheinander; indessen ist es selbstverständlich, daß jedem Menschen beide Formen zu Gebote stehen, wie ja auch das Räumliche fortwährend ins Zeitliche übergeht, die Form sich bewegt, und schließlich im Inneren beide sich aufheben.

Wir gehen ferner von der Voraussetzung aus, daß der Geist, wie der Körper, sich entwickelt, das heißt, daß er für uns nicht auf einmal fertig da ist, sondern durch Raum und Zeit, in einer gewissen Stufenfolge sich ausbreitet. Wölfflin hat es in seinem Buche, das er „Kunstgeschichtliche Grundbegriffe" betitelt, unternommen, die Gesetze des menschlichen Sehens aufzudecken, die Entwickelungsgesetze des menschlichen Geistes also, insofern er mit der Welt durch das Auge verbunden ist.

Das Sehen ist nicht nur ein vom Äußeren ausgehender, sondern zugleich ein innerer geistiger Vorgang; anders ausgedrückt: alles Sehen der Welt ist zugleich ein vernünftiges Anschauen der Welt, eine Weltanschauung in dem übertragenen Sinne, wie wir das Wort gewöhnlich gebrauchen. Die Zusammenfassung des optischen und des vernünftigen Sehens geschieht nicht bei allen Menschen gleich schnell, gleich stark und deutlich; sie ist vielmehr nach Grad und Wesen bei jedem einzelnen und auf jeder Stufe seines Lebens verschieden. Wir nennen denjenigen genial, der mit

seinen optischen Wahrnehmungen zugleich gültige Bilder schafft, vermittels deren die Menschen die Welt begreifen, sich geistig in ihr orientieren können. Die Kraft des Zusammenfassens also von Form und Idee ist nur einzelnen gegeben; aber sie ist bedingt durch die Anschauung und Vernunft oder formbildende und ideenbildende Kraft der ganzen Menschheit, insbesondere des Volkes, in dem der einzelne erscheint. Der geniale Einzelne, eingereiht in den allgemeinen Entwickelungsstrom, ist gleichsam der Knoten, in dem die Kraft seiner Zeit sich sammelt und an dem dadurch die Entwickelung meßbar wird. Wölfflin nennt sein Buch eine Kunstgeschichte ohne Namen, weil er sich die Aufgabe gestellt hat, aus den Werken der bildenden Kunst auszusondern, was auf Rechnung des allgemeinen menschlichen Geistes kommt. Das Nur-Persönliche, das was der einzelne nur für sich hat, was den einen vom andern unterscheidet, läßt sich nur beschreiben, nicht unter Gesetze bringen. So wichtig dies persönliche Gepräge ist, so stellen wir doch als erste Forderung an den Künstler, daß er das, was allen gemein ist, ganz und gar innehabe. Eine Prägung ohne Grundlage ist undenkbar und lächerlich. Auch zu erkennen und zu schätzen ist das Persönliche nicht, bevor nicht das Allgemeine erkannt ist; diese Sonderung vorzunehmen ist also die erste Aufgabe der Wissenschaft.

Wie das optische und das vernünftige Sehen sich entwickelt, untersucht man am besten an dem sich entwickelnden Menschen; denn die Entwickelungsgesetze sind für den einzelnen dieselben wie für Gemeinschaften. Man hat von jeher drei Wachstumsstufen unterschieden, die man die drei Lebensalter nannte: Kindesalter, Mannesalter und Greisenalter oder Knospe, offene Blume und Frucht. Das allgemeinste geistige Kennzeichen, wodurch sie bestimmt sind, ist das Sehen; das Kind sieht die Welt anders und faßt sie anders auf als der Mann, und dieser sieht sie wieder anders als der Greis.

Das Bewußtsein des kindlichen Menschen ist noch unentwickelt, er hat der Welt gegenüber noch keinen festen Augen- und Standpunkt. Er sieht viel, alles was in sein Sehfeld kommt, aber er sieht es zerstreut und zufällig; weil er sich seiner selbst noch nicht als Einheit bewußt geworden ist, kann er das Gesehene auch noch nicht als Einheit begreifen.

Dies versucht der erwachsene Mensch, der, indem er liebend und hassend, handelnd, kämpfend zur Welt in Gegensatz tritt, sich als geeintes, abgeschlossenes Selbst begreift. Dadurch daß er eine Grenze zwischen sich und den außer ihm befindlichen Erscheinungen zieht, wird ihm beides, sein Selbst und die Welt, erst klar; andererseits ist diese Umgrenzung zugleich eine Beschränkung. War die Welt des kindlichen Menschen verworrener und zufälliger, so war sie doch umfassender und reicher. Mythologisch gesprochen ist der erwachsene Mensch derjenige, der an persönliche Götter

glaubt, bewußtseinsgeschichtlich gesprochen derjenige, der, weil er sich als bewußtes Selbst erfassen lernt, die Welt ebenso, nämlich vorzugsweise persönlich erlebt. Als Maler stellt er hauptsächlich Menschen dar, sichtbare, formgewordene, umrissene, handelnde Menschen; alles Menschliche ist ihm nur Hintergrund des Menschen. Für ihn ist der Mensch schön und häßlich, gut und böse, wie ein bestimmtes Schönheitsideal hat er auch ein bestimmtes Sittlichkeitsideal. Er macht die ganze Welt zu seinem Gegenüber; optisch gesprochen sieht er sie in Flächen.

Wenn die höchste Ausbildung des menschlichen Selbst erreicht ist, erübrigt nur, daß er sich auflöse. Diese Auflösung oder dies Sterben ist zugleich eine Erweiterung oder sollte es sein; je nachdem es Verkümmern oder Sicherweitern ist, versteht man unter Altern Verfall oder Vollendung. Das Bewußtsein des vollendeten Menschen hat sich so erweitert, daß er die Welt wohl noch als Einheit, nun aber als unendliche Einheit in sich aufnehmen kann: er erfaßt sich selbst und die Welt als unendlich. Optisch gesprochen ist die Welt nicht mehr sein Gegenüber, sondern er verschmilzt mit ihr und sieht sie nicht mehr in Flächen, sondern in der Tiefe, von innen an. Er zerstört die Form nicht, aber er löst sie auf, indem er ihre Grenzen auflöst; sie verschwinden zwischen dem Ich und der Welt und den einzelnen Dingen der Welt, nicht so jedoch, daß die Welle im Strome nicht unterscheidbar bliebe. Für das Auge faßbar wird dies durch das Auffassen der Bewegung: der kindliche Mensch erfaßt das Wesen der Bewegung noch nicht und deshalb auch nicht das der Ruhe, der erwachsene sieht das Bleibende in der Bewegung, die Ruhe im Gehen; der vollendete die Bewegung selbst, das Vorübergehen, die Unendlichkeit. Die Welt ist für die Spätkunst noch vorhanden; aber daneben hat sie noch einen Gegenstand: das Licht des Bewußtseins, welches die Welt in Zeit und Raum erscheinen läßt; ja das ist ihr eigentlicher Gegenstand geworden. Raum und Zeit sind ja nichts Äußerliches, sondern die Beziehung des Äußeren auf das bewußte Ich. Das Entgleiten des Gegenständlichen, wodurch der Raum sich vertieft und erweitert und nach herbstlicher Art gerade dadurch, daß er sich auflöst, sein Wesen leuchtend offenbart, macht den Zauber der Spätkunst aus. Die Welt wird hier nicht mehr als begrenzte Einzelerscheinung gewollt, und eben dadurch, daß der Wille sich nicht mehr auf Bestimmtes richtet, wird er unendlich. Das ist die Stärke und die Schwäche des menschlichen Geistes auf dieser Stufe. Er will Unendliches und erfaßt nichts, weil das Unendliche unfaßbar ist. Gerade dadurch, daß er die Welt ins Bewußtsein aufnimmt, zerfließt sie ihm.

Um das Jahr 1600 wurde Giordano Bruno verbrannt, weil er die Unendlichkeit der Welt lehrte, in der Tat ein verhängnisvoller Schritt,

dies Sicherfassen des menschlichen Geistes getrennt von der begrenzten Einzelerscheinung. Es ist bezeichnend und belehrend, daß diese Lehre ausgesprochen wurde von einem Italiener, den ein innerer Trieb nach dem Norden zog, der die Religion des Nordens durchlebte und durch sie hindurch zu seiner Weltanschauung drang. Gerade weil ihm die Auffassung der Welt als der sichtbaren Erscheinung des Unsichtbaren im Blute lag, konnte ihm die Auffassung der Welt als des unsichtbaren Seins, das sich im Sichtbaren offenbart, klar zum Bewußtsein kommen. Umgekehrt erging es den deutschen Künstlern, die in Italien die Auffassung der Welt als des wesentlich Sichtbaren lernten und sich derselben zuweilen energischer bewußt wurden als die Italiener selbst. Schon Tacitus fiel es an den Germanen auf, daß sie den himmlischen Wesen keine menschliche Gestalt gäben, sondern sie allein „mit den Augen der Andacht" sähen. Die rauschenden Wälder, so heißt es bei Wölfflin, bedeuten ihrer Phantasie mehr als das in sich geschlossene tektonische Gefüge. Er hebt diese angeborene Eigenart der Deutschen hervor, und daß sie infolge derselben das Barock erst zur vollen Entfaltung brachten und ihr eigenstes Wesen in ihm, sowie daß ihre Kunstübung infolge derselben von allem Anfang an etwas Barockes hatte im weiteren Sinne des Wortes als Spätkunst oder Unendlichkeitskunst. Die historische Stufe konnte aber erst erreicht werden, nachdem die Auffassung der Welt als einer begrenzt einheitlichen durchlebt und die Auffassung der Welt als einer unendlichen im Gegensatze zu jener im Bewußtsein erschienen, zur Weltanschauung geworden war. So sagt Wölfflin von Tizian, die neuen Stilmöglichkeiten seines Alters seien für ihn nur in Sicht gekommen, weil er so viele alte Möglichkeiten bereits hinter sich gebracht gehabt hätte.

Der Verfasser hat, die Frühkunst nur gelegentlich streifend, in der die Gegensätze noch knospenhaft beschlossen sind, den Unterschied der klassischen und barocken Sehform an fünf Darstellungsformen nachgewiesen. Der bildende Künstler kann seine Gesichte linear umrissen, plastisch oder malerisch, flächenhaft oder tiefenhaft, in geschlossener oder in offener Form, einheitlich oder unendlich aufgefaßt, durch die Beleuchtung so klar wie möglich oder so unklar wie möglich gemacht darstellen. Was der Verfasser begrifflich fünffach auseinanderlegt, ist, wie er selbst betont, dem Wesen nach eins; mit dem Auflösen des linearen Umrisses hängt die Raumvertiefung, das Atektonische und alles übrige zusammen. Das Gemeinsame sehe ich im Standpunkte des Ich dem Nicht-Ich gegenüber, also in der Entwickelung des menschlichen Selbst. Derartige Untersuchungen beiseite lassend, hat der Verfasser seine Absicht allein darauf gerichtet, die genannten fünf Darstellungsformen an Werken der Malerei, der Plastik und der Architektur (die umgekehrte Reihenfolge wäre vielleicht natürlicher, aber weniger bequem für den Leser) nachzuweisen und zu erklären.

Liegt die eigentliche Bedeutung des Buches auch in der Aufdeckung der Gesetze der Raumbildung im menschlichen Geist, so muß doch hervorgehoben werden, wie künstlerisch lebendig, mit was für einer unvergleichlichen Anschauungskraft der Nachweis geführt ist, so daß auch derjenige, den die Leidenschaft des Erkennens letzter Gründe nicht beseelt, in diesem Buche Genüge finden muß. Indem der Verfasser seine Probleme an Mustern der bildenden Kunst löst, ersteht vor dem inneren Auge Bild um Bild, so wie sie gesehen werden sollen, ihr geheimstes Wesen offenbarend. Dies vollbringt er nicht dadurch, daß er das Kunstwerk mit Redeblumen behängte, wodurch man es in der Regel nur trübt und entstellt, noch dadurch, daß er sich in Betrachtungen über seinen Inhalt erginge, sondern dadurch, daß er die Bedeutung der Form zum Bewußtsein bringt. Er könnte eine Kunstgeschichte für Blinde schreiben, unheilbar Blinde, die keine Enttäuschung erleben könnten, wenn sie mit sehenden Augen vor dem leibhaftigen Werk ständen. Im Worte kann das Kunstwerk auferstehen, wenn das Wort die Scheide ist, in der das Messer des Geistes steckt. Das ist bei der Sprache des Verfassers der Fall: sie ist der Sache vollkommen adäquat, nicht ihr nachträglich angepaßt, sondern mit ihr zur Welt gekommen. Daß seine Ideen und seine Sprache gewachsen sind, unterscheidet sein Werk von so vielen andern, die gemacht sind.

Es sei mir verziehen, vom Verfasser meine ich, daß ich auf das eingegangen bin und eingehen werde, was er absichtlich ausgeschlossen hat, die Weltanschauung nämlich. Er hat den Zusammenhang des optischen Sehens mit dem vernünftigen Sehen mehrfach betont, ohne zu untersuchen, wie sich beides miteinander verbindet. Diese zurückhaltende Strenge erklärt sich daraus, daß gerade auf diesem Gebiete das Publikum an ein Entgleisen ins Stoffliche und damit ins Seichte gewöhnt ist. Damit die wissenschaftliche Untersuchung nicht getrübt werden könne, sollte zunächst einmal die Entwickelung des optischen Sehens in ihrem notwendigen Gange verfolgt werden. Ist das Sichtbare wirklich der erscheinende Ausdruck unsichtbarer Kräfte, so muß im Gesetz des Sehens des Sichtbaren das des inneren Anschauens der Welt als Idee mit begriffen sein. Durch den Verzicht auf Ausführung dieses Zusammenhangs ist dem Werke der wissenschaftliche Charakter gewahrt; wenn ich trotzdem davon spreche, so geschieht es nicht in der Meinung, dem Leser eine Ergänzung zu geben, sondern ihn auf eine Ergänzung aufmerksam zu machen, die im Kern in dem Buche selbst gegeben ist.

Der Verfasser hat Gesetze des Sehens aufgestellt; man kann nun aber die Frage aufwerfen, ob der Künstler wirklich darstelle, was er sieht? Diese Frage hat der Verfasser gestellt und im verneinenden Sinne beant-

wortet, sofern man unter Sehen ein Wahrnehmen, ein Beobachten der Natur, überhaupt des Erscheinenden versteht. Er führt unter mehreren Beispielen an, daß Lionardo die farbigen Reflexe und die komplementären Farben der Schatten in der Natur beobachtet hatte, sie aber nicht so, sondern in der herkömmlichen Weise gemalt wissen wollte, nämlich aus der Lokalfarbe des betreffenden Dinges mit Schwarz gemischt. Das was der Künstler in der Natur beobachtet, ist also für sein Darstellen im Kunstwerk nicht allein maßgebend, sondern er verschmilzt das Beobachtete mit einem in seinem Inneren vorhandenen Bilde, und durch die Verschmelzung des Äußeren mit dem Inneren im Ich des Künstlers entsteht erst das räumliche Bild. Das dem Äußeren Entnommene nennt Wölfflin das Imitative, das im Inneren Gegebene das Dekorative. Danach ist zum Entstehen des Kunstwerks notwendig, daß das Naturbild mit dem Phantasiebild, das Äußere mit dem Inneren, im Ich oder im Selbstbewußtsein zur Einheit wird; das Beobachtete allein ist Bruchstück, das Dekorative allein unwirklich, jenes ein bloßes Raumäußere, dieses ein bloßes Rauminnere. Äußeres und Inneres ist jedes für sich allein nur Schein, das Sein, die eigentliche Erscheinung ist nur in der Vereinigung von beidem.

Diese Unterscheidung des Imitativen und Dekorativen ist der springende Punkt im Werke des Verfassers, derjenige, in welchem eine Weltanschauung steckt. Er bekennt sich dadurch als vernunftgläubig oder geistgläubig, denn indem er mehrfach betont, daß „in jeder neuen Kristallisationsform der Sichtbarkeit auch eine neue Seite des Weltinhalts zutage tritt," spricht er aus, daß nach seiner Überzeugung dem optischen Sehen das vernünftige Sehen, der Form die Idee entspricht. Wenn er nun gelegentlich bemerkt, die Wurzel des modernen Impressionismus liege im Barock, so könnte das zu der Annahme führen, als halte er den Impressionismus für wesensgleich mit dem Barock, eine meiner Ansicht nach falsche Annahme, da ja alle moderne Kunst von der bewußten Naturbeobachtung oder von bewußter Stilbildung ausgeht, vom Stoff allein oder von der Idee allein. Wie aufschlußreich wäre es, wenn der Verfasser das Barock so gegen die moderne Kunst abgegrenzt hätte, wie er es gegen die klassische Kunst getan hat!

Bei der Erwähnung eines Abendmahls von Tiepolo bemerkt der Verfasser, es sei schade, daß der Maler uns nicht mehr zu sagen habe, womit die Voraussetzung ausgedrückt ist, daß ein Maler uns etwas Wichtiges zu sagen haben soll. Immerhin, vergleicht man mit einem modernen Künstler, so ergibt sich, wieviel Wesentliches Tiepolo doch zu sagen hatte, sei es auch nur die in der Raumtiefe dargestellte Idee der Unendlichkeit. Dieser gegenüber verschwindet freilich die Idee des Gegenstandes, der vorwiegend äußerlich ergriffen ist. Der Verfasser hat darauf aufmerksam gemacht, daß das Stoffliche im Barock mit einer Innigkeit erfaßt und wiedergegeben

sei wie nie vorher: die beginnende Loslösung von der Idee enthüllt die verführerische Schönheit der Materie. In diesem leidenschaftlich Sichstürzen auf die nur-sinnliche Welt wird der Übergang zur materiellen Weltanschauung der neuen Zeit ersichtlich. Noch lag dem Menschen die Auffassung der Welt als einer Offenbarung göttlicher Kraft im Blute, sie hatten sie noch inne, wenn auch ihr Bewußtsein begann, sich in der puren Materie festzusetzen. Lionardo, um bei dem vorher angeführten Beispiel zu bleiben, malte aus einer Weltanschauung heraus, das heißt er gab seiner Darstellung die Form und sprach in ihr die Idee aus, die einer gewissen Beziehung seines Geistes zum Weltganzen entsprach. Die Kunst, die dem Barock folgt, wurde und wird von Menschen ausgeübt, die allerhand Stilformen, allerhand religiöse und philosophische Begriffe im Bewußtsein haben oder haben können, denen aber die materielle Weltanschauung im Blute liegt, die eigentlich gar keine ist. Ein moderner Maler kann plastisch oder malerisch, flach oder tief, religiöse oder profane Gegenstände oder gegenstandslos malen, er wird nie eine angeschaute Welt, sondern nur beobachteten Stoff und konstruierte Form malen und dadurch seine eigene Uneinheitlichkeit verraten. Gerade der modernen Kunst gegenüber wäre es richtig, zu betonen, daß der Gegenstand als Stoff zwar unwesentlich ist für die Kunst, als Idee aber ebenso wichtig wie die Form. Die Auffassung der geschauten Welt als Idee besteht keineswegs darin, daß der Künstler über das, was er sieht, nachdenke, philosophiere, Begriffe daraus abstrahiere, im Gegenteil, das gehört in das Gebiet der Imitation; das Auffassen der Welt als Idee ist ein unbewußter Vorgang, zu dem nur Geist gehört.

Soll denn damit behauptet werden, daß die moderne abendländische Menschheit keinen Geist mehr habe? Zu diesem Schluß muß man allerdings kommen, den die Einsicht nicht ändern kann, daß sie über Verstand und Beobachtungsgabe im höchsten Grade verfügt. Eine gewisse Geist-Abwesenheit, eine Geisteserkrankung, die namentlich als Willenserkrankung schon vielen aufgefallen ist, weil sie in der wollenden und handelnden Persönlichkeit sich am meisten aufdrängt, scheint im allgemeinen ein Merkmal der Verfassung der abendländischen Völker der Neuzeit zu sein. Wenn die Geisteskraft durch alle Stufen des Bewußtseins hindurchgegangen, anders ausgedrückt, wenn die ganze Kraft in Wissen verwandelt ist, entweicht sie; der einzelne Mensch stirbt dann. Mit den Völkern verhält es sich ebenso. Das Abendland befindet sich fast in derselben Lage wie das römische Reich zur Zeit seines Absterbens, das in der Verschmelzung mit den Germanen wiedererstand. Die abendländischen Völker bedürfen gleichfalls frischen Blutes. Wie heiß man sich immer bemühen mag, nur aus der Einsicht und Absicht heraus läßt der Entwickelungsprozeß sich nicht von vorn anfangen, ohne lebendige Kraft, die unwillkürlich das Rechte trifft, wird alles Stück-

werk bleiben. Eine innere Verjüngung würde uns Religion, Kunst, Heldentum, starke persönliche Kraft wiedergeben.

Diese Bemerkungen sind in dem Werke, mit dem wir uns hier beschäftigen, nicht ausdrücklich ausgesprochen, aber, nach meinem Urteil, im Kern darin enthalten. Ja, in diesem nicht aufgerollten Kerne sehe ich die außerordentliche Wichtigkeit des Buches. Es hätte immerhin einen großen wissenschaftlichen Wert, wenn es nur die Geschichte des optischen Sehens gäbe; seinen Ewigkeitswert bekommt es durch die Feststellung, daß das künstlerische Sehen ein einheitliches Sehen ist, das die Welt nicht einerseits als vergängliche Erscheinung, andrerseits als Idee, sondern als lebendiges Ganzes auffaßt.

Luther sagt einmal, Gott wolle, daß wir Vieles und Großes von ihm erbitten, und zwar mit fester Zuversicht auf Erfüllung; der Verfasser sollte sich demnach, wenn wir dreiste Forderungen an ihn stellen, nicht ungebührlich bedrängt, sondern geehrt und gehoben fühlen. Wie, wenn er seinem Buche einen zweiten Band folgen ließe, in dem er so vom Inhalt der Kunst spräche, wie im ersten von der Form? Mit dem Inhalt meine ich, wie schon gesagt, nicht die vorübergehende Situation, in der er darstellbar wird, sondern sein Bleibendes, seine Idee.

Der Gegenstand der Kunst ist nur einer, nämlich der Mensch. Landschaft, Tiere, Dinge, was immer dargestellt werden kann, es ist Vorbereitung oder Werk des Menschen, von ihm ausgehend oder in ihn mündend. Der Mensch ist der Inhalt der Kunst, Raum und Zeit die Form, in der er sich verwirklicht, und da Raum und Zeit Beziehung des Äußeren auf das menschliche Bewußtsein ist, so kann man sagen, daß der Mensch zugleich Form und Inhalt der Kunst ist. Endlich ist aber der Mensch auch der Hervorbringer der Kunst, und zwar nicht nur als Menschheitsglied, sondern auch als einzelne Persönlichkeit.

Als ich anfangs sagte, der Mensch erlebe die Welt durch Anschauung und durch Vernunft, habe ich eine dritte Form des Erlebens ausgelassen, die durch die Tat, das eigentliche Leben und Erleben. Dies ist die Beziehung des Mannes, des Erwachsenen zur Welt, deren Ausdruck in der Kunst die klassische, dramatische ist, und nur durch sie kann Form und Idee zusammengeschmolzen werden. Ich spreche nicht von bloß mechanischer Tätigkeit, sondern vom selbstbewußten, verantwortlichen Handeln, das nur von der einzelnen Person, dem seiner selbst bewußt gewordenen Geiste ausgehen kann. Der Künstler, der seinen Gegenstand nicht erlebt hat, kann ihn nicht darstellen. Man kann so wenig künstlich, das heißt aus bewußter Erkenntnis heraus, ein Kunstwerk erzeugen wie ein Kind. Aus der lebendigen Beziehung des Künstlers zur Welt muß es erwachsen; aber, das ist das Ausschlaggebende, aus der Beziehung einer sich als ewige Einheit fühlenden Idee zu einer als göttlich gefühlten Welt.

Ich bin weit entfernt, dem Verfasser vorzuwerfen, er habe bei Aufstellung der kunsthistorischen Grundbegriffe den Inhalt der Kunst übersehen oder an Wichtigkeit der Form nachgestellt oder nicht bedacht, daß beides erst in der Person zur Einheit wird. Es macht gerade die Schönheit des Buches aus, daß sein Verfasser, als einheitlicher Mensch, sich des Menschen stets als eines beseelten Körpers bewußt ist. Vom Äußeren ausgehend gerät er stets auf das Innere, und ein gewiegter Leser könnte die Übertragung vom körperlichen auf das Geistige selbst besorgen. Immerhin war es, der Wissenschaft zuliebe, auf eine begriffliche Scheidung abgesehen. Erschöpfend kann man sich aber über Kunst nur aussprechen, wenn man seine Weltanschauung ausspricht, denn Kunst ist anschaulich gewordene Weltanschauung. Eine Geschichte der Weltanschauung als Menschenanschauung, so wie sie in der Kunstgeschichte sich ausprägt, die Geschichte vom Sichselbsterkennen des menschlichen Geistes in der Kunst, die wünschen wir uns vom Verfasser der kunsthistorischen Grundbegriffe. Sie würde sich stets mit seiner Geschichte des Sehens berühren; aber der Leser würde das nicht als Wiederholung, sondern als Vervollständigung empfinden.

Ich erinnere mich der Worte des Verfassers in seiner Kunst Dürers: „Wer aber einmal unter der Macht dieses Apostelauges gestanden hat, der weiß, daß hier nicht nur ein neuer Begriff von heiligen Männern in die Erscheinung getreten ist, sondern ein neuer Begriff von menschlicher Größe überhaupt." Diese Worte werfen ein strahlenhelles Licht auf das, worum es in aller Kunst sich handelt: um den Menschen und seine Stellung in der Welt; sie scheinen mir aber auch darauf zu deuten, daß der, welcher sie gesprochen hat, berufen ist, die Entwickelung der Idee des Menschen in der Kunst darzustellen.

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß das, was das Publikum zu den gesprochenen wie geschriebenen Worten des Verfassers so stark hinzieht, im Gefühl des Sicheinsetzens seiner Person für seine Worte liegt, das er erweckt. Noch hat er das damit gegebene Versprechen nicht ganz gelöst.

Die grüne Flöte

von Oskar Bie

Wenn die Ouvertüre, die der junge Mozart zu dem Ballett Noverres Les petits riens schrieb, verklungen ist, empfängt uns das Bild einer Chinoiserie. Schon läuft der Geist auf Zehenspitzen alter Porzellanrhythmik. Das Auge sieht chinesisch-persisch-türkische Puppen. Der Verstand fragt nicht mehr: paßt Mozart zu China? Wie er zu seinen Türken paßte. Es sind nicht Chinesen und Türken des Weltkrieges. Es sind exotische Geschöpfe auf einer seltsamen Insel der Phantasie, wohin sie sicherlich gerade in diesen Tagen sich geflüchtet haben. Sie suchen dort in ihrer mutwilligen Verkleidung den Stil, den sie bei uns nicht finden. Sie finden ihn unter dem Geleit der Mozartschen Musik, die der schwedische Nilson zusammenstellte und überinstrumentierte. Es paßt nicht nur, sondern es bildet sich ein Neues: eigentümlich ferne rhythmische Reize, das Eingeständnis süßen Träumens, das Märchen Mozart und China im Spiegel des achtzehnten Jahrhunderts, internationale Dekoration in den Schwingungen einer ganz modernen Seele.

Auf Hofmannsthal wird zurückgeführt, daß in diesem schönsten Stück des Deutschen Theaters eine optische Dichtung von wundervoller Tragweite sich vorstellt. Die Kette gefangener Prinzen und Prinzessinnen zieht mit geneigtem Kopf über die Bühne, an den Stricken der Hexe Ho, die Herr Lubitsch mit einer präzisen Fülle grotesker Bewegungen ausstattet, indem er, von einer prachtvollen Fratze gedeutet, die sinnreiche Geste zu einer unsinnigen und den Nebenkörperteil zu einem Hauptglied erhöht. Matray aber, der das große Rätsel alles Clownhaften und Akrobatischen im menschlichen Körper zu einem pantomimischen Satyrspiel ausarbeitet, sitzt als Zauberer in der Pagode, seine Opfer erwartend, deren Seele er sich einfängt. Es ist ein Ungetüm, aus drei Menschen in parallelen Bewegungen gebildet, sechsbeinig und sechsarmig: nichts als Habgier, Grausamkeit, Griff. So endet der Zug der schönen Körper bei ihm.

Der schönste Körper ist die Prinzessin Lillebil Christensen aus Christiania. Sie ist sechzehn Jahr und ein Entzücken der Sinne, in der Form mehr ein Kind Bouchers und Renoirs, als Watteaus. Sie hat die große Schule des Balletts so weit hinter sich, daß sie in drei Jahren mit der Pawlowa wird wetteifern dürfen, deren schauspielerische Begabung ihre Vorsehung ist. Sie stürzte sich nicht in das Virtuose, sondern beseelte das Elementare. Sie bevorzugte nicht aus Seele einzelne Register des Körpers, sondern bildete alle so gleichmäßig aus, daß ihre Arme den Beinen nichts nachgeben, die Finger nichts den Armen. Lust am Körper, das Wesen

alles Tänzerischen, bestimmt die Disposition ihrer Schritte und ihre musikalische Genauigkeit. Lust am Körper: gern zu tanzen, jede Bewegung zu lieben, die Liebe zu zeigen und die Bewegung ein wenig zu verlängern, lächelnd die trillernden Zehenspitzen anzusehen, den eignen Fuß zu grüßen, in die eignen Arme sich hineinzuwiegen und zu singen: seht, so schön ist das Tanzen. Hofmannsthal, wie dichtet sich in diesem Körper!

Jetzt ist das liebliche Kind durch einen seiner genialen Fischzüge beim großen Zauberer eingefangen. Es wird in einen Haremskäfig gesperrt. Der Zauberer sitzt lila vor dem grünen Käfig. Er hat alle Machtmittel des wandernden Effektlichts und der letzten technischen Errungenschaften unserer großen Zeit. Eine Gebärde der Prinzessin, wie sie den Schmerz in einer reizend übermütigen Plastik, die Freude in einem stofflosen Schwebeschritt vergegenwärtigt, diese wechselnden Wunder an bewegten und unbewegten Attitüden modernster Skulptur machen ihn rasend. Er muß sie besitzen. Auf weitem glänzenden Horizonte erscheint ihm die Apotheose des Zukunftsballetts. Doch plötzlich tritt etwas Unerwartetes ein. In die finstere Stille ertönt ein Flötenruf, die Melodie der Gavotte sentimentale aus den Petits riens, unendlich süß, schmachtend, lockend, Mozartsche Ewigkeit in stilisierter Sehnsucht. Die Musik ruft! Ruft über alle Machtpläne! Ruft über alle Imperialismen großen und kleinen Stils! Und sie entweicht dem Käfig und folgt der Flöte.

Da gerät sie in einen zauberhaften Wald. Goldene Baumgruppen schütteln ihr Laub. Eine Flußnymphe nimmt einen Wasserfall in die Hände und breitet ihn zu einem Stromteppich aus. Drüben erscheint der Prinz, den die Sterna mit galant wiegenden, graziös zugespitzten Rhythmen aus alten Miniaturen schnitt. Er bläst die grüne Flöte, und dieses Grün ist die einzige Farbe, die die Prinzessin in der grausigen Pracht von Gold und Schwarz sah. Sie sind angelangt bei dem Märchen, das den Fluß zwischen die Geliebten legt. Das Wasser wird die Markierungslinie ihres Tanzes. Sie tanzen in magnetischem Kreszendo ihre Liebe gegeneinander. Als sie, auf einer Zehe schwebend, mit den Fingerspitzen sich berühren können, fängt die Hexe sie von hinten ein. Drei schwingende Mäanderbänder erheben sich von unten, ein Schifflein gleitet auf ihnen vorüber, hinter ihm schreitet, wie auf ihm rudernd, der Prinz seiner Geliebten nach: ein Bild von elementarer Naivität.

Noch hat das Paar seine chinesischen Kämpfe mit den bösen Dämonen zu bestehen. Diese verwandeln sich bald in eine Riesenspinne aus bühnenhohen Stricken mit aller Weisheit der fabelhaften Trapezkunst. Bald in einen Drachen, der von der entwagnerten Zauberflöte in lieblichem Spuk besiegt wird. Bald in ein Gewitter, dessen Themen die Windmaschine variiert. Wie ein Kreisel geschwungen, entschwindet die schöne Prinzessin unter grellem Licht in der Akrobatik des Zauberers. Starke Szenen aller

kämpfenden Gewalten lösen sich schnell ab: die Spinnenhexe und der schwertschwingende Prinz, die Gier Matrays und die keusche Lillebil — Haufen gescheuchter Seelen. Nachdem der Prinz gesiegt hat, ersteht ein Goyahaftes Bild des Zusammenbruchs der Dämonen. Alles ist befreit. Mit einem Beckenschlag setzt der türkische Marsch in A-moll ein, der die Erlösten zu einem wonnig hüpfenden Tanz vereinigt.

Das Reinhardtsche Wesen, unter Shakespeare oder Molière hier und da schon schärfer hervoräugend, ein Untermusikalisches, ein Rhythmisches, ja ein Expressionistisches, das von der Perspektive des Theaters her Beziehungen von Menschen, Hintergründe von Szenen, Suggestionen von Massen ordnet, quer hindurch von der Tragik der Erscheinung bis in die Komik, Groteske, Orchestik des innen ruhenden Wesens, dieses System und diese Begabung, die ich das Reinhardtsche nenne und im engsten Verhältnis zur modernen Kunst sehe, fand hier Reinkultur.

Vollkommen ging das Dekorative, die Erfindung Sterns, darin auf. Entschlossene Absage an jeden Realismus und jede Illusion. Dekoration nicht als Vortäuschung von Wirklichkeit, sondern als Dekoration Gewordenes, Ornamentenwesen der Dinge, Arabeske des Daseins, Projektion alles Märchenhaften und Musikalischen unserer Welt auf die Bühne, und eben auf die Bühne als solche. Durch auf- und abgezogene Prospekte verändert sich das Bild nach rhythmischen Gesetzen, bewegt sich, wie Tanz. Es ist eine Symphonie des Dekorativen, vom wechselnden, sehr raffinierten Licht melodisiert. Man sieht Gewebe, die sich wandeln. Ihre Motive sind stilisierte Baulichkeit oder Landschaft oder Phantasie. Die Einheit ist Programm. Sie wird formell hergestellt durch gleichmäßige Ausbildung alles Pagodenhaften, Drachenhaften, Wolkenhaften, das durch Prospekt und Kostüm geht. Der Kopfputz der Tänzer ist leitmotivisch mit dem Zaubererhaus verbunden, die dämonische Fratze mit dem Ornament der Behänge, die Wolkengazen mit den Kleidergazen. Farblich ist letzte Reduktion eingetreten. Gold und Schwarz herrschen ganz als Harmonie; in Kleid und Szene. Es ist die Rückführung auf Tonika und Dominante.

Von Traum und Märchen spazierten wir aus und sind bei einem Problem angelangt, bei der Lösung eines Problems, das die Herausstellung dieses Bühnenereignisses rechtfertigt. Ich erkenne etwas Vollkommenes darin, und ich rufe alle, die nach den Regungen heutiger Kunst suchen, diese Stilfragen erwägen und irgendwie in Ahnungen über den Realismus hinaus zur Marionette, zum Tanz, zur jüngsten Malerei, zur letzten Lyrik, zur Mutter Musik streben, ich rufe sie alle vor dieses Spiel.

Politische Chronik/ von Junius

Ein kleines, ganz kleines Fleckchen des gelobten Landes ist betreten. Die Novelle zum Reichsvereinsgesetz ist wirklich ein Schritt auf der Bahn zu Vernunft und Freiheit. Auf die Stimmung der Massen freilich, die daraus sehr bald Nutzen ziehen werden, haben langsam organisierende Arbeit und Politik auf weite Sicht auch in Friedenszeiten selten unmittelbaren Einfluß, um von dieser fensterlosen Gegenwart voll Not und Kümmernis und Ungewißheit zu schweigen. Für uns aber, die wir den Optimismus als politische Grundgesinnung nicht aufgeben dürfen, ist die neue Rechtsstellung der Gewerkvereine inmitten unseres wirtschaftlichen und sozialen Lebens ein wichtiges Stück Neuorientierung. Sie werden von der Gesetzgebung nun für grundsätzlich unpolitisch erklärt und den großen organisierenden Gewalten des Reiches als ebenbürtig an die Seite gestellt. Die Schikanen der Rechtsprechung, die vor dem Kriege den Arbeiterberufsvereinen die Wahrnehmung ihrer Interessen oft verkrüppelten, sollen aufhören, und kein Richter wird es hinfort wagen dürfen, aus privatrechtlicher Begriffsbefangenheit sie für politisch, also ungesetzlich, zu erklären, weil sie überlegten, wie man auf die Gesetzgebung einwirken könne, um die Ware Arbeit vor dem Drachen Kapital zu schützen. Im Hintergrund stand natürlich auch hier der Kampf um die Seele der Jugendlichen, sie sollten Vereinen ferngehalten werden, die man durch Paragraphenverdrehung zu politischen machte. Man wollte sie vor der Befleckung durch sozialistische Ideale bewahren, ohne daß man imstande war, sie vor dem allzufrühen Dienst an der Erwerbsmaschine und der kaltherzigen Anschauungslektion der Fabrik zu behüten.

Dieser feste und erdhafteste Kern unserer Schaffenden, dem sich der Riesenapparat der deutschen Konsumvereine angliedert, gibt seit Jahren der deutschen Arbeiterbewegung das Rückgrat. Er hat Jahrzehnte hindurch einen Kampf gegen zwei Fronten geführt, und oft schien es, als ob das Ringen mit der Unternehmerorganisation und dem Klassenstaatlichen leichter sei als gegen die sozialdemokratische Fraktion, die das Tempo der Energie speichernden Kleinarbeit und der erzieherische Materialismus der Gewerkvereinler ungeduldig machte. Was sie ohne die rhetorischen Schwingen des revolutionären Geistes fertig gebracht haben, ist staunenswert; und wenn heute der Druck der Unternehmerverbände auf die Arbeit gemildert ist, wenn im Tarifvertrag eine Art Ausgleich zwischen Lohn und Profit und das Mittel gefunden ist, um dem Recht auf den vollen Arbeitsertrag näher zu kommen, und wenn gleichzeitig die Schaffenden in den Konsumvereinen die Warenverteilung aus den parasitären Händen der Klein- und Zwischenhändler genommen haben: so sind das nur Andeutungen einer wirklich segensvollen Umwälzung, die sich vor unseren Augen vollzieht.

Kein Wunder, daß die Entwicklung der Gewerkvereine allen ein Dorn ist, die dem Kapitalbesitzer die Vorrechte des Absolutismus in Fabrik und auf dem Rittergut zu retten suchen. Aber der Gegenstrom wird schwächer.

Die großen, aber häßlichste Parteigefühle weckenden Probleme des Arbeitsrechts überhaupt, insbesondere soweit es die Freiheit zur Koalition und die bürgerlich-politischen Rechte der Arbeiter im Staatsdienst betrifft, werden nicht berührt. Aber gerade darum, und weil die Sprecher der Gewerkvereine im Reichstag sich mit dem begnügten, was zu haben war, spart der sozialdemokratische Radikalismus nicht mit hämischen Vorwürfen. Er ist unverbesserlich in Negation verstrickt. Eine Scheinkonzession, heißt es, dem Proletariat hingeworfen, um es zu ködern. Man spricht, verschleiert, von demagogischem Bonapartismus, den man aus einer alten Kampfschrift von Engels aus dem Jahre 1865 herholt, wo das Ministerium Bismarcks scheinbar die „nationale" Politik Lassalles aufnahm. Mit dem Speere soll man Gabe empfangen, Spitze gegen Spitze. Ich fürchte, der Trotz des Hildebrandliedes wird vor der berechneten Klugheit der Gewerkvereinler verrauchen; sie wollen das Vaterland nicht nur mit ihrem Blute an den Grenzen verteidigen: sie wollen es auch mit besitzen. Sie wollen endlich einen Anfang. Alles, was in Deutschland Reaktion heißt, zittert bis in seine preußisch-ostelbische Herzkammer hinein wegen dieser ersten in scheinbarer Freiwilligkeit vollzogenen Annäherung zwischen Regierungsgewalt und organisiertem Volk. Man beginnt zu ahnen und zu fürchten: ein verhandlungsbereites Arbeitsvolk drängte in neue Bahnen. Weitere Bastionen werden so am ehesten bald erstürmt werden. Der reaktionäre Behang des Vereinsgesetzes, voran der dümmste und schädlichste aller Paragraphen – der über die Sprachen – wird fallen, der Konstitutionalismus wird sich in Fabrik und Kontor langsam einschleichen. Vor allem wird die preußische Wahlrechtsfrage eine deutsche Angelegenheit werden: ehe das nicht geschieht, leben wir in Deutschland ein verkrüppeltes politisches Leben. Das ist nur scheinbar ein Problem der politischen Mechanik: eine Kammer, in der der größte Teil des werkschaffenden Volkes ungenügend vertreten ist, verletzt, nach sämtlichen Erfahrungen dieser grausamen Zeiten, das elementarste Gerechtigkeitsgefühl. An dieser Frage wird sich der berechtigte Radikalismus der Stimmungen zuerst entzünden, das Gefühl, mehr zu sein als das tote Gewicht auf einem Wagen, den das agrarisch-großindustrielle Vorrecht kutschiert. Das ist also weit mehr als politische Mechanik, das wird einer der wichtigsten Schritte sein, die Volksgewalt an den Regierungswillen heranzuschieben und den überkommenen Dualismus zu überwinden.

Nach der australischen Sensation hat England nun seine irische. Herr Hughes, früher wütender Syndikalist und Organisator von Hafen-

streiken in Sidney, jetzt Ministerpräsident der australischen Bundesregierung, predigt in Salon und öffentlicher Versammlung so hemmungslos den Kreuzzug gegen den deutschen Handel und das deutsche Kapital, daß er die Heiligen unter den Jingos neidisch machen könnte. Alle kolonialen Arbeiterführer sind fast ausnahmslos Schützzöller, denn die sich selbstverwaltenden ‚Kolonien', die Dominions, wirtschaften mit englischem Finanzkapital und wollen sich durch Vorzugszölle den englischen Markt sichern: aber sie denken nicht daran, die eigenen Zölle auch gegen die Mutterinsel abzuschaffen. Der Begriff des zwischenkolonialen Freihandels hängt nach wie vor in der Luft. Davon ein anderes Mal. Interessant bleibt der Typus des Kämpfers: er wird uns noch später zu schaffen machen. In diesen subalternen Gehirnen ist keine Spur einer Kenntnis jener Kräfte, die den Eroberungszug der deutschen Industrie und des deutschen Handels erklären; der Erfolg wird auf teuflische Hinterlist und Niedertracht zurückgeführt. Wird dieses Krebsgeschwür zertreten, meinen sie, so hört die ‚wirtschaftliche Plünderung ohne Risiko' auf, worauf die militärische Widerstandskraft Deutschlands beruhe . . Die irische Sensation ist uns heute wichtiger.

Es war nicht mehr als ein separatistischer Putsch, der bei langer Dauer des Krieges vorauszusehen war; und doch hat er für den Augenblick und über ihn hinaus wohl auch für uns seine Bedeutung. Um Irlands wegen brach einst die große liberale Partei auseinander, Chamberlain trennte sich von Gladstone: Homerule und Imperialismus galten als unvereinbar. Vierzig Jahre sind darüber hinweggegangen, der Imperialismus wird eben in der Schmiede des Kriegsgottes geschmiedet, aber die alte anglo-irische Wunde eitert noch. Eine glatte Lösung, die die von Amerika aus genährte Unruhe einfürallemal beseitigt, kann ein an Haupt und Gliedern gelähmtes sogenanntes liberales Kabinett nicht erfinden. Die irische Loyalität, die von Aussichten gespeiste, hatte auch vor dem August 1914 eine empfindliche Stelle: Ulster war ein Dorn im Fleisch. Nun wird die hitzige Phantasie dieser Kelten von neuen Bluthalluzinationen aufgewühlt, neue Märtyrer sind entstanden; und die Regenten des großen Seestaates werden angeregt werden, nachzudenken, ob das weitere Hinauszögern der Liquidation der Weltkatastrophe zur Konsolidierung des Reiches beiträgt und die Gewinnchancen vermehrt.

Anmerkungen

Literaturgeschichte als Wissenschaft

Unsere offizielle Literaturgeschichte ist krank. Sie leidet an ihrer Sucht nach Exaktheit, nach greifbaren Resultaten, an ihrem Wahn, es den exakten Wissenschaften gleichtun zu wollen. Man teilt noch immer gern mathematisch nach Zeiträumen von hundert, von fünfzig, von dreißig, von zehn Jahren. Man zerstäubt den Stoff noch immer in eine Unzahl farbloser und gleichwertiger Atome, die durch eine Art physikalischer Kräfte, die sogenannten Einflüsse, notdürftig zusammengehalten werden. Und wer zu einer wertlosen Reimerei die Quelle nachweist, erfreut sich heute höheren Ansehens, als wer ein Meisterwerk mit neuem Lichte bestrahlt. Man bildet sich ein, fertig zu sein, wenn man die vielerlei Bedingtheiten und Abhängigkeiten eines Dichterwerkes von Milieu, Epoche und literarischen Vorläufern, kurz seine gesamte Vorgeschichte abgewandelt hat, und übersieht, daß dann erst noch sein Unbedingtes, Unabhängiges, Neues und Schöpferisches zu erklären bleibt, daß eine Dichtung, die sich restlos auf ihre Vorläufer zurückführen ließe, zu einem wertlosen Plagiat herabsänke; daß ein Werk, das nichts wäre als der Ausdruck seiner Zeit, uns nichts mehr zu sagen hätte; daß man ein Meisterwerk mit einer vorhergehenden Stümperei über den gleichen Stoff nur vergleichen darf, wenn man die Ungleichheit ins Auge faßt und nicht die Gleichheit, daß der Nachweis dessen, was am Faust oder am Hamlet oder an der Göttlichen Komödie geschichtlich bedingt ist, nur die Vorarbeit ausmacht, der die eigentliche und wesentliche Arbeit nun erst folgen soll, und daß es unwissenschaftlich ist, an der Hauptsache hartnäckig vorbeizureden. Wie selbstverständlich klingt das alles und wie revolutionär ist es für die heutige Literaturgeschichte! Und doch: eine Wissenschaft wird sie erst werden, wenn sie sich entschließen wird, keine Wissenschaft sein zu wollen im Sinne des französischen science; wenn sie auf „Exaktheit" und Kausalerklärung verzichten wird, wenn sie sich von den Naturwissenschaften abwenden und Anschluß suchen wird an die Philosophie; wenn die Literarhistoriker aufhören werden, sich vor dem Worte „Ästhetik" zu bekreuzigen; wenn sie einsehen werden, daß es wirklich wissenschaftlicher ist, das Mysterium ein Mysterium zu nennen, als: Schöpfungen aus der geistigen Verdauung ihrer Urheber erklären zu wollen; daß ihr bisheriges Verfahren so unsachlich ist wie möglich und daß es nur Eine Methode literarhistorischer Sachlichkeit gibt: die Herausstellung des Neuen und Besonderen, der Schönheit und Größe einer Dichtung, das heißt dessen, wodurch sie damals gewirkt hat und wodurch sie heute noch wirkt.

Die Schrift des Literarhistorikers Julius Petersen „Literaturgeschichte als Wissenschaft" war ein redlicher Versuch, an Tüchtigkeit und Verständigkeit nicht zu übertreffen, aus der literarhistorischen Wüstenei herauszukommen. Leider erfolglos. Sein fleißiger Spatenstich hat das Loch nur noch tiefer gerissen, so daß es nun nicht mehr zu verdecken ist. Er kommt zu dem Schluß, Literaturgeschichte und Ästhetik seien tief verschieden: die eine baue vertikal, die andere horizontal, und ein solides Haus entstehe erst, wenn man sie beide zu Rate zieht.

Ebenso wesensverschieden seien Literaturgeschichte und literarische Kritik: da Literaturgeschichte ohne den Begriff der Geschichte nicht zu denken sei, so dürfe sie die Literatur der „Gegenwart", die noch nicht Geschichte geworden ist, nicht einbeziehen. Man sieht: dem ewig Fließenden soll ein Festes gegenübergestellt werden, das sich „exakt" behandeln läßt: im Gegensatz zur Ästhetik, die die Dichtwerke prinzipiell als ungleichwertig betrachtet, soll die Literaturgeschichte sie beinahe als gleichwertig, als konstante Größen behandeln —: naturwissenschaftlich-materialistisch. Da eine solche unterschiedslose Betrachtungsweise jedoch den Bedürfnissen der Mittelschule und der Studenten zuwiderläuft, so wird allen Ernstes der Vorschlag diskutiert, an der Hochschule außer der strengen Literaturwissenschaft eine neue Disziplin namens „Literaturpädagogik" einzuführen! So ist es: die ästhetischen Aufgaben überläßt man den Praktikern und Popularisatoren; literarhistorisch bedeutsam und ästhetisch bedeutsam ist zweierlei.

Wenn es aber (wie von anderer Seite behauptet wird) nur eine Wissenschaft gibt, so muß ja wohl die eine Partei im Irrtum sein, und ich glaube, es sind die Literarhistoriker. Literaturgeschichte, scheint mir, ist nichts anders als angewandte Ästhetik: sie muß ihre Gegenstände durchaus als ungleichwertig betrachten; eingeteilt werden darf nicht nach mathematischen Zeiträumen, sondern nach dem Aufleuchten der großen Männer und der großen Gedanken (wie ja auch in der Geschichte selbst), und die Beeinflußten, die Epigonen, müssen den Schöpfern und Beeinflussern rigoros untergeordnet werden. Es ist ja nicht an dem, daß die kleinen Werke die großen beeinflussen, sondern umgekehrt. Je beeinflußter ein Werk ist, desto minderwertiger ist es; je bedeutender es ist, um so weniger darf man von erlittenen Einflüssen reden, um so mehr aber von ausgeübten, und der letzte Maßstab wird immer der sein, ob es auf uns Heutige noch wirkt. Natürlich verfahre man induktiv: man betrachte die Bedeutung der Dichtung in ihrer Zeit, dann in ihrer Nation, dann in der Weltliteratur — der letzte Maßstab aber liege im Herzen des Messenden. Es geht nicht an, das Fließende als fest zu behandeln und das von den Vorgängern Erreichte einfach zu übernehmen: wir müssen immer wieder revidieren und neu werten. Und unsere Wertung wird um so gültiger sein, je mehr unser Kunstgeschmack der von heute oder besser der von morgen ist. Aber freilich — ein solches Verfahren, das objektivste und sachlichste von allen, ist als „subjektiv" und „willkürlich" verschrien.

Wird die Literaturgeschichte in diesem Sinne eine Wissenschaft werden, so wird sie sich auch abgewöhnen, mit so rohen Begriffen wie „klassisch" und „romantisch" zu hantieren, wobei sie mit „romantisch", sowohl was lauter und was leiser, was gröber und was feiner ist als das „Klassische" bezeichnet und einen wüsten Rhetor wie Victor Hugo mit einem traumzarten Lyriker wie Mörike in denselben romantischen Topf wirft; wobei sie ein dionysisch und fatalistisch gestimmtes Volk wie die Griechen zusammen mit den nüchtern-verständigen Römern als „klassisch" signiert. Alsdann wird sie sich vielleicht auch um müßige Fragen kümmern wie diese: wie kann der Dichter sich innerlich entblößen, ohne seine Selbstachtung preiszugeben, oder: wie kann er Gefühle durch Worte ausdrücken, wo das echte Gefühl ja doch schweigt?

Eugen Lerch

Ein Weg zu Gott

Eine Eigenschaft, die allen Arbeiten Max Brods gemeinsam ist und künftigen Literarhistorikern die Begründung der ungemeinen Fruchtbarkeit dieses Autors erleichtern wird, ist ein offenkundiges Streben nach Deutlichkeit. Brod hat immer etwas ihn wesentlich Bedünkendes zu äußern, und

er bemüht sich, durchaus klar zu sein. Dumpfe Ahnung hat ihn wohl nie zur Gestaltung gedrängt; erst wenn feste Form des geistig Erschauten mit hinreichender Deutlichkeit zur Abschilderung und Wirkendmachung einlud, pflegte er — wie der Kenner seiner Entwicklung zu behaupten versucht ist — sein literarisches Werk entstehen zu lassen. Immer deutlicher unterstrich er, sich vermutlich nicht begriffen glaubend, die (künstlerische, philosophische, kulturelle) Tendenz seiner Schriften. Siehe die Untertitel: „Der Roman des Indifferenten," „Das Schicksal eines Juden" ... „Tröstungen" folgten, und ein „Vademekum für Romantiker unserer Tage." Auch Nachworte und Programmatisches in andrer Form.

„Tycho Brahes Weg zu Gott" (Kurt Wolff Verlag, Leipzig) ist Titel und Untertitel in einem. Über den Tycho seines Romans äußert der Erzähler einmal, daß ihm jede Einzelheit wichtig war: „ . . seit vielen Jahren quälte er sich ja damit, diese Einzelheiten untereinander und mit seinem Weltsystem in Übereinstimmung zu bringen." Hier scheint mir die Erklärung der Mechanik von Brods literarischem Schaffen in überaus klarer Form gegeben zu sein: Von der Idee des Indifferentismus beherrscht, wie sie in seinen frühen Vers- und Prosabüchern verkündet wird, trat er auf den literarischen Plan. Je eine Reihe von Werken diente ihm dazu, sein Weltsystem mit den Erscheinungen des Lebens in Übereinstimmung zu bringen. Das Problem wechselte; in der vom Autor selbst so benannten Periode eines „eigenartigen Optimismus" galt sein Schaffen einer zukunftsgläubigen Weltbetrachtung, und wir sahen ihn in den Werken der letzten Jahre energisch und bewußt das Leben vom Standpunkt eines mit der zionistischen Utopie sich Beschäftigenden aus darstellen. Diese Methode, die durch die Vielfalt der Mittel und das rastlose Einkreisen des erstrebten Zieles irgendwie eher wissenschaftlich als künstlerisch anmuten möchte und dem Autor zahlreiche berechtigte und unberechtigte Einwürfe eingetragen hat, hat den Zweiunddreißigjährigen nach den angedeuteten Etappen in eine Region geführt, wo es galt, alles unheilige Beiwerk fallen zu lassen und mit äußerster Selbsterkenntnis und reinem Verantwortungsbewußtsein ans Werk zu gehen. Nach allerlei Abschweifungen ins Rosenrote oder Halbpolitische eine Entscheidungstat: Den Weg zum Göttlichen aufzuzeigen an einem bei aller anscheinenden geistigen Bedeutung sittlich zerklüfteten, durchaus modern anmutenden Menschen, als welcher uns dieser Tycho Brahe des Max Brod letzten Endes erscheinen muß.

Es sei gleich herausgesagt: Die Aufgabe ist in sonderbarer Weise gestellt und gelöst worden. Tycho, auf dem Gipfel seiner Berühmtheit angelangt, durch allerlei privates Mißgeschick wankelmütig geworden, lädt den jungen Johannes Kepler in sein Haus, den von ihm geliebten und bewunderten Astronomen, dessen Entwicklung der alternde Gelehrte im Sinne der eignen Weltanschauung und in der Richtung der eignen wissenschaftlichen Bestrebungen leiten möchte. An Keplers in sich selbst gefestigter Geistigkeit zersplittert das nervöse und irgendwie in die Bahn der Autoskepsis geratene Wesen Tychos, der bei aller Größe seiner Leistung mit furchtbarer Klarheit das hemmende Wirken seiner sichtenden Vernunft dem ahnenden Geiste die Schwingen zum endgültigen, das All umfassenden Aufschwung stutzen sieht.

Kepler, das ist für ihn der reine Tor, das Kind des Glücks, dem alles, was ein zerquälter Geist wie Tycho in Krämpfen zu erraffen strebt, wie vom Himmel herunterregnet. Wie Tychos Bewußtheit an Keplers selbstverständlicher, naturgegebener Ungeteiltheit des Wesens sich begeistern und erheben möchte, aber einen andern als den ersehnten Empfang findet, bis der alte Forscher an sich selber irre wird und sein Werben um Kepler dem verzweifelten

Armerecken eines Ertrinkenden nach dem blinden Schilfe gleicht; wie Tycho sich in eingebildetes und wirkliches Unglück immer tiefer verrennt, bis allmählich Selbsterkenntnis das Werk der Läuterung an ihm beginnt, das ist das Grundmotiv dieses psychologischen, nicht historischen Romans.

Sonderbar erscheint die Problemstellung, weil das Emporranken Tychos einem Wesen gegenüber sich vollzieht, das dem seinigen nicht etwa entgegengesetzt, sondern ein ihm durchaus unbegreifliches, andere Pfade gehendes, von ihm stets und selbst im Augenblick der Läuterung noch unverstandenes ist. Die Lösung — Tycho erhebt sich zu Gott, in dem er für Kepler eintritt, des eignen Vorteils wenig achtend — ist bei aller Eindringlichkeit und dichterischen Schönheit der Darstellung nicht der gewaltigen Schlußfolgerung angemessen, denn Kepler ist weder Feind noch bewußter Schädiger des Tycho, und ein Opfer, für ihn dargebracht, ist keines mehr angesichts der Erkenntnis, daß ein Kepler wie der geschilderte weder das Opfer als solches empfinden, noch es gar als so gigantisch ansehen wird, wie es Tycho erscheint. Es wirken eigentlich die beiden hohen Geister nicht gegeneinander, ja nicht einmal aneinander vorbei, denn Kepler ist immer nur passiv.

„Tycho Brahes Weg zu Gott" ist ein groß angelegtes Werk, dem vermutlich weitere Auseinandersetzungen mit dem tiefen Problem folgen werden. Technisch gewertet, ist der Roman von hohem Niveau, verfaßt in einer Sprache, die in den ersten Kapiteln etwas Flackerndes, sich an sich selbst Entzündendes hat, ganz entsprechend der darzustellenden großartigen Haltung Tychos, die seine Gereiztheit und Niedergeschlagenheit verbergen will. Im weiteren Verlauf wird die Ausdrucksweise ruhiger, epischer, um in die hymnische Vision des geläuterten Tycho brausend zu münden. Das Historische und Wissenschaftliche gibt Brod mit Überzeugungsstärke wieder.

Otto Pick

Paul Schlenther †

Schlenther stand bei den Anfängen unserer „Freien Bühne" in der ersten Reihe der Kämpfer. Er begann mit einem Aufsatz über die „Macht der Finsternis", er faßte die ersten Kriegsjahre zusammen. Er hielt die Hand Brahms. Der Nachruf auf Brahm war sein letzter Beitrag für diese Zeitschrift, die sich inzwischen, wenn auch nicht immer parallel mit ihm, so doch in gleich erstrebter Intensität aus dem engen Kreise einer literarischen Revolution zur Breite einer modernen Gesamtanschauung zu entwickeln gesucht hatte. Das natürliche Band blieb die Persönlichkeit Hauptmanns, dessen Biographie das erheblichste Buch Schlenthers wurde. Schlenthers Anteil an unsern Arbeiten war aber von einer besonderen Art. Die Literaturforschung besaß in ihm einen der seltenen Geister (häufiger im Bereiche moderner bildender Kunst zu finden), die ohne Pathos, Schwärmerei und Phantastik auf dem Boden nüchternster Erkenntnis zur Förderung neuer Bewegungen gelangen, aus einem wundervoll konstruktiven Bau ihres inneren Apparats. Seine Sachlichkeit, mit dem feinen Körnchen Salz, seine Gediegenheit, mit der gelegentlichen Mischung leiser Bosheiten, seine Schäfer, mit dem Nachspiel einer himmlischen trinkfrohen Behaglichkeit, wurde hier wie überall eine Sicherheit geistigen Besitzes, zu der man in all den Schwankungen zwischen Ererbtem und Erobertem ein unbedingtes Vertrauen fühlte. Selbst seine Liebe zu gewissen Stofflichkeiten, die manchmal sein Urteil einfing, widersprach dem nicht: solche Ehrlichkeit der Neigung ziert den Bodenständigen und gibt ihm menschliche Atmosphäre. Ein Mensch gegenüber aller Literatur, ein Ritter gegenüber allem Theater, ein unverdorbenes, natürliches Gemüt gegenüber allen virtuosen Sophismen ist von uns gegangen. Niemand kann ihn ersetzen.

Wir werden in diesen Blättern noch in ausführlichem Maße seine literaturgeschichtliche Stellung und Bedeutung würdigen. O. B.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



